Novellen

von

A. Freiherrn von Sternberg.

Erster Theil.

Stuttgart und Tübingen,
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1832.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die Zerrissenen.

Eine Novelle

von

A. Freiherrn v. Sternberg.

Stuttgart und Tübingen,
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1832.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dem Freiherrn

Otto Magnus von Stackelberg

gewidmet

vom

Verfasser.

Verehrter Landsmann und Freund!

Nicht als eine Gabe, deren Gehalt Ihrem Geiſte und Ihren Vorzügen ſchmeichelt, vielmehr als ein geringes Zeichen meiner hohen Achtung und Liebe für Ihre Perſon empfangen Sie dieſes Buch, das ſich mit Ihrem Namen ſchmückt. Stets unvergeßlich wird mir der Winter bleiben, wo es mir vergönnt war, in Ihrer Nähe zu leben, und der Schätze theilhaftig zu werden, die Sie in erleuchteter Wiſſenſchaft

und Kunſt während eines ſo reichen Lebens geſammelt haben; möchte ich mich auch fernerhin Ihres Andenkens freuen dürfen, und ein Wohlwollen mich beglücken, das ich ſtets als den ſchönſten Erfolg meiner Beſtrebungen anſehen werde.

Mannheim, im Frühling 1831.

A. Baron Sternberg.

Die Zerrissenen.

Es war ein kühler Herbstabend, als der Herzog Lothar seine Geliebte, die in der Vorstadt ein kleines Häuschen besaß, zu besuchen ging. Er schritt stillschweigend durch die öden Gassen in Gesellschaft eines Mannes, der unter dem Mantel eine Zither trug, auf der er manchmal einzelne Töne anschlug und selbst dazu vor sich hinlachte, als überdenke er eine komische Geschichte. Als der Thorwächter sie anrief und um ihre Namen fragte, rief er laut und zänkisch: „Wer denn anders, als der Herzog Lothar und Massiello sein Musiker!“ Der Soldat lachte und sagte: „Ja doch, Ihr seyd auch der rechte Herzog! wohl mögt Ihr zwei lustige Vögel seyn, die in die nächste Schenke schleichen — nun immerhin, ich komme Euch nach, wenn meine Stunde um ist.“ — „Thor, der Du bist,“ brummte der Herzog, „wer hieß Dich meinen Namen nennen? Du weißt, daß mich Niemand kennen soll.“ „Nun,“ entgegnete der lachende Begleiter, „Ihr seht ja, gerade die Wahrheit hat uns am trefflichsten durchgeholfen; daß ich dem Soldaten offen gestanden, wer wir sind,

das hat ihn gerade am sichersten überzeugt, daß wir es nicht seyn können.“

Sie kamen jezt an die lezten Häuser, meistentheils elende, halbverfallene Hütten, die von Fischern und Strandbauern bewohnt wurden; vor einer derselben, die ein wenig besser aussah, als die übrigen, standen die Beiden und klopften an. Eine alte Magd öffnete leise und leuchtete vorsichtig mit der Laterne in die Nacht hinaus; als sie den Herzog erkannte, wich sie demüthig zurück, die Beiden traten gebückt hinein und hinter ihnen schloß sich die kleine Thüre wieder. Im Innern des ärmlichen Hüttchens öffnete sich wider Erwarten eine Reihe, wenn auch nicht prachtvoller, doch auf das zierlichste ausgestatteter Zimmer, die auf eine kluge Weise nach der Straße dem Auge verdeckt lagen und sich nur gegen den einsamen Hof, der sorgfältig verschlossen gehalten wurde, ausdehnten. Helle, glänzend gefärbte Wände praugten in reizenden pariser Wandgemälden, die tropischen Gewächse einer heißen Zone darstellend, nebst Badescenen, wo schwarze afrikanische Schönen sich in silberhelle Gewässer tauchten. Ein mit Gold und Ketten geschmückter Armleuchter schwebte von der Decke nieder und strömte das klare Licht von schlanken Wachskerzen auf die purpurnen Sammetsessel und Divans, welche längs den Wänden in orientalischem Luxus

aufgestellt waren. Große, üppige Rosen und Astern hingen aus blitzenden Kristallschaalen, passend vertheilt, ihre Blumenhäupter nieder, und über dem eleganten Pianoforte hing ein süßes Bild von Carlo Dolce, einen schönen Heiligen darstellend, dessen weichen Jünglingskörper blutige Märtyrwunden mehr schmückten als entstellten.

Der Fuß des Herzogs schritt leicht und siegreich über die feinen, persischen Teppiche hin; er war eben im Begriff, die Reihe der schönen Gemächer zu durcheilen, um den Gegenstand seines Wunsches zu suchen, als dieser ihm schon aus einer Seitenthüre mehr entgegen flog als trat. Ein helles, lächelndes Mädchen, das goldne Haar kunstlos auf den Nacken niederflatternd, das strahlende, große Auge mit einer Freudenthräne gefüllt, warf sich mit entzückter Hast an die breite Brust des Geliebten; hinter ihr trat eine Dienerin ein, die sich mit dem spaßhaften Musiker auf das ceremoniöseste begrüßte. Das Fräulein hatte sich geschmückt, denn sie hatte um diese Stunde den Herzog erwartet, doch ihr Putz bestand darin, ungeputzt zu scheinen. Das Köpfchen, das sich an die Schulter des Freundes lehnte, trug weder Perlen noch Gold, sondern nur ein blasses Rosenknöspchen, das kaum bemerkbar in dem hellgelben Haar sich verbarg,

der Schnitt des seidenen Gewandes lief ohne Garnitur von Spitzen oder Blumen um die Fülle des weißen Nackens und Halses herum, und nur um den weichen Marmorglanz des leztern zu heben, schmiegte sich ein Halsband von schwarzem Sammet, mit einem Demant fest gehalten, um die schöne Form. —

Wer das freundliche, liebliche Mädchen sah, den leichten Schmuck der Gemächer, und damit den unfreundlichen Eingang von außen in eine niedre Fischerhütte verglich, der mochte wohl an Zauberei denken, wenigstens an die natürliche Zauberei, die ein großer Herr sich mit dem Gegenstand seiner heimlichen Neigung zu bereiten sucht, um dem Gefühl seines Herzens die Beimischung des Wunderbaren und Hochpoetischen zu geben, welches bei den alltäglich ihn umgebenden Dingen, in der gewohnten Folge der fürstlichen Gemächer und Livréen-Gesichter gänzlich zu fehlen pflegt. Doch Jokonde schien diese Gesinnung nicht zu theilen, sie war ein gewöhnliches Mädchen, das gerne ihren Putz und ihren Liebhaber, so wenig Ehre das Daseyn eines solchen ihr eigentlich machte, der Welt zeigen wollte. Es war ihrem muthwilligen Wesen etwas höchst langweiliges, sich in der einsamen Wohnung den ganzen Tag über eingesperrt zu erhalten, um ihren Geist mit Musikalien und Büchern zu

nähren; die altklugen Gesichter des Papageys und der alten Dienerin waren eben auch nicht ergözlich, und erst am Abend kam Gesellschaft, gewöhnlich der Herzog, der einige Freunde mitbrachte, und wo dann gelacht, gesprochen und gescherzt wurde. Heute, da der Herzog heiterer als gewöhnlich schien, nahm sich also das schöne Mädchen den Muth, ihm mit einem zärtlichen Geflüster die Bitte vorzutragen, sie aus ihrem Fischer-Pallaste zu entlassen, und in die Residenz oder irgend eine Stadt zu schicken. — „Ein schöner Vorschlag," sagte der Herzog etwas trocken, „Du hast in der lezten Stadt, wo Du Dich aufgehalten, kindisches Mädchen, so viel Schulden gemacht, daß ich mir über meine Schwachheit, mit der ich immer wieder diese thörichten Ausgaben bestritt, öfters Vorwürfe gemacht habe. Hier kann sich Deine Verschwendungssucht ein weit größeres Feld verschaffen, Du kannst Tausende von Fischen einkaufen, von allen Sorten, und sie dann meinethalben wieder in's Meer zurückwerfen oder die Armen mit ihnen speisen." — Jokonde zog eine düstre Miene, die aber sogleich in ein Lächeln überging. — „Ueberdies," sagte der Fürst, „bin ich jezt an eine Braut versprochen, und da geht dergleichen, wie Du wünschest, durchaus nicht. Tröste Dich, meine Liebe, und suche ein wenig mehr Gefallen

an Büchern Dir anzueignen, Du glaubst nicht, wie deinem Geschlechte geistige Ausbildung zu lose Reize mehr verleiht.“ — „Nun schön,“ rief die Zurechtgewiesene, „wenn Du das meinst, Geliebter, so will ich morgen gleich das große Geschichtswerk zu studiren anfangen, das auf meinem Pult eingestäubt liegt, und das der galante, gelehrte Herr, der es geschrieben, die Güte gehabt hat, mir zuzueignen.“

Dieses Gespräch wurde unterbrochen durch ein leises Klopfen, welches vom Saale aus sich hören ließ. Massiello war hingeschlichen, und als die Thüre sich öffnete, sah ein breites, äusserst freundliches Gesicht hinein und sagte: „Ist es einigen alten Fischern erlaubt einzutreten?“ — „Aha!“ rief der Fürst, „da kommen unsre Freunde, nur herein!“ Die Thür ging jezt weit auf und zwei elegant gekleidete Jünglinge und eine dicke Figur in der Kleidung eines Weltgeistlichen traten ein. Sie begrüßten die freundliche Wirthin auf das artigste, und der ältere von den jungen Männern, ein bildschöner, aber bleicher Jüngling, nahm den andern an der Hand, indem er zu Jokonde sagte: „Dieser, mein Fräulein, ist der neue Freund und Schützling unseres Fürsten, dem die Erlaubniß ertheilt worden ist, dem schönsten Mädchen in dieser Stadt die Hand zu küssen.“ Eduard, so hieß der Vorgestellte, neigte

seine Lippen auf die dargebotenen, zarten Finger, und der Herzog, über die Schulter seiner Freundin gebeugt, sah dem erröthenden Jünglinge mit Huld in's blühende Antlitz. Die alte Aufwärterin und das junge Kammermädchen, beide ein wenig aufgeputzt, reichten Erfrischungen umher; Jokunde stand am duftenden, zierlichen Theetisch, die Tassen und das glänzende Geräthe ordnend. Der Abt Siegwart war eine jener behaglichen Erscheinungen, die eine immer joviale Weltanschauung nach außenhin immer weiter und behaglicher ausrundet, auf dessen vollen Zügen immer ein heimliches Lachen nur auf den Moment zu lauern scheint, um in ein lautes auszuplatzen. Er wußte tausend Anekdötchen, mit denen er Markt machte und in den Häusern herumging, dabei spielte er trefflich das Pianoforte, und tanzte auch zu Zeiten, wobei er zu behaupten pflegte, daß es ihm gelungen sey, gewisse neue französische Tänze mit aller ihnen gebührenden leichten Grazie aufzufassen und darzustellen. Jezt, da er eine heiße, dampfende Tasse am Mund hatte, lächelte er höchst vergnügt und sagte: „Sollte man nicht glauben, theurer Prinz, diese unscheinbare Hütte sey die Zauberwohnung, in der die liebliche Undine, nach unsers Fouqué's Zeugniß, ihr tolles Wesen mit den anständigsten und vornehmsten Leuten treibt?“ — „Wer ist diese Undine,“ fragte

Jokonde, „vielleicht die Frau des Herrn Fouqué?“ Der Herzog lachte: „Schon wieder ein Irrthum,“ rief er, „Du siehst, wie Du noch zurück bist; geh morgen sogleich und hole Dir das Buch aus Deiner Bibliothek!“

Der ältere der jungen Männer, den wir Robert nennen wollen, trat jezt zum Fürsten und sagte: „Dem alten Fleckwouth habe ich heute auf das Heiligste versprechen müssen, seinen Leichnam einst an den Galgen hängen zu lassen. Ich will nicht in die Erde — in die Luft, hinauf in die Luft; da wird mir wohl werden, und jener satte Ueberdruß, jener Erdgeschmack wird sich endlich aus meinem Gaumen verlieren. Am liebsten, meinte er, ginge ich als todter Mensch mit einem Luftballon einsam in die Lüfte hinauf, und triebe dann zwischen Wolken und Gestirnen, von träumerischen Winden hin und her geschaukelt, Jahrelang dort oben herum.“ — „Eine sonderbare Idee!“ rief der Fürst, „vollkommen dieses alten, wunderlichen Mannes würdig, der seinen Spleen noch mit sich in ein anderes Daseyn nehmen will. Ist er etwa wirklich gefährlich krank?“ — „O, ganz und gar nicht,“ erwiderte der Abt, „ich habe ihn noch gestern gesprochen; doch, da ich den alten Thoren kenne, hüte ich mich wohl, ihn nach seiner Gesundheit zu fragen, vielmehr erkundige ich mich angelegentlich, wann er sein

Begräbniß zu veranstalten gedenke. Dann lächelt er gewöhnlich still vor sich hin und ruft sehr bestimmt: „Das sollen Sie schon erfahren.“ — „Jene Worte des Alten,“ nahm Robert das Wort, „mahnen mich an einen finstern, eiskalten Traum, den einst meine junge Seele träumte. Es war mir, als erwachte ich in dem Stübchen, wo ich mit meinem Vater zusammen schlief. Es war ein kalter Wintermorgen, und ich bemerkte, wie der lange, etwas dürre Mann gebückt am Schreibtische saß, und, unverständliche Worte vor sich hinmurmelnd, einzelne Notizen in ein großes Buch eintrug. Jezt schlug er dieses zu, und der dumpfe Ton, der dabei durchs Zimmer ging, füllte mich mit einem tiefen Grausen. Mein Vater trat zur Wanduhr, und ich sah, wie er die Gewichte vorsichtig abnahm, und hörte die Worte: „„Jezt ist endlich das Ende da! alle Erscheinungen haben sich schon zu Millionenmalen wiederholt, die Welt ist reif zum Untergang, die jüngste Stunde ist vor der Thür.““ Ich kann es nicht beschreiben, wie diese, ruhig hingesprochenen, fast tonlosen Worte mein Innerstes erschütterten; ich krümmte mich auf meinem Lager zusammen, meine Glieder bebten, Frost durchrieselte mein Gebein. Also jezt — jezt, rief ich bei mir — jezt ist die lezte Stunde da! Als ich mich aufrichten wollte, bemerkte ich den Kirchendiener,

welcher die Schlüssel des Gotteshauses abgab, die mein Vater, sammt den abgelösten Gewichten, tönend in eine Ecke des Gemachs hinwarf. Die Leute aus dem Dorfe kamen mit Laternen, um in der Finsterniß des Morgens den Weg zur Kirche zu finden; als die verschlossene Thüre sie nicht einließ, schüttelten sie die Häupter, und ich sah mit Entsetzen in ihre blassen Gesichter. Man brachte eine Leiche, und mein Vater trat an's Fenster und rief: „„Stellt, guten Leute, Euren Todten nur hierher, in mein Vorzimmer, es lohnt nicht, ihn zu beerdigen, denn bald werden doch alle Todten auferstehn.““ Die Knechte gingen, und ich hörte, wie der Sarg mit dumpfem Geräusch im Vorzimmer hingestellt wurde. Jezt lehnte sich mein Vater weit zum Fenster hinaus, und schnitt mit einem langen, blitzenden Messer die Sonne und den Mond, die blaßroth am Horizont standen, vom Himmel ab, und zog sie, wie alberne, bunte Bilder, ins Zimmer hinein. Ich erschrack bis zum Tode; jezt war das kleine Licht, welches in unsrer Stube brannte, das einzige in der weiten, kalten, dunkeln Schöpfung; ein mitternächtlicher Sturm wehte ins Zimmer, und drohte, es zu verlöschen; ich sah, wie mein Vater heftig zitterte. Er blickte mich starr an, und schien in Erwartung eines mächtigen Ereignisses dazustehn. Jezt verlöschte ein Windstoß das

Licht, und in dem Augenblick hörte ich, wie die Leiche im Nebenzimmer in ihrem Sarge sich aufrichtete. Der Schreck, der mich befiel, war so mächtig, daß ich erwachte, und lange nicht zur Besinnung kommen konnte. Wie groß war mein Entzücken, als ich die Sonne am Himmel stehen sah, wie sie ihre freundlichsten Strahlen zu mir auf's Lager sandte: nie hat mich ihr Anblick so erwärmt und beseligt."

Die Freunde hörten diese Erzählung ruhig an, und nur Eduard erwiderte: „Was mich betrifft, so stelle ich mir einen Weltuntergang weit großartiger vor; viel lieber will ich mit einem zerplatzenden Feuerball in die Ewigkeit hineinfliegen, als an einem kalten Wintermorgen verkümmern." — „Sie haben Recht," nahm der Abt das Wort, „auch mir geht es so; ist nun einmal unser armer Leib dazu ersehen, an jenem merkwürdigen Tage zu erfrieren oder zu verbrennen, so will ich doch das leztere gewählt haben. Das Feuer ist an und für sich schon Leben und Poesie, aus einer tüchtigen Winterkälte kann ich aber, trotz alles Grübelns und Deutens, keine nur einigermaßen dichterische Bedeutung herausfinden." — „Jeder muß auf seine Weise untergehn können," rief Robert, „so wie Jeder auf seine Weise in den Himmel steigt; ich will nun einmal auf keine andre Art abhanden kommen. Mir ist

jenes Erstarren das finsterste Bild der Vernichtung; alles, alles schwindet — jeder die Seele wärmende Gedanke flieht — das Meer des Lebens erstarrt langsam, bis es endlich in seinen Grundtiefen bezwungen da liegt. Ich kann mir denken, daß in diesem fürchterlichen Zustande der Gedanke an eine durch Feuer erzeugte Pein noch ein Labsal ist, daß die Seele dürstet nach Verzweiflung, ja, daß die kälteste Resignation für sie noch zu warm ist, um sie zu fassen.“ — „Abscheulich,“ rief der Herzog, „und doch wahr! Ist denn unsre Zeit mit ihren Wirkungen etwas anders, als ein langsames, bis zum Herzen vorrückendes Erstarren?“ Er warf sich auf einen Sessel und stützte sein Haupt auf die Rechte. Jokonde ging unruhig hin und her; es war ihr unlieb, daß das Gespräch eine Wendung genommen hatte, welche die heitre Stimmung des Geliebten, mit welcher er heute Abend erschienen war, zu vernichten drohte. Sie wurde noch unzufriedener, als Robert sich jezt erhob um Abschied zu nehmen, da eine kleine Reise, die er vorhabe, sich nicht länger aufschieben lasse; der Abt begleitete ihn. „So verläßt mich denn alles,“ rief der verstimmte Fürst; „ich soll es lernen, wie elend und traurig es ist, allein im Leben dazustehn.“ Jokonde schmiegte sich an seine Brust; sie hatte den jungen Eduard gebeten, die Harfe zu ergreifen und ein erheiterndes

Liedchen vorzutragen. Massiello war auch fortgeschlichen, unter dem Vorwand, er wäre zu einer Leichenbestattung gebeten, von der er unmöglich ausbleiben könne. So blieb der Herzog mit Jokonde und Eduard allein. Eine lange Pause herrschte, der Fürst hatte sich am Kamin hingeworfen, sein Blick verfolgte die züngelnden Flammen, Eduard lehnte an der Harfe, auf welcher er, wie im Traume, einzelne Akkorde anschlug; auf einer Fußbank beim Herzog, das Köpfchen an seine Kniee gelehnt, lag Jokonde. Am Himmel stand der Mond und glänzte im Fluge hinter flatternden Fetzen des zerrissenen Mantels der Nacht hervor, der Herbstwind warf die nackten Zweige des Baumes am Fenster an einander und zog in hohlen Tönen im Kamine auf und ab. „Das Leben ist so arm," rief der Herzog, „und doch vermag eine liebliche Schwärmerei es reich zu machen!" — Eduard sang das Lied vom König von Thule. — „Ja, ja," seufzte der Fürst, „so möcht' ich enden! Jokonde, prüfe Dich, Du gutes Mädchen, könntest Du wohl eben so handeln, wie jene Buhle?" — „Noch mehr, noch mehr für Dich!" rief sie, und ihr Lockenkopf hob sich, die Züge ihres engelschönen Angesichts im Ausdruck der reinsten Zärtlichkeit zu enthüllen. Es lag auf ihrem Antlitz die sinnliche Andacht eines Raphaelischen Engels, der

vor einer Heiligen kniet; der Herzog zog sie entzückt an sich, sein Auge flammte, und Eduards Lied jubelte in hellen Tönen auf. „Du mein Geliebter, Du mein angebeteter König,“ lächelte das liebliche Kind weiter, „Du schönster unter den Männern, nicht wahr, Du bezahlst doch morgen meine Schulden? Neun hundert Gulden, mein Geliebter!“ Der Herzog nickte ihr zu, wand sich aber aus ihrer Umarmung plötzlich los, schlug die Falten seines Mantels schnell über's Gesicht, stand auf und warf einen zornigen Blick Eduarden zu, der sein begeistertes Lied eben mit einigen schreiend albernen Noten abspringen lies. Beide verließen das Gemach und Jokonde blieb ohne Antwort, verstimmt und verwundert am Kamine stehen.

Draußen war eben der erste Schnee gefallen, der Himmel hatte sich umzogen und lag wie ein kaltes, enges Gefängniß-Gewölbe über der Erde, nur von dem matten, trüben Mond, wie von der zurückgelassenen Laterne des Gefangnen-Wärters, erleuchtet. Der Sturm hatte sich gelegt. Die Straße, wo die lezten Häuser aufhörten und das weite, öde Meer sich ausdehnte, lag in Schnee und Nebel gehüllt, kein Luftzug rührte sich, alles war todt und stille. Da kam die Straße daher ein einsamer Wagen, mühsam von einem alten Gaul geschleppt, der von den dumpfen

Tönen des Fuhrmanns von Zeit zu Zeit angespornt wurde, hinten drein gingen zwei Männer, hängenden Hauptes, in weite Mäntel geschlagen. Auf dem Wagen, als er näher kam, bemerkte man, etwas erhöht, einen kleinen Sarg mit einer Kinderleiche. Der Herzog und Eduard standen bei diesem Anblicke tief ergriffen stille, und bemühten sich, den wunderlichen Zug aufzuhalten; endlich gelang es ihnen, einem der schwarzen Begleiter Antwort abzugewinnen, er schlug den Mantel vom Antlitz, und der Herzog erkannte den alten Fleckwouth, neben ihm stand Massiello. „He, was treibt Ihr hier, Leute?“ fragte der Fürst, „was ist es mit dem Kinde; ist es etwa eines von deinen vielen, Massiello, die Du jezt mit dem ersten Schnee abzuschütteln gedenkst?“ Der Alte sah den Herzog mit einem schmerzlichen, fast weinerlichen Ernst an und sagte hohl: „O, ich bitte Euch — nur jezt keine Scherze, nur jezt nicht; haltet mich auch nicht auf, denn ich trage jezt meine Jugend zu Grabe, und dieser treffliche Mann hier folgt mit mir der schönen Leiche.“ — „Ja, ja,“ rief Massiello, „so ist's, laßt uns gehn, damit wir anlangen, ehe der Kirchhofwächter die Thore seiner Stadt schließt, und wir keinen anständigen Gasthof zur Verwesung mehr offen finden.“ Der Herzog sah den Alten starr an, ein Schauer schien ihn zu durchfrösteln, er sah in die neblichte Nacht hinaus,

dann auf den ſtillen, geſpenſtigen Zug und auf die blaſſe Kinderleiche, und ſtöhnte: „Seine Jugend begräbt er! Ja wohl, ja wohl iſt es dann erſt Zeit, daß das ganze alberne Faſtnachtsſpiel des Lebens zu Ende gehe?“ Eduard hatte ſich indeß an die Leiche gemacht und rief: „O, ſeht Prinz, ein Kinderkopf aus Wachs geformt, mit weißen Tüchern ſauber umwickelt, und dieſe Puppe läßt der Alte wahrhaftig als Leiche vor ſich hin tragen!“ — „Laßt ihn, laßt ihn!“ gebot der Herzog leiſe und kurz. Der Zug ſezte ſich wieder in Bewegung, und Maſſiello ſang mit lauter, kreiſchender Stimme ein Lied aus einer Kinderfibel nach einer frommen Melodie, ſo daß die Töne aus dem fallenden Schneegeſtöber hervortönten, als der Zug ſchon längſt den Blicken entſchwunden war. „So,“ rief der Herzog, indem er, in ſeinen Mantel geſchlagen, von einer trüb leuchtenden Laterne beſchienen, einſam daſtand, „ſo trägt jeder am Ende ſeine Jugend heim; einmal im Leben muß dies trübſelige Leichenfeſt vor ſich gehen! Ach, die ſüße, göttliche Jugend! Da hatte der ſeltſame Alte nun alle jene traulichen Pfänder der Luſt, Bänder und Tücher der verſtorbenen Geliebten ſeiner Jugend, dem Püppchen umgebunden, mit dem zärtlichen Andenken jeder glücklichen geſchwundenen Stunde es umhangen, und geht nun mit der kleinen Leiche

hinaus. Auf dem Grabe, das diese Schätze in sich aufnimmt, sizt nun der arme, alte Mensch und legt den kalten, versteinerten, von Jugend und Liebe verlassenen Körper als Leichenstein auf den Hügel.“ Der junge Eduard sah den großen, schönen Mann schweigend und betrübt an; er wollte eben einige Worte des Trostes vorbringen, als jener mit einer leidenschaftlichen Bewegung seine Rechte auf die Schulter des Jünglings stüzte und mit einem Tone des tiefsten Jammers ausrief: „Schenke mir Deine Jugend, fülle diesen Busen mit Wärme, und Du sollst über mich gebieten!“ Eduard schmiegte sich an die edle Gestalt, ein geheimnißvolles Bangen erfaßte sein ganzes Wesen, es herrschte eine minutenlange Pause, und langsam fielen die Flocken auf die beiden finstern Gestalten herab. „Lassen Sie uns gehen,“ rief der Herzog, „die Nacht wird kalt.“ — Sie gingen um die Ecke und verschwanden bald in der Finsterniß. —

In die Malerstube des alten Hofmalers Gotthold hatte seine Tochter Emilie ihren Verlobten hinbeschieden, weil der junge Eduard ihr zu wissen gegeben, es drücke seine Brust ein Geheimniß, und zwar ein freudiges, welches sein

Mädchen erfahren müsse. Dem aufhorchenden, schönen Kinde berichtete jezt der, durch die Eile noch fast athemlose Jüngling sein sich immer fester knüpfendes Verhältniß mit dem Herzog und dessen Freunden, die Ereignisse des gestrigen Abends; er beschrieb das freundliche Wesen der fürstlichen Geliebten, und ihre zarte Beachtung jedes Fremden, der sich ihrem Zirkel nähere; zulezt fragte er das zu Boden sehende Mädchen um ihre Meinung. „Was soll ich zu dem allen sagen," entgegnete sie mit sanfter Stimme, „Du hast es ja gewollt, Dein Bestreben ging ja immer dahin, mit diesen höhern Ständen in Berührung zu treten; jezt hast Du es." — „Freilich hab' ich, was ich wollte," rief der begeisterte Jüngling, „doch, freue Dich mit mir: das fehlt mir noch." — „Freuen?" entgegnete das besorgte Mädchen, „die Zeit wird lehren, ob ich dazu Ursache habe. Ich bin nur zufrieden, Dich deinen dicken Folianten und der pressenden Kante deines Schreibpults entzogen zu haben. Mir kam es öfters vor, als stählen jene kleinen schwarzen Zeichen, deren Du so viele täglich auf das blendende Papier maltest, allmählig das schöne leuchtende Roth auf deinen Lippen und Wangen." — „Wie poetisch!" rief der Jüngling. „Nicht das," entgegnete unwillig das Mädchen, „ich will nichts Poetisches sagen; etwas Wahres, meine Empfindung habe ich Dir ausdrücken wollen." —

„Nun ja — und ist es nicht hübsch, daß deine Empfindungen poetisch sind?“ — Emilie sah ihn mit einem langen, fragenden Blick in die Augen, dann sagte sie etwas leiser und stockend: „Ich habe eine Furcht vor der heutigen Poesie; ich glaube, daß deßwegen die Leute so bleich und hohläugig — und wieder auf der andern Seite so elend und jämmerlich herumlaufen, weil sie so poetisch sind. Der Vater wird Dir meine eigentliche Meinung besser erklären, ich muß immer fürchten, ausgelacht zu werden, wenn meine ungelenke und unwissende Zunge dergleichen Dinge berührt.“ — Eduard küßte seine erröthende und schmerzlich lächelnde Geliebte. Indem trat der Vater herein, und packte einige mitgebrachte Bilder aus; er wurde sogleich ins Interesse gezogen, und um seine Meinung, rücksichtlich des Fürsten und seiner Freunde, befragt. Gotthold schob seine Brille auf die Stirne hinauf, die von einem Rest des silberhellen Greisenhaares spärlich bekleidet wurde, und sagte zu dem am Fenster lehnenden Jüngling: „Ich denke, Du kennst meine Ansicht rücksichtlich dieser Herren; es sind Zeitbilder, elegante Herren. Der eine schreibt bittersüße Verse, der andere bringt ganz unerhörte Noten zusammen; aus dem dritten, dem Dicken, bin ich noch nicht recht klug geworden; der berühmte Mann scheint in ihm noch nicht reif geworden zu seyn, gleichsam noch

in der Hülse zu stecken. Sie sind alle aber sehr unzufrieden, nicht allein über ihren übel zugeschnittenen schwarzen Frack, sondern auch sogar über das Leben. Vielleicht haben sie auch Recht; prüfe selbst, mein Sohn. Du hast zu deinem Wissen einen tüchtigen Grund gelegt; die Meinungen der alten Weisen und Dichter haben deinen Geist bilden helfen, nun richte den Blick in's Leben, besuche die weltverbesserlichen Thee's, die Diner's, wo die vornehme Zerknirschung, der zahme Egoismus und die kalte Resignation sammt der Sinnlichkeit Tafel halten und sich bei den Gerüchen der Schüsseln aus fremden Zonen betäuben. Mir ist nach vielem Streit unerwartet und wider mein Verdienst ein schöner Friede geschenkt worden."

Als Eduard am Abend sich entfernte, um am andern Morgen zum Herzog zu gehn, winkte ihm das blaue Auge seines Mädchens in die tiefe Finsternisse hinein. Sie sprach nicht, sie zwang sich zum Lächeln, doch eine Thräne fiel über dies falsche Lachen hinweg. Jezt hatte sie Eduarden geschwind etwas umgehängt und in den Rock gesteckt. „Nicht jezt gesehen," rief sie, „nicht jezt — erst auf der Treppe, wenn Du fort bist; es ist ein kleines Geschenk, und Du mußt nicht über mich lachen." Sie wandte sich weg, ergriff das Licht und leuchtete ihm herab. Als er unten war, trat er an eine Laterne, zog die Gabe aus dem

Busen, und erkannte ein kleines, goldnes Kruzifix. „Wie sie heimlich und beschämt ihren Gott weggeschenkt,“ dachte er mit Lächeln bei sich; „damit er mir folge, wohin ihr Auge nicht folgen kann, gibt sie ihn.“ —

Zu der bevorstehenden Vermählung des Prinzen war, nebst andern Gästen, auch der Graf Eberhard angelangt, ein Mann, den man fürchtete, weil er im Rufe stand, geheime Verbindungen zu leiten. Eduard sah ihn beim Herzog, und den nächsten Tag erfuhr auch seine Emilie die neue Bekanntschaft. „Er hat die ganze Welt umreist,“ erzählte der Jüngling, „alles gesehen. Auf den Trümmern von Athen hat er melancholische Nächte einsam durchwacht; vor den Königsgräbern zu Memphis hat er fragend gestanden; an die Catheder unsrer größten Philosophen hat er zerschmetternde Theses angeschlagen; in Schottlands Gebirgen hat er mit Ossians Schatten verkehrt, und, ein zweiter Manfred, hat er die Gipfel himmelstürmender Alpen bestiegen, um in gräßlicher Einsamkeit dem nahen Himmel Fragen vorzulegen, die das Blut eines Geschaffenen starren machen.“ — „Halt ein,“ rief das erschrockene Mädchen, „was will der wahnsinnige Mensch bei uns? was bei Dir?“ — Eduard mußte lächeln, aber Emilie sah ihn bittend an: „Sprich von etwas Anderm,“ sagte sie rasch; „wie erscheint Dir diese Jokonde,

wie benimmt sie sich, wenn so viele Herren sie umkreisen? Man sagt mir, sie soll schön und freundlich seyn?“ — „Das ist sie,“ erwiderte der Gefragte, „sie kann, wie ein Kind, scherzen und muthwillig lachen; wie ein Kind schuldlos, unbefangen die frischen Lippen öffnet und die leuchtenden weißen Zähnchen enthüllt. Ihre Kleidung ist, glaub' ich, immer nach der neuesten Mode, und ein vielfach gewundener Schawl läuft ihr manchmal durch beide Arme durch.“ — „Das ist nicht möglich,“ rief Emilie, „von einer so sonderbaren Mode steht nichts im Journal.“ — Eduard entzog sich geschickt einem Examen, dem er so wenig gewachsen war. —

Wieder schimmerten die zauberhaft erleuchteten Fenster des stillen Fischerhäuschens in den Hof hinein, wieder trieb Massiello, gleich einem bunten, abentheuerlichen Kobold die Gruppen der Gäste durch einander mit der geschwungenen Geißel seiner Laune. Vor dem leuchtenden Theetisch aber saß die Graziengestalt in den faltigen, breiten Aermeln, mit dem Köpfchen, dessen Goldgeringel diesesmal, auf modische Weise in einen Apolloknoten geschürzt, in zwei Psycheflügel sich spaltete, gegenüber stand der Graf Eberhard in einer eckig halbzusammengebrochenen Stellung und redete in unheimlicher Tiefe mit dem schönen Kinde über die Kerzen herüber. Eduard konnte sein Auge

nicht von der Gestalt fortbewegen, seine Seele war in der grösten Spannung, denn der Graf hatte versprochen, heute ein kleines Manuscript vorzulesen. Als er jezt die Worte: Italien, Schweiz hörte, riß er sich fast gewaltsam vom sprechenden Abt los und trat an den Theetisch, eben als der Erzähler langsam und mit zuckenden Lippen die Worte sprach: „Es geht mir nichts über die pikante Fäulniß Roms, dieses ewigen Juden unter den Städten, diese Stadt, die nicht sterben kann, so tief sie auch von der Last des menschlichen Elends gebeugt worden. Die Geschichte dieser armen Roma ist die Geschichte eines Menschen, der an einen Gott geglaubt hat, und dem nun jede Stunde spottend zuruft: du hast geirrt, es gibt keinen!“ Diese Worte fielen brennend in Eduards Seele, er fuhr lebhaft auf, um etwas zu erwidern, als Jokonde ihm eine Tasse Thee hinreichte, und zum Grafen sagte: „Hier ist ein junger Mann, der auch in Rom gewesen ist, und dem, so wie mir, die Makaroni's vortrefflich geschmeckt haben.“ Der Graf warf einen kurzen, matten Blick auf den Jüngling, und dieser hätte vor Verdruß weinen mögen, daß das dienstwillige Fräulein ihm so täppisch die Makaroni in den Mund schob. Der Herzog trug jezt Stühle herbei, und der Graf, indem er ein paar Blätter aus dem Busen zog, sagte zu diesem:

„Eure Durchlaucht haben es Ihrer großen Gnade, mit der Sie mich beehren, zuzuschreiben, wenn diese Mittheilungen Sie etwa belästigen sollten. Es sind Bekenntnisse eines Freundes, von dem ich nicht entscheiden will, ob ich ihn für glücklich oder unglücklich halte. Das Lebensräthsel läßt viele Deutungen zu. Mein Freund war bestimmt, ein Geistlicher zu werden, und in diesem Aufsatz wird sein Eintritt in's Klosterleben geschildert.“ — Eine Pause herrschte, und der Graf erhob seine Stimme indem er folgende Worte las:

„Alle menschliche Größe ist Lüge, alles Hohe und Heilige ein läppischer Selbstbetrug! Die wilde Naturflamme der Sinnlichkeit bläst üppige farbige Kugeln vor sich hin, die wir Tugend, Glauben, Wahrheit nennen, und die im nächsten Augenblick zerplatzen. Die Seele ist die Krankheit des Leibes, die Lügnerin, die ihm einen Himmel vorspottet, und ihn aus sich und seiner Bestimmung reißt; diese Bestimmung aber ist, zu keimen, zu wachsen, thierisch hinzuträumen und wieder spurlos zu vergehn; jeder Glaube an ein anderes Ziel, an einen andern Zweck ist der lächerlichste Betrug. Ich bin frühe zur Wahrheit hindurchgedrungen, und meine Lippen tranken aus dem Giftbecher als sie noch jung waren. — — Mein Oheim, der die Wünsche der Eltern erfüllte, brachte mich als siebzehnjährigen Knaben in's Kloster der schwarzen

Brüder. Schauerlich finſter lag dieſes Aſyl menſchlichen Elends; zwiſchen Felſenwände eingeklemmt ragten die Thürme des alten Baues in die Luft, und um dem Strahl des Lichts den lezten Zugang faſt zu rauben, warf ein Kranz finſtrer Buchen und Tannen von oben herab ſeinen bläulichen, kalten Schatten in den dämmernden Kloſterhof. Hier ſchlich ich mit ängſtlich fragenden Blicken herum, wenn die ſchwarzen Geſtalten der Brüder ſich an mir vorbeibewegten, wenn ich ihre wankenden Schritte hörte, mit welchen ſie in die Nacht der hohen, von einem ſpärlichen Lämpchen erhellten Kreuzgänge verſchwanden, hier ſann ich den trüben Wundern nach, die die Knie meiner Brüder beugen machten. Ein langer, dürrer Mönch, mit einem Geſichte, wie eine kalte Steintafel, ging mir nach und hütete die Einſamkeit meiner kleinen Zelle. Oft wenn ich ihn um Mitternacht durch die Kirche aufrecht, wie ein im Sarge erkalteter Körper, ſchreiten ſah, fiel der Schatten ſeines vorüber wandelnden Leibes wie eine ſchwarze, ſtille Gotteslängnung auf die Bilder der göttlichen Helfer. Er war nie aus der dunkeln Kellertiefe des Kloſters an den warmen Mittag oben hinaufgeſtiegen, nie mochte er lächeln, nie eine bunte Blume, einen grünen Baum ſehen, ein grauer Vorhang verhüllte auf immer die Ausſicht ſeines kleinen Zellenfenſters. Dieſer Mann

war es, der mir seine nähere Aufmerksamkeit schenkte; er gab mir eines Tages ein Buch, in welchem sich schöne Abbildungen jener frommen Helden der Kirche befanden, deren Geschichte meine junge Brust entflammt hatte. Wie selig war ich im Besitz eines solchen Schatzes. Wenn die mitternächtliche Glocke ihre einsamen Laute durch die Nacht tönen ließ, wenn alles im Kloster ruhte, dann fand ich Mittel von meinem Lager mich zu erheben, dem Corridor entlang, dem heiligen Muttergottesbilde vorbei, leise schleichend eine kleine, versteckte Thür zu öffnen, die mich in ein hochgelegenes Thurmstübchen leitete, wo sich eine Bank und ein Tisch von Stein befand. Hier hörte ich nun die Bäume auf den Felsen dicht über mir rauschen, hier konnte ich den Himmel mit seinen Sternen sehen, hier fuhr oft der Sturm, der unten schwieg, mit tönendem Brausen durch die Gitterstäbe meines kleinen Fensters und drohte das flackernde Lämpchen zu verlöschen, welches vor mir auf der Steinplatte seine unruhigen Lichter und Schatten warf. Ach, ich kann die Seligkeit, den herzzerreißenden Schmerz, die ahnende Wonne, die träumerische Begeisterung und die trunkene Entzückung nicht beschreiben, die in jenen wunderbaren Nächten mein armes Knabenherz befiel. Ich lag auf beide Hände gestützt, das Buch auf meinen Knieen, die blonden Locken meines Hauptes

drüber hin fließend — stundenlang auf den kalten Steinen und hing mit verzehrender Glut an den Bildern meines Buches. Der Gedanke ging endlich in mir auf, daß auch ich ähnliche Wunder wirken könne, daß auch mein schwacher Körper die Glut des Himmlischen durchströmen und weihen könne. Nicht achtend auf die Vermessenheit solcher Gedanken, flog meine jubelnde Phantasie immer höher; bald zweifelte ich nicht mehr an meinem hohen Beruf; konnte wohl Gott ein Herz, das so brünstig sich ihm näherte, verstoßen? Ich faßte die ganze Stärke meiner Seele, niederstürzend lag ich im Staube vor ihm, und erbat unter strömenden Thränen ein Wunder. Gleich dem heiligen Faustinus wollte ich die Stäbe meines Fensters schütteln und sie wie Rohrstäbe brechen. Buße und Geißelung huben jezt an, und sollten jeden Funken der irdischen Begehrlichkeit in mir ersticken. In der Einsamkeit meiner Thurmzelle floß mein Blut unter Geißelstreichen und färbte den Steinboden; kein Gebet, keine Fürbitte wurde verabsäumt, Hunger und Nachtwachen hatten meine Glieder der Fülle der Jugend entkleidet; endlich glaubte ich reif zu seyn, für das mächtige Werk. In einer Nacht, wo ein fürchterliches Wetter sich über unserem Kloster entladete, faßte ich im Wahnsinn jene Eisenstäbe, raste in Entzükung und wandte alle Kraft an, sie zu brechen. —

sie brachen nicht — und ohnmächtig stürzte ich auf die Steine des Bodens. Als mich die Brüder oben fanden, erhielt ich eine strenge Züchtigung und mein geliebter Thurm blieb mir auf immer verschlossen. Wenige Tage nach diesem Ereigniß hatte ich den Muth, aus den Klostermauern hinauszuschleichen, um in den nahen Forst mich zu verlieren. Meine Seele, die in Betäubung lag, dürstete nach Einsamkeit. Rastlos forteilend gerieth ich bald in viele Waldpartien, und kaum hatte ich ein finsteres Rasenplätzchen mir ausersehen, um mich mit meinem Wunderbuch dort niederzulassen, als ein Geräusch in meiner Nähe mich plötzlich emporschreckte. Wer beschreibt mein Entsetzen, als ich dicht vor mir ein Ungeheuer erblickte, welches den heißhungrigen Rachen schon aufsperrte, um meine zitternden Glieder zu verschlingen. Thränen stürzten aus meinen Augen, in der Angst und Verwirrung stürzte ich auf meine Knie und meine Arme hielten, einem dunkeln Triebe folgend, dem Wolfe die Blätter meines aufgeschlagenen Wunderbuches entgegen. Nicht so bald hatten die grünen funkelnden Augen des Scheusals die geweihten Schriftzüge erschaut, als die fürchterliche Gestalt langsam zu weichen begann; ich rutschte auf den Knien ihr nach, immer das Buch gerade vor mich hin haltend und, o dreimal herrliches Wunder, das mörderische

Thier heulte laut auf und entfloh furchtsam ins Dickicht. Ich blieb noch, auf meinen Knien liegend, ein heißer Strom der Entzückung überstürzte mein Gebein; meine Besinnung drohte zu schwinden, und mein umherschauender Blick glaubte Gesträuch und Bäume, Himmel und Wolken in einem überirdischen Glanze leuchten zu sehen. Grüne züngelnde Flammen lösten sich von den Spitzen der Bäume, rothe Lichter entsprangen dem Schoße der Waldrosen, Sonnenflocken träufelten von oben herab und diese bunten Lichter vereinigten sich und flossen zu einer hellen Krone um die gelben Locken meines Hauptes, mein Gewand ward Licht — ich selbst war in einen Heiligen verwandelt. Mir war ein Wunder gelungen, der Himmel hatte meine Gebete erhört; schon sah ich im Geiste eine gläubige Menge zu meinen Füßen knieen. Als ich im Kloster wieder ankam, hatte Niemand meine Abwesenheit bemerkt, dem blassen Bruder, der mich besuchte, warf ich mich an den Hals, mit der Glut meines jungen Busens erwärmte ich seine eiskalte knöcherne Brust, — mein göttliches Geheimniß ward das seinige. Er sagte nichts, doch zuckte es um seine bleichen Lippen. An einem Nachmittage rief er mich zu sich in seine Zelle. Ich zweifle nicht, mein junger Bruder, sprach er, an deine wunderthätige Kraft, doch treibt der Lügengeist mich an, dich zu versuchen,

komm, überzeuge, erleuchte mich. Mit diesen Worten brachte er den wilden Hund des Klosterhofes herbei, und indem er das wuthschnaubende Unthier an der Kette festhielt, sagte er zu mir: Nun, mein Bruder, jezt nimm dein Buch, halte es gegen dieses Thier, und wenn du anders wahr geredet, und an den Himmel glaubst, so wird die Wuth des Hundes nichts gegen dich vermögen. Du sagst es, rief ich mit starker Stimme, so wahr der Glaube an des Himmels Kraft kein Spott ist, so wahr wird mir der Hund nichts Böses anthun können. Jezt sank ich auf meine Knice und entblätterte mein Buch — in dem Augenblick entsprang das Thier seiner aufgeknüpften Kette und — o, es ist lächerlich, — die Bögen meiner Schrift lagen zerrissen vor mir und ich fühlte die jähen Schmerzen, wie die grimmigen Zähne des Hundes sich tief in mein Fleisch einbohrten. Als ich am andern Tage aus meiner Ohnmacht erwachte, lag ich in meiner Zelle, der bleiche Bruder stand neben mir, und ich bemerkte im hellen scharfen Strahl des Mondlichtes, wie sich sein blasses Gesicht in einem grinsenden, tonlosen Lachen weit spaltete, und sich dicht über mich beugend, so daß sein kalter Othem an meiner heißen Fieberwange erwarmte, sagte er leicht und immer fortlachend: Albernes, warmes Kind, dein Fleisch hat dich bethört, es gibt keinen Himmel!

Merkſt du nun endlich, daß es ein böſer Geiſt iſt, der mit uns ſpielt. Ich hörte dieſe Worte nicht mehr, mein Herz brach und in einem Blutſtrahl, den ich ausſpie, ſchwanden mir die Sinne von neuem. In einem Fiebertraum, der mich zwiſchen Tod und Leben ſchwebend erhielt, ſah ich den blaſſen Bruder öfters, wie er in der Kirche herumging und mit dem weiten Aermel ſeiner Kutte die Bilder der Heiligen auslöſchte; dann leuchtete er hin und auf dem matten, ſchwärzlichen Grund zeigten ſich nun ſcheußliche, ekelhafte Fratzen, die Menge aber kam und kniete andächtig nieder und ſah die entſetzliche Verwandlung nicht. Schuldlos lächelnde Knabengeſichter, blühende Mädchenköpfe blickten vom Chor hernieder; vor dem Allerheiligſten ſtand jedoch der fürchterliche Blaſſe und ſang ſchamlos wahnſinnige Lieder in andächtigen Tönen ab. Eine dreimonatliche Krankheit hielt mich am Lager feſt, in den fürchterlichſten Krämpfen drohten meine entzündeten Sinne unterzugehen, als endlich die aufſtrebende Natur ſiegte, die Kriſis vorüberging, lag ich auch, eine kalte Leiche, da, mit einem Herzen, das nichts mehr bewundern, nichts mehr lieben konnte. Mein Auge war entſiegelt, was Tauſende von Menſchen in ihrer Blindheit feſſelte, hatte auf mich ſeine Macht ewig verloren; ich ſah das höhnende Gerippe durch die bunten Fratzen durch, mit denen

die schmeichelnden Sinne, der Wahnsinn und die Thorheit es umkleiden. Als ich genesen, führte der bleiche Bruder mich nun immer weiter auf die eisige Höhe der Erkenntniß; ich sog von seinen Lippen den schneidenden Spott, die kalte Verachtung, den schlafmüden gähnenden Ueberdruß mit Begierde ein; ich verachtete die schwachen Seelen, welche dem Wurme gleich sich krümmten unter den Tritten eines tyrannischen Geschicks; mich mochte sein plumper eiserner Fuß zertreten, was lag daran, wußte ich doch, daß ich dann auf ewig dem Nichts wieder dahingegeben war, aus dem ich wider meinen Willen zu Qualen hervorgerufen worden. Ich konnte in meiner Ueberzeugung mich nicht einmal zu dem Glauben eines Lehrers zwingen, als beherrsche den Menschen ein böses, tückisches Wesen; wie möchte ein solches Freude daran haben, mit einem Geschöpfe zu spielen, das wie ein läppisches Uhrwerk sich selbst überlassen, zeitig genug an seiner eigenen Erbärmlichkeit sich aufrieb und vernichtete. Die Thräne der glühendsten Andacht, ist sie mehr als das Werk eines durch Sinnlichkeit und Eitelkeit hervorgekitzelten Nervs, ist sie etwas edleres, als das Lächeln auf der Lippe eines Wollustrunkenen?“ —

Der Graf hatte geendet und lag zusammengesunken da, der Herzog träumte vor sich hin; Eduards Seele war ganz Leben und Bewegung,

er glaubte einen Blick in das Innere des wunderbaren Mannes gethan zu haben, und seine Ueberzeugung war, daß der Graf seine eigene Geschichte vorgetragen habe, er wollte ihn mit einer Rede voll Glauben und Frühlingswärme ansprechen, da richtete jener das Auge auf ihn und jener matte, Ueberdruß blickende Strahl fiel entkräftigend in seine Seele. Selbst Jokunde erschrack vor diesem Blicke, und fragte schnell, ob der Graf nicht noch eine Tasse Thee befehle, oder ob sie, um die Gesellschaft zu erheitern, etwas spielen solle. Der Graf nickte und der Herzog sprang auf, um einen dankenden Kuß auf die Stirne des schönen Mädchens zu drücken. Massiello nahm förmlich Abschied, und führte zur Entschuldigung an, wie er jezt gerade ein altes, höchst seltsames Liebeslied dichten wolle, welches in seiner ganzen Lebendigkeit in ihm aufgegangen sey, als der edle Graf von der absoluten Thierheit so vortrefflich gesprochen, und da wolle er zwei recht gesunde Leute, denen es gelungen war, auch das lezte Reschen von Seele, Tugend und Unsterblichkeit wegzuschleudern, in recht kräftiger Naturfreude zusammenführen. Der Herzog ließ ihn gehen, und auch der Graf nahm Abschied. Ein freudiges Ereigniß war, daß jezt die Thür sich öffnete, und die beiden Flüchtlinge, Robert und der Abt, hineintraten. Man hörte nicht viel

auf ihre Reiseberichte, der Herzog umarmte leidenschaftlich einen um den andern, Jokonde brachte allerlei Possen vor, und endlich mußte der Abt sich an das Pianoforte setzen, um einen seiner französischen Tänze zu spielen. Er protestirte heftig, indem er behauptete, daß sein Verlangen, unter den Tanzenden eine Stelle einzunehmen, viel zu mächtig sey, besonders wenn sein Glück es ihm gestatten wolle, an der Seite des schönen Fräuleins seine Geschicklichkeit zu zeigen. Man kam seinen Wünschen zuvor, Eduard setzte sich zum Spiel und lächelnd folgte das reizende Mädchen seinem alten Grazioso, indeß der Fürst und Robert sich gegenüberstellten. Jokonde machte jene leichten Sprünge, die ihr durch ihre natürliche Anmuth immer das Entzücken der Zuschauer erwarben, indeß der Abt, ihr schief gegenüberhängend, sich in künstlichen Tanzfiguren erschöpfte und endlich damit endete, mit einem bösartigen keuchenden Husten einzugestehen, daß er sein schönes Vorbild unmöglich erreichen könne. Ein leises Gelächter wurde hörbar, als er abtrat; und jezt stellte sich der schöne Robert an seine Stelle. Die Musik floß wie mit Inbrunst in die reizenden Verschlingungen und hob auf klingenden Wogen die schönen Tänzer wie im Triumph auf und nieder. Der Herzog glaubte zu bemerken, daß Jokonde die dunklen Augen des jungen Engländers suchte und hustete verstimmt.

Als man geendet hatte, trat die Dienerin herein und meldete, es stehe im Vorzimmer ein kleiner verdrüßlicher Mann mit einer spitzen, äußerst saubern Nachtmütze, er habe kurz und ungeduldig anbefohlen ihn zu melden. Die Gesellschaft trat neugierig zusammen, die Thüre ging auf und eine seltsame Figur mit rückwärts flatterndem Schlafrock eilte herein, bemächtigte sich eines Stuhles, bestieg ihn und sich leise räuspernd und bückend hub sie mit feiner Stimme zu sprechen an: „O meine Herrn, wenn Sie wüßten, wie krank ich bin; man beobachtet mich und hält meine arme kleine Person in einem weitläuftigen Gebäude verschlossen, so weit ist es mit der Despotie des Pöbels gekommen; sie sezt die Zeit selbst gefangen, indem sie vorgibt, mich zu befreien. Ach, es ist etwas beklagenswerthes um die Ehre, der Gott der Zeit zu seyn! Ja, Madame, lächeln Sie nicht, ich bin die Zeit. Eigentlich sollte ich Sie verspeisen, da Sie mein Kind sind, aber diese Untugend habe ich mir schon längst abgewöhnt. Du lieber Gott, meine Kinder heut zu Tage schmecken erbärmlich schlecht, es ist eine grenzenlos fade Speise, die den besten Magen verdirbt — freilich wäre ich jung — ach damals, damals! still, still! das ist der Wurm — ganz im Geheim, lieben Freunde, ich bin alt, sehr, sehr alt. Sehen sie dieses altgermanische blonde Lockenhaar, das unter meiner Mütze auf die Schulter

herabwallt, es iſt falſch und deckt meinen nackten Scheitel, der ſonſt ganz erbärmlich frieren würde; der lederne Koller, den mir Götz von Berlichingen geliehen, iſt nicht genug, die enge kalte Bruſt zu wärmen, unter ihm trage ich eine Jacke von Flanell, die ich aber ſorgfältig verſtecke; den Wertherfrack ziehe ich manchmal noch drüber, ich liebe ihn, weil er ſo ſtark nach Pulver und Lebensüberdruß riecht. Uebrigens iſt mein Gebein von der Studierlampe durch und durch gedörrt, mein Körper hat allerlei ſeltſame Einbeugungen und Auswüchſe von den Ecken und Kanten des Schreibtiſches erhalten und die innern Theile ſind vom beſtändigen Nachtſitzen jämmerlich zuſammengewachſen. Ach, Madame, Madame! oft überfällt es mich wie der Tod in Thränen, wenn ich daran denke, wie ich einſt im alten Hellas als Jüngling ewige Hymnen abſang, zu den Füßen Aſpaſiens lag; wie ich als Knabe Alcibiades an den Lippen des Sokrates hing, der ſo ſchön war, weil er ſo weiſe; wie ich in ausgelaſſener ſinnverwirrter Jugend den trunkenen Bacchus auf meinen Schultern durch den jauchzenden Sturm der mitternächtlichen Orgien führte. O Himmel, Himmel! und wie ich ſpäter an der Tafel des Mäcenas das beſte Glas Wein in meinem Leben trank, und der alte Flaccus mir zur Seite mit lächelndem Munde, im Gefühl eines üppigen Lebens, die Reize länd-

licher Einsamkeit prieß, wie mir als Antonius die ägyptische Königin in afrikanischer Liebesglut die Wange bleich küßte; wie ich in stürmischer Jugendbrust als Hannibal dem völkerwimmelnden Erdkreis Verderben schwur! Und später — Freunde, Euer Auge wird feucht — Ihr ahnet, wovon ich sprechen will — ach, von der Zeit meiner ersten Liebe. Die stürmische Jugend war vorüber; aus dem Orient, vom Grabe des Erlösers kam ich zurück, in meinem schwarzen Auge lag die dunkle, süße Elegie der Liebe, meine Wange war bleich, der Tod Jesu hatte einen finstern Schatten auf die Welt geworfen. Die üppige, feurige Blume der Sinnlichkeit schloß sich, eine heilige, ewige Mondnacht der Liebe ging über die Erde auf, und die Schatten gewaltiger, ernster, gothischer Thürme fielen kalt auf die bunten Marktplätze des Lebens. Damals, Madame, damals liebte ich — hatte ein krankes, schwaches, doch unendlich liebenswürdiges Mädchen entdeckt, es war meine eigne Seele. Kennen Sie, Madame, dies seltsame Geschöpf? Die wahre Liebe zu ihr ist, wie jede Liebe, mit ewigen Schmerzen verbunden, doch diese Schmerzen sind süß. Nun trachtete ich nicht mehr nach den Genüssen meiner raschen Jugend, sondern saß die stillen Nächte bei meiner Liebe, sie in den Schlaf wiegend mit süßen Liedern; in den goldnen Gärten der Provence gingen wir tändelnd

mit einander, an den Altären prangender Münſter knieten wir mit einander, in den Minnehöfen bei den Sprüchen ſchöner Frauen, ewiger Sänger, wurde uns das Räthſel unſrer eignen Glut klar, und in dem Zuſammenklang göttlicher Harmonien, in den ſtürmiſchen Gebeten glühender Andacht, in Farben, Tönen, Frühlingsglanz und Todesgrauen ſchlug der goldene Kelch unſerer Liebesblume ſeine prangenden Blätter mit Geſang auseinander, und wankte, von Sonnenglanz umträufelt, in den ewigen Himmel hinein! — Ach, Freunde, vergebt eine Thräne! o meine Jugend, meine Jugend! Seitdem, Madame, ſeitdem — es muß heraus — bin ich alt geworden, die Geliebte auch. Wir heuratheten uns und bewohnen jetzt verſchiedene Seiten. Wir arbeiten jetzt tüchtig an unſrer Vervollkommnung — ach, was habe ich für Schriften und Schriftchen leſen müſſen, Bücher, Bücher und immer Bücher! Dabei tönt mir oft in der Nacht bei der Arbeit das alte ſehnſüchtige Lied meiner Jugend in die Ohren; es iſt entſetzlich, mir wird dann ſo erbärmlich zu Muthe wie einer armen zergangenen Semmel in einer kaltgewordenen Kaffeetaſſe! Oh, oh! ich klagte meine Leiden einem Arzte, der lächelte und ſagte, er wüßte ſchon lange, daß die Zeit krank ſey, er verbot mir das lange Nachtſitzen, die antiken Versmaße, und gebot mir dagegen, von den neuen Tagblättern täglich ein Dutzend zu mir zu

nehmen. Meiner Frau geht's nicht besser, bei der treiben die Philosophen und Frommen ihr Wesen, und sie fühlt sich auch täglich kränker und gibt in matter Leutseligkeit alles zu, was man von ihr verlangt. Ja, es ist Zeit, Freunde, es ist Zeit, Madame, daß wir endlich alle schlafen gehen. Gute Nacht!"

Die Gestalt stieg jetzt vom Stuhl und wollte entschlüpfen, doch sie wurde im Triumph wieder eingeholt. Man hatte Massiello erkannt, und als er jetzt seine seltsame Kleidung näher vorwies, lachte alles, der Herzog am meisten. Die gute Stimmung schien vollkommen wieder hergestellt. Jokonde allein hatte sich im Sessel zurückgelehnt und spielte mit ihren Locken, sie mochte nicht mitlachen, weil sie nicht begriff, worin der Scherz bei der sonderbaren Rede lag, doch war sie am tollen Massiello dergleichen gewöhnt. Sie wußte, daß der Herzog ihn liebte und nicht ohne seinen Humor, wie er es nannte, leben konnte. Die Klostergeschichte des Grafen, sagte der Fürst, läßt noch immer ihre Bitterkeit spüren, da müssen wir schon zu der Musik unsre Zuflucht nehmen, um durchaus jede Spur zu vertilgen. Jokonde und der Abt traten ans Pianoforte und Massiello, der in den Notenblätter wühlte, rief: „Wenn wir Deutschen nur nicht alle Dinge so ernsthaft nähmen; so besitzen wir auch keine durchaus fröhliche Musik. Wir

kennen die kleinen seltsamen Geschöpfe, wie sie da aufs Blatt gezeichnet sind, noch lange nicht von ihrer schalkhaften Seite; wie es uns an einer Musik fehlt, die den geistreichen Konversationston nachahmt, so ist uns auch jene fremd, welche im bacchantischen Strudel das ganze Füllhorn des Momus umstürzt und auf der Tonleiter bis in die schallenden possenhaften Laute hinaufliegt. Ich wollte einmal alle Thorheiten der Jugend in einem wunderlichen Liede zusammenfassen, es müßte ein höchst ergötzliches Lied werden; die Musik dazu wäre ein anhaltendes ausgelassenes Gelächter. Ich glaube, damit könnte ich alle Greise und alte Mütterchen wieder jung machen." — „Ein sonderbarer Gedanke," rief der Herzog, doch nicht ganz ohne Wahrheit; warum bewegt uns ein herzlich Lachender immerdar zum Mitlachen, wenn wir auch die Ursache des Gelächters nicht kennen, offenbar ist es der Zauber jener hüpfenden, rollenden, schrillenden breitzerplatzenden Töne, die so mächtig auf uns wirken. Unsere Musik entfernt sich zu sehr von der Natur, sie sollte mehr Naturlaute in sich aufnehmen, und weniger Regel und Combination." —

Robert, Massiello und Eduard entfernten sich, um eine Gesellschaft von Freunden zu besuchen, die in zwangloser Laune in einem bekannten Weinhause zusammen zu kommen pflegten. Jokonde und der Abt hatten vor den Notenblättern Platz

genommen; nebenbei lag der Herzog im Armsessel, und spiele mit den Ohren des kleinen Bolognesers. Die Musik hub im weichesten Moll an, die Töne gingen wie fromme Einsiedler ins Gebirge, dann rauschte und lärmte es, wilde Gebirgswasser stürzten in den Weg, plötzlich tönte das laute Gespräch der Einsiedler dazwischen, die sich eine alte verblichene, aber großartige Sage erzählten, alles war dunkel und trübe, endlich zerriß der Wolkenflor, lachende Passagen zogen in die Höhe und ganz oben im Diskant erklang eine alberne Posse und frische Mädchenkörper schüttelten sich im anmuthig kichernden Gelächter dabei; plötzlich trat im Baß ein alter wahnsinniger König auf und warf ganze Händevoll schwarzer Tulpen und glühender Feuerlilien in den Kreis der Mädchen; sie flohen erschreckt auseinander, und der alte Wahnsinnige begann, mit Krone und Zepter geziert, einen unheimlich wankenden Tanz in den tiefsten Tönen, so daß sich der wehende traumartige Mantel Mal auf Mal in die benachbarten Gebüsche verfing. Allen wandelte ein Schauer und Entsetzen an und es war gut, daß der Abt die Sprünge des Alten schnell mit einem hellen Lichtakkord abschnitt, der plötzlich ernst lieblich in einen vollen, mit andächtigen Menschen und singenden Priestern angefüllten Morgengottesdienst im Schiffe einer kühnen gothischen Kathedrale fiel und das Allerheiligste drinnen

ſanft beleuchtete. Nun war alles Friede und hohe Duldung, ſanfter Ernſt und heilige Bedeutſamkeit. Die tiefen Bruſtſeufzer der Orgel hörte man nur die menſchliche Sünde tönen, Engel wehten mit azurnen Fittigen kühle Frühlingsluft der Vergebung, der Buße herab, in den Beichtſtühlen lagen auf den rothſammetnen Kiſſen ſchöner Mädchenlippen koſtbare Feſtungsſchlüſſel, die die feſteſten Plätze dem Himmel offen gaben.

Der Herzog lächelte bei dieſer Stelle ſanft in ſich hinein, er legte ſich über, als zöge er mit dem Munde die Töne in ſich und ſeine Lippen ſammt dem warmen wehenden Athem drängten ſich an Jokondens Wange, die davon befangen wurde und ſtockte. Als ſich Jokonde zum Kuß neigte, warf ſich der Herzog lachend zurück, und das gekränkte Mädchen ſpielte mit zwei brennenden Zorn- und Schaamröthen weiter, indem ihre Hände wie in geknickten Blumen wühlten. —

Die Freunde hatten ſich beim alten Fleakwouth verſammelt, um in ſpäter Nacht zu helfen und zu rathſchlagen, denn der Alte war durch die halbgelungene Ausführung eines ſeltſamen Verſuches dem Tode nahe gebracht worden. Maſſiello, der gekommen war, ihn zu beſuchen, hatte ihn in ſeinem Armſtuhl ohnmächtig, und mit Blut beſpritzt

gefunden, in der herabgesunkenen Rechten ein Pistol eingeklemmt. Die alte Haushälterin war, durch einen Schuß herbeigerufen, erschreckt in's Zimmer gestürzt, wo sie dann vor einer halben Stunde schon den Herrn in dem bedaurungswerthen Zustand entdeckte. Ein Arzt, den die Freunde herbeigerufen, erklärte jedoch die starke Verwundung am Haupte nicht für tödtlich; es wurden sogleich Umschläge besorgt, Arzneimittel eingerührt, und als der Kranke mit den Zeichen eines dumpfen Bewußtseyns das Auge öffnete, ward er auf's Bett gebracht und der Ruhe überlassen, indeß der Doktor und die Freunde sich in das abgeschlossene Seitenzimmer begaben, um über den wunderlichen Vorfall sich zu verständigen.

„Ich kenne den alten, halb wahnsinnigen Freund," sagte der Doktor, „so viel derlei finstere Charaktere sich erkennen und durchschauen lassen, und so habe ich schon lange eine Ahnung gehegt, er werde sein Leben nicht auf dem natürlichen Wege beschließen. Besonders hat mir das Pistolenstückchen, wie er es zu nennen pflegte, immer, wenn er davon sprach, Grausen und Entsetzen eingejagt. Es liegt in dem Gedanken etwas ganz Fürchterliches, den letzten Lebensreiz noch in einem Spiel mit dem Tode zu finden."

„Wie meinen Sie das?" fragte Eduard, „was ist es mit jenem Pistolenstückchen?"

Der Arzt fuhr in seiner Rede fort. „In einer zwanzigjährigen Bekanntschaft bin ich oft Zeuge der finstersten und drohendsten Anfälle der Melancholie des Alten gewesen. So traf ich ihn eines Abends allein im Gemach, eine kleine Lampe brannte vor ihm, sein bleiches Haupt war auf beide Arme gestützt, und den vor ihm liegenden Raum des Tisches nahm eine Pistole ein, die er mit weitgeöffneten, starren Augen betrachtete. Er bemerkte mein Eintreten nicht, obgleich die Flamme des Lämpchens im Zuge der geöffneten Thüre aufloderte, und mein Schattenbild riesiggroß an der gegenüberstehenden Wand hinauffuhr. Als ich nun dicht hinter ihm stand, vernahm ich mit Entsetzen, wie er folgende Worte leise, doch deutlich vor sich hinsprach: „ „Die Ladung ist drin, aber auf der Pfanne kein Pulver, — richte ich nun den Lauf gegen meine Stirne und drücke los, so erfolgt wohl kein Schuß — doch — es kann sich ja fügen — ein Körnchen von der schwarzen gräßlichen Masse blieb irgendwo in einem Ritzchen des Schlosses hängen, es springt ein Funke hinzu — die Ladung entzündet sich und — — — O wie süß und lieblich — wahrlich, den Witz muß ich loben! Welch ein Kitzel von Wollust liegt in der kurzen unbedeutenden Frage: Wird es zünden, wird's nicht? Wie süß und zärtlich umarmt sich Tod und Leben in dem kurzen,

flüchtigen Zeitpunkt einer Sekunde. O der herrlichen Spannung, des markdurchrieselnden Schauers. Der gekrümmte Finger klopft an die Pforten der Ewigkeit und horcht, ob ein „Herein!“ ertöne oder nicht.“ “

„Wahrhaft gräßlich!“ rief Robert und rieb sich die Hände, „ich hätte den Alten doch nicht für so originell gehalten.“ Eduard fühlte diese Worte wie einen Stich in seine warme Brust; es stöhnte im Nebenzimmer und die Freunde stürzten hin. Der Alte war erwacht und hatte sich vollkommen auf seinem Lager aufgerichtet. Als er die bekannten Gesichter gemustert hatte, sagte er verdrüßlich: „Also noch immer die alte Waare, nichts Neues, nichts Besseres — und da hat man mir etwas um den Kopf gebunden, einen neuen Reif um das alte baufällige Faß. Gebt Acht, Freunde, der Wein, der drinnen gährt, ist so böser Natur, daß er die morsche Tonne wohl noch einmal ganz zersprengen wird.“ — Massiello trat dem angeschossenen Silberhaupte nahe, schob die greisen ehrwürdigen Locken vom Ohr und rief leise hinein: „Das war Selbstmord, was Ihr versucht habt, Alter, schämt Euch!“ „Warum,“ war die Antwort, „ein Jeglicher hat sein Steckenpferd, ich zum Beispiel liebe nun den Selbstmord.“ „Alter, Alter,“ rief Robert, „wenn Du gesund wirst, so geh in die Kirche, da wird man Dir gute Sitten lehren.“

— „Kirche?“ entgegnete der Greis, und ſein zahnloſer Mund lachte, „was iſt das? Trifft man da luſtige Geſellen, gute Unterhaltung? Faſt muß ich's glauben, Söhnchen, da Du es mir anräthſt. Ja, ja Freundchen, laß uns einmal um Mitternacht hingehen, ich nehme das abgeſchoſſene Stückchen Schädel mit, und wir ſpielen damit Fangball, Freund Maſſiello läßt ſich auf der Orgel hören! — Hu, hu, das ſchmerzt ordentlich! ich glaube, einige alte wunderliche Gedanken haben ſchon etwas reden hören vom Einſturz des Leibes und wollen nur gradeswegs in die Unſterblichkeit ſchlüpfen! Zu früh, zu früh! — binden Sie wieder feſter, liebſter Doktor, laſſen Sie durchaus nichts von meiner Perſönlichkeit eſchappiren.“ — Robert hatte ſich auf das Bett geſetzt und ſah mit ſeinen großen ſchönen Augen dem Alten in's Geſicht. „Ich könnte,“ ſagte dieſer, „jetzt als ein Sterbender, denn hoffentlich bin ich doch ein ſolcher, recht viele ſchöne Worte zu Euch, Freunde, ſprechen, ja es wäre gar nicht unmöglich, daß ich ſogar rührend würde und Euren ganz unwürdigen Wandel zu etwas recht Würdigem umkehrte, doch ich weiß ſchon, Du, Robert, denkſt nun ſchon daran, wie ſich meine beſchädigte Perſon in einem Trauerſpiel ausnehmen würde; Ihr Poeten liebt die Sünde und ohne ſie könntet Ihr nichts machen; das allereinfachſte Schüſſelchen

würde unschmackhaft werden; wenn der spanische Pfeffer der Hölle fehlte, suche nur von Zeit zu Zeit etwas weniger zu spielen, etwas schwächeren Punsch zu trinken, etwas weniger Leute um ihren ehrlichen Namen zu bringen, und jährlich ein hundert Mädchen weniger zu verführen, so wächst Dir allmählich etwas Christenthum an. Es kann nicht schaden, ich habe es mit allen Dingen im Leben versucht, und alle haben, so lang sie neu sind, etwas Ergötzliches — doch, Freunde, das größte Elend, der entsetzlichste Jammer, dem Ihr nicht entgeht mit allen Grübeleien des Verstandes — das ist die Nothwendigkeit, alle Morgen euren Rock anzuziehen, alle Abend ihn abzustreifen. O fürchterliches Elend, Marter über Marter!" — Er sank in seine Kissen zurück und seine Lippen wurden bleich. — „O Himmel," stammelte er, „welche Seligkeit, da meldet sich etwas bei meiner Seele, ein Gefühl, das mir ganz neu ist, ich sage Euch, ganz neu. Etwas so Kaltes, Lachendes, Spitzes! Sollte es vielleicht der Tod seyn? — Nein, o nein, doch nicht, es ist ein altes bekanntes Etwas, ich glaube, es ist die Reue, doch freilich tritt sie dießmal besonders kräftig auf; nun immerhin, ich werde mich auch von ihr etwas durchkitzeln lassen." — Der Arzt trat jetzt an's Lager und verbat das weitere Sprechen, die Freunde entfernten sich still in's Nebenzimmer,

und der Alte blieb allein, indem man ihn von Zeit zu Zeit murmeln und lachen hörte.

Massiello warf sich weinend an Eduards Brust: „Laß uns umkehren, schöner, reicher Knabe,“ rief er, „umkehren zu der einfachen, hölzernen, läppischen Jugend. O, über das Gift der heutigen Poesie und aller Poesie! Der Alte hat Recht. Ein Menschenkind, das seinen Gott liebt, das einen Kalender hat, wo der Mond und die Sonne roth gemalt drin stehen, und ein Weib, das nach diesem Kalender sieht, wenn Butter geschlagen und Leinwand gebleicht werden soll, ist solch ein Kind nicht glücklich?“ Er trat an das Fenster und sang in die Nacht hinaus. Die Thurmuhr schlug drei Uhr Morgens. Der Abt hatte sich davongemacht, um den Morgenschlummer, so wie den Morgenkaffee nicht zu versäumen. Robert sprach finster vor sich hin: „Der arme Fürst, seine Lage ist wahrhaft schrecklich; er liebt seine Braut nicht, kann sie nicht lieben und sieht nun ihrer Ankunft und der Verbindung, die ihn ewig in Fesseln schlagen soll, stündlich entgegen. Sein Herz, mit allen Genüssen schon frühe überhäuft, fühlt eine kalte Leere, die Flamme der Sinnlichkeit befriedigt und erwärmt es nicht, und diese Jokonde, Himmel! diese duftlose, schöne Tulpe, kann sie geben, was sie nicht hat? — Er sucht einen Freund und geht herum, mit bebendem

Finger an jede Brust klopfend, die ihm verwandt scheint, und auch hier findet er nicht, was er sucht. Mit einem gewissen coquetten Stolz will er bei mir durchdringen, und weiß doch, daß jede Pretension mich unleidlich bindet und zwingt — da zürnt er, da verzweifelt er und sinkt kraftlos in sich selbst zusammen; doch so geht's dem Geiste, der sich nicht selbst zu genügen weiß.“ — Eduard fühlte sich so bitter gestimmt, daß er hierauf nichts erwidern wollte und konnte; er entfernte sich, als er hörte, daß der Kranke in einen ruhigen Schlaf verfallen sey, und schlich am Hause Emiliens vorbei, ohne zu ihren Fenstern aufzublicken.

Der Herzog hatte mehrere Gäste zu seiner schönen Jokende geladen. Baumeister, Tapezierer und Maler waren in der Stille versammelt gewesen, um das kleine Fischerhäuschen in der einsamen Gasse mit einem neuen versteckten Anbau zu versehen, der der Bewohnerin verborgen blieb, so sehr die Neugierde das schöne Mädchen plagte, zu erfahren, was im Werke sey. Robert, Massiello, Eduard und der Herzog hatten gedichtet, componirt, gemalt und Pläne entworfen zu dem Feste, dessen eigentlicher Grund ein Erröthen auf Jokondens Wangen lockte, denn es galt den

Jahrestag oder eigentlich die Jahresnacht zu feiern, wo der Herzog das schöne Kind von der Hand der Verschwiegenheit und Liebe sich antrauen ließ. Er war damals als ein junger, unbedeutender Mensch in's Haus ihrer Eltern getreten, ermüdet durch eine Fußreise in die Alpen und fast bis zum Tode ermattet, dazu ohne Geld und mit einem angenommenen Bauernnamen, so daß Jokonde dem armen Burschen seiner schönen Augen wegen einen, dem Vater abgezwungenen Kronenthaler in's Kränzchen steckte und ihn heimlich fragte: Wie heißt Er denn, mein Freund? Da hatte der Fürst sich lächelnd umgewendet und im Styl eines altgriechischen Göttermythos höchst pathetisch gerufen: Lothar, Erbprinz von —. Den Kronenthaler hatte das hübsche Mädchen bald wieder, und die Reise des armen Burschen in das Gebirge war für sie eine Reise auf's Gebirge der Hoheit und des Erdenglücks geworden. Als der Herzog sich jene ersten Liebesmomente vergegenwärtigte, sah er seine Jokonde mit einem so innigen Blick an, daß diese vor der Fülle von Seele erschrack, die in einer Männerbrust liegen kann; sie konnte nichts dagegen geben, als die gewöhnliche Dekoration — Sonnenschein, blauer Himmel, Lächeln, rechts im Vorgrunde ein Grübchen; der Soufleur ihres kleinen Herzchens lispelte die alten verbrauchten Worte hinauf. Der Herzog

führte seine geputzte Schöne durch den Kreis der Gäste in jene bis jetzt verschlossenen Gemächer. Strahlende Helle goß aus bunten Krystalltulpen und weißen Lilien ihr Feuermeer in ein zierliches Zelt, das von der Liebesgöttin geordnet und hier und da mit einzelnen goldenen Pfeilen festgesteckt war. Es zeigte sich eine kleine Bühne und vor derselben saß Massiello mit zwei Musikern und blies eine sonderbare Musik ab, deren Composition Lachen erregte, aber zugleich auch Verdruß und Aerger. Jokonde freute sich kindisch, sie war über alle Beschreibung reizend: ein Brautkleid von weißer Seide umspannte den süßen Leib, goldene Schnüre hielten unten einige volle Myrthenbouquets gefesselt, in ihren gelben weichen Locken lag ein Kranz, dessen klares Diamantenband auf der hohen weißen Stirne festschloß. Sie blickte nun nach Robert, doch er war nicht da, indem endigte die Musik, und Massiello stieg mit einem langen Schritt auf die Bühne hinauf, deren Vorhang sich gehoben hatte.

Man erblickte eine zauberhelle, prächtige Blumenlaube, wie sie so seltsam und herrlich nur aus der Phantasie aufblühen mag. Aus dem Boden empor flammten dunkle Feuerlilien in dichter Ueppigkeit und bildeten gleichsam den Grund, hochgefärbte Rosenkelche schlossen sich an sie, und immer heller und geläuterter erschien die Glut,

bis ſie in ſtets blaſſer werdende Roſen, und endlich in weiße Centifolien endete, deren letzte Sproſſe hinauf ſilberhelle Sternblumen und weiße Frühlingsglocken bildeten. Ein mächtiges Blumenaroma überſtrömte das Gemach beim Aufrollen des Vorhangs. Die Landſchaft hinter der Laube zeigte ferne Bläue, eine einſame Pinie ſtützte ſich, wie in Gedanken verloren, auf die Schultern einer breiten Eiche, ein Paradiesvogel zog ſchweren, langſamen Flugs fern und immer ferner in die Landſchaft hinein. Jetzt flog ein ſchöner, geflügelter Knabe auf die Bühne, er trug eine Lyra im Arm, und ſenkte ſich wie im jauchzenden Entzücken der Jugend tief in die rothen Blumen und ſchwankenden Roſenkelche hinein; dann begann er ein wunderlich feuriges Lied, das eine abentheuerliche, aber liebliche Sage behandelte: es war die Geſchichte der Liebe. — „Gott liebte einſt, liebte menſchlich, liebte ein Weib, aber ein Götterweib, wie er ein Gott. Ihr Lächeln ſchuf den erſten Frühlingskeim und nach ihren Träumen bildete Gott die Blumen; ſie aber liebte einen Raum im flutenden Meere der Schöpfung beſonders und bat einſt den Ewigen: Schaffe mir hierher ein Geſtirn und ſchenke es mir, hier muß es köſtlich ſeyn zu wohnen, mild flammt das Licht des nächſten Fixſterns herüber und ſüß fließt der Strom der Lüfte dahin.

Sie hatte den Wunsch kaum ausgesprochen, als in dem Momente die neugeschaffene Erde ihre Bahn dahinrollte — die kleine Erde, und der höchste Geist sprach mit Lächeln: da ist sie! nimm sie, schaffe sie zu einem Paradiese um, sie sey dein Brautgeschenk, schalte mit ihr, wie es deiner Laune gefällt. Da sah die Gottgeliebte auf die kleine Erde mit rührender Freundlichkeit nieder, und dachte über Pläne nach, wie sie sie am zierlichsten schmücken solle. Endlich schuf sie ein sonderbares Wesen mit einem Barte, einem krausen Lockenkopf und in der Brust mit einem rothenkl opfenden Herzen, und ihm zur Seite, nach ihrem eigenen Bilde, ein süßes kränkliches Püppchen, voll Sehnsucht und Thränen und voll Lächeln und Narrenspossen. Diese Beiden, sagte sie, sollen sich nun gegenseitig freuen und betrüben, beides bis zum Tode; es soll eines die Lippen des andern suchen und nicht wissen, was es thun will, und so entstehe der erste Kuß; sie sollen viel tolles, einfältiges Zeug sprechen und über die albernsten Dinge zusammen weinen; sie sollen in den Mond blicken und lachen und weinen, und weinen und lachen durcheinander. Er soll fluchen und zürnen, wenn sie geht, sie aber soll tanzen, wenn er sich ärgerlich fortschleicht, lachen, wenn er weint, innerlich aber ersticken wollen an zurückgehaltenen Thränen, und all der neckende Unmuth,

das weinende Entzücken der Liebe soll bei ihnen wohnen und Hütten bauen in ihren Herzen. — Sie sprach es, und die ersten Menschenherzen fingen ihr unruhiges Geklopfe an. Ein schöner Garten war erbaut, mit düstern heimlichen Gängen, wie der quälende Dämon der Liebe es verlangt, und die Gottgeliebte freute sich der Genüsse und Qualen ihrer lieben Puppen. Aber ach, sie selbst mußte untergehen, ihre Natur war zu schön, um ewig zu seyn, sie starb am Geruch einer Blume. Als sie nicht mehr war, fand der höchste Gott kein Gefallen mehr an der Erde, er mochte den Schauplatz, der ihn an sein verlorenes Glück mahnte, nicht mehr schauen, einsam ließ er die arme Erde in die Nacht hinrollen und sie kam unter den Pöbel der übrigen Gestirne. Alljährig aber, o Himmel, welch Entzücken! wirft er einen Blick auf sie, und ein seliges Liebeserinnern gießt sich dann über sie aus. Dann sagen wir Menschen, der Frühling ist da und freuen uns innig; der hohe Gottestraum der Liebe geht in den Blicken unserer Knaben und Mädchen, in unsern Blumen und klaren Brunnen auf.“ —

Er schwieg und Massiello hob den schönen Pagen mit einem Kuß aus dem Blumenbecken, und trockirete ihm die Thränen von den vollen rothen Wangen und sprach: „Tröste Dich, mein Enzio, wenn jene Frühlinge und Götterträume

immer kürzer werden, so haben wir jetzt so viel Erziehung und Bildung, daß wir das gar nicht bemerken, ja man kann bei einem wärmenden Schlückchen Magenthee, bei einem Stümpfchen Licht und bei der Abendzeitung auf die alleranständigste Weise aller Frühlinge entbehren! Ist man nun auch so glücklich, daß man von einem soliden Frauenzimmer ein Paar grauer wollener Strümpfe zum Winter erhält, dazu sich die Füße und den Kopf warm hält, so kann ein Billigdenkender die übertriebenen Anstrengungen der Sonne und all das farbige Gras ganz entbehren.“ Er sprach die letzten Worte mit fast kreischender Stimme, indem er den weinenden Knaben an sich drückte, und wenig fehlte, daß er nicht selbst in Thränen ausbrach. Jokonde lachte, weil sie glaubte, der Herzog wünsche das, als dieser aber ihr sehr ernst in die Augen sah, wußte sie nicht, was sie denken und thun sollte.

Der Vorhang rauschte jetzt von Neuem auf. Die Bühne hatte sich gänzlich verändert, sie stellte eine dunkle Höhle vor in tiefer Nacht. Eine düstre niedergebrannte Ampel erhellte phantastisch die dicken Steinwände, dunkles Gebüsch, dessen Enden vom Lichte smaragdgrün anliefen, wehte im Nachtwinde. Zwei rohe, aber schöne Buben saßen an einem Steintisch und würfelten, ein schlankes volles Mädchen lehnte zwischen beiden,

und ihr Antlitz, besonders zwei große schwarze Augen, sogen das Licht ein und starrten in glänzender Pracht. Es gab einen warmen Streit, jeder der Buben wollte die volle Schöne für sich, sie redeten heftig und das Mädchen trat mit einem lustigen Vorschlag hervor. „Nun, Ihr Gesellen, so will ich mich theilen, wenn Ihr anders Frieden halten wollt; bis hierher, — sie zeigte auf den goldenen Gürtel, — gehöre ich mit dem obern Theil, mit Mund, Kuß und Rede dem Einen, mit dem übrigen muß der Andere zufrieden seyn! Nun würfelt!“ „Guten Dank,“ rief der Schwarze, „ich soll also die Füße erhalten, die zu nichts weiter dienen, als zum Davonlaufen?“ Sie würfelten, und der Blonde erhielt den Oberleib, der Schwarze lachte, daß der volle Lockenkopf schüttelte und die dunkeln sinnlichen Augen blitzten im höchsten Feuer, das sonderbare Mädchen aber lehnte sich mit verschränkten Armen zurück, und sah gedankenvoll vor sich hin. „Nun gut,“ rief der Blonde, und strich sich die goldenen Locken aus der hellen Stirne, „ich bin zufrieden, ich will von Küssen, Seufzern, holden Blicken und süßen Träumen leben, meine Seele soll im Gesang aufblühen und diese Blüthe soll Liebe heißen, von der heißen, reifen Frucht der Sinnlichkeit will ich nichts wissen.“ Der Schwarze lachte aber noch wilder und leerte einen hohen Becher mit Wein, indem er

die Schöne zu sich auf den Schooß zog, — sie aber blickte mit sehnsüchtigen Augen hinüber zum Blonden, und der hatte eine Zither hervorgeholt, auf der er weiche, rührende Lieder sang, die sich draußen mit dem stillen Lispeln der Gebüsche, mit dem ruhigen Walten der Mitternacht mischten.

„Das ist die Liebe im Mittelalter," erklärte der Herzog, zu seiner Nachbarin gewendet, „so theilen sich in dieser wunderbaren Zeit Sinnlichkeit und Andacht in ihre Flammen, und die Feuerrosen der Poesie blühen mit den reinen Lilien edler Sitte gepaart." Als sich die Scene von Neuem gestaltete, saß Massiello im Schlafpelz, mit dem Almanach der Liebe und Freundschaft, vor dem Ofen. An den Wänden hingen in saubern Stahlstichen zwölf politische Kupferchen, den übel abgelaufenen Freiheitskampf der Griechen, Polen und noch etlicher unterdrückter Völker und Völkchen darstellend, mit unterschriebenen liberalen Phrasen, um Feuer zu wecken, verziert. Die Büsten des Themistokles und Brutus lagen zertrümmert auf dem Boden. Ein altes Ritterschwert diente zur Kamingabel, und auf einem Schilde wurden Kastanien mit etwas Butter gebraten. In einer kleinen Bibliothek sah man die Memoiren des Casanova und ein paar frivole Kupferwerke hervorleuchten. Es wurde nichts gesprochen, sondern leise, aber immerwährend gegähnt,

zwiſchendurch hörte man den Mops ſchnarchen. Der Vorhang fiel ſchnell, und verbreitete durch ſein Niederſchießen einen kalten Luftzug über das Parterre. Der Fürſt erhob ſich, und die alberne Muſik ging wieder an. Eduard und der Abt ſchlichen verſtimmt herum, der Graf ließ ſich nicht blicken, der Herzog lag mit Jokonden in den Polſtern einer Fenſterniſche. Mit Unmuth ſprang er auf, als ein Kammerjunker vom Hof ſich melden ließ; er wechſelte mit dieſem einige Worte und kehrte dann höchſt verdrüßlich zu ſeinem Platz zurück. Es verbreitete ſich augenblicklich das Gerücht, die Prinzeſſin Braut ſey nur wenige Stunden von der Reſidenz entfernt, und wünſche und erwarte ihren hohen Geliebten zu ſehen. Ueber Jokondens Antlitz zuckte es wie ein Schmerz, ſie hing in einem langen Kuſſe an der Lippe ihres Freundes, dann ſank ſie in die Polſter zurück, und die Wellen ihrer Atlasrobe rauſchten über ſie zuſammen. —

Der Herzog ging, die Gäſte zerſtreuten ſich und Eduard ſtand unſchlüſſig in ſeinen Mantel gehüllt vor der Thüre der Hütte. Der Sturm wehte, die Wolken flogen auf der Himmelsbühne wie wimmernde Schatten durcheinander, ziemlich hoher Schnee lag auf den niedern Dächern wie auf der Gaſſe, hier und da leuchtete ein dünnes Lichtlein, an dem ein altes Fiſcherweib die ſchadhaft

gewordenen Netze besserte. Jetzt näherten sich zwei Männergestalten dem Hause, ohne Eduard zu bemerken. „Er ist fort," rief eine Stimme, die Roberten angehörte, „kommen Sie, er darf, er wird heute nicht wiederkehren." Eduard trat hervor und Robert eilte auf ihn zu. „Bist Du es? Schön, komme mit uns, Du Jugendlicher, ich will Dich mit einem hübschen Menschen bekannt machen; komm, das Wetter ist kalt, wir trinken ein Glas Punsch." Eduard folgte und bemerkte jetzt, daß ein bildschöner, erhitzter Jüngling, in einen engen Ueberrock geknüpft, mit ihm zur Thüre sich eindrängte. Ein heißer Athem berührte seine Wange, und ein offener Mund mit zwei vollen Lippen kam ihm so nahe, daß eine elektrische Bewegung ihn durchzuckte. Es ist ein Mädchen, rief es in ihm, das mystische Geheimniß der Form, die im Gedränge und in der Hitze seine Hüften berührte, jagte sein Blut in Bewegung. Als der Fremde eingetreten war, nahm er den Hut von einem schwarzen Lockenkopf, und blieb verlegen und befangen an der Thüre stehen. Jokende begrüßte Robert mit einem Freudenruf, und im Entzücken duldete sie seinen Kuß auf ihren weichen Oberarm. Der Abt und Massiello betrachteten den vollen Jüngling an der Thüre durch ihre Gläser und winkten sich einander zu; der schöne Page Enzio ordnete mit Jokondens

Mädchen den Tisch, und beide schütteten wie übermüthige Frühlingsgötter den ganzen Raum voll Früchte, Blumen und Zuckerwerk, zwischendurch schwankte das schwere goldne und purpurne Naß der köstlichsten Weine in Krystallvasen. Jetzt riß Robert den Fremden rasch zu sich nieder auf den Teppich, und beide knieten vor Jokonden, die erstaunt und fast kindisch verlegen aussah. „Glänzende Leere, liebenswürdige Unbedeutenheit," rief Robert zu ihr hinauf, „erlaube, daß ich Dir hier meinen Freund vorstelle, oder wie Du willst, eine Freundin, oder noch besser, einen geschlechtslosen Engel, der nicht freit und sich nicht freien läßt, mit Einem Worte, die Gräfin Eva. Sie hat in Göttingen studirt, in Bonn sich geschlagen, in London wettgerannt, in Spanien gebetet, für die Polen Charpie gezupft und in Rom einen dicken Abbate in die Tiber gestürzt; sie ist eine Katholikin und man sagt, sie werde den Papst heirathen und im zweispännigen Wienerwagen gen Himmel fahren."

Jokonde empfing das wunderliche Mädchen in ihren Armen, und Massiello machte seitwärts die Bemerkung, daß wenn ein Weib das andere umarme, eine gewisse diplomatische Feinheit und Kälte herrsche, die auch die täuschendste Maske der Leidenschaft durchbreche, indeß wenn Mann dem Manne an die Brust falle, eine trockene,

unendlich biedere, langweilige Ehrlichkeit sich zeige, und ein Männerkuß gleichsam eine Travestie des wahren männlich-weiblichen — gleichsam nur ein fruchtloses Lippenhaut-Rauschen und künstliches Zungenschnalzen, oft nur ein mühsames Erwärmen der kaltgewordenen Wangen und Lippen sey. — Die Gräfin sprang vor den Spiegel und ordnete ihre Halsbinde, sie warf den Ueberrock weg, und stand in einer kleinen engen Husaren-Jacke da, die sie mit verliebter kindisch-zärtlicher Hast zu verdecken strebte und noch lange mit dem Ueberrock spielte, ehe er ihr ganz entfiel, und sie in der Nacktheit der enganschließenden Bubenkleidung dastand. Enzio stand von fern, und ein erröthendes Erstaunen lief seine vollen Wangen hinauf bis zur Stirne, Massiello neigte sich, andächtig die Hände faltend, und rief halb singend: „O du Adam, Eva und Schlange zugleich!“ Der Abt schlug vor, sich auf die Polster um den Tisch niederzulassen, um doch endlich Ruhe und Elegie in die bunte Posse zu bringen. „Ihr werdet sonst nimmermehr bekannt und der schöne Wein verduftet.“ Die beiden Mädchen ließen sich auf den Divan nieder und Romeo, so wollte die Gräfin während ihres Exils in's Männerreich heißen, umschloß mit kecker Umarmung die lachende frischerröthende Jokende; Robert warf beiden eine Handvoll buntes Zuckerwerk in den

Schooß. „Schön," rief Romeo, „der Einfall iſt trefflich, dieſe ganz gemeinen und wohlbekannten Dinge will ich mir von Neuem erklären laſſen, doch wer falſch oder langweilig erklärt, hört es Unſterbliche! der verfällt in Strafe. Da, was iſt das?" Sie hielt ein Zettelchen empor, auf dem ein Pärchen gemalt war, welches ſich vor dem Prieſter die Hände gab. Der Abt ergriff es und rief: „O, das ſind Eheleute!" „Was ſind aber Eheleute, thörichter Vater!" riefen beide Mädchen. „Ach," ſagte der Abt, „es ſind zwei Geſchöpfe, denen in Gaſthäuſern immer nur Ein Bett angewieſen wird, die gemeinſchaftlich eine Quarantaine der Treue aushalten müſſen, und die alle Dinge mit einander theilen, ausgenommen das Herz und den — Sarg. „Gut, trefflich!" rief Romeo, „Ihr fallt nie aus Eurer Rolle, theurer Vater. Was iſt dies?" fragte ſie weiter Eduarden, indem ſie aus Jokondens Schooß einen Zettel aushob, der mit zwei umgeſtürzten Altären die Unterſchrift verband „Unglückliche." „Unglückliche," rief Eduard ſtockend, und warf einen glühenden Blick auf das reizende Knabenmädchen, „Unglückliche ſind ſolche, die, wenn man ihnen Mandeln anbietet, immer die bittern herausfinden, denen das Butterbrod ſtets auf die rechte Seite fällt und die, wenn ſie einmal an ihren Thränen erſticken, auf dem Kirchhof im ärmlichſten, dunkelſten Winkel begraben

werden.“ „O schön,“ triumphirten Robert und Massiello, „das war in unserem Styl gesprochen.“ „Nur still, die Reihe kommt an Eure Hoheit,“ lachte Romeo und wühlte unter dem Tuche, sie zog eine Rose hervor und hielt sie dem Componisten hin. Er erschrack: „Erbarmen! was läßt sich Neues hier sagen!“ Dann zuckte aber ein schwindender Glanz über sein Antlitz und er lispelte vor sich hin: „Rosen sind Blumen mit sechs Staubfäden, die schönsten findet man auf Wangen von Mädchen, die zum erstenmal gestehen, daß sie aus einfachen Blumen gern in doppelte oder gefüllte verwandelt seyn möchten.“ Eine Stille herrschte, alle Wangen erröthteten, ausgenommen die Cyzios und des Abts, erstere, weil sie noch zu jung und zart, letztere, weil sie schon zu gelb und dickhäutig geworden. Die Gräfin warf die Blume fast zürnend dem Musiker hin, und glitt schnell zu einer neuen Frage; sie wandte sich an Robert, doch der entriß ihr mit einer geschickten Wendung das Tuch mit den Devisen, und streute sie bunt auf den Tisch aus; als Romeo zürnte, küßte er ihr mit leidenschaftlichem Entzücken die Hand. „Sie entgehen uns nicht,“ rief Jokonde dazwischen, „Massiello und Robert sind in Strafe verfallen, ersterer, weil er zu viel, letzterer, weil er zu wenig gesagt, beide müssen uns etwas erzählen oder dichten, oder beides zusammen, wie

Ihr wollt.“ Sie war aufgesprungen und Enzio brachte ihr ein Glas Wasser, sie standen im Augenblick nebeneinander. „Himmel!“ rief Massiello, „welch ein himmlisches Ebenmaaß bei beiden und doch welche Verschiedenheit. — Stehen Sie, gräfliches Mädchen, und Du Enzio, halte Dich gerade neben ihr, nicht auf die Zehe erhoben, den Kopf in die Höh! — knöpfe deine Jacke fester, wahrlich, Ihr könntet Brüder seyn, oder Schwestern, so lieblich variirt die Natur in den lüsternsten, süßesten Linien dasselbe Thema, nur das kernige Dur der Rückenlinie bei ihm gegen den Moll-Wellenschlag der reizendsten Form dort, dennoch aber beide ineinanderspielend, weiblich sehnsüchtig bei dem Buben, knabenhaft trotzig bei ihr. Sein großes blaues Auge sucht durch den Nebel das Räthsel der Form zu ergründen, es ahnet Geheimniß auf Geheimniß und schrickt immer wieder zurück, sie zu enthüllen, indeß die jungfräuliche Psyche den blinden tappenden Amor gern mit einemmal an's Ziel führen möchte, um sich mit einem Triumphlächeln an seinem Entzücken zu laben.“ Enzio erröthete und richtete seinen Blick verstohlen aber mit Glut auf Romeo, als ihm dieser die Hand reichte, drückte er seine Wangen so heftig darauf, daß die blonden glänzenden Locken über sein Antlitz niederstürzten und es einhüllten. Als er wieder aufblickte, füllten Thränen sein Auge; Massiello

schloß ihn in seine Arme und wünschte dem Gesunden heimlich Glück zu seinem aufdämmernden Liebesmorgen. Robert und Jokonde winkten und riefen schon lange, der erstere wollte etwas erzählen und hub jetzt an:

„Ich wohnte in Rom in einer Villa bei einem ehrlichen Pächter aus der Campagna. Der Sommer war heiß, doch vor meinem Fenster, das ein dichtes Laubgewebe umspann, und wo mein Arbeitstisch stand, war es kühl, und wenn ich dichtete, pflegten die Blumen stärker zu duften. Meine Stube war klein; ein Bett, ein Tisch, auf dem ein Kruzifix stand, und eine Kopie der Schule von Athen an der Wand — dies war alles; über der Thüre hing meine Flinte und auf einem Schränkchen stand eine Bronce-Büste Byrons. Mein Wirth war aus Albano und seine Tochter Lucia in der That ein schönes Mädchen; ihr Antlitz, ihr Hals umspann jenes süße geheimnißvolle Blaß-gelb das die italienischen Mädchen der Nacht ähnlicher macht als dem Tage, nur ihre Lippen waren vom lebhaftesten Roth; die Augen schwarz, die Wimper lang. Die Haare trug sie mit einem Knoten hinaufgezogen, so daß der Contour des kleinen Ohres sich klar darstellte. Nie sah ich sie lächeln, wenig sprechen, ihr Gang war langsam aber fest, männlich fest. Sie kam öfters in meine Stube, und wir redeten mit einander von den Heiligen und

Märtyrern, als ich aber einmal von Liebe sprach
und ihre runde Schulter küßte, blieb sie weg, und
schickte ihren kleinen Bruder, wenn ich etwas
nöthig hatte. Wo ist Lucia, fragte ich diesen
eines Morgens, warum kommt sie nicht? hat de
Vater es ihr verboten? Nein, sagte Matteo, de
Vater verbietet der Lucia nichts. — Warum komm
sie nicht? — Weiß nicht, Signor. — Liebt dein
Schwester? — Ja, mich und den Vater. — Sonst
Niemand? — Und die Heiligen. — Sonst Keinen
— Nein! — Hat sie einen Bräutigam? Matte
sah mich mit großen offnen Augen an und sagte
Ich glaube es nicht, die heilige Mutter zu St. Marc
weiß am besten, wenn die Mädchen sich einen
Buben ins Herz schließen; Lucia ist noch nie i
St. Marco gewesen. — Er ging und ließ mic
allein. Ein Unmuth befiel mein Herz, ich wa
zu stolz, um mir zu gestehen, daß ich Lucia lieb
und doch kränkte mich ihre übermüthige Kälte
ich suchte sie zu vergessen, allein in meinen Lie
dern lebte das braune, wunderliche Mädchen wie
der auf. Freunde aus Rom kamen, ich gab mic
ihnen hin, sie sollten mich zerstreuen; doch auc
sie sprachen von Lucia und ihrer Schönheit. Je
schloß ich mich ein und wählte die Sehnsucht z
meiner Gesellschafterin. Schlaflos brachte ich di
kurzen italienischen Nächte auf dem Lager zu; ach
es stieß dicht an Lucias Bette, nur durch ein

Wand geschieden. Ich schrieb Briefe, schenkte Heiligenbilder und gab Matteo mündliche Aufträge, die er richtig besorgte; Lucia nahm nichts, beantwortete nichts, sie that, als wenn ich nicht auf der Welt wäre. Ich durchlief alle Künste der wagenden Liebespolitik, ich erprobte sie alle, und sah jeden Pfeil abgleiten, machtlos zu Boden sinken. Wahrlich, Lucia ist kein Mädchen, hinter diesen braungelben Wangen fließt kein Blut! sie ist dem Belvedere entsprungen, ein kalter, griechischer, marmorner Traum, eine lebendig gewordene Demeter, die ihre herbe Keuschheit unter dem üppigen Leib einer achtzehnjährigen Albaneserin verbirgt. — Auf seiner Wanderung ins Gebirgskloster von St. Giovanni pflegte ein korpulenter Barfüßler mich zu besuchen, ein Fallstaff unter den Mönchen, eine Figur voll Wunderlaune und behaglicher Unwissenheit. An seinem stämmigen rothen Halse hing ein grotesker Rosenkranz und an diesem zahllose Bündelchen, Abbildungen heiliger Leute und ihrer Geschichten. Fra Bartholo handelte mit diesen und hatte mir mit heiserer, erstickter Stimme alle jene schaurigen Legenden erzählt, welche Lucia aus meinem Munde wieder erfuhr. Jetzt kam er, ließ sich keuchend nieder und auf seine Fragen mußte ich ihm nun begreiflich machen, daß ich verliebt sey. Er sah mich an, zog ein sehr ernstes Gesicht, brachte die Augenbraunen dem struppigen Haarkranze

faſt nahe, ſchlürfte mit dem Kinn in die Kutte hinein, hob ſich dann langſam und gravitätiſch, ſo weit es der rothe dicke Hals erlaubte, und ſagte — nichts. Wir ſaßen lange Zeit ſtumm bei einander und tranken eine Flaſche Orvieto leer, dann ging er ins Gebirge, indem er verſprach, nach zwei Tagen wieder zu kommen, um mir ſeinen Rath zu ertheilen. Er kam auch wirklich und ſein Rath war eben ſo neu als ſeltſam. Don Roberto, ſagte er, geht auf euer Lager, ſtellt euch an, als wäret ihr krank; laſſet der Lucia ſagen, die heilige Thereſia ſey euch im Traume erſchienen und habe euch angedeutet, daß euer Tod nahe ſey, wenn ihr nicht drei Oliven auf einer Schaale von der Hand der Siguora Lucia erhieltet. Bruder Bartholo, rief ich, ihr habt die Abſicht, ein luſtiger Vogel zu werden; ſo ſagt denn, wozu ſollen mir die drei Oliven nützen? Bartholo lächelte in den Bart: Die nicht, rief er, die nützen dir nichts Söhnchen, ſie ſind nur da, um Lucien zu bewegen dich zu ſehen! Bedenke nun aber, welchen Eindruck das auf ihr Herz machen wird, wenn ſie dich den ſie bis jetzt ſtark und vielleicht nur zu übermüthig geſehen hat, nun ſchwach und ihrer Hülfe bedürftig erblickt; o, Bruder Bartholo kennt auch das Herz der Weiber. Er ſuchte jetzt in ſeinem Bettelſack und zog ein Büchelchen hervor, das er aufſchlug und mir hinhielt. Es war das alte Teſtamen

und die bezeichnete Stelle beschrieb die List, die Ammon, der Sohn Davids, ausübte, um seine Stiefschwester Thamar zu gewinnen. Ich umarmte meinen dicken Freund; nicht wahr, rief er mit schalkhaft blinzelnden Augen zu mir hinauf, nicht wahr, Söhnchen, du bist eben so schön und listig als Ammon, und Lucia ist ein Mädchen wie Thamar? Er holte drei Feigen hervor und sagte: soviel Dublonen gibst du deinem guten Bruder, wenn er wahr geredet. Er ging und ich brachte eine unruhige Nacht zu, in der ich die heilige Theresia zu erblicken glaubte, wie sie ihre Hand auf meine heiße Stirne legte, so daß augenblicklich ein böses Fieber in mir aufkochte. Ich sah mich im Geiste todtkrank auf dem Lager, die Thüre öffnete sich und Lucia schwankte hinein; die Sonne brannte hinter den niedergelassenen Vorhängen, eine dumpfe, heiße, sehnsüchtig süße Stille herrschte im Gemach. Das erschreckte Mädchen zitterte vor der Glut, die meine halbgeöffneten fieberheißen Lippen athmeten, ihr Blick, schamhaft gesenkt, verirrte sich auf eine entblößte Schulter, die ein warmer Pulsschlag mit einem erhitzten durchsichtigen Roth färbte; kaum vermag es ihre Hand, mir die Oliven zu reichen, ihr Arm bebt, ich komme ihr zu Hülfe und meine Berührung jagt die wahnsinnige Glut des Fiebers auch in ihre Adern. Sie sieht mir ins Auge und die rührendste Bitte klagt in dem halbgebrochenen

Strahl, es iſt die Seele ſelbſt, die für den armen, in ungeheurem Verlangen dahinſterbenden Körper fleht. Iſt es möglich, da zu widerſtehen? wer kann dies ſüße Auge, dieſe weichen Lippen erkalten ſehen zum Tode, da ein Kuß ſie retten kann, ein einziger Kuß! Sie beugt ſich nieder, Lippe auf Lippe wurzelt feſt, ein Buſen, in dem die Glut des Aetna kocht, pocht an dem ihrigen! — Arme Lucia!

Den Morgen darauf lag ich wirklich im Fieber. Eine Nacht voll Sinnlichkeit und trunkener Träume hatte mich zum Katholiken gemacht; ein wilder phantaſtiſcher Himmel brannte in meinem Gehirn, ich glaubte an jedes Wunder, Lucia war mir eine Heilige, von ihren Lippen erwartete ich Geneſung. Durch Matteo erfuhr ſie meinen angeblichen Traum und das andächtige Mädchen glaubte an ihn und verſprach zu kommen. Sie kam.“ —

Robert blickte mit einem dunkeln, bedeutſamen Blicke hinauf. „Meine Erzählung iſt aus,“ rief er dann kurz und ſchnell. „Ja wohl,“ ſagte der Abt mit Lächeln, „nur die drei Dublonen fehlen, die Fra Bartholo bekam.“ — „Dergleichen Geſchichten,“ ſagte Maſſiello, „will ich mir einmal nur von meinem Freunde Boccaz vorerzählen laſſen; in ihm allein herrſcht eine geſunde Sinnlichkeit, überall anderswo miſcht ſich was krankhaftes bei.“ Beide

Mädchen sahen schweigend und verstimmt vor sich hin. In Eduards Seele war ein Funke jenes Feuers gefallen, das von Roberts Lippen gesprüht, seine Blicke suchten Romeo, langsam glitten sie herab und blieben an dem Goldnetz der Husarenjacke hängen. Massiello lockte den Abt ans Piano, beide stürzten sich in eine dunkle sinnliche Tonflut, aus welcher nur hier und da einzelne Spotttöne, wie nackende badende Knabenköpfe, auftauchten. Robert war ganz Muthwille, er schlürfte aus dem Becher an der Stelle, wo Romeo's Lippen den Rand berührt, er flocht Jokondens Goldlocke mit Romeo's schwarzem Haar zusammen, und sprach über beide einen wunderlichen Segen aus. Als sich die Gräfin dem schönen Engländer zuneigte, fühlte sie ihren Fuß umklammert; es war Enzio, der unter dem Tisch auf seinen Knien lag und die heiße Wange an den Schuh drückte, so daß seine glühenden Thränen den Strumpf durchdrangen und auf dem kleinen Fuß brannten. „Was ist Dir," rief Romeo und zuckte mit dem Fuß, „steh auf, wunderlicher Knabe, was soll das, wozu das?" Er erhob sich und indem er fortschlich, trocknete er sich mit den langen seidnen Locken die Augen.

Der Wagen der Gräfin fuhr vor, Massiello trieb zum Fortgehen und die Gesellschaft zerstreute sich. —

Eduard, Gotthold und der Fürſt führten ein Geſpräch über die Schönheit in der Kunſt. Maſſiello hatte Abgüſſe von den Bildſäulen der Apoſtel von Bernini geſehen, und in ſeiner Weiſe kurz geäußert, ſie ſeyen ihm zu vornehm. Der Fürſt griff dieſen Tadel begierig auf und brachte ihn zum Diskurs. „Und iſt er nicht vollkommen gegründet?“ fragte er lebhaft, „kann wohl ein gerechterer Vorwurf dem Maler oder Bildner gemacht werden, der uns jene armen, verkannten und mißhandelten Männer, die nichts anderes waren als Bettler, Taglöhner oder Fiſcher, als ſchöne prächtige Leute, gleichſam als irdiſche Fürſten hinſtellt?“ Der Graf trat hinzu und ſagte: „Freilich, das iſt chriſtlich geſprochen, der alte Adam, der uns in den Nacken ſchlägt.“ „Und doch wie natürlich,“ rief der Fürſt, „was der Menſch liebt, verehrt, das ſtellt er ſo hoch, wie er es vermag, dem wirft er den Purpurmantel um, er legt ihm gleichſam die ſüßeſten Schmeicheleien in Ton und Farbe zu Füßen, und liebkost ihm mit den zärtlichſten, ſchönſten Lauten ſeiner Sprache; liegt darin eine Verwirrung?“ „Doch wohl,“ nahm Gotthold das Wort, „denn der Menſch zieht, obwohl unbewußt, das Hohe herab und ſtellt ſein Ich in kecker Vertraulichkeit nebenan. Hier ſcheidet ſich Heidenthum vom Chriſtenthum, oder noch ſtrenger, Proteſtantismus und Katholizismus.“ Der Fürſt:

„Wir Protestanten sollten also eigentlich gar keine Bilder vom Höchsten haben?“ Gotthold: „Eigentlich nicht, denn wir sollen ihn anbeten im Geist und in der Wahrheit.“ Der Fürst: „Das verstehe ich nicht; heißt das nicht eben so viel als: der unendliche, prachtvolle Himmel mit seinen zahllosen Sternen breitet sich vor uns aus, der menschliche Geist erschrickt vor der Größe, um sie zu fassen, um den Himmel menschlich zu umgrenzen, faßt er die Sterne in einzelne Bilder zusammen; nun weiß er sich zu finden, jetzt hat er gleichsam den Himmel gewonnen, da kommt eine Hand und raubt ihm die Bilder, und läßt ihm den bilderlosen, unverständlichen Himmel und gebietet ihm, an den fernen, zu fernen Stern zu glauben.“ Gotthold: „Nicht unrichtig, das Licht des Sternes ist das Symbol des Unauffaßbaren, Unbegreiflichen.“ Der Fürst: „Wie kalt, wie streng!“ Gotthold: „Doch soll die Malerei es immer wagen, in Demuth und Selbsterkenntniß nach einem sichtbaren Bilde des Ewigen zu streben, da er auftrat in sichtbarer Gestalt unter uns. Hemling, Schoreel, Van Eyck, auch Dürer sind Christusmaler, und Bilder, wie sie sie gemalt, befahl Luther in unsern Kirchen aufzuhängen.“ Der Graf und der Fürst drehten sich unwillig weg, und Gotthold sagte eifriger: „Auch wir haben eine Schönheit, doch sie ist nicht jene falsche, gleisnerische, die Kupplerin

des Lasters, die Schmeichlerin der Welt, sondern eine ernste, große, durch Schmerzen verherrlichte. Die Magdalena des Coreggio fährt fort zu verführen, indeß sie bekehren sollte.“ „O diese rührende Gestalt,“ sagte der Fürst lebhaft, „dieses süße bleiche Antlitz, über das die herbe Thräne rollt, dieser schöne Busen, in dem ein Herz schlägt, das im bittern Schmerze mit sich selbst und seiner Fülle im Kampfe ist! Das vornehme und glänzend erzogene Mädchen irrt barfuß im Walde herum, ihr seidnes Haar, früher mit köstlichen Salben getränkt, flattert dem Winde preisgegeben, sie leidet vielleicht Hunger!“ Gotthold: „Wie sinnlich ist dieses Mitleid; ihr Hunger, ihre verlassene Lage bewegt nicht mein Herz, aber wohl fühle ich innige Rührung um sie, da sie in Schwelgerei und Vollgenuß schwer an den ewigen Schätzen darbte, ihr Inneres so traurig verwahrlost ward.“ — Eduard brachte das Gespräch wieder auf die Schönheit zurück. „So ist es ausgemacht,“ sagte der Fürst, „daß im Alterthum die Quelle künstlerischer Schöpfung die Natur in ihrer sich selbst genügenden Fülle war, indeß sie bei uns in der Offenbarung besteht.“ Gotthold: „Ein vielsinniges, oft mißverstandenes Wort!“ Der Fürst: „Wollen wir dafür setzen: Traum, Eingebung, Abstraktion, kurz, ein geistiges Prinzip, das, wenn der Künstler seine Aufgabe recht bedenkt, eigentlich dem Meißel wie

dem Pinsel ganz entschlüpft.“ Der Graf: „Durchaus; denn wo Körper ist, ist Sünde, und die Abzeichen einer gefallenen Natur dürfen wir dem Gotte nicht zusprechen; die Begriffe von Schönheit sind alle viel zu sinnlich, um da Stand zu halten, wo das Uebersinnliche eintritt. Blut, Leben, Leib, Sünde, hat immerdar den Körper der Poesie ausgemacht. — Mit einer Berechnung läßt sich nichts anfangen, das Symbol ist nur Zahl, der abstrakte Begriff ein Fazit, das ein geschickter logischer Rechenschüler seinem Meister nachrechnet; die Gestalt aber ist ein vom Himmel gefallener Funke, zündend, gewaltig, geheimnißvoll, wie der verschleierte Gott selbst, aller menschlichen Forschung verborgen, die Schöpfung eines lebenden Nervs, das Ergebniß des bewegten Bluts! Träumer, Schwärmer, Fanatiker haben eine Kirche, Philosophen keine; ein wahrer Künstler gehört aber immer mehr zu den erstern, zu den leztern nie.“ Er wandte sich und ging, und Gotthold sagte: „Auch ein trauriger Irrthum, dem unsere Zeit sich zuwendet.“ Der Fürst: „Der Graf hat Recht; ich sehe den Verfall der Kunst in ihrer Vergeistigung.“ Gotthold erwiderte: „Freilich sollen wir den Geist wiederum erlösen, den die Alten in Bande, wenn gleich in schöne, fesselten; auch wir müssen die Natur studieren, doch nicht sie allein, da sie zugleich mit dem Menschen eine gefallene und

verderbte ist.“ Ein leiser Hohn zuckte hier über die Lippen des Herzogs, er brach das Gespräch schnell ab und ging auf rein religiöse Gegenstände über; Gotthold sprach warm und kräftig, und Eduard bemerkte, wie ein aufdämmerndes, ernstes Nachdenken die Stirn des Herzogs umschattete. Erst spät trennte man sich. —

Robert hatte vom Fürsten die Erlaubniß erhalten, Eduarden der Prinzessin Braut vorzustellen. Sie fanden Massiello dort und die Fürstin war eben mit diesem in einem Gespräch über altitalienische Musik begriffen; Eduard betrachtete sie mit neugierigen Blicken — sie war nicht schön, auch nicht mehr jung, doch in ihren Augen lag eine unbeschreibliche Klarheit und Güte, ihre Haltung war gezwungen, ihr Anzug kostbar, aber ohne Geschmack. Neben ihr im Sessel lag, wie eine träumende, trunkene Bacchantin, Gräfin Eva, wie gewöhnlich in schwarzer Seide gehüllt, mit dem großen katholischen Kreuze auf der Brust. Sie blickte nicht auf, sie hob nicht den träumenden Lockenkopf und doch zeigte ein feines Lächeln um ihren Mund, daß sie alles sah und hörte. Der Fürstin zur Linken saß ein junges blasses Fräulein mit einer ziemlich starken Nase, neben dieser, tief im Schatten, eine Gestalt, die mehr der Nacht als dem Tage

anzugehören schien — unbeweglich starr, nicht mit einer Sylbe sich ins Gespräch mischend; ein Schleier deckte ihr Antlitz, unter dem weit verhüllenden Gewande sahen nur zwei kleine niedliche Füße hervor. Als der Herzog sich zu ihr setzte, wandte sich der schwarze verschleierte Kopf langsam zu ihm um und schien einige sibyllinische Weissagungen zu murmeln, so ernst und schroff wurden die Züge des Fürsten ihr gegenüber.

Im Herausgehen trafen beide junge Männer auf der Treppe mit Massiello zusammen. „Nun, wie gefällt Euch, ihr Genialen, das fürstliche Mädchen," fragte er mit mezza voce; „nicht wahr, so etwas kirchenverbesserliches, augsburgisch-konfessionsartiges, protestirend und reformirend, ein Eis von Tugend und Ceremoniel, das einen gesunden Magen bis zum Tode erkälten kann, und neben ihr das Büchlein voll buhlerischer Lieder, welches ein Schalk, des Kontrastes wegen, in schwarz Maroquin mit Goldschnitt gleich einem Gesangbuch hat binden lassen, mit einer frommen Titelvignette." „Wer war das junge Mädchen und ihre verschleierte Nachbarin?" fragte Eduard. „Die Schwarze," entgegnete Massiello, „ist eine vagabondirende Hoffrau — beide Damen sind vom prophetischen Geiste durchdrungen, und die Großnasige gehört zu den Geschenken, die nie „der Alkoran" sagt, sondern „der Koran," weil sie genugsam

weiß, daß Al nichts geringeres iſt, als der arabiſche Artikel; ſie heißt Magdalena.“

Als Eduard auf ſeiner Stube angelangt war, erhielt er ein Briefchen von Jokondens Hand, das ihn einlud, heute Abend zu ihr zu kommen ins Fiſcherhäuschen, der Fürſt wünſche es. Zugleich kam ein bloßes Papierchen angeflogen mit leiſen Bleiſtiftzügen: „Komm heute Abend zu mir — zu uns — mein Eduard! ich bin krank und Du kannſt tröſten deine Emilie; komm bei unſrer Liebe gewiß.“ Eduard ſchob in quälender Ungewißheit ſeinen lezten Entſchluß auf die lezte Minute, doch als dieſe ſchlug, war er am Fiſcherhäuschen, und beſchwichtigte ſein Herz mit dem Verſprechen, nach ein paar Minuten ſogleich zum Maler hinüber zu fliegen.

Von einer einſamen Lampe beleuchtet, in die Ecke des Sopha's gedrückt, ſaß — Gräfin Eva.

Mitternacht war vorüber, als Eduard über die dunkle Gaſſe zu ſeinem Hauſe zurück ſchlich. In Emiliens Wohnung war ein Fenſter erhellt, der Vorhang war herabgelaſſen und dunkle Schatten glitten drüber hin. In dem Augenblick rief eine Stimme: „Jeſus Maria — ſo ſind Sie da! — und wie hab' ich Sie geſucht!“ Gottholds Diener ſtand vor Eduarden, doch dieſer hatte ſein Haupt in den Mantel gehüllt, lehnte an dem eiſernen Geländer der Treppe und gab kein Laut zur

Antwort. „Was fehlt Euch, Herr!“ rief der Erschreckte; „Ihr seyd ja taub und stumm, und Eure Hand, Gott, wie kalt! sie kommt doch herauf, das Fräulein wird sich sogleich erholen wenn, sie Euch wieder sieht; sie hat lange, lange auf Euch gewartet.“ Er lief in Eile die Treppe hinauf, als er mit dem alten Berthold zurückkehrte, war Eduard verschwunden, der schneidend kalte Nachtwind blies die Lichter aus, und ein dichtes Schneegestöber trieb vom Himmel herab.

Diese Nacht hatten die Freunde bestimmt, um die wunderlichen Gebete des alten Fleackweuth zu erfüllen. Er war nämlich an den Folgen seiner Verwundung wirklich gestorben und Robert hatte erklärt, er wolle durch nichts von seiner Pflicht, den Alten an den Galgen zu schaffen, sich entbinden lassen. Masiello hatte der Polizei im Stillen Kenntniß von dem Vorhaben gegeben, und da außer ihr Niemand als die Freunde um die wunderliche Feierlichkeit wußten, so war, als der Zug sich ordnete, die ganze Nachbarschaft im tiefsten Schlafe begraben, und Niemand sah es, wie sie im Schneegestöber und in der Nacht mit einer einzigen trüben Fackel hinauszogen. Als man mit der Leiche noch beschäftigt war, trat Eduard hinein, und Robert sah seinen leuchtenden Augen, seinen erhitzten Wangen an, von wo er kam. Er trat stürmisch auf ihn zu, drückte ihn an seine

Bruſt und rief: „Du Seliger, wie beneide ich Dich um dieſen göttlichen Contraſt; eben den Becher der Luſt von den Lippen geſetzt, und nun jener ſtrengen, kalten Weltgerichts-Larve dort gegenüber. Ein bluterhitzter Frühlingsleib und hier ein ſchon verſtäubender! Wahrlich, ſchnell muß die Traube deines Dichter-Genius ſich zeitigen, wenn ſolche Sonnen ſie beſcheinen, ſolche ſchwüle Blitze ſie umſpielen.“ „Wahnſinniger,“ rief Eduard, „ſo kannſt Du bei allem dieſem nichts denken, als wie ein Verslein daraus entſtehen mag? Dort Treubruch, hier Selbſtmord und Du —“ Robert lachte laut auf: „So alterire Dich doch nicht, ſchöner Bube, das iſt ja eben der haut-goût des Lebens, ſo ein zerſchoſſener Schädel iſt das delikateſte Wildpret für einen Poetenmagen. So lerne doch einmal den Humor verſtehen, der da witzelt, wo er ohnmächtig zuſammen brechen möchte vor ungeheurem Schmerz! O göttlich, wo der Blitz des Genies ſo rieſenkräftig alle elende Verhecke der alten Mutter Tugend und Moral zuſammenſplittert. Ich denke mir nichts Süßeres, als einmal mit einem humoriſtiſchen Knalleffekt, unſterblich wie nur irgend ein großer Geiſt, in den Himmel einzugehen, nämlich auf die Weiſe, daß ich, während die Piſtole in meiner rechten Hand zum Selbſtmorde bereit ruht, zu meinem Kammerdiener ſüß lächelnd ſpreche: o ſeyn Sie ſo gut, theurer Dienender, und halten

Sie mir gefälligſt beide Ohren zu, damit ich nicht zu ſehr erſchrecke bei dem vielleicht etwas zu lauten Knall.“ — Am Ausgang fühlte ſich Eduard von zwei ſtürmiſchen Armen umſchloſſen, es war Maſſiello. „Sie kommen doch, mein theurer Eduard, mit uns zum Galgen? Die Polizei erlaubt gütig, daß wir dieſen frühern Bewohner von Alt-England hinausführen; hat er ein halbes Stündchen gehangen und meine Rede mit angehört, ſo ſorge ich für ein gutes Begräbniß. Die Sache iſt wirklich ein kleinwenig entſetzlich und ich will in meiner Rede die Kumpane, und beſonders den Robert ermahnen, Religion anzunehmen, das heißt, etwas Solides zu treiben und an etwas Solides zu glauben.“ Er ſprach noch weiter, doch der Wind verwehte ſeine Worte. Eduard bog um die Ecke, indeß der Zug ein Seitengäſſchen einſchlug und ſich bald darauf in der Nacht verlor. Die Thurm-Uhr ſchlug ein donnerndes Eins.

Vierzehn Tage waren vergangen, die Anſtalten zu den Vermählungs-Feierlichkeiten beſchäftigten die Stadt. Eduard hatte ſich einen freiwilligen Arreſt gegeben und ſein einſames Zimmer nicht verlaſſen; die Freunde wußten nicht anders, als daß er krank ſey, ſeine Seele war es auch wirklich. Während der Einſamkeit

beſchäftigte er ſich, ein Bild zu componiren, wel-
ches den Zuſtand ſeines Gemüths ausdrücken ſollte.
Am fünfzehnten Tage öffnete ſich leiſe die Thüre,
und der Abt trat in's Zimmer. „Ich gehe, wie
die Braut im hohen Liede, herum,“ ſagte er freund-
lich, „um meinen Freund zu ſuchen, denn der
Weinſtock gewinnt Knoten, die Granatblüthe duf-
tet — wo weilſt Du, ſchönſter unter den Männern,
meine Seele iſt krank vor Liebe. O wer mir das
herrliche Lied nur einmal malen könnte, aber bei
Leibe nicht im ſtreng dogmatiſchen Styl, wo Braut
und Bräutigam in zwei ſymboliſche Schnörkel ſich
auflöſen, und das heiße duftende Aroma höchſter
Liebesſehnſucht auf den ſimpeln Weihteller einer
kleinen Dorfkirche geſchüttet wird, um als ortho-
doxes Räucherpulver in die knöchernen Dorfnaſen
zu ziehen! Aber, aber auf der letzten verſteckteſten
Bank in der dunkeln Kirche ſitzt ein armer, blaſ-
ſer, zuſammengebrochener Jüngling, der ſchüttelt
die weißgelben langen Locken, wenn das orthodoxe
Pulver ſich ihm naht, in ſeine Seele ſchlägt ein
laute Nachtigall hinein, Granat- und Mandel-
blüthe brechen in Frühlingshaft auf, und die Zeder
Libanons hebt ihr Haupt, und der ganze orien-
taliſche Himmel mit ſeiner Liebesglut dämmert
im Buſen des ſtillen Knaben auf; er begreift die
wunderſame zärtliche Sage, und er ſieht die
Mädchen weinen im Keller bei den Krügen, ſein

bleiche Wange erröthet, wenn er an den Leib denkt, gleich einem ſchimmernden Weizenhaufen, an den Buſen, gleich zwei Rehzwillingen. Er belauſcht das Geſpräch der Töchter Jeruſalems, und in ſeiner Bruſt tönt leiſe die Stimme: Eine aber iſt meine Auserwählte, meine Taube — komm, du Schönſte unter den Jungfrauen, komm und weile bei mir!“ — „Was macht man bei Hofe?“ fragte Eduard ziemlich proſaiſch dazwiſchen, was macht — er ſtockte und eine Röthe überflog ſein Antlitz — er bezwang ſich und nannte kalt den Namen der Gräfin Eva. — „Man ſieht ſie wenig, ſie iſt fromm, Maſſiello iſt immer am Hof, er muſizirt mit dem Fräulein Magdalena, Robert hat eine Liebſchaft auf dem Lande und eine Zankangelegenheit in der Stadt, die der Fürſt vergeblich zu vertuſchen ſtrebt. Der Treffliche, nämlich unſer Principe, geht einer Criſis entgegen, man ſagt, daß er den neuen Weibern anheimfällt. — Fräulein Magdalena iſt Schwärmerin und Pietiſtin, die Arnthal hat übernatürliche Zuſammenkünfte und Erſcheinungen — es ſind einige myſtiſche Thees gehalten worden, zu denen unſer Einer keinen Zutritt erhält. Die kleine blonde Jolande iſt faſt vergeſſen, nur ich ſchleiche manchen Abend zu ihr, und wir weinen in Mollakkorden und regnigten Nokturno's unſere Thränen hin. Das arme Kind dauert mich, ſie

ſteht oft vor ihrem Spiegel und ſcheint ſich zu fragen, für wen zieh' ich ein neues Kleidchen an, für die Meereswellen, die da draußen rauſchen? oder für den Sturm, der an mein Hüttendach ſchüttelt? für den alten Haushahn im Hofe? Sie ſehen, Freund, es hat ſich manches geändert, während Sie in ihrer kleinen Baſtille ſteckten.“ Er ging wieder, und Eduard war ſo zerſtreut, daß er das breite freundliche Geſicht noch vor ſich ſprechend glaubte, indeß der Abt ſchon längſt um die Straßenecke gebogen war und einem ſchmackhaften Souper entgegenging. Mögen ſie doch treiben, was ſie wollen, rief er in ſich hinein, immer bunter, immer toller, meinethalben — ich will heirathen und zwar meine Emilie; es gibt doch nichts Solideres auf der Welt, als eine Ehe! —

Er warf ſeinen Mantel um und ſchritt in die Dunkelheit hinaus. Der fürſtliche Pallaſt war erleuchtet, und ſein aufſchauendes Auge glaubte am hellen Fenſter Maſſiello's kleine elegante Figur hinſtreifen zu ſehen. Die Franziskaner-Kirche lag wie ein ſchwarzer Rieſe vor ihm — die Thüre war angelehnt, er trat hinein. Ganz am Ende der hinabwandelnden Steinſäulen flimmerte ein Licht, als er darauf zuging, bewegte es ſich ihm entgegen den Gang hinauf. Es war eine Dame, in ſchwarze, ſchleppende Gewänder gehüllt, vor

ihr ein Knabe mit einer Fackel. Eduard ſtaunte die rothen Blumenwangen des ſchönen Knaben an, deſſen Blicke im Strahl der Fackel blitzend über die Schulter ſahen und auf zwei dunkle Liebesſterne trafen; es war Enzio und Gräfin Eva. Ihr ſchwebender ſinnlicher Gang floß wunderbar ſchwankend dahin, das goldne Kreuz ſchlug bei jedem Schritt an die Bruſt, — ihr Auge blickte unverwandt auf den rückſchauenden Knaben; ſo ging ſie dahin in die Nacht, die Andacht von der Sinnlichkeit geführt — Amor und Venus Urania! Das Steinbild eines alten Heiligen, an dem ſie vorüberſchritten, ſah ſich verwundert nach dem ſchönen Mädchen um, und eine heilige Magdalena blickte aus einem Bilde von ihrer Bußpredigt auf nach dem ſchlanken Pagen. Eduard trat aus ſeinem Dunkel hervor und ſchritt auf die wandelnde Gruppe zu; die Gräfin wich erſchreckt aus, doch als ſie den Jüngling erkannte, glitt ein bittendes Lächeln über ihre ſchönen Züge — ſie winkte Schweigen und hob den Roſenkranz in die Höhe. Als ſie vorübergegangen, ſah ſich ihr Auge noch einmal nach ihm um, ſie wollte ſprechen, doch der Page ſchritt ſo ſchnell, daß ſie im ſelben Augenblicke mit ihm in der Thorhalle verſchwand. Bald raſſelte der Wagen mit ſeiner ſchönen Beute davon. Voll Sehnſucht ſtreckte Eduard ſeine Arme nach der Entſchwundenen in

die Nacht hinaus, dann erſchrack er über ſich ſelbſt, er lenkte in die Gaſſe ein, wo Emilie wohnte, doch willenlos blieb er an der Ecke ſtehen. Er hätte die Vorübergehenden fragen mögen, wohin ſie ſo eilig gingen, ihm ſchien in der Welt nichts mehr ſo wichtig, daß er deßhalb den Fuß zum Weitergehen aufſetzen möchte. In der Dunkelheit trat eine Geſtalt ihm nach, es war der alte Gotthold. „Wo gehen Sie hin?“ fragte Eduard. „In den Abendzirkel zur Fürſtin,“ war die kurze und ſchnelle Antwort. „Sie? dorthin?“ rief der Erſtaunte, doch der alte Mann war ſchon verſchwunden. Ein Wagen fuhr vorbei und die Stimme des jungen Arztes, den Eduard bei dem tollen-Fleackwouth geſehen, rief: „Guten Abend, Freund, nehmen Sie doch Platz neben mir und fahren Sie, wenn Ihnen nichts Beſſeres obliegt, mit mir in's nahe Dorf, wo unſer Freund Robert ſich aufhält. Mich rufen Geſchäfte, aber Sie können bei der Gelegenheit dem beginnenden Frühling entgegenlauſchen.“

In dieſem Moment war unſerem Träumenden nichts willkommener, als eine ſolche Einladung, ſchnell ſetzte er ſich ein, und in ein paar Stunden hatte man das Dorf erreicht, deſſen Lichter durch das nackte ſchwarze Geſträuch durchſchimmerten. Der Doktor verließ unſern Freund bei einem Kreuzwege, nachdem er ihm umſtändlich

beſchrieben, welche Richtung er einſchlagen müſſe, um zu Roberts Häuschen zu kommen. Eduard drückte ſeinen Hut in die Stirne, ſchlug ſeinen Mantel feſter und ſchritt langſam die Dorfgaſſe hinauf; am Ende derſelben fand ſich ein Häuschen, mit der einen Seite an die Kirchhofmauer angebaut, ein kleiner dunkler Hofraum ſchloß ein paar Nebengebäude ein, und das erleuchtete Fenſterchen nach der Gaſſe war der einzige Lichtpunkt in dem finſtern Gemälde. Eduard ſtellte ſich vor das Fenſter und ſpähte durch die Spalten der feſtgezogenen weißen Vorhänge. Er konnte nichts als eine rothe Wange ſehen und etwas blondes Haar, das an einem ſchöngeformten kleinen Ohr herabfiel; nicht lange, ſo kam eine Hand und ſpielte mit dieſem Haar, zugleich tönte ein Gelächter aus der kleinen Stube hervor. Jetzt mußte man ihn bemerkt haben, denn der Vorhang wurde fortgeſchoben und Roberts Antlitz ſah in die Nacht hinaus, das Fenſter ward leiſe geöffnet und der blonde Kopf zeigte ſich mit zwei großen blauen Augen in die Finſterniß ſtarrend. Eduard drückte ſich zur Seite, und die Beiden zogen ſich wieder zurück. Er beſtieg jetzt die niedrige Kirchhofmauer, und indem er ſich auf ein Grab niederließ, blickte er, den Kopf in die Hand geſtützt, unverwandt in das kleine erhellte Fenſter. Unerhört, rief er bei ſich, da bringt er nun ſeine vornehme Ver-

derbtheit, seine vergifteten Gedanken und Bilder, seine geschwächten Küsse und entkräfteten Liebkosungen dem jungen Leben dar und hängt sie einem Busen um, der kalt, frisch und glänzend sich eben der Knospe entdrängt. Er muß ja überall siegen, denn schön, wie er, ward nicht leicht Einer geschaffen.

Der Mond erhob sich jetzt voll und schwimmend über das schwarze Schieferdach der Dorfkirche, er ging leise mit seinem Licht immer vorwärts, als überzähle er die Gräber, ob seit gestern kein neues hinzugekommen, die halbversunkenen Kreuze sahen wie schwarze seltsame Blumen aus, die jedem darunter schlafenden verstäubenden Schädel entwachsen zu seyn schienen. Vom Nachbardorfe kamen die Straße herab einzelne Spielleute, sie blieben vor dem Hause des Amtmanns stehen und bliesen so lange und bittend, bis sie eine spitze Nachtmütze aus einem der obern Fenster herausgeblasen hatten. Es wurde gedankt, Geld fiel herab und die Bande zog weiter. Eine Stille trat ein, dann fing ein entfernter Hund zu bellen an, aus einer andern Gegend antwortete ihm ein Kamerad, dann ließ sich in der Nähe ein heiserer Kettenhund vernehmen, und nicht lange, so bellten alle Hunde im Dorfe, zwischendurch hörte man das elegische Knarren eines Ziehbrunnens und dann die hüpfenden Töne des wieder niederfahrenden

Eimers. Eduard sah jetzt mehrere Männergestalten, die langsam um die Ecke bogen und sich dem Hause mit dem hellen Fensterchen näherten; sie waren im Streit mit einander, ein ältlicher Mann, wie es schien, wollte die drei jüngern zurückhalten, er hatte den einen derselben am Arm, den andern am Rockschooß, den dritten bei der Hand gefaßt, und von den vielen Worten, die er bald bittend bald drohend ausstieß, konnte Eduard nur folgende vernehmen: „So nimm doch Rath und Vernunft an, Caspar; wir können ja offenbar weit mehr ausrichten, wenn wir den Schulzen wecken und ihn herbringen, damit er mit eigenen Augen den Spitzbuben bei ihr entdeckt!“ — „Einfältiges Zeug, rief einer der jungen Leute, ich soll wohl warten bis der träge Schulze sich aus den Federn hebt, die Nachtmütze abwirft und in die Kleider fährt, unterdeß könnte wohl allerlei geschehen, was du und der Schulze nicht wieder gut machen können, nein, nein, laßt mich los, es ist am besten, ich verlasse mich auf meinen starken Arm und diesen Knüttel; mag nachher geschehen was da will, hab' ich nur erst mein Müthchen gekühlt, und dem Burschen drinnen bewiesen, daß es gerathen ist, ein ehrliches Mädchen und dazu meine Braut in Frieden zu lassen.“ Eduard begriff jetzt die ganze Intrigue; ihm wurde für Robert bange, wenn er die drei kräftigen Gestalten betrachtete, die jetzt

auf das Haus leise zuschritten, nachdem sich der Alte von ihnen getrennt hatte und zurückgeblieben war. Sie gingen behutsam vorwärts und indem einer sich als Wache am Fenster hinstellte, drangen die zwei andern in den dunkeln Hofraum, um von dort wahrscheinlich in die Hausthür zu gelangen. Eine Zeitlang blieb es ganz stille, die Gestalt am Fenster gab nicht das mindeste Zeichen von Bewegung, und aus dem Stübchen tönte von Zeit zu Zeit eine lachende Stimme. Plötzlich fing ein Hund zu bellen an, man hörte Jemanden stolpern und fallen, dann fluchen, zu gleicher Zeit ward eine Thür aufgestoßen, und mehrere Stimmen wurden laut. Der Vorhang am Fenster flog fort, das Fenster ward aufgerissen und ein heftiges, anhaltendes Geschrei, Gepolter, Zank und Handgemenge tönte auf den ruhigen Kirchhof hinaus. Der Bauerbursche, der sich als Bräutigam genannt, lehnte weit aus dem Fenster heraus und rief seinem Kameraden zu, hereinzukommen um das Mädchen einzufangen, welches im Gedränge entschlüpft sey, und sich wahrscheinlich irgendwo versteckt halte. Der Aufgeforderte sprang auch sogleich ohne weiters mit einem Satze ins Fenster hinein. Jetzt sah man viele schwarze Gestalten sich im Handgemenge durcheinander bewegen, das Licht wurde umgestoßen und fiel zu dem Fenster hinaus in das Gesträuch vor demselben, ein Häuflein Stroh

fing sogleich Feuer und bald schlugen die lichten Flammen hinauf. Ein noch heftigeres Geschrei ertönte, — in dem Moment sah Eduard eine schlanke Gestalt sich mit graziöser Biegung aus dem Fenster stürzen und mitten durch die Flammen durchspringen. Es war Robert, der sich vor den derben Fäusten nicht anders zu retten wußte; er eilte jetzt mit glimmenden Rockschößen die Straße hinab, von einer Menge Hunde verfolgt die ihm nachbellten. Die Bauern hatten genug zu thun, die Flamme wieder zu dämpfen; als dies geschehen war, standen sie verblüfft da und guckten in den Mond, denn weder Robert noch das Mädchen waren in ihrer Gewalt. Murrend und scheltend gingen sie endlich miteinander fort, und noch von fern hörte man sie zanken. Nach und nach hörte man jetzt im Dorfe die Hausthüren öffnen, hier und da auch die Fenster, es wurde in der Ferne und Nähe gesprochen, gefragt, allmählig hörte dies auf und die tiefe klare Stille der Mondnacht lag wieder mit glänzender Weiße über dem Schauplatz so wunderlicher Ereignisse.

„Du hast da," sagte Robert zu unserm Freunde, als sie am andern Tage im ärmlichen Wirthshause bei einem Schoppen schlechten Landweins beisammen saßen, „ein Histörchen mit angeschaut, das, glaub' ich, im Sinn des Boccaz angefangen und beendet wurde, denn bei einer guten Novelle dieses

Meisters dürfen die Prügel eben so wenig fehlen als die Küsse. Nur hätte ich von deiner Kraft und Freundschaft etwas anderes erwartet, als ein ruhiges Hocken auf der Kirchhofmauer, indeß ich die Schattenseite eines Idylls kennen lernte.“ Eduard brachte einige Entschuldigungen vor, doch Robert unterbrach sie und sagte lachend: „Laß das, mir sind diese Kraftäußerungen ganz gelegen, ich werde jetzt um so begieriger den Zartheiten nachgehen, wie sie in den Solons uns geboten werden; mein Wunsch ist nur, daß Du auch die Kleine kennen lernst, um deren willen diese Lärmtrommel geschlagen wurde. Sie ist nicht sonderlich schön, und ich habe mich eigentlich nur in ihr Lachen verliebt; das versteht sie meisterlich, eine reihe Zähne und ein Grübchen kommen dabei zum Vorschein, wie sie nie reizender gebildet worden. Ueberhaupt wie selten versteht ein Mädchen schön zu lachen, die meisten schneiden unleidliche Grimassen. Das eigentliche süße Lachen muß den ganzen Körper lieblich durchschütteln, und Wange, Kinn, Busen und Hals mit hastig aufgeblühten Rosen überschütten; am reizendsten lachen in der Regel Blondinen, denn bei denen treibt das Blut jenen durchsichtigen Rosenschleier sogleich über die zarte blendende Haut, und sie erröthen bis unter die goldnen Locken hinauf. Wer anmuthig zu lachen versteht, der wird nie alt; ich

habe eine bejahrte Frau gekannt, die durch ihr frisches Gelächter sich in die früheste Jugend hinauflachte und so viele altlachende junge Mädchen beschämte. Das Lachen ist recht eigentlich ein Volkslied, es muß aus dem innern Menschen, gleichsam wie die wahre Poesie heraustönen, die Regeln der Schönheit und des vornehmen Anstandes werden nie ersetzen können, was von der Natur versagt worden. Ich hab' ein sehr gescheutes Mädchen gekannt, die sehr geistreich lachte, das heißt, nur bei passender Gelegenheit, und wieder ein halbblödsinniges Geschöpf, das alle Augenblicke und stets über nichts lachte, dabei aber die süßeste Jugend entfaltete, und ich zog sie unbedingt der erstern vor."

Beide gingen jetzt die Gasse hinauf, zu dem Häuschen an der Kirchhofmauer. Wie ganz alltäglich und prosaisch erschien der Platz am Tage. Robert klopfte gähnend an die kleine Pforte, sie wurde von einem feisten Bauerburschen aufgethan, den der Bräutigam als Wache bei dem Mädchen gelassen hatte. Marie, so hieß diese, begrüßte ihre Gäste mit einem verschämten Lächeln. Eduard band sich sein neues Halstuch ab und knüpfte es ihr um den hübschen Hals; sie fand alles, was man that und sagte, äußerst lächerlich, und machte tausend ungeschickte Bewegungen. Es wurde abgemacht, daß Eduard wenigstens eine Woche im

Dorfe bleiben sollte, ein Stübchen in der Nähe war bald gefunden. Als das Gespräch eben am lebhaftesten war, erschien plötzlich der Bräutigam und fing auf seine Weise zu fluchen und zu lärmen an, zugleich zeigte sich eine verkuöcherte alte Ehrenwächterin, die sich ihres Amtes mit großem Eifer annahm. Die Freunde entfernten sich mißmuthig, und es wurden Pläne geschmiedet, wie man die Kleine mitten aus ihrer Ehrenwache entführen könne.

Eduard, der sich noch immer nicht mit Leichtigkeit in gewisse Ansichten des Lebens finden konnte, ging gewöhnlich seinen Weg für sich und zeigte nur zu deutlich den innern Zwiespalt. Er wollte diese ländliche Einsamkeit, die ihm wie ein plötzliches Geschenk zu Theil geworden, mit ernsten und würdigen Beschäftigungen hindringen, doch eine verworrene Unbehaglichkeit hatte sich seines Gemüths schon in dem Grade bemeistert, daß er es für bequem fand, sich Roberten immer mehr und mehr hinzugeben. „Ist es nicht thöricht," sagte er einmal zu ihm, „daß wir unser Leben und dessen schnell vergängliche Blüthe alten grauen Irrthümern, verjährten Meinungen, zahmen und mißgestalteten Gesetzen, albernen Grillen zum Opfer bringen, die nichts für sich haben, als daß ein paar tausend Menschen, die gerade der Zufall mit uns in Eine Zeit warf, jene Irrthümer

Meinungen, Lehren und Gesetze als Norm und Regel aufgestellt haben. Zwängen wir nicht auf diese Weise den jungen aufsprossenden Baum früh in ein steifes Gerüst, damit er mit den übrigen Bäumen und Pflanzen im Garten ein seltsam geregeltes Ganze ausmache. Du aber, mein Robert, stehst in diesem holländischen Garten als ein selbstständig keck aufstrebendes Bäumchen da, dessen Saat wohl ein wundervoller Zugvogel aus fremden Ländern holte und fallen ließ; mit einem gewissen übermüthigen Wahnsinn weinst und lachst Du deine hellen Blüthen heraus, Du erzwingst mit Hast einen Frühlingshimmel über Dir und bist zufrieden, wenn auf diese schnellen glänzenden Sonnenflecken ein jäher Tod deinem Leben ein Ende macht. Und verdient das Leben denn auch Ernst und Sorge? Ich kann mir denken, wie alte prächtige Könige aus grauer Vorzeit müde und überdrüssig in ihr Grab gingen, ja daß sie ganze Pyramiden darauf wälzen ließen, um sich die Rückkehr in das Leben, das sie verachteten, zu verbauen. Wie machtlos brach sich denn das nichtige Geräusch drauf folgender Jahrhunderte an den gigantischen Mauern, worunter die alten Uebelgelaunten schliefen." — Robert ergötzte sich an der letzten Bemerkung sehr und meinte, von diesem Standpunkt angesehen, erschienen ihm jene ungeheuern Leichensteine wahrhaft grausig.

„Unerhörte Dinge, Freund!“ rief der A
Eduarden zu, als dieser nach einigen Woch
wieder in der Stadt erschien, und dem dick
freundlichen Gesichte auf dem Wege zum fürs
lichen Pallaste begegnete; „unerhörte Dinge si
geschehen, Liebwerthester! wo haben Sie denn
aller Welt gesteckt? Es hat köstliche Diner
Soupers gegeben, zu denen man Sie eingelad
hat. O die Frommen essen auch und wissen ei
Trüffelpastete sehr gut von einem Grützkuchen
unterscheiden. Aber wo waren Sie, theuers
Jüngling? — wie gesagt, große Dinge sind
Werke — kommen Sie, — o es gibt eine lan
Erzählung! — mir nach, mir nach!“ — Er z
den sich Sträubenden fast mit Gewalt in e
nahe Restauration, dort ließ er Chokolade
biren, und mit der dampfenden Tasse am Mu
setzte er seine Rede fort, wiewohl mit le
Stimme. „Für's Erste erfahren Sie nur,
Serenissimus, unser allergnädigster Principe, g
des Teufels ist; man raunt sich für gewiß i
Ohr, daß der Treffliche den Thron quittiren w
um mit Fräulein Magdalenen eine kleine myst
Sekte zu formiren, der Himmel weiß, wo.
sperrt sich Tagelang mit ihr ein, die The
und Gesellschaften stocken, die Vermählung g
einen Schneckengang, die Fürstin Braut ist
einer höchst peinlichen Lage, Fräulein Magdal

liegt Tag und Nacht clairvoyant da, und ein paar andere Damen haben die Offenbarungen und Prophezeihungen auf ihren Theil genommen, und leisten in der kurzen Zeit etwas Erstaunliches. Man vermuthet, daß das ganze Schauspiel vom Nachbarhofe eingeleitet worden ist, um die Verbindung des Herzogs rückgängig zu machen, und ihn vom Throne zu verdrängen. Und das Seltsamste ist noch — wen glauben Sie wohl an der Spitze der heiligen Sippschaft? — rathen Sie einmal! — den alten Gotthold, in den alle ganz verliebt sind.“

Eduard war über diese Mittheilungen ganz erstaunt und nahm sich vor, mit eigenen Augen zu prüfen so bald als möglich, indeß schwatzte sein dicker Gefährte weiter, indem er die geleerte Tasse auf den Tisch setzte, und sich lächelnd die Lippen reinigte. „Mir haben Sie wahrhaft satanisch mitgespielt, hören Sie nur, süßes Wesen! Ich komme einen Abend, um Serenissimus zu sprechen; meine Seele ahnet nicht, daß Fräulein Magdalena wieder ein magnetisches Solo spielen will; leise trete ich in's Gemach und sehe beim Scheine der trüben Mondlampe ein liegendes Frauenzimmer auf den Polstern des Divans, um sie herum einige stille Gruppen, die bei meinem Eintritt wie Pagoden mit den Köpfen nicken; der Fürst legt den Finger auf den Mund, natürlich

ſchweige ich und bleibe ſtehen — was geſchieht? — plötzlich zuckt es im Antlitz des liegenden Frauenzimmers, ihre Bruſt hebt ſich, die Arme fahren auf und ſie ſtößt einen Schrei aus, Alles ſtürzt hin — Beſtürzung, Furcht, Beſorgniß in allen Blicken! — man frägt leiſe, was ihr fehle, da ruft die Gnädige mit recht clairvoyanter Grobheit: „Fort! Hinaus! — Es iſt ein Ungeweihter in's Zimmer getreten, deſſen Seele befleckt und ſinnlich iſt, treibt den unreinen Geiſt hinaus oder ich ſterbe!“ — Verdammte Affaire! Alles ſieht mich drohend an, und ich ſtehe da, wie ein geſcholtener Schulbube. „Nun, was warten Sie noch — fort, entfernen Sie ſich!“ — rief jetzt der Allergnädigſte, und eine alte Dame gab mir den Arm, um mich hinauszuführen. Hinter mir ſah ich zwei Kammerjungfern mit Rauchfäſſern in's Heiligthum ſtürzen, und meine alte Führerin, nachdem ſie mich in den Vorſaal gebracht, ließ mich daſtehen und verlor ſich in die blauen Wolken des Räucherpulvers hinein. O du alter Kirchenſtuhl, zürnte ich ihr nach, wandle nur immerhin in deine Conferenz zurück, mich ſoll keine Herrlichkeit mehr hineinlocken und wäre es ſelbſt eine Paſtete von lauter Pfauenzungen! Seht doch — ich, ein unreiner Geiſt! — ich möchte doch ſehen, wie viel reiner Sereniſſimus, unſer Durchlauchtigſter iſt, oder Maſſiello und tauſend andre, die

seit Adam's Fall noch nicht wieder aufgestanden sind. Aber ich weiß schon, einmal habe ich leise, leise von Fräulein Magdalenens ein klein wenig zu bedeutender Nase gesprochen, flugs wurde ihr mein unreines Wesen in seiner ganzen Abscheulichkeit klar." Eduard mußte lächeln bei diesem tragischen Bericht, obgleich seine ganze Seele voll war von jenen Ereignissen, die er eben vernommen; er hätte gerne noch diesen Abend den Fürsten gesehen. Als beide auf die Straße kamen, trift ihnen ein fürstlicher Läufer nach, und als er Eduarden erkennt, bringt er diesem die Einladung, sich sogleich in's Schloß zu verfügen. Was konnte Erwünschteres kommen; schleunig flog er nach Hause, wechselte seinen Anzug, und stieg die breite Marmortreppe zu den Gemächern des Fürsten hinauf. Auf dem Portale sah ihm die wohlbekannte Statue der badenden Venus entgegen: „Also Du siehst noch hier, griechisches Göttermädchen," rief er leise bei sich, „hat man dir nicht den Abschied gegeben, und weißt du nichts von dem, was drinnen geschieht?" — Er schritt leise über den Vorsaal und öffnete eine der hohen Thüren, sie ging geräuschlos auf, und die Teppiche, auf welche sein Fuß trat, ließen seine Gegenwart von den im Gemache befindlichen Personen durchaus nicht bemerken. Eine hohe Frauengestalt, die Eduard sogleich für die Fürstin

erkannte, ſtand, den Rücken gegen ihn gekehrt, im Geſpräche mit dem alten Gotthold vor einem Bilde. „Nein, nein,“ rief die Prinzeſſin faſt heftig, „ich begreife Sie durchaus nicht! Anfangs bei unſerer Bekanntſchaft ſchien es mir, als wenn Sie meine Anſicht theilten, und für die wahre Erkenntniß kein Uebel für ſo gefährlich hielten, als jene dumpfe blinde Frömmelei, die ich wahrhaft abgöttiſch nennen möchte, weil ſie den Menſchen verführt, ſtatt der klaren vernünftigen Idee vom göttlichen Weſen das trübe Abbild ſeines eigenen verfinſterten, durch Irrthum und Sinnlichkeit befleckten Innern zu halten. Wir ſehen, in welche tiefe Verirrungen die Gemeine verſank nach dem Tode des Grafen, wie ſie, die die reine Lehre Luthers noch geiſtiger und lebendiger auszubilden gedachte, dem niedrigſten Geiſte der Erde anheimfiel! und nun höre ich mit Schreck, Sie reden und ſtreiten in denſelben Grundſätzen, die ich bis zum Tode verabſcheuen werde.“ — „Nicht alſo, Gnädigſte,“ rief der Maler, „Sie ſind zu hart; wenn Sie mich zu den Frömmlern und Pietiſten oder zu den Anhängern jener, mir ehrenwerthen Sekte rechnen, ſo ſind Sie im Irrthum; daß ich aber zu der abſoluten Verſtandeskälte, in der Sie athmen, Gnädigſte, nicht hinaufreichen kann und will, das geſtehe ich gerne. Lieber will ich verführt werden durch ein

Uebermaaß von Liebe, als durch gänzlichen Mangel derselben von jeder Möglichkeit des Falls geschützt dastehen.“ „Mann!“ rief die Fürstin mit einer unendlich weichen Stimme, „wer sagt Ihnen, daß ich nicht liebe; aber er, den ich liebe, ist ja die ewige Reinheit und Klarheit selbst, meine Liebe ist das schwache, aber unermüdliche Ringen, klar, hell und rein zu seyn nach seinem Bilde; aber wohl mag sie kalt erscheinen, diese Liebe, weil keine Erdenliebe sich zu ihr gesellt, denn was ich irdisch und sinnlich geliebt habe, hat sich mir als unwürdig ausgewiesen.“ Sie schwieg und schien eine Rührung zu verbergen, dann fuhr sie fort, indem sie den Arm des Malers mit Heftigkeit faßte: „Stehen Sie mir bei, verlassen Sie mich nicht, theurer Mann! retten wir den unglücklichen Prinzen, noch ist's möglich — bald könnte es zu spät seyn.“ Der Greis sah der hohen Frau ernst in's Antlitz: „Sie täuschen sich, Gnädigste! — Das Fräulein — die Baronesse —“ „Nichts von ihnen,“ rief die Fürstin heftiger. Eduard glaubte bei längerem Verweilen bemerkt zu werden und zog sich, nachdenkend über das Vernommene, leise zurück. Die Klingel des Herzogs rief ihn den Corridor entlang, und als er sich dem Gemach näherte, trat ihm der Prinz schon entgegen.

„Willkommen, Freund,“ rief der Gnädige freundlich — „mir ist's lieb, daß Sie auf dem

Lande gewesen, und so die Quellen der Einfachheit und Natur gesucht, vielleicht folge ich bald Ihrem Beispiel, — der Frühling naht mit großen Schritten.“ Eduard bemerkte in des Fürsten Aeußerem eine Veränderung, die ihm auffiel, das Haar war schlichter gekämmt, die Kleidung einfacher, und an den Wänden des Gemachs fehlten einige Gemälde von Rubens und Jordone, statt dessen hing ein kleines Bildchen da, von dem man nicht sagen konnte, was es darstellte. Der Fürst bemerkte den fragenden Blick des Jünglings und sagte flüchtig: „Die Gemälde habe ich fortgeschickt, weil jetzt häufig Damen meine Zimmer besuchen, und man dem schwachen, noch nicht genug künstlerisch gebildeten Geschlechte kein Aergerniß geben soll; — doch junger Mann,“ fuhr er fort, „was hab ich hören müssen, Sie haben eine Braut und vernachlässigen das Mädchen — Sie sollen sogar, was ich nicht glauben will, der Gräfin Eva den Hof machen; theurer Freund — wenn das wahr wäre! und Sie könnten auf diesem Wege uns verloren gehen, ich selbst würde mir die bittersten Vorwürfe machen, Sie nicht väterlich gewarnt und zum Heile zurückgewiesen zu haben.“ Eduard erröthete vor Unwillen und Beschämung. „Sollte Robert vielleicht Eure Durchlaucht“ — „Reden Sie mir nicht von diesem Unwürdigen,“ rief der Fürst und sein Auge blitzte

zürnend; „sein Name, wie sein Fuß kommt nie wieder über diese Schwelle, er ist ein verlorener Mensch, hüten Sie sich vor seinem Umgange. Nicht allein, daß er auf das Gewissenloseste eine Menge armer betrogener Mädchen seinem Rausche geopfert, die Unglücklichen in zeitliches und ewiges Verderben gestürzt hat, er mordete auch rücksichtslos die Ehre von Männern, die die Welt achtet und die meine Liebe besessen haben. Er ist so tief gesunken, daß ich ihn einer öffentlichen Beschimpfung, der er nur zu nahe war, mit Mühe entrissen habe, und Undank ist stets mein Lohn gewesen. So gefährlich, mein Freund, sind die glänzenden Eigenschaften, die unser Auge bestechen und das Herz zugleich einer schmerzlichen Enttäuschung entgegen führen. Hier lesen Sie einen Zettel, in dem er beiläufig auch sein Urtheil über Sie ausgesprochen hat.“

Eduard empfing das Papier und steckte es zerstreut zu sich; er war durch all das Gehörte und Geschehene so befangen gemacht, daß ihm kaum Achtsamkeit genug übrig blieb, um die Baronesse und das Fräulein, die eben eintraten, zu begrüßen. Der Fürst ging auf die Eintretenden zu und beugte sich über Magdalenens Hand, diese lispelte aber: „Keinen Kuß, Prinz, Sie wissen, daß ich solches nicht liebe, ein Händedruck genügt mir, wovon Sie schon heute in —“ „Sie schauen in meine

Seele, wunderbares Mädchen," sagte der Fürst leise, „brauche ich noch zu antworten?" — Das Fräulein schüttelte wie zürnend das Haupt, dann weilten aber ihre großen blauen Augen fragend auf dem Jüngling, der, immer noch heftige Röthe im Gesicht, stumm vor sich hinsah. Der Fürst faßte ihn an der Hand und stellte ihn nochmals den beiden Damen vor; es wurden einige gleichgültige Worte gewechselt, und Eduard fühlte sich wieder leicht, als er, die Treppe herabsteigend, die Gasse betrat. Sein Busen war zu voll, er mußte die Einsamkeit suchen, um mit der Welt zu grollen. Vor allen war ihm der Fürst ordentlich recht verhaßt. Kann man, rief er bei sich, wohl den Glauben und die Erkenntniß wie eine Schlafmütze über die Ohren ziehen, wenn einem der durch Jugendsünden nackt gewordene Scheitel zu frieren anfängt? Fratze über Fratze! Und was soll der Vorwurf rücksichtlich Emiliens — hat sie über mich geklagt oder hat es der Vater gethan? Wie schwächlich und elend, wie kleinbürgerlich und alttugendhaft; will man mich durch Ruthen an die Schulbank zurückzwängen? Freiheit und Selbstständigkeit sind die athemholenden Lungen des geistigen Lebens, soll ich mit Schwindsüchtigen umgehen, um selbst schwindsüchtig zu werden?

Aus diesen Gedanken schreckte ihn plötzlich ein Gelächter, das neben ihm erscholl; er hörte,

daß über seinen Regenschirm gespottet wurde, und eine Stimme rief: „Geben Sie Acht, wenn diese tropfende Glockenhaube sich hebt, so schaut gewiß das sehr ehrwürdige Antlitz des Vikar von Wakefield uns entgegen.“ Eduard glaubte die Stimme zu erkennen, hob seinen allerdings etwas baufälligen Schirm, und erblickte an dem halbgeöffneten Fensterchen die Gräfin Eva mit Jokonden. Ueber die beiden Mädchen sah Massiello's lächelndes Antlitz hervor. „O, ein guter Freund!“ riefen jetzt die drei Stimmen, und Eduard mußte sich selbst fragen, wie er denn an das einsame Fischerhäuschen gekommen sey. Träumerisch, wie er den ganzen Weg gemacht, kehrte er auch jetzt ein, und wurde von den Dreien mit herzlichem Jubel empfangen. Jokonde war schöner wie jemals, das Gefühl ihrer verlassenen Lage warf über ihre kindische Heiterkeit einen leichten Schleier von Melancholie, der die Seele ersetzte, und sie unendlich liebenswürdig kleidete. Beide Freundinnen hatten auf Anstiften Eva's sich streng bereitete Fastenspeisen zurichten lassen; für die Ungläubigen oder Schwergläubigen stand ein zweites Tischchen bereit mit leckern Speisen von allerlei Art, und Massiello hatte schon Platz daran genommen und bereits einige Flaschen entsiegelt. Wegen Eduard entstand der Streit, zu welchem Tisch er gehöre. Die Mädchen wollten ihn durchaus auf ihrer Seite

und auf Seite der Religion haben, Massiello zeigte dagegen nur auf die Flaschen und öffnete mit kluger Weltlockung die Schüssel mit einer dampfenden Pastete. Jokonde stand auf, und präsentirte in unendlich anmuthiger Haltung als Herodias den Kopf ihres ungewöhnlich großen Fastenhechts, Gräfin Eva versicherte aber vollen Ernstes, daß hier durchaus nicht zu spaßen sey, und sie wolle Eduarden nimmermehr freundlich ansehen, wenn er zu der Pastete überliefe. Dieses entschied und der Jüngling wurde von den muthwilligen Mädchen im Triumph zu der Fischtafel gebracht. In dem Augenblicke ging die Thüre leise auf und ein volles rothes Gesicht ward hineingesteckt. „Aha, ha! ha! schrieen alle, Signore Abbate, carissimo padre — bona seria, bona seria!“ — Der Abt war jetzt mit einer geschwinden Bewegung im Gemach, und seine Lippen ruhten zu gleicher Zeit auf beiden zarten Händchen der Mädchen. Drei schimmernde Astrallampen wurden hereingebracht, und die kleine Gesellschaft trieb sich in glänzender Helle unter Küssen und Lachen bunt durcheinander. Den Abt gaben beide Mädchen sogleich für die Sache der Religion verloren, er erhielt einen Stuhl neben Massiello, und Eva versicherte ihm, daß er zu ihrem Vereine eben so wenig gehöre, wie ein gebratener Kapaunflügel in ein Bouquet weißer Rosen. —

Massiello hatte den Kapaunflügel gefaßt und ihn drohend erhoben, ein Theil des Tischtuches floß über seine Gestalt wie ein Mantel nieder, indem er den Stuhl bestiegen hatte und mit donnernder Stimme seine Fastenpredigt anhub: „O ihr Gottlosen, ist's nicht genug, daß eure Passionszeit dauert, so lange ihr jung und hübsch seyd, wollt ihr nicht zuweilen im Alter noch Passionen haben, die Niemand erwiedern kann? Wohl nehmt ihr euer Kreuz auf euch und schleppt es, aber nur, wenn es modern gefaßt ist, à quatre couleurs, und wenn es schwer von Gold ist. O Himmel — noch heutzutage lasst ihr euch steinigen, aber nur mit ächten, nicht mit böhmischen Steinen. Vigilien und Nachtwachen zu halten, ist euch was Leichtes, nämlich wenn die Gesellschaft gut, der Tanz lebhaft, das Soupé auserlesen, und der Punsch nur einigermaßen erträglich ist. Noch heute kleidet ihr die Nackenden, nämlich wenn diese schön gewachsen sind, und wer anklopfet, dem thut ihr auf, wenn es nur nicht der Ehemann ist!“

Der Abt lachte laut und schallend, Jokonde aber ergriff die Rose, die dem gekochten Hechtkopf im Munde steckte und warf sie über beide Tische herüber in Massiello's blitzende Augen, indeß Eva ihr Haupt andächtig über die gefalteten Hände hinabneigte, und unter den überstürzenden

schwarzen Locken hervorseufzte: „Pax nobiscum Domine.“ Der Abt trug eine ganze Schüssel voll Zuckerwerk zum Pianoforte, um unter dem Spielen zu naschen und unter dem Naschen zu spielen, indem er behauptete, die kränkliche Süßigkeit der Töne könne nur durch die gesunde der Kuchen aufgehoben werden. Eduard's Seele trieb und blühte in einem fieberischen Ungestümm, er glaubte die Schätze der Jugend und Lust nicht theuer genug von der gegenwärtigen Minute kaufen zu müssen; die beiden Mädchen nahmen ihn in ihrer Mitte auf, und um ihn, über ihn schlangen sich die Blumenketten ihrer Scherze und Küsse, flogen die glänzenden Feuerbälle des Muthwillens, stöberten die kalten, spitzen Flocken der Neckerei, und auf seinen offenen Busen fielen und brannten die langen glühenden Balsamtropfen der Sehnsucht. Er fühlte sich durch und durch krank, doch wie ein fallendes Herbstblatt, nur um desto glänzender gefärbt. Jokonde sagte ihm tausend hübsche Dinge über seine Augen, und er ihr seltsam verworrene Ansichten über Weiber und Leben, die sie belachte, weil sie sie nicht verstand. Der Abt spielte die Ouvertüre aus dem Don Juan, zwischendurch tönten die Klagen Elvirens, die Drohungen Don Antonio's, — die ganze antike Schmerzensfülle der Anna, über alle herüber warf ein jäh auffahrender Glanz seine Strahlenkronen,

Don Juan tändelte, Leporello machte seine Possen; dann drohten einzelne Laute und zuckten wie mattlaufende Blitze am Horizont nieder, der Donner rollte ihnen nach und es erklang die Stimme des ersten Mahners aus der Tiefe; wilde gellend atheistische Töne flatterten ihm entgegen und fielen zerquetscht an der marmornen Brust nieder, ein rother breiter Glanz schloß Himmel und Hölle plötzlich. Eduard und Jokonde verständigten sich über die Göttlichkeit des Gedichts durch einen Kuß. Massiello war beschäftigt, einem jungen Mädchen, das erschienen war und sich stumm in eine Ecke drückte, einige Rede abzugewinnen. Die Gräfin Eva sprang auf und rief: „Ah, da ist meine Aimée; hier, meine Herrn, stelle ich Ihnen meine Nichte vor, nicht wahr, ein nicht ganz übles Geschöpf?“ Sie fuhr dem Mädchen, das immer stärker erröthete, unter's Kinn und hob den Lockenkopf; der Abt und Eduard sagten einige Artigkeiten, Massiello rang nach einem Kuß hinter dem Rücken der Gräfin, und versicherte, die vollen weichen Lippen, die frischen Zähne seyen unendlich reizend, vor allen aber dieser wilde finstere Unwillen, der aus den Augen spräche, der rothe Zorn, der die gewölbte Wange färbe. Man entschloß sich, eine vollständige Musik aufzuführen, die Gräfin ließ sich ihre Harfe geben, Massiello stimmte, Notenblätter wurden hin- und

hergeschleppt, der Abt zankte und die Dienerinnen hatten vollauf zu thun, die Reste der Mahlzeit hinwegzuschaffen, und statt deren Blumen und Früchte auf die Tische zu setzen. Unser Freund zog Jokonden sanft bittend nach sich, und die Gefällige entschloß sich, ihm zu einem Bildchen zu sitzen, das er schon lange angefangen, und das das reizende Mädchen als Cleopatra darstellte, mit der Schlange an der Brust. Die Idee war vom Herzog ausgegangen, doch hatte dieser sich weiter nicht um die Ausführung bekümmert, und jetzt wäre ihm der ganze Gedanke wahrscheinlich verwerflich vorgekommen. Ein Kabinet wurde ausgewählt, die Lampe zurechtgeschoben, Jokonde hatte mit Hülfe von ein paar Tüchern eine graziöse Drapperie hervorgebracht, welche sie mit ihrer gewöhnlichen Anmuth und Geschicklichkeit ordnete. Jetzt war sie fertig und warf sich in die Ecke des Sopha's. Als Eduard darauf drang, einen Theil des schönen Busens frei zu sehen, gab sie nach, verhüllte sich aber augenblicklich wieder, als Jemand in's Zimmer trat; Eduard sah sich um und entdeckte das junge Mädchen, das schüchtern eingetreten war, und glühende Blicke auf Jokonden richtete. Sie verschwand wieder und die Liebenden blieben allein. Die rauschenden Ströme der Musik ergossen sich indeß im Vorgemach, doch bald trat Stille ein; der Abt behauptete, Massiello mit Eva

begingen Fehler auf Fehler, die Gräfin lachte, der Musiker gab nichts zu; von Worten ging es auf Töne über, jeder Theil griff zu seinem Instrument und führte den Streit fort. Ein wildbrausender Sturm erscholl, zwischendurch gellte ein helles Harfencapriccio, dann lachten alle zu gleicher Zeit auf, und der Abt warf die Noten zusammen. „Es geht heute nicht," rief Massiello, „die Noten behaupten ihren Sinn, wie alle Leute von Kopf." Man wollte sich trennen, als ein fürchterlicher Schrei aus dem Nebenzimmer hervorbrach; alle fuhren entsetzt zusammen, zu gleicher Zeit ward die Thüre aufgerissen und Aimée sprang heraus. Sie hatte ein Messer in der Hand, ihre Augen funkelten und an dem weißen Gewande brannten Blutspuren. „Alle Götter!" schrie der Abt, „was gibt's da!" — Man stürzte in's Zimmer — der Tisch mit dem Zeichengeräth lag umgeworfen mitten im Gemach — Jokonde ruhte auf dem Sopha, Hals, Arme und Kleid in Blut getaucht. Eva war auf den Teppich hingesunken und rang die Hände; in dem Moment trat Eduard hinein, und zerrte das seltsame entsprungene Mädchen am Arme nach sich. Als er den Schreck der Freunde sah, rief er: „Nur keine Besorgniß, Ihr Lieben, der Vorfall ist höchst unbedeutend, was Ihr dort seht, ist nicht Blut, sondern blos rother Wein, mir aber hat

der bösartige Knabe eine leichte Verwundung am Arme beigebracht.“ — „Knabe?!“ rief Massiello, und aller Blicke richteten sich auf den Gefangenen, der sich jetzt von Eduard's Arm losmachte, in die Ecke eilte, den dort stehenden Degen ergriff, und, mit der andern Hand in Geschwindigkeit den Frauenrock abstreifend, nun in seinen Pagenbeinkleidern dastand. Mit einem vor Zorn leichenblassen Gesicht und zitternden Lippen stammelte er, indem er sich trotzig in die Mitte des Gemachs hinstellte: „Nun ja, was seht Ihr mich an? — ich gehöre nicht zum lumpigen Weibsgesindel! ich bin ein Mann und Kavalier, wie der da, und habe meinen Degen, wie jeder ehrliche Junge, dem man zu nahe tritt.“ Halbentkleidet, wie er da stand, den vollen Lockenkopf schüttelnd, im blassen Antlitz die rollenden schwarzen Augen, die brennend rothen Lippen und blitzenden Zähne; er sah einem jungen zürnenden Apoll ähnlich. Massiello eilte auf ihn zu und schloß ihn in seine Arme, Enzio aber riß sich los und kniete vor der noch immer leblos daliegenden Jokonde; indem er sein Haupt an ihre Knie drückte, schluchzte er so heftig, daß die Betäubte erwachte, und mit einem Angstruf vom Ruhebette sprang und Eduarden zueilte. „Bringt den Wahnsinnigen fort,“ kreischte sie, „er wird ihn und mich morden!“ — „Ich werde nicht,“ rief der Knabe,

„Ihr seyd vor mir ganz sicher, Mademoiselle Jokonde; liebt immerhin wen und wie Ihr wollt, für Euch mag ich wohl noch zu jung und unbedeutend seyn, da will ich warten bis ich das Offizierspatent in der Tasche habe.“ Er entfernte sich mit diesen Worten, ohne die Gesellschaft eines Grusses zu würdigen; im Vorzimmer fand er seine Jacke, die er anzog, den Mantel überwarf, und so hörte man ihn den Gang entlang in der Finsterniß tappen. Eduards Wunde brannte ziemlich heftig, Jokonde lag weinend im Arme der Gräfin, die Männer trennten sich und ein jeder schlich verstimmt und unangenehm berührt nach Hause.

Eduard kam, innerlich auf das heftigste zerrüttet, in sein Zimmer; er errieth nur zu schnell den Zusammenhang des ganzen Vorfalls und den Grund von Enzio's Zorn. Er verabscheute Jokonde und Eva, daß sie sich einem Knaben hingeben konnten, seine eigene Leidenschaft erschien ihm im schwärzesten Lichte, das Gewissen preßte ihn von neuem wegen des Treubruchs an Emilien. Er nahm sich vor, nie mehr die Schwelle des Fischerhäuschens zu betreten. Der Diener erschien, um ihn zu entkleiden, als der Rock behutsam abgezogen wurde, fiel ein Blättchen zur Erde, welches Eduard sogleich für das vom Herzoge ihm eingehändigte Schreiben Roberts erkannte; er ließ

es sich geben und las folgende Zeilen: „Ihr deutet an, Prinz, daß unser Verhältniß sich lösen könne, ich möchte Euch versichern, daß es nie bestanden; Ihr sucht bei mir jene schwächlichen Tugenden, die charakterlose Menschen aneinanderknüpfen, die besitze ich nicht und meine großen Eigenschaften fangen an in Euren Augen als Laster zu erscheinen! immerhin, ich forme mein Inneres nicht nach dem Urtheil der Menschen. Ihr fabelt von Verführung und stellt mir das Bild des jungen Eduards vor — was soll ich damit? der Mensch ist mir immer gleichgültig gewesen, er war eine kurze Zeit meine Puppe, mit der ich spielte; macht er Ansprüche auf mich, so lasse ich ihn fallen, denn meine Freiheit soll Niemand beeinträchtigen.“

Eduards Wunde brannte heftig, als er diese Worte las; er fühlte in diesem Moment die Bande losgerissen, so heftig tobte das unruhige Blut, dann legte sich eine beängstigende Kälte auf Stirn und Brust, er fühlte sich einer Ohnmacht nahe und stützte sich an's Bette, indeß die Wunde neu umbunden wurde. Jezt tönten Schritte im Vorzimmer, die Thüre flog auf und Robert stand vor dem tief Beleidigten. Die Stimmung beider Jünglinge drängte zu einem furchtbaren, entscheidenden Moment. Eduard zeigte den Brief vor, Robert entschuldigte sich nur halb, antwor-

tete kalt und verächtlich — Eduards Fieberhitze ward zur Flamme, er griff mit dem rechten gesunden Arm zum Degen, Robert stellte sich ihm ruhig gegenüber und der Kampf begann. Robert empfing eine Verwundung an der Seite, Eduard, kaum dies gewahrend, warf sich ihm mit Thränen an die Brust; doch in demselben Moment schwanden seine Sinne und Finsterniß umhüllte das Auge. — Als er wieder erwachte, fand er sich allein im Zimmer; im Nebengemach lag der Diener eingeschlummert im Sessel, die Lichter waren tief herabgebrannt, und der aufdämmernde Morgen lag mit farblosem Grau hinter den niedergelassenen Fenstervorhängen.

So war durch eine rasche Handlung, durch Blut, Entsetzen, tiefe Erniedrigung der trügerische Himmel, in dem unser Freund so lange herumgeirrt war, plötzlich geschlossen; Massiello's Fastenpredigt tönte in seinen Ohren, Jokondens Küsse drückten noch seine Lippen, Roberts Herzblut klebte an seiner Weste, doch alle diese Zeichen und Erinnerungen dünkten ihn durch eine weite Kluft von der gegenwärtigen Minute geschieden. Die Stille und Abgeschiedenheit, in der er sich jezt durch seine Krankheit versetzt sah, lähmte jede Wirksamkeit nach aussen, und er hätte Zeit und

Gelegenheit genug gehabt, seine frühern Irrthümer zu bereuen, wenn seine Seele noch mit jener frischen jugendlichen Spannkraft begabt gewesen wäre, die einen großen Entschluß faßt und ausführt; je mehr er strebte, Klarheit und Gewißheit zu erlangen, desto gewaltiger bemächtigte sich seiner die innere Verworrenheit. Bald entschloß er sich Emilien aufzusuchen, durch ein offenherziges Bekenntniß seiner Schuld sein Loos in ihre Hände zu legen, bald schreckte ihn wieder der Gedanke ab, daß sie es war, die mit ihrem Vater und dem Fürsten vereint dahin strebte, seine Freiheit zu beeinträchtigen. In diesem Augenblick sah er die Unwürdigkeit derer ein, mit denen er bis jezt Umgang geflogen, im nächsten Moment erschienen ihm dieselben Personen höchst liebenswürdig, und nur sein eigenes Selbst fand er zu verdammen, indem die Schwäche ihn zu Mißbrauch und Verirrung hingezogen. Die Wissenschaft und ihre Schätze erschienen im ebenfalls in einem zweifelhaften Lichte; die rege Lebenskraft, die, wenn sie gesund ist, mit ihrem Athem jedes Verhältniß, alles Wissen mit Wärme und Lust füllt, war in seinem Busen gebrochen, und Zweifel und Kälte waren eingetreten. So lag er oft Nächte lang auf seinem Lager, und sah mit unermüdetem Geiste eine Fläche vor sich, die, in Nebel gehüllt, sich in eine unbestimmte Ferne zu verlieren schien.

In dieser Stimmung traf ihn ein Besuch, den er nicht erwarten konnte. Eines Abends, als er aus einem unruhigen Schlummer erwachte, stand der Graf Eberhard vor ihm, der zur Ursache seines Kommens die Besorgniß um seine Gesundheit anführte. Eduard hatte ihn über die mancherlei Begebenheiten fast ganz vergessen; auch in den Zimmern des Herzogs war der Graf, als die Abendgesellschaften anfingen, nicht erschienen, und so war die Meinung natürlich, daß er die Stadt verlassen habe. Jezt, da er so unvermuthet erschien, da die lange, dürre, in Schwarz gekleidete Gestalt vor dem Ruhebette des Jünglings stand, erwachte bei diesem plötzlich das Bild jenes Abends im Fischerhäuschen, wo er den wunderbaren Mann zum erstenmal gesehen. Er besann sich, daß Jokunde ihn versichert hatte, daß sie den unüberwindlichsten Abscheu gegen den Seltsamen fühle, ja, daß er ihr oft in seiner starren, gebietenden Größe, in der Unbeugsamkeit seiner steinernen Gesichtszüge vorkomme, als könne er niemand Anders wie der ewige Jude seyn. Ein leiser Schauder überflog ihn, als jezt der Graf seine Hand faßte und sie eine Zeitlang in der eiskalten Rechte ruhen ließ. „Wir haben uns lange nicht gesehen," rief er dann; „Sie haben indeß Erfahrungen gemacht, und jede derselben ist schon ein Schritt näher zu mir." — „Zum

Tode“ — entgegnete Eduard in einer ſonderbaren Spannung.

„Vielleicht iſt das gleichbedeutend,“ fuhr der Graf fort und lächelte wie über einen beſondern Einfall, dem er ſelbſt mit Vergnügen länger nachdachte — „allein dieſer Tod iſt das Leben und die Freiheit, obgleich ein verblendeter Haufe ihn die tiefſte Knechtſchaft nennt; doch wir werden nicht mit Worten ſpielen, die Sache bleibt wahr, ſo ſehr ſich auch unſere Eitelkeit dagegen ſträubt. Nichts Elenderes gibt es, als den Glauben, wir könnten etwas Großes leiſten, etwas Edles und Erhabenes darſtellen. Wir wollen Bürger des Himmels ſeyn und ſind Sklaven des bewegten Nervs, der jede Minute anders erzittert. Eine reichlichere, ſchmackhaftere Tafel verrückt die Anſicht der Dinge um ein Ungeheures, und der Kuß eines ſchönen Mädchens hilft den Himmel anders bauen. Wenn es uns der Körper nicht ſagte, daß das Verbrennen ſchmerze, ſo hätten Millionen Menſchen nie eine Hölle gefürchtet, und die Dichter hätten den Gegenſatz derſelben, den Himmel, nicht erdichten können. Das Grundübel der Welt liegt im Daſeyn ſtreitender Gegenſätze; gelingt es uns, dieſen Streit zu löſen, ſo ſind wir geheilt, denn nur da herrſcht Ordnung, Ruhe, Geſundheit, wo kein Widerſpruch ſich zeigt, je höher der Widerſpruch wächſt, deſto kränker iſt der Menſch,

desto kränker ein ganzes Volk. Tritt der Mensch freiwillig in seine Schranken zurück, ist er im vollen Begriff des Worts gesundsinnlich, so hört augenblicklich der schreiende Mißton in ihm auf, und er ist weder Betrüger, noch Betrogener mehr und alle jene Weltverbesserungs-Anstalten fallen von selbst weg."

„Mich schwindelt vor einer solchen Ansicht," rief Eduard.

„Weil Sie noch nicht zur Gesundheit sich durchgerungen haben," versetzte der Graf; „ich habe es und befinde mich ganz wohl. Ehe man von einem Thron herabsteigt, dessen Flitter uns blendeten, kostet es manchen Kampf. Die Geschichte aller Religionen ist eine Geschichte der Krankheiten des menschlichen Geistes. Besuchen Sie die Lehrsäle der Philosophen, saugen Sie an dem Marke alter und neuer Weisheit, lassen Sie sich in dunkeln gothischen Hallen, in griechischen Tempeln, in jüdischen Sinagogen, in türkischen Moscheen das unverständliche Etwas predigen, das die Menschenköpfe verrückt macht, welches das menschliche Fleisch vergiftet hat von Anbeginn an, das den Wahnsinn auf die Erde gerufen und alle Kammern des Elends und Gräuels geöffnet hat."

Eduards Wunde brannte heftig, der Graf brach das Gespräch kurz ab; bald darauf entfernte

er sich. Es vergingen einige Tage, ehe er wieder kam. Er sprach von seiner nahen Reise und gab zu verstehen, daß er es gerne sehe, wenn Eduard ihn begleitete. Unmittelbar berührte er nie wieder jene zuerst geäußerten Grundsätze, doch blickten sie bei jedem Gespräche durch, so mild und anscheinend verträglich es auch geführt wurde. „Wenn ich von Kunst spreche," sagte er eines Tages, "so habe ich immer nur die griechische im Sinn; sie allein ist es, die unverhohlen dem Menschen dient, nicht einem Gespenste. Wenn ich die Reize eines schönen Jünglings, eines vollen Mädchens sehe, so habe ich da etwas Wirkliches; der lachende Faun, der drohende Zeus, wer verstände sie nicht? wer labte sich nicht an der schönen frei ausgesprochenen Form; das Colorit des Titian ist ebenfalls wirklich — gesund, doch ein Bildchen von Fiesole ist eine Krankheit, mit Pinsel und Farbe beschrieben. Poesie und Musik dulden ebenfalls kein anderes Element, als die Sinnlichkeit, wenn sie sich nicht in ein Nichts auflösen sollen. Die meisten Legenden sind unter den Händen ihrer Bearbeiter Liebesgeschichten geworden, wo der Heilige den Liebhaber, die Heilige die Geliebte spielt. Die Rigoristen, die Bilder und Lieder verbannen wollen, fallen in noch gröbere Verirrungen."

Eines Tages holte der Graf ein Buch aus der Tasche, es waren Wilhelm Meisters Lehrjahre.

„Ein sonderbares Buch," rief er, „da ist nun ein Mensch, der durch das Leben geht, ohne sich um das Schwarz und Weiß zu kümmern, mit welchen wir alle Dinge um uns bemalen." Eduard meinte, daß das Buch geschrieben sey, um die Bühnenkunst auf eine höhere Stufe zu heben; der Graf lächelte und kam mit einer Wendung wieder auf seine eigenthümlichen Meinungen und Ansichten zurück. „Dieses und ähnliche Bücher," sagte er, „sind mir lebende Zeugnisse, daß eine gesunde sinnliche Entfaltung das Höchste in der Poesie leistet. Den Tumult der Leidenschaften, das rothe Pulsiren eines heißen Herzens, das lechzende Verlangen sinnlicher Glut, und das höhnende Gespött über die Anmaßungen des Geistes, das ist der heftige Lebensathem, der die Brust der Götheschen Muse schwillt; nirgends Krankheit, überall Muskelfülle eines Laokoon und süßer Aphroditenreiz."

Eduard wandte kleinlaut ein, daß eine solche Ansicht ihm gefährlich schiene, indem dadurch der Unterschied zwischen Recht und Unrecht, Tugend und Sünde sich verdunkle. Der Graf rief dazwischen: „Es gibt keine Sünde, wie es keine Tugend gibt. Nennen wir den Orkan, der Bäume entwurzelt und Felsen erschüttert, Sünde? er ist ein und dasselbe, mit dem Frühlingsgesäusel — eine Naturkraft, eine bloße Erscheinung; nur unsere kurzsichtigen Begriffe nennen das Eine verderblich,

das Andere beglückend. Ein durch sinnlichen Uebergenuß sich hinrichtender Mensch, ist mir nichts als eine Erscheinung; ich tadle oder lobe ihn eben so wenig, als ich einen Baum lobe oder tadle, der durch Blüthenfülle hinwelkt. Sonnenschein, früher Regen, zu fetter Boden waren die Ursache seines Falls, dagegen gibt es Tausende, die anders gestellt, günstigere Strahlen saugen; aber ich bedaure das arme krüppelhafte Gewächs, das ein Ziergärtner frühe in ein trocknes Gerippe einsperrte. Es wird eine Zeit kommen, wo alle Religionen, alle Philosopheme in den Staub sinken und die Menschen, von aller Krankheit, von allem Elend genesen, wieder nackend in die ewigen Quellen des Paradieses tauchen."

Nach einer Weile setzte der Graf hinzu: „Da ist nun der Herzog; anstatt sich gesund auszubilden, wie er Anfangs versprach, nährt er den geheimen Schaden und jetzt ist die Krankheit da. Schade um die schönen Anlagen. Mit einem am Felsen angeschlossenen Prometheus, der mit seinen Ketten gen Himmel zürnt, kann ich Mittleid haben, nicht aber mit einem Knaben, der aus Furcht vor der Ruthe auf die Worte seines läppischen Lehrers schwört."

Eduards Krankheit brach immer dergleichen Gespräche ab, doch ließ der Graf es sich nicht nehmen, täglich am Lager des Jünglings zu erscheinen, ja

er wachte sogar Nächte hindurch und horchte den Fieberphantasien. Oefters zog er ein Manuscript aus der Tasche und las die Geschichte seines Lebens, die sich in finstern Bildern um das Kloster in den Apenninen bewegte. Einst entschlief unser Freund, und ein seltsamer Traum neigte sich auf ihn herab. Wie aus weiter Ferne tönte ein altes vergessenes Wiegenliedchen, das er seine verstorbene Mutter singen gehört zu haben sich erinnerte. Die Töne rannen wunderbar in ein Bild zusammen und er sah sich selbst in der Kinderstube, wo er aufgewachsen, wieder; eine Gestalt saß abgekehrt von ihm am Fenster: am Band der Haube, am Contour der Wange erkannte er seine Mutter. Ein Schauer der Rührung befiel ihn, es trieb ihn, das Antlitz zu sehen, aus dessen süßen Liebesaugen sich einst der Himmel in seiner Brust entzündet hatte; doch ein inneres Grauen, dessen Grund er sich nicht erklären konnte, bannte ihn fest an seinen Sitz. Er betrachtete einen Tisch vor sich; er lag voll Spielzeug, wohlbekannte Püppchen, doch die Vergoldung an den Soldaten war matt geworden und ein dicker Staub lag auf jedem Dinge. In seinem Herzen brachen die Knospen der ersten Jugend auf, seine Seele trank jene frühe Unschuld und Engelsfreudigkeit, die Töne der Wiegenlieder drangen mit Ungestüm in seine Brust, und weiteten mit kühlendem Flügelschlage

sein Inneres aus. Vergnügt schob er jetzt die Sachen zusammen, und sie in eine bunte Reihe ordnend, konnte sein Auge sich nicht satt sehen an dem bunten Schmucke der Puppen. Sie alle waren ihm bekannt, er wußte den Namen einer jeden, doch während er sie, eine nach der andern, aus dem Kästchen hervorholte, rieß sich sein Finger von ungefähr an ein hervorragendes Nägelchen, das Blut tropfte heftig, und befleckte die zarten Gestalten. Wie er im Schmerze nun die Puppen von sich warf, bemerkte er, wie jedes Figürchen auf dem Boden sich krampfhaft herumwand, wie sie immer größer wuchsen, und endlich ihn und seinen Stuhl umringten, indem sie die bleichen, verzerrten Gesichter über seine Schulter senkten. Es waren Robert, Massiello, der Herzog, der Abt, Jokonde und Eva, auch Enzio und der alte Fleackwouth fehlten nicht, doch allen klebte ein schwarzer, riesiger Blutstropfe im Gesicht und an der Kleidung. Ein ungeheures Entsetzen erfaßte den Armen; er fühlte, wie er zum Spotte dasitze am Kindertischchen als siebenundzwanzigjähriger Jüngling, er schrie laut auf, und rief den Namen seiner Mutter; da — o, es war schrecklich — zitterte das Bild am Fenster, wie ein wankender Schatten, den die Laterne eines Vorübergehenden auf die Wand eines gegenüberstehenden Hauses wirft, das Antlitz wandte sich

langsam um und Eduard erkannte ein seltsames fremdes Gesicht. Die Haube war verschwunden, statt ihrer zog sich ein weißes Tuch halb über die Stirne, und eine Seitenlocke, die sich gelöst, hing auf den Hals herab. Die Gestalt hob die Arme, als wollte sie den Jüngling zu sich winken, ein ernstes Lächeln lag wie ein schwindender Glanz auf den stolzen Zügen. Mit Gewalt wollte er zu ihr, da fühlte er seine Hand gefaßt von einer kalten Berührung, zugleich schob ein voller Mädchenarm über die Schulter ihm ein Billet in den Busen. Ein stechender Schmerz stieg wie ein Mißton in die feinsten Nervengänge seines Gehirns hinauf, er fühlte, wie die Mädchengestalt sich über ihn beugte und ihre Lippen seine offene Brust glühend berührten. Er erwachte, die Wunde auf der Brust war aufgesprungen, der Graf saß an seinem Lager und hielt die Rechte des Kranken gefaßt. „Wo ist meine Mutter!“ schrie dieser und warf den irren Blick in das dämmernde Gemach — „wo ist sie! sie hat mir etwas sagen wollen. Der Graf beugte sich über ihn, er hatte den Zustand der Wunde bemerkt, und indem er die Tücher neu ordnete, fiel ein zusammengefaltetes Papier ihm in die Hände, Eduard griff darnach; „ich weiß,“ rief er, „eine Gestalt, die mir bekannt schien, hat es mir eben in den Busen gesteckt.“ Der Graf sah ihn mit großen

Augen an — „Sie träumen noch," rief er, „es ist Niemand im Zimmer gewesen als ich, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich nichts von diesem Papier weiß." Eduard hatte es entfaltet und las die Worte mit einer zierlichen Hand geschrieben: „Ueberdruß, Kälte und Verachtung umklammern ein Herz, das für Liebe, Freiheit und Tugend geschaffen ward! O wenn Du mir folgtest, Jüngling!" — In Eduards Kopfe vermischte sich Traum und Wirklichkeit, mit dumpfer Beharrlichkeit dachte er den räthselhaften Gestalten nach, ohne zu einem Resultat kommen zu können, bis er endlich erschöpft in die Polster seines Lagers zurücksank; der Graf ergriff jene Zeilen, die der Hand des Erschöpften entglitten, und rief, nachdem er sie flüchtig durchlaufen: „Nun wahrlich, hasste ich nicht ohnedies alles Geheimnißvolle, so würde ich mich dennoch schämen, der Beförderer solcher Gemeinplätze und abgeschmackter Phrasen zu seyn. Wo dergleichen Thorheiten beginnen, hört sogleich alle gesunde Vernunft auf. Lassen wir den Spuck, junger Freund, wahrscheinlich hat ein verschmitzter Vetr, von irgend einem schönen Kinde gesandt, Mittel gefunden, das läppische Geheimniß Euch unvermerkt aufs Lager zu schleudern." Eduard antwortete nicht, sein inneres Auge war auf die Gebilde des Traums geheftet, besonders auf die

Gestalt, die seine Mutter vorstellte und dennoch nicht war. Er hätte weinen mögen, als er leise jenes alte Jugendlied vor sich hinsang, und nur die Gegenwart des Grafen drängte Thränen wie Worte in seine Brust zurück. Als jener fortging, verfiel er in einen langen, wohlthätigen Schlummer.

Mehrere Wochen waren auf diese Weise dahingegangen; die Nachricht war eingelaufen, daß die fürstliche Braut bedeutend krank liege und sich auf ein nahe gelegenes Lustschloß zurückgezogen habe; der Herzog war verreist, man wußte nicht wohin; es herrschte in der Residenz Trübsal und Verwirrung, im Geheim erzählte man sich von der Ankunft eines Mannes, welcher als Haupt einer weitumfassenden Verbindung politische Reformen zur Absicht habe. Es hatte sich ein Kreis von Mißvergnügten um ihn gebildet, und die Gestalt der Dinge war durch die mannigfaltigsten Umstände schon wesentlich verändert worden. In diesen Tagen erhielt unser Eduard ein Schreiben von der Oberhofmeisterin, in dem sie ihn aufforderte, das Bild des Fräuleins Magdalena, welches er einmal dem Fürsten versprochen hatte, zu malen. Als er eben diese Zeilen las, traten der Abt und Massiello herein. Sie freuten sich, ihren Freund so gesund zu sehen, und es wurde von nichts als von Reiseplänen gesprochen. Eduard konnte sein

Mißbehagen nur schlecht verbergen; er hatte sich vorgenommen, den Fürsten, das Fräulein, den ganzen Hof nicht wieder zu sehen und nun wurde er durch jenen Brief wieder in den verhaßten Kreis hineingezogen. „Auch wir reisen,“ rief Massiello in einer exaltirten Laune; „ich will doch wirklich sehen, ob alles so gut und trefflich ist, wie Gott seine Schöpfung rühmt im ersten Buch Mose; heutzutage muß man durchaus keiner gegebenen Versicherung glauben beimessen; übrigens will ich diesen jungen Menschen — er zeigte auf den Abt — in die Welt einführen.“ Der Abt lächelte und sagte: „Wir entfliehen eigentlich nur dieser Stillen-Freitag-Stimmung, welche sich hier Platz gemacht hat. Man redet und ißt seit langer Zeit nichts Gutes mehr.“ „Vielleicht,“ rief Massiello, „treffen wir Dich, Du Süßer, in irgend einer kapitalen Stadt, wo Du mit deinem Prinzip der reinen Bestialität herumwandelst, indessen wir als ein paar essende und singende Menschen hinein und wieder durchschwärmen. Es ist in diesen Tagen mir auch ein ganz neuer Stoff zu Oper und Ballet gekommen, und zwar aus einer erz-frommen Zeit, wo jeder auftretende Vater gleich von vorn herein ein Erz-Vater ist, nämlich aus Abrahams Zeit, durch welches Stück ich mir dereinst einen sehr warmen, bequemen Platz im Schoße dieses Mannes im Himmel zu bereiten

gedenke. Die Oper führt den Titel: „Die Bitte um Fruchtbarkeit.“ Zuerst erscheint Abraham und tanzt ein etwas frivoles Solo, im Hintergrunde sekundirt ihn Sara mit einigen Hirtinnen des Thals Mamre, dann tritt eine Hirtin vor, und gesteht unter Begleitung von Janitscharenmusik, vermischt mit Trompeten und Pauken, in zarter Verschämtheit, daß sie sich Mutter fühle, wobei sie einige decente Sprünge macht und sich entfernt. Abraham hat sie verstanden und wüthet, indem er sein Loos beklagt; es folgt ein Pas de deux mit Sara, das in leidenschaftlichen kurzen Sätzen von der Musik begleitet wird. Der Erzvater läßt sich offenbar zu zürnender Ungerechtigkeit verleiten, Sara spielt im gekränkten Selbstgefühl das leidende Weib, und bleibt zuletzt, mit dem rechten Fuß radschlagend und es wagerecht stolz gegen Abraham hinschleudernd, auf dem linken drei Minuten lang stehen, mit dem vollen glänzenden Lächeln gekränkter Unschuld. Ungeheures Applaudissement; der Vorhang fällt. Den zweiten Akt eröffnet ein Engel, mit der Arie „di tanti palpiti“ — er zieht sich in ein Gebüsch zurück; Sara erscheint, indem sie ihre Bitten vorträgt; man bemerkt im Hintergrunde einige moralisch verdorbene Hirten, welche sich mosquiren. Die Musik ist bei dieser Stelle durchaus unfruchtbar und deshalb aus einigen

beliebten neuen Componisten entlehnt. Jetzt tritt der Engel hervor, und Sara tanzt mit ihm, doch merkt man schon, daß es ihr schwer wird. Abraham hat sich indeß bei den Hirten erkundigt, wer der junge Mann sey, und da er nichts hat erfahren können, stürzt er eifersüchtig in den Vordergrund. Sara lächelte still, und spielt in einer artigen naiven Arie auf ihr fast hundertjähriges Alter an; der Engel erklärt sich und seine Sendung, Abraham jauchzt auf, Hirten und Hirtinnen füllen die Bühne, und die Scene schließt mit der Menuet aus dem Don Juan. Im dritten und letzten Akt erscheint Isaak; er macht eine anständige Verbeugung gegen das Publikum, und gesteht, daß er es selbst nicht geglaubt habe, daß er noch erscheinen werde. Er nimmt darauf Unterricht im Tanz und leistet etwas Unglaubliches, die gerührten Eltern und das ganze Thal Mamre klatscht Beifall. Die moralisch verdorbenen Hirten sind zu ihren Verwandten in die Städte Sodom und Gomorrha gegangen, und man sieht diese beiden verdammten Residenzen im Hintergrunde aufbrennen. In der Schlußscene erscheint Adam als Harlekin, Eva als Colombine, der böse Geist als Dottore, die Gegend verwandelt sich in das Paradies; ein Orangoutang tanzt mit einer jungen Aeffin ein komisches Pas de deux. Löwen und Kameele gehen über das Theater, ihnen

folgt der Hund des Aubri und der Kater Murr; alles treibt sich bunt durcheinander, ein militärisches Manöver und der marseiller Marsch beschließen das Ganze. Nicht wahr, Freunde, eine großartige Composition?“ —

Eduard und der Abt hatten gelacht, doch der letzte lenkte schnell ab und sprach vom Grafen. „Haben Sie bemerkt, Theurer, daß dieser Mann sich nichts geringeres vorgesetzt hat, als der Zeit eine Richtung zu geben. Wenn ich nur dergleichen nicht fände; was soll das, wozu führt das? Da sitzt eine halbe Million Menschen auf dem Erdboden vertheilt, und horcht und lauscht an den Boden gedrückt, ob sie nicht den Schritt der Zeit vernehmen. Mit lauter Entwürfen, die Zeit einzurichten und zu gestalten, geht sie ihnen selbst ganz ungenützt dahin; sie gleichen einem Kinde, das so viele weitläufige Anstalten zu einem Spiele trifft, daß darüber die Spielstunde zu Ende läuft. Doch an dieser Krankheit liegt jezt die ganze Welt nieder. Wir ahnen Großes und Entsetzliches, und stämmen Hände und Leiber vor, als wollte eine Wand einstürzen, und nachher, wenn nichts stürzt, so stehen die tausend gehobenen Arme und gebückten Leiber äußerst possirlich da. Ein kluger Mann muß, wie in einem übelgebauten Wagen, so auch in einer schlimmen Zeit, immer noch ein Plätzchen ausfinden können, wo

es sich leidlich bequem sitzen und träumen läßt." — Massiello hatte sich auf einen Lehnsessel geworfen und indem er beide Hände vors Gesicht schlug, stieß er einen tiefen und durchdringenden Seufzer aus. „O, ich bin müde zu leben," rief er; „ich finde keine Worte, für den Ekel, der mich ergreift! Alle Erscheinungen haben sich schon bis zum Ueberdruß in mir wiederholt, und ich bin jeder Erbärmlichkeit vertraut geworden. Es ist alles nichts, alles fad, alles todt, staubig, verkohlt — erbärmlich!" —

Eine lange Pause entstand, dann gingen die Freunde still auseinander, keiner vom Wesen des andern erbaut und erkräftigt.

Eine Frist, die unser Freund vom Arzte sich hatte verschreiben lassen, war verlaufen und es fand sich keine Entschuldigung mehr, die den längern Aufschub des Besuches im Schlosse hätte möglich machen können; so trat er denn eines Abends zu Pferde, von einem Diener begleitet, die Reise an. Der Frühling war in seinem vollen Glanze erwacht, die lezten rauhen Athemzüge des Winters verhauchten in dampfende Nebel, der die tiefsten Thäler noch einhüllte, goldne Strahlen entzündeten die Welt, und leichte süße Gesänge wiegten sich auf den sprossenden Zweigen. Gegen

die Nacht kam ein Gewitter herauf und ein warmer qualmender Brodem ſtieg mit einem betäubenden Geruch aus dem Boden des Waldes, einige dumpfe Schläge ertönten, dann herrſchte tiefe Stille und während der matte Glanz der Blitze um die Blüthen herumfuhr, tropfte ein warmer Regen nieder. Eduard hatte ſich mit ſeinem Diener unter einem Baume niedergelaſſen und den Rock aufgeknüpft; zum erſtenmal wieder ſchmerzte ihn ſeine Wunde empfindlich, und er mußte gebückt ſitzen, die Hand auf dem entblößten Buſen. Das geheimnißvolle Blatt kam ihm wieder in die Hände, er heftete in der Dunkelheit ſein Auge drauf, und es war ihm, als ſähe er wieder jene blendend weiße Hand über ſeine Schulter reichen, um ihm das Papier zu entreißen, heftiger ſchloß er es an ſich und blickte um. Tiefe Finſterniß hüllte jezt den Wald, heftig rauſchte der Regen und leuchtende Blitze ſchoſſen nieder. Eine Unruhe, die er ſich nicht erklären konnte, trieb ihn an, das Pferd zu beſteigen und in die Nacht hinein ſein Ziel zu verfolgen. Das Wetter ließ bald nach, und als unſer Reiter bei den erſten friſchen Morgenſtrahlen aus dem Walde herausritt, zeigte ſich ihm das Schloß und ſeine Umgebungen. Es lag in romantiſcher Wildheit am Abhang eines Berges und ein Theil deſſelben lehnte ſich in ſtarren Umriſſen an eine ſchroff

emporsteigende Felswand. Brücken, hier und da noch mit dem alterthümlichen Schmuck früher Jahrhunderte versehen, liefen über Abgründe und verbanden die schweren Massen mit einander, sicher und zierlich aufsteigende Thürme und Thürmchen umstellten den Bau wie schützend nach allen Weltgegenden hin und auf den spitzigen Dächern blitzten im Abendlicht die blanken Knöpfchen. Weiter unten, halb im Thal, erhob sich ein modernes Gebäude, zierlich ausgestattet, vom hellen Grün schön geordneter Baumgruppen umschlossen. Eduard stieg hier vom Pferde und auf seine Frage nach dem Schloßintendanten wies man ihn hinauf in die fürstlichen Zimmer. Alsobald machte er sich auch auf den Weg. Oben auf der alterthümlichen Stiege kam ihm ein Diener der Oberhofmeisterin entgegen, ihm den Eingang in den Saal öffnend. Bei seinem Eintritt erblickt er ein Frauenzimmer, welches am lezten Fenster mit dem Rücken gegen ihn saß und sein Erscheinen nicht zu bemerken schien. Bestürzt blieb er stehen und strich sich über die Stirne — es war nur zu deutlich, die Gestalt aus seinem Traume saß vor ihm. Der voraneilende Diener meldete ihn, in dem Augenblick erhob sich die Dame und Eduard erkannte die Fürstin, die ihn huldreich begrüßte. Von ihrem Schoße fiel, indem sie aufstand, ein Stickmuster zur Erde und als sie sich bückte, es

wieder aufzuheben, löste sich die eine Seitenlocke und sank auf den Hals nieder. Eduard starrte die Prinzessin an, einige Worte stammelnd, welche nur zu deutlich seine innere Bewegung verriethen, in dem Moment öffnete sich eine Thür und Fräulein Magdalena trat herein. Ein ausgewählter Morgenanzug schloß sich ihrem schönen Wuchse an, in ihrem Gesichte lag eine ungewöhnliche Blässe, mit der das volle röthlich braune Haar contrastirte. „Werden Sie mir vergeben," nahm die Fürstin zu Eduard gewendet das Wort, „wenn ich die Veranlassung bin, daß Sie aus dem Kreise ihrer Freunde, aus den bunten Zirkeln der Residenz sich haben losreißen müssen, um meinem Wunsche zu genügen, das Bild meiner lieben Freundin," sie zeigte auf das Fräulein, „zu malen; sie will uns verlassen, meine zärtlichsten Wünsche haben nichts über ihren unbeugsamen Willen vermocht, als nur die eine Vergünstigung, ihr Bild mir ausbitten zu dürfen." Das Fräulein neigte sich bei diesen Worten mit einem Kusse auf die Hand der Fürstin nieder. Diese Handlung gab Eduarden plötzlich seine ganze Fassung wieder, er glaubte die Heuchlerin zu entdecken, der kein Mittel zu gering war, sich in die Gunst der durch sie beleidigten Fürstin wieder einzudrängen, ja er meinte, das Feuer dieser großen blauen Augen, die eine Zeitlang auf ihm geruht hatten, zu verstehen,

das Räthsel jener geheimnißvollen Worte löste sich — sie, sie, rief er bei sich, sie hat dich hergerufen — ihr entschlüpften jene Drohungen und Winke. Eine Kälte erfüllte seinen Busen, das Gespräch, die Umgebung, die Wände des Gemachs, ja das ganze finstere Schloß drängte jetzt beängstigend auf ihn ein. Der Widerwille, der Haß gegen das Fräulein stieg so hoch, daß er jeden Augenblick fürchten mußte, daß sein offener Charakter an ihm zum Verräther werden möchte; nur der Anblick der Fürstin, die ihn immer von Neuem an seine Mutter erinnerte, war im Stande, ihm den Gedanken an einen längern Aufenthalt in dieser Umgebung nicht zur Marter zu machen.

Als unser Freund später zur Abendtafel erschien, trat mit ihm ein ältlicher Mann mit ehrwürdigen Zügen, den die Fürstin als Freiherrn von Werner, den Intendanten des Schlosses, vorstellte, wo Eduard seinen Wohnort aufschlagen sollte, ein. Das Fräulein sprach wenig, ein grüner Schirm bedeckte ihre Augen vor dem Glanze der Kerzen, und da sie den Kopf gesenkt hielt, gewahrte der Blick nur die zarte Rundung und Weiße des Kinnes, so wie ein schön gebildetes blaßrothes Lippenpaar. Oefters reichte ihr die Fürstin die Hand über den Tisch und sagte: „Nun Liebe? — so traurig!“ Eduard höhnte im Innern die welke Zartheit und spröde Resignation;

alles an diesem Wesen erschien ihm falsch, er sehnte sich nach der heißen, offenen Sinnlichkeit Eva's. Mit Entzücken vernahm er den Abschiedsgruß der Damen, Ketten sanken von seiner Brust, und er eilte mit dem Baron über die vielen Brücken und Stiegen dem neuen lichten Gebäude zu, in dem er die erste Nacht nun zubringen sollte. Hier hatten alle Gegenstände ein durchaus verschiedenes Aeußere; im Wohnzimmer, in welches der Freiherr ihn führte, war die Familie versammelt und begrüßte den Ankömmling offen und freundlich. Der Baron war Wittwer, seine Gemahlin hatte ihm eine Tochter und einen Sohn geschenkt. Die erste war ein kleines lebendiges Wesen mit hellbraunen, unstäten Augen; sie besorgte die Wirthschaft, es zeigte sich jedoch bald, daß sie bei diesem Geschäft mit der größten Eilfertigkeit und Zerstreutheit zu Werke ging, und hundert Dinge vergaß oder falsch ausrichtete; man sah ihr den Wunsch an, immer wieder so schnell als möglich ihren Platz einzunehmen bei einem Manne in den mittleren Jahren, der sich unserem Freunde als einen Journalisten aus der Residenz ankündigte. Den Bruder Sophiens, ein junger Mensch von blühendem Aussehen, bezeichnete seine Kleidung als einen Forstzögling aus einem nahen Waldstädtchen. Bei seiner kräftigen Jugend und männlichem Geschäfte trat eine große

Weichheit seltsam contrastirend bei seinem Benehmen, so wie bei der Gesichtsbildung, deutlich hervor. Er stand lange, während ein munteres Gespräch in der Stube durcheinanderkreuzte, stillschweigend an's Fenster gelehnt und blickte hinaus auf das einsam erleuchtete Zimmer im Schlosse, welches in die Nacht herab glänzte; sein Vater trat endlich zu ihm, und indem er etwas unsanft in die blonden Haare des Träumers fuhr, faßte er ihn um den Leib und zog ihn in die Stube hinein. „Mein Sohn August," rief er Eduarden zu, den Jüngling vorstellend — „Forstkadet in R —." Man setzte sich zum Nachtische, den Sophie besorgt hatte, und in dem Moment trat ein ältlicher Mann ein, den der Hausherr Ottfried nannte und als seinen jüngsten Bruder bezeichnete. „Ich bin mit meiner Familie," fuhr der Baron fort, „in eine sonderbare Verwirrung gerathen; ein Theil, zu dem mein Bruder auch gehört, ist offenbar zu alt, der andere — dort meine lieben Kinder, möchten fast ein wenig zu jung seyn, es fehlt an einem gewissen Mittelstand." — „Den bildet doch wohl unser Freund dort," sagte Ottfried, indem er auf den Journalisten zeigte. — „Gott behüte," rief dieser, „ich gehöre unbedingt der neuen und neuesten Zeit an, es gibt kein Bündniß mit alten Irrthümern; Krieg, offener Krieg und keine Vermit-

telung ist mein Wahlspruch.“ Er sprach diese Worte wie im Scherze leicht hin, dennoch war es nicht zu verkennen, daß seine wahre Ansicht sich nur dürftig maskirte, um in Gegenwart eines Fremden, dessen Gesinnungen ihm noch ein Geheimniß waren, nicht zu entscheidend aufzutreten. Sophie ließ sich angelegen seyn, ihrem Freund allerlei Leckerbissen zuzuwenden, und dieser zog endlich zum Dank für diese zarte Aufmerksamkeit die neuesten politischen Blätter hervor, indem er sich anschickte, Einiges daraus vorzulesen. „Halt, halt, Theuerster,“ rief der Baron, „lassen wir unsern jungen Freund nicht gleich zum Willkommen die alten kreischenden Trompeterstückchen hören, die jetzt alle Ohren gellen machen — nachher, nachher findet sich wohl ein Stündchen; besser wird es seyn, etwas über unsere Bekannten in der Residenz zu vernehmen.“ Der Doktor schlug seine Blätter mit merklichem Unwillen zusammen, und Eduard ward aufgefordert, zu erzählen. Das Gespräch kam auf die Poesie und die neuesten Erscheinungen in diesem Fach. „Wenn wir davon reden sollen,“ nahm der Journalist wieder das Wort, „so ist die erste und wichtigste Frage, was suchen wir heutzutage in der Poesie?“ — „Zerstreuung, Erheiterung, Erhebung aus der verwirrten dumpfen Zeit,“ rief der Baron mit Nachdruck. — „Freilich wohl,“ nahm der Erstere

wieder das Wort, „Erhebung — das soll sie uns geben und das wird sie. Gottlob, die Zeit ist vorüber, wo diese edle Kunst, wie alle übrigen, nur dem Kitzel der Höfe diente, und ein paar tausend Menschen mit ihr wie mit der Puppe spielten. Drum nichts von Zerstreuung, Erheiterung — wir sollen nicht zerstreut, erheitert werden; eine finstere, thatendrängende Zeit fordert Arbeit, Mühe, schnelle begeisterte Wirksamkeit. Der Brand umgestürzter Reiche, der alten Gerüste und Satzungen hat, so wie das Blut untergegangener Generationen, den Boden gedüngt, und die hellstrahlende Sonne ächter Aufklärung zeitigt jetzt in jäher Schnelle die aufkeimende Saat; alles ist Regung und Bewegung; der scharfe tragische Dolch der Muse, mit dem die Hand früher gespielt, jetzt gilt es, in einer Männerfaust seine Schärfe, seine hartgeschliffene Spitze zu erproben. Hinweg mit der markaussplülenden Weichlichkeit jener Poeten, deren Faunsgesichter, von Perückenlocken umschattet, mit lüsterner Gier in den Falten des alten Paradebetts lauschen, wo die alte buhlerische Koquette der Despotie sich ziert und winkt. Die morschen Pendülen mit den Porzellanmöpschen und Schäferinnen haben ihre letzte Stunde gewispert; ein wunderbarer Sturm rauscht hinter jenen Tapeten und rüttelt an den versteckten Thüren, durch welche Wollust und Verrath einschlichen. Ein

flammenschöner, in jungfräulicher Herbigkeit felsenharter Joseph reißt sich die junge Freiheit aus den verfolgenden Armen der alten Koquette, welche in welker Ohnmacht zurückbleibt; gerne opfert er den Mantel, alles irdische Gut, wenn er nur das himmlische seines Busens rettet."

Ein Schweigen trat ein nach diesen lebendigen Worten, Sophie schmiegte sich an den Sprecher und sah ihm in die funkelnden Augen. Der Baron nahm das Wort und sagte: „Ihr habt vollkommen recht, Dokter, unter den grauen mittelalterlichen Schutt von zerbröckelten Kirchthürmen, den altmodischen Porzellanmöpschen und Perücken gehören auch jene albernen gothischen Irrthümer von Andacht, Liebe, Begeisterung, und Ihr thut wohl daran, wenn Ihr drauf besteht, daß alles miteinander ausgekehrt werde, damit aus der alten wunderlichen Kinderstube des Menschengeschlechts, voll summender Mährchen und Kindergebete, ein feiner offener Salon werde, wo politische Zeitschriften gelesen werden können, und man über den neuesten Wechselcours verständige Betrachtungen austauschen kann." — „Wir werden uns nimmermehr verstehen," fuhr der Journalist auf, „und es wäre besser, es käme nie zu einem so unfruchtbaren Austausch; desto besser hat mich hier meine junge Freundin verstanden, nicht wahr?" — Sophie erröthete und neigte ihr Antlitz tief

herab, dann hob ſie es langſam, und ein Blick auf den Vater zeigte, daß ihre Zunge es nicht wagen dürfe, offen den Beifall zu äußern, den ſie im Geheimen den Worten des Redners gab. — „Ich erlebe es noch,“ fuhr der Baron fort, „Sie, Herr Doktor, im offenen Kampf mit Fürſt und Thron zu ſehen; vielleicht treffen wir uns noch in einem engen Gewahrſam wieder, wo wir beide Zeit genug behalten, einer an dem andern Proſelyten zu machen.“ — „Ich ſtehe überall meinem Mann,“ erwiderte der Angegriffene, „und gehe, wie Jeder heutzutage, gewappnet umher; doch möchte mir gerade das thätliche Eingreifen nicht als Beruf gegeben werden ſeyn, es gibt im Felde der Ideen noch zahlloſe rühmliche Kämpfe zu beſtehen. Hier, wie in jeder kräftigen Weltſache, gehen der falſchen Apoſtel in Menge herum, und es fehlt am Judas nicht, der die Freiheit um dreißig Silberlinge verläugnet. Zahlloſe Meinungen ſchweifen in der Irre umher und bekämpfen im Irrthum und in der Finſterniß ſich ſelber, der Taumel wächſt hier zum frechen Uebermuth, indeß der Eifer für die gute Sache dort im trägen Indifferentismus unterzuſinken droht, dort iſt alſo Zaum, hier ſind Speren nöthig, und ſo gibt's für einen Kopf, dem Ernſt und Klarheit geworden, genug zu thun, Einheit und Richtung in die wogende, drängende Maſſe zu bringen.

Gab es einmal eine Zeit, wo es lieblich, erlaubt und schön war, den Geist in eine poetische Ferne zu tauchen, am verklärten Schmerz und Entzücken sich zu berauschen, im Reiche der Phantasie zu leben, so muß das jetzige Geschlecht diesen Genuß aufgeben und dafür die Ehre haben, Thaten auszustreuen, die den kommenden Geschlechtern Stoff zu Liedern und Hymnen geben. Es genügt nicht, in Ruhe die kunstreichen Gebilde auf dem Schilde der Minerva zu betrachten, sondern es gilt, ihn zu führen im Streite."

Der Baron erhob sich und auch die Andern brachen auf, man trennte sich, um zu Bette zu gehen. Ottfried kam auf unsern Freund zu, und indem er ihm die Hand drückte, bat er ihn, sich in das Profil zu stellen. Eduard that es, und der freundliche Mann sagte nach einer Pause, während deren er ihn aufmerksam beobachtet hatte: „Nicht wahr, Sie sind ein Dichter? gestehen Sie es nur, ich trüge mich nicht." Eduard gestand, daß er Verse niedergeschrieben. „Ja, ja," rief Ottfried, „o mein Freund, ich habe Ihnen viel zu vertrauen, doch das zur gelegenern Stunde."

Als Eduard sein Zimmer erreicht hatte, löschte er schnell die Kerzen aus, und ließ den vollen silbernen Strom des Mondlichts über den Schreibtisch und Armstuhl auf den Boden fallen, er trat an's Fenster und es öffnend, blickte er auf das

gegen die finstere Wolkenwand weißlich hervortretende Schloßgemäuer. Die Fenster schillerten im Mondglanz und es sah aus, als gäbe es drinnen ein prächtiges Fest. Alles umher war Ruhe und Stille; noch eben hatten leidenschaftliche Worte einer Menschenrede an sein Ohr getönt, sie waren verhallt, und durch das Schweigen des Grabes tönte das leise Geflüster der Blätter der unter seinem Fenster aufstrebenden Baumgipfel. Jetzt strich ein Luftzug durch's Gemach, und die Papiere auf dem Tische flogen auf, er sah im Schlosse ein einsam wandelndes Licht die lange Fensterreihe durchstreifen, und die Uhr im nahen Dorfe schlug die zwölfte Stunde. Er suchte das Bett und sank bald in einen tiefen Schlaf.

Als er am Morgen sich zum Frühstücke einfand, saß Sophie allein da, und beschäftigte sich mit den Tassen. Sie stand sogleich auf, und nach einigen gleichgültigen Reden sagte sie: „Die Augenblicke sind selten, wo es einem gestattet wird, Blicke in das Innere eines Menschen zu thun. Sie, mein Herr, haben zufällig gestern den wunden Fleck offen gesehen, der, nach Innen zehrend, das Unglück unserer sonst so zufriedenen Gesellschaft macht. Ich kann es nicht läugnen, ich hege den tiefsten Haß gegen die alten Formen

und den Dünkel einer Kaste, die dem Uebermuth und der Tyrannei keine Gränzen zu setzen weiß; offen bekenne ich, daß mir die höhere philosophische Entwickelung der Ideen, um die es sich handelt, gänzlich fremd ist, und daß zur Bildung meiner Ansichten gekränkte Eitelkeit einen großen, wenn auch nicht den größten Theil beiträgt. Ist es Ihnen recht, so benutze ich das halbe Stündchen, wo mein guter Vater noch zu erscheinen zögert, um Ihnen eine Begebenheit zu erzählen, die die plötzliche Aenderung meiner Ideen bewirkt hat, und an die ich nie ohne Bewegung zurückdenken kann.“ Eduard setzte sich zu ihr, und sie fuhr fort: „Meine gute Mutter war nicht von adeliger Abkunft, sie hatte durch Tugenden, die eines leeren Schimmers nicht bedürfen, das Herz meines Vaters an sich zu fesseln verstanden; ihr früher Tod ließ ihn ihren Werth auf das schmerzhafteste empfinden. Man veranstaltete ein ehrenvolles Leichenbegängniß und die gewöhnlichen Festlichkeiten gingen vor sich, die, noch ein Erbtheil einer steifen, thörichten Zeit, eben so drückend als belästigend für die armen Hinterbliebenen sind. Meine Mutter besaß ein kleines Ordenskreuz, welches sie von einer theuren Freundin, die Stiftsdame gewesen, als ein Andenken erhalten hatte, und welches immer auf ihrer Brust zu ruhen pflegte; auch jetzt befand es sich dort, obgleich

das Herz, welches in dieſem Buſen ſchlug, ſchon erkaltet war. Wer hätte es wagen können, dieſes Zeichen einer zärtlichen Erinnerung zu entreißen? Und dennoch geſchah es. Eine Dame von Adel, die ſich mit unter den Trauergäſten befand und noch zu jenem Fräuleinſtift gehörte, bemerkte nicht ſobald das Kreuz, als ſie an den Sarg trat, um es abzulöſen. Faſt mit kindiſcher Haſt ſprang ich hinzu, umklammerte ihren Arm, indem ich ſie bat und beſchwor, von dieſem Vorhaben nachzulaſſen, ja, ich beſinne mich, daß ich in ohnmächtiger Wuth nahe daran war, ihr in den Arm zu beißen, allein ſie drängte mich von ſich, indem ſie leiſe und mit ſchneidender Kälte ſagte: „Mademoiſelle, ſoll ich Ihre Bonne rufen, um Sie zu züchtigen?“ Dann wandte ſie ſich zu einer nebenſtehenden Dame und ſagte ſpottend: „Das iſt nun eine Erziehung, wie ſie eine Bürgerliche geben kann.“ Mein ganzes Weſen war Erbitterung, ich verſtand jene Worte ſehr wohl, und ein grelles Licht drang in mein Inneres. O Himmel, ich glaubte die arme Mutter jetzt jedes Schmuckes beraubt zu ſehen, mein einziges Verlangen war, mich nur gleich zu ihr in's kalte einſame Grab zu legen. In der Folge gab es Kränkungen der Art eine Menge. So beſinne ich mich, daß ich die ſchmerzlichſten Thränen vergoß an einem Abende, wo alle meine Geſpie

linnen tanzten und jubelten; man hatte meine vertrauteste Freundin, ein Mädchen von bürgerlicher Abkunft, auf das Empfindlichste gekränkt, und da ich mich lebhaft ihrer annahm, mußte auch ich erfahren, daß man mir den Stand meiner Mutter vorwarf. Dies empörte mich, es kam auf's Aeußerste, und als mir, die Gescholtene zu rechtfertigen, im Eifer der Rede die hellen Thränen über die Wangen liefen, mußte ich ein schadenfrohes tückisches Lachen hören, welches mir das Herz vollends zerschnitt. Mein guter Vater verließ mit mir den Saal, und als ich zu Hause anlangte, mußte der Arzt an meinem Bette erscheinen, denn die Symptome eines bösartigen Fiebers zeigten sich, welches mich auch später drei volle Monate am Krankenlager fesselte. Als ich genas, blieb ein Stachel in meiner Brust zurück, und zum erstenmale empfand ich eine Art von Genugthuung, als es in meine Hand gegeben ward, einem jungen Mann von adeliger Geburt, der um meinen Besitz sich bewarb, eine abschlägige Antwort mit aller Bitterkeit meines gekränkten Herzens zu ertheilen. Bald suchten nun Spötter auszubreiten, meine liberalen Ideen brächten den Thron in Gefahr und was des Geschwätzes mehr war; indeß fühlte ich nur zu deutlich, daß mein Geist zur Selbstständigkeit gereift war, meine natürliche Offenheit trat zurück, und während des

Kampfes in mir beobachtete ich die ſtrengſte Kälte nach außen. In jener Zeit ward der Doktor, den Sie geſtern kennen gelernt, in unſerm Hauſe bekannt, und ich kann wohl ſagen, daß er mich über mich ſelbſt völlig in's Klare ſetzte. Ich gelangte immer weiter, bis zuletzt die Nähe eines ſo hohen und ſchönen Weſens, deren Erſcheinung der Doktor wie eine göttliche Sendung betrachtet, mir eine Feſtigkeit, ja einen Trotz verliehen hat, mit dem ich gegen eine ganze Welt mit den Waffen meiner Ueberzeugung anzukämpfen im Stande ſeyn könnte. Dies, mein Herr, ſind in der Kürze die Beweggründe meiner veränderten Sinnesart, welche ich Ihnen geſtern, glaube ich, nicht undeutlich an den Tag gelegt habe."

Eduard hatte dem geläufigen Fluß der Rede, ſo wie den ſonderbaren Erfahrungen des kleinen Weſens ruhig zugehört, und dabei ſeine Morgentaſſe geleert. Auf der einen Seite konnte er ihr ſeine Achtung nicht verſagen, auf der andern mußte er herzlich bedauern, daß ſeine offenherzige Vertraute nur zu gewiß den Schranken entrückt ſey, für die ſie beſtimmt war. Er erkundigte ſich nach jener wundervollen Erſcheinung, deren ſie am Schluſſe ihrer Worte erwähnt hatte. „Ich darf Ihnen den Namen nicht nennen," entgegnete Sophie, „es iſt ihr Wille, im Verborgenen zu wirken, gleich einer Prieſterin im Allerheiligſten,

wie mein Doktor sich ausdrückt.“ — „Doch nicht Fräulein Magdalena,“ sagte Eduard halb gedankenlos vor sich hin, und wunderte sich nicht wenig, als hohe Röthe die Wangen seiner kleinen Freundin übergoß. — „Sie ist's,“ rief sie mit leiser Stimme, „ich kann nun einmal kein Geheimniß auf meiner Zunge bewahren, ja, Sie haben's errathen, Fräulein Magdalena ist's; nur bitte ich — Verschwiegenheit, theurer Mann, Sie könnten mich sonst beim Doktor auf ewig in Mißkredit stürzen.“ — „Dacht' ich's doch,“ rief Eduard bei sich, „Priesterin, Somnambüle, Jakobinerin, Buhlerin, Alles in Allem!“ Sophie wollte in ihren Erörterungen und Geständnissen von Neuem beginnen, als die Thüre sich öffnete und der Baron eintrat. Er grüßte und nahm Platz, indem er seine Tochter aufmerksam von der Seite in's Auge faßte; sie that unbefangen und fing sogar an, ein Liedchen zu singen, das durch seine falschen Töne Eduard's Ohr nicht wenig beleidigte. „Ich wette,“ sagte der Alte zu ihr, „Du hast wieder allerlei Bekenntnisse zu Markte gebracht und nach deiner Art räsonnirt, der Kaffee ist kalt geworden und ein Theil der Sahne ist auf's Tuch verschüttet.“ Sie begütigte mit einem Handkuß den Scheltenden und schlüpfte zur Thüre hinaus. „Wenn ich doch den Unfug in meinen alten Tagen nicht noch zu erleben

brauchte," rief der Baron, indem er ihr nachsah; „wahrlich, in die Tiefen des Meeres möchte ich mich betten, die Kammern der Felsen möchte ich aufschließen, um mich vor dem Unsinn, dem leeren polternden Treiben zu verstecken. Ich weiß, daß es nur ein Schwindel, ein Traum ist, worin die heutige Welt befangen ist, daß dieser jammervolle Zustand bald vorübergehen wird und muß — doch dauert er mir jetzt schon viel zu lange." Er saß grimmig da, und erst dann gelang es Eduarden, ihn in eine bessere Stimmung zu bringen, als er einen Gang in die würzige Frische des Morgens vorschlug. Unser Freund konnte sich nicht entschließen, auf's Schloß zu gehen, um sein Werk anzufangen. Als man den Garten entlang ging, wurde Sophie bemerkbar, die Küchenkräuter einsammelte. „Das wird eine ächt liberale Suppe werden," spöttelte der Alte, „da sie wiederum es sich nicht nehmen läßt, selbst die Ingredienzen einzusammeln; wir werden uns wohl, theurer Freund, den Hunger heute vergehen lassen müssen." Nach einer Pause fragte er: „Kennen Sie das Fräulein Magdalena oben im Schloß?" — Eduard schüttelte das Haupt. „Ein treffliches Geschöpf," fuhr der Baron fort, „ich könnte Ihnen von Wohlthaten erzählen, von in der Stille verübten trefflichen Handlungen, doch lassen wir das, man muß seinem Nebenmenschen auch nichts

Gutes hinter dem Rücken nachſagen.“ Er ſchwieg und Eduard empfand durchaus keine Neigung, den Discurs fortzuſetzen; in dem Augenblick holte ſie ein Diener vom Schloſſe ein, und brachte von der Fürſtin eine Einladung an Eduard, auf's Schloß zu kommen. Der Alte trennte ſich von ihm, und ſobald er fort war, erſchien Sophie mit dem Bündel gepflückter Kräuter. „Nicht wahr,“ ſagte ſie, „der treffliche Alte hat ſchon wieder über mich geläſtert? o ich bin oft der Verzweiflung nahe; wie ſchwer wird es uns doch, den Schatz zu verbergen, den wir über Nacht gehoben haben! Er will mich nun einem vernünftigen kalten Mann verbinden, einem eingefleiſchten Altgläubigen, der ſich nicht ſcheut, noch eine Perrücke zu tragen und den Uz und Gleim zu leſen, mit einem Worte, er will mich einem Pfarrer vermählen, der im nächſten Städtchen wohnt, und von Zeit zu Zeit ſeine dürren ariſtokratiſchen Beine hierher in Bewegung ſetzt, um mir ſeine Perſon anzutragen. Wahrlich, man kann einen Abſcheu gegen jede Verbindung bekommen, wenn man ſieht, wie Ihr Geſchlecht ſich vereinigt, das unſerige in ein unbedeutendes läppiſches Nichts hinab zu drücken. Kindiſche Tändeleien füllen unſere Jugend, Sitte, Vorurtheil, Männerſtolz beraubt uns nach und nach jeder höhern Wirkſamkeit, und indem die Eitelkeit Ihres Geſchlechts

einen Kitzel darin findet, mit unſerer Erſcheinung wie mit einer geputzten Puppe zu ſpielen, ſo lange dieſer der Flitter vergänglicher Jugend und Schönheit anklebt, ſo findet zugleich der Stolz der Männer ſeine Berechnung dabei, durch eine ſo unwürdige Verweichlichung unſere Theilnahme den Angelegenheiten des Gemeinweſens zu entziehen, und unſern Geiſt zur Führung der Staatsgeſchäfte untauglich zu machen. Was ſind wir Weiber jetzt und was könnten wir ſeyn? Wer mag heutzutage an Thusnelden erinnern, ohne fürchten zu müſſen, lächerlich zu werden? und doch iſt nicht Liebe, Vaterland, Freiheit ein und daſſelbe im Buſen eines jeden edleren Weibes, kann ſie den Mann lieben, der unwürdigem Joche ſeinen Nacken beugt?“ — Aus ihrem Auge ſtürzten, als ſie dieſes ſprach, Thränen, zugleich entfielen ihr die Küchenkräuter, und ein Hündchen, welches ſie begleitete, ſtürzte ſogleich über den grünen Haufen her, und verſchleppte unter Gebell und Sprüngen die farbigen Wurzeln; die neue Thusnelde hatte Mühe, indem ſie ihm nachjagte, ihre Schätze wieder zu erlangen, als ſie zurückkehrte, war Eduard ſchon auf dem Wege nach dem Schloſſe begriffen, ein Diener trug ihm das Malergeräth nach.

Eine Woche war vergangen, während er ziemlich eifrig an dem Bilde arbeitete, doch mit innerem Widerſtreben. Magdalena ſchien ſeine

eisige Kälte zu empfinden, manchmal zog sich ein bittendes Lächeln über ihre Züge, doch lag sie stumm in ihrem sammetnen Lehnsessel. Die Fürstin ging ab und zu, die Oberhofmeisterin las zuweilen ein kleines französisches Lustspiel vor. Eduard hatte nie eine ähnliche Qual empfunden; er sah, wie unter seinen Händen die Arbeit verkümmerte, wie jede volle Linie, jede warme Form ermattete und erstarrte, dennoch konnte er sich einen gewissen Triumph nicht verhehlen, der in der Ueberzeugung bestand, daß es ihm gelungen sey, auch jeden Reiz aus einer Gestalt zu verbannen, den diese nur anwendete, um verderblich zu wirken. Er bat sich jetzt eine Ruhezeit aus, und das Bild wurde auf sein einsames Zimmer gebracht, wo er es verhüllte und tief in einen Winkel stellte, dann riß er das Fenster auf und lehnte sich weit in die Dämmerung des Abends hinaus. Der Hollunder hing seine Blüthe dicht am Fenster nieder und flüsternde Pappeln ragten in den rosigen Schein hinein. In seltsame Träume versenkt, griff er nach dem Papier und entwarf eine Zeichnung, welche er, durch die eintretende Dunkelheit verhindert, liegen lassen mußte; er lehnte wieder zum Fenster hinaus, und sein Blick verlor sich in der unermeßlichen Bläue über ihm, dann sah er am Gebirge den ersten Stern mit räthselhaftem Glanze aufgehen. Es war ihm

unmöglich, in dieſer Stimmung zur Geſellſchaft hinabzugehen oder überhaupt Menſchen aufzuſuchen; ſeine Thüre verſchließend, warf er ſich auf's Lager und in wunderbaren Bildern zog eine ferne Zeit an ſeiner Seele vorüber; ein nagender Schmerz bemächtigte ſich ſeiner, zugleich gab ihm das Bewußtſeyn dieſes Schmerzes ein ſeliges Gefühl, das er in dieſem Grade noch nie empfunden hatte; ſo ſank er zuletzt in einen wohlthätigen Schlummer, durch das offengebliebene Fenſter ſtrömte Kühlung über ſeine heiße Stirne.

Als er ſich am Morgen erhob, fühlte er ſich abgeſpannt und verſtört; einen Theil der Nacht hatten Träume gefüllt, die ihm durchaus kein klares Bild hinterließen. Mißmuthig ſetzte er ſich an den Tiſch und wühlte unter den Papieren, da kam ihm das Blatt von geſtern in die Hände, er betrachtete es aufmerkſam und war nicht wenig verwundert über die Zeichnung, die es enthielt. Sie ſtellte einen Wald vor; ein Mann im Jägerkleide ſtand im Vorgrund, durch die Bäume wurde im Hintergrunde eine fliehende weibliche Geſtalt bemerkbar, die das Antlitz mit einem ſchmerzlich fragenden Ausdruck umwandte und die Worte zu rufen ſchien: „Warum verfolgſt du mich?“ Er führte das Bild vollends aus, und ſchrieb jene Worte unter daſſelbe.

Als er in das Familienzimmer hinunter ging, fand er darin den Journaliſten allein, der die Arme auf der Bruſt verſchränkt mit langen Schritten auf und nieder ging und durch die Brillengläſer feurige und unſtäte Blicke umherwarf. Als er Eduarden bemerkte, rief er freudig: „Schön, daß Sie kommen; ich muß meinen Geiſt, der unerhört glüht, durch einige heitere, gleichgültige Geſpräche abkühlen, laſſen Sie uns von Kunſt, von Malerei ſprechen. Sie malen jezt das Fräulein; nicht wahr, eine geiſtreiche Phyſiognomie? o, das iſt ein weiblicher Marquis Poſa! Man ſagt, Sie werden auch vielleich die Prinzeſſin Braut malen — ein anderes Geſchöpf! werth eine ſchlichte Bürgerin zu ſeyn — und wie wird ſie behandelt; doch klagt ſie nicht, ſo gibt es andere Zungen, welche klagen, — es iſt weit gekommen, ſage ich Ihnen, das Land — die Stände —“ Er hielt inne, ſchlug ſich vor die Stirne und rief: „Doch wir wollten ja leichte und kühlende Dinge ſprechen;“ hiermit zog er einen Pack Zeitungen hervor und ſchrie Eduarden in's Ohr: „Haben Sie ſchon geleſen, Freund? — doch ſtill, ſtill.“ Eduard mußte lächeln; er nahm einen Vorwand, ſich zu entfernen und ſtieg in den Park hinab. Sein Wunſch war, Niemanden zu begegnen, dennoch verging keine halbe Stunde, als er einen Mann auf ſich zu wandeln ſah, der ihn durch ein Glas fixirte und

endlich mit einem herzlichen Gruß zu ihm trat; es war Ottfried. „Oh, ſieh da, unſer Maler,“ rief der freundliche Mann, ſo bringt uns eine günſtige Stunde im Tempel der ſchönen Natur zuſammen.“ Sie gingen jezt beide den Gang hinab und über einen romantiſchen, hoch gelegenen Pfad, der zu einer einſamen Thalmühle führte, welche im Gebüſche lieblich und idylliſch geſchmückt da lag. Ottfried erzählte, wie er hier ſeine früheſte Jugend verlebt, wie er alle Blumen und Bäume kenne und liebe; er ſprach mit Wärme und Begeiſterung von der Einſamkeit und jener Stille des Gemüths, in der es den ſüßeſten, beglückendſten Gefühlen allein möglich werde, zu keimen. „Doch glaube ich,“ fuhr er fort, „daß Beſchaulichkeit und Andacht nicht allein den Dichter ſo wie den ächten Religiöſen bilden; es gibt einen Zuſtand, der hier wie überall, wo etwas Tüchtiges ſich geſtalten ſoll, dem Menſchen gleichſam die erſte und heiligſte Weihe gibt.“ Eine Pauſe entſtand und Eduard ſah ſeinen Begleiter fragend an. „Es iſt der Schmerz,“ ſagte dieſer; „glauben Sie einem Manne, der aus Ueberzeugung ſpricht; der Schmerz, die Thräne bringt uns dem Gott wieder nah, wenn wir durch Witz und Lachen uns von ihm entfernt haben; ebenſo in der Poeſie, ohne Unglück keine Größe, ohne Kampf kein Sieg, ohne Erniedrigung keine Erhöhung; wen die

Musen lieben, den züchtigen sie. Wem nicht das Hinderniß von Außen kommt, der findet im Innern ein's. Eine große Seele findet überall Schmerz, weil sie groß ist, und der Kampf mit dem Schmerz ist Poesie." Eduard sah dem seltsamen Manne in's Auge und bemerkte, daß dieses sich mit Thränen füllte. „Ja," fuhr er fort, „mein ganzes Unglück besteht darin, daß ich die Zeit meines Lebens über glücklich gewesen bin! o Freund, lächeln Sie nicht, ich spreche im heiligsten Ernst: ich fühle, ich bin zum Dichter geboren, allein es sollte trotz dessen nicht seyn, deswegen ging es mir überall wohl. O, meine Caroline, warum mußtest du mich auch gleich mit deinem Jawort beglücken, gab es denn durchaus kein Hinderniß, das uns, wenn auch nicht ganz hemmte, doch wenigstens mit Hemmung bedrohte. Nein, es sollte durchaus glücklich gehen, ich bekam nicht Raum zur kleinsten Beschwerde. Ach, und so ging es überall; ich hatte Hoffnungen, mein Vermögen einzubüßen, arm und elend zu werden, welche Aussicht! da tritt mein Freund auf und rettet mit eigener Aufopferung mein Geld, und es bleibt mir gesicherter als jemals. Ein Jugendgespiele, an dem mein Herz hing, schien plötzlich den Verräther gegen mich spielen zu wollen; schon spitzte ich die Feder, ein poetischer Schmerz über die Unbeständigkeit alles menschlichen, edlen Gefühls

erfaßte mich: da, in dem Moment, ſtürzt der Verkannte in meine Stube, es thut ſich der Irrthum kund, mein Freund iſt meiner Liebe doppelt würdig, und mit dem Gedichte war's aus. Ein Kaufmann oder ſonſtiger praktiſcher Weltmenſch könnte ſich nichts Beſſeres wünſchen, als an meiner Stelle zu ſeyn, allein für mich, ich fühle es nur zu deutlich, iſt dieſes Glück ein Fluch, der den innerſten Keim meines Weſens vergiftet. Ich gehe herum wie einer, der an Geſpenſter glaubt und dem ſich wider Willen unter der Hand alles natürlich und proſaiſch auflöst. O wie trefflich iſt die Antwort, die die Königin Eliſabeth einem jungen thörichten Dichterling gegeben haben ſoll, als er ihr ſeine Verſe vorgeleſen: Sir, ich werde dafür ſorgen, daß ihr auf ein paar Monate in den Tower kommt, damit eure Verſe Tiefe erlangen! — Und ſo gibt es der dunkeln Kammern im Leben viele, wo der Dichter zum Bewußtſeyn erwacht — mir nur, nur mir iſt keine aufgeſchloſſen worden."

Man langte jezt bei der Mühle an und die freundliche Müllerin erſchien, ihren Gäſten einige ländliche Erfriſchungen zu reichen. Ottfried ließ ſich in ſeinen Betrachtungen nicht ſtören. „Erſt durch Schmerz," fuhr er fort, „wird jedes Gut unſer wahres Eigenthum; die erſte Thräne löst das Siegel vom Herzen, an dem gewöhnliche

Behaglichkeit vielleicht Jahrelang vergebens ſich abgemüht hat. Lange wandeln wir herum und glauben zu lieben, zu verehren, zu empfinden — da, in der lezten Minute vielleicht unſeres Lebens, beugt ſich unſer Herz einem endloſen Jammer, es ſpaltet ſich, die erſte Thräne ſtürzt heraus — und wir lieben! Geht es mit den Wundern der Andacht, des Glaubens anders? So ſchreitet auch unſere Zeit jezt einem großen Schmerze entgegen und dieſer wird erſt jenen heiligen Ernſt gebären, mit dem unſere junge Reformatoren ſo voreilig ſchon prahlen. Mir fällt bei derlei Gedanken immer ein kleines Gedicht ein, welches ich einſt in Begeiſterung für jene Ideen niederſchrieb; es lautet folgendermaßen:

Der nur lebt das wahre Leben,
Der nur Eines ewig denkt,
Der mit glüh'nden Liebesarmen
Sich an's Eine brünſtig hängt.

Der iſt nimmer nah' dem Ziele,
Der noch andre Luſt vermißt;
Nein, nur der, der alles, alles
Um das Einzige vergißt.

Der in dunkeln Kummernächten
Tief gebeugt am Lager weint,
Dem die weite Welt ſo öde,
Oed ſein eignes Herze ſcheint.

Der ſich ganz verwaiſet achtet,
Der ſich ganz verloren gibt,
Der im bittern Leid verſchmachtet,
Der bis zum Sterben ſich betrübt.

Ja, zu dem neigt es ſich nieder,
In deſſen Herzen zieht es ein,
Dem will es ſich zu eigen geben,
Ja, deſſen Tröſter will es ſeyn.

Eduard war tief bewegt, und bemühte ſich nicht, ſeine Rührung zu verbergen; Ottfried ſah ihn lange an, dann ſchloß er ihn heftig in ſeine Arme und ſagte: „Mögen Sie, theurer Freund, glücklicher ſeyn als ich! Ihr Auge, Ihr ganzes Weſen ſagt mir immer, daß Sie ſchon dieſen heilbringenden Schmerz gekoſtet haben — o ſeyen Sie ſtark, wenn nun die ganze Fülle des Leids auf Sie einbrechen ſollte, um Sie durch Nacht und Dunkel zur Verklärung zu bringen. Ja, ich wußte es wohl, daß Sie mich verſtehen würden; ſo genügen oft wenige Worte, um ein feſtes Band zu ſchließen zwiſchen zwei Menſchen, die ſich ſonſt rückſichtslos vorbeigegangen wären auf dieſer weiten Erde.“ Eduard ſuchte die Hand des Mannes und drückte ſie warm, dann erhob er ſich und trat zurück, denn es nahte der Baron mit zwei fremden Geſtalten. Er ging auf ſein einſames Zimmer, und zeichnete die

Verse auf, welche ihn so sehr gefesselt hatten. Als sie auf dem Papier dastanden, wollte er sich wiederum jeden Eindruck ableugnen, sie kamen ihm höchst gewöhnlich vor und das Geheimniß, welches sie ihm früher enthalten zu haben schienen, war am Ende eine Bemerkung, die ihm äußerst bekannt dünkte. Er schalt sich, daß er von Ottfried's Wesen sich so gleich habe einnehmen lassen, die Worte desselben erschienen ihm jezt fast lächerlich, besonders das Verlangen nach Mißgeschick. In diesem Zwiespalt, der sich seines Wesens gewöhnlich nach jedem stärkern Eindruck zu bemächtigen pflegte, brachte er den übrigen Theil des Tages zu; am andern Morgen vermied er Ottfried und suchte geflissentlich Sophien auf, um sich auf ihre Kosten zu ergötzen. Des Grafen erinnerte er sich auf's lebhafteste und wünschte ihn und seine Gespräche zurück; so arbeitete er an sich, bis wieder die alte Kälte an die Stelle der aufkeimenden Wärme getreten war.

Zu dieser Zeit kam Sophien's Bestimmter auf's Schloß; es war ein langer, ziemlich wohl aussehender Mann in einem schwarzen Ueberrock, der ihm bis auf die Ferse reichte, und den er, als er den Schloßberg hinaufschritt, hoch aufgeschürzt und um den Leib festgebunden hatte, so daß er auf den ersten Blick fast wie ein Jägerbursche aussah. Der Journalist nahm ihn sogleich

bei Seite und examinirte den Ermüdeten ſcharf über ſeine politiſche Anſicht. „Laſſen Sie mich;“ rief der Paſtor, indem er athemlos auf einem der breiten Lehnſeſſel Platz nahm, „das Bündniß, das ein redlicher Mann mit dem Staate ſchließt, iſt eben ſo zart wie eine Herzensſache, und wer ſpricht gern von ſeiner Braut mit Leuten, die über ihren Werth anders denken könnten; übrigens bin ich ja da, Friede und Eintracht zu predigen allezeit, und ſchon deswegen würden Sie nichts aus meinem Munde erfahren, was zu Ihrem Kram paßt.“ —

„Himmel,“ rief der Journaliſt, „wie kann man ſich nur ſo ganz ſimpel ausdrücken! von welchem Kram reden Sie? Mann, Mann, wiſſen Sie nicht, daß Ihre Kirche ſelbſt auf blutgedüngtem Boden aufſproß und ſich feſtigte.“ — „Wohl,“ entgegnete der Geiſtliche, „das Aergerniß muß kommen, doch wehe dem, durch welchen es kommt; es wäre beſſer, ihm hinge ein Mühlſtein am Halſe und läge im Meere, da wo es am tiefſten iſt.“ Der Baron warf einige Bemerkungen dazwiſchen, die einen ernſten Streit verhinderten, und wirklich gelang es ihm, den Paſtor zu einem gutmüthigen Lächeln zu bringen. „Uns Landprediger,“ ſagte er, „ſieht man gewöhnlich im Leben als die beſchränkte, leidlich-geſunde Mittelmäßigkeit an, und als ſolche treten wir

auch in Büchern, Romanen und Novellen auf, wenn es sich um Glauben, Philosophie und Lebensgenuß handelt. Eben so weit entfernt von den herrschenden Zepterträgern der hohen Aufklärung, wie sie zur Verzierung großer Residenzen hie und da gefordert und verschickt werden, als von den überirdischen Schwärmern und Wunderthätern, geht unsre Einsicht und Lehre Hand in Hand mit den niedern, immer wiederkehrenden Bedürfnissen des einfachen Menschen. Der liebe Gott auf dem Lande, der Pfarrer im schwarzen Rock und der Bauer in der rothen Sonntagsweste sind drei Personen, die nicht zu trennen sind, und die sich gegenseitig ehrlich lieb haben, und zusammen bedenken, was zum Bau des Ackers, zur Saat und Erndte nöthig. Wenn einer von ihnen stirbt, so muß nothwendig der andere seine Stelle ersetzen; ja mir sagte einmal ein Bauerbursch in aller gutmüthigen Einfalt: „Herr Pfarrer, wenn der liebe Herr Gott krank wird und stirbt, so wird man gewiß im Himmel Euch zum lieben Gott machen.“ Der Baron lachte herzlich über diese Worte, und jener fuhr fort: „Doch möchte ich die hohe Stelle dort oben heutzutage am wenigsten einnehmen, wo es so bunt in der Welt zugeht und Niemand weiß, was er will. Wie leicht könnte es seyn, daß ich meinen lieben französischen Kindern ein Schicksal gebe, worüber sie in allen

Journalen läſterten, und indeß ich eilte, es ihnen recht zu machen, verdürbe ich es mit einer andern Partei. Aus Furcht nun, ja keinen dummen Streich zu machen, würde ich recht viele begehen, denn ich muß bedenken, daß Leute wie der König Salomo, der alte Plato und der Imperator Auguſt im Himmel hinter mir ſtehen und mir auf die Finger ſehen. O ganz verdammt böſe Sache! Da könnte ich wohl in der Uebereilung, wenn das Ding nicht gleich ginge, wiederum das alte Meer über den ganzen Wirwarr hinſpülen laſſen, wo dann freilich geholfen wäre. Nein, nein, es bleibe beim Alten, und es herrſche der, vor dem alle Kreatur ſleucht und deſſen Fußſchemel die Erde iſt. — Als ich noch ſtudirte, und die erſte Kunde von den fürchterlichen, ewig denkwürdigen Revolutionstagen aus Frankreich an unſer Ohr ſcholl, da war keine Seele, die ſich nicht empört auflehnte gegen die frechen Satzungen, mit denen der bandenloſe Uebermuth gegen die beſtehenden Formen ankämpfte. Der Deutſche war in Liebe und Einigkeit mit ſeinem Lande verwachſen, in Verehrung für ſein Fürſtenhaus; die gränzenloſe Albernheit und die frivolen Formen, die aus jenem Lande der Unnatur und des Leichtſinns kamen, hatten nur eine höchſt geringe Anzahl Bekenner für ſich, und unter dieſen traten nur ſolche als Sprecher auf, die entweder den deutſchen

Charakter nie begriffen hatten, oder die Ehrgeiz und Leidenschaft zu Verräthern stempelten; wir Uebrigen ließen es geduldig geschehen, daß man unsere Köpfe puderte und frisirte, unsere Röcke nach französischen Mustern verschnitt, doch Herz und Hirn blieben unverrückt und unverfälscht dem Lande, das wir liebten und das unsere Liebe verdiente, getreu. Es mochte wohl schwerlich damals in allen deutschen Gauen ein Deutscher gefunden werden, der an einem so anti-deutschen Charakter, wie der jenes großen Mannes war, Gefallen gefunden, geschweige denn, zu dieser perfiden Abgötterei sich herabgelassen hatte, in der jetzt ein sich selbst und alles Wahre und Edle verkennender Haufe wahrhaft wüthet. Schlimm, sehr schlimm steht es, wenn ein Mann der Held einer Nation werden kann, dessen Charakter eine kalte, folgerechte Verknüpfung von Lüge und Selbstsucht war, und dieser Mißgriff konnte von einem Volke gethan werden, welches zu Grundzügen seines Wesens Treue, Anhänglichkeit, Wahrheit und Liebe hat. Zwar der Götze ist gestürzt, doch es fehlt nicht an neuen Ausgeburten eines kranken Geistes, die auf den Altar gehoben werden, um die verführte und verblendete Menge in immer regem Taumel zu erhalten.“ Der Journalist hatte sich erhoben, und drohte mit der Rolle Zeitungsblätter, wie entrüstet, dem Sprecher,

der ruhig in seiner Rede fortfuhr: „Es thut wahrlich Noth, daß wir den Himmel bitten, daß er uns demüthige, damit die Welt wieder glauben lerne; denn wo keine Andacht, keine Verehrung mehr herrscht, wo dreiste Klügelei jede Autorität wegspottete, darf, kann man wohl da etwas anders erwarten, als Elend, Verderben, tiefe Erniedrigung? In meiner Jugendzeit vereinigte sich Schule und Erziehung, jene Einheit zu befestigen, in der das Leben seinen Stützpunkt findet; es wurde vor allen Dingen ein guter ökonomischer Haushalt mit dem Leben gelehrt, daß man nicht zu frühe mit der Lebenslust fertig werden möchte; auf der hohen Schule zeigte man dem Jünglinge die Wissenschaft und Kunst in ihrer spröden jungfräulichen Herbigkeit, und ließ erst nach und nach ihre Süße ahnen; Strenge und Arbeit waren Gesetz — die großen Poeten und Philosophen thronten, gleich Königen, unzugänglich für den großen Haufen, im Heiligthum ihrer Studierstube, und dort reichten sie dem demüthig nach Belehrung dürstenden Schüler kostbare goldene Aepfel in silbernen Schalen dar.“

„Ach ja — freilich wohl!“ nahm der Baron das Wort mit gerührter Freudigkeit — „damals — damals hatten wir ja unsern großen einzigen Dichter noch — er war der Mann unsrer Liebe und Verehrung. Damals ging am Hofe der

Fürsten ein feines Gespräch um. Ich weiß es ja noch, und wenn ich daran denke, muß ich noch lächeln — damals, als der Treffliche seinen Faust geschrieben hatte, der alle deutschen Gauen in Flammen setzte, schrieb ich ihm im Namen von fünfzig engverbrüderten Jünglingen, er möchte doch den Mephistopheles die tolle Wette nicht gewinnen lassen; demüthig baten wir darum, denn es sey zu herrlich anzuschauen, wie der himmlisch-teuflische Kampf vom genialen Meister siegend zum Lichte hinaufgeführt werde. Was erfolgte? — nach einigen Wochen lief ein eigenhändiges Schreiben vom Dichter ein, worin er uns scherzhaft versicherte, daß er uns zu Liebe in einer so bösen Sache nichts entscheiden könne, und daß er es für's Gerathenste halte, wenn ein jeder Leser nach seiner Eigenthümlichkeit sich das Ende selbst hinzu dächte. Und so ist es auch geblieben — der Herrliche hat sein Schauspiel nicht beendet."

„Kann es wohl etwas Trostloseres geben, als den Werther?" rief der Journalist heftig; „ist es wohl möglich, die Verirrung so weit zu treiben, den Leuten glauben machen zu wollen, solch ein Charakter sey edel, stark, wahr? Ich finde nur Einen Gesichtspunkt, in welchem betrachtet dieses Produkt Leben und Wahrheit einigermaßen erhält, nämlich der Leser muß annehmen, der junge Mann tödte sich nicht aus Liebes-Ver-

zweiflung, diese hat meinetwegen auch einen großen Theil an seinem Tode, sondern der eigentliche Grund desselben sey die bewußt gewordene Ohnmacht, das uns allen vor Augen stehende ewige Räthsel unseres Daseyns zu lösen. Aus innerem Zwiespalt und Lebensüberdruß flüchtet er in's Nichts. So nur kann ich Seelengröße und Selbstmord vereinigt denken, und von dieser Seite angesehen, gewinnt die Fabel Bedeutung, indem durch sie jene Stürme angedeutet worden sind, die bald darauf durch alle Länder dahinbrausen sollten, und die zu beschwören die heutige Welt berufen scheint. Das gewöhnlich angenommene Motiv des Werther'schen Mordes ist aber so fieberwartisch schwindsüchtig-weichlich, daß sich im Ernst kein poetisch kräftiges Gemüth darein verlieben kann." Ottfried war hinzugetreten und rief: „Wenn Sie doch, Theuerster, nicht von Poesie reden wollten, deren Wesen und Gehalt Sie nun einmal durchaus nicht begriffen haben! Wie ein schöner Park nicht dazu dienen kann, eine Stadt zu befestigen und Thürme und Mauern entbehrlich zu machen, eben so wenig sollte ein Politiker von Poesie reden; genug, daß man ihm zugibt, daß seine Kanonen, Mörser, Säbelklingen und Deputirten-Kammern, sammt allem kriegerischen Löschpapier nothwendige Uebel sind, da sollte man sich doch zufrieden geben, und uns unsern Theil

lassen.“ — „Schon wieder ein großer Irrthum,“ rief der Zurechtgewiesene; „nur die höchste Einseitigkeit kann das Leben und seine Erscheinungen in starre Klassen theilen wollen. Dieses ist die Quelle so vielen Streits und Elends unsrer Tage, daß nämlich ein Theil der Menge sich ausschließt und behauptet, die Sache gehe ihn nichts an. Jeder und alle müssen vereint wirken, wenn die Aufgabe genügend gelöst werden soll.“ — „Thun Sie, was Sie wollen,“ sagte Ottfried empfindlich; „nur kann ich es nicht leiden, daß unser großer Dichter getadelt wird, und von Leuten, die nicht werth sind, ihm die Schuhriemen aufzulösen.“ — „Mit einer einseitigen Bewunderung,“ nahm der Journalist das Wort, „kommen wir heutzutage nicht weit. Das Repräsentiren einzelner Geister hat aufgehört, und an die Stelle ist die begeisterte Wirksamkeit Aller getreten; die Gesammtheit hat Stimme erhalten, und in dieser findet die Poesie, wenn sie sich aussprechen will, ihr würdiges Organ. Fragen wir doch, was denn jener große Geist, dem es vergönnt war, in so mancherlei Beziehungen aufs Ganze zu wirken, was er denn Treffliches geleistet? Wo sind die löblichen Einrichtungen, die der Staat ihm, seinem ersten Staatsmanne, verdankt, was hat eine Generation, die bittend zu ihm hinaufsah, von ihm zur Förderung und Feststellung der

edelsten und schönsten Menschenrechte gewonnen? Auf welche Weise wucherte er mit dem Schatze, der in erläuterter Wissenschaft und Kunst ihm anvertraut worden? Die Antwort ist: um sein eigenes Selbst zu verherrlichen, um seinem Haupte die Krone aufzusetzen, that er Alles, was er that. Selber der Fürst seines Fürsten, übte er die heilloseste Geistesdespotie über seine ganze Zeit aus, die zu schwach und verweichlicht war, um dieses Joch zu fühlen und abzuschütteln.“ Eine Pause entstand, während welcher Ottfried sich, im höchsten Grade verstimmt, abgewendet hatte; endlich sagte er: „Es hört ja aller Streit sogleich auf, wenn man die Poesie als eine milchende Kuh betrachtet, und dafür sieht unsere Zeit freilich alles Edle und Große an.“

Zum Glück trat jetzt der junge August herein; er kam aus der Residenz und brachte Nachrichten und politische Blätter mit. Der Journalist eilte auf ihn zu; der Geistliche wollte den Zeitpunkt benutzen, und mit seiner kleinen Braut einige herzliche Worte wechseln, doch sie fand Gelegenheit, ihm zu entschlüpfen und der Gruppe zuzufliegen, die sich um ihren Bruder bildete. Der Pastor nahm mit einer Miene der Resignation eine Prise und that einen mächtigen Zug aus der Kaffeetasse.

Den nächsten Tag hatte Eduard dazu bestimmt, an dem Bilde fortzuarbeiten; er nahm es hervor und erschrack darüber, wie vor einer Erscheinung. Aus bleichen schroffen Zügen sahen ihn in einem kranken Antlitz zwei erloschene Augen mit dem höchsten Ausdruck des Schmerzes an. War das das schöne achtzehnjährige Mädchen, waren das die Formen, denen er Anmuth und edle Größe nicht absprechen konnte. Sorgsam verdeckte er das Bild und ließ es sich nachtragen auf's Schloß. Er wurde in's bestimmte Gemach geführt, es war leer; nach ein paar Sekunden erschien eine Kammerfrau und führte ihn zur Fürstin hinüber, diese empfing ihn freundlich und bedauerte, daß eine kleine Unpäßlichkeit das Fräulein verhindere, zu erscheinen. Unschlüssig, was er thun solle, ging unser Freund in den Saal zurück. Er setzte sich an's Bild, um daran zu ändern, doch je mehr er versuchte und übermalte, desto lebhafter fühlte er, wie er vom Urbilde sich entfernte; mißmuthig legte er den Pinsel nieder. Tiefe Stille herrschte im Gemache; Magdalenens Lieblings-Papagei hing im goldenen Käfich und sah ihn mit klugen Augen an, indem er sich langsam in seinem Ringe hin- und herbewegte, und zuweilen durch die warme Stille des Gemachs einen lauten Schrei that. Der Mittag lag auf den geöffneten hohen Fenstern, und nur von Zeit

zu Zeit wölbte ein Luftzug die schweren rothseidenen Falten der niedergelassenen Vorhänge. Eduard stand am Pfeiler gelehnt und schaute auf die in der Schwüle daliegende Natur, dann verließ er den Saal, und betrat, in Gedanken vertieft, die daran stoßenden Gemächer. Immer weiter und weiter wandelnd, gelangte er in ein mit Sammetteppichen bekleidetes Eckzimmer, eine in der Tiefe des Gemachs ertönende Spieluhr zog ihn weiter, und endlich blieb er vor einem Bilde stehen, welches die Prinzessin darstellte, von einem vorzüglichen Künstler gemalt. Eine Uhr schlug in den inneren Gemächern, Eduard hörte nichts, jetzt wandte er sich aus seinen Träumen nach der Thüre um, da stand sie — Magdalena — groß, in weicher Stellung gebogen an die Thüre gelehnt. Einen Moment blieben sich beide stumm gegenüber; Eduard konnte den Blick des großen blauen Auges, das mit einem unaussprechlichen Ausdruck auf ihm ruhte, nicht ertragen, er erhob seine Stimme, um sie anzureden, da plötzlich stürzte mit einem kurzen, kaum hörbaren Laut das schöne Bild zusammen, und lag leblos da auf dem rothen Teppich des Bodens. Der dumpfe Ton, mit dem das Haupt auf dem Absatz der Schwelle niederschlug, hallte durch die tiefe Stille, und preßte dem erstarrten Jünglinge einen Schrei des Entsetzens aus; er stürzte nieder, fing den

Busen und das von den aufgelösten bleichen Locken umspielte Antlitz in seinen Armen auf, und schaute in trostlosem Schmerze auf die gebrochene Gestalt nieder. Endlich hob sich die leblose Brust wieder, ein langer, aus der Tiefe des gepreßten Herzens aufzitternder Seufzer brachte das entflohene Leben zurück, doch noch lag auf den geschlossenen Augen, auf den marmorgleichen Zügen der Ausdruck eines unendlichen Schmerzes. Die Bewegungen des Busens wurden heftiger und ließen den Ausbruch eines Krampfes fürchten; in Besorgniß und Angst preßte Eduard seine heiße Hand ihr unter die Brust. Jetzt erwachte die Arme, und ein Strom von Thränen rann auf die weiße Atlaßrobe herab; der besorgte Jüngling leitete sie zu dem nächsten Armstuhl, dort lispelte sie einige Worte des Danks, und ein bittender Wink sprach den Wunsch aus, sich allein zu sehen. Er gehorchte augenblicklich, im Vorbeigehen hob er ein kleines einfaches Kreuz auf, welches sich von einer Kette am Busen des Fräuleins gelöst hatte; betäubt und an allen Sinnen erregt, langte er auf seiner einsamen Stube an. Seiner Aufmerksamkeit entging es, daß alles im Hause wild durcheinander lief, daß Verwirrung und Bestürzung der Gemüther, selbst des Barons sich bemächtigt hatte; die Thüre hinter sich abschließend, warf er sich auf sein Ruhebett, und Thränen

quollen unwillkürlich aus ſeinem Auge. Wie ein zündender Strahl kam ihm jetzt der Gedanke, jenes kleine Bild auszuführen. Er arbeitete bis in den ſinkenden Abend unausgeſetzt, und als er es vollendet hatte, waren es Magdalenens Züge, die jene umſchauende Geſtalt zeigte; ſie war es — der hohe ſiegreiche Wuchs, die Fülle der hellen Locken, dem Nacken entflatternd, ſo eilte ſie dahin, und in dem rückſchauenden Auge lag jener wunderbar ſchmerzliche und doch beſeligende Blick angedeutet, den ſie auf ihn geheftet hatte. Ein tiefes Weh zog durch ſeine Bruſt, er preßte beide Hände gegen das Antlitz, und eine Stimme, leiſe, aber durch alle ſeine Pulſe zuckend, klang: „Warum verfolgſt du mich?“ Ja, er fühlte es, er liebte, liebte das Mädchen, das er mit ſo ſchneidender Kälte verfolgt — ſich ſelbſt martternd, hatte er ihren weichen Buſen gemartert, ihr edles Herz zerfleiſcht. Ottfried's Worte vom Schmerz, jenes Liedchen, die bewußtloſen Träume und Bilder, die ihn bis jetzt verfolgt, endlich der fürchterliche Augenblick, wo er das angebetete Mädchen in der Qual ihres gebrochenen Herzens niederſtürzen ſah — Alles ſtürmte jetzt auf ihn ein, und wie ein Kind weinend, warf er ſich in ſeinen Stuhl, und zitternd, im ungemeſſenen Ausbruche des erſten tiefen Gefühls, flogen ſeine Glieder. Immer und immer tönten die Worte:

„Warum verfolgst du mich?“ Immer wieder traf jener Blick in sein Herz, immer von Neuem vernahm sein Ohr den dumpfen gebrochenen Laut, mit dem sie niederstürzte; seine Marter erstieg den höchsten Gipfel. Die Nacht kam auf leisen Fittichen, die Sterne zogen hinauf, noch immer lag er im Sessel. Armes, armes, süßes Mädchen! Du konntest in der gemißhandelten warmen Brust das Bohren des kalten Dolches nicht länger erdulden, es warf die Kälte des Freundes dich, eine Leiche, zu Leichen, dein schöner Leib schlug zu seinen Füßen nieder! Wider deinen Willen sollte dein brechendes Auge das seinige öffnen. Wie kalt, wie arm, wie dürftig lagst du da, und dennoch gegen deine Engelgloric wie höflich, wie elend stand ich da in der Verzerrung meines Innern, ausgehöhlt vom kalten Hohn gegen alles Edle und Schöne, was die Erde trägt. Ich Thor, erschlossen glaubte ich mir schon jede Erdenseligkeit, auf den Höhen des Lebens meinte ich gewandelt zu haben, und stehe als Neuling geblendet vor den aufstiegenden Thoren eines nie geahneten Paradieses. Sie liebt mich! Du liebst sie! O seltsames, schmerzliches Räthsel — habe ich nicht erst geträumt, zu lieben? in süßer Trunkenheit suchten im Kusse sich die Lippen, Auge entzündete sich im Auge, und ein kurzer Schmerz drückte das Erwachen aus; — hier aber greift

der Schmerz zuerſt in das Leben, vernichtend, entſetzlich! o Magdalena, Magdalena! —

Sturmwolken trieben am Himmel hinauf und verhüllten den Glanz der Geſtirne, ein Gewitter ließ ſich in leiſen, dumpfen Schlägen vernehmen, und geſtaltlos feurige Scheine flogen am Horizonte hin. Eduard hatte ſeinen Blick feſt auf's Schloß gerichtet, er ſuchte eifrig das Fenſter des Gemachs, wo ihn heute das Schickſal erfaßt hatte, um ſein ganzes Leben plötzlich umzugeſtalten. Die Zimmer waren dunkel, doch weit davon, wo die Gemächer der Prinzeſſin begannen, leuchtete noch ein einſames Licht durch rothe Vorhänge, wie ein feuriges Auge durch die Nacht, herüber. An dieſem Lichte ſitzt ſie, in Träume verſenkt, rief er bei ſich, auch ihre Seele flieht der Schlaf, die ſüße Ruhe auf immerdar! Auch ihr geht in Ahnungen dein erwachender Liebesmorgen auf. Das Wetter zog näher, und die ſchwülen Töne rollten jetzt dumpf die tiefe Leiter hinab, heller zuckten die breiten zerfließenden Strahlen. Die Gerüche der Blüthen unter dem Fenſter, von der Schwüle entzündet, verbreiteten faſt betäubende Düfte, die Luft ſelbſt war ein heißer Athem, der ſich vergeblich zu kühlen ſtrebte an der Stirn, dem Buſen des armen Jünglings. Die Erſchütterung ſeines Weſens ging jetzt in tiefe Ermattung über; er entſchlief auf dem Ruhebette, und indeß die Gewitter

ſich über ſeinem Haupte entladeten, glaubte er im Traume finſter drohende Stimmen über ſich zu vernehmen. Er erblickte Geſtalten über ſich, die zuſammentraten, um über ihn Gericht zu halten; es erſchien Emiliens Bild, dann ſchütterte ein ungeheures Krachen dicht neben ihm nieder, ein gelber Schein füllte das Gemach! Entſetzen faßte ihn, er ſah das Schloß in vollen Flammen ſtehn. Mit der Schnelligkeit des Sturmwindes flog er die wohlbekannten Wege hinauf, durchlief die Gemächer, welche von einem ungeheuern Angſtruf widerhallten, und drang mitten in's Getümmel. Wehende Schleier, fliehende Geſtalten, zugeſchleuderte Thüren, qualmende Rauchwolken und züngelnde Flammen warfen ſich ihm in den Weg; durch ſie alle fand ſein Fuß den Weg — und dort, dort im rothen Gemach — dort lag ſie noch auf dem Seſſel, wo er ſie verlaſſen, eine bleiche niedergeknickte Lilie, das Haupt in die Arme geſchloſſen, von der Glut der Flammen blaßroth angehaucht. Mit rieſiger Kraft umfing er den ſchönen Leib, der ſüße Buſen, von einem Gott mit dreifacher Glut durchſtrömt, küßte aufſliegend ſeine heiße Wange, ſein Auge trank Reize, die ſein innerſtes Mark berauſchten, und der Wahnſinn der höchſten Leidenſchaft ſpielte mit dem Moment des Todes. Nirgends ein Ausgang! Flammen wie Säulen umſtanden, zu einem Tempelrund

geschlossen, das trunkene Paar — da war es ihm vergönnt, in einem Kusse zu sterben. — Geständniß und Erhörung krönten sich gegenseitig; in dem Moment krachten die Balken der Decke zusammen, und unser Freund erwachte aus seinem Traum. Die abgekühlte nasse Luft strich durch's Gemach — der Mond, aus dem zerissenen Wolkenmeer sich erhebend, warf seinen Blick auf das ruhig daliegende Schloß und die friedliche Gegend.

Als Eduard hinunter zur Familie kam, erfuhr er den Grund des gestrigen Aufruhrs. — Sophie war mit dem Journalisten entsprungen, und man mußte glauben, daß die Flüchtlinge ihren Weg nach der Residenz genommen; doch war es eben so wahrscheinlich, der Zeitungsschreiber habe seine Beute mit in sein Vaterland, in die Schweiz, entführen wollen, wo, wie man wußte, seine Familie einige Besitzungen inne hatte. August war beauftragt worden, mit einigen Knechten den Flüchtlingen nachzusetzen, denn es ließ sich erwarten, daß das ungewöhnlich starke Gewitter in der Nacht ihre beschleunigte Reise bedeutend aufgehalten haben mußte. — Der Baron hatte anfangs lebhaft gezürnt, doch jetzt schien ihm die Hoffnung gewiß, die Entflohenen wieder einzuhaschen; er saß in seinem Armstuhl am Fenster,

und begrüßte unsern Freund mit einem trüben Lächeln. „Das ist," rief er, „ein Stückchen vom neuen Regime, so äußert sich diese interessante Wuth: wahrlich, ich werde noch müssen für meine alten Tage eine bezahlte Pflegerin annehmen, um nicht elend zu verkümmern, denn meine eigene Tochter läuft als Marketenderin in die Reihen der Unsinnigen." Der Geistliche ging ebenfalls mit bekümmerter Miene im Gemach auf und ab, indem er von Zeit zu Zeit das Haupt schüttelte; nach einer Pause begann er: „Höchst seltsam! das Uebel fing so gering an, sie zupfte Charpie für die armen unterdrückten Freiheitler; zwar bemerkte ich, daß allemal die Woche ein Pfund mehr von diesen heilsamen Fäden durch ihre artigen Finger zerzaust wurde, allein welcher prophetische Geist hätte dergleichen Dinge vorher sagen mögen!" — „Trösten Sie sich," rief der Baron seinem alten Freunde zu; „besser, daß sie jetzt entlief, als daß sie als ihre Gattin sich in die weite Welt flüchtete, wo sie dann vielleicht noch gar ihre Perücke mitgenommen hätte, die sie nie hat leiden mögen." Der Pastor sah seinen Freund und Gönner mit großen Augen an, erwiderte aber nichts, sondern sah wiederum mit bekümmerten Blicken hinaus auf die vorbeiführende Landstraße. Eduard ließ die beiden Alten bald allein, seine glühende Seele vernahm nur halb,

was um ihn vorging, es trieb ihn die Sehnsucht in's Schloß. Die Fürstin ließ ihn vor sich und theilte ihm mit, daß Magdalena seit gestern sich unpäßlich fühle, und daher die heutige Malerstunde aufgegeben werden müsse. Eduard stand wie vernichtet, er entfernte sich mit einer stummen Verbeugung; auf dem Zimmer angelangt, vertraute er seines Herzens Geheimniß einem Papier, welches Magdalenens Zofe zur heimlichen und sicheren Bestellung erhielt. Jetzt waren die Pforten des Tempels gesprengt, und Glanz und Segen überströmte den Glücklichen; eine neue Sonne stieg am Horizonte empor, und verklärte sein verarmtes Leben. Am Abend erschien die treue Zofe, und leitete unsern Freund auf einem verborgenen Pfade in das Zimmer ihrer Gebieterin. Da saß sie, auf den Polstern des Divans hingegossen, das goldene Haar aufgelöst, in ein fast klösterliches weißes Gewand eingehüllt, dessen reiche Falten auf den Boden niederflossen, eine Thräne blinkte in ihrem Auge, als sie den Glücklichen hereintreten sah. Auf einem mit schwarzem Tuch bedeckten Tische stand ein Kruzifix, von zwei hohen Wachskerzen eingefaßt, deren Flammen im Abendwinde spielten. „Magdalena,“ rief Eduard und stürzte zu ihren Füßen, „wunderbares, heiliges Mädchen, warum hast Du mich nicht früher in deinen Himmel schauen lassen,

warum gegen mich diese Kälte, diese Verachtung? — Doch, ich Wahnsinniger, verdiente ich etwas Anderes? War ich es nicht, der verblendet und verführt, dieses überreiche Herz von mir stieß, war ich es nicht, der den nichtswürdigsten Verläumdungen mein Ohr lieh?“ — „Eduard!“ flüsterte Magdalena und neigte sich zu dem Verzweifelnden herab, „keine Selbstanklage! es ist genug, die Prüfungszeit ist vorüber, der Himmel wollte, daß ich auch den letzten bittersten Trank bis auf die Hefe leeren sollte; ach, ich Elende, ich vermochte es nicht, meine Kraft brach, und ich zeigte Dir ein schwaches Herz. Ja, mein edler Freund, auch Du solltest mich verkennen, auch von Dir sollte ich verdammt werden, gleich wie die Welt mich verdammt und lästert! Doch es ist vorbei, und meine Seele fliegt im jubelnden Gebete himmelwärts.“ Sie beugte sich nieder, und der entzückte Jüngling, keines Wortes mächtig, umschloß mit glühenden Armen die jungfräulich Erbebende. Der Nachtwind spielte in den rauschenden Falten der Vorhänge, und drohte die Kerzen auf dem Tische zu verlöschen. Magdalena entzog sich dem Kusse des Freundes, die leidenschaftliche Glut des Moments glitt an der reinen Höhe ihres Wesens nieder. Hoch aufgerichtet, die Hand auf den Tisch gestützt, stand sie da, und staunend sah der Jüngling an ihr

hinauf. „Eduard,“ rief ſie nach einer Pauſe mit einer ernſten feierlichen Stimme, „Eduard, folgen Sie nicht dem Erdgeiſte, der uns beide umſtricken will, der Augenblick iſt heilig, er gießt die Weihe über zwei Menſchenleben aus! Eduard, bei dem Erkennungskuſſe, den unſere Seelen ſich heute zugehaucht, bei dem Siegesfeſte unſerer Liebe! — bei den ewigen Geſtirnen, die ihre prophetiſchen Kreiſe in dieſem Moment über unſer Haupt beſchreiben, und endlich bei dieſem Bilde, das hier aufgerichtet zwiſchen uns ſteht — geloben Sie mir einen theuern Eid — geloben Sie mir, hinfort nur für Gott und die Freiheit zu leben! Eduard! Die Stimme unterdrückter Völker tönt an Ihr Ohr! Die edelſten Rechte der Menſchheit fordern Ihren Arm zum Vertheidiger, die unterdrückte Unſchuld fleht zu Ihrem Männerherzen; Sie ſind ein Mann, in Ihre Rechte gehört das Schwert; Feigheit wäre es, ſich mit taubem Ohr wegzuwenden vom allgemeinen Jammer. Eduard, geloben Sie es mir, hinführo für Gott und die Freiheit zu leben, und wenn ein Dank eines Weibes Sie beglücken kann, ſo ſoll es der meinige.“ Sie ſchwieg und mit einem ſeligen Lächeln blickte ſie auf den Freund nieder. „Magdalena,“ rief dieſer, „mein früheres Leben ſinkt in dieſem Augenblick vor mir herab; alles, was ich hoch und ſchön genannt, es hat ſeinen trügeriſchen

Glanz verloren, die junge Sonne dieser Stunde gibt mich einem neuen Leben hin, führt mich in die Arme der reinsten Liebe, des Glaubens, der Tugend: soll ich da noch anstehen, ihren segensreichen Strahlen zu folgen, wohin sie mich auch immer rufen? Ja, göttliches Mädchen, Dir will ich gehorchen, ein thatenloses armes Daseyn möge sich in ein kräftiges reges Wirken umgestalten, an Deiner Hand, durch Deine Leitung. Ich schwöre für Freiheit, Gott und mein Vaterland zu leben.“ Magdalena war niedergesunken, das weiße, sie umfließende Gewand breitete sich in weiten Falten um sie herum, sie neigte ihr Haupt auf die gefalteten Hände, eine tiefe Pause herrschte im Gemach; Eduard beugte sich zu ihr herab, sie leise, aber innig umfassend, wandte er das zarte, goldgelockte Oval sanft zu sich über. Mit niedergeschlagenen Augen und noch gefaltenen Händen duldete die schöne Gestalt den glühenden Verlobungskuß, den er ihr aufdrückte.

Unser Freund verlebte jetzt paradiesische Tage; es war ihm ein Bedürfniß, glückliche Menschen um sich zu sehen, und deßhalb bekümmerte es ihn, daß im Hause des Barons noch immer keine befriedigende Nachrichten wegen der Flüchtlinge eingelaufen waren. Es schien, als wenn ihre Spur

ſich plötzlich unter die Erde verloren hätte, denn im ganzen Umkreis des Schloſſes ſowohl als auf den Stationen der verſchiedenen Straßen hatte man ſie weder beherbergt, noch ihnen begegnet. Es neigte ſich der dritte Tag ſchon zu Ende und ein paar abgeſchickte Boten kamen ebenfalls unverrichteter Sache zurück, da zeigte ſich Auguſt, der von ſeinen gewöhnlichen Streifereien im Forſte heimgekehrt war, mit beſonders heiterer Miene. Er winkte Eduarden zu ſich, und flüſterte ihm in's Ohr, daß er ſich jetzt getraue, die Schweſter zu finden, er wüßte gar wohl, wo man ſie verborgen habe, und wenn Eduard die Entdeckungsreiſe mitmachen wolle, ſo ſtehe er ihm für den beſten Erfolg und außerdem für vielen Spaß. Unſer Freund entſchloß ſich, dem jungen Kadetten zu willfahren; es wurden noch an demſelben Nachmittag Anſtalten ingeheim getroffen, der Paſtor, der von der neuen Hoffnung etwas erlauſcht hatte, ſchloß ſich den beiden Jünglingen an, und ſo gingen ſie in den benachbarten Forſt. Unterwegs that der lebhafte Auguſt ſein Geheimniß kund, er hatte es nämlich vor dem Vater verbergen müſſen, daß er auf ſeinen Gängen im Walde ein hübſches Bauermädchen entdeckt habe, mit welcher es dem bildſchönen luſtigen Jägerburſchen eben nicht ſchwer geworden war, ein Liebesverſtändniß anzuknüpfen. „Es war damit," erzählte er, „ganz ſo, wie es in

jenem Liedchen von der schönen Müllerin heißt, sie kam auch, in des Morgens Frische ihr liebes Angesicht zu baden, indeß ich hinter dem nächsten Baum auf meine Flinte gelehnt dastand, und ihr zusah. Ich werde es nie vergessen, wie ich damals den ersten Kuß von einem Mädchen erhielt, wie ich mit meinen Lippen ihre vom Bade nassen und kalten Wangen erwärmte, und ihre volle kleine Gestalt mit meinem Arm umschloß; es ist wahrlich schade, daß ich sie euch nicht zeigen kann, doch pflegt sie mit ihrem Vater erst später nach Hause zu kommen. Von ihr nun hab' ich es erfahren, daß meine gute Schwester hier im Walde sich verbirgt, und der Journalist mit seinen Freunden in der Residenz correspondirt, um einen Wagen herkommen zu lassen, in welchem es ihm dann leicht möglich wird, die nahe Gränze zu erreichen, ohne die Stadt und die bekannten Wege zu passiren. So gut als gewiß ist es, daß heute der Wagen angelangt ist, und wenn er nun aus dem Walde eilen will, so muß er hier vorüber und läuft uns dann gerade in die Arme. Es gilt also nur, ein Stündchen hier zu warten, wozu der freundliche, schöne, von Sonnenschein und Vogelgesang belebte Waldplatz ohnedieß einladet. Aber was geschieht da unserm Pastor?" Der Prediger war während des Gesprächs vorausgeeilt, an einen kleinen Abhang gerathen und trotz

ſeiner großen Vorſicht hingeſtürzt, jedoch ziemlich glücklich bei nachgleitenden Rockſchößen auf dem Sande in die Tiefe niedergefahren; als Eduard und Auguſt dem verſchwindenden Manne nacheilten, fanden ſie ihn ſchon unten angelangt und zwei Bauerburſchen beſchäftigt, die ehrwürdigen Amtskleider auszuklopfen und auszuſtäuben. Jetzt war man im Thale, wo die geſchwätzige Mühle ihre Räder mit einem heimlichen Rauſchen trieb, als erzähle ſie den jungen Waldbäumen uralte wunderſame Mährchen; das Häuslein ſelbſt lehnte ſo ſchmeichelnd zärtlich mit ſeinen grünen umſponnenen Fenſtern an der hellen Felswand, daß den beiden Jünglingen das Herz aufging und ſie ihre Arme dagegen ausbreiteten. Der Kadet warf ſich an die Bruſt ſeines älteren Freundes, und zog ihn auf die kleine Bank nieder, auf der er mit ſeiner Marie ſo oft geſeſſen hatte; indeß ließ ſich der Paſtor von ſeinen beiden klopfenden und ſtäubenden Dienern in ein nahes Gebüſch führen, wo neue Reinigungsverſuche mit friſchen Baumzweigen vorgenommen werden ſollten. Der Abend war entzückend ſchön; das Gold der niederflammenden Sonne lag im matten Purpurglanz auf dem klaren Spiegel des Baches, hier und da zogen ſich brennend rothe Streifen über den dunkeln Waldteppich, und noch ferne ſpielten die bunten Lichter wie hinflatternde Vögel auf den

zurücktretenden Baumstämmen. „Lassen Sie uns ein Bad nehmen,“ rief August, „das Wasser muß äußerst erfrischend seyn, mich dürstet nach der Fluth.“ — Eduard ließ sich bereden, beide Jünglinge warfen ihre Kleider ab, und wählten sich den tauglichsten Platz zum Einsteigen. Endlich entdeckten sie ein Plätzchen, auf dem ein paar junge Pferde weideten und sich das gute Futter trefflich schmecken ließen. Kaum hatte sich August dem Wasser vertraut, und die frischen Wellen flogen im Schaum gespalten um seinen Leib, als der Pastor, welcher, unter einem Baum ruhend, zurückgeblieben war, ein Zetergeschrei erhob. In dem Moment hörte man das Gerassel eines Wagens, den Huf der Pferde, und es zeigte sich eine leichte Reisechaise, die dem Ausgange des Waldes mit großer Eile zuflog; ein Herr und eine Dame hatten drinnen Platz genommen. „Sie sind's!“ schrie der Kadet, und mit einem Sprunge an's Ufer setzend, schwang er sich im Augenblick auf eines der Pferde und jagte, ohne Umhüllung, wie er war, in die Waldnacht hinein, dem fliehenden Wagen nach. Er holte ihn bald ein, zwang die Rosse, still zu stehen, und hielt nun von seinem Pferde herab eine Strafpredigt der wiedergefundenen Schwester: „Wie war es Dir möglich, Sophie, uns alle in Schreck und Bestürzung zu versetzen? War es denn nicht viel natürlicher und

passender, daß Du Deiner Stellung als Tochter eingedenk, dem Vater Dein Herz ausschüttetest, oder mir, Deinem Bruder, der Dir doch, wie Du weißt, auf das treueste zugethan ist; und Sie, Herr Doktor, wir hätten uns viel eher des Himmels Einsturz vermuthet, als diesen Schritt von einem Manne, der so viel von Recht und Gerechtigkeit spricht.“ Sophie fand für gut, während dieser Worte ihr Gesicht mit beiden Händen zu verhüllen, sey es nun aus Bestürzung, Schmerz und Buße, oder um sich dem Anblick ihres nakkenden Bruders zu entziehen, der in seinem Eifer gänzlich den Zustand, in dem er sich befand, vergessen zu haben schien. Auf der andern Seite des Wagens hatte sich der Pastor aufgeschwungen, und drang ebenfalls mit glühenden Worten auf die beiden Schuldigen, so daß der Journalist, der lange mit der Lorgnette bald links, bald rechts hinausgeschaut hatte, endlich sich überwunden gab und versicherte, er wolle nun umkehren, um sein Schicksal und das seiner Braut in die Hände des Alten zu legen, der im Ernste nicht ihrem Glücke entgegen seyn könne. Nach dieser Erklärung ward dem Kutscher befohlen, umzukehren, der Pastor bat um einen Platz im Wagen, und August, der unterdeß schleunig in die Kleider geschlüpft war, stieg hinten auf. So ging der Zug wie im

Triumphe zurück in's Schloß, wo er natürlich höchst unerwartet eintraf.

Eduard machte den Weg zu Fuß; es war ihm ein Bedürfniß, in der Einsamkeit über die plötzliche Umgestaltung seines Innern einen klaren Blick zu gewinnen. Magdalenens Wünsche, die für ihn Gebote waren, schienen ihn jetzt in eine öffentliche Wirksamkeit rufen zu wollen. Er fühlte Kraft und Muth zu einer solchen in seinem Busen keimen, seine im müßigen Gefühlswechsel dahingebrachte Jugend drückte ihn mit dem Bewußtseyn der Schaam: dennoch wurde ihm der Beruf, den er jetzt wählen sollte, nach allen seinen Richtungen hin nicht klar. Die herrschenden, zum Theil sehr dunkeln Ideen, welche ihm aus Jedermanns Munde entgegentönten; die Worte Freiheit, Volksrecht, Deutschthum, und die Ansichten darüber, welche an der Tagesordnung waren, hatte er bis jetzt als Quelle so vielen Elends, so allgemeiner Verirrung immer möglichst weit umgangen; jetzt, schien es, wurde es erforderlich, sich eng mit ihnen vertraut zu machen, ja sogar selbst thätig bei dem Streite mitzuwirken, den man leider vor Augen sah. Er hoffte aus Magdalenens Munde nähere Erläuterungen ihrer Ansichten und Wünsche in Betreff seiner zu erfahren, ihm genügte das süße Bewußtseyn, daß ein edles hohes Wesen sich des Inhalts seines Lebens bemächtigt

hatte, um aus dieſem Stoffe ein würdiges Gebilde zu formen.

Aus dieſen und ähnlichen Betrachtungen weckte ihn Ottfried's Erſcheinen, der ihm am Ausgange des Waldes entgegentrat. Nach einigen flüchtigen Bemerkungen über die wiedereingeholten Reiſenden theilte der ältere beſonnenere Freund die Empfindungen, die den Buſen des jüngeren bewegten. „Sie ſind glücklich, Eduard,“ rief er mit einem warmen Händedrucke; „wer gönnt Ihnen dieſes Glück wohl mehr, als ich? dennoch, Geliebter, iſt mein Herz nicht frei von Beſorgniſſen für Sie. Erlauben Sie mir nur eine Frage, mißdeuten Sie mir dieſe nicht: Kennen Sie auch dieſes wunderſame Mädchen?“ — „Welche Frage;“ rief Eduard beſtürzt, „daß ich Sie liebe, glühend liebe, beweist ja wohl, daß ich ſie kennen muß! O nur zu lange habe ich dieſen Engel verkannt.“ Ottfried ſchwieg und blickte zur Erde. Eduard faßte ihn ſcharf in's Auge: „Sie wollen mir etwas ſagen, Freund, Ihre Zunge, ſcheint es, weigert ſich, das Wort auszuſprechen — reden Sie frei, nichts Schlimmeres können Sie von dieſem Mädchen ſagen, was ich nicht ſelbſt in meinem Wahn von ihr geglaubt, geſagt habe, drum reden Sie frei!“ — „Nun wohl,“ entgegnete Ottfried, „man ſagt mit ziemlicher Gewißheit, daß das Fräulein des Fürſten —“ Eduard

unterbrach seinen Freund: „Still," rief er, „still — Mann der Wahrheit, auch Sie können einem so elenden Gerüchte Glauben beimessen, auch Ihnen ist die Heilige, die sich zum Sünder herabläßt, nichts als eine gemeine Buhlerin? Ist's möglich!" Ottfried blieb kalt bei diesen Vorwürfen des Freundes, stumm wandelte er an seiner Seite, und ließ den leidenschaftlichen Jüngling seinem begeisterten Gefühl Worte leihen; dann entgegnete er mit gleicher Ruhe: „Wenn ich jetzt rede, so thue ich es mit schwerem Herzen, denn ich muß fürchten, von dem Gegenstand meiner Neigung und Achtung verkannt zu werden, dennoch rede ich. Hören Sie, was man noch für gewiß behauptet: Das Fräulein ist ein Werkzeug in den Händen politischer Schwärmer; sie ist in geheimer Mission am Hofe, um den Fürsten und seine Anhänger zu stürzen, sie in dem Ansehen beim Volke herabzusetzen, und den erstern vom Thron zu entfernen." — „Genug," rief Eduard, „genug von den tollen Mißverständnissen und finstern Verläumdungen, die von Unverständigen dem unruhigen Haufen mitgetheilt werden. Lassen Sie mich dergleichen nie wieder hören, theurer Freund, ich verachte dieß Geschwätz. Wie, ist nicht die Wiedervereinigung des Fürsten mit seiner Braut ein Werk des Fräuleins? ist die moralische Wiedergeburt jenes gewissenlosen Mannes nicht durch

sie erzeugt? Sind Milde, Aufopferung, Güte, Geduld, Glaube und Andacht die Eigenschaften eines verderbten Sinnes, der sich zum Werkzeug niedriger Zwecke brauchen läßt? Ottfried, o wenn Sie in dieses klare Auge sehen dürften, so hineinschauen dürften, wie ich es darf, nie würden Worte der Art mehr über Ihre Lippen kommen! glauben Sie mir!“ Die Freunde hatten jetzt das Schloß erreicht, und indem sie im Begriff waren, hinaufzusteigen, wandte sich Ottfried noch einmal zu seinem jungen Begleiter um; eine Thräne glänzte in seinem Auge, seine Stimme zitterte, als er die Worte sprach: „Erinnern Sie sich der Stelle im Liede: „Nur wer sich ganz verwaiset achtet, nur „wer sich ganz verloren gibt, nur wer im heißen „Weh verschmachtet, wer bis zum Sterben sich „betrübt,“ nur bei dem zieht die ewige Verklärung ein; o Freund, wenn einmal dieser furchtbarste aller Schmerzen über sie einbricht, wird ihre junge Seele ihn ertragen können? wird sie Kraft genug behalten, um dann sich dem ewigen Lichte zuzuschwingen?“ Er umarmte Eduarden, und entfernte sich dann schnell. Als der Gewarnte sich auf seinem einsamen Zimmer befand, dachte er über jene Worte nach, doch sie schienen ihm ein Räthsel zu seyn, dessen Lösung er in Ottfried's trüber, oft seltsamer Stimmung suchen zu müssen glaubte.

Sophie und ihr Geliebter waren vom Baron über alle Erwartung gnädig aufgenommen worden, und es hatte allerdings den Anschein, als habe der Journalist auf die Willfährigkeit des Alten in Betreff der Erfüllung seiner kühnen Plane nicht mit Unrecht gezählt. Alles im Hause ließ sich wiederum zu Freude und Lust an, als ein neuer unerwarteter Vorfall die größte Bestürzung erregte. Man erfuhr nämlich, daß sich die Prinzessin rüste, so bald als möglich das Schloß zu verlassen und das, wie es schien, auf immer. — Die Beweggründe dieser Abreise, die wie eine Flucht aussah, wußte Niemand mit Bestimmtheit anzugeben, doch gab es hier und da Vermuthungen, die nur leise ausgesprochen werden durften; man raunte sich in die Ohren, die fürstliche Verbindung gehe zurück, der Herzog habe seine erwählte Braut auf das Empfindlichste gekränkt, und sie eile jetzt den Ihrigen zu, welche gewiß nicht unterlassen würden, die erwiesene Schmach auf das Strengste zu rächen. Zur Verbreitung dieser Meinung hatte der Journalist viel beigetragen, denn er gab vor, die genauesten Nachrichten von seinen Freunden erhalten zu haben; man maß ihm völligen Glauben bei, um so mehr, da das geheimnißvolle Wesen, welches jetzt auf dem Schlosse umging, ein Unheil dieser Art nur zu deutlich zu bekunden schien. Zwei fremde

Kavaliere, anſcheinend von ſehr hohem Range, waren angekommen, und die von ihnen mitgetheilten Briefe und Aufträge mußten in dem Entſchluß der Fürſtin jene auffallende Aenderung bewirkt haben, welche die ganze Umgegend, die mit Liebe und Verehrung an der ſo höchſt liebenswürdigen Dame hing, in Trauer verſetzte. Der Leibarzt war zu der plötzlich Erkrankten gerufen worden, und ſo viel Mühe man anwandte, alle dieſe Ereigniſſe der Umgebung zu verſchweigen, hatte doch Neugier und Theilnahme Mittel gefunden, hinter den verhüllenden Schleier zu dringen. Eduard war natürlich einer der Erſten geweſen, der an der Seite ſeiner angebeteten Magdalena nach der Löſung des Räthſels geforſcht, doch die Geliebte ſelbſt zeigte ein durch dieſe trüben Vorfälle ſo verwundetes Gemüth, ſie war augenſcheinlich ſo heftig erſchüttert und bewegt, bat ihren Freund ſo zärtlich, ihrem Buſen nicht ein Geheimniß entwinden zu wollen, an deſſen Bewahrung ſie ſo ſchwer trage, daß dieſer nicht weiter in ſie drang, ſondern ſich begnügte, mit ihr zuſammen das Schickſal anzuklagen, das ſie einer theilnehmenden edlen Freundin beraubte, in dem Moment, wo beide ſich entſchloſſen hatten, aus dem Bunde ihrer Herzen kein Geheimniß mehr zu machen. Es war feſtgeſetzt worden, daß die Oberhofmeiſterin und zwei junge Damen die

Prinzessin begleiteten, Magdalena jedoch sollte in Gesellschaft ihrer Tante noch einige Tage zurückbleiben.

Die endlich erfolgende Abreise war ein allgemeines Trauerfest; obgleich die Anstalten so getroffen worden, daß man in der Stille den Pallast verlassen konnte, so hatte sich trotz dessen eine große Menge Landvolks eingefunden, welches mit Gewalt darauf bestand, des Anblicks der hohen Frau theilhaftig zu werden. Einige Männer vom Amt aus dem nächsten Städtchen, die ehrwürdigsten Greise des Dorfes umstanden den Reisewagen, den Schloßhof; und als nach Verlauf einer Stunde die Prinzessin erschien, begrüßte sie allgemeiner froher Zuruf; man ging so weit, sie daran verhindern zu wollen, den Wagen zu besteigen; Greise, Männer, Kinder und Frauen drängten sich um die hohe Gestalt, ihr Gewand zu küssen und sie mit den rührendsten Bitten zu beschwören, das Schloß nicht zu verlassen, denn es hätte sich das Gerücht verbreitet, sie wolle auf immer scheiden. Die Fürstin zeigte sich innig bewegt bei den Beweisen so herzlicher Anhänglichkeit, sie ließ Geschenke austheilen, nahm auf das Huldvollste Abschied, und konnte nur so zu ihrem Zwecke gelangen, indem sie laut erklärte, daß sie bald wieder zu kommen hoffe. Der alte Freiherr stand mit entblößtem Haupte zur Seite des

Wagens, und ſie hineinhebend, benutzte er die Gelegenheit, die ihm gereichte Hand mit dankbaren Küſſen zu bedecken. Ottfried, Sophie und der Journaliſt erhielten ebenfalls freundliche Zeichen der Huld und Gnade; Auguſt hatte es ſich nicht nehmen laſſen, in ſeiner glänzenden Forſtuniform auf einem ſchönen Roſſe die edle Fürſtin bis aus dem Dorf hinaus zu begleiten, und ſo ging endlich der Zug der Wägen, von einem Schwarm der Landbewohner gefolgt, durch das Dorf der nahen Gränze zu. Eduard, dem die Abreiſende ſich beſonders freundlich bezeigt, empfand es ſchmerzlich, daß ſeine geliebte Magdalena ſich im Augenblick der Trennung nicht blicken ließ; der Schmerz, die Unruhe dieſer Tage hatte ſie jedoch ſo angegriffen, daß ſie das Zimmer nicht verlaſſen zu dürfen behauptete. Der Baron, Ottfried, Sophie und der Journaliſt gingen in tiefſter Niedergeſchlagenheit ihrer Wohnung wieder zu, die ihnen jetzt ſo verwaiſet und verödet vorkam. — „Muß denn jede ſchöne Hoffnung auf Glück und Frieden heutzutage zu Grunde gehen!“ rief der alte Freiherr, indem er ſich eine Thräne aus dem Auge drückte; „ich glaubte nun in meiner Einfalt, im Dienſte dieſer über Alles theuren und verehrten Frau meine Tage zu beſchließen, und nun wird ſie uns ſo plötzlich und auf eine ſo dunkle, ſeltſame Weiſe geraubt. Wer bürgt

uns dafür, daß sie wiederkommt; sie selbst schien daran nicht zu glauben, als ihr Mund mit schmerzlichem Lächeln es uns versicherte. Ach, wer zählt die Leiden, die sie in ihrem Leben schon erfahren, und die sie mit vieler Fassung, mit so edler Geduld trägt; ich habe das Recht, über sie ein Wort zu sprechen, denn mir war es vergönnt, schon an ihrer Wiege zu stehen, der Zeuge ihrer aufkeimenden Tugenden zu seyn; freilich, die Gabe indischer Schönheit war ihr nicht gegeben, auch nicht jener gefällige Glanz, der den Sinnen schmeichelt, aber die himmlischen Schätze der Demuth und Liebe lagen wie reines Gold in ihrer Brust." — „Zum Glück," rief der Journalist, „bleibt uns das Edelfräulein, die wohl würdig ist, ihre Stelle zu vertreten!" — „Auch sie dauert nicht lange bei uns aus," seufzte der Baron, „auch sie geht!" Ottfried schwieg, er wollte seine Ansicht über des Fräuleins Charakter nicht laut werden lassen, obgleich ihr Nichterscheinen bei'm Abschied ihm ein Beweis mehr schien, daß diese Abreise und die Trennung des schon angeknüpften Bundes ihr Werk war. „Wer weiß es uns zu sagen," nahm der Journalist wieder das Wort, „wen diese Mauern jetzt wieder in ihrer Mitte empfangen werden? Beim Alten bleibt es nun einmal gewiß nicht, möchte nur das Neuere auch das Bessere seyn; wir gehen einer ungewissen Zeit entgegen."

Eduards einſame Stunden füllten jetzt die reizendſten Pläne, die entzückendſten Ausſichten; er dachte daran, wie er ſein Leben geſtalten wolle, um es würdig zu führen an der Seite ſeiner Magdalena. An Emilien, an Gotthold waren Briefe geſchrieben worden, die das ſchon längſt als aufgelöst betrachtete Verhältniß vollends zernichteten. Er war willens, in Civil- oder Militärdienſte zu treten, je nachdem die Lage der Dinge ihn überzeugt haben würde, an welchem Platze er ſchicklicher die Ideen, die ihn jetzt beſeelten, in Wirkſamkeit übertragen könnte. Magdalena ſah mit gerührter Theilnahme den Eifer, den der Geliebte zeigte, ihren Anforderungen Genüge zu leiſten, doch zeigte ſich ſtets in den Stunden, die Eduard ſeine glücklichſten nannte, eine ſeltſame Befangenheit bei ihr. Der Jüngling glaubte das Beben dieſer ſchönen Seele zu errathen, wenn er bedachte, daß ſie ſeinetwillen einen verhüllenden Schleier dulde, deſſen die Tadelloſe ſtets in ihrem Leben für ihre reinen Handlungen nie bedurft hatte.

In dieſe Träume verſenkt, ſtörte ihn eines Abends der junge Forſtkadet, der in ſein Zimmer ſtürzte: „Eine Neuigkeit!“ rief er, „eine ſaubre Neuigkeit — es ſpukt oben im Schloſſe! ja, ja, Sie können es nur glauben, Eduard, es ſpukt, und ſchon heißt es allgemein, daß des Geſpenſtes

wegen die Fürstin so schleunig fortgegangen sey.“ Der muntre Jüngling ließ sich jetzt in einen umständlichen Bericht ein, dessen Schluß war, daß er den Geist in Gestalt eines, in ein graues Wamms gekleideten Mannes selbst erschaut, als er in der Dämmerung heute den Schloßverwalter, der in den obern Gemächern zu schaffen gehabt, aufgesucht. „Er wandelte an mir dicht vorbei,“ erzählte der Geisterseher, „ohne daß ich das leiseste Geräusch eines Trittes wahrnehmen konnte, und verschwand im Corridor, der zu den Gemächern des Fräuleins und ihrer Tante führt. Schon vor einigen Tagen habe ich von den Schloßknechten dergleichen erzählen gehört, doch lachte ich darüber; heute aber, versichere ich Sie, wandelte mich ordentlich ein kleines Grausen an, ich gestehe es zu meiner Schande, denn wenn wir es untersuchen, so wette ich, daß sich der Spuk in eine bloße und vielleicht recht läppische Täuschung auflöst.“ Eduard mußte ihm versprechen, eines Abends in seiner Gesellschaft dem seltsamen Wandler aufzulauern und ihn zur Rede zu stellen.

Als beide Jünglinge hinuntergingen, kam ihnen Sophie mit einem besonders heitern Gesichte entgegen. „Sie haben, mein Freund,“ sagte sie zu Eduard, „die Epoche meiner Trauer, meiner kleinen Verirrungen mit erlebt, es ist billig, daß Ihnen der freudige Schluß des Romans nicht

verborgen bleibe: ich heirathe, heirathe den Doktor, der gute Alte hat eben ſeine Zuſtimmung gegeben; wir bleiben für's Erſte hier wohnend, doch unter der Bedingung, daß nicht von Politik die Rede ſey." Eduard ergriff Sophiens Hand und drückte ſie herzlich, indem er ſeinen Glückwunſch ausſprach. „Sie ſind ſehr theilnehmend und gütig," fuhr die Braut fort, „ich nehme Ihren Glückwunſch geradezu als eine Prophezeihung an, denn welchem Mißgeſchick ſollte ich jetzt wohl noch entgegengehen? Der Geliebte, dem ich angehöre, zählt ſich zu der Klaſſe von Menſchen, bei denen heutzutage offenbar die richtige entſcheidende Anſicht zu treffen iſt, und ſo bin ich ruhig; meine Stellung im Leben und gegen die Geſellſchaft iſt geſichert und feſtgeſtellt, meine Achtung für mich ſelbſt iſt durchaus begründet, denn ich hätte es mir nie vergeben können, wenn ich anders gehandelt hätte." — „Und was wird aus dem Paſtor?" fragte Eduard. „Es iſt ein trefflicher Mann," erwiderte Sophie, „dem ich mich herzlich verpflichtet fühle; treu jenen alten biedern Geſinnungen ſeiner Tage hat er auch jetzt, da er deutlich wahrnahm, daß es meinem Glücke gelte, nicht einen Moment gezögert, mit ſeinen Anſprüchen zurückzutreten, und denen meines Bräutigams noch das Wort zu reden; er ſelbſt wird unſere Trauung verrichten, die in dieſen Tagen vor ſich gehen ſoll." Kaum hatte Sophie

dieſe Worte geendet, als Ottfried, der Journaliſt und der Prediger im heftigen Zank hervortraten. Der Journaliſt hatte wiederum Angriffe auf Ottfrieds gefeierten Dichter gemacht, und durch dieſe den Poeten und den Paſtor in Zorn geſetzt. — „Was wollen Sie mit Ihrem ächtdeutſchen Charakter?“ ſchrie Ottfried, „was ſoll ich unter dem vagen Begriff von Deutſchheit, Deutſchthum verſtehen? Iſt unſer großer Dichter kein Deutſcher? Kein vaterländiſcher?“ — „Nein,“ entgegnete der Journaliſt ruhig, „denn er hat kein Vaterland!“ — „Eine neue, ſeltſame Behauptung!“ rief der Paſtor kopfſchüttelnd. — „Und nennen Sie es mir,“ ſetzte der Doktor eben ſo ruhig hinzu, „wie heißt es, wo liegt es? Iſt's etwa das kleine Ländchen, in deſſen Hauptſtadt er ein Haus, einen Garten beſaß, iſt's das Gebiet jener Stadt, in der er das Licht der Welt erblickte? Iſt nicht eben ſo gut Frankreich, Italien, das alte Griechenland, England, der Norden wie der Süden Europa's, ſammt dem Orient, ſein Vaterland?“ — „Ich faſſe Ihre Anſicht,“ rief Ottfried, „Sie zielen auf die große Objektivität unſres Poeten, und iſt es nicht dieſe gerade, mit deren Hülfe es ihm gelang, ſo mächtig zu wirken, wie er gewirkt hat, indem er, mit einem Bilde zu reden, die Perlen aus dem Meere, das bunte Geflügel der Luft, die ſchimmernden Erze der

Tiefe, die Gewächse fremder Zonen alle zusammen vereinigt hat, um sie aus seinem goldenen Füllhorn dem mit ihm lebenden Geschlechte vorzuschütten. Alles Schöne und Treffliche einer Zeit, ja diese Zeit selbst kommt nur durch den Mund der Dichter auf die Nachwelt; sie sind das Organ, und die mannigfaltigsten Richtungen des Geistes vereinigen sich hier, um in einem tönenden Prophetenspruche offenbart zu werden. In dieser Beziehung schreiben Dichter die Geschichte, und in diesem Sinn wird für das entfesselte Verständniß die Geschichte zum Gedicht." — „Ich trete vollkommen Ihrer Ansicht bei," rief der Journalist, „doch um den Poeten mit einer solchen weltgeschichtlichen Würde zu bekleiden, muß er einen festen Standpunkt haben, von welchem aus es ihm möglich wird, seine Bestimmung nach allen Seiten hin zu erfüllen; er muß sich als Glied einer Kette fühlen, aus der er nicht herausstrebt, sondern die er nur fester verbinden hilft; mit einem Wort, der Poet muß ein Vaterland haben. Geziemt es dem Denker, frei von umschränkenden Verhältnissen der Gegenwart, dem Ziele, das er sich über alle Zeit hinausgesteckt hat, auf dem Wege einsam grübelnder Betrachtung nachzugehen; so sitzt der Dichter, ein Genosse seiner Zeit, auf dem bunten Markte des Lebens da; er leidet, kämpft und siegt mit den

Leidenden, er jubelt mit den Jubelnden, und beständig wandelt der bewegte Zug vor seinem Auge vorüber; Wolken, Sonne, die ganze vaterländische Natur sieht man als Hintergrund zu seinen Gemälden; er ist eben so wenig von dem Lande, wo er geboren, zu trennen, als Duft und Farbe von der Rose zu scheiden ist, denn die Liebe, die Achtung seiner Mitbürger ist die Nahrung, mit der die Wurzel seines Daseyns sich sättigt, der feste Grund der allgemeinen Wohlfahrt ist der sichere Boden, auf dem er fusst. Nähme man dem Poeten sein Vaterland, so nähme man seiner Harfe den Klang. Erscheinen nicht die grossen Epiker und Dramatiker der Griechen, von diesem Standpunkt aus gesehen, so grossartig? Stehen nicht Ariost, Dante, der Dichter der Nibelungen, der grosse Britte und endlich unser deutscher Sänger des Messias hierin als Muster da? — Der letztere ist der Dichter der Nation, bei ihm findet man deutsches Wort, deutschen Glauben, deutsche Vaterlandsliebe und Innigkeit." — „Sie mögen Recht haben," nahm Unfried das Wort, „die Poesie wie alle andern freien Künste sagten sich in unserer Zeit von dem nächsten Bedürfniß der gegenwärtigen Zeit los, sie will keinem vorgeschriebenen Zwecke dienen, und verlangt, selbstständig dazustehen, und diese Selbstständigkeit hat sie erlangt, seitdem sie aus dem Stande

unbewußter Kraft herausgetreten, und an der Hand der Kritik ſich auf ihren jetzigen Standpunkt geſchwungen hat. Heutzutage muß nun natürlich die Stellung eines großen Dichters eine andere ſeyn; er findet bei ſeinem Erſcheinen eine völlig eingerichtete Welt, die ſeiner nicht bedarf, er muß alſo, um auf ſeine Weiſe wirkſam einzutreten, ſich der Laune Einzelner anſchließen, abgeſehen davon, ob dieſe Einzelnen ſich in ſeinem Geburtslande oder am entfernten Pol befinden; um ſeine innere Unabhängigkeit zu behaupten, muß er in eine äußere Abhängigkeit ſich fügen, und ſtatt des kleinen Bodens, den er früher in Liebe und Treue mit ſeinen Mitbrüdern theilte, öffnet ſich jetzt ihm die ganze Welt. Der ſinnliche, mit Geſang begabte Naturmenſch, der früher den Dichter machte, vereint ſich heutzutage mit dem forſchenden Denker, und dieſe Beiden, im Bunde mit der Kritik, bringen jene große Weltanſchauung hervor, die wir bei'm Genius unſeres großen Dichters bewundern, und durch die er auch bei allen kommenden Jahrhunderten leben wird, indeß der Poet, der die vorüberrauſchenden Intereſſen der Zeit nur auffaßt, längſt vergeſſen iſt. Und am Ende, was bleibt dem Dichter, wenn es ihm nicht erlaubt wird, über den kleinen Streit die niedrigen Armſeligkeiten, mit denen der Bürger der Staatsgeſellſchaft ſich

abquälen muß, hinweg zu fliegen und hinauf zu ſtreben?“ — „Wem alle dieſe Dinge nur Erbärmlichkeiten ſcheinen,“ rief der Doktor heftig, „wem der Glaube ſeiner Väter, der Heerd ſeiner Ahnen, die Liebe ſeiner Zeitgenoſſen nur Gegenſtände der Reflexion, nicht des Herzens ſind, freilich, der hat Recht, ſich von Allem loszuſagen, und von der kalten Höhe des Berges herab zu erklären, daß er die Dinge zu ſeinen Füßen nur höchſt klein und unbedeutend finde.“ — Der Paſtor nahm das Wort und ſagte: „Ich habe, ſo ſehr ich auch den Sänger des Meſſias verehre, doch nie rechtes Gefallen an ſeinen ſpröden, kalten Vaterlandsliedern finden können, ja ſogar, Gott verzeih mir die Sünde, der gute Herrmann und ſeine Cherusker ſind mir ordentlich etwas abgeſchmackt erſchienen, und Gleim hat für mich weit mehr Wärme und Begeiſterung.“ — „Ich ſehe,“ rief der Journaliſt, „für die Poeſie nur Ein Heil, nämlich ſie muß ſich entſchließen, den eingebildeten hohen Standpunkt, die kalte Höhe, auf der ſie ſich doch nicht wird erhalten können, zu verlaſſen, um ſich wieder an die einfachen Bedürfniſſe der Menſchen anzuſchließen, ſonſt geſchieht, was durchaus nicht ausbleiben kann: daß ſie entweder auf dem Wege der Reflexion ſich ſelber zerſtört, oder dem kalten Indifferentismus anheimfällt, der ſie ſchonungslos zernichtet. Schon

wir sie nicht in den Versen unserer neuesten Dichter diesem drohenden Verderben schon ganz nahe? — Wir, wir eilen, ihr wieder Haus und Vaterland zu geben, der hülfelos herumirrenden bieten wir die sichere Stätte, das schützende Obdach.“

Sophie unterbrach den Diskurs, indem sie ihren Bräutigam zu einem Spaziergange auffor-derte, Ottfried gesellte sich mit dem Pastor zum Baron, und Eduard eilte, von der vertrauten Zofe gerufen, hinauf in Magdalenens Zimmer, wo die Geliebte ihn bereits einige Zeit erwartet hatte. Sie kam ihm mit einem bezaubernden Lächeln entgegen, in ihrer Hand schwebte ein Papier, welches sie auf einen der Tische nieder-legte und den Jüngling zu sich auf's Sopha zog. „Schelten Sie nicht, theurer Eduard,“ lispelte sie, „wenn ich jetzt eile, meine schwärmenden Träume in Wirklichkeit zu verwandeln; die Zeit ist reif für unsere Pläne, es könnte leicht ein günstiger Augenblick versäumt werden; entschließen Sie sich, mein Freund, dieses Papier hier dem General Erlfeld, der sich jetzt gerade in der Re-sidenz befindet, zu überbringen; erforschen Sie dessen Inhalt nicht, ersparen Sie mir ein Erröthen, wenn Sie erführen, wie kindisch besorgt um Ihr Wohl die zaghafte Seele Ihrer Magda-lena ist. Versprechen Sie mir, die Bogen nicht zu entfalten, bei unsrer Liebe, bei diesem Kruzifix

versprechen Sie mir das." — „Magdalena," erwiderte Eduard, „Sie wissen ja, daß Ihr Wunsch ein Befehl ist, wozu also noch ein Gelöbniß, ich reise, und wann darf ich wiederkommen?" Das Fräulein sank mit einem Kuß an die Wange des Jünglings, sie schien ganz Zärtlichkeit und Rührung, und eine Pause verging, ehe sie sich fassen konnte. „Wir müssen uns trennen, auf wenige Tage, Freund meiner Seele!" hauchte sie in schmachtenden Tönen, „das erste Wort, welches Sie mit meinem Verwandten, dem General Enfeld, sprechen werden, wird Sie überzeugen, daß ich ein paar schmerzliche Tage ihre Gegenwart entbehren muß, doch verspreche ich Ihnen, Sie hier zu erwarten." Eduard erfaßte ihre Hand, und seine in weiche Stimmung sich ergießende Seele gab ihm die süßesten, schmeichelndsten Worte des Danks und der Zärtlichkeit ein; Magdalena erwiederte seine Liebkosungen, doch war in ihrem Wesen heute mehr, wie jemals, die Befangenheit zu spüren, die störend auf den Geliebten zurückwirkte; er blickte manchmal wie fragend in's große blaue Auge, wie zu einem räthselhaften Stern hinauf. Als die Abschiedsstunde schlug, zog er, von wunderlichen Träumen getrieben, die zarte schöne Gestalt mit sich an's offene Fenster, vor dem die ganze Landschaft sich im Mondenglanz verklärend

ausbreitete. „Mädchen meiner Liebe,“ rief er mit Ernſt und doch mit ſchmerzlichem Lächeln, „wiſſe, daß, wenn Du mich täuſchteſt, mein Leben ein verlorenes wäre; nur einmal vermag es der Menſch, mit voller, jugendlicher Kraft und Zuverſicht den Glauben zu erfaſſen, irrt ihn da ein Trugbild, ſo ſinkt er auf ewig in Ohnmacht dahin!“ — „Eduard!“ rief Magdalena, und ſah den Jüngling mit befremdetem, faſt zürnendem Blicke an; „es iſt nichts,“ rief dieſer, und warf ſich, wie in Reue vergebend, an ihre Bruſt, dann ſtürzte er fort.

Beim Herausgehen traf er in den unrechten Corridor, als er ihn hinabeilte, ſah er bei ungewiſſem Lichte eine Geſtalt ihm entgegen kommen, er hielt Stand und ließ ſie an ſich heran, denn er meinte, es ſey Ottfried; doch als die wandelnde Figur gerade den Streifen des Mondlichts durchſchnitt, ſah er eine fremde ſeltſame Kleidung, die keinem Bewohner der heutigen Welt anzugehören ſchien. Eduard kannte keine Furcht; er trat beherzt näher, da glitt die Geſtalt raſch an der Mauer hin, und dem Beſtürzten war es, als blickten aus der Mantelumhüllung die Züge des Herzogs ihn an. Als er ſich von ſeinem Befremden ermannte, war der nächtliche Wandler ſchon in der Tiefe des Ganges verſchwunden.

Von den Furien eines fürchterlichen Argwohns erfaßt, konnte der arme Jüngling nicht lange in der dumpfen Stille seines Zimmers ausdauern; Ottfried's Winke, die Erzählungen August's vom Gespenste, die plötzliche Abreise der Fürstin, Magdalenens seltsames Betragen, Alles schien auf eine finstere, entsetzliche Katastrophe hinzuarbeiten; der Unglückliche entschloß sich, die gegenwärtige Stunde zur Entscheidung zu rufen. Mit einem Gefühl, das ihm das Herz zusammenschnürte, stieg er leise den wohlbekannten Gang hinauf in's Schloß, und nach wenigen Augenblicken stand er vor der geheimen Tapetenthür, durch die er stets in den Tempel seines Glücke eingeschritten war. Noch einen Moment zögerte er, sie zu öffnen, da glaubte er deutlich eine fremde Stimme im Gemach zu vernehmen, von einem Tritt seines Fußes flog die Wand zurück, und — der Herzog ward sichtbar, der sich aus den Armen des Fräuleins loswand. —

Der Sommer war dahingegangen, der Herbst streute seine falben Blätter in Garten und Flur, da hielt ein zierlicher Reisewagen vor dem Schlosse des Freiherrn, und Masstello zeigte sich darin, der gekommen war, den aus einer schweren Krankheit

kaum genesenen Eduard zurück in die Residenz, zu seinen Freunden zu bringen. Man traf alle Anstalten, die blasse, zusammengesunkene Gestalt des sonst so blühenden jungen Mannes mit aller ersinnlichen Schonung und Sorgfalt zu hüten. August wollte sich von seinem Freunde durchaus nicht trennen, und bat sich darum einen Sitz im Wagen aus, den der Musiker auch mit Vergnügen ihm einräumte; der alte Baron und Ottfried vergossen Thränen, als sie den liebgewonnenen, unglücklichen Jüngling von ihren Fluren scheiden sahen, die nunmehr gänzlich verwaiset blieben, da einige Zeit vorher der Journalist und seine junge Frau sie auch verlassen hatten, um in die Schweiz zu ziehen. Fräulein Magdalena und ihre Tante waren aus der Gegend verschwunden, man wußte nicht wohin.

Massiello's Plan mit seinem leidenden Freunde war, diesen der Residenz und allen jenen Plätzen, die alte schmerzhafte Erinnerungen wecken könnten, vorbeizuführen, und die Waldeinsamkeit aufzusuchen, wohin der Abt sich zurückgezogen hatte. Die Verwirrung in der Residenz, der Umsturz bestehender Verhältnisse, ja sogar der Wechsel der Regierung, indem es nunmehr bestimmt ausgemacht war, daß Fürst Lothar den Thron verließ, hatten den Musiker und seinen Freund von der Ausführung ihres Reiseplans bis jetzt zurückgehalten,

dafür sollte er jedoch nun, da sich die Aussicht zeigte, Eduarden zum Reisegesellschafter zu haben, die ernstlichsten Anstalten zum Aufbruch getroffen werden.

Es war Mittag, als das bestimmte Wäldchen erreicht wurde. Massiello gab an, in welcher Richtung man es durchschneiden müsse. — Der Tag war ungewöhnlich heiß, erst als man tiefer in Schatten hineingerieth, wehte eine angenehme Kühlung, vermischt mit dem würzigen Dufte des Waldharzes, den Fahrenden entgegen; hier und da fielen einzelne Sonnenstrahlen durch die grüne Nacht, und spielten im Smaragdlichte auf dem Boden, Vögel flogen mit lachendem Gezwitscher über den Weg, die Rosse zogen den leichten Wagen wie im Spiel die Krümmungen des harten Waldweges fort. Jetzt hielt der Kutscher, und die Freunde stiegen aus, um auf einem Fußwege tiefer in's Dickicht zu dringen. Man vernahm rollende Passagen auf dem Fortepiano, und zugleich ward die Einsiedlerhütte bemerkbar, deren Thüre offen stand. Oben an der Hütte war ein purpurglänzender Papagey in seinem Goldringe aufgehängt, unten spielten im Sonnenstrahl zwei weiße Kaninchen. Der Abt saß in einem braunen herabfließenden Gewande, mit dem Rücken gegen den Eingang, am Instrumente, und spielte eine Sonate von Bethoven. Als er den Ankommenden

entgegentrat, bemerkten die Freunde, daß er ſich hatte einen Bart wachſen laſſen, der ſeinem Geſichte nicht übel ſtand. „Carissimo padre!“ rief Maſſiello, und ſchloß ſich in die Arme des Erfreuten, indem er einige flüchtige Küſſe auf den neuangeſchoſſenen Bart drückte, „wie geht's? welches Befinden?“ er trat gleich darauf an's Klavier, und ſpielte die fehlenden Bögen der Sonate vollends ab, indeß der Abt Eduard und ſeinen jungen Freund herzlich begrüßte. „Gewiß,“ ſagte er zu dem erſtern, „wird dieſer kühle Waldſchatten ſich wie eine liebe Vergeſſenheit auf Ihren Buſen legen, und dem empörten Blute Milde lehren — und dann thun Reiſen, Poſthäuſer, italieniſche Villen und neue Liebesbekanntſchaften das Uebrige.“ Eduard äußerte, daß er, ſeinem Schwure getreu, Dienſte ſuchen wolle, und daß der Militärſtand ſtets für ihn etwas Anziehendes gehabt habe. Auguſt jubelte über dieſen Ausſpruch und meinte, in dem Falle wolle auch er ein Bajonet an ſeine Flinte ſchrauben laſſen. Man machte einen kleinen Spaziergang in den Wald hinein, indeß der Abt Einrichtungen treffen ließ, um ſeinen Gäſten eine anſtändige Mahlzeit und ein gutes Nachtlager anbieten zu können. Eduard, der den andern etwas vorausgeeilt war, betrat nicht ſobald die Landſtraße, als er einen Wagen heranrollen ſah, in dem ein Offizier und

eine junge Dame saßen; sie waren so eifrig im Gespräch begriffen, daß sie den einsamen Wanderer nicht bemerkten, er aber erkannte ihre Physiognomien wohl: es war Robert und die Gräfin Eva. Massiello lief ihnen nach, indem er schrie und mit dem Tuch winkte, doch schon war der Wagen um die Ecke gebogen und verschwunden. „Da eilen Sie nun hin!“ rief der Athemlose, „ihr Bestreben ist, uns in der Stadt aufzusuchen, um Abschied zu nehmen, und jetzt hören die zerstreuten Leute auf kein abmahnendes Wort; nun meinethalben, so mögen sie denn das leere Haus finden.“ Eduard erkundigte sich nach Robert's Schicksalen und erfuhr, daß der Poet eine reiche Erbschaft gethan, und jetzt an der Seite der Gräfin, in der Uniform eines Maltheserritters, London zueile, wo er sich anzusiedeln gedenke. — „Die Erbschaft,“ lächelte der Componist, „kam so zur rechten Zeit, daß unser Held ohne sie, von seinem vornehmen Beschützer verlassen, nothwendig in eine üble Lage hätte gerathen müssen; so aber scheinen die äußeren Schätze ihm immer voller zuzuströmen, je tiefer sein Gemüth in innere Zerrüttung und Armuth sinkt; ich sehe das verzweifelte Ende voraus, das er nothwendig nehmen muß.“ — „Und wie geht's der kleinen Jokende?“ fragte Eduard, von einer wehmüthigen Erinnerung angehaucht. „Fragen Sie nicht nach

ihr,“ sagte Massiello mit weicher Stimme, indem er zu Boden blickte; „wollte der Himmel, ich könnte von ihr sagen, daß man sie eines Morgens todt am Strande des Meeres gefunden.“ Eduard wurde merklich blässer bei dieser Antwort, er schwieg und eine tiefe Stille herrschte, während die drei Freunde den Weg zurück in die Einsiedlerhütte nahmen.

Man brachte den Abend trübe zu und ging zeitig zur Ruhe; als am andern Morgen sich die Freunde versammelten, fehlte Eduard in ihrer Mitte, er hatte sich in der Nacht leise fortbegeben, der Abt fand sein Taschenbuch, in dem ein kurzer Abschied eingezeichnet war, dann zog er ein Papier hervor, und es fand sich, daß es Magdalenens Brief war, den der Unglückliche bis jetzt bei sich getragen; Massiello entfaltete es, und las die Worte: „Theurer Oheim! den Ueberbringer dieses schicke ich Ihnen als einen Menschen zu, den ich für unsere Sache gewonnen habe, und den Sie überall brauchen können, nur nicht da, wo es Künste der Klugheit gilt, denn er hat die Offenheit und Ungeschicklichkeit eines Kindes. Der Fürst ist vom Throne und der Prinzessin geschieden, und geht in ein Asyl, wo er uns nicht mehr schädlich seyn kann. Fällt dieser Brief in unrechte Hände, so sind wir schon längst gesichert, und ich bin einen Ueberlästigen

les, dessen Neigung, jetzt, da ich sie gewonnen, mich schon zu langweilen anfängt; mich dürstet nach einem neuen Wirkungskreis.“

Die Freunde legten das unglückliche Blatt hin und sahen einander mit schmerzlichen Blicken an. August lehnte, das Antlitz auf den Arm gebeugt, am nächsten Baum; er wollte es den beiden Männern verbergen, daß seine jugendliche Wange von Thränen befeuchtet war.

Berichtigungen.

Seite 7 Linie 10 v. o. ſt. immer joviale lies innere joviale.
Seite 20 Linie 10 v. u. ſt. Finſterniſſe lies Fenſterniſſe.

Novellen

von

A. Freiherrn von Sternberg.

Zweiter Theil.

Stuttgart und Tübingen,
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1833.

Eduard.

Eine Novelle

von

A. Freiherrn von Sternberg.

Fortsetzung der Novelle:

Die Zerrissenen.

Stuttgart und Tübingen,

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Es stürmte, dichtes Schneegestöber fiel herab, der Winter lag kurz vor seinem Dahinscheiden mit seinem ganzen düstern Gefolge vor den Fenstern des Zimmers, in dem drei Männer behaglich am Kamin zusammensaßen und, sich an der Flamme wärmend, die Erinnerungen ihrer Jugend zurückriefen. Eine Pendüle, an der Seitenwand aufgehängt, begleitete mit ihren immer wiederkehrenden Sekundenschlägen die Worte der Männer, gleichsam als schritte die Zeit selbst hörbar in der Stille und dem Frieden des Gemachs an ihnen vorüber. Ottfried, der jüngste Bruder des Schloßintendanten Werner, hielt eine Rolle Manuscriptbögen in der Hand; es schien, er habe eben etwas vorgelesen; sein Bruder war noch in tiefes Nachsinnen versenkt, und der Prediger des Orts, welcher mit dem Rücken gegen uns durch die breite schwarze Fläche fast den Anblick auf die Flamme versperrt, nahm jezt nach einer ziemlich langen Pause das Wort, und sagte, indem er den Blick um sich auf das Zimmer richtete: „Ich habe nimmer glauben mögen, daß dieses alte Wohngebäude mit den wenigen Veränderungen, welche Ihr habt anbringen lassen,

zu etwas so Würdigem und Behaglichem hätte umgestaltet werden können. Ihr seyd geschickt zu Werke gegangen, theurer Freund, daß Ihr nicht die alte Physiognomie auf Kosten der neuen verwischt habt; die Behaglichkeit seiner frühern Bewohner, ihr vergangenes Leid und Glück, dünkt mich, spricht noch aus diesen Wänden, aus diesem alterthümlichen Geräthe." — „Ich habe," erwiderte der Baron, „hier wie überall das Neuere nicht geradezu für das Bessere gehalten; ja die Sofa's, Stühle und Tische, welche nach der Revolution in die Häuser einwanderten, habe ich eigentlich, ich will's gestehen, nie leiden mögen. Die griechische altklassische Vornehmheit dieser Geschöpfe, ihre graden Beine und antiken Leiber sind mir ordentlich verhaßt gewesen, ich habe nur dann wieder ruhig geathmet, wenn mich mein trefflicher, auf kurzen verdrehten und vergoldeten Dachsbeinen ruhender Sorgenstuhl aufnahm." — „Fürwahr," nahm Ottfried das Wort, „schien es doch fast, als hätte man einen Stuhl jener Tage geradezu aus der Ilias herausgestohlen, oder sein Ruhebett aus der Nachlassenschaft Aspasien's erstanden; das Auge wurde durch die trockne Gelehrsamkeit der Linien ermüdet, ohne daß der Körper durch erhöhte Bequemlichkeit wiederum schadlos gehalten worden wäre. Man sollte doch überall auf diese Dinge, die gleichsam als unsre nächsten Freunde und Angehörigen uns immerdar umgeben,

mehr Achtsamkeit verwenden; mir gibt ein Zimmer immer die Geschichte des darin wohnenden Menschen, so wie eine Stadt die Geschichte eines Volks. Versuche man es nur, die Einwohnerschaft der berühmten Hauptstädte zu vertauschen, die Pariser zum Beispiel nach Stockholm, die Schweden nach Paris, die Londoner nach Wien und umgekehrt zu versetzen, Jeder würde sich wie in einem fremden Zimmer höchst unbehaglich fühlen und in Zeit eines Jahres würde die ganze Stadt ein anderes Ansehn gewinnen." — „Sehr wahr," rief der Pastor, „unser Leben und seine Erscheinungen sind nun einmal in die Quadratur eines solchen Zimmers gebannt; drüber hinaus können wir nicht, und was wir von der Natur wissen, ist nur das Wenige, was wir in dieses Quadrat hineinziehn. Wie Einer, der lange in einer dumpfen Luft geathmet, nicht weiß, daß sie dumpf ist, so wissen wir am Ende nicht mehr, daß das freie Naturleben, das Naturganze für uns verloren gegangen. Die zahmen Blumen, welche wir an unsre Fenster gewöhnen, die Hausthiere, die mit uns leben, die Bäume selbst, welche in unsern Parks die Civilisation mit uns theilen, alle diese können uns die freie Natur nicht mehr vergegenwärtigen; auch sie sind in die Quadratur unsers Zimmers gebannt, ihr Leben muß, wenn wir im Stande wären, jemals die Bezauberung, die

Jahrtausende auf uns gelegt haben, zu heben, uns nur krampfhaft erscheinen. Die Alten, die immerdar mit der Natur lebten, stellten sich die Erde als ein ungeheures Lebendiges vor, als ein Thier, dessen zuckendes Leben durch Millionen Pulsschläge überall hinverbreitet fühlbar werde; ihnen war Alles Leben und Zusammenhang; daher die zahllosen Gottheiten, die personifizirten Naturkräfte, welche ihr warmblutiges wunderbares Spiel mit einander trieben. Der Mensch trat gleichsam in Ehrfurcht zurück vor dem Coloß, der Millionen Leben auf seinen Armen trug; er fühlte sich unendlich klein und hülfsbedürftig, und dieses Gefühl ging zulezt in Anbetung der Natur über; die christliche Ansicht verdrängte dieses Gefühl, sie stürzte gleichsam die Allmacht der Natur und sezte den Menschen, ihn allein mit seinen streitenden Gegensätzen von Haß und Liebe, auf den Thron. Dieses hochmüthige Bewußtseyn war der Herrscherstab über die Natur; sie war ihm nicht mehr liebende allnährende Mutter, zu deren Blicken er mit Staunen und Verehrung hinaufsah — sie wurde ihm Sklavin, auf seinen Wink ihm Gehorsam schuldig. Die Herrschaft der Idee begann: einem Unsichtbaren wurde nachgestrebt und auf dem Wege der Vergeistigung tönte die Stimme der Natur immer schwächer in unser Ohr; ja sie selbst wurde uns zu einer bloßen Hieroglyphe,

man erſchrack vor ihr wie vor einem Geſpenſt, die vollen Formen der göttlichen Schöpferin erhärteten in elender Verkuöcherung, und bald in dieſes, bald in jenes Syſtem ſich fügend, mußte ſie hier leiden, daß man ſie, auf's Procruſtesbett geſpannt, in die Länge zerrte, dort durch Schrauben in die Kürze drängte; am liebſten jedoch richtete man ſie gleich einem zahmen Hausthier ab, gewiſſe äſthetiſche Lieblingsideen, in jedem Zeitalter verſchieden, aufzufangen und auf ein gegebenes Zeichen ihre Künſte zu machen. Gehen wir zum Beiſpiel auf das Nahe und Nächſte. Wir ſind an eine gewiſſe Einrichtung unſerer Zimmer gewöhnt, die wir behaglich, gemäß nennen. Was gehört zur Einrichtung eines ſolchen Zimmers? Alles, kann man antworten, nur nicht die Natur. Die Morgenländer mit ihrem warmen Naturgefühl ziehen ein blühendes, ſchönes, immer friſches Element in ihre Gemächer, ein Springbrunnen wirft ſein klares Waſſer in der Mitte der Halle in die Höhe, die Naturlaute der niederfallenden Waſſer zu hören, iſt ihnen Bedürfniß; wir ſpannen dagegen einen Teppich auf: ſeine Weiche und Wärme ſchmeichelt unſerm Fuß, und die dunkle grüne oder braune Farbe hebt alle Gegenſtände im Gemach vortheilhaft hervor. An einer Wand ſteht jenes grauſame Werkzeug, die wahrhafte Galeerenbank, an der wir den größten Theil des Tages gegen alle

Freiheit und natürliche Entfaltung fest geschmiedet sitzen, der Schreibtisch; über demselben hängen Bilder, die, durch das Quadrat aufgenommen, uns wiederum nur das Quadrat geben; die lebendige Landschaft außerhalb wird uns ebenfalls nur durch das Quadrat der Fensteröffnungen sichtbar, und wo auch diese Mängel nicht so scharf hervortreten, so zeigt sich doch überall dieselbe Absichtlichkeit: Vorhänge, Ueberzüge, Tapete, Bronze und Silberzeug, alle Dinge sind nach festgesezten Regeln übereinstimmend geordnet, nach verwandten Farbenschattirungen gewählt, und selbst das Licht ist nach Regeln gedämpft; die abgemessenen Töne einer Spieluhr geben wieder Maaß und Regel, die Höhe der Stühle, Bänkchen, spanischen Wände, Thüren ist nach der Quadratur des Ganzen bestimmt: und so eingerichtet, dem in diesem Zauberkreise gebannten Körper eine gewisse Anzahl immer wiederkehrender Stellungen und Lagen anzugewöhnen, so daß die Kunst der Sculptur schon deßhalb darniederliegen muß, weil dem lebenden Geschlecht eine freie naturgemäße Körperentfaltung durchaus unmöglich gemacht ist."

„Sie haben Recht, Freund, nahm Ottfried das Wort, „es scheint fast, als wenn all dies Geräthe, das uns umgebende Beiwerk unserer Existenz, dafür, daß wir es aus seinem schönen freien Naturleben herausgerissen und zu unserm Dienst gezwungen, sich nun dadurch rächt, indem es

wiederum unſern Körper in unzerreißbare Feſſeln ſchlägt, ihn verkümmert und endlich zerſtört. Beſonders iſt dieſes im Norden der Fall; je weiter zum Süden, deſto mehr ſagt ſich der Menſch von der Quadratur des Zimmers los.“

„Als ich noch ein Schüler war,“ fuhr der Paſtor fort, „kam ich auf einen ſonderbaren Einfall. Es geſchah öfters, daß ich eine bunte große Landkarte anſtarrte, die über meinem Bette hing. Gewöhnlich ehe meine Gedanken in Schlaf übergingen, fuhr ich noch einmal hier oder dort auf weitläufigem Länderbeſitz, oder ging auf Reiſen über Höhen und weite Fernen hinaus; vor Allem war es mir intereſſant, dem Lauf der Gebirge zu folgen. Einſt ſchlummerte ich ein, und mein Blick war im Traum wieder auf meine geliebte Karte gerichtet, ich ſuchte meine Berge; doch ſiehe da! es war eine mehr als ſeltſame Verwandlung vorgegangen: alle Berge waren von der Stelle gerückt; ich erſchrack, als ich die Schweizer- und Italieniſchen Alpen gegen Holland hinaufgeſchoben, die erhabene Kette der Pyrenäen um London herum, und die hohen Tyroler Felſen in der Gegend um Wittenberg erblickte. Noch hatte ich das Auge ſtarr auf dieſe Erſcheinung gerichtet, als mir die ſeltſame Natur dieſer Berge, welche gleichſam ſchwebend über der Erde ſich zu befinden ſchienen, auffiel; ich grübelte hin und her,

da wurde es mir im Traum gesagt, dieses seyen die Höhen des menschlichen Geistes, welche im umgekehrten Verhältniß mit denen der Erde sich befänden. Als ich am Morgen darauf die Karte sah, fiel mir jener wunderliche Traum wieder so lebhaft in's Gedächtniß, daß ich alsbald das Blatt von der Wand nahm, mit dem Entschluß, jener Idee nachzugehen. Ich entwarf eine Karte, färbte sie gleichmäßig dunkel und hob nun, dem Gang der Geistesentwickelung folgend, immer heller und hellere Lichter aus dem Grunde hervor, und wirklich kam ich nun auf die sonderbarsten Contraste. Aegypten, die alte Wiege der Aufklärung, bekanntlich das platteste Land, wurde auf meiner Karte fast das gebirgigste, und so ging die Kette weiter durch Asien nach Europa; mit wahrem Vergnügen pflanzte ich meine Berge hin, doch merkte ich bald, daß ich zu freigebig wurde; eine Menge Berge mußten daher wieder zu Hügeln niedergedämpft werden. Fast immer ging meine Straße den wirklichen Bergen vorbei; Griechenland, Rom erhielten Lichtpunkte, dunkel blieb die ganze Fläche, nur nach Island belustigte ich mich ein paar gewaltige Lichtberge hinzusetzen, und die Karte der alten Welt war fertig. Im Mittelalter rückten noch entschiedener meine Gebirge nach Norden, bis der Rücken endlich durchaus flach wurde, wo ich mich nicht enthalten konnte, in das finstere

Meer die Worte zu schreiben: Flache Oede voll Aberglauben und Trägheit. Jezt benannte ich meine Berge: der Chimborasso-Luther schien mir eine glückliche Erfindung, der Mont-Blanc Copernicus nicht weniger, die Jungfrau-Newton war spaßhaft, der Gotthard-Keppler u. s. w.; eine neuere Karte stellte um Berlin eine ganze Gebirgskette, die mit Leibnitz, Mendelsohn, Lessing anfing, Kant in sich schloß und mit dem Berge Hegel endigte. Diese phantastische Karte hing ich nun an meine Wand auf, und ich darf die kleine Eitelkeit nicht verschweigen, daß, wenn ich am Abend den Blick auf meine Berge richtete, ich heimlich hoffte, auch mich einst als einen tüchtigen Berg ausgebildet in irgend einer verehrlichen Kette prangen zu sehen. Mein Lehrer, der die unschuldige Spielerei einst betrachtete, sprach lächelnd: Mein Sohn, du beweisest hierdurch, daß aus dir ein Prediger werden soll, denn nach den Bergen zu urtheilen, die du versezt hast, mußt du nothwendig nicht ein Senfkorn, nein einen ganzen Scheffel Glauben besitzen."

Otfried und der Baron lächelten, und der Pastor fuhr fort: „In der That knüpft sich dieser Scherz an meine obige Bemerkung: je mehr das Leben sich in die Tiefe einbohrt, desto weniger hat es Raum und Schonheit nöthig. Auf den Gebirgen, in den schönen Thälern, unter einem

Himmel, der Blüthen und Sonnengefunkel regnet, in einer Luft, die Balsam träufelt, da wohnt die heiße weiche Sehnsucht, da zuckt der sinnliche Nerv, da verdehnt der Naturmensch in fast schlafender Behaglichkeit sein vollblütiges Daseyn. Höchstens daß unter einer hohen blühenden Aloepflanze, die ihren brennenden Fackelbüschel in den schwarzblauen Himmel richtet, ein horchender Dichter sizt, der schöne farbige Gesänge niederschreibt; doch mitten im Schreiben läßt er den Griffel sinken, um eine volle Muskattraube auszuschlürfen, oder einen schönen Mädchenmund zum Kusse zu sich zu beugen. Anders im Norden: vor der kleinen, durch einen Schneeberg versperrten Thür seiner Zelle sizt am frühen Morgen bei Lampenlicht der einsame Mönch, über den knisternden Schnee gehen mit Laternen die Brüder auf's Feld, um Erstarrende aufzufinden, die Monstranz im silbernen Gehäuse klappert in ihren erstarrten Händen, und der Reif fliegt den Bart an vor den ängstlich hauchenden Lippen: und doch ward in der kleinen Zelle die mächtige Idee geboren, die den Süden erzittern macht. Aber diese Idee trägt bei aller ihrer Erhabenheit doch einen Panzer von Eis, und vor ihrem schneidend kalten Hauch fleucht die gesunde sinnliche Creatur. Ich habe im Scherz einst reden hören, daß, um die Idee des Protestantismus völlig auszubilden,

sich ein zweiter, gleichsam in die Potenz erhobener Luther zeigen werde, doch im allerhöchsten Norden, etwa auf Nowa-Sembla, der nun gegen die katholische sinnliche Lehre seines Vorgängers loszöge, und sie der südlichen Glut des Clima's um Eisenach zuschriebe, indeß es ihm gelungen sey, die allerreinste und feinste Vergeistigung aufzustellen. Und wirklich fand ich in einem Buche eines alten schalkhaften reisenden Katholiken aus jener Zeit die Bemerkung aufgeschrieben, daß der Reisende gefunden habe, wie man sich im Norden, was Religionsäußerungen betreffe, strenge zu hüten habe, da die Bäume, Sträucher, ja sogar die Blumen daselbst protestantischer Religion seyen."

Unfried nahm das Wort und sagte: „Wenn Sie unter ihren Höhen, Verehrter, die Höhen des reflektirenden Geistes meinen, so pflichte ich Ihrem Scherze bei; doch die Dichtkunst strebt einem andern Gesetze nach und jene grellsinnliche Scheidung und Veranschaulichung möchte uns vielleicht auf die Regel führen, nach der sich jene beiden schaffenden Kräfte im Menschen bilden und von jeher gebildet haben. Gehen wir die Geschichte der Poesie durch, so haben wir eine schönere und faßlichere Naturgeschichte, als die gewöhnliche, die in den Schulen gelehrt wird; dieses ist mir ein Beweis, daß Poesie von schöner Sinnlichkeit nie zu scheiden ist, daß sie überall unter der Herrschaft der Idee verkrüppelt. Aus dem Orient wandert der

Dichter ein; ihn treibt es, den Schaaren der stürmisch bewegten Brüder zu folgen, mit den eindringenden Kriegern dringt auch er singend ein; seine entflammte Seele kämpft unter dem südlichen Himmel wie eine Blume mit immer neuen schönen Entfaltungen, indeß jene weiter ziehen, bleibt er an einem reizenden See, an einem üppigen Traubenhügel liegen, und besingt, was er geschaut, bis er, wie eine Blume am See, vergeht, und sein schönes Grab Kunde und Schmuck der ganzen Gegend gibt. Je südlicher ein Dichter, um deſto mehr erkennt man Farbe und Gegend an ihm; so Taſſo, Arioſt, die frühern Novellendichter, nur Dante iſt gleichſam ein poetiſcher Luther. Beſſer als in jeder neuen Reiſebeſchreibung von Italien finde ich dieſes wunderbare Land in meinem Taſſo geſchildert, obgleich dieſer ſich verſezte, das heilige Land und die Stadt Jeruſalem zu malen; in Camoens iſt portugieſiſcher Boden, und im Cervantes die verwandte und doch ſo verſchiedene ſpaniſche Natur; brittiſche dumpfe melancholiſche Luft weht aus Milton und Shakespeare; trotz ihrer Größe merkt man aber bei dieſen Geiſtern ſchon die Nähe der Idee. Um Berlin, wo Sie ganze Gebirge häufen, ſehe ich nur Flächen, denn die ſämmtlichen preußiſchen Corporale und Grenadiere, die zur Zeit des zweiten Friedrichs Verſe ſchrieben, werden Sie doch nicht für Dichter halten? Es ſchwindet hier alle Farbe, aller Geſchmack, in

Gleim's Liedern spüre ich nur Sand, wie in Gellert's Fabeln Wüste; selbst der große Lessing, seufzte er nicht fortwährend nach Dichtern? und war er nicht der Erste, der gestand, daß er keiner sey, daß er nur hervorrufen, ordnen und bessern wolle? Von jener Epoche gilt recht eigentlich, was unser neuester trefflichste Sänger von der Stubenpoesie singt, und welche Worte mir lebhaft einfielen, als Sie von der Quadratur des Zimmers sprachen, unter der alles Lebende erliegt."

Während dieses Gesprächs hatte sich der Baron erhoben und war an's Fenster getreten, den Blick auf die finstern Scheiben gerichtet, sah er forschend hinaus, als wolle er die Flocken überzählen, welche vom Licht beschienen an der Scheibe niederfielen; die entfernte Schloßuhr tönte kaum hörbar die eilfte Stunde, das Feuer im Kamin war ausgegangen und indeß der Pastor sich damit beschäftigte, es wieder anzuschüren, trat Ottfried zu seinem Bruder und fragte ihn, ob ihn etwas quäle oder beunruhige: „Nichts, was ich eben nennen könnte," erwiderte dieser; „es ist die Last der Jahre und Erfahrungen, die mir den Fortschritt der Zeit besonders merklich macht, wenn ich Euch, die Ihr im Grunde nur wenig jünger seyd, von Dingen sprechen höre, die Euch lebhaft interessiren, die auch mich einst nicht gleichgültig ließen, welche aber jezt, so wie fast alles Uebrige, den Reiz für

mich verloren haben. Die lezten drei Jahre, wo uns unser Freund, der junge Eduard, auf eine so schmerzliche Weise entzogen worden, der Wechsel in unserm Fürstenhause, das Leiden und die Entfernung der trefflichen Prinzessin, die ich wieder ein paar glückliche Monate in meiner Nähe beherbergen durfte, endlich die Heirath meiner Tochter, zu der ich vielleicht zu voreilig meine Einwilligung gegeben, — alle diese Ereignisse und trüben Vorfälle haben innerhalb dreier Jahre mir die Frische der Lebensansicht bedeutend getrübt; dazu kommt die Verwirrung der Zeit, die sich immer noch nicht lösen will, der Streit, die Verwilderung der Gemüther, der Sturz der Verhältnisse, die meine Jugend mir genußreich und glücklich machten." — „Wenn Du erlittene Verluste nennst, Geliebter," rief Ottfried, „so bedenke, daß ich einen der größten betraure, Goethe's Verlust. Ich habe den wundersamen Mann in der Gruft zu Weimar verschwinden sehen und den Boden sich schließen über einer Welt; ach, es war auch meine Jugendwelt!" — „Wer hat in dieser schweren Zeit nicht Lieben begraben," seufzte der Baron; „der schaurige Sichelklang des Todes tönt noch in meinem Ohr." — „Ihr erinnert mich," rief der hinzutretende Pastor, „da Ihr von Begräbnissen sprecht; hat sich denn die seltsame Erscheinung im Schlosse noch nicht erklärt? wie ist es mit der Oeffnung

der alten Ahnengruft geblieben? — „Nichts ist geschehen," erwiderte der Intendant verdrüßlich; „ich kann zu keiner Untersuchung schreiten lassen, ehe die ausdrückliche Erlaubniß von den Obern dazu gekommen." — „Diese Verzögerung wird deinem August nicht lieb seyn," bemerkte Ottfried. — „Ach!" rief der Pastor, „ich wette, die wunderbare Geschichte löst sich höchst prosaisch auf; so vollblütige junge Herrn sehen öfters Gespenster; wo er nur heute so lange ausbleibt, er pflegt doch sonst nicht leicht von unsern Abendgesprächen sich auszuschließen." — Der Baron schlug vor, sich am Kamin niederzulassen, um noch ein halbes Stündchen in die Nacht hineinzuplaudern. Es wurde eine Schaale mit Punsch gebracht, und dieser Trank, den sonst Sophie kredenzt hatte, gab den drei einsamen Männern Gelegenheit, von ihr zu sprechen; es waren lange keine Nachrichten von ihr eingelaufen. „Sie ist mir immer herzlich lieb gewesen," sagte der Baron, „trotz dem, daß sie mir gleichsam unter den Händen zu etwas ganz Verkehrtem aufwuchs; die bestimmte sichere Meinungsfestigkeit erbte sie wohl von ihrem Großvater, indeß August mit seinem reichen geschmeidigen Sinn das Ebenbild seiner schönen Mutter ist."

Die Thür öffnete sich jezt und Martin, der Postbote aus der Residenz, trat herein; er lieferte die mitgebrachten Papiere ab und bat um

Entschuldigung, daß er sich so spät noch zeige, er habe noch Licht bemerkt und da sey es sein Wunsch gewesen, anzuzeigen, daß der junge Herr mit einer Frauensperson unterwegs sey und wahrscheinlich baldigst eintreffen werde.

„Was sind das für Geschichten," rief der Baron, „wer ist die Frauensperson?"

„Kann nicht dienen, Euer Gnaden," entgegnete mit schlauem Lächeln der Alte; „die Nacht ist finster und im Dunkeln pflegen alle Katzen grau zu seyn, nur soviel ließ die Laterne am Wagen bemerken, daß der junge Herr recht vergnügt an der Seite des besagten Frauenzimmers saß."

Man besprach sich noch über diesen Vorfall, als das Geraffel eines Wagens hörbar wurde; er hielt und indeß die drei Männer neugierig in das Schneegestöber hinaussahen, tönten Grüße hinauf, von bekannten Stimmen ausgesprochen; bald darauf eilten leichte Schritte die Treppe hinauf und eine junge Dame trat in's Gemach, die Ottfried und der Baron mit Herzlichkeit als ihre Nichte begrüßten. Man hatte die Landräthin, eine Schwester des Barons, nicht so früh erwartet und besonders durfte man nicht hoffen, daß Julie sie begleiten würde; um so lebhafter war die Freude, als nun wieder Frauen, und so liebenswürdige Frauen, das einsame Haus besuchten und der Herrschaft der drei unbeweibten alten und oft verdrüßlichen

Männer ein Ende machten. August zeigte sich geschäftig, seiner Cousine Alles nach dem Sinn zu machen; er pries sein Glück, welches ihm geworden, indem er auf seinem einsamen Gange den beiden Wagen begegnet und auch sogleich in einen derselben aufgenommen worden sey. Das Mißverständniß mit der fremden Frauensperson, nach Martins Aeußerung, loste sich jezt auf eine drollige Weise auf, und man war noch mit Fragen, Erörterungen und Begrüßungen beschäftigt, als der zweite Wagen vorfuhr, in dem die kranke Mutter der jungen Dame, in Gesellschaft ihres Arztes, sich befand. Jezt wurde ein reges Leben im Wohnhause bemerkbar; Diener mit Lichtern eilten die Stiegen hinauf und hinab, Thüren wurden geöffnet und unten, wo die Gemächer der Landräthin waren, hörte man lautes Gezänk der Kammerfrau mit dem Arzte und den Dienern; Koffer wurden geschleppt, Reisesäcke abgeladen, der Postillon blies auf seinem heißern Horn ein Abschiedsstückchen und in diesem Wirrwarr und Getöse fehlte wenig, daß der Baron, lange an tiefe Stille gewöhnt, nicht völlig den Kopf verlor. Unfried und der Pastor hatten sich zurückgezogen, um eine kleine Toilette zu machen; der Punsch wurde weggeräumt und alles Geräthe im Zimmer so viel wie möglich in Ordnung gesezt; allein es fand sich, daß so viel Anstalten vergeblich waren:

die Landräthin, eine hochbejahrte kränkliche Frau, war durch die Reise so angegriffen, daß ihr der Arzt jede Gemüthsaufregung verbot; sie durfte nicht einmal ihre Brüder vor sich lassen und mußte sich für die Nacht in ihre Gemächer zurückziehen.

Der Besuch auf dem Schlosse änderte nur in so fern Einiges im Leben seiner Bewohner, als durch denselben der geselligen Unterhaltung mehr Würze verliehen wurde. Julie kam mit ihrer Mutter gerade aus Paris; ihr lebhafter Geist hatte auf dieser Reise viel Neues und Interessantes kennen gelernt und besonders hatte sie ein aufmerksames Auge auf die schöne Tagesliteratur gerichtet, und da sie Kenntniß, Geschmack und Belesenheit besaß, so war sie den Fortschritten in diesem Fach nicht ohne Richtung und Nutzen nachgegangen. Der Krieg der Geister hat für ein schönes, in sich gesammtes Gemüth durchaus kein verwundendes, doch immer ein belehrendes Interesse; es prüft und vergleicht in der Stille, empfängt das Würdige und Ernste mit Liebe und weist das Rohe, Ungehörige geräuschlos von sich ab; so erblickt es auf dem Felde, worauf erhitzte und getrübte Gemüther Qual und Verwirrung sehen, nur Blumen, von denen es, einer Biene gleich

hin und wieder schwebend, Honig sammelt. Ottfried hatte Gelegenheit gehabt, schon frühe den Charakter seiner jungen Angehörigen zu durchschauen und sich zu nehmen; es fand sich jetzt, da nach den ersten unruhigen Tagen wiederum eine glückliche Stille eintrat, geheime Zeit, um über jene Erscheinungen des Tages, besonders was die schöne Literatur betraf, Bemerkungen und Ansichten auszutauschen und so den Rest des Winters behaglich hinzubringen.

Gewöhnlich lag der Tisch, an dem die kleine Gesellschaft sich des Abends versammelte, voll neuer Novellen und Poesien der Franzosen, wo denn Ottfried nicht geringe Mühe hatte, gegen diese Flut von grünen, rothen und blauen Grausamkeiten, wie er die zierlich gehefteten Neuigkeiten nannte, anzukämpfen; der Pastor und August nahmen öfters Theil am Gespräch, zuweilen mischte sich auch der Arzt, der ein Italiener und nicht ohne gefällige Bildung und Kenntniß war, mit hinein, seltner der Baron, der mit seiner Schwester im Nebenzimmer Familienangelegenheiten und alte Erinnerungen besprach.

»Gestehen Sie es nur,« rief Julie einmal bei Gelegenheit eines Streites ziemlich heftig, »gestehen Sie nur offen, daß Sie seit dem Tode Ihres großen Dichters durchaus keine Hoffnung mehr für die neue schöne Literatur hegen!«

„Ein solches Geständniß wäre eben so verletzig, als unbillig," entgegnete der Poet; „welche Zeitperiode wäre überhaupt so drohend und finster, daß sie durchaus keine Hoffnung zuließe? Doch muß ich gestehen, daß, wenn ich die Richtung, die der heutige Geschmack nimmt, beobachte, ich gegründete Besorgnisse hege."

„Die französischen Blätter," rief Julie, „behaupten, daß mit diesem letzten und bedeutendsten Dichter der Aristokratie, die Poesie ihrer Fesseln entledigt, einen freien großartigen Flug machen, sich zur edlen Verfechterin der Menschheit aufwerfen werde."

„Leere Worte," entgegnete der Poet verdrüßlich; „seit wann hat die Poesie denn wohl aufgehört, Sache der ganzen Menschheit zu seyn? Sie sehen hier, Theure, jenes eitle Volk, wie es von seiner schnell und eilig erbauten Marktbude verwirrt und schreiend herabpredigt, stets bemüht, die erste und entscheidende Stimme zu haben, ohne auf Wahrheit, Natur und Charakter besondere Rücksicht zu nehmen. Die Franzosen wenigstens sind es, die neuerdings den alten Streit über romantisch und klassisch wieder auf das Heftigste angeregt haben."

„Ich muß gestehen," bemerkte Julie, „daß mir die Gegensätze durchaus nicht klar geworden sind. Wenn ein Kunstwerk mich in allen Forderungen

befriedigt, kann es mir da nicht gleichgültig seyn, ob diese oder jene Schule es erschaffen, genug daß es schön ist und seine Bestimmung erfüllt?"

„Allerdings, dem ruhigen Beobachter, der sich frei dem Genuß hingibt, kann dies gleichgültig seyn; allein die Kritik auf ihrer jetzigen Höhe will überall klar sehen und einer Zeiterscheinung auf ihren Ursprung nachgehen. Es ist eigentlich immerdar ein Wechsel der Formen, in denen das Wesen sich verkörpert, besonders in der Poesie. Versuchen wir es, den Unterschied zwischen romantisch und klassisch zu erörtern. Es ist viel hin und hergestritten worden, und Lady Morgan hat in Ungewißheit und Zweifel endlich den Streit auf ihre Weise entschieden, indem sie uns versichert, die romantische Poesie sey nichts anders, als die Freiheit, Alles auszusprechen, was einem eben in den Mund komme. Wirklich scheinen sowohl politisch als poetisch die Bühnendichter und Publicisten diese liebenswürdige Entscheidung in Ausübung bringen zu wollen; andere haben einseitig diese oder jene Werke für klassisch oder romantisch erklärt, ohne sich viel um Gründe zu kümmern; noch andere wollten nur die eine als Poesie gelten lassen, die andere unbedingt verwerfend, und umgekehrt; gewiß ist's aber, daß bei diesem langwierigen und zum Theil nutzlosen Streit die Bühne sowohl als das Fach des

Romans mit wahren Ungeheuerlichkeiten, nach Göthe's Ausdruck, reichlich versehen wurde. Nach meiner Ansicht ist die Basis des Romantischen das Geheimnissvolle, die beiden Hauptstützen Volksglaube und Naturstudium, der Zweck ein allgemein menschliches Interesse."

Julie: „Erklären Sie mir dieses umständlicher."

„Lassen Sie uns vorher eine kleine Uebersicht einschalten. Das klassische Alterthum stellt uns lobenswerthe Muster auf; doch ging man von der Verehrung jener Geister auch auf die Form über, und bald zollte man dieser so unbedingten Beifall, daß man leider eines mit dem andern verwechselte. Dem Geist konnte man nicht gebieten, die Form aber nachbilden; man bildete sie nach, vergaß aber zu bedenken, daß sie, einer Schaale gleich, nur für eine bestimmte Frucht paßte und daß es thöricht war, erst die Schaale zu formen, um nach dieser die Frucht hineinzuschaffen, statt daß der lebendige Trieb jene nach dieser bildete. Neigte sich diese Erscheinung in Frankreich schon zur Verirrung, so wurde sie in Deutschland, wo sie sich mit dem herrschenden Geiste durchaus nicht vertragen konnte, vollends zur Grimasse, wie Gottsched und seine Schule es zeigt. Diesen Leuten gelang es, den ganzen weitläufigen Apparat der todten Formen

herüber zu schaffen; sie arbeiteten jetzt ärger, wie die mittelalterlichen Künstler, nach ihrem Leisten, und einigen großen Geistern gelang es auch wirklich, einiges Leben dem todten Gebilde einzuhauchen. Doch vor dem gesunden Athem des Lebendigen konnte dieses Machwerk keinen Bestand haben; man fing an zu ahnen, daß man sich in der Grundlage versehen habe, und sah sich in der Stille nach einer andern, haltbarern um. Das Gerüste der Allegorie mit seinen hängenden, flatternden Perücken, seinen philosophirenden Amoretten und langweiligen personificirten Tugenden erst durch Rousseau den ersten Stoß; man schien jetzt inne zu werden, daß es auch eine Natur gab; in Deutschland traten Geister hervor, die der Naturwissenschaft mächtige Erwerbnisse sicherten; mit dem Naturstudium fiel man auf die verwandte Idee, dem Volksleben, dem Volksglauben Aufmerksamkeit zu schenken: und siehe da, die neue Saule stieg in wunderbarer Schönheit aus dem Schaum des bewegten Meeres. Schnell brach jetzt das Gebäude der Rhetorik zusammen; an die Stelle der nackten Idee trat sinnliche Anschauung, an die Stelle der Reflexion Glaube, statt kalter Satire zeigte sich der geheimnißvolle Humor, und wo sich die Kunst früher auf leeres Ceremoniel der Schule gestützt hatte, lehnte sie jetzt auf das Studium der Natur. Doch, hatte man

jezt auch die beiden Wege gefunden, die zum Tempel führten, Naturſtudium und Volksglauben, ſo blieb der Tempel ſelbſt doch unſichtbar und mußte es ſeinem Weſen nach bleiben, denn er verſchloß das Allerheiligſte, zu dem kein Geſchaffener Zutritt haben ſollte, dem ſich die Poeſie nur auf dem Wege geiſtigen Schauens, der Ahnung und des Glaubens nähern durfte. Und hier zeigt ſich auch der trennende Unterſchied der alten Welt von der neuen, des Heidenthums von dem chriſtlichen Glauben. — Dieſer, als auf einem Geheimniß beruhend, iſt recht eigentlich der Schöpfer der romantiſchen Poeſie, jenes iſt mit der Welt und deren Erſcheinung abgeſchloſſen; dieſes baut von der Erſcheinung, als dem Sichtbaren, in's Unſichtbare, Unendliche hinaus. Kaum hatte ſich der neue Zeitgedanke gefeſtigt, ſo traten Geiſter auf, die nun jene anerkannten Grundſätze in's Leben führten und der alten Schule den offenen Kampf boten. Deutſchland, und vor Allen unſer großer Dichter, ſind hier wiederum vorausgegangen; Göthe ſtellte das Studium der Natur als das Eine, was Noth thut auf, und andere Geiſter wieſen auf das durch die Natur ſich verkündende Myſterium des Glaubens; die beiden Schlegel befeſtigten von allen Seiten den ſchönen Bau, in den eine tiefe bedeutſame Vorwelt wie durch helle Kirchenſcheiben hineinlächelte.

Weil jedoch etwas Geheimnißvolles, Unerforschliches gesucht werden sollte, so konnte es nicht an zahllosen Irrthümern fehlen; doch war ein völliges Irregehen mehr möglich, seitdem die beiden zum Ziele führenden Wege so scharf bezeichnet waren. Vor allen Dingen ging man jetzt daran, in Bildwerk, Schrift und Denkmal dem Volksglauben und Volksleben nachzugehen. Lessing hatte schon auf Shakspeare's Schauben aufmerksam gemacht, die englischen Humoristen, so selten verstanden und gewürdigt, kamen jetzt mit ihrem ganzen Anhang herüber; man erweckte zu gleicher Zeit die kräftigen alten Deutschen und die zarten süßlichen Provençalen. Eine Masse von Schriftstellern theilte sich gleichsam in die reiche Arbeit: Novalis tritt im reinsten Lichte hervor, unermüdlich weist er auf das Geheimniß hin, dem er sich in unbedingtem schönen Glauben nähert; Klopstock, der unsterbliche Skald läßt das Mysterium ahnen, indem er die irdische Liebe schildert; an ihn schließt sich Fouqué an, doch wird er später wenig mehr als romantischer Dekorationsmaler, bis dann Hoffmann das Mysteriöse sogar in's Curiöse und Phantastische hinabzieht; sie alle aber vereint gleichsam in sich der Dichter der Genovefa. Einzelne Geister gingen bei diesem Streit unter, wie: Klinger, Lenz. Schiller, Herder und Jean Paul suchten beide Parteien zu vermitteln, indem sie sich wieder

der Herrschaft der Idee näherten; doch sie verloren an Klarheit, ohne an Schönheit zu gewinnen."

„Mir ist," unterbrach der Pastor hier die Rede, „als wäre jedes zerrissene, mit sich in Zwiespalt lebende Gemüth schon von vorn herein romantisch zu nennen."

„Das ist es auch," rief Ottfried, „in so fern im Zerrissenseyn schon der Keim religiöser Bildung verborgen liegt, der entweder im Glauben sich emporddrängt, oder in finsterer Verneinung untergeht; beide Richtungen sehen wir bei den romantischen Dichtern durchgeführt."

Julie bemerkte: „Wenden wir diesen Begriff des Romantischen auf den Geist der verschiedenen Nationen an, so möchte ich wissen, welcher Sie das tiefste Eindringen, die reichste Ausbeute zugestehen; unbedingt der Deutschen?"

„Es scheint, daß der Charakter dieses Volks sich besonders dahin neigt. Die Engländer schliessen sich ihnen an; grade entgegen diesen Einflüssen möchte aber wohl der Genius der französischen Bildung seyn."

„Wie? bemerkten Sie nicht früher, daß gerade die schönsten Muster des Romantischen aus Frankreich zu uns gekommen?"

„Freilich, wohl, doch das war das Frankreich im zehnten, elften, zwölften Jahrhundert. Der Geist des neuen Frankreichs ist ein rein

hüterischer; er hatte in der schönen Literatur seine Blüthenepoche, die Epoche seines wahren Triumphs, unter den großen Dramatikern, unter Corneille, Racine, Voltaire. Von den großen Vorbildern der Philosophie ausgehend, ließen sich die Geister zu den Gesängen dahinreißen, die allein durch die Schule glänzen wollten und denen die Form, wo nicht Alles, doch sehr Viel galt. Jene Dichtungen behalten immerdar ihre Würde und ihr Verdienst; doch muß man von ihnen nicht mehr fordern, als was sie geben können. Sie sind zum Theil witzige, zum Theil scharfsinnige und tiefe Erörterungen philosophischer Ideen; nicht in dem Boden der Natur, des Volksglaubens und Volkslebens wurzeln diese Pflanzen, sondern lediglich im Boden der Etikette, des Hofs; sie sind daher eben so wenig romantische Erscheinungen, als daß man sie zu denen rechnen könnte, welche man zum Gegensatz klassisch nennt; denn obwohl sie die äußern Formen des Alterthums annahmen und ausbildeten, so blieb ihnen doch das eigentliche Wesen altgriechischer und römischer Dichtung eben so fremd als es der Geist der Romantiker ihnen war und sein wird. Anders steht es mit jenen frühen Gesängen, welche uns noch aus ferner Zeit so lieblich herübergrüßen. Diese sind Blumen gleich, die, im gesundesten Boden wurzelnd, in bunter glänzender Farbenpracht, süß im Kelche

den Honigthau wahrend, in den Himmel der Andacht, Minne und Ehre emporblühen. Vergleichen Sie mit diesen süßen Gebilden jene Erzeugnisse, die die heutige französische Schule romantisch nennt, beben Sie da nicht wie vor einem Gespenste zurück? Wo ist da Hindeutung auf ein tiefliegendes Geheimniß, dem man auf dem Wege inniger Naturliebe und Forschung sich nähern soll, wo der frische Farbenton, die tiefe Bedeutsamkeit, die Hindeutung auf höhere Befriedigung, welche besonders da mildernd eintreten soll, wo das Grausen, das tiefste Entsetzen hervorgerufen wird?"

„Sie meinen also," fragte der Pastor, „daß die Franzosen gut thäten, zu ihrem Racine und Voltaire zurückzukehren?"

„Ich sehe," fuhr der Dichter fort, „nur in dieser Rückkehr Heil; denn der Geist ihrer poetischen Bildung kann nun einmal ohne strenge Schule und Rhetorik nicht bestehen. Die Wiedererweckung der alten deutschen, englischen, französischen und italienischen Muster drang auch zu ihnen, im Verein mit den politischen Reformen glaubten sie auch die literarischen über sich nehmen zu können; es schien ihnen ein Leichtes, sich auch hier mit dem Besten zu versehen, und ihre Nationaleitelkeit spiegelte ihnen vor, daß es nur nöthig sey, zu wollen, um es schon zu sein; ja daß es nur eines Anfangs bedürfe, um gleich wie in andern

Dingen dem erstaunten Europa zurufen zu können: seht, wir sind auch hierin Meister! Allein sie bedachten nicht, daß es hier auf nichts Geringeres ankam, als eine gänzliche Umwandlung des innern Menschen, auf eine gänzliche Verläugnung ihrer Natur. Es war wohl leicht, dem alten Perückenmann die Perücke, den Atlasstrack und den Galanteriedegen abzureissen; allein, wie sie nun diese Puppe mit dem wunderlichen Putz verblichener Jahrhunderte putzten, so zeigte es sich, daß es immer noch der alte Perückenmann blieb, und daß er seine starren, in vorgeschriebene Hofstellungen eingezwängten Glieder nicht zu den romantischen Sprüngen lebendig machen konnte. Man wollte eine ehrfurchtgebietende tiefgeheimnißvolle Gestalt geben und gab eine Vogelscheuche. Erst wenn die Franzosen sich entschlössen, von ihrer Eitelkeit niederzusteigen, wenn sie sich entschlössen, von vorne herein wieder in die Schule zu gehen bei ihren Nachbarn, wenn sie vor allen Dingen die deutsche tiefeingehende Naturphilosophie mit dem deutschen Ernst, deutscher Bedeutsamkeit aufnähmen, so könnte etwas geschehen, doch heißt dieses nicht eben soviel als fordern, sie sollten aufhören Franzosen zu seyn?"

„Aber die Novellen von Balsac, Janin, die schaudervollen hinreißenden Bilder Eugene Sue's, die Dramen Victor Hugo's!" rief Julie.

„Auf dem Wege bloß historischer Auffassung ist in der Poesie noch nichts geschehen. Die Geschichte liefert uns zahllose Beispiele von Gräuelscenen, Blut, Mord, Gift, Dolch, Einkerkerung, scheußliche Verbrechen aller Art stehen in ihren Jahrbüchern verzeichnet; der Historiker hat nichts weiter zu thun, als sie mit ihrem Anhange von Ursache und Wirkung klar vor's Auge zu stellen, der Philosoph wird an diesen Beispielen sein System zu ergänzen und zu vollenden suchen, der Dichter jedoch soll etwas ganz anders; wir fordern von ihm den tiefen Blick in das Geheimniß des Daseyns der Erscheinung. Hinter dem bunten Schleier alles Lebendigen steht ewig die riesenhafte Isisgestalt, und der Poet ist ihr Priester."

Julie: „Wo ich nicht irre, so nannten Sie ebenfalls als etwas Bezeichnendes für die romantische Poesie, das allgemeine Interesse, das sie einflößen soll."

Otfried: „Nicht so wohl ein allgemeines, als ein allgemein menschliches, und hier kommen wir auf den Anfang unsers Gesprächs zurück. Auch hier zeigt es sich, daß die Franzosen nicht zu Romantikern geboren sind, indem sie immerdar in ihre Poesieen mehr oder weniger das gerade herrschende Interesse der Zeit aufgenommen haben. Anfangs zeigte sich ihre Muse als Sklavin des Hofs, jezt zeigt sie sich schlimmer als eine Magd

politischer Parteien, und wie hätte auch anders unser grösster Dichter jene arge erniedrigende, ja oft völlig grundlose Beurtheilung erfahren, wenn man sich nicht vereinigt hätte, in ihm nichts anderes sehen zu wollen, als eine politische Figur?«

Der Rest des Winters war verschwunden, mit dem Frühling liessen sich auch zugleich Gäste anmelden; der junge Fürst mit seiner Gemahlin kam auf's Schloß; im Gefolge dieser Herrschaften zeigte sich auch eine Anzahl Tänzer und Schauspieler, die sich sofort der kleinen Bühne im unbewohnten Theile des Schlosses bemächtigten, um einige Vorstellungen zu geben. August begrüßte diese bunten und lustigen Leute mit herzlicher Freude; er hatte sich auch hier bald seine Bekannte herausgefunden und sich besonders mit dem jungen Direktor Müller manche Stunde in der Umgegend und auf der Jagd herum. Eine noch größere Freude stand ihm bevor, als eines Tages Eduard auf dem Schlosse anlangte und den Intendanten, Ottfried, den Pastor und Julien nicht wenig überraschte. Die Freunde fanden ihn zu seinem Vortheil verändert; sein Bild war heiter, hatte Sicherheit und Klarheit, eine gesunde Röthe färbte seine Wangen, und nur in dem mehr stillen, ernsten Wesen bemerkte man den Flug der

Jahre und die Spuren ſo manchen betrübenden Ereigniſſes. Ottfried ſchloß ihn in ſeine Arme, indem er ausrief: „So iſt uns denn der Geliebte als Mann wieder gegeben, den wir als Jüngling verloren! Ach Verehrter, welches geheimnißvolle Ding iſt es um unſer Herz; es iſt zugleich Wiege und Sarg der ewig wechſelnden Gefühle und Erfahrungen.“ Als Eduard nach ſeinem Zimmer fragte, erfuhr er, daß Julie es bewohne: „Sie dürfen nicht hinauf,“ rief ſie mit lächelndem Ernſte, „es ſoll Sie Nichts an das Vergangene mahnen.“ Er erkannte dankbar dieſe Schonung und ſprach von dem Plan einer Reiſe, zu der er Ottfried und den Baron ebenfalls aufforderte. Dieſe konnten nicht geradehin zuſagen. Es wurden die verſchiedenartigſten Entwürfe beſprochen und unter durcheinander kreuzenden Fragen und Antworten verſtrich eine geraume Zeit, ehe man ſich wieder daran gewöhnen konnte, dem ruhigen Fortſchreiten des Alltagslebens ſich wieder anzuſchließen. Der erwachende Frühling erhöhte die Genüſſe der kleinen Geſellſchaft, die durchaus zufrieden geweſen wäre, wenn nicht die zunehmenden Geſchäfte des Barons und die geſteigerte Kränklichkeit der Landräthin den Frohſinn getrübt hätten. Dazu kam der Umſtand, daß dem Intendanten das Weſen und Betragen des jungen Fürſten entſchieden mißfiel, und er es nicht laſſen konnte, im Kreiſe ſeiner

Familien sich in bittern Tadel hierüber auszulassen. „Man sehe," rief er, „die heutigen Fürsten; sollte man nicht glauben, sie wollten stündlich immer neu ihre Krone sich erbitten, so viele Kratzfüße, so viele Händedrücke, so viele für einen Fürsten ganz anständige Gunstbezeugungen verschwenden sie der Menge, die es ihnen nicht einmal dankt; und nachher beklagen sich die erlauchten Herrn, wenn es um ihr Ansehen geschehen ist. Kommt's mir doch vor, als wenn der Vater ein Bäckchen anzöge, das Steckenpferd zwischen die Beine nähme, um den lieben unartigen Bübchen auch den lezten Willen zu thun, damit sie ihn nur nicht in's Gesicht schlagen." Der Pastor stimmte dieser Ansicht bei, und August rief: „Wo ist nun unser Journalist, damit er wieder mit seiner glorreichen Rednergabe uns alle auf's Haupt schlage." Eduard erkundigte sich nach Sophien, Ottfried fragte nach dem Abt und Massiello und erfuhr, daß sie sich eine Zeit lang in Rom aufgehalten von dort aber spurlos verloren hätten.

Im Schloß beschäftigte man sich, ein Drama zur Darstellung zu bringen, nur war man über die Wahl des Stücks noch nicht einig. Ottfried und Eduard hatten sich mit Absicht fern gehalten, als aber wiederhohlte Aufforderungen ergingen, ließ sich der leztere willig finden, dem Direktor der Truppe einige gute Bühnenstücke zu nennen;

seine Wahl fiel auf Kleistens Käthchen von Heilbronn. „Ich muß im Vertrauen sagen," bemerkte Müller, „und zu unserer Freude, daß die königliche Hoheit, unsre gnädigste Frau, die Vehmgerichte, Burgverließe und die sonstigen gefährlichen Spelunken ganz besonders liebt, und Mord, Gift, Dolch darf nicht gespart werden; ebenso unser Gnädigster, so mild und leutselig er im Leben ist, so arg mag er in der Kunst wüthen; meine Frau hat darum die Kosten nicht gescheut, sich aus Paris einen neuerfundenen Kunstbusen bringen zu lassen, mit dem sie die Lucretia Borgia spielte und der beim Moment des Dolchstoßes einen wahrhaft fürchterlichen Effekt auf's Parterre hervorbrachte." Eduard erkundigte sich nach der Schauspielerin, die das Käthchen darstellen wollte, und ein junges blühendes Mädchen trat hervor, die Müller als seine Nichte vorstellte. „Ich selbst," setzte der spaßhafte Mann hinzu, „gebe den alten wunderlichen Waffenschmied, und nach der neuern Ansicht dieser Rolle, mische ich sogar Humor in die schwerleibige Ernsthaftigkeit dieses Gesellen; den Grafen von Strahl macht dort der erste Liebhaber, Herr Eginhard." Es zeigte sich ein blonder, blasser, junger Mann, der eine linkische Verbeugung machte, und bald wieder verschwand. Eduard war nicht sonderlich mit dem Personal zufrieden; doch konnte hier nichts mehr geändert werden,

man mußte sich zur Aufführung entschließen; es wurden Proben angeordnet, und Ottfried ließ es sich nicht nehmen, da es sein Lieblingsdrama galt, thätig einzuwirken, um so viel als möglich etwas Ganzes und Geordnetes zu geben. August fand seine Freude daran, die bewegten Gruppen zu umschwärmen; er besaß, wenn er auch seinem innern Wesen nach nicht poetisch war, doch die Gabe, sich im Leben Verhältnisse herauszufinden und anzueignen, welche eine poetische Beziehung oder Erinnerung in ihm verriefen; so wußte er sich im Umgange mit den Schauspielern nicht wenig damit, daß jezt seine Lage der des geistreichen Wilhelm Meister ähnle, ja er schwazte Sabinen, so hieß das junge Mädchen, welches das Käthchen machen sollte, so viel über jenen Roman vor, daß sie sich endlich entschloß, ihn zu lesen, und zwar in ihren Musestunden mit dem Jüngling zusammen zu lesen, wodurch denn manche kleine Vertraulichkeit herbeigeführt wurde. Nicht selten kam zu diesen Bildungs- und Unterhaltungsstunden auch Sabinens Verwandte, eine kleine muthwillige Tänzerin, Namens Rosa, hinzu, die gewöhnlich eine alte Ehrenwächterin, welche auf der Bühne die Kaiserinnen und Hexen spielte, mit sich brachte.

Indeß die Anstalten zur Darstellung getroffen wurden, stritten sich Ottfried, Julie und

Eduard über manche Eigenheiten des Kleiſtiſchen Meiſterwerks. „Ich glaube,“ rief Julie eifrig, „daß für eine Schauſpielerin, die nur irgend im Stande iſt, über ihren Beruf nachzudenken, es keine ſchwierigere Aufgabe gibt, als die Rolle des Käthchens. Wie wunderbar, geheimnißvoll und unergründlich iſt dieſe Liebe? Kann ſie wirklich im Leben dargeſtellt werden und ruht ſie nicht als eine ſchöne Fiktion bloß in der Seele des Dichters? Ich muß geſtehen, noch nie hat mich eine Darſtellung befriedigt und immer wurde mir entweder eine Grimaſſe vorgeführt, oder es trat im bloßen Abbild das ſogenannte edle Mädchen unſerer Bühne wieder auf.“ — „Ich kann mich,“ bemerkte Eduard, „hier nicht enthalten, eines gehäſſigen Gefühls zu erwähnen, das mich damals, als ich viel über die Einheit der Kunſt und des Lebens nachdachte, ſtets ergriff, wenn ich dem Spiel auf einer Privatbühne zuſah. Es iſt nicht auszuſprechen, welch ein ungeheurer Seelenſchaden jungen aufblühenden Mädchen aus dem Umſtand erwächſt, daß man ſie zwingt, das ſüßeſte Geheimniß und zugleich das zarteſte eines jungfräulichen Buſens, das Geheimniß der Liebe, vor fremden Augen heraufzubeſchwören. Was ſoll Amor mit einer Pſyche, die er nicht mehr entſchleiern darf, die ſich ſelbſt frech entſchleiert, um ihn heranzulocken, allein ihn grade dadurch auf immer vertreibt.

Wahrhaft feinfühlende Jünglinge sehen nie gerne eine vollendete Künstlerin auf der Privatbühne, denn sie denken immer an den Bedaurungswürdigen aus ihrer Mitte, dem einmal, wenn er die Gefeierte heimführt in die stille dämmernde Loge der Brautkammer, auch nur die kümmerlichen Reste eines durch Bühnenkünste verwüsteten Herzens gebeten werden, anstatt das schamhafte Zucken einer durch ihren doppelten Schleier erröthenden Psyche, die zum erstenmal ein überwältigendes Geheimniß ahnet."

„Gleichwohl," rief Otfried, „muß hier die Kunst der Natur unmittelbar nachgehen; dies ist um so mehr nöthig, da uns hier kein stereotyper Bühnen-Charakter geboten wird, sondern eine neue, aus dem innern Leben eines tiefen Dichtergeistes hervorgegangene, Schöpfung. Je mehr Käthchens ganze Erscheinung, ich möchte sagen in's Traumleben hinüber spielt, desto schwieriger wird es der Künstlerin, sie plastisch wirklich hinzustellen. Die herrschende Auffassung dieses Charakters ist, trotz den Einreden, die einer unserer größten Dichter gethan, immerdar so grob-materiell, daß man im Käthchen wenig mehr, als ein sinnliches, verliebtes, das Zartgefühl beleidigendes Mädchen sieht; der wunderbare Traum in der Sylvesternacht erscheint nichtig, die Erscheinung des Engels wird fortgelassen und so sinkt der ganze

mächtige Zauber des Geheimnißvollen, welcher dieſes Schauſpiel recht eigentlich zu einem Kleinod der romantiſchen Poeſie macht, zu einer völlig bedeutungsloſen Zugabe herab.“

„Ich kann überhaupt,“ nahm Eduard das Wort, „dieſem Stück keinen ſo bedingten Werth beilegen; viel Verfehltes, jugendlich Ueberſpanntes drängt ſich beim erſten Blick auf; alle Perſonen des Dramas haben nur ein traumhaftes, ängſtliches Leben, keine bewegt ſich natürlich und ungezwungen. Die Bühne verlangt geſundes kräftiges Leben, und ſie hat vollkommen Recht, wenn ſie das Heer der Ahnungen, Geſichte, Geſpenſter und phantaſtiſchen Träume von ſich weiſet, woran die romantiſchen Dichter ſo reich ſind.“

„Freilich,“ erwiderte Ottfried, „erſcheint den meiſten Bühnendirektoren die Poeſie ſelbſt als ein Geſpenſt, welches zu bannen ſie ſich auf alle mögliche Weiſe angelegen ſeyn laſſen, und das Ueble iſt, daß es Dichter gibt, die ihnen hierin trefflich in die Hände arbeiten.“

„Geſtehen Sie,“ rief Eduard ernſtlicher, „daß unſre Bühnen entſchieden im Verfall ſind, ſeitdem die romantiſche Schule ſich ihrer bemächtigt hat.“

„Ich geb' es zu, ſeitdem die falſche romantiſche Schule Herrſchaft gewonnen; doch iſt Shakſpeare, ſind die alten Spanier keine Romantiker?“ — „Ich habe über dieſe Leute,“ rief

Eduard, „meine eignen Ansichten, die hier auseinanderzusetzen uns zu weit führen würden. Geben Sie mir nur zu, um bei der Tragödie Ihres Kleist zu bleiben, daß weder die unwahrscheinliche traumhafte Liebe des Käthchens, noch die tiefsinnige prahlerische Erscheinung des Grafen wirklich sind, eben so wenig wirklich, als das Edelfräulein Kunigunde, welche in ihrem rothen schleppenden Ballmantel mir vorkommt, gleich einem alten Bilde zur Zeit Wohlgemuths, so gänzlich ohne Perspektive und Haltung. Ich möchte behaupten, daß alle Gestalten in dem Gedicht nur verkörperte poetische Träume sind, mit den grellen Farben des Traums bekleidet, zugleich aber auch mit seiner materiellen groben Unwahrscheinlichkeit.“

„Freilich wohl,“ rief Otfried, „der kalten engherzigen Kritik wird jedes Werk innerer Begeisterung nicht viel mehr, als das Werk eines schönen Traums seyn.“ Eduard merkte, daß der Poet in Vertheidigung seiner Freunde warm wurde, er brach daher das Gespräch ab und setzte nur noch die Worte hinzu: „So viel ich das Wesen dieser neuen Propheten in der Kunst begreife, so glaube ich, daß sie der streng religiösen Ansicht, aus der sie ihr eigentliches Leben zieht, auch in dem Umstande folgt, daß sie überall unbedingten blinden Glauben fordert. Die Welt, die sie erschafft, entsteigt der Inspiration; ein romantischer

Dichter erklärt sich von vornherein als einen auf geheimnißvolle Weise Begeisterten; er will mit Absicht nichts von Regel, Schule, Charakterstudium wissen, er lacht über diese Anforderungen, als elende Erbärmlichkeit; er, für seine Person, er sieht alle seine Gestalten, sie stehen vor ihm, gut oder übel gruppirt, er sorgt nicht, grübelt nicht, er zeichnet sie so hin, und wenn man ihm mit der Frage kommt: warum er sie so und nicht anders hingestellt, dann ruft er uns lächelnd zu: das ist grade das Geheimniß — das ist grade recht aus der Natur geschöpft, hierin beruht der allertiefste Zusammenhang."

„Ist die Wurzel alles Streites in der Kunst nicht immerdar gewesen, der Gegensatz zwischen Genie und Schule?" rief Ottfried. Julie, die sich entfernt hatte und jezt wieder eintrat, fragte, ob man im Schauspiel auch den Engel bestehen lasse, der das Käthchen aus dem brennenden Hause rettet. „Gewiß," antwortete der Dichter, „der Cherub ist mir so lieb, daß ich ihn um keinen Preis hinter den Coulissen lassen möchte; er ist mir immer erschienen wie der Engel der Verkündigung in den wunderschönen kleinen Passionsbildern von unserm Dürer."

Der Baron kam, die Gesellschaft zum Spaziergange abzuholen Die Landräthin, auf ihre beiden Söhne gestüzt, stieg die Treppe herab; man

ging einige kühle Plätze im Garten durch. Eduard führte Julien am Arm. Die würzige Frische eines schönen Sommerabends lag auf der Gegend; ein schnell vorübergerauschter Regen hatte Alles glänzender gefärbt und frisch getränkt, ein leicht angeschwemmtes Gewölk zog sich im Westen nieder, darum herum und dasselbe durchspielend leuchteten die lebendigsten Farben, doch dauerte es nicht lange, so tränkte der niedersinkende Sonnenball Alles in blutigen Purpur, der breite vorlagernde Wolkenschatten selbst sättigte sich mit dem wärmsten Roth, bis er, immer blasser werdend, endlich aus seinem Schooße die lezten abschiednehmenden Strahlen fernhin über die prächtige Kuppel hinfliegen ließ.

Es war schon ganz finster, als August sich in den Flügel des Schlosses schlich, in dem die Schauspieler wohnten. Müller hatte ihn zu einem kleinen Trinkgelage eingeladen und dabie versprochen, daß man sich auf Sabinens Stube versammeln sollte; als er nun anklopfte, fand er die ganze kleine Gesellschaft schon beisammen, doch was ihn wunderte, auch den Arzt der Landräthin, und der schien der kleinen Rosa vorzüglich den Hof zu machen. Der Fürst hatte freien Wein und sogar Speisen schicken lassen. Man fing damit an, zu essen und zu trinken, oder eigentlich man that nichts anderes. Müller brachte auf seine

Weiſe Betrachtungen über's Theater vor und rief endlich, zu Auguſt gewendet: „Ihr müßt es mir nicht übel nehmen, es auch nicht weiter ſagen, aber das Stück, das wir Morgen geben ſollen, iſt doch, Gott ſey bei uns, ein ganz miſerables Machwerk; ich weiß immer nicht, wie ich mich benehmen ſoll; und dann das Mädel! — iſt die Arme verliebt, nun meinethalben, es iſt nicht das erſte Mal, aber wozu dann der verwünſchte Fliederbaum, die henkersmäßige Plage? — Glaubt Ihr, daß kluge Leute ſich dadurch täuſchen laſſen? Ach, ich verſichre Euch, es gibt keinen ehrlichen Lampenputzer, welcher der Dirne nicht gleich an ſieht, wo ſie hinauswill und daß ſie auf die Prinzeſſinnenſchaft losgeht. Du liebe Zeit, als ich mich noch den erſten Schüler des großen Iffland nannte und durchaus nichts als Hofräthe ſpielte, da gab es ſo feine Intriguen, ſo feine ſag' ich Euch, daß kein Gott am Anfang des Stückes errathen konnte, wer von den Perſonen im Drama die andre um Ehre, Titel, Frau, oder nur um baares Geld beſtehlen würde; wir ſelbſt oft, die wir die Rolle in der Hand hatten und recht gut wußten, daß wir ein paar Stunden ſpäter eine goldne Doſe fehlen würden, wir ſelbſt glaubten nicht daran, ſo herzhaft moraliſch kamen wir uns vor, und doch geſchah es und zwar wurden wir nicht überrumpelt, nein, ganz folgerecht, auf ganz

rechtlichem Wege, den Gesetzen der Kunst durchaus gemäß, gelangten wir auf den Pranger, oder in's Gefängniß. Das heiß ich doch noch Stücke schreiben, wo Kunst, Schule darinnen herrscht; in jenen confusen Tragödieen aber steckt das Unglück eigentlich in der Luft: wer es im Einathmen auffchnappt, der ist des Teufels und kommt sogleich um, ohne daß viel wie und warum gefragt wird. Die Helden sind wie schwache Dirnen, wenn ihre Stunde kommt, so müssen sie sterben und sollten sie noch so tugendhaft seyn. Was mich am meisten ärgert, ist, daß die desperaten Leute noch auf ihre lezten Tage so spaßhaft werden, und doch darf über den so elenden Witz, den die arme Kreatur in der Herzensangst ausstößt, bei Leibe nicht gelacht werden: so ging es mir einmal, als ich den König Lear spielte, — in aller Gutmüthigkeit trug ich dem Publikum, das ich recht herzlich gelangweilt hatte, zulezt munter und leicht die guten Witze des wahnsinnigen Mannes vor, und hatte die Freude, das ganze Parterre auf das Heiterste lachen zu hören; allein es bekam mir schlecht; man bewies mir, daß ich das Stück verdürbe, daß ich keinen Sinn für die Ironie hätte, und endlich, daß ich lieber Strümpfe wirken, als den gefeierten Shakspeare darstellen sollte. Meiner Frau ging es nicht besser, als sie in ihrer Einfalt die dummen Liederchen,

welche in Ophelien's Rolle ſtehen, wirklich ab-ſang."

„Nichts vom Theater, nichts von der Kunſt!" ſchrie Auguſt. „Sie ſind jezt nicht auf der Bühne, ſondern in guter Geſellſchaft. Da, nehmen Sie ein Glas Wein und laſſen Sie uns auf die Geſundheit unſerer Damen trinken!" — „Wie Sie gut unterſcheiden," rief Müller, „daß Sie Bühne und gute Geſellſchaft in Gegenſatz bringen! Wirklich, nirgends trifft man ſo ſchlechte Geſellſchaft als auf der Bühne. Manche Dichter thun ihr Möglichſtes, ſchlechte Geſellſchaft auf die Bühne zu bringen, und wie ſoll man ſich dann noch bei uns wundern, wenn ſchlechte Geſellſchaft gute Sitten verdirbt." Er nahm ein Glas und erwiederte die Geſundheiten. Auguſt fand Mittel, ſich mit den beiden Mädchen und der Ehrenwächterin fortzuſchleichen. Sie gingen auf Roſa's Zimmer, und die kleine Tänzerin lieſt ſich's angelegen ſeyn, die Unordnung, welche darin herrſchte, ſo ſchnell als möglich zu bannen. Geſchwind raffte ſie die Reſte von Flor, Band, ſeidenen Strümpfen und Tricots zuſammen, machte ein Plätzchen auf dem Kanapee frei und ſetzte ſich mit ihrer Freundin darauf. Auguſt bat ſie, etwas zu tanzen und zeigte auf die Bilder an den Wänden, auf denen einzelne ſchwierige Balletſtellungen hingemalt waren. Die Kleine rühmte ihre Kunſt jezt vor allen

andern Künsten. „Glauben Sie nicht,“ rief sie äusserst lebhaft, „daß man mich gezwungen hat; mein eigener freier Wille war es, der mich zu diesem Berufe trieb. Mein Vater war Prediger, ein frommer ernster Mann, dem meine Kunst ein Gräuel war; ich weiß, daß er einmal eine lange Predigt hielt und dagegen warnte. Zum Glück habe ich ihm nicht den Kummer gemacht, mich zu denen zu zählen, die er so bitter tadelte; denn als sich mein Lebensplan entschied, und ich in der nächsten Stadt unter vielen Lichtern und Zuschauern auf der Bühne mich zeigte, lag er schon längst auf dem dunkeln Kirchhof unter flüsternden Lindenschatten. Ich denke auch, er wird es mir oben nicht übel nehmen; wir können nicht Alle zu demselben Geschäfte aufwachsen — er war bestimmt, der Gemeinde alle Sonntage herzliche Langeweile zu machen, ich an demselben Tage, jedoch am Abend, sie zu ergötzen; er hat in Kummer und Amtsschweiß sein mühsames Brod erworben, mir beschert ein einziger Abend oft so viel, daß ich mit Freuden einiges in die Armenbüchse liefere.“ August fand diese Aeußerungen so liebenswürdig, daß er die kleine Sprecherin umfaßte und küßte. „Ei, ei!“ rief die Ehrenwächterin, die unterdeß einen langen Strumpf hervorgezogen, an dem sie strickte; „daß ich nur dergleichen nicht wieder sehe!“ „Warum

nicht, Mütterchen!“ entgegnete der ausgelassene Knabe; „ist dir etwa ein Kuß in deinem langen Leben noch nicht vorgekommen?“ Die Alte seufzte und murrte vor sich hin von später Zeit und Schlafengehen. Rosa war fortgegangen, und nach einer Weile hüpfte sie herein in einem niedlichen Balletkostüm, ein dunkelrothes Baret mit mit einer langen biegsamen weißen Feder auf dem schwarzen Lockenkopf; sie begrüßte die Gruppe auf dem Sopha mit einem muthwilligen Entrechat, wirbelte sich ein paar mal auf einem Beine herum und blieb endlich lächelnd stehen, indem sie über August's und Sabinen's Kopf einen Lorbeerkranz hielt. Die Alte war wirklich eingeschlafen und die Tänzerin wandte sich mit unterdrücktem Lachen zu ihr. „Man sehe,“ rief sie, „diese ehrwürdige Mutter, dieses unter der Krone ergraute Haupt, ob sie sich wohl das geringste daraus macht, am Abend ihres Lebens Strümpfe zu stricken? — O diese liebenswürdige Popularität, Muster einer Fürstin, einer Volksfreundin! Wo ist die Hoheit ihres Standes? wo sieht man da die geborne Fürstin? — Schöner Engel, schlummre sanft! ach, dein Daseyn war nicht ohne Kummer, der geringste war, daß du deine Rolle nie wußtest, so wie du sie auch jezt eben gänzlich vergessen hast. Wenn ich nun nicht da wäre, wo bliebe da der Schutz, den jene unbefangenen

jungen Leute so nöthig haben.“ Sie warf einen lächelnden Blick herüber, tanzte dann in einer Menge kleiner Sprünge um den Stuhl der Alten herum, und weckte diese endlich auf, indem sie ihr den rauschenden Papierkranz ziemlich herzhaft auf die Haube drückte; sie fuhr aus dem Schlafe und gleich einer wahnsinnigen Prophetin über die Liebenden her, indem sie sie hinunter zur Gesellschaft trieb. „Das war auch schon unsere Absicht,“ rief Rosa; „nehmt die Lichter!“ Sie tanzte voran, ihr folgte das zärtliche Pärchen, dann die Alte mit dem Lorbeerkranz und den beiden Lichtern. Als man eben die Stiege herabbegt und auf den Vorsaal gelangt war, kreischte Rosa hell auf — sie war auf dem Boden zusammengesunken, ihr Antlitz bedeckend; auch August und Sabine wichen zurück, denn dicht vor ihnen stand eine lange blasse Gestalt, in schleppendem erdfarbenen Mantel gehüllt; sie verharrte einige Minuten unbeweglich in einer Stellung, dann ging sie auf das Gemach zu, wo die Andern versammelt waren. August verfolgte sie; er trat in's Zimmer und fand jene noch am Tisch beim Weine, allein keine Spur von dem unheimlichen Gaste; er fragte, beschrieb und erzählte, doch Niemand wollte etwas gesehen haben. Die Mädchen wollten sich nicht beruhigen, und August mußte sich, da es spät geworden, endlich wieder

fortſtehlen. Er fühlte ſeine Wange brennen, ſein Herz klopfen; eilig durchrannte er die Gänge des des Gartens und kehrte erſt heim, als Alles im Schloſſe ſchon ſchlief. —

Julie hatte Eduarden den Zutritt in das früher von ihm bewohnte Gemach nicht länger verſagen mögen, und er blickte jezt mit Thränen im Auge auf den Platz am Fenſter, wo er damals das wunderſame Bild, gleichſam in Folge einer Eingebung, verfertigt hatte. Die vergangene Zeit trat ihm nah, doch ſie ſah ihn mit fremdem Antlitz an; er fühlte ſich auf feſtem Boden und erblickte ſein Bild auf ungewiſſen ſtürmiſchen Wellen dahinſchweben. „Warum geliebte Freundin,“ rief er Julien zu, „mir dieſe ernſten und doch freudigen Genüſſe rauben? Der Menſch findet doch am Ende nur in ſich ſelber die Erklärung, denn nur dem Selbſterfahrenen mißt er vollen Glauben bei. Dieſe Wände jenes Tafelwerk, die daran klebende alte Tapete, ſie ſchloſſen mich damals ein, als ich, noch mit mir ſelbſt uneinig, unausgeſezt am innern Tempel baute und änderte; Jugendthorheit, Träume, eine unwürdige Liebe durften mir ſo Vieles rauben, ſo manches Edle entführen und umgeſtalten; ich ſchleuderte thöricht fort, was ich jezt ängſtlich zuſammenſcharre; ich griff wie ein begehrliches Kind nach tauſend Dingen, und fand unter dem Wuſt des

Entbehrlichen auch das Nöthige und Brauchbare. So ist die Jugend allemal ein Traum, den das spätere Leben wahr macht.“ Julie reichte ihm ihre Hand, ein tiefes Mitgefühl glänzte in ihrem Auge; sie hielt es für ihre Pflicht, die bittern Erinnerungen vorüberzuleiten und führte darum ihren Gast vor den Malertisch, auf dem eine kleine zierlich aufgefaßte Landschaft angefangen dalag. „Nicht das, theure Freundin!“ rief er; „ich bin gekommen, Sie zu finden, und kein hübsches Spielwerk. Wir nehmen nur zu oft Gelegenheit, uns selbst zu entfliehen, wenn wir uns nicht amüsant finden.“ — „Wie kommen Sie zu diesem Ausdruck?“ fragte Julie mit Lächeln. „Er drückt recht eigentlich das aus, was ich meine,“ entgegnete Eduard. „Es gibt Stimmungen, bei denen wir mit Vergnügen in uns selbst zurückkehren, wo Nachdenken und Erinnerung uns immer neue liebe Bilder vorführen; es gibt aber auch andere, wo es höchst unerquicklich ist, sich mit sich selber zu beschäftigen, obwohl man die Nothwendigkeit dazu einsieht. Wie ein träger verschwenderischer Hausherr fürchtet man die Stunde, wo die Rechnung abgeschlossen werden soll, um dem Hause fernere Existenz und Ordnung zuzusichern, und je länger man diese Pflicht hinausschiebt, desto unbehaglicher wird uns der Mangel an Ordnung und Gewißheit.“ — „Sind Sie mit

Ihrer Umgebung nicht zufrieden?“ fragte Julie. — „Ich habe vollkommen Urſache, es zu ſeyn,“ nahm Eduard das Wort; „unſeres Ottfrieds immer gleiche warme Gemüthlichkeit, Ihres Onkels würdiger Ernſt, unſeres Freundes Auguſt blühende Jugend und, laſſen Sie mich's geſtehen, Ihr reicher ſchöner Lebensſinn, Julie, thun meinem Herzen wohl, und füllen es mit ſtets gleicher Wärme. Dieſer Friede könnte aufbauen, was eine raſche thörichte Jugend, drei Jahre voll Reiſen und Zerſtreuungen zerſtört oder unangebaut gelaſſen, wenn ich, wie geſagt, mich nicht ſcheute, meinen Geiſt einer ernſten Einſamkeit auszuſetzen. Auf der andern Seite fühle ich, daß dieſes Verlangen nach Ordnung und Zweck etwas Peinigendes hat, daß es, noch mehr geſteigert, zur wahren Krankheit werden und mich um jede freie Entfaltung bringen kann; aus Furcht, nicht ſchwach, nicht ohne Halt zu erſcheinen, verfalle ich in die wahre Schwäche und Haltloſigkeit, und bin am Ende einer bloßen Grille, einem Geſpenſte zinsbar, das aus meinem böſen Blute emporſteigt. Wo, ſchöne Freundin, iſt da Ziel und Ausweg?“ Julie hörte die Mittheilungen nicht ruhig an, ſie fürchtete die Nothwendigkeit, etwas darauf erwidern zu müſſen, und wie leicht konnte dann der Freund, der ſich ihr offen und vertraulich hingab, unzart berührt oder einge-

schüchtert werden. Eduard fuhr fort: „So ist's denn wirklich wahr, daß wir uns nur glücklich fühlen, wenn ein fremder Wille sich mit dem unsrigen verbindet, ein fremdes Interesse sich unserer bemeistert? — Wir lieben in der Jugend und fallen einem fremden oft bösartigen Willen anheim; wir ahnen, glauben, beurtheilen und richten, meinen selbstständig zu handeln, und wenn wir scharf prüfen, so hat immerdar, manchesmal offenbar, dann versteckt, ein fremder Wille über uns geherrscht. Und ist dieses nicht auch ein Glück? führt nicht der starr und selbstisch abgeschlossene Wille stets zum Bösen? ist nicht darum das Gesetz der Liebe ein Hauptgesetz unsers Glaubens, eigentlich nichts anderes als der Durst, mehr Seele in sich zu saugen, eine unvollkommene Seele durch Liebe, den eigentlichen Seelenstoff, immer mehr zu vervollkommnen?"

Dieser Diskurs wurde unterbrochen durch August und den Pastor, die eilig und erhizt eintraten. „Es ist nichts Geringeres im Werke," rief der Erstere, „als eine vollkommene Geisterbeschwörung. Das Unwesen auf dem Schloß hat den höchsten Punkt erreicht, die hohen Herrschaften haben auch etwas davon erlauscht und Niemand will mehr in den Opernsaal gehen. Es sind Anstalten getroffen worden und eine Menge Leute wollen die nächste Nacht im Saal und den anstoßenden

Kabinetten Wache halten. Hier unser trefflicher Pastor hat sich willig erklärt, mit den Waffen der Kirche anzustürmen, indeß wir andern weltliche Degen und Pistolen in Bereitschaft halten. Ich meine, Sie werden auch von der Gesellschaft seyn.“ Eduard erklärte sich willig, und Julie erschrack nicht wenig, als sie von einer vollständigen Heeresrüstung vernahm, die sich in der Stille zu einem so seltsamen Unternehmen gebildet hatte. Das Gerücht vom Spuk im Opernsaal war in der Umgegend schnell verbreitet worden und die abentheuerlichsten Geschichten fanden Glauben. Einige wollten wissen, der verstorbene Herzog lebe noch in einem unterirdischen Gewölbe verborgen, Andere räumten diesen Ort einer Räuberbande ein, die Politiker des Dorfs jedoch sahen überall versteckte Revolutionsmänner. Nachts hatte man im Saal die wunderbarste Musik vernommen, einmal ein Todtenamt, dann wieder helle phantastische Opernarien, während die Mitternacht still auf Schloß und Land lag und keine Seele im Schloß wachte.

Als der verhängnißvolle Abend erschien, ließ sich's der Fürst nicht nehmen, mit einem Kammerherrn und ein paar Dienern im Saale selbst zu wachen, indeß Eduard und August im Kabinet rechts, der Pastor jedoch im Kabinet links Platz fanden; Müller ging auf und ab, auch der blasse Eginhard zeigte sich mit noch einigen

andern neugierigen Schloßbewohnern. Der Fürst ließ Tische decken, Weinflaschen wurden in alle Zimmer vertheilt und dabei der Befehl gegeben, daß derjenige, der zuerst etwas Ungewöhnliches sähe, seinem Nachbar hiervon durch einen lauten Ruf Anzeige machen sollte. Das Zimmer, in welchem Eduard sich befand, zeigte ganz das Gepräge des glücklichen Jahrhunderts Ludwigs des Vierzehnten. Schwere grünseidene Wandbekleidungen, mit goldenem Muschelwerk verziert, schlossen, im Verein mit einem dunkeln Fußteppich, ein hohes Gemach ein, das sein Licht von zwei schmalen, doch ebenfalls sehr hohen Fenstern erhielt; ein auf dünnen goldnen Beinen stehender Marmortisch nahm zwei silberne Armleuchter und ein paar Flaschen Wein auf; in der Nische, den Fenstern gegenüber, stand ein weites, ebenfalls grün drappirtes Bett mit schweren goldnen Franzen, hinter diesem alterthümlichen Gerüste bemerkte man in der Vertiefung einen kleinen Betaltar mit einem Kruzefix. Ein paar Bilder an den Wänden, eine Dame in vollem Putz und ein Herr in schwarzer Tracht zeigten sich nur dunkel im Schatten der Fenstervorhänge. August hatte seinen Rock abgeworfen und, den Degen umschnallend, lehnte er an einem der Spiegelpfeiler, den Blick sehnsüchtig hinaus in die Mondlandschaft gerichtet. Der Direktor Müller fand sich bei Eduard ein,

indem er für sich und seinen Begleiter, einen alten Schloßwächter, der unterm alten verstorbenen Fürsten Kammerdiener gewesen war, ein Plätzchen am Tische erbat. „Wir sind," fing Müller an, „hier so recht eigentlich im Bereich der Gespenster; die alten Schlösser aus dem vorigen Jahrhundert sind ihre wahren Residenzen; ich wüßte wahrlich keins aus der guten alten Zeit, in dessen Gängen und Gemächern nicht weiße und schwarze Frauen in Menge herumzögen; ja es gibt fast kein adliges Schloß, das nicht seine Hausgespenster hätte, die es mit ihm und seiner Sache halten; diese aristokratischen Hausthiere, wenn man so sagen darf, fehlen uns jezt ganz, und der Adel, seitdem er keine Gespenster mehr sieht, ist selbst zum Gespenst geworden, wenigstens pflegte mein guter Vater stets zu sagen: heut zu Tage sey nichts Selteneres zu sehen, als ein Edelmann vom alten guten Schroot und Korn und ein Gespenst. Es ist hier nicht die Rede von jenen Naturgespenstern, die in einer Blume zu Bett gehen oder in einer Felsenkammer kühl eingeschlossen wohnen; diese mögen wohl immer bleiben, denn die alte wunderliche Mutter Natur duldet nun einmal solche Käuze, wie sie denn überhaupt das Baroke und Seltsame recht heimlich liebkoset und bewahrt, sondern hier ist lediglich von den Sippschaft-Gespenstern die Rede,

die bedeutenden Sippschaften angehören und gleichsam im Laubwerk der alten bestäubten Stammbäume als Motten und Nachtschmetterlinge nisten; sie gehen gewissermaßen nicht anders, als mit Wappen und Adelsbrief herum und hüten sich ebenso, wie ihre lebenden Stammesgenossen, sich mit der Crepule gemein zu machen, so daß es nothwendig wird, um ein solches adliges Sippschaft-Gespenst zu werden, daß man durchaus, wie bei der Bewerbung um Stiftsstellen, sechszehn Ahnen untadelhaft aufweisen muß. Ich kann mir ein solches Gespenst nicht anders denken, als mit seinen weißen Handschuhen, vom langen im Grabe Liegen etwas vergelbt, in seidnen Kleidern, Strümpfen, in Schnallen und Schuhen und mit einer höchst unheimlich gekräuselten Perücke." Der alte Kammerdiener, der diese Scherze nicht verstand, machte zu Müllers Worten ein höchst gläubiges Gesicht, endlich sagte er: „Sie haben vollkommen Recht, mein Herr; das Missgeschick so großer Personen hat immer etwas Besonderes an sich, wenn der liebe Herrgott mit ihnen auch in's Gericht geht, und ihnen der Stab gebrochen wird, so geschieht's immer auf eine äußerst feine säuberliche Weise, im Geheim, im verschlossenen Kabinet, wohin kein Auge sieht; oft in schlaflosen Nächten, hinter ihren seidnen Vorhängen erleiden sie ihre bittersten Züchtigungen und in ihren silbernen

Särgen sind sie nicht einmal sicher. O mein Herr, mein lieber Herr, ich wüßte Ihnen eine Geschichte zu erzählen, bei der jedes Haar auf Ihrem Haupte sich emporbäumen müßte; ich sage Ihnen, eine schreckliche Geschichte, und zwar hat sie sich in diesem Zimmer, wo wir jetzt sitzen, ereignet." August kam vom Fenster zurück. Eduard forderte den Alten auf, zu erzählen, und dieser erhob sich langsam von seinem Sitz; krampfhaft spreizte er die langen magern Finger auseinander, indem er mit ihnen auf den Boden wies und den haarlosen weißen Schädel mit dem gefurchten Antlitz tief herabbeugte. „Da unten, mein Herr," rief er mit dumpfer Stimme, „da schlafen sie, die hier gewandelt sind im Sonnenlichte, da schlafen sie — man kann sie nachzählen, jeder Sarg hat seinen Inhalt, allein, einer ist — leer! Der Schläfer, der darin schlafen sollte, wo ist er? Gott allein weiß dieses — er wandelt herum, meine Herrn, er wird wandeln bis an den Tag, wo das Antlitz der Sonne verfinstert und die ewigen Sterne wie Blätter vom Baume des Lebens verdorren und niederfallen — er wird wandeln bis zum Tage des Gerichts, denn er hat den geläugnet, an dessen Namen das Leben der Creatur hängt." Diese prophetischen Worte und der feierliche ergreifende Ton mit dem sie ausgesprochen wurden, brachten Müllers scherzhafte

Angriffe zum Schweigen; er nahm still seinen Platz ein, und hörte wie die Andern aufmerksam der Erzählung des Alten zu. Dieser Bericht enthielt jedoch nichts anderes, als was Eduard sich besann, früher schon gehört zu haben, nämlich die letzten Schicksale und den Tod des Fürsten Sigismund, der Lothar's Vater war, und für einen der ausgelassensten und größten Freigeister der damaligen Zeit galt. Er hatte tyrannisch regiert und sich zahllose Verbrechen zu Schulden kommen lassen, und über seine letzten Augenblicke war manches seltsame Gerücht im Umlauf. „Wenn ich mich recht ausdrücken soll," fuhr der Alte in seiner Erzählung fort, „so muß ich vor allen Dingen einen gewissen Herrn anklagen, der damals Bücher schrieb und, wie man mir gesagt, eben keine fromme, gottgefällige. Ich habe sie nicht gelesen, und weiß mich nur auf einen Mann zu besinnen, der einmal in einem rothseidnen Kleide hier zu Mittag speiste, wie ein ächter Schatten aussah, und von dem der Pfarrer versicherte, er wäre das leibhaftige Conterfey des Antichrists — das war der Herr von Voltaire; er las mit unserm Herrn die Mächte durch, disputirte, und führte allerlei sündige und schalkhafte Reden. War es nun dieser allein oder waren auch andre dabei, kurz es kam so weit, daß unser Herr allen Glauben verlor und weder von Gott noch irgend etwas

Heiligem wissen wollte. Als er nun zum Sterben kam, ein Zeitpunkt, wo unser eins sich mit Inbrunst nach einem himmlischen Rathgeber umsieht, da wußte er nicht, wo er hinschauen sollte. Ich besinne mich noch, es war damals eine fürchterliche Nacht, draußen kämpfte der Sturm mit mehreren Gewittern, die sich um unser Schloß versammelt hatten; hier innen, im rundum verhängten Gemach, dort auf dem Bette lag er; ich sehe ihn, die blasse dünne Gestalt, mit den wahnsinnigen hohlen Späßen auf der trocknen Lippe, mit den gräßlichen Zweifeln im halbzugedrückten Auge. Im Vorgemach gingen die Frauen händeringend auf und nieder, die Aerzte durchwandelten mit ihren Gläsern geräuschlos die mit doppelten Teppichen bedeckten Gänge; ich drückte mich in die Ecke dieses Zimmers und holte von Zeit zu Zeit die zitternden Pagen wieder zurück, die sich fortschleichen wollten. Eine schöne edle Frau, die ich nicht nennen darf, vereinigte sich mit dem würdigsten Geistlichen der Residenz; sie beide kamen mit sanften Worten an sein Lager und sprachen lange und unermüdlich von Gott und dem Erlöser — aber, o es war fürchterlich, er antwortete mit einigen Witzworten, über die er selber lachte, dann aber wieder laut aufschrie, als die fürchterlichen Schmerzen kamen. Die Beten aber ließen nicht nach, die schöne Frau hatte

sich auf die Kniee geworfen, der Bischof hielt das Bild des Gekreuzigten hoch über ihn — jezt geschah das Entsetzliche — er sah das Bild lange an mit fürchterlichem Blicke und rief endlich: Der ist eben so wenig erstanden, als ich erstehen werde! Alle packte bei diesen Worten das Entsetzen, ich selbst schlug meine Hände, ohne zu überlegen, wo ich war, laut zum Gebet in einander und als wäre ein Gespenst erschienen, so flohen alle davon und nur die edle Frau blieb, wie im Schmerz versunken, am Lager liegen; sie bestand darauf, daß dem Sterbenden, der bald nach jenen fluchwürdigen Worten, wie erstarrt dalag, die Oelung gereicht werde. O Himmel, nie sind wohl die kostbaren himmlischen Gnadenmittel auf ein Haupt niedergeflossen, das ihrer unwürdiger war." Der Alte hielt inne, als wolle er sich auf einen würdigen Ton besinnen, um den Schluß seiner grausenvollen Geschichte auszusprechen, endlich sagte er leise, indem er scheu zur Seite sah: „Nach sechs Tagen war die Leiche aus dem Sarge verschwunden, in der Gruft hatten die Wachen ein schreckliches, dumpfes Getöse gehört. Das Gericht des Herrn war über ihn ergangen, er war auferstanden! —

Eine Pause entstand, als diese Worte geendet waren; keiner der Zuhörer konnte ein unheimliches Gefühl unterdrücken, jeder hatte den Blick

auf das alterthümliche Bett im Hintergrund der Nische gerichtet und allen kam es vor, als bewegten sich die schweren seidnen Vorhänge, als sähe ein blasses, im furchtbaren Hohn verzerrtes, Menschenantlitz hervor. Müller unterbrach endlich die Stille, er erhob sich geräuschvoll, füllte sein Glas und leerte es schnell wieder in einem Zuge. „Nun, und was hat man denn von dem alten Herrn vernommen, seit seinem Verschwinden?“ fragte er rasch. „Nichts,“ entgegnete der Erzähler; „man hat nachher ausgesprengt, die Jesuiten hätten den Körper, ich weiß nicht aus welchem Grunde, in Sicherheit gebracht, Andre behaupten, der Vorfall sey ein mit Vorsatz angeordnetes Schauspiel gewesen, um Schrecken zu erregen; die Wahrheit jedoch bleibt, daß der Herr den Gottlosen gezüchtigt hat und daß er jetzt bis zum jüngsten Tag herumwandeln muß.“

Eduard verlor sich in Gedanken über die Untersuchung, wie viel wohl von den Eigenthümlichkeiten des Vaters auf Lothar übergegangen seyen. Eine Menge Bemerkungen über frühere Verhältnisse, manche schon halb vergessene Mittheilungen erwachten jezt im aufgeregten Zustande lebhaft in ihm und bestimmten ihn, noch einige Fragen an den gesprächigen Alten zu thun. Er war eben im Begriff, diese vorzubringen, als ein dumpfer Schrei über den Saal herüber Allen

schreckbringend in's Ohr tönte. Sie erhoben sich eilig — die Mitternachtglocke hatte so eben getönt, August ergriff ein Licht, eilte voran, die Andern folgten. Im Saale fand man den Prinzen eingeschlafen; der ganze kleine Zug drängte sich jezt in's Kabinet, in dem der Pastor eingeschlossen und aus dem der Schrei erschollen war. Bei Eröffnung der Thür erblickte man der frommen Herrn im Kampf mit einem kleinen grauen Ungethüm, das, wie es schien, alle Kräfte anwandte, sich aus den umschließenden Armen des Pastors loszumachen; ein Tisch mit Gläsern lag umgeworfen, ein verrosteter alter Degen, ein zerbrochenes Licht lagen auf dem Fußboden. Indem die Andern noch erstaunt dastanden, brach Müller in ein lautes Gelächter aus, sich der kleinen grauen Gestalt bemächtigend, riß er ihr die Verhüllung ab und es erblickten Rosas ängstliches und erhitztes Blumengesichtchen; bald darauf stand sie auch in ihrer zierlichen Kleidung da, das kurze Röckchen mit Rosen besezt. Der Pastor betrachtete sie aufmerksam durch die Brille und machte ein Gesicht, worüber Müller von Neuem in Lachen ausbrach, indem er aus dem Barbier von Sevilla die Worte rief: „Seht doch den Barthelo!“ Als jezt der Fürst erschien, wichen Alle ehrerbietig zurück, nur Eduard fuhr fort, die Kleine auszuforschen, was sie beim Pastor gewollt; sie

stammelte mit äußerster Befangenheit einige Entschuldigungen, aus denen hervorzugehen schien, daß sie auf dem Corridor irre gegangen und in eine unrechte Thür eingetreten sey, auch hätte sie, als sie erschienen, nicht vermuthet, daß der ehrwürdige Herr ein so furchtsames Herz im Leibe habe, sezte sie ihren Entschuldigungen mit einem schalkhaften Blicke hinzu. „Das ist nicht der Fall," vertheidigte sich der Pastor ernstlich, „es war meine Pflicht, Mademoiselle, bei Erblickung eines verdächtigen Gegenstandes die Wache aufzurufen." Diese Worte machten neues Lachen rege; man stritt und scherzte noch lange hin und her, besonders konnte sich Müller nicht zufrieden geben, die Tänzerin im Arm des Pastors überrascht zu haben, so daß dieser endlich böse wurde und dem Spötter in ziemlich bestimmten Ausdrücken Stillschweigen auferlegte. August schlich bei diesen Verhandlungen verdrüßlich herum und als endlich die Lichter wieder angezündet, die Tische in Ordnung gerückt waren, blieb Eduard allein mit dem Fürsten, der fest darauf bestand, vor Beginn des Morgens nicht vom Kampfplatz weichen zu wollen.

Am Morgen darauf wurde Eduard zur alten Landräthin hinbeschieden; er vernahm mit Schrecken, daß sie in der Nacht einen bedeutenden Anfall ihrer Krankheit hatte bestehen müssen, so daß sie

jezt in einem Zustande sich befände, der eben so beunruhigend, als bedenklich sey. Auf der Stiege kam unserm Freund der Baron entgegen und nahm ihn mit den Worten bei Seite: „Meine gute Schwester wünscht eine kleine Reise in's Gebirge zu machen; ich finde keinen, den ich ihr lieber zum Begleiter wünschte, als Sie, theurer Freund. Bringen Sie mir und ihr das Opfer, schlagen Sie uns die paar Tage, die Sie dabei verlieren, nicht ab; zudem wird es, wie ich Sie kenne, Ihrem beobachtenden Geist ein Interesse darbieten, wenn Sie erfahren, daß das Ziel der Reise ein Kloster ist, das einzige in der Umgegend, das man noch hat bestehen lassen, weil die drei bis vier alten Nonnen, die darin leben, keinen andern Verbleib wissen und überdies die Aebtissin mit der fürstlichen Familie verwandt ist. Meine Schwester ist dort erzogen, ihre Kindheit haben jene kühlenden Klosterschatten beschützt, sie will auch das Ende ihres Lebens dort finden, und ich fürchte, nach den Ereignissen dieser Nacht, daß ihr vorahnendes Gefühl sie nicht täuscht; ich bin gefaßt darauf, sie nicht wiederkehren zu sehen." Er trocknete sich bei diesen Worten eine Thräne aus dem Auge und indem er Eduards Hand herzlich drückte, nahm er dessen Zusicherung zur Reise mit Dank an. „Sie werden bei der Gelegenheit," fuhr er fort, „meine gute Schwester näher kennen lernen

und finden, in wie fern ich Recht habe, wenn ich behaupte, daß sie es verdiente, die Erzieherin unsrer theuren Fürstin, die wir als Braut hier empfangen und bald darauf so schmerzlich verlo-ren haben, zu seyn. Auch der Inhalt dieses Frauenlebens beschäftigte und füllte eine Liebe aus, obwohl unglücklich, dennoch von ihrer Seite mit Treue und Aufopferung bis an den Tod aus-dauernd; mit einem Wort, ich kann es behaupten, daß nichts Niederes noch Alltägliches sich in ihren Lebenslauf drängte, und was können wir Schöneres wünschen, als daß uns vom Schicksal große und bedeutende Momente zufallen? Deßhalb dringe ich auch darauf, daß man sich im thätigen Leben einem fürstlichen Daseyn so nah als möglich an-schließe, denn wo fände sich ein bewegter Wir-kungskreis, wenn es der nicht wäre, den zu be-wegen alle übrigen Kreise hinarbeiten und der sei-nerseits wieder in alle entschieden und mächtig eingreift." Er wollte noch einige Bemerkungen hinzusetzen, als die Thür sich öffnete und Juli heraustrat, sie führte Eduarden in das Zimmer der Kranken, die sich mühsam aufrichtete, um ihn freundlich zu begrüßen. Sie ließ sich von ihm den ganzen, auf's Komische hinauslaufenden Vor-fall im Schloß erzählen und lachte, trotz ihrer Schwäche, herzlich über des Pastors Verlegen-heit. Als sie von ihrer Reise sprach, wurde sie

sehr ernst und sagte, indem sie Eduarden die Hand reichte: „Mein junger Freund, Sie werden jetzt die störenden und eigensinnigen Schwachheiten des Alters kennen lernen; ich werde Sie bitten, sie zu ertragen, wenn Sie sie auch thöricht finden sollten. Die Nachsicht, die Sie bei der Gelegenheit an mir üben, kommt vielleicht noch einem andern meiner leidenden Mitgeschöpfe zu gut.“ Am andern Tage wurde schon der Reiseplan näher bestimmt. Eduard reiste mit der Landräthin und ihrem Arzt, Julie blieb mit Ottfried und dem Pastor zurück, der Freiherr begleitete mit Augusten, der bei Hofe eine Anstellung finden sollte, das fürstliche Paar in die Residenz zurück. Mit den abziehenden hohen Gästen wurde auch das Schloß wieder leer, denn auch Müller und seine Gesellschaft hatten sich einige Tage früher weggegeben.

Die Reise in's nahe Gebirge ging wegen der Kranken zwar sehr langsam, doch dafür desto gelegner, um die Schönheiten der Gegend zu geniessen; je wilder diese wurde, je ernster sich der Charakter zeigte, den die Baumpartieen und das Gestein annahmen, je seltner sich die anfangs hell und freundlich, später immer versteckter und düsterer gelegenen Dörfer und Ortschaften wiesen, desto

heitrer und lebhafter wurde die Laune der kranken Dame. Mit einem hellen, von innerem Feuer glänzenden Auge blickte sie in die ableitenden, von blühenden Sträuchern halb versteckten Gebirgsgänge und Schluchten. „O,“ rief sie lebhaft, „warum hab' ich euch nicht früher aufgesucht, ihr theuren Bilder! Ist's nicht, als quelle aus diesen saftigen Schatten, aus diesen kühlen, von Gebirgswänden überbauten Thälern, die schöne frische Jugend selbst als eine kräftige junge Pflanze hervor, über deren geschlossenen Blüthenkelchen schauerige trübe Ahnungen, wilde Seligkeiten dahintreiben? Ach, diese Bäume an der Straße, sie haben mich als Kind hier wandeln sehen und emporwachsend nahmen sie in ihre rauschenden Gipfel den Kranz früher Erinnerungen mit hinauf; die Blumen liegen eingeäschert, doch ihre Kinder und Kindeskinder sind es, die jetzt die Häupter dem Licht entgegenheben.“ Als der Weg um einen Hügel herumbog, kam ein kleines Heiligenbild zum Vorschein, das ziemlich geschickt in Stein gehauen, die heilige Therese darstellte; die Kranke bewillkommte sie mit einem frommen Gruß. Bald zeigte sich jetzt auch das Klostergebäude; man fuhr in den Hof ein, der von alten Linden so dicht beschattet wurde, daß beständig eine kühle grünliche Dämmerung, gleich einer Waldstille, darin herrschte. Die Gebäude waren alle im gothischen

Styl aus alter Zeit; unangetastet, finster, begrenzt, Ehrfurcht gebietend hoben sich die spitzen Gibel in die Lüfte; Kloster und Kirche hingen zusammen, ein schlanker schöner Thurm diente der leztern zur Zierde und hob sich durch das düstre Colorit seines alten Mauerwerks vortheilhaft ab von der entfernten Gebirgswand, die ihre malerischen Formen schon halb in die aufsteigenden Abendnebel gehüllt hatte. Ein Glöckchen ertönte, man hörte im Innern der Gebäude einen choralmäßigen leisen Gesang. Endlich erschien die Pförtnerin mit ihren Schlüsseln; als sie die Landräthin erblickte, die, von ihren beiden Begleitern geführt, mit gesenktem Haupt sich langsam dem alten Wohnplatz ihrer Jugend nahte, kam sie ehrerbietig auf sie zu und küßte ihr Gewand und Hände — jene rauhte stumm und Eduard glaubte zu bemerken, wie ihre Thränen unaufhörlich rannen. „Wo ist Hanna?“ fragte sie endlich die Pförtnerin — Es zeigte sich eine Gestalt, die, von einer Führerin unterstützt, eben auf der Treppe erschien. „Elisabeth!“ tönte eine Stimme durch die Dämmerung der Gewölbe. „Hier bin ich!“ stammelte die Ankommende. Mit einem Laut der Freude eilte jene herab und beide Freundinnen schlossen sich, auf einander zueilend, mit einer Hast in die Arme, als wäre mit dem Zug der Liebe auch Jugend und Kraft in ihren Busen zurückgekehrt. Die

Schleier der Aebtissin flogen im Abendwind und wirbelten sich gleich einer Wolke, die das rührende Bild einhüllte, als wollte sie es sogleich in so schöner Umarmung gen Himmel tragen. Eduard blickte in stummer Rührung auf die Gruppe; es war ihm, als wenn alle poetischen Bilder, die er sich jemals geträumt, vor seinem Auge in die Wirklichkeit träten. Die alte Pförtnerin war auf die Kniee gesunken; laut tönte der Gesang aus der Kirche — jezt sprang der Arzt hinzu, er fing die Landräthin in seinen Armen auf. Was er befürchtet hatte, war geschehen; der Sturm der Gefühle hatte ihrem geschwächten Körper eine Ohnmacht zugezogen; leblos wurde sie von den Nonnen hinauf in die Zelle getragen. Eduarden ließ die Aebtissin sagen, daß für ihn und den Arzt außerhalb der heiligen Mauern eine Wohnung bereit stehe, und sie ihn morgen bei früher Stunde verlassen wolle.

Als er kam, wurde er in's Sprachzimmer geführt; es war gewölbt wie die übrigen Gemächer und ein alterthümliches Gitter schied nach strenger Sitte das Gemach in zwei ungleiche Hälften. Eine ältliche Dame in der Tracht des Ordens zeigte sich, trat einige Schritte vor, dann wieder zurück und wechselte, indem sie die Blicke unausgesezt auf den eben eingetretenen Fremdling richtete, einige Worte mit ihrer Be-

gleiterin; endlich kam sie ganz hervor, öffnete die Gitterthür und Eduard blickte in ein altes nicht häßliches Antlitz, das ein Zug von gutmüthiger Laune belebte. Sie spielte mit ihrem Schleier, und ihn halb vor's Gesicht ziehend, sagte sie mit schalkhaftem Tone: „Sollte es wohl nöthig seyn, daß ich mich verschleiere?“ Eduard grüßte mit einer stummen Verbeugung. „Es ist nicht nöthig!“ rief sie, und trat vor. „Ich meine, bei einem Antlitz, das so wenig Grund hat, sich für eine gefährliche Lockung zu halten, ist der Schleier mehr ein Beweis für die Eitelkeit, als gegen dieselbe, und so lassen Sie mich denn, verehrter Gast, ohne weitere Umstände, die Grüße abstatten, die unsere Aebtissin ihnen durch mich sendet. Einst freilich,“ setzte sie in ihrem frühern Tone hinzu, „zeigte ich mich hinter diesem Gitter als eine Gestalt, die wohl die Aufmerksamkeit anzuziehen verdiente; aber du lieber Gott, wo sind die Zeiten hin! sagte mir dieses auch mein eigenes Leben nicht, so würde ich es schon an den Schicksalen absehen, welche unsre Gegend und auch zum Theil dieses Kloster betroffen haben. Heutzutage wo das Interesse für junge liebenswürdige Bräut, viel zu sehr vorherrscht, fährt eine alte Braut Christi nur übel, und das beste Loos, das ihr fallen kann, ist, daß man sie vergißt. Was thut's auch, wird doch ihr ewiger Bräutigam sie weder

vergessen noch verlassen.“ Eduard mußte lächeln; er fühlte sich hingezogen zu der guten Alten, die ihm von ihrem Braustande sprach. Er machte sie durch einige Bemerkungen noch zutraulicher, und sie kam nun ganz hinter dem Gitter hervor, reichte ihm die Hand und entschloß sich endlich, so lange die Aebtissin noch zu erscheinen zögern würde, ihm die Klosterkirche und einige Nebengemächer zu zeigen. Im Refektorium blieb sie vor einer kleinen in der Mauer befindlichen Oeffnung stehen: „Hier,“ sagte sie geheimnißvoll, „hat ein fremder Fürst unsere Aebtissin, als sie noch jung war, belauscht, wenn sie an der Tafel saß. Obgleich dies Wagstück mit nicht geringer Gefahr verknüpft war, so fanden sich doch Andere, die es ihm nachmachten; denn wirklich, eine so große Schönheit, als die unserer verehrten Schwester, konnte auch im ganzen Lande nicht gefunden werden. Ihr werdet es jezt noch dem Gesichte ansehen, welch ein Zauber es beherrschte. Kronen lagen zu ihren Füßen, sie hätte mit den reichsten spielen können; allein sie zog es vor, als eine Magd im Tempel des Herrn zu dienen, das Allerheiligste zu säubern.“ In der Kirche fand sich ein schönes Altarblatt, das sich gerade in der günstigsten Beleuchtung zeigte. Vorzüglich schön war ein Kopf der heiligen Anna. „Das ist ihr Bild,“ rief Schwester Cordula; „so sah

sie aus, als sie vor der Einkleidung zum leztenmal am Hofe ihres durchlauchtigen Vaters erschien — jenes goldstoffene Gewand, jener Schleier, ach — ach ich habe sie noch so gesehen!“ Eduard mußte sich gestehen, daß das Oval des Gesichts eine zarte süße Schönheit barg, ein bezauberndes Lächeln, in den großen Augen eine überraschende Helle und Klarheit; es kamen ihm, er wußte selbst nicht wie, Magdalenens Züge in's Gedächtniß, und er stand lange sinnend, die Worte der guten Cordula überhörend. Indem ertönte eine Glocke, Schritte wurden oben auf den Galericen hörbar und zwei Frauengestalten erschienen, die die Säulenreihe herauf zum Altar schritten. Eduard wich bei Seite; er erkannte die Landräthin an dem Arm der Aebtissin, beide verschleiert; sie kamen in Umarmung geschlossen langsam hervor, und sich vor dem Altar auf die Knie niederlassend, berührten sie fast mit ihren Stirnen den Boden, so tief waren sie zusammengesunken In dem Moment stieg aus der Tiefe der Kirche Pergolesi's herrlicher Gesang: Salve regina! hervor Mit einer erschütternden Innigkeit flossen vom Chor die Worte nieder: o clemens, o pia, o dulcis virgo Maria! mater misericordiae! Schon waren die Töne längst verklungen, und noch lagen die beiden verschlungenen Gestalten vor dem Altar. Der Arzt näherte sich Eduarden und

flüsterte ihm zu: „Suchen Sie doch, Verehrter, auf unsere Kranke zu wirken; da liegt sie nun wieder am Altar. Diese tiefen schneidenden Eindrücke müssen sie ja tödten; dieses stundenlange Gebet, diese Erschütterungen sind für einen solchen Körper Gift; aber hört sie wohl auf meine Worte, befolgt sie wohl meine Lehren? Immer bekomme ich zur Antwort: Lassen Sie mich, lassen Sie mich mit durstigen Zügen noch das Süßeste aus dem Becher des Lebens trinken; ich bin wieder jung, wieder reich und glücklich! — Du lieber Himmel! sie ist vielleicht morgen todt — Hab' ich's nicht gesagt, da liegt sie wieder in Ohnmacht auf dem Steinboden.“ Wirklich sah man die Nonnen beschäftigt, die Kranke heimzutragen; im Gefolge der Andern verschwand auch Cordula. In der Abendstunde wurde Eduard endlich vor die Aebtissin gelassen. Sie saß in ihrer Zelle, in der Tracht des Ordens gekleidet, in einem Armsessel hinter einem Lichtschirm, dessen brennend rothe Farben einen Schimmer durchsichtiger zarter Röthe auf das schmale, zarte, wachsbleiche Antlitz warfen. Sie nöthigte Eduarden, ihr gegenüber Platz zu nehmen und hub mit leiser aber wohlklingender Stimme das Gespräch an. „Sie haben, mein Herr, die Güte gehabt, meine Freundin hierher zu begleiten; dieser christliche Dienst gibt Ihnen schon vollen Anspruch auf

meine Erkenntlichkeit, wenn nicht schon ohnedieß günstige Beurtheilungen von Seiten meiner lieben Kranken Ihnen meine Theilnahme und Achtung zugewendet hätten. Sie sind meinem Neffen, dem Fürsten Lothar, von einer vortheilhaften Seite bekannt gewesen, und es wird ihnen nicht unlieb seyn, ihn in seinem einsamen Zufluchtsort, der wenige Stunden von hier tiefer im Gebirge liegt, aufzusuchen." Eduard dankte für diese Mittheilungen; er forschte näher nach dem Leben des Fürsten, doch die ehrwürdige Dame brach hier das Gespräch schnell ab; eine düstre Wolke schwebte über ihrer Stirne, die sich jedoch gleich wieder zertheilte, als die Landräthin hereintrat. Unser Freund erstaunte nicht wenig über die Verwandlung; sie war völlig als Nonne gekleidet, ein Rosenkranz und ein Psalmbüchlein ruhten in ihren Händen. „Ich freue mich," rief sie mit einem leichten Lächeln zum jungen Mann, „mich Ihnen in meinen Brautkleidern wieder vorzustellen. Ach, hätte ich doch nie den frommen Talar mit dem weltlichen Rocke vertauscht, wahrlich, ich wäre glücklicher gewesen!" Sie hielt das Tuch vor die Augen, und die Aebtissin zog sie tröstend zu sich nieder. Das Gespräch ging jezt auf allgemeine Gegenstände über; die Geschichte des Klosters kam zur Sprache, und beide Frauen bemühten sich, einige historische Fakta aufzuzählen; doch

immer wieder mischten sich in diese die zartesten und schönsten Jugenderinnerungen. Eduards Blicke weilten auf dem Antlitz der Aebtissin; wenn es sich aus dem rothen Scheine des Lichtschirms herausbewegte, so deckte es eine vollkommene Leichenblässe, deren auffallender Eindruck noch erhöht wurde, wenn die Augenlieder mit den langen Wimpern sich so tief senkten, daß die Augen fest geschlossen schienen; stets kam ihm Magdalenens Bild wieder in's Gedächtniß. Als er wieder verabschiedet wurde, trat ihm im Corridor die Pförtnerin entgegen und winkte ihm bei Seite. „Die Schwester Cordula," flüsterte sie mit einem verschämten Lächeln, das sonderbar durch die vielen Runzeln zuckte, „läßt sich die Ehre ausbitten, den gnädigen Herrn noch auf ein paar Minuten zu sprechen." Eduard mußte unwillkührlich hierbei an die alten romantischen Geschichten und Abenteuer denken, wie er sie öfters in seiner Jugend mit Interesse gelesen, wo einsam trauernde Nonnen ihre Paladine mit Gefahr zu sich bescheiden lassen. Als er mit diesem Gedanken beschäftigt in Schwester Cordula's Zimmer trat, mußte diese ihm dergleichen abgemerkt haben, denn indem sie sich gebückt und von der Gicht gelähmt aus ihrem Armsessel erhob, sagte sie mit ihrem gewohnten Tone schalkhaften Scherzes: „Es ist uns keineswegs erlaubt, um diese Stunde auf unserm

Zimmer Besuch von Herren, und zwar noch von so liebenswürdigen, anzunehmen; allein sie sehen in mir eine kleine Freidenkerin, das heißt, im guten, im erlaubten Sinne. Der Grund, wenn ich die so ehrwürdigen Schranken durchbreche, ist allein die Ueberzeugung, daß Sie, verehrter Herr, für so manche Erscheinung hier Erklärung und Deutung nöthig haben. Sie wollen ein paar Wochen der Gast dieser Gegend seyn; wohlan, ich kann mir denken, wie Sie vor Begierde brennen, zu erfahren, was es denn eigentlich mit den Personen und Dingen, die Sie hier sehen, für eine Bewandtniß hat. Sie bemerken hier Einrichtungen, Gebräuche, hören hier Worte, die für die übrige Welt schon anfangen, ihre Bedeutung zu verlieren; ich selbst, wie ich hier vor Ihnen sitze, bin zweifelhaft, ob Sie nicht meine Erscheinung, mein Thun und Lassen auf das Gröbste mißdeuten? und so auch mit andern Gegenständen, denn ich sehe ihnen an, daß Sie ein Beobachter sind. Wohlan, Sie sollen Auskunft haben! Ehe die Glocke mich in den Betsaal fortruft, haben wir noch ein halbes Stündchen; setzen Sie sich hierher und hören Sie zu." Ein anhaltender Husten unterbrach hier ihre geläufige Rede; als sie ein bereitstehendes Medicament und ein Stückchen Zucker zu sich genommen, setzte sie dieselbe augenblicklich fort. „Für's Erste, wie kommen

Ihnen die beiden alten würdigen Damen vor — nicht wahr, seltsam? so etwas haben Sie noch nicht gesehen! — Doch halt, wie komme ich selbst Ihnen vor? — nun? Antwort — alt, wunderlich — voller Vorurtheile, plauderhaft? nicht wahr, so etwas? — still, hören Sie! Ich bin aus einer angesehenen Familie, die in der Residenz noch Besitzungen hat; von meinen drei Geschwistern bin ich, als die jüngste, zum geistlichen Stande bestimmt worden. Dergleichen Beispiele waren in unserer Sippschaft nichts Seltenes; doch vielleicht griff man bei der Wahl dieses Berufs bei mir am meisten fehl. Ich war jung, unbesonnen, muthwillig, von einem feurigen Temperament, was ich jezt wohl eingestehen kann; einem solchen Wesen, wie Sie sich denken können, behagte die Welt mit ihren Freuden besser, als das beschauliche Leben hinter Klostermauern; allein mein Zeitalter heischte Opfer und ich fiel als ein solches. Der farbige Kranz der Freude, meinen jugendlichen Locken so wohl stehend, wurde mir vom Haupt gerissen; meine schönen bunten Gewänder, mein kindischr Putz, Alles sank und schwand unter den Händen meiner unerbittlichen Richter. Allein der Jugend kann man nie ihren Schmuck rauben; sie selbst ist ein schöner Schmuck, und nimmt man ihr die Perlen, so werden die Thränen, die sie weint, zu Perlen, und ziehen mehr

als die wirklichen die Augen der Bewunderer auf sich. Bei mir fehlten diese Perlen nicht, und da ein Paar blaue Augen sie weinten, die man nicht häßlich nennen durfte, so wurde mir das Glück oder das Unglück zu Theil, Bewunderer anzuziehen, die sich hinter meinen Klostermauern versammelten und dort für mich schwärmten. Thörichte Schwärmerei, eitle Weltlust! was haben diese unbesonnenen Bemühungen gefruchtet? — sie brachten mir nichts ein als schlaflose Nächte. Ach, unter meinen Verehrern war besonders einer, der mir sehr viele Kämpfe und Thränen gekostet hat; doch das ist Alles nun vorbei! Sie lächeln vielleicht, verehrter Herr, daß ich Ihnen meine Confessionen so offen hinlege; doch mein mittheilsamer Charakter hat nie Erörterungen der Art gescheut, und mein gutes Glück hat mir stets Personen zugeführt, bei denen ich nicht Gefahr lief, verkannt zu werden. Ueberhaupt, im Alter blüht man herab zu einer bloß historischen Erscheinung, man wird sein eigener Geschichtschreiber, und sieht sich selbst unpartheiisch aus der Entfernung an. Diese Selbsterkenntniß und Selbstberuhigung ist wenigstens eine Frucht, die auf meinem sonst ziemlich dürren Lebensbaum gewachsen ist; Bekehrung, die ich theils aus eigenem Nachdenken, theils aus Studien geschöpft, hat diese Frucht zur Reife gebracht.“ Man hörte hier Tritte im

Gange. „Halt!“ rief die Nonne, „die halbe Stunde läuft zu Ende, und ich bin noch nicht über mich ſelbſt herüber gekommen. So muß man immer und immer an ſich arbeiten, und legt die häßlichen Gewohnheiten dennoch nicht ab; darum ſchnell jezt auf die beiden würdigen Damen, die ich Zeitgenoſſinnen nennen darf.“ Sie hielt inne und ſah unſern Freund von der Seite lächelnd an. „Allein mein Herr,“ fuhr ſie fort, „durfte ich früher offen reden, da es meine kleinen Angelegenheiten galt, ſo ſtockt mir jezt die Zunge, da ich fremde Lebensumſtände berühren ſoll. Ich fühle, daß ich Ihnen Einiges ſagen muß, doch geben Sie mir die Hand darauf, daß Sie weder mich noch Andere verrathen wollen.“ Eduard gab das Verſprechen; er war ſchon längſt begierig geweſen, etwas Näheres über die Aebtiſſin und die Landräthin zu erfahren. „Ich kenne und verehre dieſe beiden Damen,“ ſezte er hinzu; „ich bin mit ihren Familien bekannt, darum entdecken Sie mir ohne Scheu, Verehrte, ſo viel Sie nach Ihrem Gewiſſen mir entdecken wollen und können.“ — „Was ich Ihnen mittheilen will,“ entgegnete die Nonne, „ſind keine Geheimniſſe, weder vor der Welt, noch meinem Gewiſſen; doch bleiben es immer Eröffnungen, die ihrer Natur nach zart und leicht verletzbar ſind. So erfahren Sie denn, daß jene beiden Damen das Band einer ſo

aufopfernden Freundschaft verbindet, wie sie wohl jezt schwerlich mehr gefunden wird; sie waren beide, wie Sie noch werden beurtheilen können, von hoher Schönheit. Prinzessin Serene, wie unsere Oberin mit ihrem weltlichen Namen hieß, ist keineswegs für's Kloster erzogen worden, vielmehr bestimmte man sie zur Gemahlin des Prinzen Sigismund, des Vaters Lothar's. Dieser fürstliche Herr jedoch, gewohnt, seinen Leidenschaften blindlings zu folgen, zeichnete damals am Hofe das Fräulein von Hohenried, die Sie jezt als Landräthin kennen, aus; es ging die Rede, daß er fest entschlossen sey, sich mit ihr zu verbinden und zwar, indem er sie zu seiner Gemahlin erhob. Dieser Entschluß konnte bei einem Charakter, wie der seinige, nicht auffallend seyn, auch war er, als ein Prinz, der bei der damaligen Stellung der Verhältnisse nicht hoffen durfte, den Thron zu besteigen, so ziemlich Herr über seine Wahl. Kaum nahm nun die Prinzessin die Leidenschaft ihrer Freundin zu dem Prinzen wahr, als sie zu Gunsten derselben völlig abtrat, und, um jede Möglichkeit einer andern Schicksalswendung zu verhindern, sich in's Kloster einschloß, wo schon mehrere ihrer erlauchten Vorfahren die Aebtinnen-Würde bekleidet hatten. Dieser heldenmüthige Entschluß erscheint in seinem vollen schönen Lichte, wenn man weiß, wie sehr

das Herz der Prinzessin bei der Entsagung litt. Jezt hätte man erwarten dürfen, daß sich der Fürst entschied, alle Welt forderte auch gleichsam stillschweigend eine Erklärung; allein sie erfolgte nicht, im Gegentheil loderte die Flamme dieses leidenschaftlichen Herrn für den Gegenstand, der jezt doppelten Reiz für ihn zu haben schien, da seine Erkämpfung mit fast unübersteiglichen Hindernissen verbunden war; wahrlich, eine Perfidie, welche dem männlichen Geschlechte eigen zu seyn pflegt! Allein, hatte er geglaubt, daß er es mit einem Herzen zu thun hätte, das sich zum Spielwerk seiner Launen herabwürdigte, so kannte er die edle Fürstentochter durchaus nicht — sie war es jezt, die auf ihrem Entschluß beharrend, standhaft jede Bewerbung von sich wies. Jezt trat das Fräulein auf, und begünstigte in schöner Aufopferung, ihre eigene Leidenschaft bekämpfend, die der Freundin. Noch war der Schritt zurück in die Welt möglich, allein die Prinzessin that ihn nicht; sey es, daß sie einen zu tiefen Blick in das Herz der Männer gethan, sey es, daß die Gottesstille hier im heiligen Beruf ihrer Seele Bedürfniß geworden: der Fürst erreichte seine Zwecke nicht, und nachdem er zwei edle Herzen muthwillig zertreten, gab er sich der Welt und den wildesten Zerstreuungen hin. Nicht lange darauf gelangte er zum Thron, den er jedoch

nicht geziert hat. Nicht wahr, mein Herr, eine traurige Geschichte, aber erquicklich für den an's Edle haltenden Glauben. So sind dann die Freundinnen vereint geblieben, denn selbst die Verheirathung der Landräthin hat kein störendes Zwischenband geknüpft.“

Man hörte jezt eine Glocke ertönen, die Erzählerin erhob sich eilig, ihr Husten befiel sie von Neuem und zwar heftiger. „Da soll ich nun singen,“ keuchte sie, „und habe meine Lunge bei Erzählung irdischer Armseligkeiten verarbeitet; doch der liebe Gott sieht eben nicht auf die Geläufigkeit einer guten Kehle, er wird sich einige heisere Töne schon gefallen lassen. Nun leben Sie wohl, mein gütiger Herr!“ Sie sagte dies mit besonderer Heiterkeit, nahm aus einem Schränkchen etwas Lebensbalsam auf Zucker, machte dann eine leichte Verbeugung und schwand aus der Thür hinaus. Eduard sah sie den Gang hinab wandeln, so gebeugt, daß das tiefherabhängende Haupt fast nicht zu sehen war; eine Magd trug ihr ein paar Notenbücher, eine Brille und ein Medikamentgläschen nach; als sie um die Ecke bog, stimmte sie schon einige Töne an. Man hörte Thüren gehen und bald traten hier und da aus den Zellen eben so alte wankende Gestalten, welche sich den Corridor hinab bewegten. Eduard sah ihnen mit Rührung nach, dann trat er in den Klostergarten

den eben der Mond, hinter den schwarzen Ahorngipfeln sich erhebend, mit klarem Licht füllte. Er wählte sich ein ruhiges Plätzchen; die Geschichte, die er eben von der Nonne vernommen, beschäftigte ihn auf's angelegentlichste; es war ihm, als hätte die Erzählerin einen bedeutenden Umstand verschwiegen, wenigstens konnte er das Gehörte mit den einzelnen Zügen des Gemäldes nicht vereinigen, das er sich nämlich entworfen hatte, und welches auch zum Theil seinen Ursprung früher ihm zu Ohren gekommenen Gerüchten verdankte. In diese und ähnliche Gedanken vertieft, mochte er eine Weile regungslos dagesessen haben; als er jezt den Blick erhob, erstaunte er nicht wenig, nicht weit von seinem Platze im Dämmerlichte des Mondes vor einem Heiligenbilde nach der Mauer hin eine weibliche Gestalt knieen zu sehen, den Rücken ihm zuwendend. Ruhig auf seinem Posten verharrend, wartete er den Zeitpunkt ab, wo sich die stille Beterin erheben würde, und als dieses geschah, zeigte es sich, daß es keine Nonne war, ihr Gang, ihre Gestalt hatten Jugend und Anmuth — als sie sich vom Bilde entfernte, warf sie einen flüchtigen Blick zurück und Eduard erschrack heftig, denn er glaubte Magdalenen erkannt zu haben. In diesem Momente tauchte die ganze schmerzvolle Zeit seines Lebens neu in seinem Innern auf; er fühlte sich von den

widersprechendsten Gefühlen auf das Heftigste bewegt, dazu erschien ihm der Garten, die Giebel und Thürme des Klosters, der ferne Gesang der Nonnen, Alles fremd und traumartig; er gestand sich, daß es ihm erst jezt gelungen sey, einen tiefern Blick in das Leben einer schönen stillen Frauenseele gethan zu haben; Rührung und Verehrung erfaßte ihn, und das kleinste flüchtigste Gefühl im Gemüthe jener Edlen erschien ihm heilig und unantastbar. Konnte es nicht auch seyn, daß Magdalena sich rechtfertigte? Lebte sie wirklich hier in der Nähe und im Umgang mit Frauen, wie die Aebtissin und Landräthin es waren? Fanden diese sie ihrer Achtung, ihrer Liebe würdig, konnte sie wohl die schwarze Heuchlerin seyn, die sie ihm dünkte? Dann trat wieder des Fürsten Bild vor seine Seele und von Neuem überwallte ihn Bitterkeit. Mißmuthig und mit sich im Kampfe verließ er den Garten.

Als er am Morgen darauf in seinem Gasthof erwachte, störte ihn ein anhaltendes Geräusch von Stimmen, die erhizt und laut durcheinandersprachen, sie alle aber übertönte der derbe Organ des corpulenten Gastwirths. Er öffnete das Fenster und blickte auf eine Gruppe von Menschen herab, die einen Reisewagen umstanden, in welchem sich eine Dame befand, die im Wagen stehend durch ihre Gläser unruhig die sie umgebende Menge

musterte. Auf Eduard's Wink bewegte sich der schwerfällige Mann herauf und begann oben sein Klaglied. „Der Teufel halte es länger aus! Wahrlich, jezt ist's Zeit, daß die Obrigkeit von Rechtswegen einschreitet, so lange sie im Gebirge ihr Wesen trieben, konnte unser einer es noch ruhig ansehen; doch nun kommt das Gezüchte am hellen lichten Tage aus seinen Spelunken hervor, um durch seine Predigten dem Dienstgesinde, das durch die Reisenden so schon verdorben ist, vollends den Kopf zu verrücken. Gestern noch ist mir eine Magd davon gelaufen, und heute hör' ich, daß die leichtfertige Person bereits getauft ist und predigt." — „Wer ist die Dame im Wagen dort," fragte Eduard. „Das ist ja eben, weßhalb ich zanke," erwiderte der Geplagte. „So eben ist diese ausländische Frauensperson angefahren; obgleich sie keine Handvoll verständliche deutsche Worte bei sich führt, so wird sie doch gleich zu predigen anfangen, geben Sie nur Acht, und ich alter Esel muß stehen und mir den Unsinn über die Nase laufen lassen, ohne mich rühren zu dürfen." Eduard besänftigte den unglücklichen Mann so gut es gehen wollte, er stieg mit ihm herab und mischte sich unter die Menge. Die Dame hatte ihren Wagen verlassen; sie näherte sich einer Gruppe von Mägden, die am Ufer des Baches mit Waschen beschäftigt waren, und die bei ihrem

Erscheinen die Arbeit ruhen liessen, um neugierig aufzublicken. An einem vorspringenden breiten Steine blieb die Prophetin stehen, und grüßte mit dem Zeichen des Kreuzes den sie einschließenden Kreis, dann wandte sie sich zu den Wäscherinnen und fragte mit einer sanften aber eindringlichen Stimme: „Was macht ihr da?“ Ein hübsches blondhaariges Kind von sechzehn Jahren unter den Mägden sah ihr erstaunt in's Auge und erwiderte endlich zögernd: „Wir waschen unsre Kleider, gnädige Frau!“ — „Nun wohl,“ fuhr jene in gebrochenem Deutsch fort, „ihr reinigt eure Gewänder, aber habt ihr auch daran gedacht, eure Seelen von der Befleckung der Sünde zu reinigen? Täglich sorgt ihr, daß diese Fetzen in ihren ursprünglichen reinen Zustand zurückkehren, weil ihr euch schämen würdet, vor der Gemeinde in Kleidern zu erscheinen, denen der Staub des Tages anklebt; wie, und ihr sorgt nicht, ihr bedenkt nicht, daß der Herr euch täglich und stündlich sehn muß, mit euren befleckten staubigen Seelen! O ihr Unbesonnenen, so ist euch also das irdische Kleid, das morgen in Lumpen zerfällt, lieber als eure unsterbliche Seele, der Gott ein ewiges Leben zugesagt hat!“ In diesem Styl bewegte sich nun die Rede weiter fort, es fehlte ihr nicht an Feuer und Begeisterung, und die Wirkung, die sie hervorbrachte, war nicht gering, wenigstens zeigte

sich besonders bei den Schlußworten: „der Herr spricht zu euch, ihr Verirrten, gehet hin und lasset euch taufen!“ eine allgemeine Bewegung zu Gunsten der Rednerin. Sie bestieg den Stein am Ufer und indem sie sich in erhobener Gestalt der Menge zeigte, fielen einige der Mägde auf die Kniee, indem sie laut einige Psalmen absangen. Jezt drängte sich der Wirth unwillig in den Haufen. „Madame!“ rief er zu der Prophetin hinauf, „ich weiß nicht, wer Sie sind, noch was Sie wollen; doch das weiß ich, daß es nicht erlaubt ist, fleißige, arbeitsame Leute von ihrem Geschäft zu locken und zu Müßiggängern zu machen! Gehen Sie in's Gebirge zurück, Madame, dort können Sie mit den übrigen Propheten Ihr Wesen treiben, allein hier im Umkreis meines Gasthofes leide ich nun einmal dergleichen nicht, haben Sie's gehört?“ — Er wandte sich zu gehen, doch in dem Moment rief die Prophetin von ihrem erhabenen Standpunkt ein lautes Wehe über ihn aus. „Leidet es nicht, ihr frommen Leute,“ tönte ihre Stimme, „daß der bösartige Mann euren Glauben und eure Gesinnung antaste! Ich sage euch, er ist es, der eurem Seelenheil entgegenarbeitet, euch durch knechtischen Frohndienst niederdrückt, damit er des höllischen Mammon's mehr im Kasten habe. Ja, ja! ihr alle kennt diesen Mann, der aus der Fremde hergekommen

ist, sich durch euren Schweiß, durch euer Blut zu bereichern. Habt ihr ihn wohl jemals in einer Kirche gesehen? weder in der unsrigen noch sonst einer?“ — „Donnerwetter!“ brüllte der Gastwirth, „soll einem da nicht die Geduld ausgehen! Mir dergleichen! jezt wird's zu arg! Ist Sie selber nicht eine fremde hergelaufene Person? Mache Sie auf der Stelle, daß Sie fortkommt, oder ich hole vom Kloster den Polizei-Amtmann herüber.“ Kaum waren diese Worte ausgestoßen, als die Bewegung in der Menge plötzlich sehr stark wurde; die Weiber und ein großer Theil der Männer schlossen die Prophetin ein, die, von ihrem Rednerplatz niedersteigend, sich langsam im Schutz ihrer handfesten Garde zum Wagen zurückzog. Als jezt die Knechte aus dem Gasthof auf Befehl ihres Herrn hervorstürzten, entstand um den Wagen herum ein ziemlich heftiges Gefecht, bei welchen derbe Knittel und noch derbere Dreschflegel den Streitenden um die Ohren sausten. Eduarden, der unterdeß den Amtmann herbeigerufen hatte, gelang es endlich, Ruhe zu schaffen; die Prophetin bestieg wieder ihren Wagen, nachdem sie Geld und kleine Geschenke ausgetheilt hatte, und fuhr im Triumphe, von dem ganzen Haufen Landleute begleitet, wieder in's Gebirge zurück. Der Gastwirth warf sich ermüdet und fluchend auf die Bank vor seinem Hause nieder, indem er sich von seiner Tochter

eine unbedeutende kleine Verwundung am Arm verbinden ließ, Eduard und der Amtmann traten zu ihm, ihn tadelnd über seinen eben so zwecklosen als blinden Eifer. „Bedenkt," rief der letztere, „bedenkt doch, Herr Gevatter, daß Ihr das Wespennest nur noch mehr gegen Euch aufbringt, je toller ihr mit beiden Fäusten hineinschlagt; Ihr allein werdet doch nichts ausrichten. Diese predigenden Weiber sind nicht ohne Rückenhalt, es stecken vornehme Personen im Spiele; leicht könntet Ihr Euch bei dem dummen Strauße eine blutige Nase holen, ohne nur das Mindeste auszurichten; laßt lieber andre Leute dem Unwesen steuern, die ihre Meinung mit mehr Gewicht durchsetzen können." Der Gastwirth sprang auf. „Ich habe Euer Wort, Amtmann!" rief er; „Ihr habt so eben das Treiben dort im Gebirge ein Unwesen genannt, dieser Herr ist Zeuge; wohlan, Ihr werdet mir auch bei Gerichte beistehn, wenn es zur öffentlichen Anklage kommt, denn klagen will ich und das lieber heute als morgen." Der Amtmann trat einen Schritt zurück. „Ich habe nichts gesagt, nichts, als daß Ihr ein unvorsichtiger, thörichter Mann seyd, der in sein Unglück rennt. Was gehen Euch die Leute an? Laßt sie euretwegen taufen, wiedertaufen und predigen so viel sie wollen. Wäret Ihr ein gescheidter Mann, so könntet Ihr noch Nutzen ziehen. Schlagt Euch zur Sekte, beherbergt einige

Propheten, die Hauptschreier, in Euern vier Pfählen, und Ihr sollt sehen, welchen Zulauf Ihr erhaltet, besonders wenn es Euch gelänge, den Herrn Leonhard zu fangen; allein Ihr wollt von den Fortschritten der Zeit nie etwas wissen. Obgleich ein Fremder und noch ein ziemlich rüstiger Mann, seyd Ihr doch wie die alten Klostermauern dort. Ich habe es Euch unten in der Schenke schon manchesmal beweisen wollen, ein Gastwirth heutzutage ist die glückseligste Creatur; die große Masse von Reisenden, die täglich und stündlich auf unsrer Weltkugel in Bewegung sind, muß, wenn er es recht anzufangen weiß, immerdar an seinem Häuschen vorbei und dort Wolle lassen. Ich meine mit dieser Wolle nicht immer klingende Münze, die ist freilich nicht zu verachten, sondern auch klingende neugeprägte Ideen, die heutzutage sich augenblicklich in Münze umsetzen lassen, wer es versteht. Habt Ihr Euer Häuschen an die rechte Stelle angelegt, so ist's gleichsam ein Filtrirsack, durch den der Canal des öffentlichen Lebens geht, und in dem die Quintessenz der Meinungen, welche grade die Welt beherrschen, für Euch stecken bleibt; allein da müßt Ihr nicht selbst unklug einen Damm vorbauen wollen. Eure Kunst besteht darin, mit jedem Reisenden, weß Alters und Standes er ist, mitzureisen, und da müßt Ihr's so weit bringen, daß Jeder, er mag wollen oder nicht,

Euch in seinem Felleisen mit einpacken muß. So seyd Ihr in London, Paris, Spitzbergen, Tunis, überall, und habt am Ende nur den Weg von einem Ende der Wirthstafel zur andern gemacht. Fällt ein sogenanntes Weltereigniß vor, so hat man's immer zuerst bei Euch gehört; zwischendurch könnt Ihr auch berühmte Männer reisen lassen; ist's auch gelogen, so schadet es doch nichts; fragt man nach ihnen, so heißt's: so eben sind sie wieder fortgereist. Diese Sekte nun im Gebirge wäre für Euch, wenn Ihr's anzufangen wüßtet, ein gefüllter Beutel täglich. Habt Ihr denn noch nichts von den St. Simonisten gehört? Wißt Ihr nicht, daß diese Leute auf Gemeinschaft des Geldes und der Weiber dringen? Geschwind, reißt Euer altes Schild, worauf der König Salomo sitzt, den doch Niemand eines Blickes würdigt, herab, und schreibt dagegen die Worte hin: Gasthof zu den St. Simonisten im Gebirge. Was thut's, wenn's nachher nicht wahr ist, die Leute, die einmal ihre Batzen in Euern Säckel abgeliefert, nehmen sie nicht wieder zurück. Oder Ihr könntet auch den Salomon geradezu zum St. Simon machen, der lange Judenbart macht die Sache äußerst wahrscheinlich! — Seht, da sind nun ein Dutzend guter Rathschläge; wollte Gott, Ihr nähmt sie an und kämt auf diese Weise zu Geld und Vernunft.“ Der Gastwirth hatte sich bei dieser Rede verdrüßlich

abgewendet; er hätte gern seinen alten Gevatter in Eduards Beisein zum Schweigen gebracht, doch feierte dieser nur zu deutlich einen für ihn schimpflichen Triumpf; sein Sieg schien völlig entschieden, als Eduard ihn sich zum Begleiter erbat, um noch diesen Vormittag einen Besuch im Gebirge bei der Sekte abzustatten. Als eben die Anstalten zu dem Gange getroffen wurden, erschien jedoch ein Bote aus dem Kloster, der von den Damen Grüße brachte und unsern Freund hinauf beschied.

Die Landräthin empfing ihn in ihrem Zimmer; sie saß am hohen Spitzbogenfenster, dessen eine Seite geöffnet war und den Anblick auf den schönsten farbigsten Blumenflor und im Hintergrunde auf die herrlichen Baumgruppen des Gartens darbot; ein einfacher grauer Teppich deckte den Steinboden, ein sauber behängter kleiner Altar, mit einer guten Copie der heiligen Cäcilie von Carlo Dolce, stand mit frischen Blumen geschmückt in einer Wandnische. Eduard fand seine Freundin besonders leidend, doch mild und beruhigend gestimmt; sie duldete mit Rührung seinen Handkuß und nöthigte ihn neben sich. Das Gespräch verbreitete sich über die Ereignisse dieses Morgens beim Gasthof; mehrere Umstände, die dabei zur Sprache kamen, gaben Gelegenheit, jener Sekte, die sich erst seit kurzem gebildet hatte,

zu erwähnen. Eduard that seinen Entschluß kund, jene, ihm interessanten Leute aufzusuchen; doch verschwieg er nicht, daß er fürchte, dem Fürsten zu begegnen, den er unter ganz andern Verhältnissen gekannt. Die Landräthin rieth dazu, ihm unbefangen und mit Vertrauen wieder nahzutreten. „Er ist nicht schlecht," setzte sie hinzu, „aber er ist schwach, und Schwäche ist oft schlimmer, als Schlechtigkeit, bei einem Regenten gewiß. Der Wille beherrscht die Völker, dem festen Willen ist nichts unmöglich, aber der Schwache, Wankelmüthige stürzt sich und Andre in's Verderben. Die moralische Schwäche eines Herrschers ist das wahre Uebel der Völker, der Stoff zu Revolutionen." Eine Pause entstand, während sie mit Lächeln einen Blick auf ihre Kleidung und Umgebung richtete, dann fuhr sie fort: „Betrachten Sie, verehrter junger Freund, diese Tracht, die Wahl dieses Aufenthalts nicht als ein Ergebniß eitler Schwärmerei. Das Leben hat mich in eine ernste Schule genommen, ich bin überall auf das Wirkliche, Wahre aufmerksam gemacht worden, und so haben die Kräfte meines Gemüths sich nie der Leitung jenes praktischen Verstandesprinzips entrissen, dem die Schwärmer gleich zuerst entlaufen. Betrachten Sie vielmehr diese Kleidung als ein Sterbekleid, dieses Gemach als ein Sterbezimmer. Ich fühle es, daß ich bald mein Leben

beschließen werde; auch mein Arzt macht mir kein Geheimniß daraus. Nun wohlan, mein Gelichter, einer Sterbenden nimmt man nichts übel; so hören Sie an, was ich für Ihre Zukunft mir vorgebildet habe! Doch zuerst ein Vorwurf. Sie haben einem schönen weiblichen Herzen, das für Sie empfand, schmerzlich Unrecht gethan, Sie haben sich von Magdalenen entfernt —" Eduard war überrascht, er wollte antworten, doch die Dame fiel ihm in's Wort: „Ich weiß, was Sie sagen wollen. Nicht das Fräulein, nicht Sie, ein unglückliches Mißverständniß, will ich annehmen, trägt die Schuld; doch ein Wort aus meinem Munde kann Sie über viele und große Zweifel hinwegheben: Magdalena ist des Fürsten Lothar Schwester!" Sie hielt inne und suchte fragend den Blick des jungen Mannes, der verwirrt und im Innersten befangen zur Erde blickte. Die edle Dame fühlte, daß sie zu weit gegangen war und schmerzlich eine Seite berührt hatte, die auf alle Weise zu schonen sie sich vorgenommen. Ihr gekränkter Freund konnte Absicht und Plan vermuthen, darum reichte sie ihm versöhnend die Hand. „Bedenken Sie," rief sie mit sanfter Stimme, „daß eine Sterbende zu Ihnen spricht; wenn man bereit ist, in eine bessere Welt überzugehen, so wird man nicht zulezt den Saamen weltlicher Klugheit und Berechnung ausstreuen. Meine Absicht

war nur, zwei würdige Gemüther zu entäuschen. Jezt haben Sie mein Vermächtniß in Händen, schalten Sie damit wie Sie wollen; oder soll ich Ihnen jezt noch die Bilder Ihrer Zukunft aufstellen?“ Eduard erröthete und das Lächeln der alten Dame brachte ihn vollends aus der Fassung; er fühlte sich nicht wenig erleichtert, als das Glöcklein der Pförtnerin einen Besuch meldete. Man hörte im Corridor gehen, Wagen fuhren in den Hof und bald darauf erschien Schwester Cordula mit einem freudeglänzenden Gesicht, indem sie rief: „Eure durchlauchtige Schülerin, liebe Schwester, ist angelangt.“ — „O Himmel,“ rief die Landräthin, „auch das noch! selbst diese Freude noch!“ — Sie erhob sich, doch der Arzt trat ein und meldete, daß die Prinzessin sich erst nach einigen Stunden den Empfang ausbitte. „Welche Grausamkeit!“ entgegnete die Kranke, „diese Stunden, die ich nun warten muß, werden mir schädlicher seyn, als die Freude, meine geliebte Rosalie jezt gleich zu sehen; man führe mich nur zu ihr.“ Der Arzt zuckte die Achseln, er gab einen Wink, die Thür öffnete sich und in derselben zeigte sich die Prinzessin; sie kam der Landräthin, die ihr eine ehrfurchtsvolle Verbeugung machen wollte, zuvor und küßte, sich tief herabbeugend, ihr die Hand, dann leitete sie sie selbst zum Polsterstuhl zurück. Alle Anwesenden,

Eduard am meisten, theilten die Rührung des edlen Paares. Die Fürstin wandte sich zu ihm, doch indem sie einige freundliche Worte mit ihm wechselte, schien es, als zuckten, während sie sprach, schmerzliche Erinnerungen um ihre Lippen, die sie mit Gewalt niederkämpfte. Als man die Aebtissin anmeldete, entfernte sich unser Freund, um beim Kasse einer so glücklichen Vereinigung nicht störend einzuwirken. —

Als er auf seinem einsamen Zimmer angelangt war, rasch ihn das aufgeregte Gefühl hinaus in die frische duftende Waldnacht, welche sich nach Westen hin, bis an den Fuß des Gebirges ausdehnte. Er konnte sich's nicht ableugnen, die Eindrücke, die jetzt sich seiner bemächtigten, fanden sein Herz um vieles gewappneter, sein Inneres ausgebildeter; dennoch war ihm der Gedanke fürchterlich, Magdalenen jetzt wieder zu begegnen, um ihr sein Unrecht abzubitten, ein Unrecht, das sich bei ihm noch nicht als völliges Unrecht zeigen wollte. Die Vermuthung stieg in ihm auf, Magdalena könne die Tochter der Landräthin sein; doch dann schien der Umstand zu widersprechen, daß weder in des Barons, noch Ottfrieds Aeußerungen jemals, wenn auch die leiseste Andeutung, auf ein Verhältniß der Art vorgekommen war. Cordulas Worte ließen freilich noch eine andre Deutung ahnen und dieser einen Schein

von Gewißheit zu geben, war die wunderbare Aehnlichkeit auf dem Altarbilde wohl geeignet; allein konnte hier nicht ein Spiel der Phantasie herrschen? Trotz dieser widerstrebenden Gefühle, die ihn von Magdalenen entfernten, erschien ihm dennoch ihre Gestalt im rührendsten Zauber; er war bereit, sie zu entschuldigen, ihr Wirken groß und trefflich zu finden und nur sich anzuklagen, daß er mit Absicht gefärbte Gläser seinem Auge verschiebe. Mit diesen unglückseligen Zweifeln, leider seinem Charakter eigen, marterte er sich wohl mehr als eine Stunde. Indeß hatte er den Weg, den er eingeschlagen, willenlos verfolgt und der brachte ihn jezt an den Ausgang des Wäldchens, wo sich dem Blick ein reizendes kleines Thal, hart von Bergen eingeschlossen, von einem Flusse durchschnitten, zeigte. Am Ufer des Wassers erhob sich eine Reihe einfacher, aber freundlich erbauter Wohnungen, halb von blühenden Sträuchern und üppigen Baumgruppen versteckt. Unter einem vollblättrigen Ahorn befand sich eine Bank und über derselben am Strome eine Inschrift befestigt, welche die Worte: Arbeit, Ruhe, Erkenntniß, enthielt. Eduard dachte über diese Worte nach, und sie schienen ihm einen Widerspruch zu enthalten; denn wer arbeitet, ruht nicht, und wer Erkenntniß sucht, wird nie ruhen dürfen. Ermüdet ließ er sich auf die Bank nieder. Nicht

auge, so erschien ein Mann in höchsteinfacher Kleidung, mit einer strengen, doch nichtsbedeutenden Miene. Er grüßte ohne den kleinen grauen Hut zu lüften und wollte eben seinen einsamen Spaziergang fortsetzen, als ein Gezänk vom Ufer des Flusses herüberscholl und seine Aufmerksamkeit rege machte; er lenkte jetzt unverzüglich seine Schritte dorthin und Eduard entschloß sich, ihm zu folgen. Auf dem grünen Plätzchen am Flusse hatten sich einige Leute in derselben Tracht und von demselben Ansehen versammelt; in ihrer Mitte bewegte sich eine kleine verwachsene Figur, mit einer spitzigen, stark gerötheten Nase und lebhaften Augen; sie schien sich eben über etwas heftig beklagt zu haben, denn noch drückten die Gesichter des einen Theils der Zuhörer Unwillen, des andern Theils Theilnahme und Verwunderung aus. Kaum gewahrte der kleine Mann den einsamen Spaziergänger, als er auf ihn zusprang und ausrief: „Nun kommt ja der Herr Johannes, der wird doch Vernunft annehmen, wenn man ihm die Sache genau erklärt. Liebwerthester Herr Johannes," setzte er seine Rede fort, „der Fall ist dieser: Ihr wißt, wie ich in die Gemeinde kam, war ich so arm wie eine Kirchenratze, oder wie ein Fürst, dem die Stände seine Einkünfte genommen haben; ich besaß nichts weiter, als meine zehn Finger, den Fingerhut, meine Scheere

und ein paar papierne Maaße, damit hab' ich denn redlich zum Besten der Menschheit hier das Meinige beigetragen, gepredigt, gerauft und hie und da einige schadhafte Kleidungsstücke meiner Mitpropheten zu Glauben und Vernunft zurückgebracht. Jezt aber stirbt mir eine Muhme, die im Gebirge wohnte; ich erfahre heute die willkommene Nachricht, daß die Gute mir eine kleine Erbschaft ausgeworfen hat; so wie nun diese Post bekannt wird, sammeln sich diese Spitzbuben um mich und jeder besteht darauf, seinen Antheil von der Erbschaft einzukassiren. Eine verteufelte Geschichte! Wären Sie nun, Herr Johannes, nicht zum Glück ein gescheiter Mann, so könnten mich diese verdammten Propheten noch um das Meinige bringen." Johannes nahm bei diesen Worten eine ernste Miene an; er stand mit verschränkten Armen da und betrachtete sich die Gruppe mit finstern Blicken. „Bruder Roland," hub er endlich an, „Du weißt, daß kein Bruder bei uns mehr, als der andre besitzen darf." — „Großen Dank!" rief der Zurechtgewiesene; „dergleichen käme mir eben recht. Ich für meinen Theil hatte immer die Absicht, nur so lange ein Bruder zu seyn, als des Herrn Leonhard Einkünfte hinreichten, uns alle hier gemächlich zu halten; hab' ich aber mein Schäfchen im Trockenen, wie ich's jezt nachweisen kann, so müs-

ich ja ein Narr sein, hier täglich ein paarmal im kalten Wasser herum zu schwimmen und Predigten anzuhören, die nur das Gehirn auf Lebenszeit schief stellen. Nein, so haben wir nicht gewettet! Ich mache Euch mein aufrichtiges Compliment, Herr Johannes, oder wie Ihr sonst heißen mögt, schnüre mein Bündel, nehme den Erbyfennig meiner guten Mahme zwischen die Zähne und werde, wenn ich aus diesem verteufelten Gebirge heraus bin, noch wie vor mein redliches Gewerbe." — „Roland, Roland!" rief Johannes, „Du vergissest, daß Du bereits durch die Taufe einer der Unsrigen geworden bist." — „Was Taufe!" schrie der Schneider, „man hat mich ganz wider meinen Willen unters Wasser getaucht! Ich bin, wie Ihr seht, ein kleiner und dazu schwächlicher Mann, und der Bruder Ehrenreich ist stark und gewichtig, wie ein Hochbaum; ist's da ein Wunder, wenn ich arme Maus zum bösen Spiel machte?" — „Gleichviel!" riefen mehrere Stimmen, „Du gehörst jetzt zur Gemeinde und darfst nicht fort, das Erbtheil deiner Mahme eben so wenig." — „Alle Teufel über Euch! Das will ich doch einmal mit ansehen, ob Ihr dergleichen durchsetzen könnt. Auf der Stelle gehe ich zu dem Herrn Leonhard selbst." Er machte Anstalten, den Kreis zu durchbrechen, als mehrere Stimmen plötzlich: Stille! riefen. „Gebt Platz!" befahl Johannes; „tretet bei Seite, die

Taufkinder kommen! Räumt den Platz am Fluß! kein weiteres Gezänk unter Brüdern!“ — „Schöne Brüder!“ brummte der Schneider; „Gesindel aus dem Zuchthause freigegeben, vom Galgen abgeschnitten, mit Ruthen ausgedroschen, zu nichts weiter nutz, als mit ihren Leibern den Fluß zu stopfen.“ Er trat scheltend bei Seite und schloß sich Eduarden an, den er vom Scheitel bis zur Sohle prüfend ansah. Der Platz am Fluß war jezt leer, eine geistliche Musik ertönte und paarweise sah man einen kleinen Zug sich dem Wasser nähern. Es waren Leute darunter von ziemlich verdächtigem Ansehen; sie trugen eine Art langer geschwärzter Gewänder, mit denen sie in's Wasser stiegen, dabei wurden einige Stellen aus den Evangelien vorgelesen; nach einer Pause fiel wieder der Gesang ein und ein grosser dickleibiger Mann zeigte sich geschäftig, die Handlung der Taufe nicht eben mit viel Geschicklichkeit und Schonung zu vollziehen. Der Schneider ließ nicht nach, während der heiligen Handlung seine spöttischen Bemerkungen zu machen; er suchte Eduards Aufmerksamkeit auf die stählosen stumpfen Physiognomieen der Leute, welche die Taufe empfingen, zu lenken. „Was nutzt,“ rief er, „bei solchem Volke Lehre und Ermahnung? im Gegentheil, ihr Zustand wird nur um Vieles schlimmer und bedenklicher; denn waren sie früher nur simple Böswichte, so

stempelt man sie jetzt zu Heuchlern. Doch es scheint mir, mein Herr, daß Ihr Interesse an dem Schauspiel findet; wahrscheinlich seht Ihr's aus dem Standpunkte der Belehrung an und da muß es allerdings einige Ausbeute liefern. Wenn es Euch gelegen ist, so will ich Euch in das Versammlungshaus führen, wo auch die gemeinschaftlichen Mahlzeiten gehalten werden. Ihr mögt Euch auch dort umsehen."

Eduard folgte dem kleinen Mann, der erzählend und erklärend ihm vorschritt, in ein freundliches, ziemlich großes Gebäude und zwar in einen großen Saal, wo mehrere Kranke und Hülfsbedürftige versammelt waren. Dieselbe Frau die den Zorn des Gastwirths so sehr gereizt hatte, ging hier, von einer Begleiterin gefolgt durch die Reihen, Medikamente und Brod vertheilend; als ein Glöckchen ertönte, sank sie an die Kniee und verrichtete ein kurzes Gebet. In einem zweiten Saale befand sich eine Versammlung, und ein ehrwürdig aussehender Mann, in einfacher Kleidung, gab seinen Zuhörern Ermahnungen und Lehren. In seiner Rede kam viel vor über die Armuth und Glückseligkeit, über die Demuth und Bescheidenheit, im Gegensatze zur Welt und dem eiteln beschäftigen Treiben. Der blasse friedliche Mann schien es aus dem Grunde seines Herzens ehrlich zu meinen; er war wohl

ſelbſt einer von denen, die einen bittern Kelch bis auf die Hefe hatten leeren müſſen, die ihr armes blutendes Herz nun mit haſtiger Heimlichkeit verſtecken, damit Niemand merke, wie ſie ſelbſt bis zum Tode ſich matt gerungen haben, um ſo klar und freundlich vom Frieden zu ſprechen. Eduard ſah in das blaſſe blaue Auge des Mannes, es ſchien ihm, als wolle es jeden Augenblick brechen. Um die Wangen, um die feinen Lippen ſpielte ein ſo bittendes Lächeln, als wolle es ſagen: Was ich predige, ſind gebrochene Herzen, und womit ich tröſte, iſt Blut; aber haltet nur ſtille der Ruhe, einmal iſt es doch aus; auch die härteſte Bruſt fällt in Aſche, und ein kühler Hügel wird drauf gedeckt. Roland konnte am Ende der Rede ſeine Rührung nicht verbergen. „Der Menſch bleibt doch eine ſchwache Creatur,“ ſagte er; „Ich weiß nun, daß es mit all dieſen herzbrechenden Worten nicht recht richtig beſchaffen iſt, und demnach kann ich ihnen mein Thränlein nicht verſagen. Sollte man nicht glauben, es wäre ein wahres Labſal, ein Hungerleider zu ſeyn, ſo rührend, ſo wahrhaft bezaubernd wird einem das liebe Elend dargeſtellt. Wahrlich, wenn die Erbſchaft meiner guten Muhme nicht gekommen wäre, ich weiß nicht, ob ich mich nicht entſchloſſen hätte, bei dieſen närriſchen Leuten die noch übrige Zeit meiner Jugend zuzubringen.“

Eduard verließ mit seinem Gefährten den Saal und sie betraten jezt die Arbeitsstuben, wo Reinlichkeit und Ordnung zu herrschen schienen; von hier ging es in andere Gebäude, die zu den Bedürfnissen der Sektirer mit großer Eilfertigkeit eingerichtet waren. Am Schlusse dieses ziemlich bedeutenden Spazierganges wollte sich Eduard seinem Führer erkenntlich beweisen; doch er lehnte jedes Geschenk ab und rief mit Pathos: „Keinen Dank, mein Herr! Ich habe sogleich beim ersten Blick gesehen, wen ich vor mir hatte. Wir Schneider haben einen scharfen physiognomischen Blick, und da wir selbst die Schöpfer unserer Physiognomieen sind, so trügen wir uns selten. Ein solcher Rock, mein Herr, und die Weise, wie Ihr ihn tragt, kann nur einen Mann von Welt und Bildung anzeigen, und nicht wahr, ich habe recht? Doch ehe Ihr diese Häuser verlassen wollt, muß ich Euch auf jenes kleine, unscheinbare Gebäude aufmerksam machen. Es ist nichts Geringeres als ein fürstlicher Palast, obgleich sein Bewohner nichts davon wissen will, daß er einmal über Land und Leute regiert hat. Ihr lächelt? und dennoch ist's buchstäblich so. Dort wohnt unser Herr und Meister, der Bruder Leonhard, oder wie er mit seinem eigentlichen Namen heißt, der Herzog Leonhard. Wenn Ihr ihn sehen wollt, so müßt Ihr Euch erst an seinen Leibbarbier wenden, der

jezt die oberste Person ist; auch müßt Ihr Euch fein in Acht nehmen, daß Ihr den Herrn Leonhard nicht etwa mit „Euer Durchlaucht" oder dergleichen anredet; er würde Euch dann unfehlbar den Rücken zuwenden. Sprecht mit ihm wie mit einem alten Bekannten, das wird er am liebsten hören. Jezt lebt wohl! Ist's Euch gelegen, so spreche ich auf meiner Reise nach der Erbschaft wohl bei Euch im Wirthshaus an." Er ging, und Eduard blieb allein vor dem bezeichneten Häuschen stehen. Es war Abend geworden; die Sonne ruhte in einem Meer von Purpur; einzelne leichte Wolken flogen über den reinen Abendhimmel und trugen die Geister des Schlafes und Friedens zur müden Erde nieder; eine weitverbreitete Stille herrschte, die nur der einsame Ton des Klosterglöckchens unterbrach. „So also muß ich dich wiederfinden!" rief Eduard bei sich, „seltsamer, unglücklicher Mann, aus dem Palast, wo Reichthümer, Glanz und alle Genüsse der Erde dich umgaben, bist du freiwillig in diese niedere Hütte gezogen, bloß um den zürnenden Gott in deinem Busen zu beschwichtigen. Und hast du denn hier den Frieden gefunden?" Er wollte eintreten, an der Klingelschnur ziehen; doch ein Gefühl, gleich einem Schauder, hielt ihn ab. Im Hause wurde es laut, eine männliche Stimme sang ein einfaches geistliches Lied. In dem

Moment öffnete sich auch die Thür und der Fürst trat heraus. Er sah Eduarden lange an, gleichsam als wolle er sich auf eine längstvergessene Erscheinung besinnen; dann trat er freundlich auf ihn zu und bot ihm die Hand. Sein Aeusseres hatte sich bis zum Unkenntlichen verändert, das Feuer der Augen war erloschen, die Wange schmal und eingefallen, der sonst edle kräftige Körperbau gebeugt und abgehärmt. „Sieh da!“ rief er mit einem trockenen Lächeln, „ein Freund aus der Welt, so bekannt und doch wieder so unbekannt; allein es kommt wohl aus dem Grunde, weil Sie die Maskentracht noch tragen, die ich schon abgelegt habe. Seyn Sie mir willkommen, treten Sie ein.“ Als Eduard die Stube betrat, zeigte sich am Eingang ein grosser untersetzter, finster schauender Mann, der, die Hände auf dem Rücken, mit langen Schritten auf und abging. Bei Oeffnung der Thür wandte er sich rasch um und fragte mit rauher Stimme: „Was soll das heißen — wie kommt der fremde Mensch hier herein?“ „Er ist mein Bekannter und Freund,“ antwortete der Fürst, „und kommt mich zu besuchen.“ — „So soll er draußen warten, bis ich ihm befehlen werde einzutreten.“ Eduard war ungewiß, was er zu dieser unerwarteten Begrüßung sagen sollte; er war eben im Begriff, die dreiste Unverschämtheit dieses Empfangs mit einigen

verweisenden Worten zu rügen, als ein Wink des Fürsten ihn zu schweigen bat. „Elias!“ rief dieser, „wie bist Du nun heute wieder so streng. Gönnst Du mir nicht diese kleine Erheiterung, mit einem Freunde aus frühern Tagen zu plaudern?“ — „Erheiterung?“ tönte die höhnende Antwort; „ja freilich, es ist sehr nöthig, daß das alte sündige Leben wieder beginne; diese saubere Erheiterung mit liederlichen Mädchen und gottlosen Freunden! Kurz und gut, ich will, daß der Fremde sich entferne, er stört unsere Uebungsstunde.“ „Elias!“ entgegnete der Herzog, und sein Antlitz deckte Blässe. „Das sagst Du mir, mir in Gegenwart dieses Mannes!“ — „Ja, Euch, — Euch sage ich's, und wollte Gott, die ganze Menschheit hörte es mit an, so würdet Ihr endlich einmal in Euch schlagen und den verdammten Hochmuthsteufel fahren lassen. So also haben meine Ermahnungen, meine guten Lehren gewirkt? Ich sehe, mit weit größerer Strenge muß ich Euch behandeln, sonst ist doch Alles umsonst gewesen.“ „Das geht zu weit!“ schrie der Fürst. „Ich befehle Dir, sogleich dieses Zimmer zu verlassen.“ Der Barbier hörte diese Worte gelassen an, die Arme in die Seite stemmend, stand er eine Weile da, den Blick der kleinen grauen Augen scharf auf den Gegenstand seines innern Zornes gerichtet; dann wandte er sich rasch um,

packte einiges Geräthe, das auf dem Tisch lag, zusammen und ging stillschweigend an die Thür. „Wohin, Elias?“ rief der Fürst — „Euch verlassen,“ war die Antwort; „ich will es unserm Propheten sagen, daß Ihr jezt ein tugendhafter Mensch geworden seyd, der uns nicht mehr nöthig hat.“ — Der Herzog kämpfte sichtlich mit sich, dann eilte er auf den Abgehenden zu und rief: „Verlasse mich nicht, Elias, bleibe hier! Elias, vergib nur, wenn ich Dich beleidigt habe. Du hast vollkommen Recht, das Gespräch mit jenem Fremden konnte mich jezt nur zerstreuen — Sie sehen, liebster Freund,“ wandte er sich zu Eduard, „ich muß schon ein Uebriges thun und Sie bitten, sich auf ein halbes Stündchen zu entfernen; draußen im Vorgang finden wir uns wohl wieder.“ Eduard war froh, daß er den peinlichen Eindrücken, die der Anblick dieser Scene auf ihn verursachen, entgehen konnte, und eilte, das Wäldchen wieder zu erreichen, in dessen erquickenden Schatten er sich barg, indem er am Ufer eines einsamen Waldquells Platz nahm, sein Antlitz mit den Händen bedeckend. Der Sturm brauste über ihm, er hörte es nicht; ein Gewitter zog auf, Donnerschläge durchtönten den Hain, Blitze durchleuchteten ihn; er war so tief in die Bilder seines Innern versenkt, daß die äußern Erscheinungen machtlos an ihm vorüberrauschten. Erst

spät in der Nacht nahm er den Rückweg in den Gasthof.

Im Zimmer der Landräthin, die sich heute etwas wohler fühlte, hatten sich die Prinzessin und Aebtissin eingefunden; auch Eduarden war eine Einladung zugeschickt worden, und als er eintrat, erschien mit ihm jener blasse Mann im grauen Rock, den er im Gebirge hatte predigen hören. Die Landräthin hatte Nachrichten von ihrem Bruder erhalten, die beunruhigend lauteten. August war aus der Residenz verschwunden, und nirgends, auch nicht im Schlosse zu finden; man konnte nicht errathen, wo er herumschweifen möchte. Als diese Neuigkeiten noch besprochen wurden, hatte unterdeß die Aebtissin mit dem blassen Mann, den sie Bernhard nannte, einige Worte gewechselt, und drückte ihm jezt eine Rolle Geld in die Hände: „Thun Sie," sezte sie ihre Rede fort, „thun Sie mit dieser Summe, was Ihnen recht dünkt. Habe ich auch, was Ihre Sekte anbetrifft, meine eigenen von den Ihrigen abweichenden Ansichten, so besitzen Sie doch mein unbedingtes Vertrauen, und ich weiß, daß das Geld in Ihren Händen gewiß an seine Bestimmung gelangt." Der Mann erwiderte einige Worte, machte dann eine kurze Verbeugung und verschwand. „Theure Freundin!" rief die Landräthin, „sagen Sie mir doch, ich bitte, was ist

das für eine merkwürdige Physiognomie; wahrlich ein besonderer Charakter!“ — „Gewiß,“ erwiderte die Aebtissin; „zwar kenne ich den Mann wenig, doch genug, um ihn zu achten und mich von ihm angezogen zu fühlen. So viel ich vernommen, hat ihn vielfaches Unglück betroffen; seine Frau hat ihn verlassen; ein Freund hat sie und sein Vermögen entführt. Er ist ein Nordländer, darum schon von Natur zum Tiefsinn und zur Schwermuth geneigt. Wie ich höre, hat er sich lange zur Brüdergemeinde gehalten, von dort sich jedoch zurückgezogen und der Gebirge-Sekte angeschlossen. Es soll erschütternd seyn, ihn über die Pflichten des Christenthums, so wie er sie aufgefaßt hat, reden zu hören.“ Eduard bestätigte dieses und die Damen ließen sich nun von ihm jene Eindrücke beschreiben, welche er vom Besuch der Sekte mitgebracht, wobei er jedoch sorgfältig vermied, der unwürdigen Erscheinung des Fürsten zu erwähnen. „Ist es nicht eine betrübende Erfahrung,“ bemerkte die Aebtissin, „daß ein Gefühl, welches an und für sich nicht verdammlich ist, und recht gelenkt so viel Schönes und Edles zur Reife bringen kann, Anlaß geben muß zu so tiefen Verirrungen; ich meine die Schwärmerei. Wahrlich, wenn man hört, wie die Edelsten und Besten, die immerdar sich eines trefflichen Willens bewußt waren, so straucheln und fallen können,

welche Macht gibt einem dann Sicherheit, daß man selbst nicht dem Abgrund ganz nahe ist?" — „Wie meinen Sie das, Verehrte?" fragte die Landräthin. „Ich meine," entgegnete die Dame, „daß unsere menschlichen Begriffe nicht ausreichen, uns einen sichern Maaßstab an die Hand zu geben, und daß wir oft noch übler daran sind, wenn wir ein Gefühl, obgleich ein edles, walten lassen. Wo ist die Gränze, auf der sich eine ursprünglich reine Erscheinung in etwas Unreines, Sündhaftes verwandelt? Mir ist oft, besonders in lezter Zeit, der Gedanke gekommen, ob nicht die Liebe für das Klosterleben, die Neigung für dessen Pflichten und Opfer ebenfalls, etwas verdammlich Schwärmerisches an sichtrage?" — „Wie können Sie das glauben, theure Hanne!" rief die Landräthin rasch; „ich meine, wir sehen diese und ähnliche Verhältnisse, die die Zeit freilich verdammt, mit so geläutertem Auge an, daß sich wohl schwerlich grobe Irrthümer und Schwächen in unsere Klosterliebe mischen." — „Und dennoch!" entgegnete die Aebtissin; „gerade diese entschiedene Liebe ist gefährlich. Glauben nicht jene Leute im Gebirge ebenfalls, auf dem rechten Wege zu seyn? meinen sie nicht auf das Gewisseste, ihr Heil so und nicht anders zu finden? und wie grob, wie unnatürlich erscheinen uns ihre Irrthümer? Ich muß bei der Gelegenheit eines Ereignisses aus

meinem Leben Erwähnung thun, welches mich zuerst entschieden hat, nicht in die besprochene Auflösung unsres Klosters zu willigen, sondern meine kleine Heerde fortzuleiten, bis sie und mich der Tod von der Erde nimmt. Es ist nicht so lange her, daß jene merkwürdige Frau, die so viel von sich sprechen machte, gleichsam in einer Art geistlichen Triumphs über die Erde zog, ich spreche von der Verfasserin der Valerie. In jenen Jahren war diese Erscheinung doppelt merkwürdig; der allergrellste Unglaube, Religionsverachtung, dabei Krieg, Elend aller Art zogen mit ihren Schrecken durch die Länder, da erhob sich diese merkwürdige Schwärmerin und predigte das Kreuz mit einer Leidenschaft, einem Feuer, das Tausende mit sich fortriß. Ich war bis dahin in meinem Beruf glücklich und zufrieden gewesen; meine stillen Berge hatten mich geschützt gegen die seichte Aufklärungssucht, gegen Zweifel, Unmuth und innern Zwiespalt, ich war, wie es eben gehen wollte, mit mir selber fertig und einig geworden, die kleinen Kämpfe in meiner Brust waren beschwichtigt; jetzt kam auch zu mir der Beschluß der Regierungen, die Klöster aufzuheben, und ich erfuhr, daß auch dem meinigen dieses Schicksal ernstlich drohe. Diese Nachricht erschütterte mich auf das Heftigste, nicht als wenn der Gedanke mir neu gewesen wäre; ich hatte nicht bisher sorglos

müssen, um mit dem Geiste der Zeit so unbekannt zu bleiben; ich sah auch ein, daß die meisten Anstalten der Art nicht mehr vom kräftigen gesunden Athemzug des Glaubens und einer heiligen Gesinnung belebt, nur zwecklose, jedem Staate sogar hinderliche Institute seyn dürften; paßte nun aber dieses Gemälde, das ich mir von der Zeit entwarf, auch auf mich, auch auf die kleine Schaar, die ich der einstigen Verantwortung entgegenführte? Diese Zweifel machten mich fürchten; ich weilte Nächte lang schlaflos auf meinem Lager, vergeblich! Da sich mir das menschliche Verständniß verschliessen zu wollen schien, flüchtete ich zum Göttlichen und erflehte eine höhere Eingebung; doch so viel ich sorgte und litt, es wurde mir keine klare Anschauung und die Zweifel wuchsen täglich. Inzwischen näherte sich die Zeit, die ich zur endlichen Entscheidung und Offenbarung meines Willens anberaumt hatte. Ich befand mich damals in der Residenz, im Gewühl einer großen Menge, die zu einem kirchlichen Feste herbeigeströmt war. Es geschah, daß ich mit dem ganzen fürstlichen Hause die Kathedrale besuchte und bekleidet mit der Tracht meines Ordens in der herzoglichen Loge saß. Als nun die heiligen Prozessionen begannen, die Lichter flammten, die Weihrauchwolken emporwirbelten und die Melodieen des Chors auf die entzückte Menge

niederrauschten, da fühlte ich im allgemeinen Hochgefühl meine Brust verschlossen, der Geist der Erde, des Kleinmuth's und der Zweifelsucht bestürmte mich; ich mußte die Augen niederschlagen und hörte nur die gellenden Glocken, wie sie an den verschiedenen Altären erklangen. Da war es mir plötzlich, als riefe mich Jemand unten; obgleich dieses durchaus unmöglich war, so schaute ich doch hinab und wie gebannt fühlte sich mein Auge vom Blicke eines fremden Augenpaars, das von unten hinaufschaute; ich wurde verwirrt, wegblickend suchte ich jenem Strahl zu entgehen, doch wo ich auch hinlenkte, immer wieder wurde ich in seinen Umkreis gezogen. Das tausendstimmige Halleluja erschallte, die Pauken wirbelten, der Donner der Kanonen machte die Gewölbe dröhnen; ich hörte und sah nichts, denn es schien, als wachse die magische Gewalt jenes Blickes mit jeder Minute; just faßte ich die Erscheinung näher in's Auge und fand, daß es eine Frau war, wie es schien, zum niederen Stande gehörend, wenigstens ließ dies ihre einfache Kleidung, die jedes festlichen Schmucks entbehrte, vermuthen. So verging eine Stunde, der Gottesdienst erreichte sein Ende, die fürstliche Familie verließ ihre Sitze, die Menge umgab uns. Wie wir unten angelangt waren, fühlte ich, wie Jemand meinen Arm absichtlich berührte; herumblickend, und jene

unheimlichen Augen dicht in meiner Nähe gewahrend, wich ich mit einer Gebehrde des Schreckens und der Furcht aus; die Frau jedoch ließ sich hierdurch nicht irre machen, sie strebte sich mir wieder zu nähern, und ehe ich ihr ausbeugen konnte, tönten mir die Worte ins Ohr: „Hanna, bleib treu deinem Gelübde! Gehorsam ist besser denn Opfer, spricht der Herr.“ Ein Schauder überlief mich, ich glaubte in dem Moment die heilige Cäcilie, die Patronin meines Klosters gesehen zu haben; tausend wunderbare und seltsame Bilder gingen durch meinen Kopf. Wie ich mich noch einmal umblickte, war die begeisterte Frau in der Menge verschwunden. Als ich nach Hause angelangt war, stand mein Entschluß fest. „Gehorsam ist besser denn Opfer!“ rief ich; „der Herr fordert keine Opfer, er will Gehorsam der einmal übernommenen Pflicht.“ Jezt legte ich die Erklärung ab, daß ich mein Kloster nicht verlassen wolle, und meine fürstlichen Anverwandten hatten Mittel, mich in meinem frommen Entschluß mit weltlicher Macht zu beschützen. Später, als ich wieder in meine Mauern heimgekehrt war, fand ich Gelegenheit, jene merkwürdige Frau zu sehen, mich mit ihr zu unterhalten, wo sie mir dann gestand, daß sie sich damals in der Kirche angelegentlich mit mir beschäftigt habe, und daß eine göttliche Eingebung ihr befohlen, mir jene

Worte zuzurufen. Seitdem hat sich mein Leben, trotz äußerer Unruhen, immer mehr in seiner innern Form gefestigt.“

„Verehrte mütterliche Freundin,“ nahm die Prinzessin das Wort, „wer verdiente wohl die aus einer schönen Ueberzeugung hervorgehende Ruhe, wenn Sie es nicht wären? Eben so weit entfernt vom blinden Schwärmer-Glauben, als dem stumpfen, sich jedem Verhältniß fügenden Indifferentismus, haben Sie immer bei aller Gemüthswärme das klare geläuterte Bild unsrer Bestimmung vor Augen behalten.“ Die Aebtissin reichte der Sprechenden die Hand, indem sie gerührt sagte: „Liebe Freundin und Tochter! Sie haben von jeher mir wohlgewollt, ich weiß es, Ihr Urtheil könnte bestechen seyn; doch auf der andern Seite weiß ich, Liebe, daß Sie streng das Wahre suchen, und so will ich mir immer eine freundliche Beistimmung aus Ihrem Lobe heraus nehmen. In jener Zeit, als ich noch schwankte, suchte ich, wie gesagt, überall Belehrung, Aufklärung; die Schriften unsrer Kirchenväter waren mir im Wesentlichen nicht fremd, was sie jedoch über das Klosterleben, besonders der Frauen, sagen, schien mir zu sehr den Stempel jener frühen dunkeln Jahrhunderte an sich zu tragen, wo mehr oder weniger der Buchstabe den Geist beherrschte. Ich rückte mit meinem

Studium weiter, und gelangte in jene Zeit, wo die Herrschaft der Kirche ihre vollendetste Bildung gewann, und mit dieser zugleich die Opposition in's Leben trat. Hier war es mir nun, als wäre die früher nur dunkel angedeutete Bestimmung der Klöster, die Idee des klösterlichen Lebens überhaupt, von der Zeit zum selbstständigen Bewußtseyn hindurchgeführt worden; es war nicht anders, als wolle jezt, da der Feind sich zeige, Jeder in der Vestung sich nach dem ihm zugewiesenen Posten umsehen, um dessen Tüchtigkeit zu prüfen. In der Zeit der ruhig herrschenden Kirche waren der Mönch wie die Nonne wenig mehr als blindgehorchende Werkzeuge, der Buchstabe herrschte und schrieb Allen seine Gesetze vor; bei der ausbrechenden Opposition forderte der Geist den Geist kampflustig heraus, und da zeigte es sich, daß die meisten dieser frommen Anstalten nur da waren, um dem Buchstaben Festigkeit zu geben. So trefflich sie hiezu gedient hatten, in einer Zeit, wo wenig mehr als das gefordert wurde, wo es galt, die äußere Erscheinung des Christenthums in feste Form zu bringen, so zwecklos schienen sie jezt, da lebendige geistige Anforderungen an sie gemacht wurden. Ein Mönch selbst sprach diese Anforderung der Zeit aus, ein Mönch brach die Jahrhunderte lang verschlossenen Klosterpforten und ließ in die finstern Gewölbe das Licht einer neuen

Sonne fallen. Hatte man nun in diesem Eifer einestheils das Rechte erwählt, so ging man auf der andern wiederum zu weit, indem man die Klöster ganz verbannt wissen wollte; denn im Dienste des Buchstabens liegt auch Verdienst, und viele christliche Tugenden, als Barmherzigkeit, Mildthätigkeit, Gehorsam, Ordnungsliebe, Pflege und Leitung der Kranken, können sich gar wohl mit dem bloßen Buchstaben des Gesetzes vertragen. Doch nicht allein dies, ich fand auch, daß sich eine höhere geistige, wenn ich sagen soll, protestantische Ansicht mit der Idee des Klosterlebens vereinigen läßt; ja Luther selbst, dessen Schriften ich mit vieler Aufmerksamkeit las, spricht sich, trotz dem, was ich oben gesagt habe, nicht unbedingt gegen das Klosterleben aus; er gibt Fälle an, wo es ihm nützlich, ja nothwendig scheint, sich von der Welt abzuscheiden, nur will er jeden Zwang entfernt wissen. Wie denn überhaupt nur auf dem Gebiet der Streit- und Partheisucht scharfe Gegensätze bestehen, in Folge gereifter Wissenschaft, vorurtheilsfreier und ruhiger Untersuchung jedoch immer mehr verschwinden, so auch hier. Hat der Staat, haben die Regierungen erst einmal eingesehen, daß sich mit ihren Zwecken Institute der Art vertragen, so wird für die Idee eines vergeistigten Klosterlebens auch sogleich eine zeitgemäße passende Form gefunden seyn, und

eine große Anzahl Menschen hätten Ziel und Bestimmung. Nun vollends wir armen Frauen, denen man überhaupt einen passiven Stand im gesellschaftlichen Zusammenleben anweist, ist's uns wohl zu verargen, wenn wir jene Zeiten zurückwünschen? Ist denn einzig und allein die eine Bestimmung uns zugewiesen? sind die heiligen Pflichten, die zu erfüllen eine schöne Einsamkeit des Herzens erfordert wird, ist die Beschäftigung mit großen und ernsten Ideen, sind endlich der Unterricht, die Verpflegung der Hülfsbedürftigen, nicht auch treffliche Wirkungskreise, würdig, daß ein weiblicher Geist sich in ihnen bewege? Muß denn Alles Schwärmerei, Lüge, Unnatur seyn, was nicht dem nahen und allernächsten Zweck dient? dessen Ziel dem stumpfen Auge nicht gleich erkenntlich wird? — Doch dieses ist der Maaßstab, nach dem die Welt mißt und schonungslos verdammt."

„Ich meine," bemerkte Eduard, „daß auch nach dieser Ansicht protestantische Klöster bestehen, nur nicht diesen Namen führen, in denen kein Gelübde gefordert wird und wo es den Frauen freisteht, den Zufluchtsort wieder zu verlassen, wenn ihnen ein anderer geboten wird." —

„Ich verstehe!" rief die Aebtin mit Leidenschaft; „doch ich bekenne nun, diese Ansicht zu theilen, bin ich zu sehr Katholikin; so niedrig will ich das Kloster nicht gestellt sehen. Das Haus

meines Gottes, das er mir mild und gütig öffnet, da ich mühselig und beladen Einlaß heischte, das muß mir zu heilig seyn, als daß ich es, wenn ein andres Gelüste mich befällt, leichtsinnig und lachend wieder verlasse. Nein, ich heische, daß das Gelübde in seiner ganzen Kraft und Strenge bestehe, meinethalben mag die Prüfungszeit verlängert werden; allein ist einmal das entscheidende Wort, welches den Schleier über die ganze Welt wirft, ausgesprochen, so soll kein irdisches Verlangen es wieder zurücknehmen dürfen, am wenigsten soll hier jenem augenblicklichen Reize, jener trüben Weltlockung, die Tausende von meinem Geschlechte in die Arme tiefer Erniedrigung, heimlosen Elends geführt hat, auf's leiseste Anklopfen sogleich das Thor geöffnet werden."

„Wenn Sie auf diesen Gegenstand zu sprechen kommen," bemerkte die Landräthin, mit einem Seitenblick auf Eduard, „so möchte unser junger Freund am wenigsten Ihrer Meinung seyn; er würde Sie, meine Liebe, und alle Klosterfrauen der Welt, grausam schelten, wenn Sie ihm seine Geliebte vorenthielten." Die Aebtissin lächelte. „Vielleicht," erwiderte sie mit ihrer liebenswürdigen Sanftmuth, „hätte ich auch in diesem Falle Unrecht." — „Nur vielleicht!" triumphirte die Landräthin; „sehen Sie wohl, man traut Ihnen doch nicht ganz." — „Würde ich mir denn nicht

ſelbſt die härteſten Vorwürfe machen müſſen,“ verſezte Eduard, „wenn ich das junge Mädchen einem Beruf entzöge, der, wenn man ihn hier von ſeiner hohen Beſchützerin gedeutet hört, nur zu dem würdigſten und edelſten Ziele führen kann?“ — „Sie ergeben ſich,“ rief die Fürſtin, „und das iſt allerdings das Geſcheuteſte, was Sie unſerem weiſen und erhabnen Rathe gegenüber thun können! Welcher Anſicht Sie in der Stille beipflichten, daß iſt Ihr Geheimniß.“ — „Uebrigens, theure Hanna,“ nahm die Landräthin wieder das Wort, „ſähe ich Sie gerne noch wärmer, noch begeiſterter; ich theile nur zu ſehr Ihre Anſicht. Ach, hätte ich doch nie dieſes ſchöne wunderbare Haus, deſſen kunſtreiche ſpitze Gewölbe ſich jezt wieder über meinem Haupte erheben, verlaſſen! Die Jahre, die ich hier zubrachte, bleiben die ſchönſten meines Lebens; ich denke an ſie zurück, wie man auf ein wunderbares Eiland hinſchaut, das fern im Abendglanze über einer weiten Meeresfläche leuchtet und von wo man nur ſchwach das ſilberne Geläute der Abendglocke, die dort zur Ruhe lautet, vernimmt. Dieſe Gänge und Altäre, die Gitter, Kreuze und Beichtſtühle, die Kerzen auf dem Altar, das Räucherwerk und vor allen der Geſang auf dem Chor, ſie ſind meine Seele, wie irdiſche Speiſe dem Leibe, Bedürfniß; ich muß ſie ſchauen und hören; an ſie, wie an

die Genossen einer reinen Jugend, knüpft sich alles, was ich später Edles, Treffliches erfahren. Ich kann dies um so mehr sagen, da ich die Welt und ihre Freuden in der Nähe betrachtet habe. Der gütige Himmel hat mir kein hartes Loos beschieden, ich war glücklich, was die Welt glücklich nennt; allein wie trübe, wie gestaltlos, wie ewig wechselnd und nie befriedigend sind alle jene Geschicke, die jezt hinter mir liegen, wenn ich an den Frieden denke, den hier meine Seele genoß. Ist dies nun Schwärmerei, ist dies Sinnenbetrug, so will ich gern gestehen, daß ich in dieser Schwäche befangen bin.“ — „Liebe Elisabeth!“ rief die Aebtissin, „wer wollte Dir wohl diesen Vorwurf machen! Gewiß trotz dem, daß man Dich mir genommen, zähle ich Dich zu den Meinigen, und wie Du mir jezt erscheinst, ist es, als wärest Du nie von meiner Seite gegangen. Du treue, redliche, edle Seele! wir bringen, als die lezten Nonnen, die Schlüssel unseres Klosters unserer hohen Beschützerin dort oben.“ In den Augen der Landräthin blinkten Thränen; sie hatte die Hand der Freundin gefaßt und drückte sie an ihren Busen. „Verzeihung!“ rief sie zur Fürstin und Eduard, „Verzeihung, wenn ich mich meinem Gefühl rücksichtlos überlasse; allein der Momente, die ich noch unter Euch weilen darf, sind vielleicht nur noch sehr wenige, so laßt mich denn

einer Begebenheit erwähnen, die mir hier in diesen Klostermauern nahe trat und die mir jezt wieder lebendig vorschwebt. Es war die Nacht vor dem Feste unsrer Heiligen, mein Austritt aus dem Kloster war bestimmt; vielleicht hatten die schmerzlichen Gefühle, die mich bestürmten, den größten Theil an einer Krankheit, welche mich befiel und auf's Lager warf; ich kämpfte mit heftigen Fieberphantasieen und fühlte mich besonders über den Umstand trostlos, daß es mir unmöglich gemacht wurde, dem Feste beizuwohnen. Das Fieber erreichte eine gefährliche Höhe, eine Erkältung trat hinzu und es zeigte sich, daß mein Tod so gut als gewiß sey. In jener Nacht nun war es mir, als erwachte ich — (ich will es jezt noch nicht für einen Traum ausgeben) und sah die heilige Cäcilie selbst vor meinem Lager stehen. Glanz umfloß sie, doch ein trüber Ernst schwebte auf ihren engelgleichen Zügen; in der Rechten hielt sie einen Kranz von weißen Rosen, den sie auf mein Haupt, als Todtenkrone, niedersinken ließ. In Andacht beugte ich mich und faltete meine Hände; als ich aufblickte, stand die Heilige noch vor mir, doch ihr Auge blickte um vieles milder — ich erschrack, seitwärts, am Altar meiner Zelle, sah ich in weitfließenden Gewändern, Dich, meine Hanna, in leidenschaftlicher Heftigkeit hingeworfen. Du rangst die Hände, ich sah deine

erhobnen Blicke von Thränen überfließen. Jezt erhobst Du dich langsam, Du tratst zu mir, Du rührtest die Rosen auf meinem Haupte an und siehe die bleichen Knospen rötheten sich, bis sie endlich in schöner Glut leuchteten — der Todtenkranz hatte sich in einen bräutlichen verwandelt. Die Heilige lächelte verzeihend und ihre Hand schwebte segnend über uns beiden. Als ich am Morgen aus einem erquickenden Schlummer erwachte, fühlte ich die Kraft der Krankheit gebrochen; ich genas und jener bräutliche Kranz zierte ein Jahr darauf meine Locken. O meine Hanna, wenn der Engel jezt naht, wirst Du auch dann ihn von mir fern halten können?" —

Die Aebtissin neigte sich zu ihrer heftig bewegten Freundin; sie bat sie, ruhig zu seyn, ihrer schwächlichen Gesundheit zu schonen. In dem Moment trat auch der Arzt in's Zimmer und mahnte an den täglich festgesezten Spaziergang. Die Landräthin erhob sich, die Aebtissin unterstüzte sie und bald darauf sah Eduard durch's Fenster beide im Klostergarten den Baumgang hinunterwandeln, langsam, eine sich an die andre stützend; ihm fielen Uhland's tief ergreifende Worte ein:

Im stillen Klostergarten
Eine bleiche Jungfrau ging;
Der Mond beschien sie trübe,

An ihrer Wimper hing
Die Thräne zarter Liebe.

O wohl mir, daß gestorben
Der treue Buhle mein,
Ich darf ihn wieder lieben,
Er wird ein Engel seyn,
Und Engel darf ich lieben.

Er rezitirte die Verse der Fürstin und diese, welche sie schon kannte, rief lebhaft aus: „Wie passen doch die schönen Strophen auf beide ehrwürdige Damen, die uns eben so liebenswürdig und offen ihre Ansichten und Erfahrungen mitgetheilt haben und die Schwärmerinnen sind, obgleich sie es nicht eingestehen wollen. Da wandeln sie hin, die Treuliebenden; die Fülle und Seligkeit ihrer Herzen, wer verstand sie, wer wußte ihre Gefühle zu erwidern? Wohl dürfen sie jezt ohne Schuld an den Geliebten ihrer Jugend denken; er wird, von irdischen Mängeln gereinigt, jezt auch klar und gerechtfertigt dastehen.“ Die Nonne Cordula, die jezt eintrat, unterbrach das Gespräch; sie brachte Briefe mit und meldete zugleich, daß die Hofdame der Prinzessin angelangt sey und ein Zimmer im Kloster erhalten habe. Eduard beurlaubte sich; als er zu Hause angelangt war, fühlte er eine heilige Stille des Gemüths in sich verbreitet, die er dem Gespräch jener frommen, in sich beruhigten Charaktere

zuschrieb. Das Kloster erschien ihm jezt doppelt ehrwürdig und seine dunkeln Mauern, wie sie in der Abendbeleuchtung zu ihm herübersahen, mahnten ihn an die einfachen, aber rührenden Legenden, welche die katholische Kirche aufbewahrt und die gebrochene Herzen, stille erhabene Frauentugend zum Gegenstand haben. Es war ihm in dieser Stimmung gerade recht, den Prediger aus dem Gebirge, den blassen Bernhard, einige Schritte vom Hause gehen zu sehen; er eilte hinab und schloß sich dem Manne an, den er, nach manchem vergeblichen Versuch, zu nicht uninteressanten Mittheilungen brachte. Sie gingen tiefer in's Wäldchen hinein, und als die Abendkühle, der Duft des frischen Bodens, der bunte Glanz der Kräuter und Blumen ihre freundlichen Eindrücke verbreiteten, wurde auch sichtlich das Gemüth des Verschlossenen milder und mittheilsamer. Er sprach jezt von seinem Mißgeschick, das er erfahren, doch mit einer Weise, wie Andre von glücklichen, schönen Erinnerungen sprechen. „Diejenigen," rief er, „die das Unrecht ausüben, sind wahrhaft zu beklagen, doch die, welche es leiden, gewiß nicht, denn sie genießen des Trostes, den ein unverdientes Leiden begleitet. Ueberhaupt kann eine Religion, deren Hauptverdienst im Leiden besteht, durch Verfolgung, Marter und Bedrückung nie zerstört werden, denn das hilft sie gerade begünstigen;

viel eher findet ſie ihren Untergang, indem man ſie mit Macht, Glanz und Anſehen überſchüttet. So war auch ich reich, angeſehen, mit Freunden umgeben; aber dieſer Reichthum war eine Armuth und ich wurde erſt reich, als ich meinen Reichthum verlor. Ich war Prieſter und diente dem Herrn, allein mein Herr war die Welt und mein Dienſt, ein eitler Weltdienſt; erſt als ich den heiligen Talar abgeſtreift hatte, als ich elend, ein Knecht unter Knechten wandelte, da erſchien mir der Herr und ich durfte ihm dienen. So war ich denn neun und vierzig Jahre ein Chriſt geweſen und in der lezten Minute des fünfzigſten Jahres, erfuhr ich erſt, was es heiße, empfing ich mit einemmal den ganzen Schatz dieſes Glaubens.“ Eduard ſah dem blaſſen Mann theilnehmend in's Antlitz; er ſah, daß ſeine Augen ſich mit Thränen gefüllt hatten. „Verzeihen Sie, fremder Herr!“ rief er, „ich zeige Ihnen da die Merkmale, daß ich heute das Gedächtniß eines frohen Tages feiere. Es ſind grade heute zehn Jahre, daß mich mein Weib verließ; ſie entfloh mit einem meiner liebſten Freunde. In jener bittern Stunde füllten mich todesbange Ahnungen; ich lag im Gebet Nachts vor dem Altar unſrer Kirche, und als ich eben in den empfindlichſten Süßigkeiten meiner Seele opferte und meinen getödteten Heiland mit den ſchärfſten Blicken des

Glaubens betrachtete, da erscholl das furchtbare Gerücht in mein Ohr und warf mich ohnmächtig hin auf den Steinboden der Kirche. Ich habe sie nicht verfolgt, gedankt habe ich ihnen, in meiner Seele, denn sie haben mir unendliches Gute gethan; ich bin durch diese Schmerzen, die ich durch sie empfand, meinem Gott näher gekommen und habe ein noch dürftigeres Gewand angelegt.“ Auf Eduards Fragen erzählte er noch Manches aus seinem Leben, doch es erforderte nähere Bekanntschaft, um seine seltsame Auffassungsweise und die oft dunkeln Bilder und Gleichnisse, die er brauchte, zu verstehen. Unser Freund entschloß sich, ihn öfter aufzusuchen und nahm herzlich und mit Theilnahme Abschied. Bernhard setzte seinen einsamen Weg fort und man sah die graue, magre, hinwandelnde Gestalt noch lange, bis sie sich endlich hinter den Baumstämmen verlor.

Eine Woche war vergangen beim Aufenthalt im Gebirge, als Eduard eines Tages durch einen lebhaften Lärm im Gasthofe aus seinen Zimmern gelockt wurde. Auf der Stiege fand er den Amtmann und den Wirth in Streit. „Nicht wahr,“ rief der Letztere höhnisch, „auch das ist Humanität und Weltkenntniß, auch bei diesem Ereigniß läßt sich, nach Eurer Weise, ausnehmend viel lernen?“ — „Ihr seyd ein durchaus

beschränkter Kopf, Gevatter!“ rief der Amtmann achselzuckend; „an Euch sind nun einmal Moral und Philosophie verloren. Die beiden Herren oben haben nun freilich ihr Bad weg, aber ist es nicht denkbar, daß sie sich's verdientermaßen selbst zugezogen haben? — Vielleicht durch Spott, durch unüberlegte Scherze?“ — „Keineswegs,“ entgegnete der Wirth verdrüßlich, „ich habe mir den Verlauf dieses Begebnisses auf das Genaueste erzählen lassen. Die beiden Herren, die jetzt oben auf ihrem Zimmer in den letzten Zügen liegen und von denen der eine, der dicke, in ein so fürchterliches Niesen und Prusten verfallen ist, daß wenig Hoffnung zu seinem Weiterleben vorhanden ist, diese beiden Herrn sind mir so anständige Reisende, wie es nur welche gibt; sie sind reich, fahren zu ihrem Vergnügen herum, und wie ich aus sichern Quellen weiß, hat unsre schöne Gebirgsnatur sie hergezogen. Der Tag war warm, sie wandeln langsam ihren Weg dahin, indeß der Wagen nachkommt; die Kühlung, das Erfrischende des Flusses, reizt sie zum Bad und sie folgen dieser Reizung. Kaum sind sie nun im Wasser, so springt der dicke Schuster, oder wie er jetzt heißt, Bruder Gabriel, über sie her und stößt sie mit dem Haupt unter's Wasser; vergeblich schreien jene nach Hülfe, ihre Demonstrationen ersticken im Andrang der Fluth, die zu Mund und Ohr

einströmt. Während nun die Armen zum Grund niederfahren, brüllt der wahnsinnige Jonas am Ufer seine Psalmen ab. Zum Glück ging ich und Freund Roland, der kleine Schneider, der die reiche Erbschaft gethan, grade im Wäldchen spazieren, als der Lärm, das Gesinge und das Fluchen in unser Ohr tönt; wir schnell eilen hinzu, und finden die jammervolle Bescheerung. Indeß war der Wagen angelangt; der eine der Reisenden, ein kleiner Mann, war dem plumpen Gabriel geschickt und glücklich durch die Beine geschlüpft, und stieg daher jetzt vollkommen munter an's Land, der andere jedoch mußte im Wagen langsam hergefahren werden. Jetzt erst fängt er wieder an zu sich zu kommen, wenigstens hat er eine doppelte Portion Thee bestellt." Der Amtmann lachte aus vollem Halse. „Und womit entschuldigte sich der Täufer?" fragte Eduard. „Mit seiner Eselsdummheit!" erwiderte der Wirth grimmig; „die dicke Wassertonne hat gemeint, es seyen die zwei Taufkandidaten, die sich Tags vorher aus dem Thale hatten melden lassen."

Indem erscholl die Klingel aus den obern Zimmern; das Fenster wurde aufgemacht und man hörte einige rollende Passagen auf dem Pianoforte, dazwischen Gelächter und Fluchen. Eduard ließ sich's nicht nehmen, dem Wirth nachzugehen; er blieb auf dem Gange stehen, der zu den

Gemächern der Fremden führte. „Donner und Wetter!“ schrie eine bekannte Stimme dem eintretenden Wirth entgegen, „wo bleiben Sie, Liebwerthester? und wo der Thee? Soll denn durchaus das Bischen Körper, das Ihre Karaiben uns noch gelassen haben, noch vor Durst verschmachten?“ — Eduard riß die Thür auf, und — Massiello flog in seine Arme. „Himmel!“ rief der Musiker, „Herzensfreund! Edelster der Sterblichen! Sie hier?! Hier in diesem Thal, bei armen Hirten, wo mit jedem jungen Jahr Fremde gemordet werden? — Seyn Sie mir tausendmal gegrüßt!“ — Eduard erwiderte seine Umarmung, bei der Gelegenheit ließ sich ein dumpfes Stöhnen aus der Tiefe des Zimmers hören. Auf einem hochaufgethürmten Bette lag der Abt und winkte, indem er leise und unverständliche Laute ausstieß. „Ach Gott!“ rief Massiello, „der Verehrte murmelt uns Grüße zu. Kommen Sie, Geliebter! sehen Sie, wie man dieses Wesen behandelt hat, — es ist fürchterlich! — Heiter und gesellig brachte ich ihn in dieses verdammte Thal, und nun liegt er mir da, wie der fünfte Akt eines Trauerspiels, matt, ohne Handlung, dennoch aber höchst rührend. Eduard half dem Freund sich aufrichten, der Wirth brachte den Tisch mit dem Theezeug; und als nun die Abendsonne in die blinkenden, zierlichen Flaschen schimmerte, dazu der

Duft aus der dampfenden Kanne an die Decke wirbelte, vermischt mit dem würzigen Geruch einiger vollen Orangen, die auf einem Krystallteller aufgehäuft standen, erwachten die Lebensgeister des Erkrankten, seine Augen gewannen wieder Feuer, und er schloß Eduarden gerührt in die Arme; indeß Maiselle, mit seiner gewohnten Lebendigkeit, um den Tisch kreiste, unaufhörlich beschäftigt, bald dieses, bald jenes zu ordnen und herbeizuschaffen. Die Fensterflügel wurden aufgeschlossen und dem Blicke die köstliche Aussicht in's Gebirge und dessen langsam niederlaufende, schön bewachsene Abhänge freigelassen. „Zuerst, Freunde!“ begann der Musiker, „ehe noch ein Wort von alten Geschichten fällt, zuerst diese volle Opferschaale dem Gotte der Schönheit und des Genusses, der uns wieder zusammengeführt hat!“ Er goß die duftende Schaale Thee in den Kranz der blühenden Gebüsche unter dem Fenster, indem er sein Taschentuch hervorzog und damit der Abendsonne zuwinkte; dann setzte er sich an den Tisch und vertheilte die Schaalen. Eduard wurde aufgefordert zu erzählen, und der Abt hörte, mit einem matten, beifälligen Lächeln, Einiges von den Schicksalen des Freundes an. „Wir,“ rief Maiselle, „sind herumgezogen, um Lebensgenuß bettelnd, an Palast und Hüttenthüren, überall, wo wir reiche Herzen und freigebige Augen fanden.

Jezt führen wir eine schöne Gräfin mit uns, eine ungarische Magnatentochter, deren Ahnherrn sind bei Sigeth gefallen, und sie spielt jezt die schwierigsten Fugen, von Sebastian Bach, vom Blatte weg; sie ist reich, angesehen, eine Weltdame. Mit einer alternden Ehrenfrau an der Seite, durchirrt sie vornehmlich Gebirgsgegenden, die sie liebt, und wo ihr musikalisches Ohr die schönsten Melodieen aus den einfachen, frischen Naturliedchen, wie sie jeder Bube an der Landstraße singt, heraushorcht. Obgleich eine Wienerin, weiß sie doch alles Schöne zu schätzen, wenn es auch nicht gerade in Oestreich das Licht der Welt erblickt hat. Sie duldet uns gerne in ihrer Nähe und so haben wir schon im andern Flügel dieses zierlichen Hauses, einen kleinen Salon für sie besprochen und gemiethet." Eduard erzählte vom Fürsten, der Prinzessin und den Damen im Kloster. „So ist's doch wahr?" seufzte der Abt, „so müssen wir denn Serenissimus in diesem Zustande wiederfinden? Den eleganten Weltmann, den verführerischen Don Juan, hier in der kleinen Sittsamkeit? Beherrscht von einer verunglückten Rednerin, zweien Verschwestern und einem Barbier? — O Tyrannei! Glauben Sie, daß er uns verlassen wird?" — „Es käme auf einen Versuch an," erwiderte Eduard, „vor allen Dingen müßte jedoch vorsichtig zu Werke gegangen

werden.“ — „Ach!“ rief der Abt, „gehören wir denn nicht schon zur Sekte? Ist an uns nicht der wahrhaft erschütternde Aktus der Taufe durchgeführt worden? Wahrlich, nie in meinem Leben vergesse ich dieses Bad! — Ich habe irgendwo einen alten Roman gefunden, der lediglich nur aus der Absicht geschrieben worden war, um das Baden mehr zu begünstigen. Vielleicht war der Verfasser ein Holländer und schrieb daher über seinen Gegenstand mit Herzenslust, oder er lebte in einer in dieser Beziehung sehr antiholländischen Stadt; kurz in diesem Roman badete alles: der Held, die Heldin, die Haupt- und Nebenpersonen, alle gingen eine große Wäsche durch; zwischendurch wurde viel und verworren über die Trefflichkeit der Bäder in alter und neuer Zeit gesprochen, über die Weise, wie sie zweckmäßig einzurichten seyen, und was der guten Rathschläge mehr waren; auch kleine Anekdoten wurden erzählt, und oft welche, die der Reinigung eben so wohl und noch mehr vielleicht, als ihre Erzähler, bedurften. Das schadete jedoch alles nichts; das Baden ging frisch immerdar vorwärts, und die gewöhnlichen Ingredienzien eines Romans, Liebe, Schwärmerei, überirdische Entsagung, kräftiges und verruchtes Wüthen, endliche Heirath des Helden mit der Heldin, alle diese Dinge wurden nebenher glücklich abgemacht, und so drängte sich

der ganze Zug des Personals zwischen den ungeheuren Badewannen, die gleichsam über jedem Kapitel standen, hindurch bis an's Ende, wo eine gemeinschaftliche Wanne sie aufnahm, und zum Labsal des Lesers ertränkte; wenigstens war dies der symbolische Schluß, den ich mir selbst hinzudachte, als ich aus dem Bade dieser Romantik endlich herausstieg. Hätte mein Verfasser von unserm unglücklichen Bad heute etwas erfahren, gewiß wäre seinem Roman ein recht ergötzliches Kapitel zugeschossen, zumal da er eine moralisch symbolische Nutzanwendung daraus bequem hätte folgern können, um über die alten religiösen Gebräuche des Bades bei der Taufe, und über andre Curiositäten mehr, sich weitläufig zu verbreiten." — „Ich begreife noch nicht," rief Masfiello, „wie das Ungethüm auf den Einfall kam, uns zu den Seinigen zu zählen! es muß eine reine teuflische Verblendung ihn beherrscht haben." — „Ich begreife vollkommen!" entgegnete der Abt mit Lächeln; „die Sekte fängt allgemach an einzuschmelzen, die Propheten und Wundermänner werden immer dünner gesäet und je mehr die Schaale der Vernunft jenseits des Vergnügens steigt, desto tiefer fällt hier die Schaale des Aberwitzes, und da muß man freilich wohl am Ende zu so verzweifelten Mitteln schreiten. Und wirklich hat auch dieser Uebelstand sein Gutes. Es

manchem schwachen Charakter, der bis auf diese Minute zweifelhaft war, zu welcher Kirche er eigentlich gehöre, ist es grade gelegen, daß beim Spaziergang, gleichsam hinterrücks, ihm eine Religion über den Hals geworfen wird, die, wenn er sie näher besieht, am Ende grade die ist, die er suchte und wünschte." — „Ihr seyd die alten Spötter!" rief Eduard; „thut dieses Wesen von Euch, so lange Ihr hier weilt; denn es hat sich eine äußerst achtbare Gesellschaft in der Nähe zusammengethan, wo nun dergleichen durchaus nicht geht."

Der Abt und Massiello theilten jezt ihren Entschluß mit, den Fürsten bekehren zu wollen. „Ich werde ihm ein Miserere von Fretta vorspielen," rief der Leztere; „wenn er auf solche Gründe nicht eingeht, so muß man freilich zum Aeußersten greifen, und ihm das Haus über'm Kopf anzünden." — „Könnte man nicht," bemerkte der Abt, „die heiligen Frauen in Bewegung setzen! Bedenkt Freunde, wie ganz anders wir auftreten können, wenn jeder von uns eine Nonne im Hintergrund hat; ich würde mir die Aebtissin ausgebeten haben, die noch dazu zu der durchlauchtigen Sippschaft gehört." — „Nein!" rief Massiello, „ich für mein Theil ließe bei dieser Angelegenheit alle Verwandte und Spillmagen aus dem Spiel, sie thun in der Regel wenig Gutes. „Auch scheint

die ehrwürdige Frau," bemerkte Eduard, „ihn entweder aufgegeben zu haben, oder sie übt zu wenig Gewalt über die unwürdige Umgebung aus, unter deren Vormundschaft er sich selbst gestellt." Massiello war an's Fenster getreten. „Lassen wir das jetzt!" rief er; „der Abend ist köstlich, wir wollen am sanften Abhang dahin schlendern, vielleicht begegnen wir dem Wagen, der unsere Gräfin in's Gebirge bringt."

Sie traten hinaus; als sie ein paar Schritte gegangen waren, sahen sie einen wunderlichen Zug auf sich zukommen. Eduard erkannte den kleinen Schneider Roland, der von seinem dickleibigen Freunde, dem Amtmann, begleitet wurde; hinter ihnen zeigte sich der Täufer Gabriel, an seiner Seite eine Frau, die auf das Lebhafteste mit den Armen in die Luft focht, indem sie den Andern Rathschläge und Befehle ertheilte; der Gastwirth bezeichnete sie als die Prophetin, welche ihm die Mägde aufrührerisch gestimmt hatte. „Meine Herren!" rief Massiello ihnen entgegen, „Sie kommen wahrscheinlich, uns wegen der übereilten Taufe um Entschuldigung zu bitten?" — „So ist's!" entgegnete der Schneider; „unser trefflicher Bruder Gabriel gesteht, daß er aus zu großem Eifer diesmal das Kind mit dem Bade verschüttet habe, oder daß vielmehr gar kein Kind da gewesen sey, welches er pflichtmäßig hätte verschütten dürfen."

„Was schwätzt Ihr da von Kind und Bad,“ rief Gabriel dazwischentretend; „ich sah wohl, daß ich es mit keinem Kinde zu thun hatte, allein in der Tracht, die die Herren im Wasser hatten und die sie gemeinschaftlich mit andern Adamskinder haben, konnte ich nicht wissen, wen ich vor mir hatte.“ — „Das sage ich ja eben,“ schrie Roland heftig, „das Kleid macht den Mann! Ein Blick auf diesen Anzug hat mir schon vor einigen Tagen, da ich das Glück hatte —“ Der Gastwirth unterbrach jezt alle weitern Erörterungen, indem er erklärte, daß die fremden Herren vollkommen zum Frieden geneigt seyen. „Wenn das ist,“ rief die Prophetin hervortretend, „so bitte ich mir den Versöhnungskuß aus!“ Der Abt erschrack heftig; man unterhandelte lange über den Kuß, bis er endlich zu einem Händedruck herabgemildert wurde, der von der Prophetin aufs Feierlichste genommen und erwidert wurde; dann schied die Gesellschaft in Frieden.

Nach einigen Tagen trafen der Prediger Bernhard und Eduard wieder zusammen. Der Lezte suchte seinen neuerworbenen Freund auf solche Gegenstände zu lenken, bei deren Beurtheilung der Geist thätig war und das Gemüth mehr oder weniger schwieg; er sprach vom Sektengeist. „Wie vielen Neuerungen,“ sagte er, „gab nicht zum Beispiel der ausgesprochene Wunsch das Daseyn,

die Kirche in ihrer urſprünglichen Reinheit, wie ſie zur Zeit der Apoſtel war, wieder herzuſtellen? Und kaum dieſem Wunſche wirklich Genüge geleiſtet werden, iſt's möglich, daß der Gedanke in's Leben tritt?" — Bernhard erwiderte: „Wie viel wiſſen wir denn überhaupt von jener wunderbaren Zeit? die Seele, von Begeiſterung und Liebe getragen, darf wohl in jene frühe klare Paradieſesfriſche tauchen; dem ſchauenden Auge, das nach Innen blickt, ſchweben jene ſüßen Wunder lebend vor — aber dem forſchenden Verſtande bleibt das Weſentliche verſchloſſen und verdeckt." Eduard: „Und kann wohl jener anfängliche, geſtaltloſe Zuſtand der chriſtlichen Lehre uns zum Muſter dienen?" — „Als Lehre wohl," entgegnete Bernhard, „als Inſtitut wohl ſchwerlich und hierin liegt allerdings mit ein Grund zu unzähligen Spaltungen und Streitigkeiten. Die Kirche, wie ſie ſich zur Zeit der Apoſtel zeigte, wenn wir ſie überhaupt ſchon Kirche nennen dürfen, ſtand in offenbarer Oppoſition gegen den Staat; einige der allernächſten Anhänger Chriſti waren ſelbſt nicht gewiß, wie das Unternehmen aufgefaßt werde, und manche waren noch im Stillen der Meinung, es werde ſich ein irdiſches Reich, eine weltliche Herrſchaft begründen. Dieſe Zwecke traten nun nach dem Tode des Erlöſers und der Apoſtel auf das Lebendigſte hervor, und die

Geschichte lehrt, welches Blutvergiessen es kostete, ehe sich, was früher nur Eigenthum eines gläubigen Gemüths war, nun auch in's öffentliche Leben als etwas Bestehendes hinstellte und Form gewann. Erst jetzt dürfen wir von einer christlichen Kirche sprechen. So wie nun aber die Form sich ausbildete, sank in eben dem Verhältnisse der Geist. Von einer streng verpönten Gemeinschaft, deren Verbreiter selber arme Vertriebene waren, von einer vom Staate verfolgten Feindin wurde sie dessen Beschützerin, und ihre Diener gewannen die Oberhand. Bald gedieh das Uebel zur Reife und die Kirche, als Alleinherrscherin, trat feindlich auf gegen die reine ursprüngliche Lehre, aus der sie selbst hervorgegangen war; doch in dem fürchterlichen Kampfe, der jetzt begann, siegte die letztere; zahllose Irrthümer und Mißbräuche wurden abgeschafft, die Kirche als Institut in ihre Schranken zurückgewiesen. Um nun der Wiederkehr der glücklich besiegten Uebelstände zu wehren, musste vor allen Dingen jener müßigen Ruhe, die die Kräfte allmählig in Schlaf senkt, vorgebeugt werden, und von diesem Gesichtspunkt gesehen erscheinen nun die Sekten für das Wohl der Lehre ersprießlich; sie sind es, die den Boden der Kirche reinigen und immer von Neuem die Opposition wach erhalten." Eduard hörte mit Interesse diesen Aeußerungen zu; er

veranlaßte jezt ein Gespräch, welches tiefer eingehend sich mit dem eigentlichen Wesen verschiedener Sekten, mit den Absichten und Ideen ihrer Stifter beschäftigte. Bernhard zeigte überall, wo er auf dem historischen Wege bleiben durfte Klarheit und Uebersicht; so wie er aber die Erscheinungen des Gemüths berührte, trat jene traumhafte Undeutlichkeit, jene tiefe, mit Gewalt zurückgedrängte Leidenschaftlichkeit, die ihn völlig aus sich selbst und dem Bestehenden herausezte, wieder hervor und zeigte nur zu deutlich den Schwärmer.

Als Eduard sich bei der Aebtissin anmelden ließ, fand er diese mit der Nonne Cordula im Gespräch; die Leztere schien sehr bewegt. Als sich unser Freund zurückziehen wollte, winkte ihm die Aebtissin, zu bleiben. „Geht, liebe Schwester!“ sagte sie zur Nonne, „Ihr nehmt die Sache zu ernst; laßt ihn kommen, sprecht ihn wo und wie Ihr wollt; Ihr habt meine Vergünstigung. Wie Ihr wißt, habe ich mir das Recht ertheilen lassen, einige kleine zeitgemäße Freiheiten einzuführen, und diese sehe ich als eine solche an.“ — „Verehrte Mutter!“ rief Cordula mit einem Handkuß, „solltet Ihr diese Angelegenheit nicht zu leicht nehmen? Das Einzige, was mir mein Gewissen erlaubt, ist, daß ich ihn hinter'm Gitter spreche; denn bedenket, Hochwürdige, er ist — ja, wie

soll ich sagen, er war mir doch kein gleichgültiges Wesen.“ —„ Das ist freilich sehr übel, und Ihr thut mir da ein Bekenntniß, Schwester, worüber Ihr im Beichtstuhl genaue Rechenschaft geben sollt!“ rief die ehrwürdige Dame mit schalkhaftem Ernst — Jetzt geht und prüft Euch darüber, liebe Schwester, meine Meinung ist Euch bekannt.“ Die Nonne ging und Eduard sah ihr mit einem verwunderten Blick nach. „Wer sollte glauben,“ bemerkte die Aebtin lächelnd, „daß meine gute alte Tochter noch mit Liebessorgen sich plagen würde; wahrlich, der Fall ist seit fünfundzwanzig Jahren in meiner geistlichen Disciplin hier noch nicht vorgekommen.“ — „Wie?“ rief Eduard, „eine Liebesgeschichte und die Nonne Cordula?“ — „So ist's! Es hat sich ein früherer Verehrer meines frommen Kindes gefunden, eine lebende Erinnerung aus der Jugend; er will sie sprechen, und die Gute, die sonst, was jene kleinen Aeußerlichkeiten betrifft, die unserm Institut ankleben, eben nicht zu den Strengen gehört, findet jetzt allerlei Bedenklichkeiten.“ — „Wer ist denn dieser Geliebte?“ fragte Eduard. „Ich kenne ihn nicht,“ erwiderte die Aebtin, „und will auch nicht in das Geheimniß eindringen.“ Sie sah lächelnd vor sich hin; dann ging der Blick ihres schönen Auges in Ernst über, und sie hub an von der Landräthin zu sprechen. „Mir sagt ein dunkles

Gefühl," sagte sie, „daß wir unsere Freundin nicht lange mehr haben, vielleicht wenige Tage nur noch. Ich habe im Geheim Boten ausgesendet zu ihren Brüdern, so wie an ihre Tochter. Sie, mein verehrter Freund, stehen in besonderer Gunst bei meiner Jugendgespielin; sie verlangt nach Ihrer Gesellschaft und ich habe gestern nach Ihnen senden müssen; allein es hieß, Sie wären mit ein paar Freunden ins Gebirge gegangen. Ist es Ihnen gelegen, so gehen wir jezt zu ihr hinüber."

Eduard beurlaubte sich, und als er veraus-eilend den Corridor durchschritt, kam ihm Cordula aus ihrer Zelle entgegen. Ihr Wesen hatte etwas Festliches, Befangenes angenommen; die eingesunkene Gestalt überwallte fast der reine weiße Schleier; am Busen schwankte ein weißes Röschen; in der Rechten ruhte das Medikamentfläschchen nebst ein paar Stücken Zucker, in der Linken weiße Handschuhe. „Haben Sie schon vernommen?" rief sie Eduarden entgegen, „ich bin in eine nicht geringe Verlegenheit versezt; einer meiner Verehrer hat sich eingefunden und fordert mich auf, ihm eine Zusammenkunft zu schenken. Ich habe die Sache reiflich überlegt, und bin jezt auf dem Wege, mich ihm zu zeigen. Ach, was wird das für ein Wiedersehen seyn! Wird er mich kennen? und wenn er mich nicht erkennt, wie

kränkend für mich! Welche Sprache soll ich führen? darf ich scherzend auftreten? und wenn ich das Gespräch ernst halte, wozu kann das führen? Am schicklichsten ist der Austausch einiger leichten Jugenderinnerungen; doch wie schwierig ist in solchen Fällen die Gränze zu beobachten, daß man nicht, die Saite des Scherzes anschlagend, die des Gefühls mit trifft. Wie eine geschickte Lautenspielerin muß man rasch von einem Ton auf den andern übergehen, und bei keinem verweilen; allein dazu gehört gleichwohl Uebung, und, du lieber Gott, wie sehr bin ich aus dem heraus, was man guten Welten nennt. Hier in der Stille, in der Abgeschiedenheit habe ich mich mit würdigern Dingen beschäftigt, meine kleinen Talente, hatte ich überhaupt welche, sind eingeschlummert, oder sind wenigstens so schwach, daß sie mich in derlei Fällen nicht unterstützen können, und für eine durchaus fromme Unterhaltung wird, fürchte ich, mein Verehrer keinen Sinn haben. Ach, wäre er doch lieber gar nicht erschienen! wozu eine solche Scene! Ich fühle eine meinen Jahren ganz widersprechende und thörichte Unruhe. Ha! da kommt die Aebtissin! Ich fürchte mich ordentlich, wie eine Leichtfertige, vor ihrem ehrwürdigen Antlitz — so will ich denn eilen, mein Abentheuer zu bestehen." Sie zog sich in ihre Zelle zurück; man hörte sie unruhig darin auf und abgehen,

dann huſten und endlich ſcharrten ihre Pantoffel den Gang hinab zum Sprechſaal.

Im Gaſthof war indeß die Gräfin angelangt. Als Eduard von ſeinem Beſuch aus dem Kloſter zurückkehrte, fand er ſie mit Maſſiello und der alten Marquiſe, ihrer Geſellſchafterin, in der Laube ſitzen. Die Geſtalt der Donna war edel, ihre ſchönen Züge, beſonders die lebhaften Augen, ſprachen Geiſt und Anmuth aus. Sie führte eben die Unterhaltung mit Sicherheit und Leichtigkeit, und zog Eduarden, der ihr vorgeſtellt wurde, ſogleich mit in's Geſpräch. „Wir reden eben," ſagte ſie, „von der Mode, wie Sie merken, ein Kapitel von Wichtigkeit für unſer einen, und ich ſuche Ihrem Freund zu beweiſen, daß das Alte wiederkehrt, ja, daß die Wiederkehr für uns ein Glück iſt. Ich wenigſtens freue mich, wieder Puder zu ſehen und jene Reifröcke rauſchen zu hören, in denen ſich unſere Großmütter mit ſo viel Würde bewegten. Jene gute alte Zeit mit ihrer Sicherheit, ihrem beſtimmten Zweck, ihrem ausgebildeten Lebensgenuß! Ich haſſe das Mittelalter mit ſeinen rohen Verzerrungen, mit ſeinen barbariſchen Geſtalten, die man mit Hülfe unſerer beſten Dichter mühſam zu nur einigermaßen umgänglichen Weſen herangebildet hat. Mir erſcheint Alles in jener Zeit finſter, roh, ungebildet, unklar, und die überſchwängliche Schwärmerei für jene Tage

wahrhaft lächerlich; ich bin auch überzeugt, daß bald der Spott sie vernichten wird. Unsere Bühne wird von diesen kleinen, tollen und abentheuerlichen Raufbolden gereinigt werden, die in furchtbaren sinnlosen Reden herumtosen, keine Schranken kennen, außer ihren elbernen Tournirschranken, und mit der Kunst auf eine Weise verfahren, die freilich an die Zeiten des Faustrechts lebhaft erinnert. Eben so sind schon von unsern Straßen und Marktplätzen jene blondhaarigen Albrecht Dürer und Granache verschwunden, die mit blassen, geistlosen Gesichtern in den Spalten der alten Münster dahinwandelten. In der Literatur fängt man Gottlob wieder an, den Racine zu übersetzen, man liest wieder den Moliere und, was mich nun am meisten entzückt, der modische Anzug ähnelt wieder dem, der zur Zeit Ludwig XIV. getragen wurde."

„Wenn das ist," rief die Marquise, „so kann ich mit einer höchst eleganten Robe dienen, die ich im Kleiderschranke meiner Mutter gefunden." — „Und die ich mir auf jeden Fall ausbitten werde," bemerkte die Gräfin lächelnd; „es ist schade darum, daß in Lyon so kostbare Stoffe nicht mehr gewebt werden; bis dahin, wo man wieder anfängt, müssen freilich die alten trefflichen Ueberbleibsel aushelfen." — Massiello und Eduard stimmten in diese Betrachtungen mit ein; der Erstere öffnete das

Buch, welches vor der Gräfin lag, und fand, daß es Sophien's Reise von Memel nach Sachsen war. „Dieser alte vergessene Roman," rief die Gräfin, gehört jezt mit zu meiner Lieblingslektüre, ich finde ihn höchst anziehend. Das gute, liebevolle und einfache Mädchen, das unter interessanten Verhältnissen ihren ersten Ausflug in die Welt macht, ist so wahr, so anziehend, mit so viel Wärme und Zartheit geschildert, daß ich, die Länge der Schrift ausgenommen, wirklich diesen Roman vortrefflich finde. Freilich sind es meistens in Preußen lebende Familien, die darin auftreten, mit ihren Schicksalen treu nach dem Leben geschildert; keine verbannte Hochländer, oder tollkühne Piraten, die die Klippen der schottländischen Inseln beschiffen, keine Nornen und Zwerge. Eben so geht es mir mit dem Grandison, der Clarissa und hundert andern amüsanten Büchern aus jener Zeit. Von der Musik, meiner Lieblingsmuse will ich nicht sprechen, denn wir sind hoffentlich darüber einverstanden, daß die Stimme einer Mara, einer Todi, die Compositionen eines Haydn, Graun, Mozart mit den heutigen Stimmen und Compositionen nicht wohl zu vergleichen sind."

Eduard hatte mit Interesse in das schöne belebte Gesicht geschen, auf das Spiel der großen lebhaften Augen, die mit Freundlichkeit bald diesen, bald jenen der Zuhörer anblickten, als wollten

sie für die schmeichelnden Worte des kleinen zarten Mundes noch mehr Aufmerksamkeit erbitten. Massillo hing mit sichtlichem Entzücken an der eleganten zarten Gestalt. Man brachte jetzt die Chokolade, und die Marquise stand auf, um das Geräthe zu ordnen; die Laube war für den Tisch mit dem Service zu eng, und die kleine Gesellschaft mußte nahe zusammenrücken. Eduard kam dicht neben die Gräfin zu sitzen, so daß die Falten ihres weiten Morgenkleides an sein Knie streiften. Sie griff nach einer der auf den Tisch gesetzten Schalen und hob sie mit Triumph in die Höhe. „Sehen Sie," rief sie, auf die kleinen am Deckel angebrachten Figuren zeigend, „sehen Sie, meine porzellanenen Schäferinnen und lustigen kleinen Männchen sind auch wieder da! Es ist das Allerneueste und Geschmackvollste." Der Wirth, als er sah, daß die Dame daran ein Vergnügen fand, brachte eine Menge Figürchen der Art herbei, und die Gräfin belustigte sich, das Heer der kleinen, mit rothen, blauen, grünen Röcken gezierten Schäfer, die im Reifrock prangenden, mit spitzigem Mündchen lächelnden Schäferinnen, sammt dem Aufzuge von Affen, Vögeln und Pagoden in Reih und Glied aufzustellen. Eduard bemerkte die Aufmerksamkeit des Abbé; er benutzte den Augenblick, wo die Gräfin mit der Marquise sich besprach, um nach dem verlorenen gegangenen

Freund zu forschen. Massiello war aus der Laube hervorgetreten und sagte lächelnd: „Wo anders soll er seyn, als im Kloster bei den alten Weibern? Nicht genug, daß Sie, Verehrter, uns auf diese Weise entzogen werden, immer breiten diese Frommen ihre räuberischen Arme nach unserm Abbate aus.“ „Wie?“ rief Eduard, „also er ist es, der eine frühere Bekannte dort aufsucht?“ — „Fragen Sie mich nicht,“ entgegnete der Musiker, „ich weiß von dieser neuen thörichten Unternehmung nichts; so viel glaube ich vermuthen zu dürfen, daß er jezt schon wieder heimgekehrt seyn wird. Gehen Sie, forschen Sie im Gasthof nach, ich darf die Damen nicht verlassen.“

Eduard ging, Cordula's Worte kamen ihm wieder in den Sinn, und er mußte über ihre Bedenklichkeiten lächeln. In der Wirthsstube erfuhr er, daß der Abt, so eben angelangt, ein tüchtiges Frühstück sich bestellt habe, auch sey dem Diener anbefohlen worden, Niemanden vorzulassen, indem sich der Herr gleich nach dem genossenen Frühstück zur Ruhe legen wolle. Als Eduard trotz dieses Verbots die Thür öffnete, winkte ihm der Abt hinter den Flaschen einen freundlichen Gruß zu. „Wie?“ rief Eduard, „Sie essen, Sie wollen schlafen, und das Alles gleich nach einer erschütternden Zusammenkunft mit einer Geliebten? Ich begreife Sie nicht!“ Der Abt sah mit

Ernst auf. „Keinen Scherz!“ drohte er, „kann es einem Menschenkinde wohl gleichgültig seyn, wenn ihm unvermuthet auf seinem staubigen Wege die Geliebte seiner Jugend entgegentritt?“ Er reichte die Hand Eduarden hin und drückte dessen Rechte. „Ach, Freund! ich hab' es fühlen müssen — ich bin alt geworden, es sind die Jahre gekommen, von denen ich sagen darf, sie gefallen mir nicht. Ach, das Alter ist eine wunderbare Krankheit! Alle sehen einem das Uebel an, nur der damit Behaftete merkt nichts davon. Da hab' ich nun gescherzt, gelacht, gemüthlich dahingelebt, und unterdeß schreibt die Zeit ihre furchtbaren Zahlen über meinem Haupte immer weiter. Ich muß an den alten Fleackwouth und sein seltsames Leichenbegräbniß denken. — Ja, Freund! es war wirklich grausig, als wir, gleich zwei alten Schauspielern, mit unsern Rollen in der Hand auftraten, jede Liebkosung zu einem höhnenden Vorwurf wurde, ehe wir's merkten. O Freund, Freund! wo ist mein Leben geblieben? wo ist's geblieben? wo? — Sie hat in Klostermauern es zusammengehalten, ich habe es in tausend lustigen Stunden verstreut in alle Welt — sie kann Rechnung ablegen; ich aber, du lieber Gott, ich habe nie an eine Rechnung gedacht.“ Er füllte sein Glas und leerte es in langsamen Zügen. „Wo haben Sie sie kennen gelernt?“ fragte Eduard. „Es

sind jezt fast vierzig Jahre, als ich, ein blutjunger Student, in der Gegend ihres älterlichen Hauses meine Sommerferien zubrachte. Ich könnte Ihnen noch den Abend bestimmen, wo ich, bepackt mit ein Dutzend Todtenköpfen, hinauf in's Schloß stieg. Es war damals jene Zeit in Deutschland, wo Gall's Lehre und Lavater's Physiognomik die Köpfe erhizte. Ich weiß nicht, welche hochtrabende Namen ich meinen im nächsten Kirchhof ausgescharrten Schädeln beilegte; allein es schien mir, daß ich wohl nicht dem Bischen Witz in meinem lebenden, sondern lediglich dem gelehrten Staub in den todten Schädeln die gute Aufnahme verdankte, nebst der Erlaubniß, dem Fräulein Bärbchen Stunden geben zu dürfen. Wir wußten beide, daß wir zum geistlichen Stand bestimmt waren, und dieses Bewußtseyn warf über unsre aufkeimende Leidenschaft jenen larmovanten Anstrich, den junge schwärmende Seelen so eifrig suchen. Sie war älter als ich, nie sonderlich schön, doch in ihrer Offenheit und ihrer graziösen Laune unendlich liebenswürdig. Später, als ich mich dazu entschied, die Stelle eines regulirten Chorherrn in einem der Reichsstifter zu suchen, eine Würde, die jedoch bald aufgehoben wurde, sah ich sie noch einmal, kurz vorher, ehe sie in's Kloster ging, wie ich vermuthe auf Veranlassung ihrer habsüchtigen Verwandten, die sich jezt im

Besitz der ihr bestimmten Reichthümer befinden. Dies ist der ganze kleine Roman.“ Er griff mit diesen Worten nach einer neuen Schüssel. Eduard sprach von der Gräfin und der Abt kam mit der Wendung wieder auf seine frühere Liebschaft zurück. „So bin ich,“ rief er, „mit der fortwährenden Absicht, Alles zu vermeiden, was nur einer Passion gliche, dennoch in einen gleichsam rührenden Zustand gerathen; auf wenige Minuten habe ich meinen Gleichmuth, das Köstlichste im Leben, verloren, und ich konnte, wenn ich mich nicht schnell wieder sammelte, selbst zu der Gattung jener guten Leute herabsinken, auf deren Kosten ich mir manchesmal Späße erlaubt habe. So muß man sich in Acht nehmen, so lauert der Feind des Lebens stets hinter den Coulissen.“ Er spottete weiter, und als jetzt Massiello erschien, wurde der Plan, den Juden zu besuchen und zu bekehren, wiederum eifrig besprochen; auch Eduarden wurde eine Rolle zugetheilt, doch dieser erklärte sogleich, daß es ihm durchaus unmöglich sey, dem Unglücklichen sich wieder vorzustellen.“

Als Eduard in's Kloster berufen wurde, erfuhr er, daß die Landräthin, vom Arzt aufgegeben, mit dem Tode ringe. Ein heftiger Schmerz erschütterte ihn bei diesen Worten, und er trat bleich im Gesicht in den Vorsaal, wo er im Schimmer der Abenddämmerung einen Mann am

Fenſter lehnend ſtand, der, die Stirn an die Scheiben drückend, unbeweglich daſtand. Es war Ottfried, der ihm jezt entgegentrat. „Ein ſchönes Menſchenherz geht unter,“ rief er mit weichem Ton unſerem Freunde zu, „und wie die Sonne dort, möchte es im Sinken Alles um ſich vergolden! Treten Sie ein, Geliebter! meine gute Schweſter wünſcht Sie zu ſehen, Ihnen den Engelsgruß zu geben, den jede ſchöne entfliehende Seele als das reichſte, herrlichſte Vermächtniß austheilt.“ Eduard trat leiſe in's Krankenzimmer; die bunten Scherben des Fenſters warfen eine Farbengloriе um's Haupt der bleichen, in ihrer Nonnentracht daliegenden Frau. In dunkelen ſchweren Gewändern, deren Falten rings auf den Boden niederfloſſen, vom Schleier faſt ganz eingehüllt, lag die Aebtiſſin auf den Knieen; am Fuße des Bettes ſaß die Prinzeſſin. Eduard mußte unwillkührlich an ein treffliches Bild der alt-deutſchen Schule denken, das den Tod Mariens, von ihren heiligen Freundinnen umgeben, darſtellte. Als ſein Eintritt in der tiefen Stelle bemerkbar wurde, erhoben ſich die beiden Frauen und verließen das Zimmer, und die Sterbende wies ihm den leergewordenen Sitz zu ihrem Haupte an. „Mein theurer Sohn!“ ſagte ſie mit freundlicher, doch ſchwacher Stimme, „der Herr hat über mich beſtimmt, ich gehe — wie ich's immer gethan bei meinem

irdischen Wirken, richte auch jezt, da ich gehe, den Blick zurück auf mein Haus; Sie stehen sogleich auf der Schwelle desselben, und habe ich das Geschick der Meinigen nach meiner Weise geordnet, so möchte ich auch das Ihrige klar vor mir sehen. Wie soll ich Sie mir im Verlauf weniger Jahre denken, in Bewegung oder in Ruhe? und welche ist ihrem Herzen die nothwendigste Ruhe? in welcher findet es die schönste Befriedigung? Lassen Sie mich glauben, daß dies in einer würdigen Neigung sey. Sie haben geliebt, Sie sind wieder geliebt, ein leeres Blendwerk, ein Räthsel, das, hätten Sie vorsichtiger forschen wollen, längst keins mehr gewesen wäre, hat Sie von der Geliebten weggescheucht — lassen Sie mich, wie ich überall gerne Irrthümer löse, auch diesen lösen. Magdalena ist die Tochter meiner Freundin, der Aebtissin. Sie hat mit schwesterlicher Liebe jenen unglücklichen Lothar mit seinem Geschick zu versöhnen gesucht; er hat in ihr neben der Schwester eine schöne geistige Geliebte verehrt, deren grosses leidendes Herz er später dennoch durch so viel Kleinmüthigkeit und Irregehen gekränkt hat. Hier nun, mein Sohn, besitzen Sie das Vermächtniß einer Sterbenden; es kann Sie reich, es kann Sie glücklich machen. Sprechen Sie mit der Prinzessin, auch sie hat anfangs Magdalenen verkannt; jezt weiß sie um

Ihrer beider Geſchick, und iſt, dieſe liebe Tochter, ſtets bereit, meine Wünſche zu erfüllen, wird hier beſonders eilen, da ſie glauben muß, das Glück ihrer Freundin zu begründen, wofür ſie jezt das Fräulein anſieht. O, mein Freund! wenn man nur noch wenige Minuten, wie die lezten Sparpfennige, in der Hand hält, dann weiß man, was ein großer ſchöner Reichthum goldener Lebensſtunden zu ſagen hat, von denen, wenn wir mit dem rechten Wirthe zu Rathe gehen, uns keine entſchlüpfen darf, ohne daß wir reichlich irdiſch und himmliſch Gut dafür einkaufen.“ Sie drückte Eduards Hand, der, ohne ein Wort ſprechen zu können, ſich im überwältigenden Gefühl zu der Sterbenden neigte. Er hörte ſie weinen, dann zwiſchendurch leiſe beten, beides erſchütterte ihn heftig. Er glaubte ihre Hand in der ſeinigen langſam erkalten zu fühlen, er wollte nach Hülfe rufen, als die Thür ſich öffnete, und die Aebtiſſin, auf die Prinzeſſin geſtüzt, hereinwankte. „O meine Hanna!“ rief die Sterbende, „da kommſt Du ja! da kommſt Du ja mit Deinem weißen Roſenkränzlein!“ — „Ich komme!“ entgegnete die Aebtiſſin, „ich komme, Eliſabeth! Du ſollſt Deinen Kranz haben, und keine andre als ich, ſoll ihn Dir aufſetzen.“ Sie ließ ſich vom Fenſter die eben aufgeblühten Roſen geben, und auf die Kniee niedergeſunken, bei Vergießung häufiger Thränen

flocht sie sie eilig zusammen. Bei dieser Arbeit verletzte sie ein Dorn, und von ihrem Blut röthete sich eine der schönste Rosen. — „So bist Du, Hanna!“ rief die Sterbende, indem sie dies bemerkte, „Dein Herzblut hast Du nie gespart für mich, — ich habe an Dir eine treue Schwester gefunden! komm und empfange meinen Kuß, für so viel Liebe und Treue!“ Die Prinzessin ging zwischen beiden auf und ab, sie fürchtete für beide und auch ihr selbst fehlte zum erstenmal, bei einem so rührenden Anblick, die Klarheit ihres Blicks, die Ruhe ihrer Brust. — Der Baron, Ottfried und Julie traten, vom Arzt gerufen, hinein; sie alle empfingen auch ein letztes Lebewohl. Als die Sterbende vollendet hatte, trug man die Aebtissin ohnmächtig aus dem Gemach. Auf dem Haupt der Leiche schimmerte der Kranz von weißen Rosen.

Die Prinzessin besorgte, da die Aebtin krank lag, die Feierlichkeiten des Begräbnisses. Eduard hatte seine mütterliche Freundin noch einmal besucht, bevor sie das unkenntlich machende Grab aufnahm. In der Klosterkirche lag sie ausgestellt; ein einsamer schöner Gesang klagte die Stunden der Nacht hindurch und geweihte Kerzen spielten im Hauch der kühlen Lüfte. In der Stille der Mitternacht, wo er sich der Leiche näherte, glaubte er eine schlanke, weiße Gestalt sich vom Sarge

erheben zu [illegible]; das Licht [illegible] und der Kerzen traf nur mit ungewissem Glanz ihre Züge, doch schienen ihm diese Magdalenen anzugehören. Am Morgen darauf wurde das Todtenamt gehalten; eine Menge Besucher füllte die Kirche, unter denen die meisten Nothleidende waren, denen die Verklärte wohlgethan. Ein Requiem, von Massiello auf Ottfrieds Worte componirt und vorgetragen, lockte von Weitem Fremde herbei, unter denen auch die Gräfin mit der Marquise sich befanden. —

Die trübe Stimmung, in die dieser Todesfall die Freunde versezte, wurde noch vermehrt, als aus dem Gebirge die Nachricht eintraf, der Fürst sey plözlich und auf eine geheimnißvolle Art um's Leben gekommen. Man hatte ihn in seinem Zimmer, im Blut schwimmend, gefunden, mit einer tiefen Verwundung an der Kehle. Der Verdacht dieser schrecklichen That fiel, nicht ohne Wahrscheinlichkeit, auf den Barbier Elias, denn derselbe war den Morgen mit einer bedeutenden Summe Geldes und andern Kostbarkeiten verschwunden; dagegen fanden sich jedoch Zeugen, welche vor Gericht bekannten, daß Elias völlig unschuldig und er in den Stunden, wo der Mord vorgefallen, in einem entfernten Dorfe abwesend gewesen sey. Die Gerichte, die nach allen Seiten hin in Thätigkeit gesezt wurden, brachten ebenfalls

keine Gewißheit; und nach Erwägung vieler Umstände, so wie nach dem geheimen Verhör einiger Zeugen, schien es fast ausgemacht, daß der Unglückliche sich selbst das Leben genommen. Die Freunde vereinigten sich, ihm die lezte Ehre zu erweisen, indem sie dem Begräbniß, das in der Stille begangen wurde, beiwohnten. Nach einer aufgefundenen Willensverfügung des Verstorbenen, fand der Körper seine Ruhe unter dem Baume mit der Inschrift. Als der Grabhügel schon gewölbt war, trafen aus der Residenz der Oberhofmarschall mit mehreren Hofkavalieren ein, die fürstliche Vollmachten mitbrachten, rücksichtlich mancherlei Anordungen; doch wie es deutlich hervorleuchtete, waren sie nur zur Beobachtung äußerer Form ausgesandt. Nachdem sie eine Weile am Grabhügel gestanden hatten, sich gegenseitig mit zweifelhaften und befangenen Blicken ansehend, sezten sie sich wieder in ihre Wägen und fuhren davon. In der Hauptstadt erfuhr man nichts Anderes, als daß der Fürst am Schlagfluß gestorben sey. —

Eine Woche später befanden sich die Freunde wieder auf der Reise. Das Kloster lag hinter ihnen. Die Formen des Gebirgs schwächten sich in Umriß und Farbe immer mehr ab, und eine

neue, wilde Natur, vielleicht noch großartige
und malerischer als die verlassene, öffnete sich de
Blicken.

Der Reisewagen lenkte einem Walde zu, de
die schönsten Abhänge mit seinem mannigfaltige
Grün bekleidete. Man hatte sich einen weite
Umweg vorgesezt, um einige, von der Straß
abwärtsliegende, reizende Partieen aufzusuchen
und durch diese hindurch dem Hauptwege wiede
sich zuzuwenden. Die Gräfin gab den Rath, im
mer tiefer in die Wildniß hineinzulenken. G
machte ihr nicht wenig Freude, wenn aus dieser
oder jener Schlucht ein Dörfchen, wie mit neu
gierigen Augen emporguckte, oder ein vergessene
Thürmchen seinen spitzen, grauen Hut aus einem
vollen blühenden Bouquet von Frühlingsbäume
und Stauden vorscheinen ließ. — „Gewiß," rie
sie, „macht unsre Erscheinung bei diesen Leute
Epoche, nach langen Jahren wird ein würdige
Greis zu seinen Enkeln sagen, damals geschah
dies oder jenes, als die vielen Wägen mit de
fremden Herren und Damen durch unser Dor
kamen; oder ein altes Mütterchen erinnert sic
lächelnd, daß sie grade damals Braut wurde, al
die vielen Wägen mit den fremden Herren un
Damen durch das Dorf kamen." — „Freilich!
entgegnete Massiello, „wir helfen den guten Leu
ten in ihrer Zeitrechnung nach, und bekomme

Plätze im Kalender, neben dem alten, vollwangigen Mond, diesem ewigen Reisenden.“ — „Bemerken Sie nur,“ rief die Gräfin, „diese Frische des Eindrucks, wie alle uns stammend nachsehen, wie die großen blauen Augen fragend herumrollen, und auf den frischen Lippen es wie Lachen und Weinen zugleich zuckt. Sehen Sie da! der Herr Pfarrer läßt sich nicht abhalten, die Mauer seines Gärtchens zu besteigen, um das beispiellose Ereigniß in der Nähe zu betrachten. Hinter ihm, halbverdeckt von den ehrwürdigen Rockschößen, lauscht die gute, ehrliche Pfarrerin von Grünau, die unser Best so trefflich nach dem Leben gemalt, in ihrem Kattunleibchen, mit dem Gesicht, das der liebe Gott so gern hat, weil so gar nichts von weltlicher Schönheit darin zu finden ist. O geschwind; lassen Sie uns hier absteigen! die guten Leute bewohnen ein großes Haus, sie werden uns ein Lager für die Nacht nicht abschlagen, und wo fänden wir so treffliche Gelegenheit, die Einfalt, die uns Deutschen so trefflich kleidet, zu studieren, als hier? Mir ahnet, daß in unsrer Literatur das Idyll wieder Mode wird. Und um den lieben Leuten einen Spaß zu machen, nehmen wir Namen an, die ihnen vertraut und angenehm in die Ohren klingen. Sie, meine Gute,“ wandte sie sich zur Marquise,“ sind die Karschin, unser Componist ist Gellert, und was

mich betrifft, so will ich die schwedische Gräfin seyn, die der gute Fabeldichter zum Gegenstand eines eben so weitläufigen, als langweiligen Romans gemacht hat. O trefflich! welch eine Lust für unsere Pastorfamilie, der jezt gleichsam eine ganze lebende Bibliothek in die Arme fährt, von lauter Lieblingsautoren! Daß jeder in seiner Rolle sprechen und handeln muß, versteht sich von selbst.“ — „Aber bedenken Sie, Verehrte!“ rief Massiello, „daß der Pastor nothwendig ausserhalb aller Zeitrechnung wohnen muß, um den tollen Glauben zu fassen, wir seyen wirklich jene alten Dichter.“ — „Wer verlangt dies?“ entgegnete die Dame lächelnd; „wir sind Nachkommen jener Leute; Töchter, Enkel, Großenkel, wie jeder es am passendsten bei seinem Alter zu verantworten gedenkt. Ein großer sympathetischer Zug hat uns zusammengeführt. Doch sieh, da sind ja noch zwei Namenlose.“ — Eduard und der Abt zeigten sich. — „Sie,“ rief die Gräfin zum Ersteren, „gehören der neuern Zeit an und heißen Werther, und Sie, mein ehrwürdiger Herr, mögen unter den Namen Rabener, Hagedorn, Uz wählen.“ Der Abt verbeugte sich. „Der leztere,“ bemerkte er, „war immer der Mann meines Herzens; so will ich ihn denn auch jezt mir ausgebeten haben.“ Ottfried, der Baron und Julie gingen nicht in den Scherz ein, doch war die

Heiterkeit der Gräfin ihnen wohlthuend und zerſtreuend.

Es war Abend, als man im Pfarrhauſe anlangte. Auf einem grünen Plätzchen, unter ſchattigen Linden, war ein einfacher Tiſch gedeckt, auf dem die Abendmahlzeit der Landfamilie, eine volle Schaale mit Milch, einige Teller mit Früchten und Gebackenem ſtand. Die Wagen waren vor dem Wirthshauſe zurückgelaſſen worden, und umringt von einer muntern Jugend, zeigten ſich dem verlegenen Pfarrer ſeine Gäſte am Eingang einer Schlehdornumzäumung. Die Gräfin ging voran, Julie und die Marquiſe folgten; ſie holten die Pfarrerin ein, die eben entſchlüpfen wollte, um ein Sonntagskleid und eine Feſttagshaube anzulegen. „Meine liebe Frau,“ rief die Gräfin mit ihrer gewohnten Freundlichkeit, „wenn Sie viel Umſtände machen, ſo iſt dies das Mittel, uns ſogleich wieder zu verſcheuchen. Wir ſind Reiſende, die das Gebirge ſehen wollen; im kleinen und engen Gaſthofe unten, fehlen uns ſowohl Bequemlichkeit, als auch Geſellſchaft und Belehrung; die ſchenken Sie uns für eine Nacht und wir bleiben Ihre dankbaren Schuldner.“ — Die treffliche Frau machte eine Verbeugung nach der andern; der Pfarrer erklärte, daß hier durchaus keine Schwierigkeit ſey, und als er die Namen ſeiner Gäſte erfuhr, ging ſeine Befangenheit in

ein freudiges Erstaunen über. Vor Allen war ihm Massiello's Bekanntschaft ein wahres Geschenk vom Himmel. „Wer hätte denken sollen," rief er, „daß ich auf meine alten Tage einen Enkel des alten herrlichen Dichters, den ich als Student einmal besuchte, beherbergen würde! und Uz — o Himmel! wie ist Dir, Barbara?" sagte er zu seiner Frau, „wenn Du es dir klar vorstellst, den leibhaftigen Sohn des Mannes zu sehen, von dem Du manchmal so rührende Liedchen singst?"

Der Enthusiasmus des guten Landpredigers brach in volle Flammen aus, als die Reisenden trefflichen Wein kommen ließen und bereits einige Flaschen geleert waren; er sprang in seine Bibliothek, holte das alte Fabelbuch hervor, zugleich Uzen's Liebeslieder, und begann abwechselnd aus dem einen und aus dem andern Buche vorzulesen. Die Damen hatten sich zur Pastorin gesezt und von dieser das Versprechen erhalten, daß sie später einige kleine Arien hören sollten. Die ganze kleine Gesellschaft war bald auf das Engste mit einander vertraut. „Wie kann man auch anders," rief der Pastor, „mit Leuten, die einem von der lieben Jugend her bekannt und verehrlich sind? O meine Herren und Damen! diese Reise ist für Sie unstreitig nur ein Vergnügen, für mich ist sie eine wahre Schickung; der Herr

hat mich offenbar heute mit einem günstigen Auge angesehen, daß er mich solches erleben ließ. Wenn man so im Gebirge Jahr aus, Jahr ein lebt, fern, fern von dem großen Treiben der Welt, und einem doch dabei ein schöner lebendiger Sinn gegeben worden, der gerne lebt und leben läßt, so ist ein solcher Besuch geradezu ein treffliches Geschenk. Und Sie, edle Dame!“ rief er, zur Marquise gewandt, „Sie wissen sicherlich das schöne Gedicht auswendig, das Ihre treffliche und berühmte Mutter verfertigte, und womit sie sich beim großen Friedrich so schlechten Dank verdiente.“ — „In der That,“ entgegnete die Marquise mit Verlegenheit, ich wüßte Ihnen die Verse nicht herzusagen; meine gute Mutter war stets etwas geheimnißvoll mit ihren Arbeiten“ — „Geheimnißvoll?“ rief der Pastor, „o sagen Sie das nicht! sie hat das Gedicht drucken lassen; ich hab's in meiner Bibliothek, und Ihnen wäre es wirklich unbekannt? Aber Sie haben wohl die kleine spätere Leipziger Ausgabe im Sinn, in der es allerdings fehlt?“ Die Marquise machte eine bejahende Bewegung, indem sie sich besorgt und gepeinigt nach der Gräfin umsah, die jedoch auf keine Winke und Zeichen hören wollte. „Und Sie, Herr Uz,“ wandte sich der kleine gesprächige Mann zum Abt, „lassen Sie mich annehmen, daß Sie in die Fußstapfen Ihres großen

Verwandten getreten sind. Sie geben Gedichte her
aus, in jener leichten scherzenden Gattung, Lie
beständeleien, nicht wahr?“ — „Sie haben's er
rathen,“ erwiderte der Abt; „doch lassen wir da
jezt! ein Gläschen Wein und etwas von Ihren
schönen Früchten dort, Herr Pastor, wird un
am besten thun.“

Die Pfarrerin hatte während dieses Discur
ses die Gräfin aufmerksam und mit stiller Be
wunderung angesehen. „In der That,“ bemerkt
sie jezt leise der Marquise, „wir haben also der
eine Abkömmlingin der schwedischen Gräfin vo
Augen? Ich habe es in meiner Jugend Ge
lerten nie verzeihen können, daß er von seinem
ehrwürdigen Beruf, als moralischer Fabeldichter
in den leichtfertigen der Romanschreiber verfiel
allein wenn seine Heldin dieser jungen Dam
ähnlich sah, so muß ich wohl den Poeten völli
entschuldigen; denn gewißlich, es ist ein überau
schönes Frauenbild.“ Sie ging mit dieser Aeuße
rung auf die Gräfin zu, und erkundigte sich nac
allerlei Umständen, deren im Roman Erwähnun
geschieht, und erhielt die allerbefriedigendsten Auf
klärungen. Um die Heiterkeit zu vermehren, lau
wieder der Gesang in Vorschlag; die Pastorin
trug ein paar Lieder von Claudius vor. Als di
Gräfin und Massiello Musik hörten, trat da
Maskenspiel bei ihnen plötzlich in volles Leben

sie griffen beide jezt in vollem Ernst in die kalte frische Quelle der Poesie, wie sie in den Liedern des alten Wandsbecker Boten, in den Liebesgesängen des armen und leidenschaftlichen Bürgers, des ehrlichen Pantmanns zu Altengleichen, sprudelt. Die wunderlichsten und tiefsten Liederstimmen wurden rege; die alte gute Zeit wachte auf und im Hauch der Kerzen, die unbewegt zum Abendhimmel hinaufbrannten, zogen die großen Tongeister jener entschwundenen Tage über die Versammelten dahin. Massiello wußte fast alle Melodien des alten Zelter, Reichardt und Anderer auswendig, jene heimlichen süßen Melodieen, die so viele Mädchenherzen durchzogen hatten, von den blühenden frischen Lippen so vieler verliebter Knaben getönt. Der Baron und Otfried hörten mit Entzücken zu. „Nun auch etwas von Göthe! nun auch etwas von ihm!“ riefen Mehrere. Massiello wollte eben ein Lied beginnen, als eine Stimme aus dem nahen Gebüsch laut wurde, die die Worte rief: „Weckt mich nicht wieder auf, ich bin müde; laßt mich ruhen!“ — „Um Gottes Willen!“ schrie die Gräfin und erhob sich, „wer sprach da?“ Alle standen auf; Massiello drang zuerst in's Gebüsch, Eduard ihm nach; die erschreckten Damen erhoben die Lichter; allein, so deutlich und nah die Stimme sich hatte hören lassen, so war jezt doch Niemand zu entdecken,

von dem sie hätte ausgehen können; nur fern war es, als rauschte es im Gebüsche. Der dunkle warme Nachthimmel deckte weithin die stille ruhende Erde. Als die Suchenden zurückkehrten, zeigte sich Massiello von der Seltsamkeit des wunderlichen Auftritts erschüttert und begeistert; er bestieg einen Stuhl und rief in die Nacht hinein: „Unglücklicher Geist, sey ruhig, wir wollen dich nicht wecken! wandle mit deinen Entzückungen und Schmerzen hinauf die Straße in die schöne Verklärung! Wie? von Neuem sollten wir die dem Müden, vom großen Jammer unserer kleinen Zeit aufladen? von Neuem dich tragen lassen an der ungeheuern Last unserer Erbärmlichkeit, von Neuem dich verwunden mit den tausend kleinen Stacheln unsers Tadels und unsers Lobes? Nein, Befriedigter, geh' ein in dein kühles Todtenreich! Du hast den Schicksalsfluch, der dich dazu bestimmte, groß zu seyn, mit Würde getragen; nicht wie gemeine Seelen hast du Lob mit Lob vergolten, eingedenk der Gesetze des größten Geistes, lobtest du die, die dich tadelten, und schlug dich der kleine Neid, du selbst reichtest ihm die andere Wange hin, damit man keine Gottheit an den Mißhandlungen, die du erfuhrst, erkenne! Ja, Mißhandelter, schüttle nicht dein Lorbeerhaupt — so, so thast du! Ich war nicht unter dem Haufen, der dich umgab, als du zum

erstenmal vor den grauen Judenhärten der alten Nicolaischen Schule das neue Wort vom Geiste predigtest, als du mit der eisernen Faust des Götz den Tempel reinigtest, in dem die alten Höckerweiber des seeligen Gottsched's Nachlaß feil boten; ich war aber dabei, als sie von dir ein irdisches Reich verlangten, und du ihnen das himmlische deines Faust's gabst. Ja, großer Todter, wir rufen dich jezt zurück, dein Tod ist ja unser Leben! Gelitten und geseufzt haben wir unter deiner strahlenden Größe; es ist nichts so unbequem, als Größe zu ertragen, und diese Beschwerde hast du uns reichlich aufgeladen. Unser Leben war ein ewiger Kampf gegen dein Licht, und die dich am giftigsten zu bekämpfen suchten, die lobten dich! Es ist nicht angenehm, übersehen zu werden, und wir wurden übersehen! — Darum wecken wir dich gewiß nicht auf, altes Lorbeerhaupt! Schlummre ruhig in der Gruft Seiner königlichen Hoheit des Großherzogs von Weimar, so ruhig, als lägest du mit jenem alten vergessenen Kaiser am öden Inselstrande! Gewiß, unser Jahrhundert ist mild und einsichtsvoll; es weckt keinen Todten auf, besonders keinen großen! Vielleicht daß hie und da ein Liedchen ertönt, deinen Namen nennend, daß ein armer blöder Knabe in der Angst seiner Seele, bei brechendem Herzen und vorquellenden Thränen dir nachruft, oder daß ein vergessener

Professor einer noch vergessenern Lehranstalt ein Wörtlein von dir fallen läßt und sagt, daß du eine alte Kindersage, den Faust, geschrieben habest, die nicht schlecht sey; oder ein lustiger Franzose stößt deinen Namen im Fluch aus, weil er sich die sonderbare Grille in den Kopf gesezt hat, doch auch einmal etwas von einem alten deutschen Autor zu lesen. Ja, ja, vergessen! sey gewiß, Zürnender, du wirst vergessen! Wir freuen uns aus voller Seele, da wir so viele Dinge behalten müssen, daß wir endlich einmal auch etwas vergessen dürfen, und bei dir dürfen wir es, da du groß bist; es ist sogar eine Pflicht, die alle kleinen Geister einander schuldig sind, und die wir treulich erfüllen wollen. Nichts, nichts soll uns an dich erinnern, selbst nicht einmal die neue Cottasche Ausgabe deiner Werke! Freut euch, Millionen der Erde! es gibt nichts mehr zu bewundern, nichts mehr zu verehren; der alte adlige Sänger ist todt! es gibt keinen Unterschied der Stände und der Geister mehr; wir sind Alle klein, glücklich, frei und gleich! o herrliches Jahrhundert!" —

Er stieg herab und Ottfried schloß ihn begeistert in die Arme. Die Gräfin blickte mit glänzendem Auge zur Erde und auch Julien traf das Verwundende in jenen Worten. „Jezt geschwind!" rief Ottfried, „die schönste Ballade, die jemals gedichtet worden, dem wandelnden

Todten in die Nacht hinaus nachgerufen! den König von Thule!“ Die Gräfin wählte eine neue Composition, in der jeder Ton eine Fülle von Wehmuth und Seligkeit in sich trägt. Angeregt durch die Schauer des Moments, tönte die alte Sage wie eine schauerliche Liebeserinnerung aus ferner dunkler Zeit über die Erde hin; es war, als ballte sich aus unheimlichen Nebeln eine ungeheure Gestalt zusammen, die schwankend das Haupt in die dunkle Wölbung des Himmels hineinhob, jezt wieder über die ängstlich rauschenden Bergzipfel beugte und mit blitzenden Augen niedersah in den Kreis der Lichter und Menschen. Die Gräfin erhob sich, hüllte sich fester in ihre Tücher und gab das Zeichen zum Aufbruch. „Wir haben geschwärmt,“ rief sie, „und sollten schon längst zur Vernunft, das heißt, zur warmen Stube zurückgekehrt seyn. Ich muß gestehen, daß mir bange ist, der Unbekannte, der uns vor wenig Minuten so erschreckt hat, könnte seinen Besuch erneuern.“ Sie warf einen unruhig prüfenden Blick ins Gebüsch, hing sich dann an den Arm der Marquise und der Gesellschaft eine ruhige Nacht wünschend, eilte sie, von Julien und der Pfarrerin gefolgt, auf's Haus zu. Der Abt folgte bald nach, auch Massiello verlor sich; Eduard, den das Lied vom König von Thule heftig erschüttert hatte, mußte jezt wider Willen

dem guten Pastor Stand halten, der in eine wahrhaft ermüdende Geschwätzigkeit gerieth, und doch am Ende die wenige Aufmerksamkeit bemerkte, die ihm sein Gast schenkte; allein der Gutmüthige entschuldigte diesen Umstand damit, daß ein junger Mann, dessen Verwandter ein so trübseliges Ende genommen, unmöglich viel Interesse für fremde Leiden und Freuden haben könne; er hatte noch das Zartgefühl, in seinen Gesprächen alle Geschichten zu vermeiden, in denen von unglücklicher Liebe, Selbstmord, oder von Pistolen etwas vorkam. —

Am Morgen darauf nahm der Baron von der Gesellschaft Abschied; theils Familienangelegenheiten, theils fortwährend beunruhigende Nachrichten über August's Verschwinden riefen ihn ab. Aus dem Kloster erschienen tröstende Briefe, welche meldeten, die Aebtissin habe sich schon bereits in so weit erholt, um in Gesellschaft der Prinzessin eine kleine Reise anzutreten. „Zählen Sie mich jetzt," sagte Eduard zum Baron, als dieser von seinen Bekümmernissen sprach, „zu den Fröhlichen und Unbefangenen; ich kämpfe mit mir selber, ob ich dem Rath eines edlen, für mich besorgten Herzens, oder ob ich meinen eigenen Ansichten und Gefühlen folgen soll. Ach! meine mütterliche Freundin ist gerade in dem Moment von mir gegangen, wo ich ihres scharfen Auges,

ihres treuen Sinnes am meisten bedurft hätte; doch, hat sie nicht ihre Wünsche deutlich genug erklärt? häufe ich nicht den schwärzesten Undank auf ihr Haupt, wenn ich ihrem liebevollen Rath nicht Folge leiste?“ — Er versank in trübes Nachsinnen, und erst des Barons Abschiedsgruß schüttelte ihn wieder wach. „Wie gefällt Ihnen die Gräfin?“ fragte jener; „wahrlich, ein so sicheres, gebildetes, und dabei so zart weiblicher Geschmack ist mir selten vorgekommen. Warum schenkte mir der Himmel nicht eine solche Tochter?“ — „Sie kann ja noch die Ihrige werden,“ bemerkte Eduard in der Zerstreuung. „Wie meinen Sie das?“ fragte der Baron lebhaft, „mein Auguste ist doch wohl für sie zu jung, und —“ er stockte und blickte rasch um sich; sein Auge fiel auf den Wagen, der bereit stand, ihn aufzunehmen. Ottfried und der Abt kamen hervor und die Freunde begleiteten sie durch das Dorf hinaus.

In den Nachmittagsstunden drang der Pastor darauf, die Geschichte der schwedischen Gräfin vorzulesen, indem er einen schalkhaften Seitenblick auf die Gräfin warf: nur mit Mühe gelang es dieser, ihn durch den Vorschlag eines Spaziergangs von der Lektüre abzubringen. Schnell waren die Vorbereitungen getroffen und als die Schatten sich eben zu verlängern anfingen, verließen die Gräfin, Julie, Eduard, Masiello und

Ottfried die Pfarrwohnung, den Fußweg längs dem Abhange einschlagend. Das Wäldchen, das die Wandelnden in sein frisches duftendes Grün aufnahm, lichtete sich bald und gewährte einen schönen Blick in's Gebirge gegen Abend. Einzelne reiche Bilder, durch malerische Vordgründe begränzt, reizten und entzückten vorzüglich das Auge. Eduard hatte sein Skizzenbuch hervorgeholt und nahm einen alten Baumstamm mit seiner pittoresken Umgebung auf; Julie und die Gräfin ließen sich von Ottfried einige seltene Gebirgspflanzen zeigen; Massillo war vorausgegangen, um die fernere Richtung des Weges zu bestimmen. Man hörte jezt seine Stimme, die etwas Neues und Besonderes zu verkünden schien; bald trat er auch selbst hervor, und bat mit geheimnißvoller Miene, ihm zu folgen. Als man ein geringes Stück Weges zurückgelegt hatte und jezt um die Spitze eines vorspringenden Hügels bog, zeigte sich ein eben so schöner, als überraschender Anblick: ein nicht großes, aber geschmackvoll gebautes Landhaus, welches seine zierlichen Linien, von einigen hochstämmigen Pappeln unterbrochen, auf der Höhe des Abhangs mit Leichtigkeit und Zierlichkeit abzeichnete. Ein Weg, von vollen Rosengebüschen eingefaßt, führte hinauf; oben warf ein heller Wasserstrahl seine flimmernden Kristalltropfen in ein weites Becken; nicht

fern von diesem stand ein eleganter Lehnsessel, auf dessen rothem Polster ein Taschentuch und ein aufgeschlagenes Buch lagen. Ein paar Stufen führten aufwärts und eben erblickte man durch die offene Thür einen Gartensalon, aus dessen Innerm Bildsäulen, goldene Rahmen, rothe glänzende Stoffe, Blumenvasen schimmerten und blinkten. Ein Bologneser Hündchen kam bellend über den glatten Parketboden, und schaute, auf der obersten Stufe stehen bleibend, neugierig die Gruppe der Fremden an. „Seltsam!“ rief Otfried, „warum hat nur der Pater uns nichts von diesem wirklichen Fremdling, der sich hier niedergelassen, erzählt? oder bewohnt etwa dieses kleine Paphos eine Göttin, die von unserm blöden Pfarrer keine Kenntniß nehmen will?“ — Massillo, der unterdeß einen Diener angetroffen und befragt hatte, kam mit der Nachricht zurück: es wohne hier ein Mann von Stande, der Bücher schreibe. „Dies sind,“ rief der Compeniß, „die eigenen Worte des Gärtners; nun fragt es sich, ob es der Mühe lohnt, die Bekanntschaft eines deutschen Gelehrten zu machen?“ — „Und der Name?“ fragte Eduard. „Den habe ich mir absichtlich nicht nennen lassen; wir bewahren so gegenseitig eine Art Maskenfreiheit, die uns und ihm vollkommene Unbefangenheit gibt.“ Eduard hatte das Buch ergriffen, und fand, daß es die Gedichte

eines Grafen waren, der sich den Ruf eines Aristophanes erworben. „Sieh da," rief Massiello lebhaft, „wie passend! dort das Geplätscher des Springbrunnens, hier das der Ghaselen, eines ist so melodisch und so gut Poesie, wie das andere." — „Ich achte diesen Dichter," bemerkte Otfried, „doch in den angeführten Gedichten gefällt er mir nur wenig. Wozu diese morgenländischen Künsteleien? Als Form betrachtet werden sie nie bei uns einheimisch werden, und der Gedanke läuft oft auf eine Albernheit hinaus, die durch einen süßlichen, oft unreinen Reigeschmack reizen soll. Am schönsten und lebendigsten, was Farbenfrische betrifft, sind die frühern kleinen Romanzen und einige Lieder; die folgenden metrischen Kunstwerke gleichen Bildern, die der kostbaren Rahmen wegen gemalt worden." — Während dieser Worte wurde man eben auf der Terrasse den Gelehrten gewahr, der mit den Damen Begrüßungen wechselte. Er war ein Mann von noch nicht vorgerücktem Alter, von einnehmendem Wesen; sein Auge, obgleich nicht schön, konnte geistreich genannt werden, und ein freundlicher gewinnender Zug um den Mund trug, wenn er sprach, viel zur Annehmlichkeit seiner Gesichtsbildung bei. Er trat jezt auf die Freunde zu, und Massiello begrüßte einen frühern Bekannten, mit dem er in Rom fröhliche Tage zusammen verlebt.

Die kleine Gesellschaft hielt sich jezt am Springbrunnen wieder; es wurden Erfrischungen gebracht, und ein Teller mit trefflichen Ananas-Erdbeeren sagten dem vom kleinen Spaziergang ermüdeten Damen besonders zu. Das Gespräch kam auf den Pastor, und es wurde wieder die Frage aufgeworfen, warum er wohl seine Nachbarschaft den Gästen verhehlt habe. „Ich glaube," entgegnete der Gelehrte, „daß der gute Mann in der That nichts von meinem Daseyn weiß; wenigstens ist der Fall noch nicht vorgekommen, daß er sich bis hieher aus seinen vier Pfählen verirrt hätte; es ist hier das Gebiet eines andern Herrn, und er ist wohl seit Jahren nie aus dem Dörfchen herausgekommen. Dagegen besuche ich ihn manchmal auf meinen einsamen Streifereien und blicke ihm, ohne daß er eine Ahnung davon hat, in sein Thun und Treiben hinein. Uebrigens, setzte er lächelnd hinzu, hätte ich nicht das Vergnügen, Sie heute hier zu sehen, so wäre ich morgen in der Pastorwohnung erschienen, um die nähere Bekanntschaft des braven Mannes zu machen, der mir gestern die feierliche Versicherung gab, daß man mich vergessen würde." — „Wie?" rief die Gräfin lebhaft, „so waren Sie es also, der uns die Geisterworte zurief?" — „Kein andrer!" entgegnete der Gelehrte; „die Gesellschaft, die vielen Lichter zogen mich an. Das Gebüsch verbarg

mich und gestattete meine Annäherung dergestalt, daß ich, ohne fürchten zu müssen, entdeckt zu werden, ein unsichtbarer Zuhörer der schönen Gesänge wurde, eine Freiheit, die ich mir nahm, und für die ich jezt die Verzeihung nachsuchen muß." — „Sie ist Ihnen gewährt!" rief Ottfried mit Feuer; „ich bin erfreut, einen Verbündeten zu treffen, denn da uns gleiche Liebe und Verehrung für den großen Dichter einigt, so können wir unmöglich uns noch fremd gegenüberstehen." Der Gelehrte erwiederte diese Begrüßung mit Herzlichkeit; er bemerkte das Buch in Eduard's Händen, und das Gespräch ging jezt auf die neuen Dichter über. „Ich meine, sie alle zu kennen," bemerkte die Gräfin; doch ich finde keinen, der mir ganz genügte." — „Wie Gnädigste!" rief Ottfried zürnend, Sie vergessen die neuen schwäbischen Dichter, die herrlichen Lieder, die alle Welt entzücken; die süßen Stimmen, die jede Brust mit Trost, Frieden, Liebe und Verehrung füllen, jene Gesänge, die so frisch und bezaubernd selbst nicht zu den Zeiten des zweiten Friedrich's, des kunstliebenden Kaisers erschollen seyn können. Hat je die Muse etwas Köstlicheres beschert, als jene wunderschönen Romanzen, von denen eine immer heller und bedeutsamer als die andre erklingt? Sie sind Blumen unsrer heutigen Poesie." — „Wer widerstreitet das?" rief die Gräfin; „und

sie würden unstreitig noch farbenreicher und duftiger erblühen, wenn sie nicht auf dem Boden des Mittelalters wüchsen, das nur nun einmal widerwärtig ist. Ich meine, daß diese Stoffe, wenn sie auch für den Dichter einst ergiebig waren, doch jetzt abgenutzt sind; der Born des alten Nibelungen-Liedes kann doch endlich einmal ausgeschöpft seyn, und Liederchen, die von Jung-Siegfried und Jungfrau Sieglinden handeln, lassen selbst die Verehrer des Dichters kalt und erinnern zu ihrem Nachtheil an die nordischen Ungeheuerlichkeiten, an die Karrikaturen aus der Edda, und an jene Zeit, wo man an einem eleganten Theetisch oft von nichts anderem hörte, als von den Tölpeleien eines isländischen Riesen, oder von den niedlichen Albernheiten einiger Schwächlinge, die sich in Riesinnen verirrten. Wie kräftig und wahr erscheint dagegen Bürger's Lenore, wie ergreifend sein Lied vom braven Mann!" — „Um's Himmelswillen!" nahm der Poet das Wort, „machen Sie nur diese Ansicht geltend, Verehrte, und wir sehen wieder die alten mit Glück vertriebenen Perücken aufmarschiren; es werden wieder betrogene Landmädchen, weinerliche Pfarrerstöchter besungen; die zahllosen saft- und kraftlosen Schäfergedichte treten wieder auf und wir verfallen von Neuem in den tiefen bodenlosen Jammer der Allegorie." — „Ich sehe dazu keine Nothwendigkeit,"

erwiderte die Dame. „Die Verirrungen jener Tage stehen uns zu nah vor Augen, als daß wir sie nicht vermeiden sollten. Man gebe nur einen Band Schäfergedichte heraus, aber freilich mit dem Geist und Geschmack, wie jene süßen kleinen Gesänge, die wir von den besten Dichtern aus jener Zeit haben. Jene unschuldige arkadische Welt, die so schalkhaft oft die wirkliche parodirte, und die dem Poeten, wenn er seinem Stoff gewachsen war, zahllose Gelegenheit bot, Laune, Gefühl, Witz und Tiefsinn zu zeigen, und die endlich, wenn auch öfters Karrikatur, doch nie in Gräßlichkeiten und widerliche Verzerrungen ausartete; ist sie nicht ein weit dankbarerer Stoff zur poetischen Unterhaltung, als alle grotesken Wundergeschichten zusammen genommen? Damals galt es nur, für einen Zweck zu wirken, diesen zu erreichen arbeitete Alles hin, und dieser war kein anderer, als einem gewissen Institut Glanz, Festigkeit, Dauer und Würde zu geben; dieses Institut war die sogenannte „gute Gesellschaft." Von Frankreich, wo man die Kunst zu leben, geist- und genußvoll zu leben, auf das feinste ausgebildet hatte, wo das, was man gute Gesellschaft nannte, auf die gewissesten und bestimmtesten Regeln gesezt war, von Frankreich gingen auch jene Gesetze aus, die die heutige Welt viel zu voreilig verwirft. Das erste Gesetz war, daß

die so nothwendige Form nie und nirgends verletzt werde, so im Leben, wie in der Kunst. Unsere Zeit, die darauf ausgeht, jede Schranke aufzuheben, wird zeitig inne werden, wie nothwendig, wie durch die Forderungen des geselligen Lebens selbst bedingt, die Grundsätze des Umgangs waren, die heutzutage leeres Ceremoniel, lächerliche Anmaßung, überhitzte Etikette gescholten werden. Die „gute Gesellschaft" war der Gott, dem Alles opfern mußte. Die Kunst, wie alle andern Genüsse des Lebens, waren nur da, um ihr zu dienen, und sie schlang dafür ihr sicheres vereinigendes Band um die ganze gesittete Welt. Die Verse des Racine dienten ebensowohl, dieses Band zu befestigen, als die Haarbeutel und die Frisur à la Pompadour: ja, die Poesie selbst, wie sie in den Strophen jener galanten Dichter blühte, war eigentlich ein großer Hymnus auf die gute Gesellschaft, während sie jetzt nur noch ein Spottlied auf dieselbe ist und oft ein recht niedriges. Was die Bühne betrifft, so muß man nicht glauben, als hätte das Publikum nicht recht gut gewußt, daß ein alter römischer Imperator nicht in der Perücke erscheinen durfte, daß die arkadischen Schäfer und Schäferinnen auf keine Weise so existirten, wie sie sich zeigten; es war vielmehr noch Niemanden eingefallen, die Kunst für mehr auszugeben, als sie seyn soll und ihr jene lächerlichen

Anforderungen aufzudringen, die zum Theil auch den Verfall unsers Theaters herbeigeführt haben. Auf den Brettern, wie im Leben, wollte man nur die gute Gesellschaft finden, d. h. jene angenehme Zusammenfügung von Geist, Frohsinn, Ernst, Lebensgenuß und eleganter, stets zierlicher Form; zeigten sich diese Forderungen erfüllt, so war man zufrieden und schöpfte so viel Erheiterung, Vergnügen und Erhebung, als diese Anstalt gewähren soll. Auch die Philosophie vertrug sich mit dieser Ansicht der Kunst, denn sie fand überall festen Boden, auf dem sie fußen und weiterbauen konnte, indeß sie heutzutage völlig verzweifelt, den wilden Sprüngen eines ausschweifenden, sich in seiner unseligen Gesetzlosigkeit gefallenden Talentes zu folgen."

Die Gräfin hielt bei diesen Worten inne und fügte endlich, indem sie einen lächelnden Blick auf ihre Umgebung warf, nach einer Pause hinzu: „Doch ich spreche vielleicht etwas zu unverständlich von einer goldnen Zeit, die nie wiederkehren wird. Wo sind jene sichern Verhältnisse hin, die allein eine Rückkehr möglich machen? wo der Glanz der Höhen, die Würde der Familien? Haben wir erst diese, oft so muthwillig der Zerstörung preisgegebenen Stützen der Gesellschaft wieder, dann werden wir uns auch rühmen können, eine Kunst zu besitzen; so aber

müssen wir von der Bühne herab, aus den Gesängen unserer Dichter, aus den Werkstätten unserer Künstler, von den Tribünen unserer Volksredner, ja selbst aus den Läden unsrer Modehändler den tönenden Fluch hören, daß all unser Treiben nur Stückwerk ist, daß wir weder zu leben, noch zu sterben verstehen, und daß wir vor allen Dingen nicht wissen, was wir wollen."

„Es scheint," nahm der Gelehrte, der mit Interesse dieser Rede zugehört hatte, das Wort, „daß man im Felde des Romans sich wieder jenen Tagen nähert. Die Novellen unsers großen, noch lebenden Meisters, beschäftigen sich wieder mit Schilderungen aus der Gesellschaft; so neu die Form und eigenthümlich die Bildung ist, so erinnern viele dieser Erzählungen an gute Muster jener Tage, und der Landgeistliche von Wakefield wäre, mit einigem Raisonnement versehen, durchaus eine Novelle im neuesten Geschmack zu nennen. So haben wir einen, vor Kurzem erschienenen anziehenden Roman, der die Zeit des siebenjährigen Krieges schildert, und der sammt einem andern Buch: Denkwürdigkeiten aus alten Papieren, lebhaft die Zeit, von der die Rede ist, wiedergibt." — „Dieses Buch, rief die Gräfin lebhaft, „liefert einen treffenden Beweis zu meinen Behauptungen. Wer kann es ohne Interesse lesen? wem tritt nicht jener ruhige, heitre, vergnügliche

gemüthvolle Geist frisch und lebendig entgegen. wen erfreut nicht der gute Alte, der nach Zurücklegung einer dornenvollen diplomatischen Laufbahn, noch zahllosen kleinen Verlegenheiten entgegenläuft, blos weil seine Gutmüthigkeit es ihm nicht erlaubt, eine Bitte abzuschlagen, und einen jungen Wildfang sich selber zu überlassen. Köstlich, und mit einer Fülle der gesundesten Laune ausgestattet ist die Ankunft des Alten im Narrenhaus, wahrhaft rührend seine späte Liebschaft und Ansprache. Die Scenen auf dem Schlosse und die Schilderung auf der rheinischen Arcadia sind trefflich und ganz im Geist dessen, was ich die „gute Gesellschaft" genannt; wie belehrend und geistvoll endlich die Gespräche über Kunst in der gelehrten Pariser Abendgesellschaft."

„Mir," sprach Otfried, „ist das ganze Machwerk ziemlich unerquicklich vorgekommen. Wenn wir die alten Formen wieder erwecken, um sie auf solche Schöpfungen anzuwenden, so hätten wir sie lieber ruhen lassen können." — „Nun gut," entgegnete die Gräfin mit einiger Empfindlichkeit, „wenn Sie sich denn, Verehrter, durchaus nicht von der Fahne Ihrer jetzt schon veralteten Schule wenden wollen, so soll es Ihnen auch vollkommen frei stehen, Ihren großen Unbekannten nach wie vor zu verehren und zu lieben; auch gibt es ja neuere desperate Historienschreiber,

die mühsam jeden Tropfen Wasser, der bald hier, bald dort in einer Kaverne gefallen ist, vom Boden der Geschichte aufzulesen, um mit diesen kostbaren Resten ihre fürchterlichen Gemälde zu colo-riren. Hat sich doch Einer von diesen ehrenwerthen Leuten sogar vorgesetzt, die ganze Chronik des Hauses Hannover zu plündern, und jeden dort herumgehenden Wüthrich und Landstreicher aufzufangen, und ihn ziemlich zugestutzt in den goldenen Behälter irgend einer fürstlichen Damen-taschenuhr zu sperren."

Die Freunde lachten und Ottfried gab sich überwunden, um nicht die Gunst seiner schönen Gegnerin völlig zu verscherzen. Der Gelehrte leitete das Gespräch auf andere Gegenstände. Die Sonne war indeß im Gebirge niedergesunken, der starke Duft der Abendpflanzen, so wie die ver-mehrte Kühlung des Springbrunnens, mahnten an die Nähe der Nacht, und zugleich an den Rückweg, den unsre Reisenden jetzt antreten muß-ten, wenn sie noch vor Eintritt der Dunkelheit ihr Dorf erreichen wollten. Der Gelehrte ent-schloß sich, seine Gäste zu begleiten, und so end-lich die Bekanntschaft des Pfarrers, seines Nach-bars zu machen. . . . . Es wurde ein näherer Weg eingeschlagen, der das kleine Thal in gra-der Linie durchschnitt; als man nach einer ziem-lich beschwerlichen und eiligen Wanderung das

Pfarrhaus endlich vor sich sah, erschien der Pastor mit ängstlicher Hast und begrüßte seine Gäste mit einem Freudengeschrei. „Willkommen!“ rief er, „Gott willkommen! So sind Sie wieder da! Fast mußte ich fürchten, auch Sie hätte ein Unglück betroffen.“ — „Ein Unglück?“ fragte die Gräfin besorgt, „und wem wäre denn ein solches zugestoßen?“ — „Sie wissen noch von nichts?“ entgegnete der besorgte Mann, „unser trefflicher Uz und die Frau Karschin sind verloren gegangen!“ — „Wie!“ rief der Gelehrte, „hör' ich recht — Uz — Karschin?“ — „Ja,“ antwortete der Pastor, mit einer leichten Verbeugung gegen den fremden Mann, „ich habe das besondere Glück, eine Gesellschaft Abkömmlinge berühmter Dichter, die sich zu einer gesellschaftlichen Reise verbunden haben, bei mir zu beherbergen; zwei davon sind mir nun, wie Sie hören, auf eine unbegreifliche Weise abhanden gekommen.“ — „Sie scherzen,“ sagte die Gräfin, „meine Freundin befindet sich wohl auf einem Spaziergang.“ — „Ein schöner Spaziergang,“ rief der Pastor, „der bis jezt anhielt! In der Nacht spaziert man nicht. Nein, nein! es ist richtig, ein Unglück ist geschehen! Es sind allerlei verzweifelte Gerüchte in der Umgegend wach; ich habe derselben nicht erwähnen wollen, um die Gesellschaft, welche auf ihrer Reise noch die böse sten Regionen passiren muß, nicht furchtsam zu

machen; allein es ist nur zu wahr, das Unglück ist da! Wo war auch mein Verstand, daß ich die beiden Leutchen so allein gehen ließ? Ich wollte schon nach, doch meine Frau hielt mich ab, indem sie sagte: störe sie nicht, sie wollen vielleicht zusammen Gedichte machen."

Diese Nachrichten wirkten nun freilich beunruhigend auf die Gesellschaft. Man stritt sich hin und her, was Gutes zu thun sey, doch ehe sich Alle zu einer und derselben Maßregel vereinigten, erschienen die Vermißten am Ausgang des Waldes eben so unerwartet, als freudig überraschend. Sie wurden sogleich umringt und mit Fragen bestürmt. Die Marquise erzählte, daß sie die Absicht gehabt, den Heimkehrenden entgegen zu gehn, daß aber ein Führer, den sie sich gewählt, ob mit oder ohne Absicht, sie irre geführt und tiefer in die Waldung hineingeleitet habe; allerdings seyen ihnen einige verdächtige Gestalten entgegen getreten, doch sey es glücklicherweise beim Schrecken geblieben. Der Abt erklärte, daß er sich nach diesem kleinen Abenteuer das Souper vortrefflich werde schmecken lassen; die Gesellschaft stimmte ihm bei, gute Laune und Fröhlichkeit erhoben sich nach dieser kurzen Unterbrechung wieder neu, und der Gelehrte, der sich von Massiello den Scherz mit den Namen hatte erklären lassen, stimmte in das heitre Gespräch von ganzem Herzen ein.

Den Morgen darauf begleiteten ihn Eduard und Ottfried wieder zurück. Der Letztere brachte während des Ganges das Gespräch auf den gestern behandelten Gegenstand, auf die neuesten Erscheinungen in der schönen Literatur. „Es ist ausgemacht," rief der Gelehrte, „daß wir einer Umgestaltung und Veränderung entgegen gehen, und die liebenswürdige Dame hat gestern viel Wahres und Treffendes bemerkt." — „Soll uns Belehrung und Besserung kommen," entgegnete der Poet, „so kann dies auf jenem Wege, meines Bedünkens, niemals geschehen. Wie? wir hätten glücklich die Idole der Unvernunft, des Ungeschmacks gestürzt, um thöricht nachher die einzelnen Scherben wieder zu sammeln und zusammen zu stückeln?" — „Untersuchen wir," erwiderte der Gelehrte, „untersuchen wir, ehe wir rücksichtlos verdammen, was wirklich thöricht und geschmacklos ist, und was diesen Tadel nur in unserm Vorurtheil findet. Mit dem Ausbruch der ersten großen Revolution war ein Geist der Neuerungssucht, ein verworrener Trieb erwacht, alles und jedes zu verwerfen, das Alte, wo es sich nicht ganz vernichten ließ, wenigstens ganz und gar umzugestalten. Man untersuchte nicht, man tadelte, und verwarf. Auf diese Weise konnte es nicht fehlen, daß das Gute mit dem Schlimmen zugleich zerstört wurde. Ueberall war

man geschäftig, tausend und abertausend Hände griffen nach dem Neuen, und nach allen Seiten hin thaten sich Schulen auf, deren Lebenseathem nur in der Opposition bestand, und die sogleich zu existiren aufhörten, sobald die Opposition nicht mehr war. So ist es auch mit der romantischen Poesie; man wird aufhören von ihr zu sprechen, sobald man sich darüber verständigt haben wird, daß es nur eine Poesie geben kann und muß, und daß es völlig gleichgültig ist, ob man diese klassisch oder romantisch nennt, ob sie ihre Lehrsätze aus der Naturphilosophie, oder aus dem Aristoteles schöpft. Ich habe eine geraume Zeit hindurch meine Aufmerksamkeit einer Gattung des Romans, der Novelle, geschenkt, und auch hier jenes Unbestimmte, Schwankende entdeckt, welches das Element unsrer heutigen, poetischen Erzeugnisse zu seyn scheint. Eines Theils finde ich in dieser Form, wenn man sie eine nennen darf, eine bedeutende Annäherung an den Sittenroman jener Tage, und diese möchte wohl die ersprießlichste Richtung seyn. Andertheils zeigen sich mir in dieser Gestalt lauter verkrüppelte, historische Stoffe, oft eben so übel gewählt, als behandelt. Vor fünfzig Jahren zurück spaltete sich der Roman in viele Nebenzweige, die für sich ein Ganzes bildeten; es gab wohl ein Dutzend Gattungen, und unter diesen zeichneten sich der historische,

der Bildungs- oder moralische, der Sitten-, der philosophische, der satirische und der gewöhnliche Liebesroman, aus. Jezt wirft man diese verschiedenen Stoffe in eine Form zusammen und nennt diese eine Novelle. Wie die Italiener diese Gattung betrachtet, wie sie bei spanischen und zum Theil altdeutschen Mustern sich zeigt, scheint ihr feststehender Charakter ursprünglich kein anderer zu seyn, als etwas wirklich Geschehenes zu geben, daraus ein Geschichtchen zu machen, das öfters mit Scharfsinn und Ernst, gewöhnlich jedoch mit Laune, Munterkeit, Witz und schuldloser Satire zur Belustigung einer frohen Gesellschaft erzählt wurde. Die Stoffe zu derlei Arbeiten boten sich dem jovialen Dichter wohl täglich, und bot ihm die Geschichte des Tages nichts, so plünderte er die alten Historien, und da sehen wir oft auf höchst naive, komische Weise sehr ernste, tragische Vorfälle behandelt. Unsre neuen Novellen treten dagegen ganz anders auf. Weit entfernt von der ursprünglichen Einfachheit, jenem muthwilligen ungesuchten Scherz, sind sie oft nur kleine gelehrte Compendien, überladen mit gesuchtem Scherz und süßsaurer Laune; die Fabel, welche Hauptsache seyn sollte, wird dergestalt Nebensache, daß die auftretenden Personen zu Herolden gewisser Ansichten und Meinungen gestempelt werden, die sich nun auf eine unterhaltende und

belehrende Weise selbst bekämpfen. Unmöglich hätte sich diese Gattung so seltsam ausbilden können, wenn nicht ihr ursprünglicher Zweck auch ein polemischer, gegen die Zeit gerichteter, gewesen wäre. Ein großer Meister, der Stifter der Schule, hat auch diese Form in's Leben gerufen, und allerdings erscheint die Novelle, so wie er sie gibt, mit dem Zauber der Diktion, mit der Frische und Kraft des Gedankens und der Fülle eines wahrhaft goldnen Humors, überaus reizend; sie bewegt sich scharf im Gegensatze gegen die oft gemeine Wirklichkeit des historischen Romans, dessen Boden tausend Füße bereits platt getreten haben, und gibt in stetem, lebendigem Farbenspiel eine wunderbare, träumerische Welt, die ihren Grund im Innern des Gemüths, in der Tiefe einer poetischen Anschauung findet. Um diese Worte zu bekräftigen, braucht man nur die Arbeiten zweier Meister, die sich fast einen und denselben Gegenstand wählten, in dessen Behandlung jedoch auf das Entschiedenste abweichen, an einander zu halten: ich meine „den Aufruhr in den Cevennen" und Scotts historisches Gemälde „die Schwärmer." Welche Verschiedenheit! wie schwankend und ungewiß ist die Lokalität in jenem, gegen die topographische Genauigkeit des historischen Bodens in diesem; dagegen ist die Menschenbrust in ihren Tiefen auf das Wunderbarste

in jenem dem Auge bloßgestellt, während in diesem immer nur die Begebenheit die Hauptsache bleibt, und sich der Dichter offenbar, wo er die innere Gemüthswelt berühren soll, seinem Gegenstand durchaus nicht gewachsen zeigt. Vielleicht läßt sich auch auf diesem Wege erforschen, warum der Dichter des Cevennen-Aufruhrs seine Arbeit eine Novelle und nicht historischen Roman genannt, und welches eigentlich die Theorie ist, nach der er jene Gattung beurtheilt sehen will."

Eduard sagte: „So trefflich ich diese Schöpfungen finde, so ist mir doch der jugendliche, feurige Genius, der das klare Heiligenbild Genovefa's zu malen verstand, Golo's tiefen Liebesschmerz so ergreifend schilderte, der endlich im Octavian ein ganzes Füllhorn von Muthwillen, Geist, Liebessehnsucht und glühender Schwärmerei ausschüttet, doch unendlich viel lieber, als der spätere, durch die Widersprüche des Lebens abgekühlte, oft mit verwundenden Zweifeln spielende Geist, wie er sich besonders im Cevennen-Aufruhr, im Alten vom Berge und anderen Arbeiten offenbart." — „Diese trefflichen Dichtungen," nahm der Gelehrte wieder das Wort, „sind ihrem Werthe nach noch lange nicht genug anerkannt, oder man verkennt sie jezt mit Absicht. Es gibt eine Menge Uebelwollende und Unverständige, die auch hier Partei suchen, wo sie nur den frisch schaffenden

Genius suchen und verehren sollten. In ihm, dem größten, jetzt lebenden Dichter, in seiner Verehrung sollte man sich vereinigen, um doch ein Ziel, einen Zweck im Auge zu behalten. Die Franzosen, welche die Dichtungsart der Novelle jetzt nachahmen, sollten vor allem ihn zu übersetzen suchen; wenn sie überhaupt im Stande sind, einen tiefen, poetischen Geist zu würdigen; allein ich fürchte, daß sie lieber zu den Karrikaturen von Hoffmann greifen, als zu Dichtungen, wie z. B. der blonde Eckbert, Liebeszauber und andre.“ — Diese Worte versöhnten Unfried vollkommen mit dem Gelehrten, er drückte ihm die Hand und rief: „An dieser Aeußerung sehe ich, Verehrter, daß wir uns vollkommen verständigen können. Nur nicht das Jahrhundert des vierzehnten Ludwigs wieder hervorgerufen!“

Der Gelehrte sah seinen neuen Freund mit einem lächelnden Seitenblick an. Als er sich entfernt hatte, sagte er zu Eduard: „Was würde der gute Mann wohl sagen, erführe er, daß ich eben eine Uebersetzung des Racine unter Händen habe; ja, daß ich sogar den Voltaire und Crebillon herausgeben will, und daß ich, was auch jene Aeußerungen betrifft, in vollem Ernst daran arbeite, den ganzen mittelalterlichen Schutt herauszuliefern. Ich meine, die Meister der Schule selbst sind allbereits dahinter gekommen, daß sie

vor einem goldnen Kalb getanzt; doch haben sie freilich zum Theil hübsche, zierliche Sprünge gemacht, allein vom Sinai steigt Moses herab mit den Tafeln des neuen Gesetzes. Ihre Gräfin ist eine treffliche Dame; sie hat vollkommen Recht, wenn sie verlangt, daß wieder das Zeitalter der Galanterie erwache, wo eine Ninon noch im achtzigsten Jahre so pikante Triumphe feierte. Auch wir werden es endlich müde werden, für nichts und wieder nichts zu streiten; wir werden eine große, wohlgepuderte Perücke über das Ohr ziehen, und nichts hören, als was wir hören wollen. Das Jahrhundert der Ideen ist ein sehr unbequemes Jahrhundert, und ich ziehe unbedingt das Jahrhundert des Genusses vor. Es ist unstreitig weit angenehmer, über ein Liedchen von Grecourt zu lachen, als über das Verhältniß der Unterthanen zu ihrem Herrscher sich den Kopf zu zerbrechen; und am Ende wiegt doch eine Minute, in der man lacht, zehn Jahre auf, die man mit vergeblichen Grübeleien zugebracht." —

Eduard war zweifelhaft, ob der zutrauliche Mann scherze, oder im Ernst spreche; doch ein Blick auf die ausgesuchte Bequemlichkeit und Zierlichkeit der Umgebung, das Wohlbehagliche in der ganzen Erscheinung des Philosophen schien wohl für das letztere zu sprechen. Obgleich er ihm in manchen Dingen Recht geben mußte, fühlte er

ſich dennoch mehr zu Ottfrieds Wärme hingezogen, wenn auch dieſer oft den Charakter der Schwärmerei annahm. Man trennte ſich, und die Freunde eilten, zu ihrer Begleitung zu gelangen, da die Fortſetzung der Reiſe noch auf denſelben Tag feſtgeſezt war.

Als unſer Freund im Pfarrhauſe angelangt war, erhielt er Briefe von der Aebtiſin, in denen ſie ihre Ankunft im fürſtlichen Schloſſe meldete, und zugleich beifügte, daß die Prinzeſſin und Magdalena bei ihr wären. Dieſe Nachricht erleuchtete wie ein Blitz die trübe Dämmerung ſeines Buſens. Er entſchloß ſich, die beengenden Zweifel, die ihn während der Abweſenheit vom Kloſter immerdar gequält hatten, mit einem Streich zu zerſtören, und ſein Schickſal in die Hand des geliebten, von ihm gekränkten Mädchens zu legen. Er ſchrieb an Magdalenen, er bat ſie in den rührendſten Ausdrücken um Vergebung, und erinnerte ſie an den Schwur der Liebe, den ſie von ſeinen Lippen empfangen. Dieſen Brief ſchloß er ein in den an die Aebtiſſin. Kaum waren dieſe Papiere fort, als ihn der quälende Gedanke mit verdoppelter Kraft befiel, daß er zu eilig gehandelt, daß er vielleicht mit dieſem Schritt das Unglück ſeines Lebens herbei beſchworen. Während die Anſtalten zur Reiſe die ganze Geſellſchaft in Thätigkeit ſezten,

irrte er noch einsam im Walde herum, sich und sein unglückliches Geschick verwünschend. —

Der Pfarrer war untröstlich über die Abreise seiner Gäste; er hatte zulezt noch dem Abt einige Gesänge vorgelesen, die dieser überhörte, und die Pfarrerin, die von der Gräfin ein artiges Geschenk zum Angedenken erhielt, sang in falschen Tönen noch ein Abschiedsliedchen.

Der Zug der Wagen bewegte sich jezt langsam den alten Lindengang hinab, die Männer hatten sich, auf Anrathen des Schulzen im Dorf, leicht bewaffnet, doch lehnten sie eine Garde von Bauernknechten, die ihnen der Pfarrer mitgeben wollte, ab. Auf des Barons hinterlassene Einladung entschloß man sich, auf dessen Landgut einzukehren, und Alle, besonders Eduard, konnten nicht erwarten, ihren freundlichen gastfreien Wirth bald wiederzusehen. Diese Ungeduld zu vermehren, trug viel der schlechte ungebahnte Weg, den man jezt mitten im Forste fand, und das eingetretene böse Wetter bei. Es ging nur langsam vorwärts; öfters mußten Führer angenommen werden und trotz deren Hülfe irrten die Reisenden nicht selten. An dem zweiten Abend, an dem man tiefer in die Nacht hinein zu fahren gezwungen war, geriethen die Wagen in eine enge Schlucht, in der sie in Gefahr kamen, einen Sturz zu thun, da wenige Schritte vorwärts sich ein

tiefer Abgrund zeigte. Die Gräfin und Julie stiegen herab; in dem Moment scheuten die Pferde, es rauschte im Dickicht, und schnell auf einander fielen zwei Pistolenschüsse. Ein dumpfes verhallendes Rufen mehrerer Stimmen erhob sich. Eduard, Massiello und die Diener bemächtigten sich der Pferde, die Gräfin zeigte eben so viel Entschlossenheit als Muth. „Eilen Sie!“ rief sie den Männern zu, „leisten Sie Gegenwehr! An Flucht ist nicht zu denken, ehe die Wagen sicher den Abhang hinabgeleitet sind. Ueberlassen Sie meinem Schutze das Fräulein.“ Der Mond, der über die rauschenden Fichtenhäupter emporstieg, warf seinen vollen Glanz auf die Gruppe. Es fielen wieder mehrere Schüsse, ohne daß einer der Banditen sich aus dem Hinterhalt hervorwagte. Dieser Umstand ließ vermuthen, daß ihre Anzahl nicht bedeutend sey. Es gelang Eduarden, vereint mit den Dienern der Gräfin, die Anhöhe zu erklimmen, wo er auch sogleich mit drei verwegenen Burschen in Kampf gerieth; zwei von ihnen wurden verwundet, doch ersezten zwei andere ihre Stelle. Der Jäger, welcher neben Eduarden seinen Platz tapfer behauptete, verwickelte sich mit seinen Sporen in den Wurzeln am Boden, und stürzte den Abhang hinab. Diesen Unglücksfall benuzten sogleich die Räuber und drangen mit verdoppelter Wuth ein; unfehlbar wäre Eduard

ihren Streichen nicht gewachsen gewesen, wenn nicht in dem Augenblick ein junger Mensch aus dem Gebüsch gesprungen und ihm zu Hülfe geeilt wäre. Die tapfern Hiebe, die der Unbekannte austheilte, halfen den Kampf entscheiden. Indessen waren die Wagen den Engpaß hindurch geleitet worden; Massiello und Ottfried hatten die Frauen hineingehoben; Eduard bot dem verwundeten Jäger in seiner leichten Reisechaise einen Platz, der fremde junge Mann stieg ebenfalls ein, und jezt flogen die Pferde auf dem bessern Wege in möglichster Eile dem Dorfe zu, wo man übernachten wollte, und das nicht mehr fern war. Als Eduard seinen Mitkämpfer näher fixirte, lüftete dieser den breiten Hut, der sein Gesicht in tiefe Schatten hüllte, und mit einem Rufe der freudigsten Ueberraschung begrüßten sich die Freunde. Es war August. „Danken Sie mir nicht," sagte der Kadet, „nicht ich habe Sie gerettet, wohl aber Sie mich; den weitläufigern Bericht lassen Sie mich nachher machen, wenn wir erst aus aller Gefahr sind." Der Zug hielt bald darauf auf einem freundlichen Platz vor dem Dörfchen. Die Damen wollten durchaus von Eduards Befinden umständliche Nachricht; er trat selbst zu ihnen an den Wagen, an der Hand den Freund, dessen schlanken Körper die wilde romantische Tracht durchaus nicht schlecht kleidete. Alle waren über-

raſcht und verwundert; man drang in ihn, zu erzählen. „Meine ganze tragiſche Geſchichte,“ ſagte der Kadet, indem ein lebhaftes Roth ſeine bräunliche Wange färbte, „gehört eigentlich mehr vor das Ohr meines Beichtvaters, als vor das junger Damen. Indeß, da bei aller Dreiſtigkeit von meiner Seite, und aller Rohheit von Seiten der Feinde doch etwas Romantiſches in meinem Schickſal liegt, ſo will ich es denn zum Beſten geben. Ich hatte nämlich den abentheuerlichen Plan gefaßt, ohne Wiſſen meines guten Vaters, eine kleine Tänzerin zu entführen, die ich im Schloſſe kennen gelernt; ich wußte aber nicht, daß ein elender Bube ihr gleichfalls nachſchlich, der ſich unter der Maske eines Schauſpielers bei Müllers Truppe eingeführt hatte, eigentlich aber nichts anderes als ein entlaufener Spitzbube war. Mit einigen ſeiner Spießgeſellen gelang es ihm, in unſere Gegend zu dringen, ja, die Frechheit ſo weit zu treiben, im fürſtlichen Schloſſe ſelbſt Schlupfwinkel aufzufinden, aus denen heraus er den abentheuerlichen Spuk veranlaßte, von dem man reden hörte. Als ich nun mit meiner Beute mich zu Sabinens Tante, welche hier wohnt, auf den Weg mache, falle ich in die Hände dieſer Elenden, die mich in ihre Behauſungen brachten, und von wo aus ſie mir verſprachen, wegen eines Löſegeldes in Unterhand-

lung zu treten. Ich weiß nicht, ob mein guter Vater etwas von meinem Unglück erfahren hat. Ich selbst war entschlossen, mich auf irgend eine Weise, sey sie auch noch so verzweifelt, wieder frei zu machen; denn das Einzige, was mich hätte in meiner Waldeinsamkeit trösten können, Sabinens Gegenwart, vermehrte nur noch mein Unbehagen, denn ich mußte leider nur zu bald gewahr werden, daß sie gegen Andere eben so gütig war, wie gegen mich. Nun, ich will ihr nichts Uebles wünschen; jezt, da ich wieder frei bin, sollen Alle, und selbst die elenden Schufte, leben. Welchen Spaß wird es geben, wenn ich dieses allerliebste Costüm abstreife, und dagegen in die zierliche Uniform eines Kammerjunkers fahre! Wahrlich, das Schicksal will mir wohl, es schickt mir doch allerlei belustigende Situationen!" Er scherzte noch lange so fort, und die Gräfin verwandte kein Auge von den schönen, jugendlichen Zügen, aus denen Offenheit, List, Muthwille und Jugendfrische in einem lieblichen Verein strahlten. Eduard trieb zum Weiterfahren am frühen Morgen; seine Ungeduld, das Ziel der Reise zu erreichen, stieg mit jeder Stunde Weges, die er ihm näher kam. Er ging der Entscheidung seines Schicksals entgegen.

Am Mittag des dritten Tages langte der kleine Zug vor dem Landhause des Barons an.

Er selbst kam den Aussteigenden mit seiner gewohnten Freundlichkeit entgegen, die noch erhöht wurde, und sogar den Charakter der Galanterie annahm, als er jezt die Gräfin aus dem Wagen hob. „Ich möchte Ihnen gern ein Geschenk machen," rief die Dame lächelnd, „doch weiß ich nicht, ob Sie aus meinen Händen etwas annehmen wollen." — „Welche Frage?" rief der Baron. „Nun wohlan," entgegnete sie, und brachte den versteckt gehaltenen August hinter dem Wagen hervor, „da, hier ist meine Gabe!" Vater und Sohn begrüßten sich herzlich; dem Jüngling standen die Thränen im Auge. „Nicht wahr," rief er auf seine lebhafte Weise, „wenn die Gabe auch gering ist, durch die Geberin erhält sie großen Werth?" — „So ist's, mein Sohn!" entgegnete der Baron und umarmte seinen Liebling, der von Neuem dem Vater zeigte, daß er, was die galante Aufmerksamkeit gegen das schöne Geschlecht betrifft, mit keinem Apfel zu vergleichen war, der weit vom Stamme gefallen. Durch diese Schmeichelkünste erwarb er sich auch Verzeihung für die Entführungsgeschichte.

Die Prinzessin mit Magdalenen und der Aebtissin war nach der Residenz abgereist. Diese Nachricht erschreckte Eduarden nicht wenig. Julie zeigte sich verstimmt und traurig, denn jeder, auch der geringfügigste Umstand, erinnerte sie an

die fehlende Mutter; auch Ottfried fühlte den Verluſt ſchmerzlich, und nur der Baron, ſchien es, wußte ſich in Geſellſchaft der Gräfin zu tröſten. Maſſiello bereitete ſich eine unerwartete Freude vor, indem ein Brief aus der Reſidenz ihm Roberts Ankunft meldete. Bald nach Empfang des Schreibens erſchien der lang vermißte Freund ſelbſt. Er war noch immer der ſtolze, überſehende, ſchöne Mann; die Jahre ſchienen wirkungslos über ſeinem Haupte dahingegangen. Seine Reichthümer hatten ihm Rang, ſeine Talente Anſehen verſchafft; dennoch war Juliens Urtheil über ihn äußerſt treffend; ſie führte die Stelle aus dem Fauſt an: „Es ſteht ihm an der Stirn geſchrieben, daß er keine Seele mag lieben!“ Er überredete Maſſiello, mit ihm auf ſein Landſchloß nach England zu gehen. Der Muſiker willigte ein, doch bemerkte er gegen Eduard: „Ich weiß nicht, wie euer Schickſal ſich geſtalten wird, ihr Lieben, aber mich holt nun der Teufel, dies iſt ausgemacht; ſchon daß wir bei Nacht und Nebel morgen abziehen ſollen, iſt wahrhaft teufliſch. Ich fürchte, es wird mit uns ein ſehr böſes Ende nehmen; die Ouverture unſerer Jugend war zu genial componirt, als daß ein mattes, alltägliches Finale irgend paſſen ſollte.“ Eduard erkundigte ſich nach der Gräfin Eva. „Wenn Sie ſie ſehen wollen, ich führe ſie bei mir,“ erwiderte

Robert mit einem matten überdrüssigen Ton. Er brachte eines der neuen englischen Taschenbücher zum Vorschein, das sich die Aufgabe gestellt, Portraits schöner und berühmter Frauen zu geben, und siehe, gleich auf dem ersten Blatte glänzten ihm die großen schwarzen Augen mit ihrem magischen Zauber entgegen. — „Himmel!“ rief Massiello entzückt, „gegen dieses wunderbare Wesen sind wir doch alle kleinbürgerlich und prosaisch; die Tugend selbst schämt sich, neben ihr tugendhaft zu bleiben. Möchte die Treffliche nun ihre Memoires schreiben, und als Kupfer die Bildnisse all' der hübschen Jungen geben, denen sie das Roth von den Wangen gestohlen; diese kleine, lächelnde Circe!“ — Robert schlug das Buch zu und ein verblühtes Lächeln flog über seine Stirne.

Indessen war im Hause viel Bewegung: der Journalist mit Sophien war angekommen. In einem ziemlich unscheinbaren Wagen hatte die ganze Familie, das Elternpaar, nebst drei Kindern und den Wärterinnen, Platz gefunden. Sophie eilte auf den Vater zu, und ihm die Hand küssend, stellte sie ihm ihre drei Kleinen vor. Der Journalist und Ottfried begrüßten sich herzlich; auch der Pastor, als er von den Angekommenen hörte, fand sich ein, und Sophie ging ihrem alten Liebhaber mit der Miene des Triumphs

entgegen. Ihre Erscheinung war jetzt überhaupt gewinnender, die Würde als Hausfrau kleidete sie offenbar, und obgleich sich noch immer das Unstäte, Flüchtige in ihrem Wesen zeigte, so war doch eine gewisse Aufmerksamkeit bemerkbar, die sie auf sich und ihre Umgebung wandte. Sie brachte allerlei Neuigkeiten vor, welche die Andern schon wußten, und that einige unpassende Fragen an die Gräfin, wegen neuer Moden. Ihre Kinder, die sie immer umringten, unterbrachen jedes Gespräch, das sie eilig und verwirrt anknüpfte. „Nicht wahr," sagte sie zu Eduard, „ich bin etwas aus der Welt herausgekommen, mein Anzug, meine Kleidungsstücke sind nicht ganz neu, allein ich strebe auch diesem Ruhm nicht nach; wenn Sie in mir eine ächte, deutsche Hausfrau finden, der das Gemeinwesen nicht fremd ist, die am Thun und Reden der Männer Theil nimmt, so viel es einem Weibe geziemt, so werden Sie das finden, was ich gern seyn möchte." Massiello und Robert fanden sie unerträglich. Der Journalist erlebte noch die Demüthigung, daß er einen Brief aus dem Gebirge, von den Häuptlingen der Bande, erhielt, die ihn als den Mann der Freiheit aufforderten, ihre Rechte zu vertreten, da sie doch nichts anders, als edle, verkannte Bürger seyen. Der Componist und Robert wollten den Abt mit sich nehmen, allein es fand sich, daß er mit dem Gelehrten im Handel auf das

irgend gelegene Landgütchen stand, welches jener verlassen wollte, um sich nach Paris zur Förderung seiner Studien zu begeben.

Am Abend kam ein Schreiben von der Aebtissin an Eduard an, das zum Einschluß einen Brief von Magdalenen enthielt; er lautete folgendermaßen: „Sie bieten Ihre Hand, doch haben Sie auch bedacht, wem Sie sie bieten? Wenn Sie gewisse Dinge vergessen können, so kann ich's doch nicht, und werde darum Ihr Geschenk nicht annehmen. Erinnern Sie sich des Briefs, den ich Ihnen an meinen Vetter, den General Erlfeld, mitgab, und der nicht in seine Hände gekommen ist; wurde Ihnen sein Inhalt bekannt? Ich muß es glauben, und welches Glück erwarten Sie nun an der Seite eines Weibes, die Ihnen keine Achtung abgelockt hat? Sie gestehen, daß Sie sich in mir geirrt haben; wollte Gott, Eduard, ich könnte dasselbe von Ihnen sagen; doch halten Sie es meinem Herzen zu gut, das immer wahr und treu gefühlt hat. Meine Liebe wich von dem Moment von Ihnen, in dem sich die Zweifel mir zu nahten. Ich sah, daß ich Ihnen imponirte, und ich liebe Jemanden, der mir imponirt. Ich bin überzeugt, daß Sie glücklich sein werden, da Sie das Glück nicht erhalten, um das Sie baten.“

Die Worte der Aebtissin suchten jene Aeußerungen zu mildern, und sie wo möglich in einen

freundlichen, liebevollen Tadel umzuwandeln, doch Eduards Inneres war zu sehr beleidigt, als daß er diesem Troste sich hätte hingeben sollen. Der Baron, der sich sein Vertrauen erbeten, sagte: „Beurtheilen Sie dieses sonderbare Geschöpf nicht nach gewöhnlichem Maßstabe, es steht geheimnißvoll und unerforschlich da; wenn man es verstanden zu haben glaubt, so ist es im nächsten Moment schon wieder jedem Verständniß entrückt. Sie betet die Energie an, wo sie sie findet, und glaubt sich berechtigt, die Schwäche zu verfolgen und zu brandmarken, wo es nur in ihren Kräften steht, da sie ihr eigenes Daseyn der moralischen Schwäche eines gewissenlosen Mannes zuzuschreiben hat. Wahrlich, mein theurer Freund, Sie sind glücklich, da Sie dieses Weib nicht besitzen. Solche Naturen gehen allein, unverstanden durch die Welt, und man sieht sie Niemanden gehorchen, als dem Gott in ihrem eignen Busen.“

„Sagen Sie das nicht, Verehrter,“ erwiderte Eduard schmerzvoll, „sagen Sie vielmehr, daß ich das Spiel eines harten, treulosen Herzens war, und daß ich die köstlichsten Huldigungen hinwarf, um einem Götzen von Metall zu dienen. Ich war thöricht, daß ich mir schmeicheln ließ, als könne irgend ein Lebensglück mir noch lächeln.“ Er verbarg sein Antlitz, und der Baron betrachtete seinen jungen Freund mit gerührter Theilnahme; als Ottfried und Julie sich näherten,

rief Eduard zum Baron: „Verschwiegenheit, Theurer, ich will um Alles nicht in Ihr Haus das Glücke das Unglück bringen, welches mich verfolgt.“ Er erhob sich und ging den Eintretenden in gewohnter Stimmung entgegen. Diese sprachen von der baldigen Abreise der Gräfin. „In der That,“ rief Otfried zu seinem Bruder, „darf sie denn auch länger bleiben? Sie, eine unverheirathete Dame, im Hause eines Wittwers?“ — „Bruder!“ drohte der Baron mit erhobnem Zeigefinger. „Im Ernst!“ entgegnete dieser; „sie lebt und schwärmt für eine Zeit, die Du auch die glückliche nennest; sie liest die Clarissa und den Grandison, und in Deiner ganzen Bibliothek finden sich vielleicht keine andre, als nur diese verzweifelten Romane. Wahrlich, ich sehe euch schon beide auf dem alten Papagayen-Kanapee der Großmutter sitzen, und den im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Kavalier lesen.“ — „Und Dich,“ rief der Baron mit einem boshaften Lächeln, „Dich sehe ich mit einem modernen Käthchen von Heilbronn durch die Welt ziehen, oder ein Philinchen führt Dich irre; ja, nimm Dich nur in Acht, Du alter Romantiker!“ —

Eduard, Massiello, Robert und der Abt hatten sich auf das neue Landgut des lezteren begeben. Sie saßen noch an einem stürmischen Abende im Saale, die Flamme des Kamins brannte düster und eine Schaale mit Punsch dampfte un-

berührt auf dem Tische. Ehe sie von einander schieden, hatten sie diese späte Stunde noch zum Beisammensein bestimmt, allein ein düsterer Geist schwebte auf den leichten Wölkchen, die aus der Schaale emporstiegen. Sie alle saßen, die Häupter aufgestützt, schweigend da, die Lichter waren herabgebrannt, Düsterheit lagerte sich auf den Saal, und durch dieses geheimnißvolle Dunkel blinkten die weißen Todtenleiber der Bildsäulen, der Sturm brauste in den Gipfel der Bäume. Massiello fuhr auf und warf einen irren Blick umher, indem er rief: „Himmel, wie geschwätzig sind wir, es kommt ja keiner zu Wort!“ — „Still,“ lispelte Robert, auf den Abt zeigend, „weckt die Todten nicht.“ Die Freunde blickten hin, und wirklich fand man den Abt eingeschlafen, das volle Antlitz mit dem zufriedenen Lächeln auf die rechte Schulter geneigt, die Hände auf dem Leibe gefaltet. „Dem Sieger die Ehre!“ rief Massiello, „er kann schlafen, das können wir nicht. Kommt, laßt uns ihn ausstellen als des Schöpfers Meisterstück, als die glückseligste Kreatur!“

Sie hoben leise den Lehnsessel mit dem Schläfer unter ein großes Bild, das die Venus von Italien vorstellte, zu jeder Seite wurde ein Tischchen, das eine mit der Punschschaale, das andre mit einer dampfenden Pastete, gesezt. Massiello brachte einige Rosen, sie waren noch mit dem nächtlichen Thau befeuchtet, aus ihnen flocht er

er eine Krone, die er sich dem Schäfer aufsetzte. Wachskerzen wurden zu beiden Seiten gestellt.

Masuccio kniete in Andacht vor dem sonderbaren Bilde, indem er die Worte ausstieß:

„Ich verehre dich, runder, behaglicher, immer lächelnder Lebensstum, goldner Gleichmuth! du bist der wahre Gott dieser Welt! — Was ist für dich der Kummer der Sterblichen? — Der Apfel der Sünde, um den sich die Theologen zanken, der das Elend auf die Welt gebracht, du verspeisest ihn mit Wohlbehagen in einer Pastete! der Baum des Erkenntnisses, jenes fatale Holz, an dem sich tausend und abertausend arme Menschenleiber kreuzigen, du machst dir ein angenehmes Feuerchen daraus, an dem du dein Gebein lieblich wärmst! — Das Testament des alten Bundes, das uns alle entehrt, dir gibt es eine fette Erbschaft; denn als der Fluch über Adam's Geschlecht ausgesprochen wurde, da seufzetest du gerade, und überhörtest ihn, und als uns alle der feurige Engel aus dem Paradies hinaustrieb, da hielt'st du eben ein Mittagsschläfchen und blicbst sogleich darin; ja du erwachtest nicht früher, als bis des alten Noah Trauben reif waren und es wieder Wein vorräthig gab. — O du glückseligste Kreatur! Ja lächle nur unter den Rosen; hätt' ich tausend Stimmen, ich würde mit allen dir lobsingen, du breite, bequeme Genußseele! Das große fürchterliche Lied, das die

Parzen ſingen, das Lied der Weltgeſchichte, für dich iſt's ein Schlummerlied. Bei dem Lichte eines Kometen, der die Erde in Schrecken ſezt, kochſt du dir ein Abendſüppchen. Was kümmert dich das Geſchick des Hauſes Atreus? was dich die Auswanderung der eilftauſend Jungfrauen? Ohne Kampf fällt dir der Sieg, ohne Arbeit der Lohn in den Schooß! Lächelnd wandelſt du am Abgrund und an allen Marterbänken vorüber. Das herzzerreißende Ach der Sehnſucht ſäuſelt als ein armes Lüftchen über deinem Haupte dahin; der alte Bettelſtab der Sorge, auf den ſich die ſeufzende Creatur ſtüzt, du nimmſt ihn als Spazierſtöckchen in die Hand; das Laſter iſt für dich ein amüſantes Weſen, und die Tugend eine Perſon, mit der ſich's umgehen läßt. So lebe denn wohl, Meiſterſtück der Schöpfung, glückſeligſte Kreatur — Roſe, Paſtete, Schlaf, Armſtuhl! wie ſoll ich dich nennen? Ich gehe jezt, doch ich hoffe, dir bald wieder zu begegnen, bis dahin ſchlummre ſanft!"

Er erhob ſich, Eduard und Robert begleiteten ihn, und die drei Freunde verloren ſich draußen in der Dunkelheit. Noch von Weitem ſah man durch die Glasthüren die Lichter ſchimmern, zwiſchen ihnen das ſchlummernde, mit Roſen bekränzte Haupt, rund umher die ſtummen Götter und Göttinnen.

BIBLIOTHEK
REGIA

Verbesserungen.

Seite [illegible] Zeile 5 v. u. st. Rücken l. Süden
" 51 " 4 v. u. st. Blick l. Blick
" 55 " 8 v. o. st. Familien l. Familie
" 58 " 6 v. o. st. [illegible] l. unberingaten
" 57 " 8 v. u. st. [illegible] l. [illegible]
" 66 " 2 v. o. st. [illegible] l. [illegible]
" 69 " 6 v. u. st. Heutzutagen l. Heutzutage
" — " 6 v. u. st. Braut, l. Bräute
" 113 " 10 v. u. st. [illegible] l. jetzt
" 119 " 11 v. u. st. [illegible] l. [illegible]
" 123 " 7 v. o. st. Donna l. Dame
" 132 " 12 v. o. st. [illegible] l. [illegible]
" 167 " 9 v. o. st. jetzt l. nicht
" 169 " 12 v. o. st. [illegible] l. Baumgipfel
" 170 " 8 v. u. st. jetzt l. nicht
" 179 " 6 v. u. st. [illegible] l. [illegible]
" 201 " 5 v. u. st. [illegible] l. [illegible]

Novellen

von

A. Freiherrn von Sternberg.

Dritter Theil.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1834.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Lessing.

Eine Novelle

von

A. Freiherrn von Sternberg.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1831.

Es war spät am Abend, ein heftiger Sturm schüttelte an den Fenstern und Thüren des alten herrschaftlichen Schlosses; die Dienerschaft hatte sich, da ihr Tagesgeschäft fast vollendet war, in einen entfernten Theil des weitläufigen Baues zurückgezogen, und saß hier um die Flamme des Ofens in behagliche Gruppen vertheilt. Nur einer fehlte in diesem Kreise, und zwar die Hauptperson; dieses war der alte Kammerdiener Christian, ein treuer Anhänger des Hauses, der vor wenigen Tagen seinen sechzigsten Geburtstag gefeiert hatte. Er war, da der Pestbote, welcher zweimal wöchentlich in's nahegelegene Dörfchen hinab mußte, krank geworden, selbst hingeritten, um seiner jungen Herrschaft, den beiden Comtessen, sich auf's angelegentlichste dienstbar zu bezeigen. Nun konnte es seyn, da er schon frühe ausgeritten und noch nicht heimgekehrt war, daß dem alten Mann in

der Finsterniß ein Fährniß zugestoßen, oder d
das ungewöhnlich starke Wetter, welches s
zwei Stunden ununterbrochen wüthete, ihn i
Dorfe zurückgehalten habe. Die alte Gertru
die frühere Wärterin des jüngsten Fräulei
meinte jedoch kopfschüttelnd, daß den Christia
der Tod selbst nicht abhalten könne, zur bestimm
ten Zeit einzutreffen, wenn er im Dienst se
ner Herrschaft einen Gang angetreten, den
so etwas Genaues und Eifriges im Geschäf
gäbe es durchaus nicht mehr, und der Christia
sey eben auch noch ein Stück aus der alte
guten Zeit, wo Alles frömmer und besse
gewesen. Sie seufzte bei diesen Worten tie
und richtete ihre Augen gen Himmel.

Ein junger Bursche im Kreise, der die sei
nigen auf das hübsche Kammermädchen, di
kleine Babet, heftete, sagte: „Ich danke dem
Himmel wirklich recht herzlich, daß wir nun
endlich aus diesem alten Schlosse erlöst werden
morgen geht's nach Berlin, und das ist doch
eine Stadt, wo ein Christenmensch sich anstän
dig amüsiren kann."

„Sprich: wo ein Christenmensch mit Leib
und Seel' zu Grunde gehen kann, mein Sohn!"
setzte Gertrud hinzu. „Ihr habt recht, Muhme,"
nahm jetzt der dicke Stallaufseher Andres das
Wort, indem er das rothe freundliche Gesicht

mit dem braunen schlicht gekämmten Haar näher zum Feuer rückte; „mir ist auch bei der bevorstehenden Rückkehr in die Stadt bang zu Sinn. Die guten Früchte, die hier die Einsamkeit, Lehre, Ermahnung und Predigt getragen, können in der Babelsverwirrung wohl wieder verloren gehen. Mir ist es hier auf dem Lande recht wohl geworden: die Woche über gab es das regelmäßige Geschäft, nicht zu viel und nicht zu wenig, gerade wie es ein Christenmensch braucht, und war das Werk vollbracht, so kam der schöne Sonntag, die herzerhebende, liebe, feiertägliche Stille; früh Morgens machte man sich auf den Weg in's Dorf zur Kirche, Bursche und Mädchen geputzt und in ihrem Gott vergnügt. Der Steg den Hügel hinab, zwischen den Kornfeldern, später im Schatten der alten Kirchlinden, wimmelte von bunten Schaaren, die alle das Heil suchten, und von denen keiner ungetröstet wieder heimgieng. Besonders wurde es mir so gut in Eurer Gesellschaft, Gertrud, jene fromme Versammlungen zu besuchen, wo mich denn immer Predigt und Ermahnung auf das Herzlichste erquickten."

„Lieber Andres," nahm Gertrud das Wort, „Du hast in Deinem rohen Geschäfte ein sanftes, friedfertiges Herz bewahrt, Gott erhalte Dir dieses in der bösen, bösen Zeit."

„Was war ich,“ fuhr Andres fort, „ehe ich Euch und jene frommen Leute, die die gottlose Menge verspottet, kennen lernte. Mein Vater war Schulmeister-Gehülfe, und hätte mich gerne in gleichem Amte gesehen; allein es gab keinen thörichtern, ausgelassenern Burschen als mich im Dorfe; zu keinem Geschäfte wollt' ich mich brauchen lassen, und etwas Gutes zu lernen, hatte ich durchaus nicht die Absicht; nur wo es bösartige Streiche galt, war ich mit Leib und Seele dabei. Auf diesem Wege wäre ich nun gewiß verloren gewesen, wenn nicht damals, wie Ihr wißt, die langwierige und schwere Krankheit mich befallen hätte, in Folge des bösen Falles, den ich that. Da gab es denn einsame Stunden in Menge, in denen sich mir mein Gott und mein Heiland näherten, mich zur Buße und zur Bekenntniß erweckend. Dieser heilsamen Zeit habe ich's zu danken, daß ich ein ordentlicher, arbeitsliebender Mensch geworden bin.“ — „Ja!“ rief der junge Bursche, „ich besinne mich, daß damals die Leute sagten, als es ruchbar wurde, Du seyest auch in die Gesellschaft der frommen Zopfträger des Herrn gegangen: Du wärest fromm geworden, seitdem Du auf den Kopf gefallen.“

Andres antwortete hierauf nicht, doch Babet, das Kammermädchen, lachte schnippisch und

ausgelassen. Ihr war der fremme Discurs, der anzurücken drohte, äußerst zuwider, und sie nahm schnell die eintretende Pause wahr und rief: „Ich, für meene Person, thu gar su gerne nach Berlin zurückgehn; man thut je hier alles verlernen, selbst meene reene jute Aussprache, weil man keenen einzigen Menschen von Reputation sieht, aber in Berlin unter den schönen grinen Beemen, wo die Trommel gerührt wird, und die velen Soldaten und Offiziere gehn, da ist meen Leben.“ Andres erwiderte: „Ja, Jungfer Babet, da wird es wieder Briefchen zu bestellen geben, und Sie kann nach den Grenadieren schielen, die Sie so sehr liebt.“

„Er appanter Mensch!“ rief das hübsche Mädchen; „was die Briefe betreffen thut, so weeß ich gar nicht, was er meenen kann, aber die Grenadiere ja da hat er recht. Es giebt doch auf der Jotteswelt nichts plaisanteres, als so een Grenadier mit einem recht langen Zopf. O Jott, Jott, was thut nun meen gelibter Grenadier machen! ah mon ami, wann werden wir uns wiedersehn? Der sarstige Krieg!“

„Ja,“ nahm Andres das Wort, „der Krieg macht die Männer rar, beist Ihr Grenadier un's Haus, Jungfer, so muß Sie einen von uns wählen.“

„Jeſes!“ rief Babet, „wie Er mir erſchreckt.“ — „Es iſt nicht anders,“ fuhr der phlegmatiſche Sprecher fort, „ich weiß eine entſetzliche Geſchichte von einem todten Grenadier, die ſich die Jungfer wohl zu Herzen nehmen könnte.“ — „Erzähle ſie,“ rief Gertrud; „iſt ſie fromm und gottſelig, ſo höre auch ich dergleichen an, wenn es draußen ſtürmt und man vertraulich am Feuer beiſammen ſitzt.“

„Als mein Großvater noch auf dem Dorf lebte,“ hub Andres an, „ſo trug ſich folgende Begebenheit daſelbſt zu, die unter dem gemeinen Volk jetzt noch wohl bekannt iſt, und die man die

Geſchichte vom todten Grenadier

zu nennen pflegt. Es war zu der Zeit der gottſeligen Regierung des Vaters unſres gnädigen Herrn, als, ich weiß nicht welcher große Krieg ausgebrochen war, der viele junge Mannſchaft auſſer Landes brachte. Unter dieſen befand ſich auch ein junger Grenadier, der ſein Mädchen, das er herzlich liebte, daheim zurücklaſſen mußte. Es geſchah, daß bei Gelegenheit einer großen Schlacht der junge Soldat mit vielen andern getödtet und im fernen Ungarlande beerdigt wurde. Das Mädchen, das ſich ſein Ausbleiben

nicht denken konnte, brach in Thränen und bittere Klagen aus, wollte sich auf keine Weise zufrieden geben, und rief unaufhörlich ihren Liebsten bei Namen. Nun wißt ihr aber, daß ein Todter in seinem Grabe nicht schlafen kann, wenn ein Lebender ihn immerfort und mit Thränen anruft; die Thränen durchnässen ihm das Leichenhemd, und er muß heraus, er mag wollen oder nicht. So war es auch hier; der kalte Mann, der keine Begier mehr nach Kuß und Umarmung hatte, muß fort und zu dem Mädchen, das ihn ruft. Er schwingt sich auf ein wunderbares Pferd, das ihn aus dem fernen Ungarlande im Nu vor die Hausthüre seines Liebchens bringt. Da ist es Mitternacht, und er muß lange warten, dabei ist's kalt, und der arme todte Mann hat keinen Hauch in der Brust, um in die Hände zu hauchen und sich zu erwärmen. Im Kämmerlein wacht das Liebchen, und schnürt eben liebekrank und seufzend ihr Mieder los; da hört sie's so leise hantiren: mit einem halben Blick durch die schwarzen Scheiben lugt sie hinaus, da sieht ganz nahe ein dunkles Auge sie an, und ein weißer Mantel flattert hoch auf. In ihrem Gottes frohen Schreck macht sie schnell auf, und bedenkt nicht, daß ihr loses Mieder die schönen weißen Brüste frei zur Schau läßt; aber der da draußen schielt

nicht mehr nach eines Mädchens Buſen, ihm iſt nur darum zu thun, daß er bald wieder in Ungarn in ſeinem Grabe liege. Er muß ihr jetzt von Liebe ſprechen und von Hochzeit, und möchte ihr ſo gerne geſtehen, daß er längſt ſchon todt und begraben ſey. Endlich ſchwingt er ſich mit ihr auf's Pferd, und wie ſie ſo reiten, tritt am Himmel der Mond hervor, und leuchtet ihnen. Es mag ein ſchauerlicher Ritt geweſen ſeyn, der Großvater hat ſie ſo durch's Dorf kommen ſehen; vor keiner Schenke hielt er an, denn weder ihm noch ſeinem Thier gelüſtete nach irgend einer Erquickung; auch wurde die Reiſe immer wilder, je tiefer es in die Nacht ging. Es ſtörte das Rößlein in ſeinem Lauf nicht Heckenzaun noch Fluß, ja zuletzt ſetzte es keinen Huf mehr auf und zog ſchaurig durch die Luft hin, dem blaſſen Monde nach, der ſich vor den grauen flatternden Morgenſcheinen zu retten ſuchte. In der Frühe geht alles zur Ruhe, was in der Nacht geſchwärmt hat: Kobold, Elf, Geſpenſt und Nix, denn die ſchönen Chriſtengebete, die dann aus ſo vielen tauſend dankbaren Herzen friſch mit dem Dufte der Blumen zuſammen gen Himmel ſteigen, ſäubern die Erde, wie die Hand des Meßners den heiligen Altar von Spinnweb und Staub. So wußte auch der nächtliche Ritter, daß er nicht lange mehr Beſtand haben würde,

und spornte sein Thierlein, daß es entsetzliche Sprünge machte hoch in den dämmernden Himmel hinein, daß die Morgenwolken erschracken und furchtsam zurückflatterten. Das arme Mädchen hing an ihm, die Arme um seinen Leib geschlagen, und obgleich ihr ahnete, wohin es ginge, so hätte sie doch nicht mögen von ihm lassen, so heftig sind die Wünsche einer Braut. Am Ende hat's nun eine gräßliche Erscheinung gegeben; er hat sich ihr gezeigt wie er war, nämlich nichts als Bein, dürres Todtenbein, und als die Arme vor Schrecken hat sterben wollen, hat er ihr zugerufen: dieses sey die Strafe für ihr Rufen und Schreien; es solle kein Mädchen ihren todten Liebhaber herbeiwünschen, sondern soll ihn im Grabe, worin er liegt, ruhig schlafen lassen. Dieß ist nun aber die Geschichte vom todten Grenadier."

Der Kreis der Zuhörer, der während der Erzählung immer näher zusammen gerückt war, saß jetzt in stummem Schreck da, keiner wagte eine Bemerkung, und alle fuhren entsetzt und schreiend in die Höhe, als Schläge mit der Faust an's Fenster geschahen, und Christians Stimme rief: „Die Stallthür aufgemacht, Andres! es ist ein Hundewetter!" — Der Berufene ging hinaus, und Babet, die sich am meisten entsetzt

hatte, starrte athemlos auf die Thüre, die jetzt der eintretende Kammerdiener mit großem Geräusch aufriß, und noch in seinen schweren, vom Regen durchnäßten Mantel gehüllt in den Kreis und an's Feuer trat. Er bemerkte nichts von dem unglücklichen Eindruck, der sein Erscheinen begleitete, sondern fing auf seine Weise sogleich zu poltern und zu schelten an. — Es waren die vom Postboten gewöhnlich aus der Residenz mitgebrachten Bücher diesmal vergessen worden, und der Ritt in das ziemlich entfernte Dorf daher völlig fruchtlos gewesen.

„Der doppelte Satan hole den alten Jobs!“ schrie Christian, sich immer noch im Mantel im Kreise herumdrehend, „und mit ihm den Herrn Secretarius, der die Lieferung zu besorgen hat; jetzt soll ich hinaufgehen mit leeren Händen, und oben sitzt die Bonne und die beiden lieben Fräulein, so begierig nach plaisanter Unterhaltung, als ich nach einer fetten Kalbskeule und einem Kruge Potsdamer. Ich sehe schon, wie die Alte ihre Nase um ein Drittel verlängert, da heißt es denn gleich: das Thier wird alt, besorgt nichts mehr recht, ist nicht mehr zu brauchen, muß es todtschießen lassen wie'n Hund, und was der vornehmen Begrüßungen sonst sind.“

Gertrud erhob sich, und schalt ihren alten Collegen wegen der harten Flüche und grausamen Redensarten; zugleich nahm sie ihm den Mantel ab, und trocknete ihm, so gut es gehen wollte, mit ihrem Busentuch die gepuderten und geleimten Seitenlocken wieder zurecht.

„Herr Merle!“ rief der Zürnende, „hat denn keiner von Euch so etwas, was wie'n Buch aussieht, was man den gnädigsten Comteſſen für heute verwerfen könnte: wenn der Hund hungrig iſt, packt er am durreſſen Knochen an. Ihr, Andres, seyd ja ein Stück von einem Gelehrten, schafft Ihr was herbei.“

Andres rieb sich hinter's Ohr: „Ich wüßte nicht Gevatter,“ entgegnete er, „es müßte denn die königlich preußische Pferde Ordnung seyn, die uns allen auf Befehl der Regierung neuerdings mitgetheilt werden.“ — Christian lachte aus vollem Halse: „Die Pferde Ordnung! ein gescheuter Einfall! ja die Pferde-Ordnung, guter Junge, die wollen wir den Fräulein geben. Pack' Dich Bursche mit Deinem Witze, er iſt wahrlich gröber noch als der meinige.“ Gertrud bemerkte, daß man „das ſelige, triumphirende, gedemüthigte, zerſchlagene und endlich mit ſeinem Gott wieder verſöhnte Chriſtenherz“ *) hinauf ſenden

*) Ein damals beliebtes Andachtsbuch.

könne. „Auch nicht, Alte,“ entgegnete Chriſtian, „Du haſt nun wieder dieſe Schwachheit am Leibe, bedenke, daß es junge Mädchen ſind, daß die am liebſten für ihren Schnabel was haben wollen, d. h. amuröſe Hiſtorien. Halt! was fällt mir da ein. Geht 'mal, Vetter Andres, in der Küchenecke, rechts, wo das alte Waſſerfaß ſteht, befindet ſich in dem verwitterten Schränkchen ſo 'ne Art von Bibliotheke; es ſind zum Theil alte Tröſter, die der Graf ſeliger wegwarf, als die große Sammlung in den obern Sälen eingerichtet werden ſollte; gelt, da kann ſich am Ende wohl noch was finden.“ Andres machte ſich kopfſchüttelnd auf den Weg, und Chriſtian ſetzte ſich ſeufzend zu einem kleinen Imbiß, den Gertrud in der Eile zuſammengebracht hatte. Mitten im Eſſen hielt er inne, und gab Babet einen Wink, indem er aus einer ſeiner vielen Taſchen einen Brief hervorzog. „Bei den amuröſen Hiſtorien,“ ſagte er, „fällt mir ein, daß ich auch für Sie, Jungfer, was mitgebracht; der Wiſch kommt ſicherlich von Ihrem Grenadier und koſtet mich ſechs jute Groſchen.“ Das erſchreckte und erfreute Mädchen warf ihre Arbeit fort, ſprang auf und haſchte nach dem Brief. „Halt!“ rief der Alte, „ſoll ich Ihr noch Conduite lehren. Die ſechs Groſchen her, die ſechs jute Groſchen!“ Babet ſuchte eifrig

in ihrer Tasche, bis sie das verlangte Geld beisammen hatte, dann drückte sie den Brief verstohlen an ihre Lippen und rief: „J. Jees, so ist mein Jean nicht todt, so bin ich doch ohne Ursach so kannibalisch wehmüthig geworden über des Andres dumme Geschichte.“ Sie öffnete das Siegel, und rückte näher an das Feuer; allein es fand sich, daß die Krähenfüße des Geliebten von so tückischer Natur waren, daß sie sich durchaus nicht sogleich enträthseln ließen; das arme Mädchen stotterte und wurde vor Ungeduld roth. „Na, was schreibt der jute Junge?“ fragte Christian, indem er sich bei der Frau Gertrud niedergelassen; „laß 'mal hören.“

Babet las: „Liebes Lenzgen! ich nenne Dir nicht Babet, weil das so französisch klingen thut, und ich wie alle ehrlichen Preußen die Franzosen ganz mörderlich hasse. Wir haben vor einigen Tagen wieder ein recht blutiges Massaker gehabt, wo eben wie immer unsre Fahne gesiegt hat; beinahe wäre ich, wie vor einem Jahr, in die Hände eines Krabaten gefallen, doch gelang es mir noch, mich just durchzuschleichen. Was machst Du, Lene, und was der lange Vetter Christian, ist er noch immer Kammerkätzchen bei den gnädigen Comteßen?“

„Oho,“ rief Christian, „was ist das für Tollheit?“

„Ich habe mich verlesen,“ stotterte Babet, „es soll heißen: bist Du noch immer Kammerkätzchen bei den gnädigen Comtessen? Bleib mir nur treu, Mädel, und laß Dir nichts aufbinden vom frommen Pack; ich hab' gehört, in Berlin soll man jetzt ganz teufelsmäßig fromm seyn. Hol's der Henker, ein junges hübsches Mädel, wie Du, hat noch kein Himmelreich nicht nöthig, der Kuß ihres Liebsten ist ihr Himmelreich!“ — Babet wurde roth, und Frau Gertrud schüttelte das Haupt. „Wir Soldaten,“ lautete der Brief weiter, „halten es mit dem König und sind alle Philosophen, das ist die beste Manier, sich durch die Welt, die eigentlich, unter uns gesagt, miserabel ist, durchzubeißen. Wie geht's den hübschen Comtessen, sind sie noch immer nicht an den Mann gekommen? aber so etwas will hoch hinaus.“ — „Halt,“ rief Christian, „über die Herrschaft kein Wort, und übrigens laßt die Epistel jetzt zu Ende seyn; da flucht und poltert Jemand die Stiege hinan; wer mag's seyn?“ Das gerührte Kammerzöfchen faltete den Brief zusammen, und ihn in den Busen schiebend, seufzte sie, indem sie sich die Thränen abtrocknete: „Du juter Jott, wie hat nur eine dienstbare Person, wie ich, einen so treuen Amanten verdient!“

Man hörte jetzt eilige Tritte: die Thüre wurde aufgerissen, und ein junger Mensch von blühendem Aussehen, dessen Kleidung aber arg von Wind und Wetter zugerichtet war, stand vor der ehrenwerthen Versammlung. „Das fehlte noch!“ brummte Christian, „da kommt nun noch der, und will wie gewöhnlich vorlesen, und es ist eben nichts da.“ Er wandte sich hierauf zum Ankömmling und rief: „Ey, ey, Herr Ephraim, was kommt Euch an, wie der Leibhaftige in Sturm und Nacht herumzutosen? Ihr kommt doch nicht, um vorzulesen?“ Der Jüngling sah dem erschreckten Alten lachend in's Gesicht; er war dem Feuer nahgetreten und seine Gestalt hob sich vortheilhaft hervor aus der Gruppe, die ihn umgab. Ein kurzer grüner Rock mit blitzenden Metallknopfen umspannte seine schlanke Taille; im Gürtel, den er über eine weiße gestickte seidene Weste ziemlich sorglos geschnallt, steckte eine alte Waffe, halb einem Dolch, halb einem Hirschfänger ähnlich; Strümpfe und Beinkleid waren bis oben zu durchnäßt und mit Erde befleckt, das Haar, vom Puder entblößt, hing frei an den vom Wetter gerötheten Wangen herab.

„Freilich komme ich, um vorzulesen,“ rief er Christian auf dessen Frage zu — „geschwind, Alter, wo hast Du die Bücher?“ Diese Frage

ſtürzte den Sorgenvollen wiederum in die Nacht der Verzweiflung. „Bücher?“ ſchrie er, und ſtampfte auf den Boden, „das iſt ja grade das Kreuzdonnerwetter, daß keine da ſind! Sieh' da, Andres, goldner Junge, was haſt Du denn da? Laß ſeh'n, das iſt ja ein Buch wie'n Kirchthurm!“ Er nahm dem Stallaufſeher einen dicken beſtäubten Lederband ab, und öffnete kopfſchüttelnd die Klammern des Deckels. „Schöne Bilder!“ rief er, auf die Holzſchnitte zeigend, die die vergelbten Blätter zierten, „aber der Teufel leſe, was da drinn ſteht.“ Der Jüngling bog ſich über die Schulter des Alten, und kaum hatte er einen Blick in's Buch gethan, als er ausrief: „Trefflich! ganz wie beſtellt! dieß Buch will ich vorleſen.“ Chriſtian lachte; „wenn der alte Tröſter,“ rief er, „nur nicht ſo nach dem Küchenſchrank röche, ſo merkt man's ihm aber an der Naſe an, daß er nur mit Salz, Butter und Häring umgegangen und in ſchlechter Geſellſchaft alt und grau geworden. Ein Theil ſeiner ehrwürdigen Perſon iſt ihm ſchon abhanden gekommen, denn der Koch hat die Blätter zu der Unterlage der Morgenpaſtetchen für die Bonne gebraucht.“ — „Schadet alles nichts,“ rief der Jüngling, „nur raſch hinauf damit zu den Damen!“ Er wollte fort, doch Chriſtian vertrat ihm den Weg. „Hol der

Henker die Schule, wo Er Conduite gelernt hat, Monsieur Ephraim! Platzt man so zu einer durchlauchtigen Herrschaft hinein? Da kommt Er mir in's Amt! Ich, Christian, erster Kammerdiener hier im hochgräflichen Hause, sage: keinen Fußbreit weiter, oder sans permission die Thüre gewiesen, und wäret Ihr zehnmal der Sohn unsers Herrn Pastors! Conduite sag' ich, — erst angemeldet."

„Aber in diesen Kleidern?" murrte Gertrud, „der Junker zittert ja noch vor Kälte! Ehe Du so zanktest, Christian, hättest Du wohl daran denken sollen, dem lieben Herrn Ephraim Einiges von Deinem Sonntags-Staate anzubieten."

„Die Narren werden mich toll machen!" rief der Jungling, heftig mit dem Fuße stampfend.

Christian führte ihn, fast wider Willen, bei Seite. Ein Paar hochrothe Strümpfe und ein Festbeinkleid waren bald angelegt. Babet übernahm es, das verwirrte Haar zu ordnen, und bald stand er wunderlich geputzt da, mit dem mächtigen Folianten unterm Arm. Christian, ohne auf die Ungeduld seines jungen Gefährten im mindesten zu achten, ergriff den silbernen Doppelleuchter aus dem Vorgemach, und, leise die Treppe hinaufsteigend, zog er an

der Klingelschnur. Es öffneten sich die hohen alterthümliche Säle, und sie schritten durch eine Reihe unbewohnter Gemächer, bis sie an die Thüre des Cabinets kamen, wohin sich die einsamen Frauen zurückgezogen hatten, und aus dem man Töne einer Harfe vernahm. Der Kammerdiener ging hinein, und trat sogleich wieder hervor, indem er mit strenger Haltung und ernster Stimme rief: „Ihre gräfliche Gnaden sind zu Hause!“ —

Als des Eintretenden Fuß den feinen Teppich berührte, wandten sich die drei Bewohnerinnen des alterthümlichen Gemaches zugleich nach ihm um. Ein junges Mädchen, blühend wie der lächelnde Frühling, ruhte, auf ein Paar Polster gelehnt, auf dem Boden vor dem Kamine; die Flammen spiegelten sich im Atlas ihres Kleides, und färbten die schweren weißen Falten mit durchsichtigen Purpur. Seitwärts, mehr im Schatten, saß die zweite junge Dame, an einer damals üblichen liegenden Harfe, über deren Seite sich schwermüthig langsam die weißen Arme der Spielerin bewegten. Den laut bellenden Mops im Arm, in der Fensternische halb schlafend, die breite Blondenhaube mit den kolossalen Bandschleifen verziert, tief auf die Brust gesenkt, saß die gelehrte Madame Malbouquet, die Venne und Gesellschafterin der

jungen Comteſſen. Sie fuhr beim Kläffen ihres Lieblings auf, und ſtarrte den Eintretenden an, ohne ihn zu erkennen; auch die beiden Mädchen ſchienen erſchreckt und befangen, bis Polly, die jüngere, ausrief: „Herr Leſſing ſpielt Redoute! Köſtlich, ma bonne, der Spaß iſt nicht übel! Da giebt's doch etwas zu lachen; ach wir ſterben hier aus Langerweile! Denken Sie ſich, Herr Leſſing, Clariſſa iſt krank, die Bonne hat Migraine und die arme Polly will verzweifeln.“

Der Jüngling brachte jetzt ſeine Entſchuldigungen vor. Er beſchrieb die Gefahren ſeines kleinen Jagdunternehmens, das Irregehen und die unbedeutenden Abenteuer, die ihm aufgeſtoßen, endlich ſeinen Eintritt in die untere Halle und den Schreck des alten Chriſtian ſo lebhaft, mit ſo drolliger Uebertreibung, daß ſeine drei Zuhörerinnen lachten, und ſich die düſtre langweilige Stimmung alsbald verlor. Die Bonne ließ ihren Polſterſtuhl näher zum Feuer rücken, Leopoldine behauptete ihre anmuthige Lage auf dem Boden, und die ältere Gräfin fragte neugierig nach den mitgebrachten Büchern.

„Ach, mein allergnädigſtes Fräulein!“ rief der befangene Jüngling, und ſeine Wangen glühten, „jetzt komme ich erſt an die wahrhaft tragiſche Begebenheit des heutigen Abends; ach, ich wünſchte, mir ſtände die Zauberkraft

Merlins zu Gebote, der einen dürren Stamm in einen blühenden Baum verwandelte, ſchnell würde ich dieſen ſchwerfälligen Freund hier in die zierlichſte Ausgabe unſeres göttlichen Poeten umſchaffen. Ach, ſchönſte Gräfin, holdſeligſte Beſchützerin der Muſen! wir werden heute keine Zaire, keine Merope, keinen Mahomet bewundern.“

„Sie ſcherzen,“ rief Clariſſa, „wir ſollten ja heute den Tancred beginnen, ich habe mich den ganzen Tag über auf dieſe Stunde gefreut.“

„Was wollen Sie mit dem ſchwarzen Ungeheuer dort?“ fragte Leopoldine. Die Venne nahm eine Priſe nach der andern, unruhig und mißtrauiſch umherblickend; jetzt, da das Buch geöffnet wurde, rief ſie laut: „Ah ciel! der verdammt odeur kommt her vom Dings da, fi donc, fort, nicht das!“

„Fort, fort,“ rief Polly, und rümpfte das Näschen. Clariſſa wandte ſich verſtimmt weg. Leſſing mußte ſich in einen entfernten Winkel flüchten; von hier aus verkündete er nun mit blitzenden Augen die Vorzüge ſeines köſtlichen Fundes. „Es iſt der Theuerdank,“ rief er, „das trefflichſte alte Gedicht, das wir haben, eine herrliche romantiſche Sage, in der die zauberiſchen Farben ächter Poeſie auf das lebendigſte durcheinander ſpielen. Ich nenne es

Sage, es iſt wohl mehr — Geſchichte iſt es, ein klarer Spiegel des Lebens.“

„Alſo ein deutſcher Autor?“ fragte Leopoldine gedehnt.

„Freilich,“ entgegnete Leſſing mit Stolz, „ein deutſcher Autor.“

„So darf er nicht geleſen werden!“ rief die Schöne, beſtimmt und wichtig; „es wäre gegen allen guten Geſchmack, ein deutſches Buch zu leſen.“

„Aber wir haben nichts Anderes,“ bemerkte der Jüngling mit einiger Empfindlichkeit. „Durch die Krankheit des Poſtboten iſt dießmal die Bücherſendung verſäumt worden.“ — „Gut, ſo leſen wir die kleinen chansons aus dem diesjährigen miroir des dames.“ — „Dieſe Albernheiten!“ rief Leſſing, „dieſer ſüßliche Unſinn, dieſe pretenziöſen Fadaiſen! ich bringe ſie nicht über die Lippen!“

„Eine franzöſiſche Albernheit,“ entgegnete Polly gereizt, „iſt immer geiſtreicher, als eine ganze deutſche Bibliothek von Poeten und Philoſophen zuſammen genommen.“ Der Jüngling ſchlug die Hände zuſammen: „Alle Götter!“ rief er, „welch' ein Urtheil, und das ſpricht ein deutſches Mädchen aus!“ Clariſſa miſchte ſich in den Streit, und ſagte lächelnd: „Fangen wir nun nicht wieder den alten wohlbekannten

Kampf an. Erklären Sie uns, Herr Ephraim, was es mit Ihrem deutschen Buche für eine Bewandtniß hat. Also eine Art von Ritterroman?“

Der junge Dichter schüttelte das Haupt; er hatte sein Buch zugeschlagen, und sah mit einem halb mißmuthigen, halb befangenen Blicke vor sich hin. „So geben Sie mir denn den miroir,“ rief er nach einer Pause mit dumpfer Stimme. Polly lachte, sie sprang zu einem nahen Tischchen, und einen kleinen Handspiegel ergreifend, ihn dicht dem Jüngling vorhaltend, rief sie: „Hier ist er, nicht wahr, das Titelkupfer ist ein hübsches Bildchen?“ Sie machte eine komische Verbeugung, klatschte lachend in die Hände, und ließ sich dann wieder auf den Teppich niederfallen. Clarissa wiederholte ihre vorige Frage.

„Wie soll ich's erklären?“ entgegnete Lessing, „das Gedicht enthält keinen neuen Gegenstand. Welches Volk hätte nicht von den Thaten seiner großen Helden ähnliche Gesänge, und dennoch möchte ich dieses deutsche Epos mit keinem andern auch nur von ferne vergleichen. Es ist darin der Brautzug Maximilians besungen, wie er, der schöne, kühne ritterliche Held, um die burgundische Fürstentochter wirbt.“

„Ciel!“ rief Polly, „wie mag ſich nur ſo ein alter Deutſcher anſtellen, wenn er verliebt iſt.“

„Iſt Corneille,“ fuhr der Jüngling fort, „eine ſtolze Zeder, Racine eine ſchlanke glatte Palme, Voltaire ein üppiger Blüthenbaum, ſo iſt dieſer deutſche Poet ein kräftiges Gewächs des Waldes, hineinragend in den Frühlingshimmel mit ſeiner Blätter melodiſchen Zungen, umſpielt von bunten Vögeln, duftend von balſamiſchen Harzen.“

Er las jetzt, und mit dem Gedichte vertraut, trug ſeine klangreiche Stimme die Verſe rein und in ſchönem Ebenmaß vor; ſein Auge glänzte, die Wange röthete ſich; er brach ab, um zu erklären, dann las er wieder, und je länger er las, deſto farbenreicher und üppiger erſchloß ſich die Blume der Poeſie. Man erblickte die Geſtalten einer herrlichen Zeit lebensvoll und kräftig, im Schmucke koſtbarer Gewänder, dahinwandeln, die Sprache tönte von ihren Lippen wie Klänge aus einer andern Welt, die ein ſterbliches Ohr berühren, um es zu erheben und zu entzücken. Die würdige Liebe eines ſchönen und ſtolzen Prinzen bildet den Vorgrund, man ſieht ein edles Herz im Kampfe mit Verrath, Tücke, Bosheit aller Art, die vergeblich ihre dunkeln Künſte anwenden, es zu berücken,

siegreich geht es hervor, und Glück und Liebe einigen sich, es zu krönen. Der Grossen Edelmuth, der Diener Treue und der Fürsten Pracht und Herrlichkeit bilden farbenreiche Kränze, das kostbare Gemälde einzufassen. — Clarissa hatte anfangs ohne Aufmerksamkeit hingehört, jetzt beugte sie sich näher zum Buch. Polly vergaß die Flammen des Kamins zu schüren, das Köpfchen aufgestützt, blickte sie neugierig und lebhaft gespannt vom Boden auf und dem Leser in die Augen, der, das Buch auf seinen Knieen, bald in den gelben bestäubten Blättern las, bald in dichterischer Begeisterung poetisch die Geschichte ergänzte und erklärte. Endlich hatte er mehrere Abschnitte geendet, und sank jetzt, das Buch schliessend, in seinen Stuhl zurück. Die Uhr schlug elf, eine tiefe Stille herrschte, die nur von hohen athmenden Tönen der Bonne, die gleich beim Beginn der deutschen Lectüre, die sie nicht verstand, eingeschlafen war, unterbrochen wurde.

Clarissa nahm ein Monatröslein von ihrer Brust, und es zwischen die Blätter als Zeichen legend, sagte sie: „Ich mache es Ihnen zur Pflicht, uns noch Mehreres aus diesem Buche vorzulesen." — „Ich bitte auch darum," nahm Leopoldine das Wort, „aber nur Sie, Sie müssen lesen, ein Anderer würde ein solches Wunder nicht bewirken. Auch die französischen

Verse unseres göttlichen Poeten möchte ich aus keinem andern Munde, als aus dem Ihrigen, hören; selbst der Graf Helm, so viel er sich einbildet auf seine Declamation, liest mir lange nicht so nach dem Ohr, wie Sie."

„Du erinnerst daran," sagt Clarissa nach einer kleinen Pause an, „daß wir keine Vorschläge mehr machen dürfen. Unsere Leseabende schließen mit dem heutigen." — „Und weshalb?" fragte jene, „sollte denn der Oheim seine Erlaubniß verweigern, daß Herr Lessing uns auch in der Stadt besuche?" Clarissa fixirte ihre Schwester mit einem ernsten Blicke. Der junge Dichter bemerkte dies nicht, er war in finstere Gedanken versunken, und rief jetzt seufzend: „Ja wohl ist es der letzte Abend! die drei herrlichen Wochen, vielleicht die schönsten in meinem Leben, sind jetzt beendet; was kann jetzt kommen, was sich nur irgend würdig an eine solche Zeit schließen mag." Er schwieg, die Wangen waren erblaßt, die zarten Lippen schmerzhaft verzogen, die Hände auf dem Buche gefaltet. Die besorgten Mädchen fragten ihn, was ihm sei. „Edelmuth und gütiges Fräulein," rief er, zu Clarissen gewendet, „wie soll ich es in Worte fassen, was mein Inneres so schmerzhaft bewegt. Wenn mein Geschick mir wahrhaft wohlgewollt, so hätte es mich nie in

dieſes Haus geführt; ich werde jetzt, gleich dem Elenden, der einen Blick in die lachende Frühlingsflur thun durfte, und dann auf immer wieder in ſeinen Kerker eingeſchloſſen ward, ſtets an dieſe ſchönen Stunden denken, deren letzte ich heute hier zubringe.“ — Die beiden Mädchen ſchwiegen, und er fuhr begeiſterter fort: „Was ich Entzückendes geträumt. Süſſes und Herrliches empfunden, der Raum dieſes Gemaches ſchließt es ein: die volle üppige Schale der Freiheit, die reiſe Frucht der Poeſie, die duftende Blüthe edler Sitte, meine Seele hat hier ſie zuerſt kennen gelernt. Dort unten im niedern Dorfe bei den Eltern, die gut und ehrlich, aber nur kümmerlich den Sinn an Freiheit und Schönheit laben dürfen, hat mein Geiſt vergebens das geſucht, was hier in Eurer Gegenwart, in voller Genüge, mir entgegentrat. Was war ich, ehe ich die Schwelle dieſes Gemaches betrat, und was bin ich jetzt, da ich ſcheidend das Wohlwollen und die Erinnerung an edle ſchöne Geiſter mitnehme? Aber, Ihr Holden, iſt es wohl recht, einen armen Jüngling, der mit nichts vergelten kann, durch ſo viel Güte zu demüthigen? Wahrlich, die Nacht, in die Ihr ihn jetzt verſtoßt, wird deſto ſchrecklicher ſeyn!“

Leopoldine wurde von diesen Worten auf das Tiefste gerührt; sie bereute ihren früheren Muthwillen, und reichte jetzt vom Boden her dem Jüngling die Hand, indem sie mit weicher Stimme sagte: „Wer sagt denn, daß Sie uns auf immer verlassen sollen? Der Oheim zwar erlaubt es nicht, daß Sie in der Stadt uns besuchen; allein ich werde es so einzurichten wissen, daß weder er noch die Base Kenntniß davon erhält, wenn Sie uns sprechen wollen. Glauben Sie mir nur, ich beherrsche das ganze Haus, mir ist nichts unmöglich.“ Clarissa hörte diese Rede mit sichtlichem Unwillen an. „Nein,“ rief sie jetzt, „es muß geschieden seyn, und sagen die Dichter nicht selbst, daß Trennung überall nothwendig sey, gleich den Schatten im Gemälde, die dazu da sind, um das Licht desto schöner leuchten zu machen? So wollen wir auch diese Abschiedsstunde ansehen. Die Musestunden hier im wüsten Schlosse, das uns, wenn wir daran zurückdenken, mährchenhaft und wunderbar vorkommen wird, können ohnedieß in den geräuschvollen Zirkeln der Stadt nie erscheinen; wir wollen dankbar seyn, daß sie uns überhaupt gewerden sind. Herr Lessing hat vollkommen recht, wenn er diese Zeit für abgeschlossen ansieht; in ihren Folgen wird sie uns nun mannigfache Früchte bringen. Uns drei, wo wir

auch später seyn mögen, wird ein festes Band immerdar verknüpfen: es ist das Band der schönen Dichtkunst, deren innigsten Zauber wir in diesen kostbaren Stunden genoßen. Dieß sey uns genug."

Sie sprach diese Worte weich, aber bestimmt; ihr großes klares Auge weilte auf dem Jüngling, dem sie wie eine lichte Erscheinung vorkam. Er legte das Buch zu ihren Füßen nieder, und selbst auf den Teppich knieend, rief er: „O deutsche Poesie! so klar, so licht, so rein und so erhaben!" —

Clarissa lächelte: „Gut!" rief sie, „ich will seyn, wozu Sie mich machen, und mit dieser Rose, dem Boden des herrlichen Gedichts entwachsen, krone ich Sie als meinen Dichter! Bei dem Angedenken dieser Stunde, Ephraim, zeigen Sie sich meiner Krone würdig!"

Eine Pause trat ein, Lessing hatte die Blume an seine Lippen gedrückt. „Halt!" rief Leopoldine, die mit einem schalkhaften Blick die Gruppe betrachtete, „Ihr schließt mich von der ganzen Verhandlung aus, und zur Strafe werde ich, wie jene erzürnte Fee, die man nicht zum Kindtauffschmauß hat, jetzt der Rose den Stachel zufügen." Sie brachte einen dornigten Zweig und legte ihn der Blume bei. „So,"

rief sie muthwillig, „nun ist das Geschenk für einen Dichter fertig!“

Die Venne erwachte jetzt, sie war der Meinung, die Vorlesung sey eben beendigt worden, und rief daher mit ihrer näselnden Stimme: „Brave, brave!“ Die beiden Schwestern ließen sie in ihrem Irrthum, und Lessing näherte sich ihr, um Abschied zu nehmen. Sie entließ ihn gnädig. Als er fortteilte und unten angelangt, noch einen Blick auf die Fenster richtete, glaubte er Clarissens schlanke Gestalt zu sehen, die ihm durch die Dunkelheit nachblickte. Christian leuchtete ihm mit einer Laterne über den einsamen Hofplatz.

Vom Schlosse heimkehrend, hatte der Jüngling die ganze Nacht fast am Schreibpulte zugebracht. Nach einem kurzen unruhigen Schlummer auf dem Stuhl war er auch jetzt wieder beschäftigt; die letzte Scene hatte ihn erschüttert und seinen Dichtergeist so lebhaft erregt, daß ihm spielend die tiefsten Gedanken, die blühendsten, bedeutungsvollsten Bilder zukamen. Er legte jetzt die Feder nieder, und mit klarem Auge sah er in die Morgenröthe hinaus, wie

sie eben mit ihrem Purpur die niedrigen Kirschbäume am Fenster übergoß. „So ist es denn endlich entschieden!“ rief er bei sich, „du bist ein Poet, sie hat es gesagt, und sie kann sich nicht irren, und ein Poet bist du in ihrem Dienste! Ungestümes, unerfahrenes Herz, was wünschest du mehr? Sind jetzt nicht die goldnen Träume verwirklicht, die du dir in dunkeln kümmerlichen Stunden träumtest?“ Er blickte mit einem Gefühl von Andacht und Entzückung hinüber auf den Hügel, von wo aus der Ferne die grauen alterthümlichen Mauern des Schlosses sich zeigten. „Ach!“ rief er aus, wie unrecht haben die Philosophen, die die Welt arm nennen; ihre mißmuthigen Träume wissen nichts von den Schätzen, den Stunden, wie die jetzige dem Menschen bietet.“

Er wollte eben wieder an die Ausarbeitung seines Gedichts geh'n, als er mit heftigem Aerger den Tritt eines Menschen hörte, der ihn zu stören kam. Es war seine alte Mutter, die jetzt leise in die Stube trat, und mit kummervollem Auge den Sohn lange schweigend betrachtete. Der Blick ihres Verwurfs that sich bald in Worten kund. „Ephraim,“ rief sie, „was habe ich sehen müssen, Du bist gestern wieder auf dem Schloß gewesen, hast die neuen Kleider, vom Vater vor Kurzem mit nicht

geringen Kosten angeschafft, arg zugerichtet; vor einem Viertelstündchen schickte sie mir der alte Christian, und bittet sich dagegen die seinigen zurück."

„Liebe Mutter," entgegnete Ephraim verstimmt, „ein Paar Strümpfe sind kein Wunderwerk der Welt, es lassen sich bald neue anschaffen."

„Du denkst," rief sie, „auch in diesem Stück viel zu leichtsinnig. Sind es auch nur kleine Ausgaben, so sind es doch immer welche, und wer hätte wohl mehr Ursache zu sparen, als Du, mein Sohn. Der Haushalt wächst, des Vaters Einkommen wächst aber nicht, und Du hast noch nichts ins Haus gebracht, wohl aber viel hinaus."

Lessing warf die Feder weg; er war bis in sein innerstes Wesen hinein verstimmt und beleidigt; ohne zu antworten, lehnte er an dem Fenster. „Was seh' ich," hub die Mutter wieder an, indem sie sich im Gemach umschaute, „das Bette ist unberührt, mein Sohn, was hast Du denn die ganze Nacht hindurch gethan?"

„Geschrieben," entgegnete er, und zeigte auf die Papiere des Tisches.

Sie warf einen Blick dahin. „Verse!" rief sie, „wieder Verse, und das nennst Du arbeiten? Damit bringst Du die kostbaren

Stunden hin, die der Mensch nothwendig hat, um sich zum täglichen ordentlichen Tagesgeschäfte zu stärken? Ephraim, laß mich diese frühe Morgenstunde, in der Niemand uns stören wird, dazu anwenden, Dir mein Mutterherz auszuschütten. Ich bin alt, mein Kind, der Vater ist kränklich, wir beide sind nahe der Grube; wenn uns der Herr heute oder morgen abruft, so bleibst Du allein noch der Ernährer Deiner Geschwister; auf Dir wird die Last des Hausstandes, auf Dir der Erwerb ruhen. Hast Du auch dieses bedacht? Wie soll es dann werden?"

„Liebe Mutter," entgegnete der Jüngling, „wenn ich das nicht schon früher bedacht hätte, in diesem Moment wären die Betrachtungen nur störend und nutzlos."

„Ich verstehe," sagte die Alte, „die Besorgnisse und Vorwürfe kommen Dir ungelegen; dennoch muß endlich einmal die Stunde schlagen, von der aus eine heilsame Aenderung und Umgestaltung vor sich geht. Besser, Du erfährst aus meinem Munde mit Liebe und Schonung, was Dir der Vater in seiner harten Weise mit Strenge sagen würde. Du weißt, mein Sohn, daß Deine Studienjahre in Leipzig nicht so von Dir angewandt werden, wie wir es wünschten. Du selbst hast es uns gestanden; Dein herzlicher

Wunsch war, nach Berlin zu gehen, dort, so versprachst Du, sollte alles anders und besser seyn. Gelehrte und angesehene Freunde, reiche Gönner, feiner gesellschaftlicher Umgang, und ich weiß nicht was sonst noch, war dort im Ueberfluß. Der Vater gab endlich Deinem Begehren nach, und ich sah mit schwerem Herzen Dich in diese verderbte Stadt einziehen. Wie sehr haben sich meine Besorgnisse und bösen Ahnungen bestätigt. Anstatt daß nun Dein Fleiß in den Studien größer, Dein Wandel besser, Deine Sitten reiner geworden, sind schon in der kurzen Zeit, daß Du dort bist, unzählige Berichte eingelaufen, die über Dich auf das heftigste Klage führen."

„Wer schreibt diese Berichte?" rief der Sohn erbittert, „kurzsichtige, armselige Menschen, denen d.. Vater Vertrauen schenkt, die in dumpfen thörichten Irrthümern grau geworden, und die sich keinen Begriff von Bildung und Welt machen können; vor allen jener gleisnerische tückische Heuchler, der bleiche Christlieb, der nur zu schaden sucht, wo er nur kann; von ihm kommt alles Unheil, jede Verläumdung her."

„Er mag seine Fehler haben," sagte die Matrone besänftigend, „dennoch will er uns wohl, und wir dürfen seine Gunst nicht verscherzen, weil es zu hoffen steht, daß er und seine

Schweſter, die reiche alte Witwe Dorothea, uns dereinſt einen hübſchen Erbſchafts-Antheil auswerfen werden. Und kannſt Du denn jene Anſchuldigungen leugnen, mein Sohn? Iſt es denn nicht wahr, daß Du mehr in der Fecht-, Tanz- und Reitſchule zu finden biſt, als in der Arbeitsſtube? Suchſt Du nicht die gottloſeſte Klaſſe von Leuten, das Comediantenpack, Gott verzeih' mir die Sünde, zu Deinem Umgang auf? Ja, was das Böſeſte iſt, nennſt Du nicht den elenden, verlorenen Menſchen, den Freigeiſt Mylius, Deinen Freund? Ephraim, Ephraim! wenn dieſes wahr iſt, hat denn der Bruder Chriſtlieb nicht recht, Dich verloren zu geben?"

„Nein, er hat nicht recht, Mutter!" rief der Jüngling, und eine dunkle Zornröthe färbte ſeine Wangen. Er wollte weiter ſprechen, doch die frühere Wehmuth bemächtigte ſich wieder ſeines Herzens. Nach einer Pauſe ſetzte er mit milderer Stimme hinzu: „Wozu mich entſchuldigen, und wer würde mich verſtehen?"

Die Mutter trat zu ihm und faßte ſeine Hand. „Wie lieb iſt es mir," ſagte ſie, „daß Du Dein Unrecht einſiehſt; jetzt faſſe ich neue Hoffnung. Nun wirſt du mir auch die Bitte nicht abſchlagen, welche der eigentliche Grund meines Kommens iſt."

Lessing küßte die ihm so theure Hand, er fühlte nur zu wohl, daß der Sturm seiner Gefühle hier schweigen mußte. Die Alte blickte ihm freundlich in die Augen, und setzte beruhigter ihre Rede fort: „Der Vater will, daß Du Morgen nach Berlin zurückkehrest, damit Du den angesehenen vornehmen Gönner nicht verfehlen mögest, der, wie Du weißt, die Absicht hat, seinem Sohne Dich als Begleiter und Hofmeister auf der Reise mitzugeben. Da sich bei dieser Gelegenheit auch Aussichten auf eine zukünftige bleibende Anstellung zeigen, so darf diese Angelegenheit um so weniger leicht genommen werden. So vortheilhaft aber jener fremde Mann von Dir zu denken geneigt ist, so würde er doch unfehlbar seine Meinung ändern, wenn er gewahr würde, wie Du lebtest, mit welchen Leuten Du umgingest. Es ist darum durchaus nöthig, daß Du von dem Tage an, wo Du Dich ihm zeigst, Deinen früheren Freunden und Bekannten den Abschied gibst. An Gründen, mit ihnen zu brechen, wird's Dir, wenn Du nur ernstlich willst, gewiß nicht fehlen, und Du hast dann durch eine schnelle entscheidende Wendung das Ziel erreicht, wohin Du, wenn diese Veranlassung sich nicht gezeigt, vielleicht lange mühsam und fruchtlos gestrebt hättest. Des Gesindels bist Du ledig, und beginnst ein neues, ge-

ordnetes, glückliches Leben! Verſpricht mir, mein Sohn, dieſem meinem Rathe Folge zu leiſten."

„Ich verſpreche," entgegnete der Jüngling, „ſo lange jener fremde Mann in der Stadt verweilt, mich ihm ganz zu widmen, und keinen meiner früheren Bekannten aufzuſuchen."

„Auch dieſes iſt mir, als erſter entſcheidender Schritt, genügend," ſagte die Mutter, und ſchloß ihren Sohn mit herzlicher Umarmung an ihre Bruſt. „Ich weiß, wie ſchwer es iſt, das Alte abzuſtreifen und das Neue anzunehmen; ich will nicht unbillig ſeyn. Bin ich doch feſt überzeugt, daß Du, einmal eine andere Straße einſchlagend, ſelbſt nicht mehr zu der alten zurückkehren wirſt. Haſt Du erſt edle trefliche Menſchen kennen gelernt, fühlſt Du, daß Du mit Achtung und Freundlichkeit in ihre Mitte aufgenommen wirſt, ſo wird von ſelbſt jeder Wunſch, die alten unwürdigen Freundſchaften aufzuſuchen, wegfallen. Zudem tadle ich's nicht, daß Du den Vornehmen Dich anzuſchließen ſuchſt; nur möchte ich auch hierüber Dir meine Anſichten mittheilen. Du biſt jung, Dich reizt das Glänzende, womit ſich jener bevorrechtete Stand umgibt. Man findet vielleicht ſeine Zwecke dabei, Dich anzulocken, Dir ſcheinbar einen Platz, der Dir nicht zukommt, einzuräumen. Doch je deutlicher dieß der Fall iſt, deſto

mehr mußt Du auf Deiner Hut seyn. Ich kenne die Welt, mein Sohn; ich habe auch jene Leute beobachtet, in deren Nähe Du lebst. Sie gleichen der Katze, die mit scharfer Kralle denjenigen fest zu halten weiß, den sie selbst durch Glatte und Freundlichkeit an sich gelockt. Am wenigsten traue ihnen im Punkte der innigern Gefühle, der Freundschaft, der Liebe; sind sie auch unter einander wahrhaft und treu, so trift doch sogleich Falschheit und Verrath, auch bei den Bessern, ein, wenn es einen Bund gilt mit dem aus niederem Stande. Bieten sie Dir daher Freundschaft an, so gib ihnen thätigen aber kalten Dienstfleiß dagegen. Schmeicheln sie Dir mit Liebe, so bleibe fest in den Schranken jenes Pflichtgefühls, das, immerdar besonnen und frei, jeden erfahrenen Mann so wohl kleidet. Achtung jedoch darfst Du fordern, und Achtung werden sie Dir auch nie versagen. Hast Du auf diese Weise Deine Stellung gesichert, so ist mir auch nicht bang, daß Dir die Verderbtheit der großen Welt Schaden bringt, denn die gefährlichsten Thorheiten und Unarten sind die, welche, indem sie geliebten Gegenständen anhaften, uns selbst liebenswerth erscheinen. Und so, mein geliebter Sohn, bin ich Dir dankbar, daß Du mich hast völlig aussprechen lassen. Ich bin jetzt am

vieles getröſteter und beruhigter. Du kennſt und verſtehſt meine Anſicht, mein Wort iſt Dir immerdar heilig geweſen, und ſo habe ich denn, wie ſich nun auch Dein Leben und Wirken ferner geſtalten möge, in der Hauptſache ſichere Bürgſchaft für Dein Wohl.“

Sie ſchloß ihn noch einmal zärtlich in ihre Arme, und entfernte ſich dann, um ihren Tagesgeſchäften nachzugehen. Der Sohn blieb einſam zurück; er ſah ihr lange nach, und lauſchte ihren Tritten, wie ſie ſich auf der Stiege und im Vorſaal verloren. Es wurde ihm in der engen Stube zu beklommen; auch er eilte hinunter in den Garten, und begab ſich auf ein Lieblingsplätzchen, um in der Einſamkeit und in friſcher herbſtlicher Morgenluft ſeinen finſtern treibenden Gefühlen nachzuhängen. Er fühlte bitter den Streit zweier gleich ſtarken Neigungen in ſich: die eine lebhaft angefacht durch die Scene im Schloſſe, durch Clariſſens Lob, trieb ihn, ein ſchönes glänzendes Ziel ſchnell und freudig zu erſtreben; die andere, durch den Zwang der Verhältniſſe und die mütterlichen Ermahnungen nicht minder ſcharf ſeinem Geiſte vorgehalten, forderte die Bekämpfung und Ertödtung alles deſſen, was nicht dem nächſten pflichtgemäßen Zweck diente. Als er ſo grübelte, fiel ihm der Schluß der mütterlichen Rede auf

er sann auch diesen Betrachtungen nach, indem er sie seiner Lage anzupassen suchte; allein es wollte aus allen diesen Gefühlen und Ansichten kein klares Bild erstehen. Unmutig sprang er auf und folgte dem Diener, der eben in den Garten trat, und ihn zum Vater hinbeschied.

Der alte Lessing stand in seiner Studierstube, im sonntäglichen Staate, geputzt und wartend da. Es war heute ein Fest in der Familie; die reiche Witwe, Frau Dorothea, feierte ihren Geburtstag, und jene fromme Secte, zu der sie gehörte, hatte in ihrem Hause vor der Predigt eine kleine Versammlung festgesetzt. Zugleich beabsichtigte man an diesem Tage die Aufnahme eines neuen Mitglieds, welches aus einer dieser feindlich gegenüberstehenden Secte überzutreten wünschte. Das damalige Berlin stellte in dieser Hinsicht ein merkwürdiges Gemälde dar. Je mehr die Grossen, der König an ihrer Spitze, was Religionsmeinungen betraf, sich dem Scepticismus und Indifferentismus hingaben, desto mehr suchten, wie es schien, die niedrigern Klassen durch die ängstlichste und gewissenhafteste Aufrechthaltung der strengsten Lehrsätze und Meinungen das Gleichgewicht wieder herzustellen. Es entstand gleichsam ein Wetteifern, wer es dem andern an Frömmigkeit zuvortun könne, und hier, wie

überall, war es der Menge am Ende nur um Aeußerlichkeiten zu thun, und diese wurden nun, im Haß der Parteien, zu wahren Abnormitäten ausgebildet. Die Folge war nun jene Menge verschiedener Secten. Zwei von diesen standen sich durchaus entgegen; die eine, vom Pöbel spottweise die frommen Zeyfträger des Herrn genannt, befliß sich eines strengen gewissenhaften Wandels, entfernte jede, auch noch so schuldlose äußere Ausschmückung, und behielt vom weltlichen Putz nur das einzige, den Zeyf bei, den sie gravitätisch zur Schau trugen, und der ihnen jenen Spottnamen verschaffte. Die andere verwarf in ihren Grundsätzen den Ernst und die Beschaulichkeit; sie ging von der Ansicht aus, daß der wahre Christ, im Vertrauen auf den ihm zugesicherten göttlichen Beistand, die Gefahren und Bedrängnisse, welche dem kurzsichtigen befangenen Menschen so drohend erschienen, getrost verlachen könne. In jedem sie betreffenden Mißgeschick sahen sie daher eine willkommene Gelegenheit, Muth und Freudigkeit an den Tag zu legen. Man sah sie nie traurig, immer fröhlich, ja sogar ausgelassen; sie vermieden nicht nur nicht die weltlichen Vergnügungen, sondern sie suchten sie auf, und je weniger manche diesen scheinbaren Leichtsinn im Charakter trugen, desto mehr suchten sie sich

ihn anzulugen. Das Beispiel, daß Leute von der ernsten kummervollen Seite zu der lustigen übergingen, war schon öfters da gewesen. Seltener war der umgekehrte Fall, und deßhalb beschloß man auch jetzt den Neuaufzunehmenden besonders zu ehren. Heinings Vater, obgleich im ganzen diesem Wesen abhold, fand es doch aus Rücksichten für nothwendig, den Versammlungen bei seinen Verwandten, so lange eine billige Mäßigung in ihnen obwaltete, beizuwohnen; er bewog Sohn und Frau ebenfalls zum Mitgehen, und so langte die Familie im Hause der Wittwe an, als der Kreis der schwarzgekleideten frommen Leute schon beisammen war, und bereits den dünnen Kaffee schlürfte.

Die Kaffeberin, eine beleibte frische Matrone, begrüßte ihren Verwandten besonders herzlich, und wies dem Ehepaar den Ehrenplatz zwischen sich und ihrem Bruder Christlieb an. Ein blauer Wehrauchkamyf erfüllte das niedrige Zimmer; aus diesen Wolken sah man die starrdastehenden schwarzen Gestalten mit ihren unbeweglichen blassen Gesichtern hervorragen. Christian, der jetzt mit der Frau Gertrud hereintrat, machte die Versammlung vollzählig; beide nahmen, aus schuldiger Achtung für den Herrn Pastor, die untersten Sitze ein. Nachdem ein paar Lieder gesungen worden, erhob

ſich Chriſtlieb, um den Ankömmling, welcher noch im Nebenzimmer harrte, einzuführen.

„Ich muß nur bemerken,“ rief der vorſichtige Mann, „daß, ſo trefflich auch die Geſinnungen unſeres neuen Bruders ſeyn mögen, ihm dennoch vom alten Sauerteig, von den ſeltſamen Anſichten jener mehr als thörichten Leute, einiges anklebt, welches einer üblen Deutung fähig wäre, wenn man nicht vorläufig davon in Kenntniß geſetzt wird.“

Er ging, und führte bald darauf einen langen dürren Mann herein, der, in einer ärmlichen engen Kleidung ſteckend, eine Menge kleiner unbeholfener Verbeugungen machte, indem er auf das freundlichſte dreinſah. Die hervorſtehende Kniee und dünnen Beine, ſo wie die langgeſpaltenen Finger bezeichneten ihn genügend als Leinweber.

„Macht keine Umſtände, Mathes,“ rief der ihm zunächſt Sitzende, ein Schulmeiſter, „nehmt Platz, und erzählt uns etwas aus Eurem Leben. Da Ihr jetzt zu uns gehört, ſo wollen wir uns auch näher mit Euch und Euren Schickſalen bekannt machen. Wie iſt's Euch denn bis jetzt ergangen?“

„Herrlich, trefflich, überaus glücklich!“ entgegnete der Ankömmling, und die Runzeln ſeines Antlitzes verzogen ſich zu noch größerer

Freundlichkeit. „Ich habe in Luſt und Freude gelebt, Wohlleben alle Tage.“

„Hm,“ rief der Schulmeiſter, „da habt Ihr genoſſen, was bei uns ſelten iſt. Der Arbeiter im Weinberge des Herrn hat wohl von Mühe, Nothleiden und Anſtrengung zu erzählen, nicht aber von Luſt und Wohlleben: auch ſeht Ihr mir nicht ſehr nach Wohlleben aus, Freund Mathys!“ —

„Ich habe,“ fuhr der Leinweber mit Lächeln fort, „ſehr frühe meine lieben Eltern verloren, ſie hinterließen mich und noch ſechs Geſchwiſter in der größten Armuth. Mein Elend rührte einen Verwandten, er nahm mich in ſein Haus, und erzog mich mit Güte und Freundlichkeit. Zwei Jahre befand ich mich bei dieſem frommen gottesfürchtigen Manne, als auch er ſtarb, und ich wiederum verlaſſen und hülflos nachblieb, denn die Erben jenes Mannes waren hartherzig und ſchlecht genug, mir noch das Wenige zu rauben, was ich von meinem guten Pflegevater erhalten. Sie ſtießen mich auf die Straße; es rührte ſie nicht einmal, daß eine heftige Krankheit mich peinigte, und ich dem Tode nahe war.“

„Unglück über Unglück!“ rief der Schulmeiſter. „Aber Freund, warum lächelt Ihr denn dabei ſo ſpaßhaft?“

„Iſt denn nicht alles zu unſerm Beſten?“ ſagte der Erzähler, und rieb ſich fröhlich die Hände. „Doch gebt nur Achtung, der Himmel machte mir noch mehr ſolcher Freuden. Ich beſaß nichts, war verlaſſen von aller Welt, ſterbend, es konnte mir nicht beſſer gehn! Da geſchah es, daß bei den damaligen großen Kriegsläuften eine Noth an Soldaten eintrat, und man, wo man nur immer konnte, die Leute aufgriff, und ſie dazu machte. Wie ich nun ſo verlaſſen an der Straße dalag, trat ein großer freundlicher Mann zu mir, der herzliches Mitleid mit meiner Blöße und Armuth hatte. Gütig wie er war, hieß er mich aufſtehen und ihm in ſeine Wohnung folgen. Hier gab er mir Obdach und Kleidung, und ich durfte bei den Seinigen leben; zugleich ſchaffte er Heilmittel herbei, die die Krankheit vertrieben und mich geſund machten. Als er mich ſo weit ſah, trat nun ſeine wahre Abſicht mit mir hervor: nicht Menſchenfreundlichkeit und Güte war es geweſen; er wollte mich unter die Soldaten ſtecken, was ihm auch gelang. Hier hatte ich nun eine herzliche Freude nach der andern; kein Tag verging, wo ich nicht Schläge vom Corporal oder meinen Kameraden erhielt. Ich mußte Hitze und Kälte mehr als die andern erleiden; man ſtieß mich vom Lager, wenn ich ſchlafen wollte, und wenn ich genug

gewacht hätte bei einem lustigen Gelage, so verwieß man mich zur Ruhe. Dieses Leben nun, wie es nicht anders seyn konnte, bekam mir, was meine unsterbliche Seele betraf, ganz vortrefflich; mein Körper jedoch schlug gleichsam immer mehr in sich, und schwand mir gewissermaßen unter den Händen weg. Ich beschloß, meine Freuden und Genüsse ein wenig abzukürzen, nämlich: als es zu einem Gefecht kam, stellte ich mich, von einer Kugel getroffen, todt, und entramm später beim Getümmel und eintretender Nacht, ohne bemerkt zu werden. Es gelang mir, ein Jahr hierauf in einem Städtchen, an der Grenze, ein ordentliches Gewerbe anzufangen, welches bald so viel abwarf, daß ich mir einen eigenen Webstuhl kaufen konnte. Jetzt lebte ich still und arbeitsam, erwarb mir einiges Gut, und erhielt zuletzt die Tochter meines Lehrers und Meisters zum Weibe. Dieses scheinbare Glück, und das damit verknüpfte ruhige Leben, machte mich aber betrübt und nachdenklich; es kamen mir allerlei traurige Bilder, und wer weiß, was aus mir geworden wäre, wenn mir der Himmel nicht wieder eine recht große Freude bereitet hätte: mein Häuschen brannte bis auf den letzten Balken ab. Das erworbene mir geschenkte Gut war nun wieder fort, ich wieder arm und verlassen. Noch

mehr, um es kurz zu faſſen, ich erlebte nun noch die Freude, daß mein geliebtes Weib ſtarb, daß der ſich annähernde Krieg mich hinaustrieb, und endlich allerlei Fälle, die der gewöhnliche blinde Menſch Unglücksfälle nennt, meine Schritte hieher lenkten, wo ich denn die früheren Genoſſen fand, welche eben ſo glücklich geweſen waren, wie ich, alles zu verlieren, was der Menſch Theures und Liebes nur beſitzen kann.“ —

Er hatte dieſen Bericht lächelnd begonnen, und, immer heiterer und fröhlicher werdend, ſchloß er ſeine Worte mit einem herzlichen Gelächter, in das, ſo ſeltſam es war, ein Theil der Anweſenden mit einſtimmte. Man ſah lauter fröhliche Geſichter, als wenn die ſpaßhafteſte Geſchichte von der Welt erzählt werden. „Ja, ja!“ rief der Leinweber immer noch lachend, „geſchieht denn nicht alles zu unſerm Beſten?“ Der alte Chriſtian, dem dieſes Thun und Treiben Thorheit ſchien, ſah mit ernſtem nachdenklichem Blick den wunderlichen Mann an, und Chriſtlieb ſagte jetzt mit Nachdruck: „Thut dieſes Weſen von Euch, Freund Maths, es will ſich überall nicht und hier am wenigſten ſchicken. Freilich geſchehen alle Dinge zu unſerm Beſten, und ſelbſt Leiden und Widerwärtigkeiten ſollen wir in dieſer Ueberzeugung freudig hinnehmen,

allein Euer Lachen und Lustigthun ist eben so unnatürlich als unangemessen. Lernt in unsrer Gesellschaft, was dem denkenden Christen geziemt, und thut, wie gesagt, jenes Wesen auf immer von Euch."

„Der Himmel weiß," entgegnete der Gescholtene kleinlaut, „wie wenig es mir auch damit Ernst ist. Jene Lache, die ich aufschlage, gehört eigentlich gar nicht mir, sie ist geborgt, wie man falsche Zähne und falsches Haar borgt, ebenso auch alle jene Redensarten und das Freudigthun, was mir nun leider schon zur Gewohnheit geworden. Gerade wenn ich am elendesten gestimmt und fast gebrochenen Herzens bin, meldet sich jenes hohle Gepolter in mir, und ich muß ihm folgen; dabei regt es sich in Arm und Bein wie zu Sprung und Tanz. Wer mich dann so sieht, hält mich für einen leichtsinnigen gedankenlosen Mann. Die Worte Freude, Glück, kommen mir in den Mund, wie andern das Ach und Weh; die ganze Maschine meines denkenden Menschen ist gleichsam verrückt, so daß keine Erscheinung mehr passen will, und, indem die Räder falsch gestellt laufen, tönen, wenn die ernsteste Melodie sich hören läßt, immer einzelne Takte des Trompeterstückchen hinein. Wenn ich nur das alte unverfälschte Lachen meiner Kindheit wie-

derfinden könnte; allein es iſt ſo verbaut und entſtellt durch das falſche Gerüſte, daß ich ſtets vergeblich darnach ſuche."

„Euch ſoll geholfen werden," rief der Schulmeiſter. „Seyd getroſt!"

„Wenn es nur noch möglich wäre," entgegnete der Leineweber; „ich habe eine rechte Sehnſucht nach Ernſt, Tiefſinn und Nachdenken; allein ich furchte, daß die Fäden des Einſchlags meines Charakters ſo verwirrt ſind, daß nimmermehr ein ordentliches Stück Zeug wird zu Stande kommen."

Man ſuchte den Armen zu tröſten, und Chriſtlieb ſagte: „Euer erlebtes Unglück und unſere Gemeinſchaft mit Euch, werden Euch ſchon zur Vernunft bringen."

Die Geſellſchaft beſprach ſich jetzt über einige wichtige abzuſchließende Verhandlungen. Es wurden Almoſen-Beiträge beſtimmt, neue Hülfsbedürftige, die ſich gemeldet hatten, mit Namen und Wohnort bemerkt, und ihre mehr oder minder gegründeten Anſprüche auf Unterſtützung ausgemacht. Dann folgte wiederum ein geiſtliches Lied, in das auch Maths einſtimmen durfte; zuletzt erhob ſich der Kreis, indem einige ſich in eine zweite Verſammlung verfügten, andere dem Prediger in die Kirche folgten. Der alte Leſſing beklagte ſich gegen ſeine

Verwandte, daß man die einfältigen Reden jenes Thoren geduldet habe. Die Wittwe jedoch nahm ſich ernſtlich des Unglücklichen an, und die Mutter Leſſings ſagte: „Iſt nicht am Ende in jeder Thorheit Weisheit verborgen? Wäre jener Krankhafte ein verſätzlicher Heuchler, ſo verdiente er unſern Abſcheu, unſere tiefſte Verachtung, und ſeine Reden wären läſterlich; ſo aber erſcheint er als eines jener kindlichen unmündigen Gemüther, die in unbewußter Thorheit ſich dem Verkehrteſten mit einer Andacht und Ueberzeugung hingeben, die den Zorn entwaffnet und ihnen unſer Mitleid ſichert.“

Als die Geſellſchaft die Stube verließ, trat Chriſtlieb zu dem jungen Leſſing, und ſagte: „Nicht wahr, Herr Poet, dieſe Scene wird Euer weltbekannten Satire wieder Stoff geben? Freilich ſind die ſteifen lächerlichen Schwarzröcke, die nicht tanzen, fechten und reiten können, recht wie zu Zerrbildern geſchaffen! Auf Wiederſehen, Herr Poet, in Berlin!“ — Er ging zur Thüre hinaus, ehe der Jüngling ihm antworten konnte. Als Chriſtian ſich auch jetzt erhob, um mit Gertruden den Uebrigen zu folgen, machte ſich der Leinweber an ihn, und rief mit ſeiner demüthigen Freundlichkeit: „Es iſt mir, Ehrwürdigſter, als hätte ich Euch bei irgend einem meiner luſtigen Abenteuer ſchon erblickt.“

— „Ihr irrt Euch," entgegnete der Gefragte kurz, „ich kenne Euch nicht."

„O," sagte Maths lachend, „Ihr seyd gewiß noch nicht so recht glücklich gewesen wie ich, denn im Glücke, wollte sagen im Unglücke erhält der Mensch ein scharfes Gedächtniß."

„Zum Teufel!" schrie Christian, „seyd still, Kerl, was ist das für ein wahnsinniges Gejauchze! Ihr seyd mir eine widerwärtige Person." Er schob sich eilig hinaus, und der arme Leinweber blieb mit einem trüben nachdenklichen Gesichte zurück.

Unser Dichter war bereits vierzehn Tage in Berlin, ohne daß er, dem gegebenen Worte treu, seine alten Freunde und Bekanntschaften aufgesucht; die ihm von den Studien übrig bleibende Zeit brachte er damit hin, sich jenem vornehmen und angesehenen Gönner näher zu verbinden, durch Aufmerksamkeit und kleine Dienstleistungen aller Art, welche jenem, in der Stadt und Gegend noch Fremden, sehr zu statten kamen. Auf einem dieser Gänge begegnete er seinem frühern vertrauten Freunde Mylius, der ihn verwundert anblickte, und nicht glauben

wollte, daß er es selbst sey. „Ist's möglich,“ rief der lebendige junge Mann, „Sie hier, verehrter Ephraim? Eher hätte ich doch den Untergang dieser frommen Stadt prophezeit, als Sie in diesen Straßen wandeln zu sehen, ohne daß Ihr zärtlichster Freund nur eine Sylbe davon weiß.“ Lessing freute sich, den fröhlichen Kameraden, der stets guter Dinge war, in seine Einsamkeit wieder hinein lächeln zu sehen; er konnte es ihm nicht abschlagen, ihn bis zur entfernten Wohnung hinzubegleiten, und Mylius erzählte unterdessen auf seine Weise, was sich in Berlin zugetragen. „Unter anderem,“ sagte er, „bin ich wieder einmal durch's Examen gefallen, und zwar durch ein philosophisches; ich betrachte diese Anstalten gleich einem Siebe, je öfter man durchfällt, deste geläuterter und besser wird man; für keinen Preis möchte ich zu den Hülsen gehören, die oben bleiben.“

Lessing war verwundert. „Wie,“ rief er, „Du, der Du nichts thust, als philosophische Systeme ausbecken? der Du mit nichts zufrieden bist, alle große Meister über die Achsel ansiehst — Dich hat man so behandeln dürfen?“

„Freilich,“ war die Antwort, „weil ich eben mit nichts zufrieden bin, ist man's auch nicht mit mir. Doch laß das: jetzt, da Du wieder hier bist, soll es nach alter Weise lustig

bergehen. Vor allem muß ich Dir vom Theater erzählen: Es geht ganz nach Wunsche, Theuerster; die Madame Golzig und ihre Histrionen sind ganz entbrannt in Dein Stück, sie bringen es zur Aufführung. Hörst Du, Deine Miß Sara Sampson! Und die kleine Sabine wird die Miß machen. Ich versäume von den Abenden bei der Golzig keinen einzigen, und gib acht, eher fließt die Spree zurück, als daß unser neuer guter Geschmack sich nicht Bahn brächte!"

„Was mein Drama betrifft," sagte Lessing, „so sind mir andere und bessere Gedanken gekommen; ich werde es von der Golzig zurückfordern. Auch bin ich Willens, mich mit dieser Frau und ihrer Gesellschaft nicht mehr abzugeben."

Mylius überhörte diese ganze Rede. Beide kamen jetzt an einem Hause vorbei, wo eine schöne Frau wohnte, die sich zufällig eben am Fenster zeigte. „A propos!" rief der junge Philosoph, „wissen Sie auch, daß Gellert in Berlin ist? Wir müssen ihn aufsuchen, er muß uns kennen lernen; es wird ihn freuen, Leute zu sehen, die ihre künftige Berühmtheit schon fertig verbrieft in der Tasche haben. Doch, was seh' ich, da ist ja der Garten der Golzig, es klingt Musik darin; richtig, am Samstag zieht sie immer herüber. Kommen Sie hinein!"

Lessing, der schon wider Vorsatz und Willen dem Freunde bis vor's Thor gefolgt war, erklärte sich bestimmt gegen den Eintritt, er schützte die eintretende Dämmerung vor, um sich schleunig nach Hause begeben zu dürfen; allein sein lebensfroher Gesellschafter wollte von keiner Einrede etwas hören. Als der Dichter nicht gutwillig ihm folgte, nahm er ihn unterm Arm, und schob ihn mit Gewalt in die offenstehende Pforte. Gleich in den ersten Gängen traten zwei Freunde, die sich auch mit den Schauspielern abgaben, zu ihnen, und bezeugten lebhafte Freude, Lessingen wieder zu sehen. Sie gingen mit einander weiter, und kamen an einen beschatteten Platz, wo es in der Dunkelheit, die sich hier verbreitet hatte, schien, als schwebte eine weisse Gestalt mit eiligem Fluge um die rauschenden Baumgipfel herum. Als sie näher traten, sahen sie, daß es ein Mädchen war, die sich auf einer Strickschaukel schwingen ließ. Der Knabe, der die Schaukel in Bewegung setzte, ließ jetzt die Arme erschöpft ruhen, indem er sich weigerte, weiter einen Dienst zu verrichten, der seine Kräfte zu überbieten schien. Mylius sprang hinzu, er erkannte die Schauspielerin Sabine, welche in nachlässiger Stellung in den engen Sessel hinein gefügt, den Kopf auf den Arm gestützt, auf und niederflog; sie ließ es

geſchehen, daß ihr kleiner Page einen rüſtigern Stellvertreter fand, und indem dieſer den ſchon etwas erlahmten Schwung der Schaukel neu belebte, nahm er Gelegenheit, den neuangekommenen Freund, der in der Nähe ſtand, vorzuſtellen. Die auf- und niederfliegende Schöne knüpfte nun ein eiliges und verwirrtes Geſpräch an, das öfters ſtockte, wenn der Sprecherin durch den Schwung die Luft ausging. Der Knabe hatte auf ihr Geheiß ein paar bunte Lampen gebracht, die er in's Gras auf den Boden ſtellte, ſo daß die dunkeln Gebüſche und die fliegende Geſtalt dadurch auf das ſeltſamſte beleuchtet wurden.

„Ich kenne nichts Schöneres," rief das Mädchen, „als ſo in der Nacht durch die träumeriſchen Lüfte in die ſchlafenden Baumgipfel zu fliegen!"

„Ja wohl," entgegnete Mylius, „beſonders wenn man ein paar hübſche Füßchen nebſt deren Anhang zu zeigen hat."

„Ich denke nicht mehr an die Füße, wenn ich die Erde und ihre Albernheiten hinter mir habe!" rief das Mädchen aus den Lüften herab; „wiſſen aber möchte ich doch, wofür mich die ſchlafenden Vögel halten, wenn ich ſo auffahrend in ihre Neſter gucke."

„Ohne Zweifel," antwortete Mylius, „für ihresgleichen, und zwar für einen lockern Vogel." Sabine streifte ihm im Niederfahren mit dem Fuß den Hut vom Kopfe.

Es war unterdessen ganz finster geworden, eine drückende, in dieser spaten Jahreszeit ungewöhnliche Schwüle, verkündete ein Wetter, das im Westen langsam aufzog. Aus dem erleuchteten Gartenhause ertönte Musik und Gelächter. „Sie können sich nur freuen, wenn sie Wein und Speisen vor sich sehen," rief Sabine, „und," setzte sie zu Lessing hinzu, „wo sind Sie denn indeß gewesen, Herr Ephraim?"

„Zu Hause, bei meinen Eltern," antwortete der Jüngling.

„Ach! auch ich hatte ein Haus," seufzte das Mädchen, „ein Haus, wo ich ein glückliches frohes Kind war. Es stand am Ufer eines Baches, der melancholisch seine Wellen unter überhängenden Birken dahinfluthen ließ. Ach laßt mich herab, ich will nicht mehr fliegen, die Erde ist doch schön! ich will nicht mehr fliegen."

Die Schaukel wurde angehalten, und indeß Mylius sich der Seile bemächtigte, glitt das erhitzte Mädchen in Ephraims Arme. Ein dumpfer Donner rollte, und einzelne warme Tropfen fielen herab. Sabine hing sich an

Leſſings Arm, und ſie gingen ſchweigend dem Hauſe zu. Als ſie an den Tiſch traten, der mit Speiſen und Getränken, zugleich mit Büchern und Kupferſtichen bedeckt war, und an dem die ganze Gruppe der Schauſpieler Platz genommen hatte, wurde Leſſing mit einem rauſchenden Beifalle begrüßt. Es fand ſich, daß man ſo eben von dem neuen Drama und deſſen Darſtellung geſprochen, und jetzt war daher ein doppeltes Intereſſe mit der Erſcheinung des Dichters verknüpft. Dieſem wurde es ſchwer, der Fluth von Fragen und Lobſprüchen zugleich zu begegnen. Mit Mühe gelang es ihm endlich, ſo weit vorzudringen, daß er mit Ruhe der Madame Golzig ſeinen Entſchluß mittheilen konnte, die Darſtellung ſeines Gedichts für dießmal zu verhindern. Kaum waren jedoch die Worte heraus, als auch der lebhafteſte Widerſpruch von allen Seiten her laut wurde. Im Geſchrei und Gezänke ſchaffte ſich die Stimme der Principalin Raum. „Wie?“ rief ſie entrüſtet und beleidigt, „das Stück unterſagen, das Manuſcript uns wieder fortnehmen? und wofür hätten wir denn all' die Anſtalten getroffen? Nein, verehrter Herr Leſſing, ſo gerne wir Theater ſpielen, ſo ungerne ſehen wir, daß man mit uns Theater ſpielt. Das Stück bleibt in unſern Händen, und wird

aufgeführt.“ Der Beifall der Uebrigen stimmte ihr bei diesen Worten bei, und nachdem sie aus einem ziemlich großen Punschglase einen Zug gethan, setzte sie begeisterter ihre Rede fort: „Sie sollten sich schämen, Herr Lessing, mit Ihren Gaben, Ihren Talenten so kleinlaut und verzagt zu thun; habe ich Ihnen nicht schon tausendmal versichert, daß Sie zum Bühnendichter geboren sind? Es hat bis jetzt Niemand unter unsern Poeten, straf mich Gott, eine so excellente Pièce zusammenbringen können, als Ihre hübsche Miß. Was helfen mir Verse, und Verse und immer Verse, die kann ich auch machen; aber so eine kunstreiche Verbandlung, mit allen dazu passenden Reden, Abgängen, Affecten und Charakteren auszugrübeln, ist nicht Jedermanns Sache. Doch ich habe, wenn's gut geht, auch mein Verdienst. Mit vielen Kosten sind ganz neue Kleider angeschafft und zwei neue Akteure gewonnen worden; kurz, dieses Stück soll mir die Kasse füllen, und meiner Bühne, die einigen Schaden erlebt hat, vollends auf die Beine helfen.“

Lessing zog sich vom Tisch zurück, er sah ein, daß bei der lebhaften erhitzten Frau für diesen Moment nichts zu erreichen sey. Unmuthig warf er sich auf einen Sessel, der von der Gesellschaft geschieden am Fenster stand; man

beachtete ihn auch nicht weiter, und er durfte ungestört seinen Gedanken freien Lauf lassen.

Zwei Theaterfreunde, die jetzt hereintraten, brachten sofort neues Leben an den Tisch. Der eine von ihnen, ein magerer Franzose, mit einer durchdringenden feinen Stimme, behauptete, was Urtheile über Bühne und Kunst betraf, den ersten Platz. Er fand entschiedenen Beifall und Glauben, einestheils weil er eben ein Franzose war, anderntheils, weil man vermuthete, daß er hohen Standes sey, welcher Glaube auch die Aufnahme des Fremden in den vornehmen Kreisen der Hauptstadt zu bestätige schien. Wie das Gespräch jetzt auf die beiden neuen Schauspieler und ihre in Frage stehende Tüchtigkeit kam, rief er: „Wozu sik streiten? ce n'est q'une seule règle que je donne, hat sie Anstand die Akteur, hat sie keinen? voila tout! und um das zu probir, mak ik so: ik laß ihn mir bringen tout simplement, einen Stuhl, bringt sie den Stuhl mit grace, nit zu schnell, nit zu langsam, stoßt sie nirgends damit an, so ist der Akteur fertig, und dieselbige kann dann nachher maken einen Liebos, einen Komiker, alles! oui, mes enfans, Anstand, Anstand c'est tout in diese Welt. Ohne Anstand auf der Bühne findet ein anständik Publikum kein Vergnügen, ohn' Vergnügen

kein Spektakel!" — „Charmant," rief die Menge, „delizies! Der Anſtand iſt's! der Anſtand ſoll leben!" Einige ſtießen ihre Gläſer an einander, und der magere Sprecher fuhr fort: „Par exemple, mes amis, der große Lecain, ſeyn die erſte Künſtler gegenwärtig a Paris, hab' mit ihm oft dinirt und soupirt, und mich geſtritten über das Kunſt, und ſelbige hat mir nachher verſikert, parole d'honneur, ik haben viel Talent zum Akteur, warum, weil ik hab grace, und jeder Franzes haben grace. Reden ſie Ak, wie ik nimm, par exemple, dies Glas; ſehen ſie den Hand, die Finger, alles hat ſein Ordnung. Die Deutſchen aber, permettez, messieurs, ſeyn eigentlich eine unanſtändige Nation, und darum ſeyn ſie nit nuß zum Spektakel."

„Erlauben Sie, Herr Marquis," rief hier einer der jungen Schauſpieler, „es gibt doch auch Fälle in der Kunſt, wo der Anſtand höchſt unanſtändig wäre." Ein allgemeines Gelächter erſcholl. Einige von der Geſellſchaft, welche verſucht hatten, es dem Kunſtkenner im Anfaſſen des Glaſes und in zierlicher Stellung der Hand gleich zu machen, ſetzten jetzt die Gläſer hin, und wandten ſich gegen den kühnen Redner. Der Franzoſe machte eine ſehr ernſthafte Miene, und ſagte: „Comment? c'est impossible!"

„Sehr möglich,“ nahm der Sprecher wieder das Wort, „wenn der Anstand gegen Natur und Wahrheit streitet, so muß der Schauspieler ihn aufgeben, um den letztern zu folgen. Kann nicht zum Beispiel der Fall gedacht werden, daß der Dichter einen Charakter zeigen wolle, der aller Gesetze des sogenannten Anstandes spottet, der gleichsam im Unanständigen excellirt? Hat man Gift bekommen, oder leidet man an ganz ungewöhnlichen Passionen, so kann man unmöglich ganz anständig sich geberden.“

Der Franzose wußte nicht, was er darauf erwiedern sollte; er begnügte sich, die Schultern zu zucken und eine spöttische Miene zu machen. Mylius drängte sich jetzt an den Tisch und rief: „Meine Herrn, der Streit ist unnütz! Was ist am Ende anständig, was unanständig, hat Jemand schon den Unterschied herausgebracht? Ich zweifle, es sind leere Worte, ohne Begriffe, oder vielmehr die Begriffe sind von Anbeginn der Welt immerdar verwechselt worden. Viele z. B. würden es höchst unanständig finden, daß wir hier so vielen Punsch trinken, und so laut zanken; ja man könnte behaupten, wir seyen höchst unanständig geworden, indem wir uns über den Anstand streiten, und die

beste Definition des Anstandes sey, wenn wir aufhörten, über ihn zu zanken."

Ein noch stärkeres Gelächter erscholl, und Einige machten leise den Vorschlag, auf die Erhebung der Unanständigkeit die Gläser anzustoßen und zu leeren. Der Redner fuhr fort: „Was die Franzosen betrifft, so muß man ihnen den Ruhm lassen, daß sie überall wissen mit Anstand unanständig zu seyn, indeß die guten Deutschen von jeher unanständig anständig gewesen sind. Doch um wieder auf die Bühne und die dramatische Kunst zurückzukommen, so scheint mir das vollendetste Kunstwerk das zu seyn, welches bei den Zuschauern die meiste Langeweile verursacht." Der Franzose nahm eine Prise, schlug die Dose heftig zu, und rief: „Ah ciel! was Neues."

„Nichts natürlicher," entgegnete Mylius, „das Lachen wie die Thräne sind nur niedere Funktionen des thierischen Menschen. Die Kunst, welche sich damit abgibt, bloß diese in Thätigkeit zu setzen, steht natürlich auch auf einer geringen Stufe; sie leistet nichts mehr, als was tausend geringfügige Anlässe des gemeinen Lebens leisten. Je inniger ein Dichter aber von seinem großen Berufe durchdrungen ist, desto mehr wird er diese gröbsinnlichen Opfer für seine Muse verschmähen, er wird höher und höher streben

und nicht eher sich befriedigt fühlen, bis er jen
Glanzhöhe seiner Kunst erreicht hat, deren Ele
mente in einer langweiligen Andacht, oder i
einer andächtigen Langeweile bestehen. Die Ein
geweihten verstehen mich! Allein diese leuch
tende Region zu erstreben, ist nicht leicht. Ein
Kunstwerk, das sich ihr nähern will, muß un
ter andern Tugenden besonders eine gewiß
trübe Unverständlichkeit, eine mysteriöse Unbe
deutenheit, eine vornehme Gelehrtheit sich
aneignen. Es muß stets mit einem gewissen
Etwas versehen seyn, das schwer zu beschreiben
ist, welches jedoch immer daran erkannt wird
daß man sogleich bei seiner Annäherung die
gründlichste Langeweile empfindet; eine Lange
weile, die aber so edel und vornehm ist, daß
ein nur irgend ästhetisch Gebildeter oder Kunst
mensch um's Himmelswillen kein so langweili
ges Stück für das belustigendste hingibt. Das
ist, Freunde, die göttliche Ruhe, und wenn
es uns gelingt, ein ganzes Publikum so gött
lich zur Ruhe zu bringen, so hat unsere Kunst
den Gipfel ihrer Bestimmung erreicht. Die
Franzosen, wie in allen Dingen, können auch
hier uns die besten Muster liefern."

Der Kritiker, welcher zweifelhaft war
welche Deutung er der ganzen Rede geben
sollte, fand sich durch den Schluß derselben

ebenso befriedigt als geschmeichelt. „Il n'y a pas de doute," rief er, „meine Nation ist unique, was betrifft die Kunst. Alle diese Wunder thut bewirken der Anstand. Es gibt große Exempel hierin. Le célèbre Bertier wurde verbannt und bestraft, weil er gewagt, vor die Königin und die ganze Hof den Turan Rexen zu spielen, ohne Galanterie-Degen und weiße Handschuh."

„Entsetzlich!" rief Melina, „wahrhaft gräßlich, und dennoch muß ich jenen großen Künstler loben. Der Zug ist grell, aber wahr. Welch ein sprechenderes Merkmal seiner bodenlosen Verderbtheit konnte dieser Wüterich wohl geben? Daß er Rom verblenden ließ, die Ermordung seiner eigenen Familie kaltblütig anbefahl, zahllose Verbrechen auf sein Haupt häufte, kann in den Augen der Zuschauer sein Bild nicht so verzerren, als jene weggelassenen Handschuhe es thun. Nun erscheint er ganz als Scheusal, als über alle Grenzen des Menschlichen sich hinaus verirrendes Ungeheuer, dem nichts heilig, nichts mehr ehrwürdig ist."

Ein Theil der Anwesenden lachte, ein anderer beobachtete die Mienen des Marquis, um nach seiner Theilnahme oder Abneigung an diesen Worten die Meinung einzurichten. Madame Melina, die der Aufmerksamkeit wiederum

auf sich und ihre nächsten Angelegenheiten
ken wollte, rief jetzt: „Was mich betrifft,
ich den jungen Ankömmlingen unbedingt
nen Beifall; sie sind beide von gutem Wuchs
wohl gebaut, und scheinen, was ihre Gesta
betrifft, Kinder rechtlicher Eltern zu sein.
Eine ist sogar von einer so saubern Nichtig
daß er der Mademoiselle dort bis der Pr
nicht einmal einen Kuß geben wollte, doch
etwas empfiehlt. Ihr Spiel betreffend, mag
Publikum entscheiden." — „Ja, ja, das Pu
kum," riefen alle, „das Publikum hat die
Stimme!"

„Ich habe," setzte Madame Melida
Rede fort, „jetzt noch einen wichtigen Ge
stand Ihnen, meine Anwesende, vorzule
Es ist die Klage entstanden, daß ich zu
ernsthafte Historien zur Aufführung bri
Die vielen Staatsgeschäfte, der nahe Krieg,
die große Besorglichkeit überhaupt machen,
die Leute heut zu Tage ernsthafter sind, al
es jemals waren. Wer in die Comödie
will darum nicht wieder ähnliches Herzl
sondern Lust und Lachen finden. In Ver
dieser Anforderungen sind denn auch die be
neuen Akteure verschrieben, sie können sin
und tanzen; der eine sogar will auf dem
Künste machen, wenn's erforderlich ist.

aber fehlen mir wieder die gehörigen Possen und Liederspiele. Ich habe schon mancherlei Pläne und Gedanken mir gemacht. Auf meine Bitten schickte mir mein Correspondent aus Hamburg etliche von selbigen zierlichen singenden Comödien, die allesammt sehr schöne Titel haben; freilich sind sie nicht mehr ganz neu, doch ließe sich mit ein paar Aenderungen gewiß das Trefflichste daraus machen. Lesen Sie, Herr Melrus."

Der junge Mann ergriff das Blatt, und trug der Gesellschaft folgende Titel vor: „Der aus Hyperboreen nach Cimbrien überbrachte güldene Apfel, ein allegorisches Triumphspiel mit Tanz und Singbegleitung. Der gestürzte und wieder erhöhte Nebucadnezar, eine Tragödie mit Tanz. Die große comische Unruhe, oder die edelmüthige Octavia, eine mit Tanz ausgeschmückte Historie. Der angenehme Betrug, oder das Carneval in Venedig." — Der Leser hielt inne, und man fing an, sich über diese Bühnenstücke zu besprechen, als in dem Moment die Saalthür aufflog: bei einigen starken Wetterschlägen trat ein junger blühender und erhitzter Offizier herein, am Arm eine Theaterschöne, die mit zum Concerte gehörte, jedoch vorgab, sich bei einer Freundin verspätet zu haben. Sie ließ sich von ihrem Begleiter den

Mantel abnehmen, und hörte mit freundlichem Lächeln auf die Artigkeiten, welche ihr der Marquis über den Tisch hinüber ziemlich laut zuflüsterte. Ein paar Schauspieler machten eben so laute Bemerkungen über den neuen Halsschmuck der Schönen. Der Offizier näherte sich der Madame Golzig, und rief: „Ob es nicht jetzt Zeit sey, die Karten tanzen zu lassen; für ein treffliches Soupé später habe er schon gesorgt.“ Bei diesem Antrage erhoben sich mehrere sogleich, und schlichen leise, nach ihren Hüten greifend, fort. Die andern rückten die Tische näher zusammen, schloßen die Fensterläden, und der Lieutenant ergriff die Karten, um Bank zu halten. Eine tiefe Stille trat ein, und die vielen vom Wein glühenden rothen Gesichter blickten, wie mit Zauber gebannt, auf die Blätter, die unter den Händen des Offiziers ihre ominösen Zahlen zeigten.

Lessing hatte sich schon beim Beginne jenes nutzlosen Streites aus dem Zimmer entfernt, und stand jetzt, in Träume versenkt, unter einem breitblättrigen Kastanienbaum; ihn störte der verworrene Lärm aus dem Hause nicht, wohl aber fuhr er jetzt auf, als er sich von einem weichen Arm umschlungen fühlte, und gewahr wurde, daß Sabine neben ihm stand. Der Blick ihres Auges schien durch die

Dunkelheit in das seinige zu dringen. Eine Pause verging, dann stieß sie mit einem schmerzlichen Seufzer die Worte aus: „Ephraim, Du bist mir untreu!“ Sie weinte jetzt auf das heftigste, und der Jüngling bog sich zu ihr herab. „Wunderliches Mädchen,“ rief er, „weßhalb glaubst Du das? Doch,“ setzte er schnell hinzu, „glaube es nur immerhin, Du mußt jetzt erfahren, daß wir uns nicht mehr wiedersehen werden, obgleich in Einer Stadt mit Dir wohnend, werde ich sowohl Dich als Deine Gesellschaft geflissentlich vermeiden.“ Sie weinte immer heftiger, und er bog seinen Arm um ihren Leib. „Weine nicht,“ rief er mit weicher Stimme, „ist es nicht besser, daß sich ein Band schnell und unverzüglich löst, so lange es noch schwach und leicht ist? Wir wollen beide ein besseres edleres Ziel uns vorsetzen.“ Sie schlang ihren Arm um seinen Hals. „Ich weiß nicht, was Du willst, Ephraim! ich weiß nicht, was edel oder verwerflich, was Tugend oder Verbrechen ist. Du bist mein Eines und Alles, wenn Dein Auge mir lächelt, so bin ich gut, fliehst Du mich, so könnte ich morden.“ — „Fürchterlich!“ rief der Jüngling bewegt, „armes, verwahrlostes Mädchen, wie soll ich Dir helfen?“ — „Horch, wie der Donner schmettert,“ unterbrach sie seine Worte, „tausend Menschenherzen

zittern jetzt in Furcht und Aengsten, ich kenne keine Gefahr. Ich habe über der Erde wie auf ihr nur Dich allein, Ephraim! Wenn der Blitz uns jetzt hinwegnähme, wenn er, indem sein Stahl dieses Herz durchbohrt, zugleich die Qual endete, die darin verschlossen, die Qual, Geliebter, daß Du nicht mehr mein bist, so wäre mir auf immer geholfen." Sie schwieg, und auf's neue rannen ihre Zähren. „Du schwärmst," hub er mit ernster Stimme wieder an; „uns soll der Blitz rühren, und was hätten wir dann mit einander zu schaffen?" Das Mädchen zuckte krampfhaft zusammen. „Was wir mit einander zu schaffen haben?" erwiederte sie mit einem seltsam stockenden Ton, „das will ich Dir sagen." Sie hob sich auf die Fußspitzen bis zum Ohr des Jünglings, und zischelte schnell und leise einige Worte hinein. Heftiger rauschten die Flügel der Winde, und verhallte Donnerschläge ließen sich hören. „Jetzt weißt Du es," rief sie, indem sie krampfhaft seine Hand drückte, und mit einem Sprunge in die Dunkelheit verschwand. Einsam schlich Ephraim aus dem Garten durch die leergewordenen Gassen seinem Hause zu.

Mylius unterließ nicht, seinen Freund aufzusuchen; wenige Tage nach dem obigen traf er ihn auf einem Spaziergange, und schloß sich ihm ohne weiteres an. Es war Abend, der aufsteigende Mond begann schon seine Herrschaft in den schärferen Schattenlinien, die Gebüsch und Häuser warfen, zu zeigen. Der junge Philosoph fühlte sich eben so ausgelassen munter, als sein Freund nachdenklich und verzweifelnd; er brachte viele Scherze und Späße vor, auf die jener wenig oder verstimmt antwortete. Endlich rief der Ungeduldige nach einer Pause fast zornig: „Was ist Ihnen denn, verehrter Dichter, Sie sind ja langweilig wie eine französische Tragödie!“ Er bereute diese Worte, und indem er den Freund mit einer stürmischen Bewegung an sich schloß, setzte er hinzu: „Nein, keinen Vorwurf! mir ahnet, daß Sie in einer wohlthätigen Crisis begriffen sind, und da darf man den Kranken am wenigsten in seiner Ruhe stören.“ — „Es ist wirklich so, wie Du sagst,“ entgegnete Lessing, „und wenn Du nicht so leichtsinnig wärest, immerdar jedes ernste Nachdenken von Dir wiesest —“ — „Wer sagt Dir das?“ unterbrach der Philosoph seinen Freund. „Ich dem Ernst und dem Nachdenken entgehen? welche Anschuldigung! Ist denn mein Lachen und Spott weniger Ernst?“ Er faßte die Hand

des Freundes und rief: „Sieh', es ist so ruhig um uns her, wie matte Fliegen sind sie alle von ihrer langweiligen Wand herabgefallen, das summt, das schwirrt, das sticht und beschmutzt nicht mehr; jetzt läßt sich's wieder in dieser Stadt leben, jetzt wird es mit einemmal kühl, frei und luftig! Oben steht mit dem klaren Mond an der gedankenvollen Stirn die alte Nacht; die Stille, der Gott großer Seelen, läßt sich sanft auf die Erde nieder, und wie ein großes Kapitel der Weltgeschichte liegt eine feierliche Stunde vor uns. Das volle schöne Bewußtsein solcher Stunden, würde ich, wenn ich ein Mädchen an meiner Seite hätte, am schönsten durch einen Kuß aussprechen; auch die Freundschaft hat ihre Schäferstunden, wie die Liebe, nur daß sich hier die Geister küssen, durch leuchtende Gedanken, große Ideen küssen; laß uns jetzt eine solche Schäferstunde feiern."

„Du kannst, wenn Du willst," entgegnete Lessing, „auch gefühlvoll und herzlich sein."

„Es ist mein Ernst," rief Mylius, „ich Freund, wir verstehen uns beide. In dem großen schlafenden Berlin sind wir die einzigen vielleicht, die da wachen und fühlen. Sieh, so wie wir einträchtiglich jetzt mit einander wandern, so, sagt mir eine innere Stimme, werden wir auch, zwei vereinte große Geister, durch kommende

Geschlechter schreiten: Du ein Dichter, ich ein Philosoph. Lessing! bei dem stillen mitternächtlichen Antlitz dort oben, das keinen großen Gedanken kleinlich verräth, Freund, bei all den Geisteraugen, die dort aus fernen Welten auf uns niederschauen, laß uns rüstig auf der erwählten Bahn fortschreiten, laß uns berühmt, laß uns groß werden!"

Lessing drückte mit Feuer die dargebotene Hand. „Gewiß," rief er, „erfüllen wir unsere Bestimmung, wenn wir fest dabei beharren der innern Stimme zu folgen; sie ist es, die, wenn wir die Wahrheit suchen, uns immer am sichersten leitet."

Mylius veränderte schnell Ausdruck und Stimme. Spott und Unwille glitt über sein Antlitz, und er rief mit einem boshaften Lachen: „Ich belustige mich manchmal etwas Albernes zu behaupten, und könnte mich todt lachen, wenn ich sehe, daß es immer noch Fische gibt, die an die Angel beißen, obgleich recht sichtlich nur ein elender Wurm an derselben zappelt. Nein, dem Himmel sey Dank, dergleichen Träume habe ich ausgeträumt. Unsterblichkeit, Wahrheit, überirdischer Dichterruhm! Liebster Freund, lassen Sie uns nur unsere Schulden bezahlen, machen Sie, daß Sie Ihrem Herrn Vater im Predigtamte folgen. Ich

heirathe die dicke Haushälterin des Professors, sie hat einiges Geld, wir richten uns ein, und leben dann als ehrsame anständige Berliner, die keine Unsterblichkeit nöthig haben."

Lessing warf einen zürnenden Blick auf den Sprecher. „Ja, ja," fuhr dieser fort, „wie kannst Du nur glauben, mit den Deutschen, und besonders mit diesen Berlinern, ließe sich irgend etwas anfangen? Beginne nur gar nicht das Werk, denn all Deine Mühe, Deine Anstrengung wird dennoch vergebens seyn. Hier, wo Gottsched, der gekrönte Poet ist, wo Hagedorn und Gellert bewundert werden, willst Du eine neue Schule gründen? Den Haß, die Verfolgung — ja selbst die Verachtung, die auf deutscher Sprache und Kunst liegt, in der ein großer König selbst das Beispiel gibt, willst Du, Einzelner, bekämpfen? Thorheit! Und bist Du denn wirklich selbst ein Dichter? Ein gutes Theaterstück, das Du halb und halb übersetzt hast, entscheidet herzlich wenig. Deine Verse sind am Ende auch keine Meisterstücke."

„Wie bedaure ich Dich," rief Lessing schmerzlich, „Deine Zweifel und Dein Eyer werden Dich noch innerlich zerrütten. Wesentlich rufst Du den Glauben an Edles, Treffliches und Schönes hervor, um dann das

köstliche Gut langsam und in Qualen vom Spotte zerreißen zu lassen."

„Ja," entgegnete Mylius, „der Spott ist meine Gottheit. Es ist doch in der Erscheinung etwas Kräftiges, Wahres! Ist irgend eine Eigenschaft im Menschen unsterblich, so ist es der Spott; er ist der ewig stolze lachende Gebieter, vor dessen Antlitz die Creatur flieht, er ist's, der uns den Herrscherstab in die Hand gibt über diese elende Welt. Es gibt keine Größe ohne Ueberlegenheit, keine Ueberlegenheit ohne Spott. Durch Spott nehme ich jedem Stachel des Mißgeschicks seine Spitze. Ueber alles geht das Ergötzen, ein treuherziges Gemüth, so recht warm in Glauben und Zuversicht hineinzusprechen, um ihm dann die Binde abzunehmen."

Lessing sah seinen Freund aufmerksam und nicht ohne Rührung an. „Du weißt," sagte er nach einer Pause, „daß ich hierin nicht mit Dir gleicher Meinung bin. Auch Dir ist es mit diesen Gesinnungen, im Grunde genommen, nicht Ernst; Dein Gemüth ist weich, Dein Sinn nicht ohne Wohlwollen, dennoch verschließest Du diese Schätze, um, statt anzuziehen und zu fesseln, zurückzustoßen und zu beleidigen. Da wir die Welt nicht entbehren können, so müssen wir durch Liebe sie gleichsam erobern."

„Wie?“ rief Mylius aufgebracht, „im Ernſte alſo willſt Du Dich der Thorheit, dem Unverſtand, der Gemeinheit und dem dummen Dünkel als Beute dahin geben?“

„Nicht dieſes iſt damit gemeint; ein Kampf muß überall ſtattfinden. Ehe wir auf unſere Weiſe wirkend eintreten können, müſſen viele Hinderniſſe beſeitigt, neue Bahnen gebrochen werden; weßhalb aber nun dieſe nothwendigen Kämpfe ſich ohne Grund noch ſchwerer machen, als ſie ohnedieß ſind? Die Thorheiten, gegen die wir zu Felde ziehen, ſind ein altes Erbſtück der Menſchheit, wir ſehen es überall hin ausgetheilt, uns ſelbſt nicht ausgeſchloſſen. Wenn wir nicht mit Abſicht das Gehäſſige aufſuchen, ſo wird es uns bald gelingen, jene Gebrechen von dem mit ihnen behafteten Einzelweſen zu trennen, und dieſes werden wir dann mit Wohlwollen und Nachſicht betrachten können. Von dieſem Standpunkte aus geſehen, kann allein die Satire, der Spott im allgemeinen von Nutzen ſeyn; er wird die Wahrheit an's Licht fördern, ohne daß wir dabei uns und unſre geſellſchaftliche Stellung ihm zum Opfer bringen.“

„Genug des Streites!“ rief Mylius eifrig, „wir beide bekehren einander doch nicht, und bleiben nun einmal wie wir ſind. Es iſt mir auch mit allem, was ich da geſprochen habe,

durchaus nicht Ernst gewesen, der Mond ist an allem Schuld; so wie er mit seinem wunderlichen Planeten-Antlitz das alte Meer zu Zeiten aufrüttelt, daß es wie wahnsinnig ebbt und fluthet, so bringt er auch in einem Menschenkinde, das sich ihm aussetzt, den ganzen Schatz von Redensarten und Betrachtungen in eine leichtfertige Bewegung. Glaube nur immer, daß ich das beste Herz habe gegen Dich; zu Liebenswerthen hab' ich's auch allerdings. Und nun laß uns einmal zur Abwechslung über diese Kirchhofmauer voltigiren. Hast Du nicht bemerkt, daß, während wir die tiefsinnigsten Dinge besprachen, ein paar allerliebste Schwarzmäntel, vom Diener gefolgt, an uns vorüber trippelten, sie verloren sich über den leeren Platz herüber, in jenes Häuschen des Kirchhofwächters. Bei dem Alten können sie unmöglich etwas zu schaffen haben; gib acht, die Fledermäuse suchen im Geheim und in der Stille der Nacht die vor wenigen Wochen angekommene Kaffee-Prophetin auf, von welcher man Wunderdinge erzählt."

Lessing, an die seltsame Weise des jungen lebhaften Philosophen gewöhnt, zwang sich, auf diese neue Grille einzugehen; er zeigte nur die Unmöglichkeit, Zeuge von den Verhandlungen der Prophetin mit ihrem Besuch seyn zu können.

„Nichts leichter, als das,“ rief Mylius, „sind wir nur erst über die nicht hohe Mauer herüber, so kenne ich im Hof schon die Wege und Schliche; der alte Wächter hat eine hübsche Nichte im Hause, bei der wir, wenn die Unternehmung scheitert, Schutz finden können.“

Die tiefe Stille, die auf dem Platz und auf der ganzen Umgegend lag, der helle Mondschein ringsum, der auf dem Häuschen, der Mauer und dem weiten Kirchhof gleich Tageshelle niederglänzte, und endlich das geheimnisvolle Werk, welches sich innerhalb der Mauern der kleinen Wohnung zubereitete, lockte die beiden Jünglinge mächtig an. Mit ein paar Sprüngen war das Hinderniß der Mauer befestigt, und sie standen nun in Mitte der Gräber und Monumente. Von einem derselben, dessen ziemlich hoch gelegene Platte sie erstiegen, bot sich nun eine freie Aussicht auf das erhellte Fenster, und durch dasselbe auf das Innere eines niedrigen Stübchens. Lessings Theilnahme an dem Wagestück wurde, da sie anfangs nur erzwungen war, jetzt auf das lebhafteste rege, da er im Hof an der Thüre, gleichsam als Wache ausgestellt, den alten Christian erkannte, der sich an den Pfosten lehnte und ruhig hinauf in den Mond blickte. In der Stube drinnen sah man die Proybenn beschäftigt,

verschiedenes Geräthe herbeizubringen; ein Tisch stand nicht weit vom Fenster, an demselben rechts hatten die beiden Damen Platz genommen. Die eine, es war Leopoldinens zierliche Gestalt, lag in den Stuhl zurückgelehnt, der schwarze Spitzenschleier verdeckte das Antlitz; die andere, wie es schien, eine ältliche Dame, war beiden Lauschern fremd, auch sie war sorgfältig verschleiert. Christian, was Lessing jetzt erst bemerkte, steckte in einer fremden Livrei.

Bald war der Tisch mit Kartenblättern belegt, zugleich dampfte ein Kessel nebenbei; ein großer schwarzer Kater, sich oben auf dem Stuhl der Alten zeigend, blickte mit feurigen Augen herab. Die ältliche Dame hatte sich erhoben, aufgestützt bog sie sich herüber, um der Lage der bunten Blätter besser folgen zu können; ein blitzendes Ohrgehänge wurde sichtbar, indem es, so nahe der Kerze, leuchtende Farben schoß. Leopoldine lag dagegen ruhig in ihrem Armstuhl, sie spielte mit dem Fächer und schien Langeweile zu haben. Christians Profil zeichnete sich, vom Monde beschienen, riesengroß auf der hellen Wand ab. Kein Laut ward rege; der schöne malerische Effekt des wunderbaren frischen Bildes, die magische Einfassung, die die Schatten der Nacht, die einsamen Gräber umher, so wie das weiße Licht der Leichensteine

bildeten, nichts hievon entging den beiden nächtlichen Lauschern, die sich gegenseitig durch stille Winke ihr Interesse, das sie an der stillen Verhandlung nahmen, mittheilten. Endlich veränderte sich die Gruppe im Zimmer; es hatte den Anschein, als seyen die Schicksalswürfel günstig gefallen, denn in dem Moment erhob sich die Alte aus ihrem Stuhl, scharrte mit den langen dürren Fingern die bunten Blätter zusammen; die Dame, ihr gegenüber, zog ein Beutelchen hervor; es blinkten Goldstücke, die gierig aufgefangen und eingesteckt wurden. Der Rater sprang herab, die Prophetin ergriff das Licht, um ihren vornehmen Gästen zu leuchten, und man hörte von innen „Christian" rufen. Dieser schüttelte sich den Schlaf vom Leibe, und sprang hastig hinein; das Zimmer wurde dunkel, Thüren gingen, und nach einer ziemlichen Weile trat die Alte mit dem Licht allein wieder ein, und setzte es auf den leergewordenen Tisch.

Mylius erhob sich aus seiner gebückten Stellung, und rief: „Das sind nun also die Früchte der Aufklärung und Philosophie, in denen ein so grosser König sich die Mühe gibt, seiner Residenz voranzugehen. Zu Kaffee-Orakeln, zu elenden Kartenschlägerinnen schleichen sie, diese stolzen Schönen, die am Tage in

ihren Salons die tönenden Sprüche aller sieben Weisen Griechenlands im Munde führen."

„Still!" rief Lenore, indem er den Freund zu sich niederzog, „so sieh' doch, wie seltsam sich eben die Scene verändert hat."

Man erblickte die Alte gleichsam im Kampf mit einer Gestalt im Mantel, welche lebhaft auf sie eindrang; es wurden so laute Worte gewechselt, daß man sie herüber bis auf den Kirchhof hören konnte. Die Prophetin wehrte sich, ihr Mater umfyrang sie in engen Kreisen, das niedrig stehende Licht warf wunderliche gaukelnde Schatten, und endlich trat seitwärts, wie aus der Wand hervor, ein großer breitschultriger Mann zwischen die Streitenden. Mit der einen Hand hielt er die Alte fern, mit der andern riß er ihrem Gegner den Mantel ab, und es wurde jetzt ein schlanker Jüngling von blühendem Aeußern sichtbar, dessen schöne Gesichtszüge aber Zorn und Rachen entstellten. Beide, die Alte und ihr Bundesgenosse, fielen jetzt über ihn her, ein Faustschlag des Jünglings warf das Licht herab, das nun auf dem Boden fortbrannte, die drei Gestalten rangen miteinander, die Kapuze der Alten wurde herabgerissen, und ihre grauen Haare flatterten auf den Rücken nieder.

Mylius, der dergleichen Scenen leidenschaftlich liebte, ließ sich nicht länger abhalten, im Drama eine Rolle mit zu übernehmen, er stellte es zugleich seinem Gefährten als eine Ehrensache vor, dem armen Verfolgten in der Stube zu Hülfe zu kommen, so daß dieser nicht länger widerstand, und beide näherten sich jetzt vorsichtig dem Hause. Als die Streitenden von außen Schritte vernahmen, stellten sie sogleich alle Thätigkeit ein, und zogen sich, in der Meinung, es nahe die Polizei, vorsichtig und in der Stille zurück. Die beiden Jünglinge traten ein, und ihr erster Blick fiel auf den, welchen sie retten wollten, und der jetzt, wie es schien, leblos auf einer Bank am Ofen lag. Die Alte kniete neben ihm, die Hände ringend, indeß der Kirchhofwächter, der sogleich Mylius erkannte, auf diesen zutrat und ihn freundlich begrüßte. Erst nach vielen Fragen und Erörterungen wurde der ganze Zusammenhang des Ereignisses deutlich. Der junge Mensch war ein Page des Königs, er hatte die beiden Damen hier aufgesucht, und als er sie nicht mehr gefunden, die Alte zwingen wollen, zu gestehen, was für Unterhandlungen sie mit jenen gepflogen. Auf ihre Weigerung war nun der heftige Kampf entstanden; eine geringe Verwundung am Haupte, die, wie man glauben mußte, er sich

selber verursacht, brachte den Fall und die Ohnmacht des jungen Helden zu wege.

Während des Streitens und Erzählens hatte sich Lenning dem Pagen genähert, und in dessen Zügen den Ausdruck der reinsten jugendlichen Schönheit gefunden. Ein junger Antinous, in der Blüthe seiner reizenden Gestalt, wäre nicht im Stande gewesen, mehr Mitleid und Interesse einzuflößen, als der mit geschlossenen Augen in Ohnmacht daliegende Jüngling. Er wurde jetzt, da sich neue Besuche bei der Prophetin meldeten, von den beiden Freunden und dem Wächter in ein oberes Gemach getragen, und daselbst auf ein Ruhebett niedergelegt. Der Dichter ließ sich's nicht nehmen, bei ihm zu wachen, und auf die ersten Zeichen der wiederkehrenden Besinnung zu lauschen; er hatte sich von der Alten verschiedene einfache Heilmittel geben lassen, die er nun, so gut es gehen wollte, anwendete. Nach einer Weile öffnete der Kranke die Augen, er blickte um sich und schien nicht errathen zu können, wo er sich befinde. In leidenschaftlicher Heftigkeit fuhr er auf, und rief: „Elendes, abscheuliches Weib! gestehe, wenn hast Du ihnen gerathen, welche neue Schandthaten soll vollführt werden?“ Lenning ergriff seine Hand, die fieberhaft glühte, und sagte mit sanfter Stimme: „Mein Herr, Sie

wiſſen nicht, wo Sie ſich befinden; die Alte, auf welche Sie zürnen, iſt nicht gegenwärtig, auch haben Sie ihr Unrecht gethan, gewiß kennt ſie den Namen jener Damen nicht, die vor wenig Minuten dieſes Haus verlaſſen haben.“ Der Jüngling richtete ſich auf, und betrachtete mit großen offenen Augen ſeinen Geſellſchafter. „Und wer ſind Sie?“ fragte er nach einer Pauſe. Der Dichter erklärte jetzt mit wenigen Worten das Vergangene; es entſchlüpfte ihm während ſeines Berichts der Name der Gräfin, und ſogleich ergriff der Page ſeine beiden Hände, indem er auf ſeine leidenſchaftliche Weiſe rief: „Alſo Sie kennen die edle Familie, Sie wiſſen, welch ein entſetzliches Unglück ihr ganz nahe bevorſteht?“ Leſſing war erſchreckt und heftig bewegt erwiederte er: „daß er von keiner drohenden Gefahr wiſſe;“ er fragte, bat, beſchwor ſeinen jungen Gefährten, doch dieſer ſchüttelte ſchweigend das Haupt. „Wozu Sie, mein Herr,“ entgegnete er endlich mit dumpfer Stimme, „in ein Geheimniß einweihen, da wir beide doch zu ſchwach ſind, dem drohenden Verhängniſſe vorzubeugen. Nehmen Sie meinen Dank für die Hülfe, die Sie mir gegen die Hexen und Zauberer dieſer Mörderhöhle geleiſtet haben; ich fühle mich vollkommen wohl, um meinen Rückmarſch wieder anzutreten.“

Er nannte bei diesen Worten seinen Namen, und Lessing erfuhr, daß sein neuer Freund aus einer der ersten Familien stammte. Beide nahmen jetzt herzlich von einander Abschied, und indeß jener Mantel und Degen zusammensuchte, begleitete ihn der Zurückbleibende bis an die kleine Stiege, die in den Hof und von dort auf die Straße herableitete; er nahm ihm noch das Versprechen ab, sich rücksichtlich seiner Verwundung in acht zu nehmen, und blickte ihm nach, bis die in Mantel gehüllte Gestalt um die Ecke verschwand.

Augenblicklich suchte jetzt der Dichter seinen philosophischen Freund auf; er fand ihn auf dem Kirchhof in einem zärtlichen Zwiegespräch mit der Nichte des Wächters, die sich hervorgemacht hatte, um nach der Ursache des Lärms und Gezänkes in dieser Nacht zu fragen. Die Prophetin war mit ihren neuen Gästen auf das eifrigste beschäftigt; als nun der Oheim kam, um sein Mündel zurück ins Haus zu treiben, verließen die beiden Freunde den Schauplatz so wunderlicher Ereignisse, und wanderten der Stadt zu. Auf dem Rückwege berichtete Lessing, was mit dem Verunglückten sich ereignet hatte; er konnte nicht aufhören, die Gestalt, die Schönheit des Gesichts und das einnehmende Wesen des Pagen zu rühmen, so daß Mylius endlich

sagte: „Ich kenne Deine Weise hierin, ein jedes neue Gesicht zieht Dich an, Du siehst tausend Dinge darin, die uns andern verschlossen bleiben, und erhebst dergestalt eine ganz gewöhnliche Erscheinung zum Helden irgend eines in Deinem Kopfe sich schon zubereitenden Drama's. Ich habe dem Burschen weiter nichts angesehn, als daß er ein Händelmacher ist, wie alle jene übermuthigen Herrchen, die da wissen, wie sehr Sie auf die Langmuth des Königs, dessen enfans gâtés sie sind, rechnen dürfen."

Bei ihrer Wohnung angelangt, trennten sich beide. Mylius wollte noch den Dichter überreden, der in diesen Tagen anzustellenden Probe seines Schauspiels mit beizuwohnen, doch dieser schlug es ihm rund ab. Ohnedieß mußte er sich schon Vorwürfe machen, das der Mutter gegebene Versprechen nicht in dessen ganzem Umfang erfüllt zu haben.

Die letzte Probe hatte zur Zufriedenheit der Theaterfreunde und der Madame Golzig statt gefunden und man ging jetzt an die Darstellung des Werks. Es nahte sich der Tag, wo auf den Brettern der Bühne zu Berlin

zum erstenmal Miß Sara Sampson erschien. Der junge Dichter fühlte am Vorabende dieses Tages die Fassung und Ruhe schwinden, welche er bis jetzt behauptet hatte; vergeblich hielt er seinen Vorsatz fest, weder auf den Tadel noch auf das Lob der Menge entscheidendes Gewicht zu legen; das Vatergefühl für das geliebte Kind seiner Muse ließ ihn dennoch jetzt vor dem ersten zittern, und das andere herbeiwünschen. Auch ohne sein Molius gegebenes Wort hätte er es dennoch nicht vermocht, im Schauspiele gegenwärtig zu seyn. Nach einem Besuche bei jenem vornehmen Gönner kehrte er also frühzeitig in sein einsames Zimmer zurück, und nahm das Manuscript seines Drama's zur Hand. Als die Stunde schlug, in der gewöhnlich das Schauspiel seinen Anfang nahm, sah er ganze Massen von Fußgängern sich seinem Hause vorbei, dem Theater zu, in Bewegung setzen. „Sie gehen," sagte er bei sich, „mein Stück zu sehen. Die lieben Gedanken und Bilder, die ich so lange bei mir gehegt und gepflegt, die schöne Saat, die in stillen Stunden mir hoffnungsreich keimte, sie gehen, sie jetzt einzuärndten. Die Undankbaren, nicht einen Blick werfen sie hinauf zu dem, der ihnen sein Liebstes und Bestes dahingibt." Er konnte zürnen, als er einen Wagen, in welchem eine lustige Gesellschaft

Platz genommen, dem Thore zufahren ſah. „Welche unpaſſende Zeit,“ grollte er bei ſich, „jetzt aufs Land, oder zu irgend einem langweiligen Vergnügen zu fahren! Doch gewiß ſind es welche von jenen traurigen Geſchöpfen, die nur in dem gedankenloſeſten Rauſche ihr Vergnügen finden, jede gehaltvollere ernſtere Unterhaltung wie die Peſt fliehen; mögen ſie dahinfahren, ſie würden auch auf der Bühne nichts als ihre eigene Erbärmlichkeit ſehen.“ Jetzt erblickte er einen Wagen herankommen, der wegen eines augenblicklichen Gedränges ein paar Sekunden anhalten mußte; es waren Vornehme, denn ſie kamen ſpät. Unwillig über die Verzögerung blickte eine Dame aus dem Fenſter, und Leſſing erkannte Clariſſen. Sein Herz ſchlug freudig, jede Beſorgniß wich. „Dem Himmel ſey Dank,“ rief er, „mein geliebtes Kind wird nicht fremd einer fremden Menge entgegentreten; ſie iſt im Schauſpiel, ihrem zarten Ohr, ihrem gebildeten Auge wird kein edles Wort, keine ſchöne Beziehung entgehen. O möchte ſie empfinden, daß ihr Geiſt es war, der mich umſchwebte, als ich Sara's edle weibliche Züge entwarf. Er entfernte ſich vom Fenſter, und blätterte in dem Manuſcript: „Jetzt!“ rief er, „iſt die Expoſition vorüber. die Scenen mit dem alten Sampſon, Wainwell

und dem Gastwirth sind da gewesen, das Interesse hebt an mit Mellefonts Erscheinung, und man erwartet Sara's Auftreten; die kleine Sabine wird die Rolle verderben, ihr Herz weiß nichts von einer Zärtlichkeit, die Adel mit Innigkeit verbindet, sie ahnet nicht das Daseyn jenes zarten Seelen-Colorits, das, in alle Farben der Leidenschaften überspielend, keine entschieden annimmt; sie wird meinen, alles mit einem hausbackenen Unglücklichthun abzumachen."

Unwillig durch diese Betrachtungen gemacht, warf er das Manuscript hin; die eintretende Dämmerung hinderte ihn, seine Beobachtungen über die Fußgänger auf der Gasse fortzusetzen. Die Stube wurde ihm zu eng, und er entschloß sich herabzusteigen. Unten angelangt, machte er einige Gänge, und gelangte unwillkürlich in die Nähe des Theaters. Es war unterdeß spät geworden, das Schauspiel erreichte sein Ende, und aus den geöffneten Thüren des Gebäudes drängte sich jetzt die Flut der Zuschauer dem einsamen Wanderer entgegen, nicht wissend, daß sie dem Zuschauer ihres heutigen Vergnügens so nahe waren. Wie gerne hätte er ein Urtheil, eine Meinung gehört; doch die wenigen Worte, die er erlauschen konnte, ärgerten ihn, denn er hörte fragen: in welches

Gasthaus man gehen wolle, um zu Nacht zu speisen. Zur Seite an der Mauer saß ein kleines Mädchen an ihrem Korbe mit Früchten, zu ihr trat jetzt der Dichter, um dem Strome auszuweichen. Die Kleine wollte ihm die Früchte, die er verlangte, nicht geben, indem sie bemerkte: daß ihre Großmutter sogleich erscheinen werde, sie sey nur noch im Theater. Alsbald zeigte sich die Matrone; sie schien gerührt, und trocknete sich mit der Schürze die Augen.

„Was ist Euch," rief Lessing, „warum weint Ihr?"

„I Gott," erwiederte die Alte, „über das dumme Zeug, was sie heute drinnen aufgeführt haben; wenn die vornehmen Herrschaften so viel Rührung zeigen, wie soll denn unsereins sein Thränlein zurückhalten. Da hab' ich denn auch mit meinen alten Augen tapfer mitgeweint."

„Ey, Alte, erzähle doch, wie war die Geschichte?"

„Miserabel," entgegnete die Höckerin, „mit einem Worte gesagt, aber so tugendhaft und schön, wie ich noch nichts erlebt; ich habe viel Unglück mit Männern gehabt, aber so ein abscheulicher Galant, wie im Stücke einer vorkommt, ist mir noch nicht erschienen; ich würde

auch ganz anders mit ihm umgesprungen seyn, als das liebe sanfte Weibsbild es thut."

Der Dichter war entzückt über diese anspruchlose Kritik. Ehe die Alte wußte wie ihr geschah, hatte er einen Theil seiner Börse in ihre Hand ausgeleert, und war, ohne ihren Dank abzuwarten, in die Menge hinein verschwunden.

Kaum hatte er sein Zimmer wieder betreten, als Mylius mit einem freudeglühenden Gesichte herein und dem Freunde um den Hals stürzte. „Dein Stück hat gefallen, allgemein gefallen," rief er, „freue Dich!" — „Ich weiß es," erwiederte der Dichter, „aus einem Munde, der weder schmeichelt noch lügt, hab' ich's erfahren." — „Jetzt, da das Gewünschte sich erfüllt," fuhr der Philosoph in seiner Rede fort, „kann ich Dir wohl meine Zweifel entdecken, die ich am Gelingen hatte. Es ist ein Rausch, sag ich Dir, die guten Berliner werden frühzeitig wieder erwachen; der Himmel weiß, welch ein Wind ihnen diese neue Laune angeblasen; ein poetischer Schnupfen hat sie befallen, so daß sie für diesen Moment in der That im Stande sind, eine wirkliche Dichtung zu würdigen und sich an ihr zu erfreuen. Allein ich fürchte, ich fürchte, nur zu schnell wird sich die liebe Gesundheit wieder einstellen."

Der Spötter brachte jetzt zwei Flaschen Wein aus seinen Taschen, und setzte sie mit einem Triumphlächeln auf den Tisch. „Die gute Frau Golzig, die heute Abend wahrhaft kindisch vor Freude ist, bittet Dich in aller Demuth, diesen gläsernen Gesellen auf ihr Wohl den Hals zu brechen; sie wird auch morgen mit einer namhaften Geldrolle angerückt kommen, die du als das erste Honorar, das Dir der leidige Thespis-Karren zollt, nicht von Dir weisen darfst."

Lessing vernahm ungern diese Worte, die störend in seine Bilder und Träume eingriffen; er hätte gerne Einzelnes über die Darstellung, über die Zuschauer gehört, allein er mußte schon den Philosophen, der auf seine Weise jetzt polterte und lärmte, seinen Weg geben lassen. Es wurden wunderliche phantastische Pläne für die Zukunft geschmiedet, neue überraschende Aussichten eröffnet, und zuletzt erschien dem Schwärmenden keine Schranke unübersteigbar. Der frische Jugendmuth, vom Glücke zum erstenmal entschieden angelächelt, erobert im Spiel die Welt, und trägt das Köstlichste als schnelle Beute davon. Ein Theil der Nacht war schon vergangen, als Mylius wieder fortstürmte und den Dichter seinen Träumen überließ.

Eine Gesellschaft beim Grafen Felix war versammelt, und Lessing hatte zum erstenmal eine Einladung erhalten, dort zu erscheinen. Er war über dieses Ereigniß weniger erfreut als verwundert; der Graf war ihm bekannt als einer jener tonangebenden Großen der Hauptstadt, die eine glänzende Erscheinung bilden, indem sie in ihrem Salen alle Geister, die auf Rang, Ansehen und in Mode stehender Bildung Anspruch machen können, vereinigen. Seine Reichthümer, das Ansehen der Familie, so wie Geist und Talent, hatten ihn frühe eine wichtige Laufbahn antreten lassen. Er war Gesandter an verschiedenen fremden Höfen gewesen, und genoß gegenwärtig einer kurzen Ruhe, die er den Musen und den Studien widmete. Der nahe Krieg und die schlimmen Weissagungen, mit denen die Politiker sich trugen, drohten jener Ruhe bald ein Ziel zu setzen.

Als der Dichter sich nahte, trat ihm der Graf entgegen; er zeigte eine hohe stolze Gestalt, auf der freien Stirn Adel und Würde; ein geistreiches Lächeln um den schöngeformten Mund, sichere Leichtigkeit in jeder Bewegung. Mit wenigen aber passenden Lobsprüchen erwähnte er des neuen Lustspiels, und stellte den Jüngling der Gesellschaft als den Dichter vor. Die Unterhaltung wurde durchgehends in

französischer Sprache geführt; unserm Lessing kam hier lange Uebung zu statten, er bewegte sich leicht und mit Anstand in den fremden Formen. Da lästiger Zwang entfernt war, so ordnete sich bald Jeder seinem gewählten Interesse zu. Die Politiker traten zusammen; an den Kartentischen ließen sich ältliche Herren nieder; in einem entferntern Gemach wurde Musik gemacht; aufmerksame Diener eilten mit Erfrischungen durch die erleuchteten Säle.

Der Graf, Lessing und noch einige andere Herren versammelten sich in einem Zimmer, dem ein breiter Kamin Wärme und Freundlichkeit verlieh. Man sprach über das neue Drama, und der Graf nahm Gelegenheit, seine Ansichten über die Bühnenkunst zu entwickeln. Der magere gesprächige Marquis, der sich auch zugegen befand, lobte jedes seiner Worte, und beklatschte lärmend die geäußerten Meinungen und Urtheile. Der Dichter, der anfangs ruhig hinhörte, wurde jetzt durch die Fragen des Grafen mit in's Gespräch verflechten; er war völlig entschlossen, sich so freimüthig, als es schicklich war, zu äußern, um die Gelegenheit zu nutzen, seine Erfahrungen und Ansichten laut werden zu lassen. Zuerst mußte er wiederum dem Angriff auf deutsche Sprache und Kunst begegnen.

„In der That," rief der Franzose, „es ist ein Wunder, daß ein deutsches Stück bei einem gebildeten Publikum Beifall gefunden."

„Wir leben in der Zeit der Wunder," entgegnete Lessing trocken.

„Wie meinen Sie das?" fragte der Graf.

Der Dichter fuhr mit Freimuthigkeit fort: „Ist der schnelle Wachsthum dieses noch jungen Königreichs, sind die glänzenden Eigenschaften seines Fürsten, die Europa staunen machen, und die nur wenige bei diesem Prinzen im Beginne seiner Laufbahn zu erwarten sich berechtigt glaubten, keine Wunder? Gränzen die überraschenden Erfolge der Forschungen berühmter Männer in jedem Fache des Wissens, die jetzt unser Vaterland zu den seinen zählt, nicht ebenfalls an's Wunderbare? Und darf bei allen diesen herrlichen Erscheinungen die Poesie nachbleiben? Soll sie sich nicht vielmehr auch erheben, da sie, um würdige Stoffe zu bearbeiten, nicht mehr nöthig hat, die Fremde zu plündern?"

„Sie sind ein eben so warmer Anwalt, als Sie ein geschickter Poet sind," rief der Graf mit Lächeln; „fahren Sie nur fort."

„Der Deutsche," nahm Lessing wieder das Wort, „hat über Nacht einen Schatz gefunden, er hat entdeckt, daß er auch eine eigenthümliche Sprache hat. Jahrhunderte lang hatten Thorheit

und Unverstand ihn nicht zu dieser Entdeckung kommen lassen, jetzt, da sie gemacht ist, wird er sie zu brauchen wissen. Dank sey es unserm großen König, so abgeneigt er persönlich seiner Muttersprache ist, so mächtig wirkt er durch seine glänzende Erscheinung, sie aus dem Staube zu erheben. Den politischen Reformen folgt der Krieg der Geister. Ist es ihm doch gelungen, die Aufmerksamkeit Europas auf sich und auf seine an Umfang nur geringen Staaten zu lenken; lebt wohl ein Preuße, der in jenem stolzen Bewußtseyn es über sich gewänne, sich fremdem Joch, fremder Willkühr unterworfen zu denken? Zu dieser Selbstständigkeit ist der kleine Staat schon gediehen, die Thaten des nahen Krieges werden sie gewiß noch erhöhen, und die deutschen Gelehrten und Dichter sollten, wissend, daß Europa's Blicke auf sie gerichtet sind, sich nicht zu dem kühnsten Aufschwunge ermächtigen? Doch abgesehen von den Beweggründen eines edlen Patriotismus, ist denn diese schöne Sprache ihrer selbst wegen nicht würdig, daß wir uns um sie mühen, ist's nicht perfider Undank, wenn wir sie um eine fremde vertauschen? Sie, die als erster göttlicher Quell der Nahrung in unserer Seele die schlummernden Keime weckt, die ihre frischen Blumenblätter schützend um den kindlichen Geist schlägt, anfangs weich und biegsam

im Munde unserer Knaben und Mädchen, dann sich kräftigend und ermannend, bis sie von den Lippen des Dichters, gleich einem noch unberührten Orgelspiel, zu göttlichen Psalmen blühend emporwebt, und in Andacht und Entzückungen schwärmt. O deutsches Wort, so süß und geistig wie der Traube Geld, ich werde es noch erleben, dich geachtet und geliebt zu sehen."

„Vielleicht erlebe auch ich es noch," nahm der Graf das Wort, „in einer Zeit wie der jetzigen kann viel und Großes geschehen. Es ist überall schon ein Vortheil, wenn alte unbrauchbare Formen abgeworfen, und neue passende angenommen werden, nur muß der Tausch mit Kenntniß und Geschmack geschehen, es ist dann gleichviel, ob politische oder blos intellectuelle Kämpfe die Ursache hiezu hergegeben. Ich tadle auch keineswegs, daß Sie ihr Drama in deutscher Sprache abgefaßt; wenn ich überhaupt tadeln dürfte und wollte, so bezöge sich mein Tadel auf den Inhalt des Stücks: es will mir nicht gefallen, daß es Verhältnisse aus dem gewöhnlichen Leben schildert. Ich verkenne den Werth solcher Genre-Stücke keineswegs, doch soll die Tragödie, bestimmt in ihrem köstlichen Rahmen ein großes, prächtiges, blendendes Gemälde uns vor Augen zu stellen, sich damit

befaſſen, den engen Kreis kleiner bürgerlicher Verhältniſſe aufzufaſſen und wieder zu geben? Was kann dieſen, zwar guten und trefflichen, aber durch ihre kümmerliche Stellung beſchränkten Leuten Erhabenes oder Erſchütterndes begegnen! Wie viel geſchickter wiſſen die großen Meiſter der franzöſiſchen Schule ihre Stoffe zu wählen. Genährt von griechiſcher Kunſt und Schönheit, erleuchtet durch die herrlichen Ideen dieſes größeſten aller Völker, tritt Corneille auf, und wird, indem er Ariſtoteles Grundſätze geltend macht, der Gründer der franzöſiſchen Bühne. Dem Gedichte wird jetzt eine feſte Geſtalt, dem Verſe ein bleibendes Geſetz gegeben; der ordnenden Regel unterworfen iſt jeder Schritt des Mimen und alle Erſcheinungen unbedingt der Schönheit und Würde unterthan. So hebt ſich vor den ſtaunenden Blicken, aus anſcheinend niedrigen Stoffen geformt, veredelt und geläutert, ein prangender Bau, bei dem die künſtlich gefügten und geglätteten Steine nicht die mindeſte Spur ihrer Zuſammenfügung zeigen. Racine wirft über dieſen Bau die anmuthigſten Blumenketten ſeiner Sitte, auch er beſſert und veredelt, bis Voltaire endlich, die Geiſter ſeiner großen Vorgänger in ſich vereinigend, jenen Wunderbau lichtvoll zu dem herrlichſten Muſentempel erweitert. Jede

Tragödie dieses Meisters ist gleichsam für sich ein stolzer Portikus, hinter dessen schimmernden Säulen-Kolossen die prächtigen Gestalten der Heroenwelt in ihren königlichen Gewändern rauschend und würdevoll wandeln. Wir sehen Könige, Priester, Helden, mit dem ganzen Geschick ihres Hauses beladen, auf der stolzen aber ängstlichen Höhe, welche ihnen staunend das Auge folgt, sich kampfend bewegen; mit Schreck vernehmen wir, daß auch an ihre göttlichen Stirnen die Leidenschaft streift, daß auch sie dem Gesetze unterworfen sind, das alles Lebende erdrückt, und ihr erschütternder Fall endlich betäubt und schlägt uns nieder. So sind, mein junger Freund, jene erhabenen Kunstwerke, warum streben Sie nicht diesen Mustern nach? Weshalb wählten Sie nicht einen Stoff aus der alten Geschichte? Ich bin überzeugt, bei Ihrem Talente hätten Sie etwas Ueberraschendes, Treffliches leisten können."

„Ich bin nicht ganz der Meinung von Euer Hochgeboren," entgegnete Lessing ernst, „ich meine, daß der Mensch überall Mensch bleibe, und daß jener schmeichlerische Prunk größtentheils ein erlogener Flitterstaat ist. Wie unrichtig und übereilt Corneille den Aristoteles angewendet, wie oft er augenscheinlich die Grundsätze jenes Philosophen verkehrt hat, will

ich hier nicht einmal auseinander setzen; es genüge mir die Worte eines Franzosen kühl anzuführen, um die Wahl meines Stoffes zu rechtfertigen. Marmontel behauptet, daß man dem menschlichen Herzen Unrecht thut, daß man die Natur verkennt, wenn man glaubt, daß sie Titel bedürfe, um uns zu bewegen und zu rühren; die geheiligten Namen des Freundes, des Vaters, des Geliebten, des Gatten, des Sohnes, des Menschen überhaupt, diese seyen pathetischer als alle Titel, sie mögen noch so prangend klingen."

„Hm," rief der Graf nach einer Pause, „Marmontel sowohl als Dacier sind keine dramatischen Genies, sie haben keine Vorstellung von den Erfordernissen eines guten Bühnenstücks."

„Le pauvre Marmontel!" fügte der Marquis achselzuckend hinzu.

„Noch schärfer," fuhr Leising fort, „spricht Diderot sich gegen die bewunderten Muster seiner Nation aus. In seinen Bijoux indiscrets läßt er die schalkhaftesten Geister eines feinen Spottes an dem kostbaren Gerüste rütteln, vor dem das staunende Europa sich beugt. In einem Dialog zwischen einer witzigen schönen Sultanin und ihren Freunden schildert er das von aller Natur, Wahrheit und Einfachheit

entblößte Theater, zeigt mit lebendiger Farbe den falschen Pomp, die überladene Rhetorik, den lächerlichen Dunkel und die stolze Altklugheit in den großen Tragödien, und stürzt ihre Meister von der eingebildeten Höhe ihres Ruhms herab."

„Um an ihre Stelle seinen „„natürlichen Sohn"" zu setzen," entgegnete der Graf, „ein Stück, das eine langweilige matte Intrigue, mit dem unwahrscheinlichsten Beiwerk aufgeputzt, in einem pedantischen Geklingel von neumodischen philosophischen Sentenzen dahinschleppt, und durch das Diderot die Geißel Palissot's verdientermaßen gegen sich in Bewegung setzte. Freilich mußte dieser kleine Geist jene großen Männer tadeln, um seiner Persönlichkeit Geltung zu verschaffen. Doch, wird man ihm folgen?"

„Gewiß," nahm der Dichter das Wort, „wenn es darauf ankommt, Wahrheit und Natur wiederum in ihre Rechte einzusetzen."

„Ich erstaune," rief der Graf eifrig, „Sie sind auf dem Wege, mein Freund, der deutschen Kunst, die, wie Sie selbst gestehen, nur erst im Werden ist, Ziel und Richtung zu geben; wohlan, wo wollen Sie aber dann die Muster hernehmen, wenn Sie jene große Schule des Geschmacks und Genie's von sich stoßen? Der

Bühne welches Volks geben Sie dann den Vorzug?“

„Die Engländer,“ entgegnete Lessing, „haben uns große Muster aufgestellt. Shakespeare ist ein mächtiger Geist, von eben so viel Tiefe als Kraft.“

„Als viel!“ rief der Marquis, „ce n'est qu'un poète barbare!“

„Ich kenne einige Dramen dieses Dichters,“ sagte der Graf; „während meines Aufenthalts in London hatte ich Gelegenheit, sie mit einem gelehrten Freunde zusammen zu durchlesen. Wir gingen nicht ohne Studium an's Werk, es kostete mich nicht wenig Zeit und Mühe, ehe ich mir Bahn brach; doch am Ziele meines Strebens angelangt, mußte ich dennoch gestehen, daß ich mich ohne sonderlichen Nutzen und Dank in ein Verwirrniß begeben. Gewiß sind es großartige, kühne, durch Schmuck der lebendigsten Farben anziehende Gemälde, allein sie sind auch, was Plan und Ausführung betrifft, eben so keck, verwegen, als unklar und seltsam. Ein wunderliches Gemisch von Reichthum und Armuth, tiefer Weisheit und greller Unwissenheit, kurz das Produkt eines unreifen Talents, schmachtend in den Fesseln eines dunkeln Jahrhunderts, preisgegeben den Einflüs-

rungen einer rohen, weder durch Studium noch Geschmack geleiteten Naturgabe."

„Wie sehr," rief Lessing feurig, „achte ich diese heilige Naturgabe, diesen angeborenen Seherblick, der in die Tiefen aller Erscheinung dringt, gegen die hohlen Schattenbilder der Convenienz, gegen das Gesperre von Regel und Sentenz. Möge man in Beurtheilung der altklassischen Meisterwerke noch so verschiedener Meinung seyn, zugeben muß man, daß sie mit dem Leben, dem Charakter ihrer Zeit auf das innigste verschmolzen waren, ja, daß sie aus diesem Zusammenhange gerissen, ihre wahre Würdigung und Größe nur unvollkommen behaupten können. Was man zu uns herüber bringen konnte und herüber gebracht hat, waren die Formen: ein schönes Phantom, dem das Leben fehlte. Die großen Tragiker der Neuern fühlten dieses wohl, Corneille vielleicht am lebhaftesten; der Geist, den er jenem fremden Gebilde einblies, war aber nicht der Athemzug des gesunden Lebens, sondern die parfümirte Hoflust, in der jene Dichter athmeten, wurde nun auch den Werken eingehaucht. So entstanden jetzt die Zwittergeschöpfe, deren Leib und Seele nicht zusammenpassen wollen, die der allerneuesten und der ältesten Zeit zugleich angehören, in deren polternden Reden die

Aufgeblasenheit mit der Schwäche negativer, und von deren Tafeln endlich Wahrheit und Poesie nichts wissen. Wie ganz anders gestaltete sich die Bühne jenes Nachbarvolks. In einer durch Religions-Meinungen gespaltenen, durch innere Kämpfe unruhigen Zeit entwickelte sich in Stille und Abgeschiedenheit ein mächtiger Geist, stürmisch wirft er sich in's Leben, erleidet und durchsetzt Mannigfaltiges, drängt sich kühn aus dem Staube zum Ideen, und hier entrollt er vor den Augen einer kunstgebildeten Fürstin die herrliche Folge der köstlichsten wundervollsten Gemälde, in denen jede Gestalt vom Boden, auf dem sie gewandelt, Farbe und Spur trägt. Des Volkes unverfälschte kräftige Laune, des Priesters verderbliche Schlauheit steht neben der Fürsten kecken Stolze und der Vasallen trotziger Unbeugsamkeit. Wechselnd zieht sich der Schöpfungen bunte magische Kette an unserm Auge vorüber, jede vollendet, bedeutungsvoll keine. Da ist weder hemmende Regel, noch hinderndes Gesetz; in strudelnder Fülle quillt der unerschöpfte Born, ewig frisch, aus dem Busen des Dichters. Hat er dann vom wandelnden Zuge vergangener Geschlechter uns bedeutungsvolle Kunde gegeben, so schließt er, um auszuruhen, das bunte Zelt der Fabel auf, dann bringen ihm die Geister die herrlichsten

verborgenen Schätze, ihr ganzes Füllhorn schütten sie vor ihm aus, und eine neue Zauberwelt steigt schwindelnd auf vor unsern Blicken. In diesen magischen Räumen treibt dann das bunteste Maskenspiel sein neckisches Wesen; doch durch die Melodieen treibender Lust, in das ausgelassene Gespötte hinein, tönt das tiefe sehnsüchtige Lied der Klage, haucht der glühende Schmerz sein Leben aus, und das Entsetzen des Wahnsinns spielt mit der unschuldigsten Kindeslust."

Der Graf hatte mit Theilnahme diese Worte angehört; jetzt erwiederte er: „Sie berühren, Verehrtester, gerade da einen Umstand, den ich am wenigsten mit den Vorzügen Ihres Dichters zu reimen weiß. Wozu jene grelle Mischung des Höchsten und Niedrigsten? Warum geflissentlich das Erhabene, Rührende neben das Scurrile und Triviale gestellt? Führen Sie mir nicht dagegen an, daß sich im Leben auch beides verbinde; soll denn die Kunst das Leben mit jener nackten Wahrheit wiedergeben, wie die Maler jener Schule, die auf ihren Gemälden die eckelhaftesten Verrichtungen uns vor's Auge stellen? Ist die Kunst nicht gerade deßhalb Kunst, weil sie uns die durcheinander fluthenden Erscheinungen scheidet und gruppirt, das Ungehörige entfernt, und das Auseinander-

gebende zusammenfaßt, mit einem Worte: die Natur veredelt?“

„Freilich!“ rief der Dichter eifrig, „wenn wir diesen Grundsatz aufstellen, so ist jeder Streit beendet; von diesem Punkte aus erfolgt die Trennung beider Bühnen. So wie einzelne treffliche Köpfe der großen Nation jetzt schon bemerkt haben, daß man mit jenen Grundsätzen nicht weit gelangen kann, daß ihrer Bühne der eigentliche Nerv fehlt, so wird es nöthig seyn, daß thätige Freunde die erwachende junge Kunst bei uns Deutschen vor dem Gifte bewahren. Sind wir einmal dazu bestimmt, bei einem unserer Nachbarn in die Schule zu gehen, so mögen es die Britten seyn.“

Der Marquis wandte sich unwillig und verächtlich weg, und der Graf sagte lächelnd: „So kommen wir denn wieder zu Ihrer Miß Sara Sampson zurück.“ Er erhob sich, und drückte dem jungen Poeten die Hand. „Es freut mich,“ setzte er hinzu, „daß Sie sich unbefangen und frei mitgetheilt; kann ich Ihre Ansichten auch nicht theilen, so erkenne ich doch an, daß sie auf Ueberzeugung und Studium gegründet sind. Schenken Sie unserer Bühne mehrere so liebenswürdige Sara's, als die gestrige eine ist, und ich will nicht fragen, ob das Urbild über den Canal herüber oder aus

der Hauptstadt des guten Geschmacks zu uns gelangt ist."

In dem Moment wurde es laut im Nebenzimmer; zwei junge Herren sprangen herein, ein Duft von Ambra floß um sie, ihnen folgte ein nachlässig gekleideter Mann, bei dessen Erscheinen sich der Graf mit Aufmerksamkeit hinwandte.

„Theurer!" rief der lange Dürre, „was treiben Sie hier? man vermißt Sie drinnen; wenn Sie philosophiren, so lassen Sie mich daran Theil nehmen, das Spiel heute macht mir Nervenleiden." Er warf sich bei diesen Worten auf eines der am Kamine stehenden Tabourets, und suchte eine malerische Stellung anzunehmen, obgleich ihm dieses, bei den dürren langen Beinen, nicht recht gelingen wollte. Die beiden Ambra-Herren tänzelten unterdeß im Gemache umher, und einer zog den Vorhang von einem kleinen Gemälde; er brach in ein unmäßiges Gelächter aus, sein Gefährte, den er herbeiwinkte, stimmte darin ein; sie klapperten mit ihren Degen und goldenen Döschen, und blieben endlich vor dem Spiegel in einer Stellung aus der Menuett stehen. Der Graf stellte Lessingen dem Prinzen vor, der ihm huldvoll zunickte. Nach einer kleinen Pause fragte er auf Deutsch: „Hat Er etwas bei sich?

so lese Er vor.“ Ohne die Antwort abzuwarten, wandte er sich wieder zum Grafen, und setzte das französische Gespräch mit diesem fort. Die Diener kamen mit der Meldung, daß das Souper serwirt sey. In den Nebenzimmern erhob man sich, die Spielmarken klapperten, die Kammerherren zogen sich bescheiden zurück, und der Prinz flatterte mit kleinen Schritten am Arm des Grafen aus dem Zimmer. Alles lief sich jetzt um die mit Wein und Speisen überfüllte Tafel nieder. Lessings Platz war unten, und es fand sich, daß ein corpulenter Landedelmann, der eines Geschäfts wegen auf ein paar Tage in die Residenz gekommen, und sich ziemlich unwohl in der eleganten Gesellschaft seiner Standesgenossen fühlte, sein Nachbar wurde. Der Dichter knüpfte mit ihm ein Gespräch an, und der treffliche Mann trug, da er in Erfahrung brachte, daß jener Bücher schreibe, ihm an, die Chronik seiner Familie und seiner ziemlich weitläufigen Besitzungen aufzuzeichnen. „Er kann sich dabei etwas Bedeutendes verdienen, mein Freund,“ setzte er schmunzelnd hinzu; „freie Kost und Wohnung nebenbei auf meinem Schlosse ist eben auch nicht zu verachten, und dabei erlangt Sein Geist in Aufzählung und Niederschreiben merkwürdiger Ereignisse und Personen die gehörige Bildung und Festigkeit.“

Der Tichter, den sein Muthwillen trieb, auf dergleichen Vorschläge sich auf das treuherzigste einzugehen, dankte mit vielen Worten; indem er zugleich seinem neuen Gönner begreiflich zu machen suchte, daß er für's Erste noch beschäftigt sey, Theaterstücke zu schreiben. Der Edelmann wurde, als er dieses hörte, nachdenklich, und seine Miene drückte nicht eben so viel Mitleid und Mißvergnügen aus, als früher Wohlwollen und Theilnahme in ihr geruht hatten. „Junger Mensch," rief er, „Er wandelt da geradewegs in Sein zeitliches und ewiges Verderben, unterlaß Er das; wer wird Ihm ein Amt oder eine Frau geben, wenn man weiß, daß Er so ein elendes Handwerk treibt. Bedenke Er das Ende aller irdischen Dinge, mein Freund, und die ewige Verantwortung dort oben."

Aus diesen frommen Betrachtungen wurde der treffliche Mann ziemlich unsanft aufgeschreckt durch ein lautes Gelächter vom obern Ende des Tisches her, und zwar über eine Stelle aus Voltaire's Pucelle. Man war uneinig, ob ein leichtfertiges Buch auf einem Gebiete diese oder eine andere Wirkung haben könne. Einige verlangten die anstößigen Verse in ihrem Zusammenhange zu hören, und in dem Momente erhob sich der Prinz eben an der Tafel, stellte

sich in die gezierte Stellung eines beliebten bekannten Deklamators, und rezitirte wohl ein paar Dutzend Verse in einem singenden Ton her. Als er geendigt hatte, ertönte ein allgemeines Klatschen und Rufen, die Streitenden versöhnten sich im Gelächter und Beifall, der Landedelmann aus der Mark schüttelte aber bedenklich das Haupt. Er wurde noch ungehaltener, als jetzt eine Fluth kleiner ärgerlicher Anekdötchen einbrach, zu der jeder der Gäste seinen Antheil hergab; besonders waren ein paar französische Abbé's unerschöpflich, sie stahlen sich einander die Geschichten vom Munde, und fachten die ausgelassenste Laune an. Es wurden die Höfe von Versailles und Berlin in dieser Beziehung verglichen, und der Marquis erklärte, daß der letztere, obgleich schon weit vorgedrungen, noch viel vom ersteren zu lernen habe. Diese Parallele gab Veranlassung, auch andere Gegenstände dem Spott und der Verfolgung Preis zu geben, und vor allen mußten jetzt die Abbé's Sarkasmen über die Kirche und ihre Priester auf sich nehmen. Ein vor kurzem erschienenes, von einem witzigen Kopf, doch mit zügelloser Feder, geschriebenes Gedicht, kam zur Beurtheilung, und jetzt ertönten Schwänke und Reden, die der Landedelmann nur mit Entsetzen anhörte. „Ach Gott," seufzte er vor sich hin, „ich habe einen

Sohn bei der Armee, er ist mein Stammhalter: ich habe den Jungen in Gottesfurcht und Ehrbarkeit erziehen, was wird in solcher Gesellschaft aus ihm werden?" Der Graf endigte das Gespräch, indem er laut rief: Après nous le déluge!" — „Ja wohl, après nous le déluge," wiederholte der ganze Chor den bekannten Spruch der Marquise von Pompadour. Die Gläser klangen zusammen, Scherz und Gelächter erreichte die höchste Spitze.

„Die schöne Frau, die ganz Europa jetzt an ihrem Hofe hält, hat vollkommen recht," nahm der Marquis das Wort. „Gibt es ein Jahrhundert des Glanzes, der höchsten Geisteskraft und des geistlichsten Leichtsinnes, so ist es das unsrige; was nach uns folgt, kann uns ganz gleichgültig sein. Mögen doch dann Fluthen oder Feuerbrände diese Welt zerstören, und ein Geschlecht vernichten, das, nachdem die höchsten Güter erschöpft sind, doch nur eine magere Ernte halten würde."

„Indessen wissen möchte ich doch," rief ein Abbé, „wohin unsere Seele nach dem Tode versetzt wird, wenn es keinen Himmel und keine Hölle gibt; irgendwohin muß sie doch."

„Verfliegen wird sie, in Nichts dahinfließen," entgegnete der Graf; „der Geist ist nur

eine Modifikation der Materie, wie uns Diderot lehrt."

„Après nous le déluge!" riefen alle, „das große Jahrhundert soll leben!"

„Was mich betrifft," nahm ein junger Offizier das Wort, „so verwandele ich mich gerne in einen Seufzer auf den Lippen eines schönen Kindes." — „Und ich in den Gegenstand dieses zärtlichen Hauches," rief der Abbé. Sein Nachbar, ein ältlicher fußlächelnder Herr, gestand mit Lächeln, daß er am liebsten der Schuh an Chloë's schönem Füßchen seyn wolle; und der Marquis bat sich von den ewigen Göttern das Amt eines Kniebandes aus. Alles lachte, und der Graf rief, zum Prinzen gewendet: „Und Euer Durchlaucht wählen sich kein zukünftiges Plätzchen?" — „Gewiß," war die Antwort, „meine Wahl ist getroffen; ich masquire mich als Crebillon's Sopha." — „Vortrefflich!" rief eine Stimme, „so sind wir alle vielleicht um hundert Jahre wieder in diesem Saal versammelt, und ich lade hiemit die hochverehrten Sopha's, Kniebänder, Seufzer und Schuhe zum Abendessen ein. Wer sich nicht maskiren kann, komme ohne Maske."

Eine augenblickliche Stille trat nach diesen Worten ein; die Geister-Einladung verfehlte ihre Wirkung nicht, und man fing jetzt an,

Gespenstergeschichten zu erzählen. Der Event brannte hier von neuem auf, bis der Prinz rief: „Meine Herrn, über diesen Gegenstand muß ich mir das Lachen verbeten; ich kann Ihnen versichern, daß in unserm Stammschloß sich jedesmal bei einem bevorstehenden Todesfall eine gespenstische Erscheinung in weißer Frauentracht zeigt.“ Diese Aeußerung stimmte wieder zum Ernst, und der Landedelmann athmete wieder auf, indem er seinem Nachbar zuflüsterte: „Nun Gottlob, sie glauben noch an Gespenster, da ist doch nicht alle Hoffnung verloren.“ Nachdem einige Geschichten vorgetragen worden waren, rief ein ältlicher Offizier: „Sie wissen doch, meine Herrn, daß unserem König im Schlosse Sanssouci einmal —“ Der Graf winkte dem Erzähler mit den Augen, man bemerkte, daß der Prinz die Farbe wechselte; er erhob sich, und mit ihm stand jetzt die ganze Gesellschaft auf. Der Graf näherte sich dem Marquis, und lispelte diesem zu, indem er auf jenen Offizier deutete: „Wie unvorsichtig, in des Prinzen Gegenwart jene merkwürdige Geschichte zu berühren, und überhaupt das Kapitel von den Erscheinungen aufzubringen. Jedermann weiß, daß Seine Hoheit, wenn gleich am Tage ein starker Geist, doch am

Abend und gegen die Nacht zu an den Nerven leiden.“

Mitternacht war lange vorüber, und die meisten Gäste machten sich zum Aufbruch bereit; unser Dichter war einer der ersten. Durch die vielen Gemächer irre geleitet, verfehlte er den rechten Ausgang, und gelangte in das Schlafgemach des Grafen. Eine einsame Lampe verbreitete ihr Mondlicht durch den geschmackvoll verzierten Raum; der Kamin brannte, auf einem Tischchen vor dem Bette war ein weibliches Portrait aufgestellt. Es zeigte Clarissens Züge; neben dem Bilde lag ein offener Brief, er war von ihrer Hand geschrieben, und der Jüngling konnte sich nicht enthalten, die wenigen eiligen Worte, die er enthielt, zu lesen; sie lauteten: „Wenn es wahr ist, daß Sie mit dem jungen Prinzen in Verbindung stehen, daß Sie auf seine Entschlüsse Einfluß haben, so beschwöre ich Sie bei der Ruhe und dem Glück unserer Familie, retten Sie meine unglückliche Schwester, ehe es zu spät wird. Vielleicht nur noch wenige Stunden sind unser.“

Ein Geräusch, das sich im Vorgemach hören ließ, machte, daß der Dichter auf das schleunigste seinen Platz verließ. Man bemerkte ihn auf der Treppe und [illegible] nicht; als er auf der Gasse angekommen war, betrachtete

er in seinem Geiste den geheimnisvollen Schatz, den er eben gefunden. Die Worte des Pagen an dem Abend bei der Freyheim fielen ihm jetzt wieder ein, und er hielte beide Ereignisse zusammen. Mehr aber als diese Besorgnisse beschäftigte ihn der Umstand, Clarissens Bild beim Grafen angetroffen zu haben. „Sollte sie ihn lieben," rief er bei sich, „ihn sich zum Gatten gewählt haben?" Er glaubte in dieser Voraussetzung eine Unmöglichkeit zu sehen, und dennoch mußte er gestehen, daß des Grafen glänzende Erscheinung eine solche Wahl bei jedem andern Mädchen vollkommen rechtfertige.

Die verworrenen Bilder des Gehörten und Geschehenen an diesem Abend verfolgten ihn, und er mußte fürchten, daß sie ihn in seine Einsamkeit begleiten würden, um ihn dort zu plagen. Gerne hätte er jetzt Melius zur Seite gehabt, doch er mußte fürchten, den Philosophen in so später Stunde nicht mehr wach zu finden. An dem Hause, bei Cadmus Tante, verbeißgehend bemerkte er Licht; er blieb stehen und hörte dumpfen Gesang und Geklatsche, zwischendurch das Klirren von Säbelhieben. Verwundert schlich er sich ins Haus, öffnete ein dunkles Vorgemach, und lauschte durch die Thüre. Nur mit Mühe konnte er die junge Schauspielerin erkennen, in [illegible] phantastisch gekleidet, ein

Helm deckte ihr Haupt, die Rechte war bewaffnet, und sie führte ihre Hiebe eben so sicher als regelrecht; den Gegner konnte man nicht sehen, doch deutlich tönte Mylius Stimme aus dem Grunde des Gemaches hervor. Der Dichter klopfte an, die alte Tante kam vorsichtig mit dem Licht an die Thüre, und als der Ankömmling sich zeigte, wurde er mit Freuden bewillkommnet. Es that sich jetzt kund, daß noch spät eine Probe gehalten worden, weil man das gestrige Stück am kommenden Abend wiederholen wollte. Mylius hatte dieser Probe beigewohnt, und als die andern sich entfernt, war er mit Erlaubniß der Alten geblieben, um Sabinen einen kleinen Unterricht in einem regelrechten Duell zu geben, da es sich fand, daß die Theaterschöne in ihrer nächsten Rolle ein solches zu bestehen habe. Der Kampf hatte bei des Freundes Erscheinen sogleich ein Ende, obgleich dieser von neuem dazu aufforderte, und endlich, da Sabine sich weigerte, selbst die Waffe ergriff, wo sich denn beide Freunde recht tapfer herumschlugen. Als diese Lust gebüßt war, warf sich der Dichter mißmuthig auf das Sopha, und alsbald gesellte sich Sabine zu ihm.

„Nun," sagte Mylius, „Sie kommen ja aus einer vornehmen Gesellschaft, weßhalb diese üble Laune jetzt?"

„Laß mich von diesem Maskenspiel schweigen,“ entgegnete der Befragte; „mein Kopf schwindelt, so bunt haben sich Vernunft und Unvernunft, Geist und Albernheit, Witz und Plattheit, Ausgelassenheit und Furcht, grasser Aberglaube und Aufklärungssucht durcheinander gejagt, und dieses Gemisch, einem gesunden Geiste widerstehend, nennt man die gute Gesellschaft. Das sind keine Deutschen, du armes Vaterland! Ach, es ist kein Trost, keine Hülfe zu erwarten!“

Er stützte das Haupt in die Hände, und fast grollend da; Sabine schlang ihren weißen Arm um seine Schulter: „Wie sie meinen Freund behandelt haben,“ klagte sie, „erst loben sie ihn auf der Bühne, und dann schlagen sie ihn hinter den Coulissen.“

„Es geschieht ihm ganz recht,“ rief Mylius, „habe ich's nicht gleich gesagt, nichts ist mit diesen Leuten anzufangen. Gehe in den Krieg, Freund, laß Dich todtschießen, so ist die Welt einen lästigen Verbesserer los, und Du erndtest doch wenigstens den Ruhm eines tapfern Soldaten.“

„Nicht todtschießen!“ rief Sabine, „nicht todtschießen meinen kleinen Dichter. Kennen Sie,“ setzte sie heiter hinzu, „wir wollen Ihr Drama aufführen, ich will Ihnen zeigen, wie

ich die Sara gespielt, oder hören Sie vielleicht lieber, wenn ich Ihnen etwas vorsinge?"

Sie ging und brachte ihre Laute, nach einem kleinen Vorspiel sang sie mit leiser Stimme:

Ein Küßchen, das ein Kind mir schenket,
Das mit den Küssen nur noch spielt,
Und bei den Küssen noch nichts denket,
Das ist ein Kuß, den man nicht fühlt.

Ein Kuß, den mir ein Freund verehret,
Das ist ein Gruß, der eigentlich
Zum wahren Küssen nicht gehöret,
Aus kalter Mode küßt er mich.

Ein Kuß, den mir mein Vater gibet,
Ein wohlgemeinter Segenskuß,
Wenn er sein Söhnchen lobt und liebet,
Ist etwas, das ich ehren muß.

Ein Kuß von meiner Schwester Liebe,
Sieht mir als Kuß nur soweit an,
Als ich dabei mit treuem Triebe
An andre Mädchen denken kann.

Ein Kuß, den Lesbia mir reichet,
Den kein Verräther sehen muß,
Und der dem Kuß des Täubchens gleichet,
Ja, so ein Kuß, das ist ein Kuß!

Sie hatte geendet, ließ die Laute in den Schoß sinken, und sah mit einem wehmüthig schalkhaften Blicke hinauf

„Es ist das beste Lied, das Du gemacht hast,“ rief Mylius, „nur will mir nicht gefallen, daß die Küsse so streng klassifizirt sind; wer überhaupt beim Küssen an Bezeichnungen und Unterscheidungen denken kann, küßt immerdar nur schlecht.“

„Es ist auch nicht so gemeint,“ entgegnete der Dichter; „die Betrachtung kommt nach dem Genuß. Wie schlimm wäre es mit unsern Empfindungen bestellt, wenn wir uns von ihnen keine Rechenschaft geben könnten.“

„Nur keinen gelehrten Discurs,“ rief Sabine, „dergleichen kann ich durchaus nicht leiden.“

Die Jünglinge schwiegen und sahen die Schöne an, die sich jetzt zu Lessing beugte; sie schüttelte das Köpfchen, und indem sie den Freund besorgt anblickte, seufzte sie:

Ach ihn hat ein giftig Schlänglein
Angerühret mit böser Tücke;
Kalt und bleich sind seine Wänglein,
Ausgelöscht sind seine Blicke.

Sie erhob sich, und ging still im Gemach auf und ab.

„Man sehe nun den Dichter,“ rief Mylius heftig, „worin steckt nun eigentlich sein ganzes Unglück? Er hat ein Stück geschrieben, das

gefällt, er hat einen trefflichen jungen Menschen zum Freund, er hat —"

„Kommt!" rief Sabine rasch, und zog beide Jünglinge an der Hand zu sich, „kommt, ich will euch ein Mährchen erzählen." Sie sah sich scheu um, und fuhr dann in einem Tone zu sprechen fort, gleich einer Wärterin, die ein unruhiges Kind zur Ruhe bringen will.

„Es reiste Jemand auf der Landstraße, der Mann hatte zwei hübsche Kinder, ich weiß nicht, ob sie sein eigen waren, oder nicht; diese Kinder nannte er Liebe und Haß. Wie der Mann nun so schnell durch die Nacht dahinfuhr, geschah es, daß eines dieser Kinder aus dem Wagen fiel. Es war die Liebe, sie weinte bitterlich, als sie sich so allein sah auf der einsamen Straße, dennoch hatte sie keinen Schaden gelitten, stand auf und ging einer Stadt zu, deren Lichter in einem großen schönen Strome sich widerspiegelten. Gleich aus dem ersten Hause kam auf ihr Anpochen ein Mann heraus, der hatte Augen wie große Pfefferkörner, einen Mund gleich einer breitgepreßten Rosine, und eine lange lange Mandelnase, der sagte verdrießlich: Ich bin, wie Du siehst, ein Gewürzkrämer, und kann die Liebe nicht brauchen. Die arme Liebe ging weiter, doch je mehr Straßen sie durchmachte, ängstlich

suchend, desto mehr Lichter erloschen, und der Häuser, an welchen sie anklopfen durfte, wurden immer weniger. Aus einem trat ihr ein kalter Mann entgegen, der wehrte sie mit beiden langen dünnen Armen ab, und sah wie eine aus dem Gelenk gefallene Papierscheere aus; er raschelte aus einem Haufen Papiers hervor, und quirlte und schnalzte: Ich bin ein Schreiber, und kann die Liebe nicht brauchen. In einem schönen Pallast saß ein bildhübscher junger Mann wach, der sah die Liebe wehmüthig an und sagte: Ich kann Dich nicht brauchen, denn ich muß heirathen. Und so hatte jeder seine Gründe, am Ende war die ganze Stadt dunkel, und das arme Kind getrieb in Verzweiflung. Als sie so nach Lichtern spähte, da bemerkte ihr Auge im Thurme hoch in den Lüften ein einsames Licht; geschwind stieg sie die enge Treppe hinauf, sie klopfte an: Herein! rief eine laute Stimme. Da sah sie am Tische einen Knaben sitzen, dem die hochgelben Locken wie Flammen um den Kopf brannten, die rothen Wangen sprühten Feuer, und er las emsig in einem alten Mährchenbuch. Ah! rief er, so bist Du also das Wesen, von dem hier so viel geschrieben steht, gut, bleibe bei mir, zugleich kannst Du mir im Geschäfte helfen, denn ich bin Thurmer am Orte,

Und nun zeigte er ihr die verſchiedenen Glocken, und die Art und Weiſe, wie ſie angezogen werden mußten. Dieſe, rief er, ziehſt Du an, wenn Feuer in der Stadt iſt; jene große ruft die Leute zur Andacht und zum lieben Gott; die da läutet die armen Geſtorbenen auf den Kirchhof, und dieſe hier ertönt, wenn eine heilige Prozeſſion durch die Stadt geht; nun merke Dir dieſes wohl. Beide lebten jetzt eine Zeitlang mit einander, hoch über der Stadt, in glücklicher Eintracht. Allein bald zeigte ſich's, daß der wilde Knabe viel zu eifrig in ſeinem Buche las, und daß die gute Liebe viel lieber ihm in die blauen Augen ſchauen wollte, als an den Glockenſträngen ziehen. Er nahm ſie auf ſeinen Schooß, erzählte ihr die eben geleſenen Mährchen; ſie lehrte ihm dagegen, wie man Lippe auf Lippe drücken muſſe, daß ein Kuß entſtehe. Kam dann die Stunde, wo ſie läuten mußte, ſo ſprang ſie verdrießlich auf, und hatte gewöhnlich vergeſſen, was jede Glocke bedeutete. Sie riß dann an der Feuerglocke, ſo daß die Menſchen in der Stadt unten entſetzt aus ihren Häuſern ſprangen, um nach der Feuersbrunſt umzuſchauen, dann wollte ſie ſchnell ihr Unrecht gut machen, und läutete die Prozeſſions-Glocke; ſogleich fielen die Leute in den Straßen auf die Kniee, weil ſie nicht anders meinten, als das

Allerheiligste käme heran, und als nichts kam, standen sie verdrießlich auf, rieben sich die Augen, und schauten kopfschüttelnd nach dem Thurme hinauf. Einmal zog sie gar alle Glocken zusammen an, und da entstand eine fürchterliche Verwirrung; wie auf einem Kornboden die Mäuse, so sprangen die Menschen in den Straßen durcheinander; ein Theil wollte auf den Kirchhof, ein anderer jagte wild durch die Gassen und schrie Feuer, ein dritter fiel auf's Kniee, und ein vierter verfügte sich andächtig in die Kirche, um die Predigt anzuhören. Der Pastor aber, der ein vernünftiger Mann war, sagte: Der Thürmer ist toll."

„Und so sage auch ich, Du bist toll, mein Freund!" schloß das muthwillige Kind seine Erzählung; „Dein Kopf gleicht dem Thurme in meiner Fabel, er ist auch verrückt."

„So rücke ihn wieder zurecht," rief der Jüngling, und neigte sich zu ihr.

Sie sah ihm mit einem spöttischen und zürnenden Blicke in's Auge. „Nur nicht zärtlich, nichts kann mich so wild machen, als solch Wesen; ich liebe mir den Mann ernst, tiefsinnig, verschlossen, sogar launisch und verstimmt."

„Und wie ich's war," rief der Dichter, „so wurde ich getadelt, wunderliches Geschöpf!"

Sie lehnte das Haupt an die Polſter zurück. „Wenn Sie wüßten, meine Herren, wie ſchläfrig ich bin, ſo würden Sie mich nicht länger beläſtigen.“ Sie ſchloß die Augen, ihre Arme ſanken in den Schooß nieder.

„Ein höflicher Abſchied, den wir bekommen,“ rief Mylius aufſpringend und nach ſeinem Hut greifend.

Leſſing betrachtete die Schlummernde. „O, dieſe Augen,“ rief er nach einer Pauſe, „jetzt da ſie geſchloſſen ſind, hat die Welt Ruhe! Dieſen trügeriſchen Mond deckt Gewölk, und jeder kann nun ſchlafen und träumen, ſo lange und ſchwer er will. Oftmals, wenn ich als Kind ſo in den verſchleierten Mond hinauf ſah, dachte ich bei mir: der Mond will allein ſeyn, er hat zu denken, und will nicht, daß man ihn ſtöre. So kehren auch Mädchenblicke oft in ſich, wenn ſie allein ſind, und über all' das Unheil, das ſie angerichtet, nachdenken wollen. Wie manche Mädchenaugen ſcheinen zu ſchlafen, und ſind am Ende nur ſolche ſtille nachdenkende Monde.“

Sabine lächelte mit geſchloſſenen Augen, ſie reichte langſam ihre Hand zum Abſchiede hin, und beide Jünglinge verließen das Zimmer.

Der reiche Edelmann, der durch Lessings Aufmerksamkeit und Ergebenheit gewonnen war, dachte jetzt ernstlich daran, den Jüngling an sich und sein Interesse zu fesseln. Es wurde der Plan zur Reise entworfen, die Bedingungen, welche beide Theile zu machen hatten, festgesetzt, und der Sohn, ein ausgearteter lebhafter Knabe, gewöhnte sich an den Gedanken, künftighin seinem jungen Lehrer, zu dem er schon jetzt Vertrauen und Zuneigung fühlte, ganz anzugehören. Diese erfreulichen Aussichten meldete unser Dichter seinen Eltern; zugleich, damit die Nachricht nicht entstellt, durch fremde Einmischung zu ihnen gelangen möge, schrieb er in kurzen Worten von der Aufführung seines Theaterstücks und dem dabei gärndteten Beifall. Jetzt, da er sich auf der einen Seite geschützt und gerechtfertigt sah, konnte er um so freier von seinen schriftstellerischen Arbeiten sprechen.

Als er diese Briefe abgesendet, fühlte der Jüngling, daß die Hauptlast damit nicht von seinem Busen gewälzt war. Clarissens Schicksal und das ihres Hauses war es, was ihm beständig im Geiste verschwebte. Die Verlegenheiten, welche jene aufgefangenen Winke und dunkle Anzeichen in ihm erregten, konnten nur durch ein Gespräch mit ihr selbst gehoben

werden; allein wie zu einer solchen Gunst des Geschicks, die er sich schon so oft im Stillen gewünscht, gelangen? Zum erstenmal fühlte er schmerzlich die Wahrheit jener Betrachtung, die ihm seine Mutter damals vorgehalten, die Convenienz, die strenge Etiquette, mit der der Adel sich fern hielt und seine Stellung gegenüber den andern Ständen behauptete, erschien ihm jetzt vollends grausam und unerträglich. Das einzige Mittel, von den beiden Gräfinnen etwas zu erfahren, vielleicht gar zu einer Unterredung mit ihnen zu gelangen, war, Babeten aufzusuchen, sie in's Interesse zu ziehen, und hierzu fand er sich nicht abgeneigt; allein wo sollte er dieses muntere Kind allein und ohne Zeugen antreffen? Der Zufall verhalf ihm zu günstiger Gelegenheit.

Ein einsamer Spaziergang hatte ihm immer wohlgethan; in der Abenddämmerung, die schon zu herrschen begann, wanderte er daher vor's Thor hinaus. Die Straße, die ohnedieß nicht zu den besuchtesten gehörte, wurde bald völlig leer, und unser Dichter befand sich, ehe er es recht bemerkte, allein auf jenem Platze bei der Kirchhofmauer, an derselben Stelle, wo er vor wenigen Tagen zurück mit seinem gesprächigen Freunde gestanden. Wie damals, so leuchtete auch jetzt der aufsteigende Mond mit

sanftem und klarem Lichte nieder, das einsame Häuschen der Prophetin, der daranstoßende Kirchhof und die mit Bäumen bepflanzte Straße zeigten sich friedlich und still, wie in jener Nacht, wo sich ein so buntes und wunderliches Leben dennoch in ihnen barg. Lessing horchte in die Stille hinein und vernahm nun ein Lied, das eine weibliche Stimme anfangs leise, dann immer lauter absang. Die Töne kamen vom Kirchhof herüber und das Auge, mit Aufmerksamkeit hinschauend, konnte alsbald auch eine Gestalt erblicken, die auf einem der Leichensteine, nahe dem Hause des Wächters, Platz genommen hatte. Neugierig, wer die Sängerin sey, schlich sich unser Freund behutsam heran und erkannte jetzt das gefühlvolle Kammermädchen, das, beide Arme um die Knie geschlungen, mit dem weit zurückgebogenen Haupte in den Mond starrend, folgende Strophen sang:

Wenn Dein Strahl, Du Freund der Nächte,
Hero's zart Gemächer kennt,
Weiß er auch, wie es jetzt heftig
Bei Leander's [illegible] brennt.

Ach, kein Schiffer ward wie dieser,
So mit bitterm Weh erfüllt,
Keinem ist der [illegible]
[illegible]

Eil', o Freund der stillen Nächte,
Bring' ihm Seufzer, Hauch und Gruß,
Lächle auf sein Antlitz nieder
Und flüst're: das war Chloe's Kuß.

Die Verse tönten still über die Gräber dahin, und das gerührte und begeisterte Mädchen erschrack heftig, als jetzt der Dichter auf sie zutrat. Das hübsche Gesichtchen zu ihm gewendet, erwiederte sie auf seine Fragen: „Ach geh'n Sie, Musje, und lassen Sie mich man schwärmen, der jute liebe Mond juckt mir so freundlich an, daß ich sogleich an meene Amour denken mußte. O Jott, Jott, man wees jo nicht, was er macht.“ Sie hub an zu schluchzen, suchte nach ihrem Taschentuch und konnte es nicht sogleich finden, da sie den obern Rock aufgebunden hatte, um ihn auf dem Steine nicht zu beflecken. Lessings Fragen nach dem Fräulein überhörte sie in ihrer trüben Stimmung und fuhr schluchzend in ihren Klagen fort. „Berlin ist eene jrose Stadt, Potsdam ist een scheener Ort, aber es gibt nirgends auf Jottes Erdboden so vele elende und betrogene Frauenspersonen als hier, das Alles wegen der Herrn Offizöhre und den bösen Kriegsläuften; c'est pour cela, die jungen Kavalöre haben keene Lust an reellen Passionen, sie ziehen man die liaisons vor, und dazu kommt die vernehme philosophische Conduite, daß es eene

Schande ist, einem ehrlichen Mädchen sein Wort zu halten. Du juter Mond, Du da eben, hélas! gibt es auf Dir auch des perfides amants? ne, ne, es gibt keene!

Sie weinte jetzt auf das heftigste, und der Jüngling, der sich neben sie gesetzt hatte, umfing sie tröstend. „Glaube nur, liebe Babette," rief er, „daß Dein Jehn, wie alle andere Grenadiere, die ein so hübsches Bräutchen zurückgelassen haben, nicht die kleinste Untreue sich erlauben dürfen. In diesen Fällen verübt der Mond eine strenge Polizei; es entgeht ihm kein Ungetreuer, und finden sich solche, so werden sie alle mit den Zehen an die blanke Scheibe angenagelt."

„Mais sans doute?" fragte die Blondine, indem sie sich rasch umdrehte, „das also ist die Strafe für ungetreue Amanten?" — „Verlaß Dich darauf," rief der Dichter ernstlich, „der Freund da oben ist hierin unerbittlich, und ich kann Dich versichern, daß er gerade auf Berlin es gemünzt hat. Aber nun sage mir, wie es bei Euch zu Hause geht und was die beiden gnädigen Comteffen machen." Babet trocknete sich die Augen, warf noch einen Blick auf den Mond und erwiederte dann: „Das janze Haus ist in einer barbarischen Traurigkeit, unsere alte Tante Sibille ist angekommen, et je vous jure c'est une

odieuse personne! entre nous soit dit. Sie werden, Monsieur Ephraim, Alles changirt finden, kein Auskommen ist mehr und das Allerschlimmste soll noch kommen, man weis nicht was. Die alte Kartenbrae ist befragt worden, jetzt stehn die Koffer gepackt, gegen Morgen soll es davongehen; ich habe nur noch auf ein Stündchen zu der alten Gertrud, die hier bei ihrem Bruder, dem Kirchhofswächter, wohnt, schlüpfen können pour prendre congé. Der Christian aber läuft herum, um auch Monsieur Ephraim zu suchen, da Euch, entre nous soit dit, die gnädige Comtesse Clarissa etwas zu vertrauen hat."

„Verdammt!" rief Lessing aufspringend, „und das sagst Du mir erst jetzt? Geschwind, wo ist Christian, er soll mich hinführen."

Das Mädchen veränderte bei diesen Zeichen einer lebhaften Ungeduld weder ihren Platz, noch im Wesentlichen ihre Mienen. „Er wird hierher zurückkehren, wenn er Euch nicht findet," erwiederte sie nach einer Pause, dann wandte sie wieder ihre Blicke dem Monde zu: „ach!" rief sie seufzend, „mein Unglück ist einzig, daß ich von so schwermerischer Complexion bin, ich meine das Simpathisiren wird mir noch einmal das Garaus machen, zuverläßig bin ich unter allen dienstbaren Frauenzimmern das

empfindsamste. O du jetzliche Liebe, grausamer Zeit, wohin führst Du mir?“ —

Sie hätte noch gerne so fortgeschwärmt, wenn des Jünglings Ungeduld es zugelassen. Er bestand darauf, daß sie sogleich ihn zu ihrer Gebieterin führen sollte; er hätte das ganze Haus in Bewegung gesetzt, wenn nicht zu Babettens Freude jetzt der alte Christian erschienen wäre, der atemlos von seinen vergeblichen Gängen heimkehrte. Er schrie laut auf, als er den Dichter erblickte, beide verständigten sich jetzt und es wurde der Entschluß gefaßt, sogleich den Weg anzutreten. Werber fand es jedoch der Alte für gut, die zärtliche, seiner Obhut anvertraute Schöne in sicheres Gewahrsam zu bringen. „Du Plauderrasche!“ fuhr er sie mürrisch an, „es ist auch jetzt Zeit, mit jungen Herrn zu parliren und in den Mond zu gucken; geh', fort in die Stube, dort wird Dir Mutter Gertrud Wolle aufzukratzen geben.“

„Deine Augen will ich auskratzen, Du alte Mausfalle!“ rief das Mädchen schnippisch. „So ein kurzsichtiger, stallverwachsener Mensch, wie Er, hat freilich nie das himmlische Glück gefühlt, was unser einem die zärtlichen Sentimente gewähren thun.“

„Das Mädel ist total übergeschnappt!“ brummte Christian, nachdem er Babetten fortge-

fuhr, „hat auch die verdammten Bücher gelesen. Das Uebel kommt von der zunehmenden Peterei. Seitdem diese gelesen Kunststücke los und ledig sind, hat der Teufel frei Quartier. In meiner Jugend gab es nur grosse Folianten, Kriegshistorien, Moskowitische Reisebeschreibungen, hochgelehrte Chroniken und dergleichen weise und verständige Bücher, die dann so ein prachtvolles Gewicht hatten, daß man leichtlich ein paar Schädel mit ihnen einschlagen konnte; das kleine Zeug aber, das heutzutage geschrieben wird, nistet sich wie schädliches Ungeziefer überall ein, kriecht den Frauen in die Poschen, nimmt in jeder Puderbüchse Platz, und macht, daß ein ehrlicher Ehemann oder Liebhaber ganz des Teufels werden möchte."

Unser Freund überhörte diese Betrachtungen gänzlich, er war heftig bewegt, seine Wangen glühten, seine Schritte wurden immer eiliger. „Was wird sie mir entdecken?" rief er bei sich selbst, „nicht ohne Abschied hat sie sich von mir trennen wollen! Du Glücklicher, an Dich hat sie gedacht, in Deinen Augen als kalt und gleichgültig zu scheinen, war sie nicht im Stande, lieber gab sie etwas von der, ihr so hoch stehenden Sittenstrenge nach." Er mußte sich mit Gewalt Fassung auferlegen, als man sich schon dem Hause näherte. Diese Zusammenkunft, von

vom günstigsten Geschick als köstlichstes Geschenk bewilligt, durfte auf keine Weise ungenützt dahingehen, so Vieles hatte unser Freund auf dem Herzen, so manches Wichtige konnte in einer vertrauten einsamen Stunde besprochen und entschieden werden. Als er die Stiege betrat, klopfte sein Herz heftig. Christian winkte ihm Stille zu; vorsichtig schritt er einen langen Gang voran und öffnete endlich an dessen Ende eine Thüre, die in ein kleines Vorgemach leitete. Der Eingang, der in's Nebenzimmer führte, war offen, und Lessing sah seine Freundin, das Haupt sorgenvoll auf den schönen Arm gestützt, allein an einem Tischchen sitzen, das mit Papieren und Kostbarkeiten bedeckt war. Sie erhob sich und kam ihm entgegen. Ihr Gang war frei und stolz, doch ihre holdselige Miene nicht ohne eine kleine Befangenheit: das große schwarze Auge blickte mit einem Ausdruck von Wehmuth und Besorgniß vor sich hin. Christian durfte im Vorgemach bleiben; ein paar Kammerfrauen beschäftigten sich mit Einpacken von Kleidungsstücken und Geräthe.

„Nicht wahr, verehrter Herr Lessing," hub die schöne Gestalt, mit dem sanftesten Ton der Stimme, an, „mein Thun und Treiben erscheint ihnen seltsam und unerklärlich. Vor wenig Wochen war ich es, die von Ihnen völlig

und auf die Dauer des ganzen Winters Abschied nahm, und jetzt ist es dieselbe Person, die Sie so angelegentlich und in der ganzen Stadt aufsuchen läßt. Allein Sie sollen den Grund dieses widersprechenden Entschlusses sogleich erfahren; nehmen Sie Platz und schenken Sie mir ein ruhiges Gehör."

Christian brachte einen Stuhl herbei, und der Jüngling mußte dicht neben seiner schönen Freundin Platz nehmen. Schüchtern hob er das Auge, und seine Blicke suchten und trafen die ihrigen; die innere Unruhe und Befangenheit, der sie vergeblich Meister zu werden strebte, goß einen weichen rührenden Liebreiz über sie aus, nie war sie ihm schöner erschienen. Jetzt wurde die Thüre zum Vorgemach geschlossen, trübe brannten die Kerzen an den hohen Spiegeln, eine Spieluhr klagte in langsamen Accorden durch die lautlose Stille; als ihre schwermüthigen Melodien verklungen waren, erhob sich die Gräfin, und nachdem sie ein paar Gänge durch's Gemach gethan, nahm sie völlig gefaßt und ruhig ihren Platz wieder ein. „Mein junger, verehrter Freund," hub sie an, „Sie sind ein Dichter; man gibt Leuten Ihrer Art oft eine gewisse Vorliebe für alles Besondere und Abenteuerliche Schuld; der Plan, den ich jetzt mit Ihrer Hülfe auszuführen Willens bin, grenzt an jene

Eigenschaften. Ein Unglück, das meiner Familie nahe bevorsteht, und welches ich vergeblich auf andere Weise abzuwehren gesucht, zwingt mich, ein Mittel zu ergreifen, welches ich unter andern Umständen selbst für höchst unstatthaft erklärt hätte."

Die Aufmerksamkeit des Jünglings war aufs höchste gespannt und die Gräfin fuhr fort: „Ich heische Ihren Beistand für meine arme Schwester; vernehmen Sie, welch' einen furchterlichen Plan man gegen das arme Kind ersonnen. Meine Familie, an Glanz und Ansehen immerdar hochstehend, hat fortwährend höher gestrebt; reichten Verdienste und Auszeichnungen nicht hin, ihre Zwecke zu befördern, so mußten wohl oft Mittel an die Stelle treten, die jene ruhmwürdigen Eigenschaften, wenn gleich an Wirkung, doch nicht an Würde ersetzten. Der unbegrenzte Ehrgeiz meiner Verwandten hat unser Haus schon einmal dem Verderben nahe gebracht, meine Tante hat diese unglückselige Leidenschaft in einem Maße geerbt, der sie zu den verdammungswürdigsten Thorheiten treibt, wie denn jener Plan, dessen Ausführung im Werke ist, ein trauriges Beispiel hierzu liefert. Sie haben wohl von dem jungen Prinzen vernommen, der unsere Hauptstadt vor einem Jahr besuchte; dieser liebenswürdige Herr hatte meine Schwester kaum

erblickt, als er die heftigste Leidenschaft zu ihr faßte und jeden nur möglichen Weg aufsuchte, um in dem Busen des Mädchens dieselben Flammen zu entzünden. Sie sind beide sehr jung: Leopoldine mit der Welt und ihren Verhältnissen gänzlich unbekannt, geschmeichelt durch eine so auszeichnende Annäherung, gelockt durch das Abenteuerliche einer Intrigue bildet sich ein, den Prinzen schwärmerisch zu lieben, unsre gute, sonst so verständige Bonne ist thöricht genug, sie hierin zu bestärken. In den Händen meiner Tante erhielten nun aber diese unglücklichen Bestrebungen vollends Gestalt und Richtung; der Graf Felix wurde sofort in's Interesse gezogen, und mit dem Prinzen, der auf Befehl seines Vaters die Stadt verlassen mußte, ein förmlicher geheimer Briefwechsel angeknüpft und unterhalten. Mich suchte man von jeder Theilnahme auszuschließen, meinen Forschungen wichen Alle geschickt aus, und selbst das schwesterliche Vertrauen, bisher eben so warm als thätig zwischen uns bestehend, wurde wankend gemacht. Alles, was ich in dieser Lage thun konnte, war, die handelnden Personen nicht aus dem Auge zu lassen, sie, wo es in meiner Macht stand, geschickt und unmerklich beobachten zu lassen. Auf diesem Wege brachte ich nun in Kenntniß, daß der junge Prinz Versuche gemacht,

sich meiner Schwester zu bemächtigen, durch die Spionen seines Vaters jedoch an dem Gelingen seines Vorhabens verhindert worden sey. Die Bestätigung dieser Nachricht konnte ich ganz wohl an dem tragischen Aussehen der Bonne, so wie an der schlechten Laune meiner Schwester absehen. Es wurden neue und nachdrücklichere Versuche vorbereitet. Unser Vormund, ein schwacher, charakterloser Mann, erschien, der Graf wurde berufen, man steckte die Köpfe zusammen, Briefe langten an und wurden versendet, meine gute Schwester schwamm dabei in Thränen, die sie sorgfältig vor meinen Blicken zu verstecken suchte. Alle diese Anzeichen, mehr aber noch die Mittheilungen meiner Späher, ließen mich das Herannahen einer Katastrophe ahnen, deren Wichtigkeit ich jedoch nicht für so bedeutend hielt, als ich es jetzt leider erfahren muß. Es ist von nichts Geringerem die Rede, als meine Schwester dem Prinzen auszuliefern, und zwar ist die heutige Nacht dazu bestimmt, die Reise anzutreten, deren Ziel ein entfernt gelegenes einsames Lustschloß ist, in dem der Prinz uns erwartet, und wo eine insgeheim vollzogene Trauung das Unglück meiner armen Schwester, die Demüthigung unserer Familie, soll vollenden helfen. Ich kann nicht erwarten, daß auch jetzt ein Hinderniß dem Unternehmen in den Weg treten wird,

zu sicher sind die Verbündeten ihrer Sache, zu geschickte Hände haben diesesmal die Wege gebahnt, auch habe ich selbst, da ich erst gestern von Allem Kenntniß erhalten, keine rettende Voranstalten treffen können; das einzige Mittel, das mir bleibt, und das ich jetzt mit rascher Hand ergreife, ist: Leopoldinen schleunig zu entfernen. Gewalt würde zu nichts führen, nur List kann wirksam helfen; der Prinz darf nicht früher von dem ihm gespielten Betrug etwas wissen, als bis es zu spät ist, die verlorenen Vortheile wieder zu erlangen; deßhalb reiset Leopoldine scheinbar mit uns. Mein zweites Kammermädchen, meiner Schwester an Wuchs und Größe ziemlich ähnlich, nimmt ihre Stelle an meiner Seite in meinem Wagen ein, die Fahrt, durch die Nacht begünstigt, geht ohne Hinderniß von Statten, und auf dem Schlesse angelangt, werde ich dann diese Handlung zu rechtfertigen, meine Stellung gegen den unbesonnenen jungen Herrn sowohl, als auch gegen meine Verwandten zu behaupten wissen."

„Und Ihre Gräfin Schwester," rief der Dichter, „was wird aus ihr?"

„Ich komme jetzt," fuhr die Dame fort, „an die Ihnen zugetheilte Rolle. Sie begreifen, daß ich Leopoldinen nicht dem Schutze, auch der nicht in der Verschwörung stehenden Verwandten

anvertrauen darf; das erzürnte Mädchen würde Alles aufbieten, die Hülfe dieser Leute in Thätigkeit zu setzen, und jene könnten dann wohl schwach genug seyn, ihr nach Willen zu handeln. Ich muß vollkommen sicher seyn, die Hände völlig frei haben, nur dann kann mein Rettungsplan gelingen. Es kommt daher darauf an, Leopoldinen dahin zu bringen, wo weder der Prinz, noch meine Verwandten sie vermuthen können; ich vertraue sie daher Ihrem und dem Schutze jenes alten treuen Dieners unseres Hauses an. Christian hat den Befehl, sie noch heute Abend zu seiner alten Verwandtin zu bringen, einer frommen, gutherzigen Frau, die zur Sekte gehört, welche auch in unserer Gegend so viele Anhänger zählt. In dem Hause dieser Alten bleibt sie auf das sicherste verborgen; wie ich hoffe, soll ihre Gefangenschaft nur wenige Tage dauern, unterdessen habe ich die nöthigen Briefe geschrieben, und der Vater des jungen Mannes, der regierende Herr, den ich persönlich zu kennen die Ehre habe, wird dann, wenn es nöthig seyn sollte, mich kräftig unterstützen."

Lessing hatte über diesen Mittheilungen sich selbst vergessen; seine Aufmerksamkeit und Theilnahme war durchaus in Anspruch genommen, und als jetzt das Fräulein geendet, der Klang ihrer süßen, bewegten Stimme nicht mehr an

sein Ohr tönte, erwachte er aus seiner Befangenheit und fragte nach einer Pause: „Und was kann ich bei diesem trübseligen Ereigniß thun, Gnädigste?“

Die Gräfin nahm in Ton und Miene jetzt den weichsten, bezauberndsten Ausdruck an. „Mein edler Freund,“ sagte sie, „können Sie dieses noch fragen? Sie sollen der Verlassenen vornehmste Stütze seyn. Die Zeit unseres Bekanntseyns hat mich belehrt, daß ich hierin Ihnen unbedingt vertrauen darf. Was jene treuen ergebenen Gemüther bei aller Bereitwilligkeit nicht leisten können, übernehmen Sie; von Ihnen erwarte ich genaue Berichte, ob und auf welche Weise meine Anordnungen hier ausgeführt werden. Von Ihnen kann, da sie jetzt die Lage der Umstände und meine Ansicht kennen, Leopoldine den wirksamsten Trost, die sicherste Hülfeleistung erwarten. Oder habe ich vielleicht zu viel auf Ihre Bereitwilligkeit, zu fest auf Ihre Freundschaft für unser Haus gebaut?“

Sie reichte bei diesen Worten ihre Hand dem Jünglinge hin, die dieser rasch und mit Innigkeit an seine Lippen drückte. Er war so bewegt, daß ihm die Worte fehlten; erst nach einer Pause erwiederte er: „Ist's denn Wahrheit oder ein Traum? Sie, Gräfin, würdigen mich Ihres engen Vertrauens; ich darf zum erstenmal

in die Tiefen eines Herzens schauen, das der Himmel nie edler und trefflicher schuf? Ach, wenn Sie wüßten, wie stolz ich auf dieses Band bin, das uns hinfort verknüpfen wird!"

Clarissa lächelte: „es wird nur jenes Band befestigen helfen," erwiederte sie, „welches uns schon früher vereinte. Sind wir uns damals in jenen schönen Träumen einer poetischen Welt begegnet, so wird es keine geringe Freude seyn, in der wirklichen uns gegenseitig treu und thätig wiederzufinden."

Sie erhob sich jetzt und zog die Klingel; Christian trat herein und empfing den Befehl, Leopoldinen zu rufen. Dieser Name weckte bei'm Dichter auf's Neue Zweifel und Besorgnisse; Clarissa fixirte ihn mit einem forschenden und aufmerksamen Blicke. „Befurchten Sie nichts," nahm sie nach einer Weile das Wort, „das arme furchtsame Mädchen wird uns keine Hindernisse in den Weg legen, sie ist jetzt, da es zur Entscheidung kommen soll, kleingläubig und ängstlich geworden. Verzweifelnd hat sie noch vor einer Stunde sich in meine Arme geworfen, ich habe sie zu diesem Gange vorbereitet. Sie geht, die Kaffeeprophetin, auf deren Sprüche sie unbegrenztes Vertrauen setzt, noch um einige Zweifel zu befragen; Christian wird sie schon in's rechte Haus leiten. Am Morgen, wenn

wir unterdeß schon längst fort sind, müssen Sie, verehrter Freund, dann zu der Verlassenen gehen, und ihr so viel von dem heutigen Gespräch mittheilen, als Sie eben für passend finden. Das Uebrige wird sich von selbst geben. Doch ich höre sie schon kommen."

Christian trat herein, er hatte Thränen im Auge. Clarissa gab ihm einen Brief, den sie eben versiegelt hatte, indem flog die Thüre auf, und in Mantel und Tücher gehüllt stürzte Leopoldine herein und ihrer Schwester an den Hals. Lessing hörte sie schluchzen; sie wiederholte ihre innigen Umarmungen, bis jene leise ihr zurief: „Calmez-vous, on nous observe!" Die Eilige drückte noch einen Kuß auf die Stirne der Schwester, indem sie rief: „Wartet auf mich, wartet auf mich, sogleich bin ich wieder da, hörst Du, daß ihr nur nicht am Ende fortfahrt ohne mich!" Sie zog ihren Schleier fester, und schlüpfte zur Thüre hinaus. Lessing konnte seine Rührung nicht verbergen, Clarissa aber behauptete die strengste Fassung. Sie trat auf unsern Freund zu, als er sich jetzt nahte, um Abschied zu nehmen. „Wohlan!" rief sie, „mein treuer Ritter, so treten Sie denn jetzt den Dienst bei Ihrer Dame an, ich hoffe, er ist nicht ganz ohne poetischen Zauber. Ist geschehen,

was geſchehen muß, ſo ſehen wir uns freudig und getroſter bald wieder.“

Sie reichte dem Jüngling nochmals die Hand. Er konnte nicht ſcheiden, jetzt, da er die edle Geſtalt vielleicht zum letztenmal vor ſich ſah. Da ſie in vertrauter Hingebung ihn mit einem ſchönen Vertrauen beglückt hatte, fühlte er es doppelt ſchmerzlich, daß ſie ihm nichts geſagt, was ihn näher betraf, kein Wort über ſein Schauſpiel. Wie wenig paſſend es ſey, ſie jetzt in ihrem Schmerz, in ihrer Bedrängniß daran zu mahnen, wußte er wohl, und dennoch konnte er nicht fort. Clariſſa ſchien ſeine Gedanken zu erraten. „Das Schickſal iſt grauſam,“ rief ſie, „ich dachte mich mit ihnen im Nachgenuß ihrer ſchönen Dichtung, die uns vor wenigen Tagen vorgeführt wurde, zu erfreuen, recht oft und warm meinen Dank auszuſprechen, und jetzt werde ich ſelbſt zur Rolle einer tragiſchen Heldin berufen! Vergeben Sie mir darum, mein edler Freund, daß ich mit Ihnen nur von mir und meinem Intereſſe gehandelt.“

Man hörte einen Wagen vorfahren, die Kammerfrauen zeigten ſich an der Thüre, die Uhr ſchlug Mitternacht. Es kamen eilige Tritte die Stiege herauf durch den Gang; Clariſſa winkte, und gewaltſam riß ſich unſer Freund von der Seite des holden Mädchens; er ſtürmte

fort, und erst als die kalte Nachtluft seine heiße Stirn und die entflammten Wangen berührte, lösten sich Schmerz und Befangenheit in leise Wehmuth auf.

Nach einem kurzen unruhigen Schlummer suchte er am Morgen sogleich die Wohnung von Christians Verwandten, der alten Barbara, auf. Als er die Thüre öffnete, erstaunte er nicht wenig; mit dem Rücken ihm zugekehrt, saß ein junges Geschöpf in der einfachen Tracht der Secte gekleidet; es blickte herum, und er erkannte Leopoldinen, die sogleich mit einem Schrei in die Höhe fuhr. Sie hatte geweint, ihre Wangen waren bleich, ein Brief zitterte in ihrer Hand.

„Um Gotteswillen!“ rief sie, und faßte den Arm des Freundes, „kommen Sie, mich zu retten? Ich bin verrathen, betrogen! — Sehen Sie, diese abscheulichen Kleider — o ich komme von Sinnen. Eine alte Närrin und der Pinsel von Diener beherrschen mich hier, und das alles auf Befehl meiner saubern Schwester! Lesen Sie, lesen Sie, hier steht alles, — ich bin des Todes!“

Sie sank im Sessel zurück, die Alte trat herein mit einem Riechfläschchen, allein sie wurde mit Geberden des äußersten Abscheus

zurückgestoßen. „Geh' Sie, Ungeheuer!“ rief die Zornige, „Ihr Anblick schon bringt mich in die fürchterlichsten Krämpfe.“

Lessing hatte indessen Zeit, den Brief Clarissens zu lesen, der französisch geschrieben, die zärtlichsten Sorgen schwesterlicher Liebe enthielt. „Ich beschwöre Dich bei dem Angedenken unserer guten Mutter,“ schloß der Brief, „den Leuten, denen ich vertraue, und die ich geprüft habe, Dich blindlings hinzugeben. Bedenke, Leopoldine, daß ich die Stelle der Mutter bei Dir vertrete, daß ich über Dich befehlen darf, wenn es Deine Rettung gilt. Man hat mich auf das empfindlichste beleidigt, allein meine Wachsamkeit nicht untergraben können; der Augenblick ist da, wo ich handelnd auftreten muß, ich fühle die gekränkten Rechte meiner Geburt, das ganze Gewicht unsrer edlen Herkunft, den guten Ruf unserer Familie, und endlich Deinen Frieden, Dein Lebensglück, Leopoldine, in meinen Händen ruhen. Urtheile selbst, ob ich hier unthätig zuschauen darf.“

Kaum hatte er das Blatt durchlesen, als die unglückliche Gräfin wieder ihre Klagen anhub; er suchte sie zu trösten, erklärte ihr die Absichten der Schwester, doch er mußte bemerken, daß seine Worte nur noch stärkere Affecten rege machten. „Also Sie auch im Bunde?“

rief ſie, „auch einer meiner Wächter? Ich will nichts hören, zu unſerm Hauſe will ich eilen, dort alles in Bewegung ſetzen, ich will —“

Chriſtian trat jetzt herein, ſie fuhr auf ihn los, mit dem Befehl, ſogleich ſie dorthin zu begleiten. In des alten treuen Dieners Geſicht lag eine ſeltſame Miſchung von Unterwürfigkeit, Mitleid und angenommener Strenge. „Recht gern,“ erwiderte er nach einer Pauſe, „allein da Ihr, gnädigſtes Fräulein, nun einmal meine Nichte ſeyd, ſo müßt Ihr abwarten, bis es mir gefällig iſt, Euch dahin zu bringen; fur's erſte wird wohl nichts daraus werden.“

„Gut!“ rief ſie, indem ſie ſich raſch umdrehte, und dunkle Flammen des Zorns das reizende Geſichtchen färbten, „dieſe Impertinenz ſoll Er mir büßen, ihr alle ſollt euch nicht ohne Strafe ſo weit vergangen haben! Es iſt eine beiſpielloſe Unverſchämtheit.“

Chriſtian näherte ſich ihr, er ſchien bittend ihre Hand faſſen zu wollen, doch in dem Moment erhielt er einen heftigen Schlag mit dem Fächer; der Alte verzog keine Miene. Nach einer Pauſe ſagte er: „Als Ihr klein waret, liebes Fräulein, und der alte Chriſtian Euch nicht etwas nach Willen that, da hat er auch manchesmal Schläge hinnehmen müſſen; nun, ich will dieſen Schlag zu den andern thun.

Was aber den Spaziergang anbelangt, so bleibt Ihr dieſesmal hübſch zu Hauſe; es würde ſich auch nicht ſchicken, in dem Kattunleibchen, welches Ihr anhabt, auszugehen.“

Leſſing verſuchte auf's neue, ſeine Troſtgründe anzubringen, doch das auf's höchſte gereizte Kind wollte durchaus nichts mehr hören; ſie warf ſich in die Ecke des kleinen Sopha's, hüllte ihr Antlitz in's Taſchentuch, und blieb ſo unbeweglich liegen.

Die groſe Stube bei der Frau Barbara war beſonders aufgeräumt und geputzt worden, der Fußboden mit Sand und grünen Zweigen beſtreut, die metallenen Gehänge und Schlöſſer an dem alterthümlichen Geräthe glänzend aufgefriſcht; das große Bild an der Wand, den Fenſtern gegenüber, einen Reformator der Kirche darſtellend, ein ſtrenges unerquickliches Geſicht, mit einer Wolkenperücke, hatte eine ſtattliche breite Einfaſſung von Wachholder und Tannenzweigen erhalten. Weniger feſtlich waren die zwei kleinen Seitenbilder, Portraits von Barbara's Vettern, ausgeſtattet. Die Geſichter

dieſer Herren, von denen einer es ſogar bis zu einem Prediger in der Mark gebracht hatte, waren auch in der That keiner größern Auszeichnung würdig; ſie ähnelten, was ihre Breite und das dunkelrothe Colorit betraf, der einförmigen ausdruckloſen Fläche eines tüchtigen weſtphäliſchen Schinkens, wo dann die grelle weiße Perücke füglich die Speckſeite darſtellen konnte. In der Mitte des Gemaches befand ſich ein Tiſch, reinlich behangen, auf ihm eine große in ſchwarzem Corduan gebundene Bibel, der zur Seite ein Glas Waſſer, zur Erquickung des frommen Sprechers, ſtand. Eine kleine Handorgel nahm das beſcheidene Plätzchen an der Thüre ein, das die überall hinvertheilten Bänke leer ließen. Starkduftendes Räucherpulver hielt ſich, in blaue Wolken aufgelöst, in der Mitte des Zimmers, und umfing Frau Barbarens Geſtalt, die ſich in dieſer feſtlichen Atmoſphäre mit kleinen kniſternden Schritten und mit großem Wohlbehagen herumbewegte. Ihre Aufmerkſamkeit war beſchäftigt, hie und da noch ein Stäubchen oder eine Feder abzukehren, und dann über den Kanarienvogel am niedrigen Fenſter ein dunkles Tuch zu breiten, damit die unvernünftigen Naturleute dieſer Creatur Gottes eine würdige fromme Unterhaltung nicht ſtören möchten.

Diese Versammlung, die unter keinem Vorwand ausgesetzt werden durfte, war geeignet, Christians Verlegenheit auf's äußerste zu treiben, er hatte seine ganze Ueberredungsgabe, sein ganzes Ansehen geltend zu machen gesucht, um die schöne Gefangene zu überreden, sich mit unter die frommen Gäste zu begeben, allein dieses Ansinnen war von Leopoldinen rund abgeschlagen worden. Der Gedanke empörte sie, einer Gesellschaft anzugehören, die sie so oft selbst als lächerlich oder verächtlich geschildert. Den ganzen Morgen hatte sie mit Weinen zugebracht; die alte Barbara und Christian, die nicht von ihrer Seite wichen, mußten abwechselnd die ganze Heftigkeit ihres Charakters fühlen. Der letztere zeigte eine unbezwingliche Geduld, so wenig diese sonst in seinem Wesen lag; allein Ehrfurcht, innige Ergebenheit für seine Herrschaft überwogen jetzt, da es darauf ankam, ihr einen wichtigen und entscheidenden Dienst zu leisten, alle übrigen Gefühle. Sogar die Anhänglichkeit und den Gehorsam, den er den Anforderungen der Secte schuldig zu seyn glaubte, war er nach einem hartnäckigen Kampfe zwischen seinem Gewissen und seinem weltlichen Diensteifer, endlich entschlossen, diesesmal in den Hintergrund treten zu lassen. Als daher die Stunde schlug, wo Frau Barbara's Zimmer

sich mit ihren frommen Brüdern und Schwestern füllte, bezog er seufzend seinen Wachtposten an der Thüre des kleinen Gemaches, in dem die Gräfin sich befand.

Den Zug der Besuchenden führte die reiche Wittwe aus Kamenz an, Frau Dorothea, die mit ihrem Vetter Christlieb erschien, und von Barbara mit auszeichnender Ehrfurcht empfangen wurde. Die weite Fahrt, die sie nicht gescheut hatte, bewies ihre Anhänglichkeit für die Secte; ihr folgten andere Mitglieder, zum Theil aus noch entfernterer Gegend; allein da sie weder an Ansehen noch an Reichthum sich mit der Wittwe messen konnten, mußten sie sehen, daß der Ehrenplatz nahe am Predigertischchen jener eingeräumt wurde. Frau Barbara hatte für diese ihr eben so theuren, doch nicht so begünstigten Schwestern und Brüder deste mehr fromme Küsse und zutrauliche Handschläge, welche denn herzlich empfangen und erwiedert wurden. Ein Scharren mit den Füssen und ein Geräusch, das jedoch nur bis zur Stärke eines dumpfen Gemurmels anwuchs, verkündete dem armen Christian in seinem daranstoßenden Gefängniß, daß man jetzt an das Geschäft ginge, die Plätze zu vertheilen; eine äußerst langweilige Ceremonie, welche jedoch mit gewissenhafter Strenge beobachtet wurde. Die darauf

entretende Stille ließ ihn vermuthen, daß jetzt Alles seinen Platz gefunden, und der dünne Kaffee seiner guten Schwester die Reihe herum mache, der dazu bestimmt war, die Durstenden zu erquicken, ohne zugleich ihren Geistern durch eine zu gewürzhafte Mischung Ruhe und Besonnenheit zu rauben. Es war Sitte, vor Beginn der eigentlichen Andachtsübungen, der Predigt, dem Gesange und den verschiedenen Reden, einige der Gemeine angehende Vorfälle und Verhältnisse, zu besprechen. Die Männer, die hierin vorangingen, hatten fast alle nach einander dieses Recht in Anspruch genommen, und es sollte eben auf die Frauen, die schon lange darauf warteten, übertragen werden, als sich der Leinweber Maths hervorthat, und mit einer ehrerbietigen Verbeugung ebenfalls um die Erlaubniß, sein Herz auszuschütten, bat. Sie wurde ihm gewährt, und der dünne seltsame Mann trug jetzt mit bewegter Stimme seinen Wunsch vor, daß man ihn aus der Secte wiederum entlassen möchte.

„Was soll ich es länger läugnen, setzte er fast weinend hinzu, „ich fühle seit einiger Zeit mich gleichsam von Gott und von Menschen verlassen.“

„Wie das?“ nahm Christlieb das Wort, „thut man nicht aller, seitdem Ihr unter uns

seyd, Euch das Leben ruhig und sorgenfrei zu machen?“

„Das ist's ja eben,“ erwiderte Maths, „diese Ruhe und dieses Glück vertreiben mich eben. Ich habe es jetzt mit dem Ernst und der Traurigkeit versucht, und will zu meiner alten Lustigkeit zurückkehren. Wie lange schon ist mir nichts Freudiges geschehen, wie lange hab' ich eine tüchtige Herzstärkung, wie ich sie wünsche, entbehren müssen? Selbst die Erinnerung an mein früheres Glück und die Erzählungen davon sind mir verboten; immer gleiche Arbeit, Erholung, ernsthaftes Gespräch, sorglose Ruhe und liebevolles Beisammenwohnen, nein, dergleichen kann keine schwache Creatur lange aushalten! Trübsinn und Ernst legen sich wie ein Panzer um die träge Seele, so daß der allerkräftigste und gutgemeinteste Schicksalsschlag sie aus ihrer unerquicklichen Starrheit nicht zu erwecken vermag. Nein, nur wer recht frisch und lebendig im Unglück sitzt, wie der Salamander im Feuer, der kann auf die Welt und ihre Erscheinungen ein stetes lebhaftes Auge richten, der spielt in den lustigsten Farben, nach allen Seiten hin, seine Thätigkeit aus, und ruht nicht eher, als bis das kräftige schöne Element das ihn erhalten hat, ihn auch verzehrt. Ich glaube wohl, daß Ihr mich, Verehrte, nicht

ganz begreift, daß Ihr mich thöricht und einfältig scheltet; allein jeder muß nun einmal auf seine Weise glücklich seyn können. Ich habe mir nun diese Weise erwählt, darum entlaßt mich immer, und denkt, daß nur wenig an mir verloren sey."

„Hinter Eurer Thorheit, Freund Maths," nahm Christlieb das Wort, „ist mehr Schalkheit verborgen, als Ihr uns glauben machen wollt. Gesteht es nur offen, Ihr habt es gut, und wollt's noch besser haben. Meint Ihr, wir wüßten nicht, wie Ihr den großen Herrn nachschleicht, von ihnen Geschenke annehmt, und zu, wer weiß es, was für Diensten Euch von jenen brauchen laßt. Doch mag's seyn: was mich betrifft, ich gebe meine Stimme, daß Ihr mit Gott gehen möget, wohin es Euch gefällt. Ein jeglicher Baum kann nur Früchte tragen nach seiner Art, und die eurige scheint eben nicht sonderlich zu seyn."

„Recht so, sehr ehrwürdiger Freund und Bruder," rief Maths freudig, „scheltet nur recht! Die Früchte, die ich trage, es sind auch in der That holzige, elende Dinger, ohne sonderlichen Geschmack und Farbe. Allein dafür steht das Bäumchen auch draußen, im freien rauschenden Wald, theilt mit den Brüdern Regen und Sturmwind, hat es nicht so gut, unterm festen

warmen Glaskasten zu wuchern, wie Ihr; indessen ist ihm dann wieder erlaubt, seine Zweige wie lustige Arme frei nach dem Himmel auszustrecken, indessen die eurigen hinter das starre Spalier sich müssen zwängen lassen. Wie gesagt, ich hab's nun auch mit der Gartenluft versucht, und will wieder hinaus in den Wald."

Die Gesellschaft, welcher diese ganze Rede mißfiel, gab, nach einigen Bemerkungen und Einwürfen, einstimmig ihre Bewilligung zu der Entfernung des Leinwebers. Man ging jetzt zu andern Gegenständen über. Nachdem die angesehenern Frauen schon das Wort geführt hatten, nahm jetzt die alte Gertrud vom Schlosse die Gelegenheit wahr, um auf die Entfernung eines zweiten mißfälligen Mitglieds der Secte anzutragen; als man sich hierüber verwunderte, erklärte sie sich umständlicher.

„Ihr werdet, Geliebte," rief sie, mich nicht so böslich verkennen, als wäre ich selbst dieses räudige Schaaf, welches sich aus der Heerde zu verbannen für nöthig hielte. Nein, Hochgeehrte, mein Antrag bezieht sich auf ein junges thörichtes Weibsbild, das nicht gegenwärtig ist, mit einem Worte: auf das Kammermädchen Babet. Sie ist nun völlig unheilbar verrückt; Vernunft, Ermahnung, Predigt und gutes Beispiel ist

durchaus an ihr verloren, nur durch eine derbe Züchtigung kann sie gerettet werden, und einer solchen wird sie nicht entgehen, denn das gottlose Ding will heirathen!"

Die ganze Versammlung flüsterte, und Einige gaben laute Zeichen des Mißfallens. „Ey, ey, Jungfer Gertrud," rief Christlieb, „das Heirathen an und für sich ist keine so gottlose Sache, ich will hoffen, daß sich die Mamsell einen ehrsamen tugendgelobten Freier wird erkieset haben."

„Einen Grenadier hat sie sich erwählt," entgegnete Gertrud seufzend, „und zwar einen von sechs Fuß Länge!"

Die Frauen steckten bei diesen Worten die Köpfe zusammen, und bei den Männern verzog sich manches strenge Gesicht zu einem leichten Anflug von Lächeln. Christlieb schüttelte das Haupt, er schien noch auf eine Entschuldigung für die Angeklagte zu sinnen; sein Nachbar, der Schulmeister, jedoch rief mit strenger und lauter Stimme: „Wenn dem so ist, so mag die Mamsell nur aufpacken und davongehen, ehe ich, für meine Person, leide, daß einer von dem gotteslästerlichen Soldatenschwarm in unsere Gemeinschaft eintrete, ehe scheide ich selbst heraus."

„Recht, Herr Gevatter, nahm ein großer finsterer Mann, seinem Gewerbe nach ein

Großhändler, das Wort. „Kein Soldat in unsere Nähe; kommt nicht alles Unheil im Lande von Pike und Patrontasche her? Seitdem diese rohen Kriegsschaaren herrschen, seitdem unser König darauf denkt, ihre Anzahl noch immer zu vergrößern, liegt Handel und Gewerbe, und mit ihnen des Staates Wohlstand darnieder. Ich habe das Wesen jetzt schon fast vierzig Jahre in der Nähe angesehen, und ich sage Euch, es war nie so arg, wie jetzt; und laßt nur erst den Krieg völlig hereinbrechen. Wie wird es dann seyn? Schon jetzt sind die Wege und Stege mit Gesindel aller Art besetzt, kein Wald ist sicher, kein Haus an der Straße; überall erzählt man von Einbrüchen und Plünderungen, wo das Ohr hinhört, Klage und Wehelaut. Unsere Stadt selbst ist verwandelt und verändert. Die ewigen Paraden und Manöver, das Exerzieren und Trommeln, Schießen, Fluchen und Commandiren macht, daß man sein eigenes Wort oft nicht versteht; dabei treibt alles bunt durch einander, da ist kein Sonntag und Werktag mehr, jeder Tag ist dem Gesindel recht. Es fehlt nur, daß es uns vollends aus unsern Häusern wirft, so wie sie es mit den armen Sachsen thun, daß sie uns auch Tornister und Flinte umschnallen,

damit keiner von uns in der groſsen Puppen-Comödie müſsig zuſchaue.“

Dieſes Thema, eines der ergiebigſten, fand volle Theilnahme, beſonders, da der alte Grenadier, wie Einige den Kamerdiener nannten, nicht gegenwärtig war. Ein paar Einwendungen, die man zum Schein vorbrachte, entflammten den Eifer des Redners nur noch mehr, bis derſelbe zu einem Grade ſtieg, welcher dem beſſern Patrioten gefährlich und vermeſſen ſchien.

„Der König! der Staat!“ ſchrie der heftige Mann; „das ſind immer die hochklingenden Worte, hinter welche ſich die Bosheit und Dummheit heutiges Tages verſtecken. Was ſoll der Unſinn heiſsen? Ich ſage Euch, gebietet mir der König auch tauſendmal: du ſollſt deinen Nächſten todtſchlagen, ihm das Haus über'm Kopf anzünden, ihm ſein Hab und Gut rauben, werde ich's thun? Ebenſo, was ſoll's mit dem Gehorſam für den Staat? — Verdammt iſt, wer dem Götzen dient, wegen irdiſchen Vortheils ſich dem Geſetz verkauft! Würde es wohl ſo viel Elend auf der Welt geben, wenn nicht die meiſten Menſchen ſich thörichter oder ſündhafter Weiſe einbildeten, daſs ſie dem ſogenannten Vaterlande allerlei Opfer ſchuldig ſeyen? Der Chriſt iſt auf die Welt geſetzt, um überall ſein Vaterland, in allen Menſchen ſeine Brüder

zu finden. Wenn alle ſo dächten, ſo gäbe es kein unglückliches Land, und kein ungerechter tyranniſcher König fände Leute, welche, den göttlichen Geſetzen zuwider, ſeine Befehle erfüllten. Krieg und Elend hätte in der Welt ein Ende.“

„Wie der Prediger Salomo geſprochen!“ rief ein kleiner dürrer Mann am Ofen, „das Aergerniß kommt von den Großen, der Geringere muß folgen.“

„Muß folgen?!“ entgegnete der Sprecher eifriger, „und wo liegt dieſes Muß? Sehen wir nicht alle, daß unſeres Königs Befehle das Unglück des Landes herbeigezogen? Der Vater war ſchon ſo ein Soldaten-Narr, und er iſt es noch mit Hundert multiplicirt! Gebt ihm nur nach, und er macht auch den Säugling zum Soldaten, peitſcht und trommelt alle in's Verderben, und wandelt dieſes ſchöne herrliche preußiſche Königreich in eine große Kaſerne um, wo denn Abgötterei und Laſter aller Art beiſammen ſind. — Ja, ja, laßt es nur ſo weit kommen mit Eurem Staat, Eurem Gehorſam und Eurem König! Es wird der Jammer nicht lange ausbleiben.“

Chriſtlieb erhob ſich, und ſagte: „Du ſollſt dem König geben, was des Königs iſt, der Obrigkeit gehorchen, die Macht über dich hat.“

„Trefflich!“ rief der Eiferer, „allein es steht auch geschrieben: ärgert dich dein Auge, so reisse es aus und wirf es von dir. Wozu hätten wir die Einsicht und das Verständniß, weßhalb wäre uns denn das Licht ertheilt worden, wenn wir es frischweg im Sündigen und Lasterleben den andern nachthun wollten? Unser Königreich ist noch ein junger Staat, und solchem gebührt Arbeitsamkeit, Thätigkeit, äußere Ruhe, und vor allen Dingen Gottesfriede! — Ist von dem allem auch nur die leiseste Spur zu sehen? Soldat muß alles seyn. Kaum hat der Bube im Dorfe hinter der Schulbank zur Noth den lieben Katechismus hinuntergewürgt, und verdaut noch eben das Gebot: du sollst nicht tödten, so läßt ihn der König in die bunte Jacke stecken, und befiehlt: du sollst tödten; so geht denn der Bursche hin, und wenn er nicht tödtet, so wird er getödtet. Von den Kanzeln wird gebetet, daß die Kriegsmacht gedeihe, was will das anders sagen, als daß der Himmel zulassen möge, daß nur recht viele Leute um ihr Hab und Gut, ihr Blut und Leben gebracht werden. Vergeblich ist auch die Hoffnung, daß mit jenen Menschen später noch etwas anzufangen sey, wenn der Krieg vorüber. Der Soldat, hat er einmal die Früchte gekostet, die seine Pike so leicht vom fremden Baume bricht,

verliert die Luſt, eigene groß zu ziehen. Geraubt Gut iſt ihm gewohnte Speiſe geworden, und hat er keine Feinde mehr zu beſtehlen, ſo beſtiehlt er ſeine lieben Landsleute, wo er ihnen nicht gar die Kehlen abſchneidet. Und dieſes jetzige und kommende Elend ſollen wir geduldig mit anſehen, und wohl noch den Obern mit Lobſprüchen überhäufen? Nein, das Ding will beim rechten Namen genannt ſeyn, und ſo ſage ich denn: es iſt eine Schande für jeden Chriſten, dieſem Könige Gehorſam zu leiſten!“

„Tod und Teufel!“ ſchrie jetzt eine Stimme, „eine Schande wäre es, Euch nicht den Hirnſchädel zuſammenzuklopfen, theurer Gevatter und Bruder!“ Alle ſahen hin, und erblickten Chriſtian, der ſich an der Thüre zeigte, und dunkelroth im Geſichte mit rollenden Augen jene Worte ausgeſtoßen hatte.

Der Eiferer, als er den geweſenen Grenadier ſich ſo plötzlich gegenüber ſah, ſchwieg im Schrecken, welche die drohende Anrede rings in der Verſammlung verbreitet hatte, ebenfalls einige Minuten, dann faßte er ſich wieder, und ſchien eben bereit, ſeinem Gegner zu erwiedern, als dieſer in ſeiner nachdrücklichen Strafpredigt fortfuhr: „Ja, eine Schande iſt es für jeden ehrlichen Mann und Patrioten, Euer Scheuerlumpen-Geſicht, Herr Bruder, nur flüchtig

angesehen zu haben. Tausend Donner! Bursche, das Höchste und Herrlichste, was der Preuße hat, Vaterland und König, sein Blut, sein Leben, davon spricht die Memme, als wär's ein fauler Apfel. Freilich solch' Bubenpack — mit Erlaubniß, Herr Bruder — hat kein Vaterland nöthig, denn, Gott sey Dank, überall gibt es dreibeinigte — nun ich will nur schweigen!"

Ein Theil der Anwesenden hatte sich beim Beginn dieses Zanks erhoben, und Christlieb rief jetzt: „Das thut auch, Freund, und gebt Euch zufrieden! wie ist auch nur der Streit unter Brüder gekommen?"

„Brüder?" schrie der Großhändler, „ich nenne Niemanden Bruder, der es mit der allgemeinen Verderbniß hält, was sag' ich, der selbst einmal zu den Dieben, Mördern, Plünderern, kurz: zum Soldaten-Gesindel gehört hat. Ich rufe nochmals laut: durch diesen König, durch diesen Atheisten und Soldatennarren ist das Reich in's Elend gestürzt! Die Gutgesinnten und Frommen müssen sich vereinigen und gegen ihn zusammenhalten."

Kaum waren diese Worte ausgestoßen, als der Eindruck, den sie auf den Kammerdiener äußerten, alle Anwesende in Furcht und Schrecken setzten. Die ganze unbändige Wuth und Hitze seiner Jugendjahre schien wiedergekehrt

und auf's neue den alten Körper zu beleben. Sein Arm holte aus, mit Gewalt wollte er die Masse durchbrechen, die sich ihm vordrängte, um den Gegenstand seines Zorns zu erfassen; den geöffneten Lippen fehlten die Worte, die Rechte suchte nach dem Säbel, als gälte es, wie in früheren Zeiten, dem Feinde auf den Leib zu rücken. Endlich legte sich die erschütternde Wuth des ersten Moments, und eine Stille trat ein, um einer mit Wildheit gemischten Verachtung den Platz einzuräumen. Hochaufgerichtet erhob sich die stattliche Gestalt in der Mitte des Zimmers; ohne ein Wort zu sprechen, drängte sie die Menge von sich, heftete die glühenden Blicke auf ihren Gegner, löste endlich den langen Zopf ab, der hinten auf den schwarzen Rock herab hing, und ihn der Versammlung vor die Füße werfend, tönten die Worte: „Da, ihr Zopfträger! da, nehmt mein Abzeichen! Ich will verdammt seyn, wenn ich länger in Gemeinschaft mit Leuten stehe, die unsern geliebten König und mit ihm den Soldatenstand lästern!“

Er sprach's, und wandte sich langsam um, indem er der Thüre wieder zuschritt. Der Auftritt hatte für die Anwesenden so viel Erschütterndes gehabt, daß noch lange Zeit alle Blicke sprachlos auf den hingeworfenen Zopf hafteten. Es war Vielen, als sähen sie die Leiche eines

geehrten würdigen Mitglieds vor sich liegen; endlich wurde er von zwei Frauen, in seiner ganzen Länge, behutsam vom Boden aufgehoben und dem Prediger auf das Tischchen gelegt. Der Eiferer nahm wieder seinen Platz ein, jedoch nicht ohne daß mißbilligende Blicke ihn mit stillen Vorwürfen verfolgten, die der heftige Mann aber in voller Sicherheit und im Stolz seiner ausgesprochenen Ansicht durchaus nicht scheute; er schien nur zu bedauern, daß sein derber Arm, sein untersetzter starker Körper nicht Gelegenheit erhalten, die ihnen verliehenen Kräfte in einem kleinen Intermezzo von Backenschlägen und Ellenbogenstößen zu zeigen. Die Gemüther zu beruhigen, verfügte sich jetzt Frau Barbara, die durch den Zorn ihres Bruders, als Gastgeberin, sich heftig gekränkt fühlte, an die kleine Orgel, und suchte den Kreis in die rechte Stimmung wieder hinein zu orgeln. Wirklich war ihr dieses, mit Hülfe einiger mit in das Spiel einfallender singender Stimmen, schon so ziemlich gelungen, als von neuem ein fürchterliches Gepolter im Nebenzimmer losbrach. Man hörte Christians Stimme, welche schrie: „Sie ist fort, sie ist fort! Der Teufel hat sie geholt!“

„Ja wohl hat der Teufel sie geholt,“ brummte der Eiferer, „nämlich Eure Vernunft,

Herr Bruder. In der That, das fehlte noch, daß solcherlei Gezüchte sich unter uns einnistet. Welch' Geschrei, welch' Gelärm!"

Die ganze Gesellschaft hatte jetzt ihre Plätze verlassen, und drängte zur Thüre; Jungfer Gertrud und Frau Barbara thaten vergeblich Vorstellungen; das Toben und Gezänke wurde immer ärger. Einige andächtige und schüchterne Familien nahmen sich fest vor, dieses Haus des Unfriedens nie wieder zu betreten. Bei Eröffnung des Nebengemachs zeigte sich eine neue auffallende Gruppe: Christian hatte den Leinweber Maths am Kragen, und schüttelte die dürre Gestalt seines Gefangenen nach Leibeskräften; als er die Neugierigen hereinströmen sah, schrie er ihnen entgegen: „Nur zurück, nur zurück, ihr Freunde, was ich mit diesem trefflichen edlen Manne zu thun habe, geht euch weiter nichts an; orgelt und singt nur immer weiter fort, ich werde nach meiner Weise auch Musik machen. Potz Kroaten und Panduren, ihr sollt sehen, daß ihr es mit einem alten Grenadier zu thun habt."

Mit diesen Worten schob er die Andringenden zurück, und schloß die Thüre ab. Barbara, die ihren Bruder, sein Thun und Treiben heute nicht begriff, die nur so viel aus seinen Aeußerungen ersah, daß die Gräfin entschlüpft

seyn müsse, fühlte sich selbst jetzt auf das heftigste geängstigt und besorgt. Welche Folgen konnte die Flucht der Dame für sie, für ihren armen Bruder haben? Und wie war überhaupt ein Entkommen möglich gewesen? Nothwendig mußte der Zeitpunkt gewählt worden seyn, wo sich der unglückselige Zank erhoben hatte; allein in welcher Beziehung stand der Leinweber zu dem allem? Zu so wenig tröstlichem Erfolge auch diese Erörterungen führten, so fand doch die Wittwe für gut, die Aufmerksamkeit ihrer Gäste, da diese einmal rege geworden, mit dem Wesentlichsten bekannt zu machen. Die meisten fanden sich hierdurch beruhigt; man besprach sich über einzelne Umstände, und nach Verlauf weniger Minuten gelang es dem jungen Prediger, indem er geschickt an das eben Vorgefallene seine Betrachtungen anknüpfte, die Theilnahme wieder auf sich und den Hauptgegenstand zu lenken.

Während auf diese Weise noch einzelne kostbare Betrachtungen, gleich Schätzen aus einem Schiffbruch, gerettet wurden, rollte ein mit ein paar muthigen Rossen bespannter Miethwagen, in welchem der alte Christian und der Leinweber Maths Platz genommen, in fliegender Eile aus dem Potsdamer Thor hinaus. Der zernigе Grenadier hielt es unter seiner

Würde, mit dem Sectirer auch nur das geringste Wort zu wechseln, bis beide auf dem Schauplatz der ihnen bestimmten Thätigkeit angelangt seyn würden. Dieser war kein anderer als die erste Station von Berlin, wo der Wagen endlich in ziemlich später Abendstunde anhielt. Christian faßte beim Aussteigen seinen Gefährten beim Arm, damit er ihm nicht entschlüpfte, und so stürmten beide in die bezeichneten Gemächer, wo sich die entführte Gräfin befinden sollte. Hier trat ihnen ein Herr in einen Mantel gehüllt entgegen, er schien durch das Geräusch des anfahrenden Wagens aufmerksam gemacht, und beobachtete mit scharfen Blicken die Eintretenden; kaum hatte er den Leinweber erkannt, als er auf ihn losstürzte, und ihm einige unverständliche heftige Worte zuflüsterte; zugleich faßte er einen Arm des Mannes, und da Christian den andern nicht freiließ, wurde der unglückliche Sectirer eine zeitlang von seinen erbitternden Feinden auf das unbarmherzigste herumgerissen; ja, sein Elend zu vollenden, zogen beide in gleichem Moment handfeste Stöcke hervor, und ließen sie unter Flüchen und verworrenen Fragen auf dem Rücken ihres Opfers tanzen. Endlich drang Mathsen's Stimme durch.

„Ach, meine Herren!“ rief der Gepeinigte, „wenn Sie wüßten, wie Sie durch diese Liebkosungen mich gleichsam wie neugeboren machen! Wie lange hab' ich nach dergleichen geschmachtet. O Himmel, wie gibt's doch keine größere Freude, als zwischen zwei recht tüchtigen Prügeln mitten inne zu schweben. Aber halten Sie ein, auch in seinen Genüssen muß man Maß und Ziel beobachten!“

„Elendes Narrengesicht,“ schrie Christian, „ist jetzt Zeit zu Deinen Späßen — wo ist die Gräfin? Gestehe, oder“ —

„Laßt den Prügel fort, später werde ich nur wieder etwas davon ausbitten; behaltet die Speise nur frisch bei euch, in euren Händen wird sie ohnedieß nicht so leicht kalt werden.“

„Wo ist die Dame?“ rief der Mann im Mantel.

„Ich weiß es nicht, gnädigster Herr Graf,“ erwiderte der Bedrängte, „und würdet Ihr mich zu Tode karessiren, ich wußte es nicht.“

„Graf?“ brummte Christian. Der Mantel war dem jungen Manne entfallen, und der Kammerdiener erkannte den Grafen Felix. In Ehrfurcht wich er bei Seite, zog den Hut ab, und schien mit verdrießlichem Gesicht und gesenktem Haupte zu erwarten, wie sich nun das ärgerliche Räthsel lösen werde.

„Gott sey gedankt," seufzte Maths, „jetzt leitet sich doch eine Erkennungsscene ein, es wird ohne Zweifel nun zur Verständigung beider Theile kommen."

Der Graf, nachdem er einige Schritte durch's Gemach gethan, blieb vor Christian stehen, indem er rauh und ungehalten die Worte ausstieß: „Was bringt Ihn hieher?"

„Der Befehl meiner Herrschaft, Euer Gnaden."

„Und wie lautet der?" —

„Hab' keine Ordre, Euer Gnaden, ihn bekannt zu machen," entgegnete der Alte, indem er in der steifen Haltung eines Soldaten an der Thüre stehen blieb.

Der Graf warf sich verdrießlich in den nächsten Stuhl. „So rede Du, Dummkopf," rief er nach einer Pause zum Leinweber, „Deine Geschicklichkeit ist wahrscheinlich schuld, daß ich und jener Diener zugleich die Betrogenen sind."

Maths lächelte: „Das wäre in der That ein feines Spiel, oder um mich besser auszudrücken, ein feines Gewebe, zu fein für diese groben Finger. Nein, wenn Euer Gnaden und jener ehrliche Diener belieben, sich zu den Getäuschten zu rechnen, so bin ich der eigentliche Betrogene."

Christian hob den Stock und der Erzähler machte eine demüthige abwehrende Bewegung. „Als ich das Briefchen von Euer Gnaden," fuhr er fort, „in welchem der Plan zur Entführung, zur Flucht, Reise, mag man doch das Ding nennen, wie man will, ausführlich bezeichnet stand, der Gräfin glücklich in die Hände gespielt hatte —"

„Tod und Teufel," fluchte der Kammerdiener, „hinter meinem Rücken Briefe zu bestellen!"

Ein gebietender Blick vom Grafen hieß ihn schweigen, und Mathis nahm wieder das Wort: „Da galt es nur noch Eine Schwierigkeit zu überwinden, und die war nicht die geringste, nehmlich einen äußerst wachsamen Posten zu entfernen, der sich vor die Thüre des Gemaches, in welchem das gnädige Fräulein schmachtete, aufgepflanzt hatte."

„Das war ich," schrie Christian, und der Teufel in Person hätte mich nicht von der Thüre weggebracht, wenn nicht jener elende, lumpige —"

„Laßt's gut seyn, der treffliche Patriot hat Euch nicht geschadet, und mir nicht genützt, denn als ich jenen zufälligen Zwist benützend eilig in's gedachte Zimmer eindrang, das schöne Fräulein in den schon bereitstehenden Wagen

zu heben, war kein Fräulein und kein Wagen zu sehen. Euer Gnaden können sich meine Verzweiflung denken; alles, was ich erforschen konnte, war: daß ein altes eben vorbeiwankendes Mütterchen die Dame wollte gesehen haben, wie sie mit einem Herrn eingestiegen und davongefahren sey. Wie ich diese betrübte Post einsammle, fällt jener edle Wüthrich über mich her, erhascht das Billet an die Gräfin, das noch daliegt, und zwingt mich sofort, die Fahrt hieher zu machen. Was mich in meinem Elend noch stärkte, war die Hoffnung, die Comtesse vielleicht doch hier zu finden; allein auch dieser Stern hat mich betrogen, und so hab' ich nun wohl das meiste Recht, das Schicksal herauszufordern und zu verwünschen."

„Du wirst Deinem Lohne nicht entgehen, Spitzbube!" rief der Graf zornig aufspringend. „Ihr fahrt beide sogleich mit mir nach Berlin zurück; finde ich, daß Einer von euch gewagt hat, mich zu täuschen, so werde ich ihn zu bestrafen wissen."

„Und wer mich betrogen hat," brummte Christian bei Seite, „dürfte ich ihn nur auch meinen ganzen Grimm fühlen lassen. Bei meiner Ehre, ein sauberes Stückchen! Wüßte ich nur, was Wahrheit und was Lüge dabei ist;

aber hin ist hin, die Gräfin ist nun einmal fort!"

Die Anstalten zur Rückfahrt waren bald getroffen; als man eben den Wagen besteigen wollte, langte der Prinz an, in Gesellschaft einer ältlichen Dame. Der Graf zeigte beiden in kurzen Worten das Geschehene an. Man stritt hin und her, endlich war der Entschluß gefaßt, daß die Gesellschaft sich theilen sollte; der Fürst und die Dame blieben im Posthause, und der Graf fuhr nach der Residenz zurück. Es war schon völlig Nacht, als man sie erreichte.

Zwei Wochen waren vergangen nach der Flucht der Gräfin. Lessing, den dieses Ereigniß, obgleich er sich keine Schuld dabei zumessen konnte, erschreckt und in Sorgen gestürzt hatte, wurde bei Meldung des Vorgefallenen durch die Antwort Clarissens beruhigt. Obgleich sie über das unglückliche Geschick ihrer Schwester sich beklagte, so schien sie gleichwohl doch mit ihrer Entfernung aus dem Hause der Frau Barbara einverstanden. Hatte sie nun der Uebermacht ihrer Gegner sich gefügt, oder

waren veränderte Zwecke in's Mittel getreten dieſes blieb dem dabei ſo lebhaft intereſſirten Jünglinge unentſchieden. Er durfte auch dieſen Räthſeln nicht tiefer nachgrübeln, da die nun bald anzutretende Reiſe ſeine Thätigkeit in Anſpruch nahm. Die immer mehr ſich beſtätigenden Gerüchte vom nahen Ausbruch des Krieges trieben den Edelmann zur Eile an. Es wurde feſtgeſetzt, daß man einige Tage auf dem Landgut einer Verwandten des vornehmen Gönners verweilen wolle, um dort an der Grenze von Böhmen, dem Schauplatz der beginnenden Feindſeligkeiten näher, fernere Entſchlüſſe und Pläne zu faſſen. Unſer Dichter, der ſich jetzt dem gewünſchten Ziele ſo nahe ſah, fühlte ſich auf das heftigſte bald von Freude bald von einer quälenden Unruhe aufgeregt. Die letzten unruhigen Begegniſſe, Clariſſens Entfernung, jetzt die eigene Trennung von dem liebgewordenen und gewohnten Schauplatze ſo vieler Jahre, dazu das Scheiden von ſo manchen Freunden und Bekannten, und die ungewiſſe Ausſicht in die Ferne beſchäftigten und verwirrten ſeinen Geiſt, indem ſie das Erfreuliche, welches jenen Zuſtänden beigemiſcht war, nur unvollkommen erſcheinen ließen.

Mylius, der ſeinen Freund nicht aus den Augen ließ, geſellte ſich auch jetzt zu ihm, um

den Beſorglichen zu erheitern und zu zerſtreuen. Der Philoſoph hatte von dem ganzen Ereigniß mit der Gräfin nichts erfahren, ebenſo wenig war es in der Stadt bekannt geworden, und die jetzt allgemein eingetretene Unruhe und Spannung verdrängte jedes andere Intereſſe. Mylius ſprach von der Madame Golzig, dem Theater, und kam dann auf ſeine eigenen Hoffnungen und Ausſichten. „Da jetzt," rief er, „alles auseinanderflieht, jeder in Erwartung groſſer Dinge ſich beſondere und neue Verhältniſſe ſucht, ſo hätte auch ich nicht übel Luſt, meinen ganzen äuſſern und innern Menſchen um und um aus und durchzukehren; es müſte eine ſpaſshafte Erſcheinung geben. Wie wäre es, wenn ich zum Beiſpiel Soldat würde?"

„An Muth und Entſchloſſenheit," entgegnete Leſſing, „fehlt es Dir durchaus nicht."

„Ich könnte immer eine ſehr würdige Zierde in dem von Sir John Fallſtaff auserleſenen Heerhaufen abgeben."

„Was mich betrifft," nahm der Dichter das Wort, „ſo werde ich meinen einmal betretenen Weg ruhig fortgehen. Nur wenn wir die äuſſern Verhältniſſe, auch die ſcheinbar verworrenſten zu ordnen und zu beherrſchen wiſſen, können wir vom Nutzen der Erfahrung ſprechen;

ohne solches Wissen geht uns das Kostbarste in eine Stückwerk verloren."

„O ihr ewig Feststehenden und Unbeweglichen!" rief der Philosoph, „werdet ihr denn nie einsehen lernen, daß nur im steten unbewußten Rausche das Leben genossen seyn will? Daß die höchste und tiefste Kunst des Denkens darin besteht, wie man alles Denken vermeiden könne? Dieser Krieg, der alle in Furcht und Bewegung setzt, dient mir zur wahren Ergötzlichkeit. Nun wird man sehen, wie sich unser gekrönter Philosoph benehmen wird. Und doch sind die Schlachten, denen er entgegen geht, nur Kinderspiele gegen die Kämpfe, die der Held in seinem Garten zu Sanssouci gegen den sechstausendjährigen Feind der Menschheit, gegen die kleine Frage: Warum? zu bestehen gehabt hat; freilich umgab ihn dort nur der Duft junger Frühlingsrosen, und hier wird Pulverdampf und das Brüllen der Kanonen ihn begleiten; aber ist er ein ächter Philosoph, so stellt er sich lieber den Kanonen gegenüber als jenem Wörtchen."

Die Freunde waren jetzt bei dem Garten der Frau Golzig angelangt; das Häuschen darin lag verödet und einsam. Die letzten rauhen Tage hatten die Bäume zum Theil schon entlaubt, zum Theil ihr schönes dunkles Grün in fahles Gelb verwandelt. Am Eingang zeigten

sich mehrere Gestalten in Mäntel gehüllt: es war die Principalin mit einigen ihrer Schauspieler. Sie sprach gerade mit einem jungen Manne, der in einem dürftigen Aussehen und ziemlich zerlumpter Kleidung vor ihr stand. Die Freunde traten heran, und sogleich wandte sich die lebhafte Frau mit der Frage an sie: „Haben Sie, Herr Lessing, schon das Unglück vernommen?“

„Schon wieder ein Unglück!“ rief Mylius, „ist denn die ganze Stadt auf's Unglück versessen?“

„Dieser junge Mensch,“ fuhr die Principalin fort, „meldet sich eben zum Liebhabersach; er ist fruher Schreiber gewesen; doch eine zufällige Verstümmelung seines Fingers macht ihn zu dem Geschäfte untauglich. Ich weiß in der That nicht, was ich thun soll, denn ich bin so eben in groser Verlegenheit. Mein erster Liebhaber hat mir gestern aufgekündigt, er geht unter die Soldaten; man hat dem albernen Burschen weiß gemacht, daß er ohne weiteres die Hauptmannsstelle erhalten werde. Der Thörichte ist jetzt fort, und hat mir zwei tüchtige Subjecte, von denen der eine Könige und Tyrannen, der andere zweite Liebhaber spielte, mitgenommen.“

„Ey, ey!“ rief Mylius, „das ist schlimm, unser Theaterdichter geht nun auch fort, meine Liebe.“

„Auch fort?“ wiederholte die Frau, „also kommt es doch einmal zu der Reise, Herr Lessing. Nun, ich wünsche Glück, schreiben Sie nur immer darauf zu Schauspiele, die Leute, die im Krieg nicht todtgeschossen werden, laufen mir am Ende doch noch in's Theater. Preußen, Russen, Oestreicher, Franzosen, Schweden, es soll mir alles gleich seyn.“

„Sie wahre Cosmopolitin!“ rief der Philosoph.

„Und muß man dieß nicht seyn,“ entgegnete die Dame, „bringt man es wohl weit in der Welt bei andern Grundsätzen? Ich habe das Leben von allen Seiten kennen gelernt, und finde, daß alles, das scheinbar Ungefügigste selbst, doch am Ende zu einander paßt. Grob und fein, gelehrt und ungelehrt, wild und zahm, alles hat seine Stellen, wo es sich einander nähert, eines in das andere gleichsam sich verliert; trifft man diese Stellen, so ist es eben nicht schwer, mit den Menschen auszukommen. Nur muß man überall nachgeben, im Nachgeben besteht die Kunst von unser Einem; und haben wir denn zu rechter Zeit nachgegeben, so sitzen wir doch am Ende oben drauf. Mein

kleines Theater war anfangs elend genug, ich und mein alter Mann spielten alle Rollen, grausame oder verliebte, gleichviel; da galt es zu schmeicheln, den schlechten Poeten ihre Verse abzulecken, deren Freunde und Gevattern Freibillets zu geben, vornehmer Herren Diener umsonst einzulassen, Klatscher anzustellen, und was es dergleichen Mittelchen der edlen Kunst unter die Arme zu greifen, mehr gibt. Es ging, und muß überall gehen. Die Zahl meiner Getreuen wuchs, ich konnte meinen nackten Helden Kleider kaufen und Stücke schreiben lassen, bis ich's denn nun so weit gebracht, die Werke eines so großen Poeten, wie Herr Lessing ist, in der herrlichen Stadt Berlin, vor dem ganzen Adel und den Herren Offizieren, selbst vor dem Könige, spielen zu lassen."

„Ja, ja," rief Mylius, Sie sind eine gewandte Frau, Madame Golzig."

„Es könnten schon manche Leute von mir lernen," bemerkte die Gelobte mit einem Seitenblick auf den Dichter. „Doch wir sprechen hier in kühler Zugluft; kommt herein, ihr Herren, und nehmt mit einem Glas Punsch vorlieb, so gut sich's eben findet, wir wollen dann weiter über dieses Thema sprechen." Sie nöthigte den zaghaften neugeworbenen Liebhaber, den andern nachzugehen. Als man in die

Stube eintrat, zeigten sich am Fenster sitzend zwei junge Schönen mit Taschentüchern an den Augen, wie es schien, in Thränen zerfließend. Ein paar andere Mädchen hatten am Tische Platz genommen, zwischen ihnen eine Schaale mit dem beliebten Getränk. Ein gutmüthiger freundlicher Mann, der die alten Rollen spielte, verwaltete hier das Geschäft, die leeren Gläser wieder zu füllen. Frau Golzig trat zu den Trauernden, indem sie sprach: „Nun, seyd nur guter Dinge, hier bringe ich euch einen neuen Liebhaber! Jener kriegerische Taugenichts hätte doch über kurz oder lang sowohl euch als mein Theater im Stich gelassen.“

Ein paar Offiziere kamen jetzt eilig herein. Sie brachten Nachrichten aus Sachsen und vom Kriegsheer mit; alle drängten sich neugierig um sie. „Es ist richtig,“ rief der erste, ein hübscher Blondkopf, noch fast athemlos, „der Kampf geht los. Oestreich und die übrigen Länder mögen nur ihr Testament machen, ihre Herrscher haben lange genug das Scepter geführt.“

„Erzählt, gnädiger Herr!“ rief Frau Golzig, „doch seyd vorher so gütig und nehmt Platz; auch ein Glas Punsch müßt Ihr nicht verschmähen.“

Der junge Mann stürzte ein volles Glas hinunter, und fuhr dann in seiner Rede fort:

„Es sind die merkwürdigsten Manifeste und Erklärungen in diesen Tagen hervorgekommen; so viel ich deren gelesen, so handeln sie alle davon, den Einbruch unsers Königs in Sachsen zu rechtfertigen, und in der That kann man nun auf das überzeugendste lesen, wie wir allein nur Recht, und die andern alle Unrecht haben."

„Die Einschließung des sächsischen Lagers in Pirna und die gewaltsame Besitznahme des Archivs erregen die meiste Verwunderung und Bewegung," setzte der andere Offizier hinzu.

„Und mit Recht," bemerkte sein Gefährte eifrig, „es sind wahre Heldenthaten, unsterbliche Unternehmungen. Es wird jetzt ein Festspiel geben, die drei größten Reiche Europa's gegen unser kleines Land bewaffnet zu sehen."

„Gott stehe dem König bei," rief die Prinzipalin, und leerte ihr Glas.

Der Marquis trat nun auch herein. Er bestätigte jene Nachrichten, und fing an, da er gekommen war, um Abschied zu nehmen, kleine Geschenke unter die Theaterschönen zu vertheilen. Die beiden verlassenen Liebhaberinnen wurden hierbei am reichsten bedacht. Ihr Kummer und ihre böse Laune schwanden zusehends. Die Offiziere ließen nach alter Gewohnheit ein gutes Abendessen mit Wein kommen, und so war denn trotz der schlimmen Nachrichten

bald wieder die ausgelassenste muntre Laune in den schon ziemlich eingeschmolzenen Kreis eingeführt. Lessing erkundigte sich nach Sabinen, und erfuhr, daß sie seit ein paar Tagen unwohl sey, und das Zimmer hüten müsse. Er entschloß sich, sie vor seiner Abreise noch aufzusuchen, und stahl sich mit diesem Vorsatze aus der Gesellschaft fort, in der sein Freund Mylius zurückblieb.

An einem besonders schönen und heitern Tage verließ der Edelmann, in Gesellschaft unsers Dichters und des Knaben, die Residenz. Christian hatte die Erlaubniß erhalten, mitzufahren; man wollte ihn auf dem Schlosse jener Verwandten zurücklassen, denn es war in diesen Tagen die Nachricht eingelaufen, daß Clarissa sich daselbst befinde. Lessing erfuhr jetzt, daß die dort wohnende ältliche Dame zugleich dem gräflichen Hause verwandt war, ja es schien, daß der Edelmann durch sie mit den letzten Vorfällen und Ereignissen schon ziemlich vertraut geworden. Die Reise ging ziemlich schnell von statten, so lange man auf preußischem Boden sich befand; es zeigten sich Schwierigkeiten, als die sächsische Grenze überschritten war. Die Landstraßen in Sachsen waren nicht selten durch Truppenmärsche versperrt; kriegerische

Anordnungen aller Art zeigten ſich immer häufiger, und je mehr man ſich der Hauptſtadt Dresden näherte, deſto mannigfaltiger und bewegter geſtaltete ſich das Gemälde. Die Dörfer und kleinen Ortſchaften, durch die die Reiſenden kamen, waren mit Soldaten gefüllt; in den Wirthshäuſern, an den Tiſchen hörte man nur von den zu erwartenden Händeln ſprechen. Offiziere von höherem und niederem Rang, eben ſo unterſchieden durch Alter wie durch Bildung, zum Theil aus entfernteren Provinzen herbeigerufen, verſammelten ſich in den erſten Privathäuſern; man ſchrie und lärmte: die wunderſamſten Gerüchte wurden erzählt, und fanden Glauben. Jedermann, der Beſitzungen in Sachſen, Schleſien oder Böhmen hatte, mußte für ſie fürchten, denn es wurde von unerhörten Brandſchatzungen, Plünderungen und allen Gräueln des wildeſten Krieges, die zu erwarten ſtänden, geſprochen. Der Edelmann, der hie und da zu Gaſt geladen, nicht umhin konnte, an dieſen Geſprächen Theil zu nehmen, verlor, ſo ſehr er es ſeinem Gefährten zu verheimlichen ſtrebte, zuſehends ſeine frühere Unbefangenheit. Ihm war, vor nicht langer Zeit, ein anſehnliches Landgut an der ſchleſiſchen Grenze durch Erbſchaft zugefallen; dieſer Beſitz machte ihm jetzt Sorge. Von allen Seiten empfing er den

Rath, die Reise aufzugeben, jetzt, da er ihre Vortheile doch nicht mit Muse werde genießen können, um sich nachdrücklich seines gefährdeten Eigenthums anzunehmen. Der bedrängte Mann entschloß sich endlich, den Rath seiner Verwandten hierüber einzuholen, um nach ihrem Benehmen dann das seinige einzurichten.

Die Reise wurde indeß immer langsamer fortgesetzt; man ließ Dresden links liegen, und erreichte am Abend eines durch allerlei störende und hindernde Ereignisse beschwerlichen Tages endlich das alterthümliche Schloß, in dem die Baronin wohnte. Es lag, von einem Wäldchen geschützt, nur wenig entfernt von einem hübschen Dörfchen, durch das die Landstraße führte. Die Reisenden waren nicht wenig erfreut, das vorläufige erste Ziel ihrer Wanderschaft erreicht zu haben. Wie klopfte Lessings Herz, als er die Mauern erblickte, welche die Geliebte umschlossen hielten. Hier sollte er sie nun wiedersehen, in einem fremden Lande, unter fremder Umgebung, und wie durfte er sich Leopoldinen denken?

Bei der Ankunft im Schloß fanden die Reisenden wider Vermuthen noch manche Hindernisse zu besiegen; sie wurden mit Fragen aufgehalten, Boten wurden hin und her gesandt, und eine Menge Personen zeigten sich

geschäftig, den Wagen und seinen Inhalt auf das genaueste zu erforschen. Ein starker untersetzter Bursche, der in einer halb militärischen, halb bäurischen Kleidung steckte, suchte so gut es gehen wollte, Plan und Ordnung in seine verdrießlichen Untersuchungen zu bringen. Nebenbei gab er sich die Miene eines Mannes, von dessen Sorgfalt das Wohl des Landes in so bedrängten Zeiten abhing. Des Edelmannes Geduld, durch diese Zufälle schon bedeutend angegriffen, wurde vollends erschöpft, als er bemerken mußte, daß seine Verwandte, mit den Vorsichtsmaßregeln nicht zufrieden, sich in das Innere ihres Schlosses, gleichsam wie hinter die Mauern eines belagerten Kastells, zurückgezogen hatte. Der große weitläufige Bau schien völlig leer und ausgestorben. Die Ankömmlinge mußten durch dunkle Höfe, durch spärlich erleuchtete Gänge und über finstere enge Treppen stolpern, ehe sie in Gemächer gelangten, die das Ansehen von bewohnten Räumen hatten. Die wenige Dienerschaft zeigte sich jetzt, und wurde vom Edelmann mit finsterm Gesichte und von Christian mit Flüchen empfangen. Es wurde mehr Licht geschafft, man trat in immer wohnlichere Gemächer ein, und zuletzt öffnete sich ein großer ziemlich freundlicher Saal, dessen Wände rings eine ansehnliche Gallerie von

Ahnenbildern zierte. Hier beschloß man einstweilen zu bleiben. Der Edelmann, der seiner Verwandten noch seine Aufwartung machen durfte, wurde zu dieser geführt, und Lessing blieb allein. Nicht lange, so vernahm er Christians Stimme, die rief:

„Bei allen Teufeln der Hölle, so ist der verdammte lachende Pavian auch hier zu treffen!“ Der Jüngling öffnete die Thüre, und der erhitzte Alte stolperte, mit ein paar Mantelsäcken beladen, keuchend herein. „Ganz zum Rasendwerden!“ entgegnete er auf Lessings Fragen, „das perfide Antlitz ist auch hier zu Hause. Die Prügel, die ich ihm zwischen Berlin und Potsdam brühwarm aufgezählt, können noch nicht kalt geworden seyn, so kommt er mir schon wieder vor die Fäuste.“

„Von wem sprichst Du, Christian?“

„Von wem anders,“ tobte der Gefragte, „als von jenem Heuchler und Pharisäer, von dem Zopfträger, dem Leinweber Maths, von demselben, der unsere schöne Gefangene dem Grafen verrathen hat. Die blasse Unke steckt nun auch hier. Beim Herausgehen, als ich durch die dunkeln Maulwurfsgänge dieses alten Nestes stolpere, fühle ich, daß etwas Langsames, Schleichendes sich neben mir durchzuschreiten versucht, sogleich tappe ich hin, und bekomme auch

auf den ersten Griff eine dünne Kehle zu fassen, die ich frisch zuschnüre. Da lacht und schmunzelt, wispert und greint es, und ich erkenne nun, daß der Sectirer in meiner Wache sich befindet. Flugs zähle ich ihm einige Stöße auf, und frage dabei, was mir die Ehre und das Vergnügen verschaffe. Da lächelt das Stück Narrheit, daß ich's in der Dunkelheit zu sehen glaubte, und sagte: Ich bin hier, um die Hochzeit der gnädigsten Gräfin mitfeyern zu helfen. Als ich diese Worte höre, erhält das Mondkalb sogleich noch manchen herzhaften Druck mehr. Und wen heirathet sie? frage ich so sanftmüthig, als ich nur im Stande bin. Ei, entgegnet das liebe Kind, denselben schönen Herrn, der sie, als ihr, Trefflichster, so gut Wache hielten, über Steck und Stein entführt hat. Jetzt ging mir die Geduld aus, und meine Fäuste haben den Braunschweiger Marsch auf dem Rücken der Bestie getrommelt. Ich will hoffen, er wird daran denken, daß er mich an den miserabelsten Moment meines Lebens erinnert hat. Weiß ich doch wahrlich nicht, mit welchem Gesicht ich vor die gnädige Comtesse jetzt treten soll."

„Mit dem langweiligen alten Gesichte, das Er bis jetzt immer gezeigt hat," spottete eine

laute Stimme, und die luſtige Babet ſtand hinter den Sprechenden.

„Sie auch da!“ brummte der Kammerdiener, „doch freilich, wenn die Ratte ſich zeigt, kann die Katze auch nicht fehlen.“

Babet ſtieß einen Schrei aus, indem ſie die Hände überm Kopf zuſammenſchlug. „Ciel!“ rief ſie, „wo hat er denn ſeinen langen langen Zopf gelaſſen? Das kurze Ding da iſt ja etwas ganz neeß.“

Chriſtian ſtampfte mit dem Fuße: „Soll mich denn alles an meine ſchwache Stunde erinnern? Kind, rede mir nicht mehr vom Zopf, oder ich mache ihn zu einem engen Halsbande für Deine niedliche Gänſegurgel.“

„Jeeſes!“ rief das Mädchen, „der arme Mann iſt nicht geſcheit, ſeinen Zopf zu verlieren, das eenzige Jute, was er noch am janzen Leebe hatte.“

Chriſtian hielt ihr den Mund feſt: „Willſt Du ſchweigen, haſt Du keinen Reſpekt vor dem Sohn unſeres Herrn Paſtors hier, der jetzt ein berühmter Mann iſt?“

Babet machte, unter fortwährendem Lachen, eine zierliche Verbeugung nach der andern: „Monsieur, votre très-humble servante.“

„Daß doch irgend ein mitleidiger Koſack das verdammte Mädel auf ſeiner Pike in die andere

Welt spedirte," schwatzte Christian weiter. „Rede, sag' ich Dir, was ist's mit dem verwünschten Schlosse hier, wer ist der Mann unserer Gräfin?"

„O Jott," entgegnete Babet, „so weit sind wir noch jar nicht; die liebe Comteß Polly ist noch immer dasselbe, was sie in der jetzlichen Stadt Berlin war. Erst muß der König seine Permission zu der Mariage geben, und man wees nicht, ob er das thun wird."

„Weißt Du was, Babet, ich habe eine treffliche Mariage für Dich: einen Leinweber, mit Namen Maths; Donner und Wetter, das gäb' ein Pärchen."

Das Kammermädchen machte ein ernstes Gesicht. „Spotte Er nicht über den Maths," rief sie, „wenn er es mit der Herrschaft nicht janz verderben will. Es gibt keenen Menschen, der bei der Comteß Clarissa so in Gnaden stände."

„Das ist nun ganz zum Davonlaufen!" lärmte Christian. „Räthsel über Räthsel; wozu hätte ich denn den Elenden dreimal, viermal abgeprügelt?"

Der Diskurs wurde unterbrochen durch den Edelmann, der hereintrat, und von seiner Verwandten dem Dichter eine Einladung brachte, sich bei ihr einzufinden. Mit fast schüchterner

Erwartung folgte Lessing. Auf dem Wege nach den Gemächern der Damen sagte der Edelmann zu seinem Begleiter: „Sie werden, mein Freund, jetzt ein junges liebenswürdiges Brautpaar sehen, das unter dem Schutz meiner Muhme sich hier aufhält.“

Die Thüren öffneten sich, und die Baronesse, eine ältliche würdevolle Dame, empfing ihre Gäste in einem mit allen Bequemlichkeiten und kostbarem Schmuck verzierten kleinen Salon. Nach den ersten Begrüßungen rauschte der Thürvorhang zur Seite auf, und Leopoldine hüpfte herein, an ihrer Hand führte sie einen jungen schönen Mann in Uniform nach sich. Lessing erkannte den Pagen; er war voller und bedeutender geworden, die reiche Kleidung hob die jugendliche Gestalt auf das günstigste hervor, lebhafte Röthe färbte die Wangen, und die muntern dunkeln Augen glänzten Freude und Zärtlichkeit. Er näherte sich dem jungen Dichter eben so herzlich als freudig überrascht. Es erfolgten jetzt mancherlei Fragen und Erörterungen. Leopoldine schmollte noch etwas mit ihrem Gefangenwärter, wie sie ihn nannte, dann aber ließ sie sich bewegen, seine Entschuldigungen gütig anzuhören, und zuletzt reichte sie ihre kleine Hand dem Jünglinge hin, der sie wiederholt an seine Lippen drückte. Der

Edelmann und die Baroneſſe weideten ihre Blicke an der lieblichen Gruppe, die die drei ſchönen jugendlichen Geſtalten zuſammen bildeten; allein unſer Dichter vermißte die Hauptperſon. Auf ſeine Frage erwiderte Leopoldine: „Clariſſa läßt ſich entſchuldigen, zu ihren despotiſchen Einfällen, die ſie mit ſo viel Anmuth und Liebenswürdigkeit über ihre Umgebung zu verhängen pflegt, gehört nun auch der, daß ſie jetzt krank iſt; doch für Sie, Herr Leſſing, wird ſie immer morgen noch ein freies Stündchen haben.“ Sie wandte ſich zur Baroneſſe und ſetzte mit einem ſchalkhaften Seitenblick hinzu: „Nicht wahr, wenn dieſe beiden ernſten Herrſchaften wieder zuſammen ſind, wird es von neuem über mich hergehen. Ich kann nun einmal dieſen Tugendhelden nichts recht machen, und ich will es in der That auch nicht. Denn ſagen Sie ſelbſt, ma tante, was ſpielen doch die Tadler, wenn ſie nichts mehr zu tadeln finden, für eine klägliche Rolle.“

Sie duldete hier den Kuß des jugendlichen Geliebten, und auf einen Moment ſchwand jetzt der Zug von boshaftem Muthwillen, der um die reizende Wange und die friſchen Lippen ſpielte. Sie eilte zur Thüre hin, und zog mit Gewalt den alten Chriſtian, der dort lauſchte, hervor, indem ſie ihm auf die anmuthigſte

Weiſe freundlich that, ſo daß der gute Alte, der ſich auf Vorwürfe und Zorn gefaßt gemacht hatte, nicht wußte, wie er ſich vor Rührung und Ergebenheit gebehrden ſollte.

„Nicht böſe ſeyn,“ rief ſie, „nicht böſe ſeyn, Alterchen! Ich habe Ihm wohl den Kopf gewaſchen, nicht wahr, recht ordentlich? und ſeiner alten Belle auch; aber ihr waret auch gar zu garſtige Karrikaturen, Er mit ſeinen Redensarten, und ſie mit ihrem Kattunleibchen. Ich hätte euch ganz gut vergiften mögen.“

„Thut es nur noch,“ entgegnete er, indem die hellen Thränen über die gefurchten Wangen liefen, „es iſt ja doch Zeit, daß ich einmal abmarſchiere, und ich will es lieber jetzt thun, da ich die Ueberzeugung von Eurem Glück, gnädigſte Gräfin, mit in's Grab nehme.“

„Immer galant,“ rief Polly, „immer ganz Grenadier und Soldat!“ Sie ließ ihn ſich völlig ausſprechen, ſagte ihm noch einiges Freundliche, und hüpfte dann zu ihrem Geliebten zurück. Der junge Graf erhielt den Auftrag, den Dichter als den ihm beſonders zugetheilten Gaſt bei ſich aufzunehmen, und ſo ſchieden die beiden jungen Männer, indem ſie dadurch das Zeichen zum allgemeinen Aufbruche der kleinen Geſellſchaft gaben. Der Edelmann ſchied von ſeiner Muhme mit dem Verſprechen, ſich bei guter

Stunde morgen wieder einzufinden, wo dann die beiden Theilen so nahe angehenden Güter-angelegenheiten auf das umständlichste besprochen werden sollten.

Lessingen erwartete ein viel anziehenderer Gegenstand der Unterhaltung. Nur mit Mühe gelang es ihm, seine Ungeduld zu bemeistern, bis die Stunde erschien, wo die Sitte den Besuch gestattete. Er fand seine schöne und edle Freundin krank im Lehnsessel; ihr Antlitz hielt eine ungewöhnliche Blässe umzogen, der Blick des klaren Auges war getrübt, die reizende Gestalt nicht wie sonst stolz und aufgerichtet, doch die reinste Güte, die rührendste Sanftmuth sprach aus ihren Zügen; sie bemerkte den Eindruck, den ihr verändertes Wesen auf den jungen Mann machte, trotz dessen Bestrebungen, ihn ihr zu verbergen. Gütig reichte sie ihm die Hand, und bat ihn, neben ihr Platz zu nehmen.

„Wir sollten," nahm die zarte Erscheinung das Wort, „unser Leben nicht nach Jahren, sondern nach den Schmerzen und Genüssen zählen, die uns zu Theil geworden: es fände sich wohl dann, daß eine Stunde uns älter macht, als ein ganzes Jahr, eine Minute uns oft ungeben so viel wieder verjüngt. Ihr Auge, mein Freund, weilt mit Theilnahme, mit Besorgniß

auf mir; Sie finden mich wohl verändert, und ich will Ihnen nicht bergen, daß mir Kämpfe geworden sind, die zu bestehen ich mehr Kräfte anwenden mußte, als zu besitzen ich mir anfangs bewußt war. Doch der Wille wächst mit den Hindernissen, die sich ihm entgegensetzen: wie vermöchten wir denn überhaupt ohne ihn, wir schwachen Geschöpfe, mit den schwachen Mitteln, die uns zu Gebote stehen, nur irgend etwas Bestimmtes und Entschiedenes auszuführen. Allein nichts von allem dem! Es ist überstanden, ich habe mein Ziel erreicht; die Ehre meiner Familie ist gerettet, das Glück meiner Schwester gesichert, und mir wird das Bewußtseyn, im Sinne meiner guten edlen Mutter gehandelt zu haben. Die Pflicht, die mir Ihnen gegenüber jetzt obliegt, ist nicht zu rechtfertigen, rücksichtlich des plötzlichen Verschwindens Leopoldinens, welches, wie Sie jetzt selbst errathen werden, gewissermaßen auch mein Werk ist. Nicht Mißtrauen in Ihre Vorsorge und Wachsamkeit, mein treuer Freund, sondern lediglich ein neues drohendes Mißgeschick veranlaßte mich, die Gefangene ihrem Schutze wieder zu entziehen. Hören Sie mich ruhig an. So sehr sich meinen Beschlüssen der Eigenwille und die Leidenschaft des jungen Prinzen entgegensetzte, so wußte ich doch, daß mir freier Spielraum blieb, so lange

Leopoldinens Aufenthalt ein Geheimniß ihm sowohl, als seinen Verbündeten war. Ich trotzte auf diese Sicherheit und bedachte nicht, daß mir ein schlimmer Feind zurückgeblieben war, der gegen meine inständigen Bitten und Vorstellungen die Angelegenheiten meiner Gegner begünstigen half. Dieser Feind war jener Graf Felix, von dem Sie wohl schon gehört haben, ein früherer Jugendgespiele vom Erbprinzen; er und eine entferntere Verwandte des fürstlichen Hauses gaben sich nun alle erdenkliche Mühe, meiner Schwester Aufenthaltsort zu entdecken. Es gelang ihnen nach einiger Zeit mit Hülfe eines erkauften Spähers, der Niemand anders war, als einer von jenen Sektirern, die sich in der Gegend unseres Schlosses niedergelassen haben und für kluge und arbeitsame Leute gelten. Ich hatte diesem Menschen, der seinem Gewerbe nach ein Leinweber ist, früher, wo er elend und höchst bedürftig war, einiges Almosen zukommen lassen, und siehe da, diese magere Saat war bestimmt, mir die reichsten und herrlichsten Früchte zu tragen. Dankbar erinnerte er sich meiner, und als er nun einsieht, daß der Dienst, den er jenem Herrn leisten wolle, ein Dienst gegen mich sey, so beschließt die treue Seele im Geheim, mich von Allem in Kenntniß zu setzen. Um Leopoldinens Schicksal wußte indeß noch Jemand, der,

wie sich jetzt erwiesen, wohl das größte Re
hatte, in meine Plane mit eingeweiht zu werd
Es ist dieses der junge Mann, den Sie gest
gesehen haben. Seine Leidenschaft für me
Schwester kannte ich wohl, doch mochte ich
nicht begünstigen, einestheils weil beide, er
wohl als sie, mir noch zu jung schienen, ande
theils, weil junge Officiere nur schwer von ihr
Obern die Erlaubniß sich zu vermählen erhalt
Diese Gründe wurden doch jetzt durch den Dra
der Umstände plötzlich beseitigt. Der junge H
theilte mir jene Geständnisse des redlichen See
rers mit; er verband seine glühenden Wünsc
mit der Aussicht auf das unabwendbare dr
hende Mißgeschick, und Sie können sich denk
mein Freund, daß hier mein Entschluß nicht
nen Moment wankte. Meine Antwort gab d
Glücklichen meine volle Einwilligung, ich le
das Glück meiner Leopoldine in seine Han
und indem ich die Verlassene als seine künft
Gattin ihm zuführte, rief ich zugleich die Ei
und den Muth eines jungen, kühnen und ed
Herzens wach, sein erworbenes Eigenthum
alle Weise zu schützen. Er hat meine Zuv
sicht nicht getäuscht; allen Gefahren trotzen
hat er sie mir sicher hieher geführt und erwar
nun die Stunde, wo es mir vergönnt seyn wi
die Liebenden in den vollen Besitz ihres Glück

zu setzen. Ich sage die Liebenden, und es scheint, daß ich vielleicht etwas zu voreilig Leopoldinens Herz und Neigung verschenkt habe. Doch ich kenne meine Schwester, ja ich kenne die meisten jungen Mädchen unserer Zeit, deren Glück eigentlich darin besteht, daß sowohl Liebe als Haß nie bei ihnen zum Bewußtseyn gelangen, und daß sie sich dann in ihrer Unbefangenheit heute zu Diesem, morgen zu Jenem überreden lassen. Der junge Graf ist ein schöner Jüngling, seine noch etwas blöde Ergebenheit schmeichelt sich desto tiefer in ein weibliches Herz, je mehr Muth, Entschlossenheit und Keckheit auf der andern Seite jene Eigenschaften unterstützen. Dabei ist er von untadelhafter Abkunft, Herr eines ansehnlichen Vermögens, und was mir über Alles gilt, in dieser verderbten Zeit ein reiner Charakter."

So sehr unsern Freund diese Mittheilungen beschäftigten, so mußte er doch für die Sprechende fürchten. Er suchte darum ihre Aufmerksamkeit von jenen sie näher angehenden Betrachtungen zu entfernen, und brachte darum das Gespräch wieder auf den Antheil, den der Sectirer bei der Rettung des Fräuleins gehabt. Er klagte hiebei sich selbst und seinen Mangel an Wachsamkeit an. „Doch," setzte er hinzu, „wer hätte auch jenem halb thörichten Manne

dieses planmäßige und durchdachte Handeln zugetraut."

„Mich selbst," entgegnete die Gräfin, „hat es überrascht. Ein Beweis ist mir diese Erfahrung, wie oft wir uns in Beurtheilung der Menschen täuschen. Wie klug und besonnen hat er das Werk begonnen und durchgeführt, wie richtig setzte er voraus, daß es nur dann gelingen könne, wenn er sich des vollen Vertrauens beider Theile versichert haben würde. Unsere sowohl als des Grafen Belohnungen hat der seltsame Mann hartnäckig ausgeschlagen: in meinen Diensten will er bleiben, doch nur unter der Bedingung, daß ich ihn wieder frei gehen lasse, wenn und wohin es ihm gefällt."

Das fortgesetzte Sprechen hatte die Kranke ermüdet. Die Blässe ihrer Wangen nahm einen noch gefährlichern Charakter an: sie mußte die Schläfen mit starkem Wasser reiben, und während ihr Freund sie mit den schmerzlichsten und aufmerksamsten Blicken beobachtete, lehnte sie sich die Polster ihres Stuhles zurück, und lag eine kurze Weile mit geschlossenen Augen da. Der Arzt trat leise in's Gemach, Leopoldinen folgte ihm, und zog Lessingen mit sich fort.

„Ich darf," sagte sie in ihrer muthwilligen Laune, „mit meinem ganz jungen Bräutigam nicht so lange allein sein. Er hat schon so

einer Stunde, während die gute Tante na. Genuß ihrer Morgenpastetchen eingeschlummert ist, mir tausend alberne und verliebte Dinge gesagt. Kommen Sie, durch Ihr ernsthaftes Gesicht und Ihre wohlgepuderte Perücke müssen Sie ihn in den geziemenden Schranken halten. Zugleich bekommt die gute Clarissa Zeit über neues Unheil zu brüten, das sie mir und meinen Vertrauten gelegenheitlich dann zufügen kann."

Der Dichter ließ sich von der Braut ins Gesellschaftszimmer führen; hier war so eben die Venne angelangt, und beide alte Damen begrüßten sich auf das förmlichste, indem sie gleich nach den ersten Grüßen sich einander aus den kleinen Porcellan-Möpschen Tabak anboten. Der Page lag an einem Tischchen nachläßig hingelehnt beim Schachspiel. Er sprang jetzt auf und erkundigte sich nach Clarissens Befinden, und ob er ihr die Hand kussen dürfe.

„Nein," erwiderte Leopoldine, „und soll denn durchaus alles im Hause geküßt werden? Hier ist ein Dichter, Herr Ephraim Lessing, dem können Sie Ihre Zärtlichkeit und Ehrfurcht bezeugen, denn er ist ein großer Mann. Ohne daß er gutig ein Auge zugedrückt, wären Sie nie zu meinem Besitz gelangt."

Sie ſcherzte noch eine Weile ſo fort, und während die Freunde ein Geſpräch anknüpften, fiel ſie über die alten Frauen her, und hetzte in ihrem Muthwillen beide auf das anmuthigſte aneinander.

Indeß die Liebenden auf günſtige Nachrichten, der Edelmann und die Baroneſſe auf Briefe vom Verwalter ihrer Güter warteten, Clariſſa vom Arzt im einſamen Zimmer zurückgehalten wurde, fand unſer Dichter genügend Zeit, ſich mit der Gegend umher bekannt zu machen. Sein Trieb zu Spaziergängen war ihm hier nicht wenig förderlich. Sein liebſter Ausflug war in das nahe Dörfchen, das trotz der ſpäten Jahreszeit ſich noch mit manchem gefälligen Reiz geſchmückt zeigte, und in deſſen wenigen Gaſſen ein ſtets wechſelndes Treiben die Nähe größerer Städte und Ortſchaften bezeichnete. Beſonders fehlte es dem vortheilhaft gelegenen einzigen Wirthshauſe nie an Gäſten, die zu jeder Stunde mit großem Gefolge lärmend ein- und auszogen, und den wohlbeleibten Wirth in ſteter Regſamkeit hielten. Leſſing war ſeit einigen Tagen in die Zahl der regelmäßig

wiederkehrenden Besucher eingetreten, und genoß darum die Ehre, einen vortheilhaften Platz am obern Theile der besetzten Wirthstafel zu erhalten, von welchem Standpunkt aus er auf seine Weise die immer wechselnde Gesellschaft beobachtete. Gemeiniglich bestand diese in Soldaten, selten zeigten sich niedere Beamte oder reiche Bauern der Gegend. Manche ruhige Gäste, die Jahrelang ihr bescheidenes Plätzchen am Tische behauptet hatten, blieben in diesen stürmischen Zeiten ganz fort. Zu diesen gehörten vor allen Dingen die guten Patrioten, die es nicht über sich gewinnen konnten, den harten Reden über ihr Vaterland und ihren Fürsten, aus dem Munde der ihnen aufgedrungenen Gäste ruhig anzuhören. Der gefällige Wirth suchte hier den Vermittler zu spielen, doch freilich mit entschiedenem Unglück. Er war von Geburt selbst ein Preuße, hatte jedoch in Sachsen Brod und Verdienst gefunden, und hielt es deßhalb für seine Pflicht, zu Gunsten beider Länder, wenn sich ein Streit erhob, auf ungeschickte Weise, ein vermittelndes Wörtlein einzulegen; konnte es aber unvermerkt geschehen, so erzeigte er seinen Landsleuten alles nur mögliche Gute, die es ihm jedoch eben so wenig dankten. Unter den immer wiederkehrenden Gästen bemerkte Lessing einen alten Stelzfuß,

der seinen Ehrenplatz am Ofen hatte, selten sich in's Gespräch mischte, wenn es aber geschah, stets mit einer gewissen Ehrfurcht von den lärmenden Soldaten angehört wurde.

Nach einigen Abenden, wo mehr Ruhe geherrscht hatte, wurden die Debatten wiederum auf's lebhafteste angeregt, durch das Gerücht von einem neu errichteten Freicorps, das sich in großer Schnelligkeit gebildet hatte, und unter einem unternehmenden Anführer meistens aus Leuten bestand, die nicht zu Soldaten erzogen, sich durch den allgemein hinvertheilten Eifer, und durch die Begeisterung für den Krieg verleitet, in Eile zusammengefunden. Die wohldisciplinirten Soldaten spotteten jener Neulinge, bei denen der Enthusiasmus die fehlenden Formen ersetzen sollte. Man erwartete eine Anzahl Mitglieder, dieses Corps am folgenden Tage auf dem Durchmarsch im Dorfe zu sehen; sie sollten dem Könige vorgeführt werden, und die Spötter weissagten ihnen den übelsten Empfang. Der Wirth, der einen Neffen, einen ausgelassenen Burschen, mit darunter hatte, hörte die Lästerzungen anfangs geduldig an, dann glaubte er aber auf die Seite der Verspotteten treten zu müssen, und brachte nun Entschuldigungen und Lobsprüche auf, die ein unmäßiges Gelächter verursachten.

„Es fehlte nur noch, Herr Wirth, „rief ein sächsischer Unteroffizier, „daß sie Euch unter die Helden aufnähmen. Wahrlich, das Bandelier über Euer gesegnetes Bäuchelchen müßte sich trefflich ausnehmen."

„Wenigstens," entgegnete der Angegriffene, „werde ich dem Feinde nicht Gelegenheit geben, zu erforschen, ob es eben so gut hinten als vornen mich kleidet. Wohl dem, der, so bunt es auch herging, nie dem Gegner den Rücken zeigt, der Ehrenmann mag nun Soldat oder Fürst seyn, gleichviel."

Der Sachse fühlte gar wohl das Anzügliche, das in diesen Worten lag, er versteckte jedoch seinen Aerger hinter ein schallendes Gelächter. Die Spöttereien über das Freicorps gingen ihren Gang fort; endlich erhob sich der Alte hinterm Ofen, und auf dieses Zeichen seiner Theilnahme am Gespräch ward es augenblicklich still im Kreise.

„Ist denn mehr nöthig," rief er, „als daß sie Preußen sind. Ein jeder Bursche von ihnen, wenn er es noch nicht gefühlt hat, wird es jetzt fühlen, daß ein Gott, ein König, ein Vaterland uns alle zusammenhält."

„Bravo!" schrie ein alter preußischer General, „das ist ja auch die ganze Hexerei. Wer die drei Dinge nicht auf dem Papier, nicht in

alten Dokumenten oder Gebetbüchern, sondern im Herzen und Gewissen beisammen hat, der ist die eigentliche glückselige Creatur. Eine jede der andern Nationen hat jene Dinge einzeln, oder nur Stück von den Stücken. Bei vielen ist der König in tausend Stücke zerbrochen, und so ein einzelnes Stückchen heißen sie dann Churfürst, Herzog, Landgraf, oder wie so ein zerbrochener Königsscherben sonst heißen mag. In andern Ländern ist wieder der Gott in viele tausend Heilige zersprungen, und was das Vaterland betrifft, so können die meisten es nur auf der Charte finden, wo es denn auch in tausend kleine bunte, gelbe, grüne, rothe Stücke jämmerlich zerbrochen daliegt. Wir aber haben alle jene Stücke in einem tüchtigen vollständigen Ganzen beisammen, und folglich sind wir besser als alle andere Völker, sie mögen heißen wie sie wollen."

Der Sachse hörte diese Rede mit lauernden Blicken an, und als sie geendigt war, der Wirth sowohl als die andern Landsleute des Sprechers ihm ihren Beifall schenkten, murrte er vor sich hin: „Wartet nur, man wird euch schon in Stücke schlagen, daß es eine Lust seyn soll."

Der Preuße, der diese Worte nicht hörte, und nur die unwillige Miene sah, bot lächelnd

seine Hand dem Unteroffizier hin. „Nicht übelgenommen Kamerad," rief das narbige freundliche Gesicht, „zwischen Wirth und Gast soll immerdar Politeß herrschen. Schickt doch unser gnädiger Herr selbst nach Pirna, um sich nach dem Befinden von Dero Hoheiten zu erkundigen, obgleich er wohl vermuthen kann, daß sich Hochdieselben verzweifelt schlecht befinden. So laßt auch uns mit einander leben; bedenkt doch, zum Teufel, daß Ihr bei allen unsern Späßen, den jetzigen und den noch kommenden, hübsch neutral bleiben müßt."

Der Sachse reichte zögernd seine Hand hin. „Nur zu," rief ein junger Preuße, „gebt nur gutwillig die Hand, denn sonst haben wir Mittel, sie zu nehmen."

Alles lachte, und der Sachse stimmte in diese frohe Laune, wiewohl nur gezwungen, ein. „Was kümmert uns," rief er nach einer Pause, „ob die schlesischen Leinwandballen künftig mit einem preußischen oder österreichischen Stempel verschickt werden, ob sich die Herrn Minister mit ihren betreßten Röcken am Hofe der Kaiserin-Königin unter einander herumbalgen, ob in Paris in der Oper preußische oder österreichische Bärenmutzen tanzen, und vollends wie in Petersburg die Wettergläser stehen; wir

sind ruhige friedfertige Leute, arbeitsam und fromm, uns soll man nur ungeschoren lassen."

„Das wird man auch," rief der Corporal, „fahrt nur immer fort, eure Porzellanpüppchen zu drechseln. Die kleinen Dinger sehen so glatt und appetitlich aus, und die Pagoden sagen zu allem ja! ja! just wie eure Minister."

„Macht nur nicht," entgegnete der Verspottete, nachdem er das unmäßige Gelächter hatte austoben lassen, „daß sie endlich die Köpfe schütteln, sie verstehen auch das."

„Oho! dann hauen wir die ganze gläserne Garnison in Stücke," schrie der junge preußische Soldat, „die langweilige Sippschaft hat ohnedieß lange genug auf dem Kamine gewackelt, und in Ruhe sich gespreizt."

Auf diese Worte war ein zorniger Blick des Sachsen ganze Antwort. Er wollte sich vom Tische erheben, doch der Wirth, der einen ernsthaften Streit voraussah, war schnell bei der Hand, eine Versöhnung und Ausgleichung zu Stande zu bringen. „Nein, nein," rief er, „man zerschlägt nicht das Hausgeräthe seines Wirths, zum Dank für dessen gute Bewirthung. Besonders wird Niemand jene artigen kleinen Figuren verderben wollen, die in der That nirgends so zierlich als in unserm Meißen gemacht werden. Ich selbst besitze eine kleine Sammlung

solcher Püppchen.“ Er brachte nun schnell seinen Reichthum hervor, stellte sie auf dem Tisch auf, und die Soldaten nahmen sogleich einzelne in die Hand, indem sie mit aufmerksamen und lächelnden Blicken die kleinen, weißen, glatten und bemalten Leiber durch ihre schmutzigen Finger gleiten ließen. Der Corporal griff nach dem Püppchen des Königs von Polen. Nachdem er es hin und her gedreht hatte, rief er: „Was hat der Kerl denn für ein rothes Ordensband am Halse?“

„Es ist kein Ordensband,“ entgegnete der Wirth, „der Kopf war dem Dingelchen abgebrochen, und da hat meine Christel ihn mit Siegellack wieder aufgepflanzt.“

Es wurde gelacht, und der Corporal rief: „Trefflich, der Herr hat seinen Kopf verloren, und da muß nun ein französisches rothes Bändchen es wieder zusammenhalten helfen.“

Der junge Soldat griff nach einem weiblichen Figürchen. „Das ist die Marquise von Pompadour,“ erklärte der Wirth. „Pfui Teufel!“ rief jener, und ließ die Puppe auf den Tisch fallen, „fast hätte ich an der Metze die Finger besudelt.“

Ein Bauerbursche nahm sie und betrachtete sie wohlgefällig. „Ist doch ein Blitzmensch,“

bemerkte er, „was sie für rothe Backen und stattliche Brüste hat.“

„Recht, mein Sohn,“ rief der Sachse, „lobe nur, was zu loben ist; es ist verteufelt leicht tadeln, wenn man's nicht besser zu machen versteht.“

Der Alte vom Ofen hatte sich herbeigemacht, und langte mit zitternder Hand nach dem Püppchen, das den König Friedrich vorstellte, in noch jugendlichem Alter. Er brachte es verstohlen an seine Lippen, und sprach dann, indem er die Figur vor sich hinstellte: „Ja, ja, so stand er, so sah ich ihn stehen, als die Männer den Sarg seines Vaters vor ihn hinstellten. Da blickten ihn die ergrauten Krieger an, gleichsam mitleidig, wie man ein Mägdlein ansieht, das bereit ist, allein und ohne Hüter in die weite Welt zu gehen, und mancher dachte: ja, geh nur, Prinzlein, bist jetzt König, aber es wird dir sauer werden, die schwere prächtige Krone zu tragen, nachdem der da im Grab sie niedergelegt hat. Sieh' zu, Prinzlein, daß du das Werk gut hinausführest, denn Aller Augen blicken auf dich! So dachten die alten Graubärte, die um ihn standen; aber als das Prinzlein jetzt die großen hellen Augen, die wie Gottes Sterne leuchten, aufschlug, und sich umsah, da vermochte dennoch Niemand diesem Blicke

zu begegnen. Auch mich traf der Strahl, und es war mir, als könne ich ihn deuten, als läse ich, wie in einem prophetischen Buche, Vergangenes und Zukünftiges darin. Es war ein Blick, wie nur er, nur er ihn hat, und dieser Blick sagte uns allen, was wir wissen wollten, so deutlich, als hätten wir ein hundert Manifeste vor uns liegen."

Während dieser Rede des Greises, die er mit bewegter Stimme vortrug, herrschte eine lautlose Stille; die glänzenden Blicke aller Landsleute waren auf seinen nur mit spärlichen Silberlocken bekleideten Scheitel gerichtet. Er küßte die Figur nochmals, und stellte sie dann wieder zu den übrigen.

Der Corporal, dem die ernste Stimmung nicht gelegen kam, rief jetzt: „Beredtsamkeit muß sein überall, und das Gute darf nie ohne Lob ausgehen; so habt ihr Sachsen denn auch den Ruhm, die schönsten Weiber und Dirnen in eurem Ländchen großzuziehen. Das haben wir jetzt, da wir eure Gäste sind, erst recht einsehen gelernt."

„Ja wohl," entgegnete ein Sachse mit einem unwillkürlichen Seufzer. Der Unteroffizier sah vor sich hin und lächelte.

„Was habt Ihr denn da?" fragte der Corporal.

„I nun!“ war die Antwort, „es fällt mir da Ihr die Schönheit unserer Weiber auf's Tapet bringt, ein lustiges Geschichtchen ein, das mir irgendwo ein junger Predikant erzählte bei Gelegenheit, als ich noch das Schusterhandwerk trieb, und mich gerade auf der Wanderung befand. Es zeigt den Grund an, weßhalb unsere Mädchen schöner sind, als die anderswo.“

„O erzählt!“ rief der Wirth.

„Laßt hören,“ setzte der Corporal hinzu.

Der Sachse nahm mit der ihm eigenthümlichen schlauen Miene das Wort, indem er sagte: „Jener gute Predikant sprach einmal mit mir über das Paradies, und ich gestand ihm offenherzig mein Bedauern, daß dieser berühmte Garten Gottes so spurlos verloren gegangen. Das ist nicht der Fall, entgegnete mein Freund, er ist nur getheilt worden, und man trifft in den verschiedenen Ländern noch ansehnliche Proben seiner Herrlichkeit an. Als der liebe Gott nämlich an dem großen Garten, Harmonie genannt, Mißfallen fand, und Adam die Zettelchen an den Bäumen wegen Verbot des Tabakrauchens nicht achtete, Frau Eva überdieß vom Bürgermeisterbaum die seltenen Versdorferäpfel abknickte, da schloß er die Harmonie zu, und die ganze Anstalt vor dem Thore

ging ein. Adam mußte mit Weib und Kind jetzt in die Stadt ziehen, und Niemand durfte sich Hoffnung machen, den Sommer oder Frühling den schönen Garten wieder zu sehen. Er wurde nebst Appartinenzien öffentlich unterm Hammerschlag gebracht, und es fanden sich alle Völker der Erde ein, um etwas zu erstehn. Der Hispanier, mit dem dicken Faltenkragen und dem langen Zirkelbarte, bot etwas bedeutendes für den hellen blauen Himmel, erhielt ihn auch; der Schweizer kaufte die schönen hohen Felsen; den silbernen Mond und die goldene Sonne, die aber leider durch Adam sein Tabakrauchen ein wenig schwarz angelaufen waren, bekamen für ein Billiges die deutschen Herren Kalendermacher, die sie auch sogleich frisch in ihre Kalender setzten; den Burgermeisterbaum, der die Eigenschaft besaß, daß er Gutes und Böses erkennen lehrte, kauften die Advokaten, um ihn zu verbrennen, damit Niemand weiter Recht von Unrecht unterscheiden könne. Die Holländer nahmen die seltenen Blumen, den Sand aber kauften die Berliner, und bauten darin ihre schöne Stadt auf."

Ein Gelächter erhob sich, und der Wirth rief: „Trefflich! Ihr habt gut gezielt, und gebt uns jetzt volle Laduug wieder zurück."

„Der Corporal fragte: „Nun, und wie blieb's denn mit der Schönheit der Weiber?“

„Die hat in Folgendem ihren Grund: Wie nun alles verkauft war, blieb nichts nach, als der Quell der Jugend, der sah aber so klar und jämmerlich aus, daß endlich, da Niemand ihn wollte, ein altes Mütterchen aus mitleidigem Herzen einen Groschen dafür bot, und ihn auch erhielt. Da sie aber des Wassers Kraft nicht kannte, kochte sie Abends ihre Kartoffeln damit, und schüttete endlich den Rest in die Elbe hinab. Der wundersame Quell mischte sich sofort mit den Fluthen des stolzen Stromes, und ertheilte von Stund an allen Mägdlein, die sich in ihm baden, jene liebliche Schönheit, welche wir annoch bewundern.“

Der Schwank fand Beifall, selbst der Corporal stimmte ein, und das gute Vernehmen war in allgemeiner Heiterkeit völlig wieder hergestellt. Nicht lange so ertönte Trommelschlag; die Soldaten eilten fort, die andern Gäste zerstreuten sich ebenfalls, und der Wirth brachte seine kleinen Könige und Helden wiederum in Sicherheit.

Lessing, den das Gespräch und die lebhafte Scene beschäftigt hatte, ging jetzt, da es zur Abendgesellschaft im Schlosse noch zu früh

war, ein wenig vor's Dorf hinaus. Er ließ die Hauptstraße links liegen, und kam, durch's Rauschen einer nahen Mühle angezogen, an das Ufer des Baches, der seine Wellen unter überhängendem Gesträuch dahinfluthen ließ. Ein Plätzchen auf einer Bank unter einem Baume war dem Einsamen gerade gelegen; er nahm Platz, und indem er auf das nahe Geräusch, das die treibenden Mühlräder durch die Stille tönen ließen, hinlauschte, versank er in Gedanken. Die lieben Bilder der Heimath, das Andenken der verlassenen Aeltern, stieg in ihm auf, er wußte, daß sie ihn in weiter Ferne wähnten, daß ihre Gebete ihm Glück und Segen herabflehten: wie gerne wäre er sogleich zu ihnen hinüber geeilt, da er sich dem lieben Vaterhause jetzt näher befand, als in Berlin.

Diese Betrachtungen störte der Tritt eines Menschen, der, sich langsam durch die Gebüsche Bahn brechend, an das Wasser heran kam. Der einsame Wanderer mochte wohl nicht die Gegenwart eines gleichgestimmten Gefährten ahnen; er blieb darum am Bache stehen, und unser Freund erkannte die gebückte Gestalt des alten Christian. Er schwieg jedoch, und beobachtete jenen, der lange Zeit am Bache hinging, stille stand, wieder fortging, und sich endlich erschöpft und keuchend auf einem Steine

am Ufer niederließ. Nach einer Weile hub e
an, seine Gedanken laut vor sich hin zu spre
chen. „Alter," rief er, „ist es auch recht, wa
du thun willst? — Wird's nicht besser und ehr
licher sewn, du suchst die Kugel auf, als so ei
nen elenden Mühlgraben? Aber werden sie den
alten Burschen, der nicht mehr gerade stehen
kann, auch annehmen? Nicht einmal zum todt
geschossen werden ist er gut genug. Oder sollen
mich wohl gar die jungen Gecken in ihre Mach
nehmen, der Prügel eines Gelbschnabels von
Corporal mir auf der Nase tanzen? Nein, hol's
der Henker, lieber doch den Mühlgraben."

Er erhob sich, und das Antlitz dem Baume
zuwendend, wurde er jetzt erst gewahr, daß er
nicht allein sey. Finster in sich hinein brum
mend wollte er zurück in's Gebüsch, doch Les
sing hielt ihn auf.

„Bist Du toll, Christian?" rief er ihm zu.
Was treibst Du hier, alte Seele, in der un
heimlichen Dämmerung?"

Der Kammerdiener blickte befangen und
verdrießlich um sich; vergebens strebte er,
allen Fragen auszuweichen, und sich zugleich
von dem Arme des Jünglings frei zu machen.
Als es nicht gelang, erwiderte er endlich:
„Nun, so mögt Ihr's wissen: die verfehlte Ex
pedition, die der Leibheftige uns hat verlieren

lassen, ist es, was mir das Herz abdrückt. — Theurer, junger Herr, ich habe vierzig Jahre dem Hause gedient. Wo es nur etwas zu schaffen gab, gefährlich oder nicht gefährlich, schwer oder leicht, da hieß es immer, der alte Christian muß daran; kann er es nicht, so kann's kein Anderer, und jetzt — —" Er stockte lautschluchzend, und fuhr erst nach einer Pause fort: „Und jetzt hat mich so ein Lump, so ein Hanfstengel, ein Leinweber aus dem Sattel gehoben. Ihr habt doch schon die verfluchte Historie gehört?"

Lessing errieth jetzt den Zusammenhang, er suchte den Alten bestmöglich zu trösten, doch er wehrte hartnäckig jeden Trost von sich.

„Bleibt mir mit dem Geplapper vom Leibe. Ihr wißt nicht, was vierzig Jahre dienen heißt. Freilich andere Leute dienen auch, aber ich! ich! — so mit Lust und Liebe, mit wahrer Leidenschaft dienen, so gleichsam mit der ganzen Familie in Eins verwachsen, mit Vater, mit Bruder, mit Schwester seyn, so daß man mit dem alten Hause zugleich schadhaft wird und Risse bekommt, und endlich, daß einem der Grashügel dicht neben der herrschaftlichen Gruft gemacht wird, damit bei der allerheiligsten Auferstehung sogleich der alte treue Diener wieder bei der Hand sey, um das Waschbecken und

das Tüchelchen hinzureichen — nein, Herr, so dient Niemand anders, als nur ich allein. Und jetzt, begreift Ihr's jetzt, um solche Ehre bin ich für immer durch einen Lump gekommen. Er hat das Verdienst, unsere gnädigste Gräfin gerettet zu haben, er wird geliebkost, gehätschelt — still, still! laßt mich immer gehen, und seht mir nicht nach, wo ich verschwinde."

Der Dichter mußte seine ganze Ueberredungsgabe anwenden, bis es ihm, nach langem Hin- und Herstreiten, endlich gelang, den eigensinnigen Alten in soweit zu beruhigen, daß er für heute alle Todesgedanken aufgab, und seinem Retter in's Schloß hinauf folgte. Hier schloß er sich aber in sein einsames Stübchen ein, und schwur, nicht hervorkommen zu wollen, und wenn selbst das ganze Haus in Flammen aufginge.

Einige der neuangeworbenen Soldaten waren angelangt, und hatten bei ihrem Erscheinen im Dorfe, theils durch ihr gutes Aussehen, mehr aber durch die Sparpfennige, die sie mitgebracht, die meisten Spötter zum Schweigen gebracht. Nur der Corporal fand seine schlimmen Erwartungen bestätigt. Er begegnete auf einem Gange Lessingen, und ihn freundlich grüßend, bat er ihn, zur Wirthstafel zu kommen.

um die Ankömmlinge in Augenschein zu nehmen. „Es ist Einer unter diesen Ellenrittern,“ setzte er lachend hinzu, „der, wenn er auch kein guter Soldat ist, doch einen trefflichen Possenreißer und Lustigmacher im Lager abgeben kann. Die bestere Creatur spricht, singt, schreit und tuyft schon seit zwei Stunden ununterbrochen fort, und kann nicht müde werden, die dünnen Beine und Arme zu schwenken. Er ist frisch vom Theater entlaufen; hört nur, da tönt uns schon seine helle Stimme durch's Gelächter entgegen.“

Wirklich vernahm man kreischende Laute, die sich vermischt mit Tönen eines einfachen Instruments hören ließen. Bei Oeffnung der Thüre sahen die Eintretenden, so viel die Wolken des Tabacks es gestatteten, eine dünne Gestalt sich mit äußerster Lebendigkeit vor den erstaunten Gruppen der gedrängten Zuschauer bewegen. Unser Freund erkannte den Liebhaber von der Truppe der Frau Belzig, ja, er erstaunte nicht wenig, als in dem bunten Gemische von allerlei Stellen aus Oper und Tragödie, eben jetzt auch sein Drama an die Reihe kam. Der Deklamator ließ sich's große Mühe kosten, die ganze verzweifelnde Rede Meillefonts zu seiner Geliebten mit Pathos vorzutragen, und bewirkte dadurch ein erschütterndes Gelächter, das

er freilich nicht erwartet hatte. Einen Augenblick in seinem Eifer inne haltend, rief er dann: „Meine Herren, was ich eben gesprochen, ist aus einem berühmten Trauerspiel, von dem unsterblichen Lessing, dem größten deutschen Poeten, den wir haben.“ Er wollte noch Einiges hinzusetzen, allein der Lärm und das Gelächter ließen ihn nicht zu Wort kommen; man verlangte allgemein, daß er tanzen solle, und sogleich fing er nach den Tönen der Musik wieder die früheren Sprünge zu machen.

Unwillig und fast beschämt durch das erhaltene seltsame Lob, zog sich Lessing aus der tobenden Versammlung zurück. Nur wenige Schritte vom Hause entfernt sah er Jemand eilig auf sich zukommen. Es war eine Gestalt in einen Mantel gehüllt. Er war unentschlossen, ob er bleiben, oder der Annäherung ausweichen sollte; in dem Moment hörte er leise seinen Namen rufen, und der Eilende stand dicht neben ihm. Es war Sabine. Eine mehr als seltsame Tracht machte das hübsche Mädchen fast unkenntlich, ohne sie gerade zu entstellen. Ueber ihrem Frauenrocke hing ein weiter Offiziersmantel, unter dem ein Gürtel mit Waffen hervorblinkte; auf dem vom Puder entblösten glatt zurückgedrängten Haare schwebte in kecker halbschiefer Lage ein Hut mit einem

stolzen flatternden Federbusche. Ihr Blick, mit dem sie jetzt den treulosen Freund betrachtete, glänzte vor Zorn und kriegerischer Wildheit. Ruhig erwartete sie seine Anrede.

„Sabine!“ rief der Erstaunte, „was bringt Sie hieher, und in dieser Kleidung?“ —

„Nicht wahr,“ entgegnete das seltsame Mädchen, „die Maske ist nicht übel? So eine Art von Marketenderin, ein Stück von einem Soldaten, das bei Gelegenheit mit drein hauen kann? Ja, beklagen Sie mich, liebster Herr, das Schicksal hat mich erfaßt, ich bin das ordentliche vernünftige Leben satt; unsern Schauspielern habe ich mich angeschlossen, ja ich könnte sogar jetzt etwas Großes und Bedeutendes werden, so etwas Solides und Treffliches, wie man es im gewöhnlichen Leben fordert und liebt, wenn ich nur wollte. Ich hätte nur nöthig, den Hauptmann, der dieses Corps errichtet, mit meiner Zusage zu beglücken; er wirbt in vollem Ernst um mich, und will seine Frau aus mir machen.“

„Schlagen Sie ein, ergreifen Sie ihn beim Wort, ehe er anderer Meinung wird; geben Sie alles zu!“ rief der Dichter.

„Schlagen Sie ein, greifen Sie zu, halten Sie fest!“ wiederholte das Mädchen in einem grimmigen Tone. „Ja wohl, nur Treulosigkeit auf

Treuloſigkeit, Schändlichkeit auf Schändlichkeit gehäuft, und alles nur recht ſchnell, beſonnen und keck! Die koſtbare Gelegenheit, eine Büberei auszuführen, könnte ja wieder entwiſchen. Ja, das iſt ſo die gangbare Münze unter euch. Nein, Herr Ephraim, greifen Sie zu, ſchlagen Sie nur ein in die Hand der ſchönen Gräfin; machen Sie nur, daß ſie Sie mit ihrer adelichen-Robe verdeckt, damit der Paſtor bei der Trauung Sie nicht gewahr werde, um Sie nach ihrem Stammbaum zu fragen. Die Mariage kann dann noch ganz glücklich ſeyn. Die beſten Ehen ſind die, wo man den Mann gar nicht bemerkt."

Leſſing mußte, trotz der ſeltſamen Laune des Mädchens, lächeln. „Sie ſind wieder vollkommen wahnſinnig, Sabine," ſagte er, „was ſchwatzen Sie mir da vor? Geben Sie Acht, daß Ihnen Ihr Verſtand nicht deſertirt."

Er wollte ihre Hand faſſen, doch ſie entzog ſie ihm; als ſein Blick ſie ſchärfer fixirte, bemerkte er, daß ſie weinte.

„Das Geſchick iſt ſeltſam," hub ſie nach einer Weile wieder an. „Als Sie mich vor vier Jahren in Leipzig zu der Madame Selzig brachten, und zu ihr ſagten: dieſe hier iſt arm, verſtoßen und verlaſſen, geben ſie ihr ein Plätzchen auf dem Theater, laſſen ſie ſie keine

Liebhaberinnen spielen, denn es ist fürchterlich, wenn eine Verstoßene, Verlassene, Verachtete liebt; lassen Sie sie Königinnen und Fürstinnen spielen, die nicht lieben dürfen. Damals, als Sie diese Worte vor vier Jahren sprachen, damals dachte ich nicht, daß ich hier so vor Ihnen stehen würde."

Lessing lachte. „Jene Albernheiten," rief er, „sind nie über meine Lippen gekommen. Ihr verdrehtes Köpfchen, Mademoiselle, hat stets Ihr Unglück gemacht. Freilich hätten Sie auf Ihre Weise thätig und nützlich seyn können, allein wie schlecht haben Sie meine Mühe für Sie gelohnt."

„Thätig? nützlich?" entgegnete Sabine, „kann eine Schauspielerin jemals dieses seyn? Dieser verachtete Stand, dieser aufgegebene weggeworfene Theil der Menschheit, was kann er noch leisten? Wahrlich, die Wohlthat war sehr groß, mich in die Hände jener Elenden zu überliefern. O, mein verehrter Herr, hätten Sie mir damals gesagt: du bist arm und verlassen! aber arm und verlassen seyn ist keine Schande, doch ehe du jene Bretter betrittst, von denen kein Mädchen rein, kein Jüngling unverdorben wieder niedersteigt, erbettle lieber dein Brod an den Thüren — dann hätte ich Sie jetzt mit Dank überschüttet, dann wäre die arme

kleine Sabine jetzt ein ehrsames liebendes und geliebtes Weib geworden, und diese lustige Unterredung zwischen uns beiden wäre nie zu Stande gekommen."

„Sabine!" rief der Jüngling ernst, „wenn Du wirklich meinen könntest, Recht zu haben, mir solche Vorwürfe zu machen." —

„Nein, nein!" schluchzte sie, und brach in Thränen aus, „ich habe dieses Recht nicht, und will auch keine Vorwürfe machen. Es ist nur gut, daß ich Sie noch allein getroffen habe, um von Ihnen Abschied zu nehmen. Morgen ziehen wir wieder weiter. Lassen Sie sich nicht länger aufhalten, oben im Schlosse werden die Lichter schon angezündet, es gibt wohl gar einen Ball, ein munteres Fest, oder etwas dergleichen. Leben Sie wohl, schöner Herr, leben Sie wohl."

Sie flog, ohne eine Erwiederung abzuwarten, den Hügel hinab, so daß der Mantel im Abendwinde ihr nachflatterte; bald war sie den nachschauenden Blicken des jungen Mannes entschwunden, der durch den seltsamen leidenschaftlichen Auftritt erregt, nachdenklich in's Schloß zurückkehrte.

Der erste grose Sieg der preußischen Waffen im siebenjährigen Kriege war entschieden, die Schlacht bei Lowositz geschlagen worden. Die fast doppelt so starke Armee der Oesterreicher hatte sich zurückziehen, und den Eingang nach Böhmen frei lassen müssen. Diese Nachrichten und Berichte erregten allgemeine Bewegung; auch auf dem Schlosse, in dem sich noch unsere Reisenden aufhielten, faßte man jetzt entscheidende Pläne und Entschlüsse. Der Edelmann erklärte seinen Willen, die vorhabende Reise auf eine günstigere Zeit aufzuschieben; er nahm hiebei mit seinem jungen Begleiter die nöthige Rücksprache. Es sollten, nächst dem Versprechen der möglichst baldigen Fortsetzung der Reise, Entschädigungen an Geld folgen, um für die verlorene Zeit und Mühe schadlos zu halten. Lessing, der seine Lieblingshoffnung zertrümmert sah, zeigte sich zu allem bereitwillig; es war ihm darum zu thun, die Freundschaft des achtungswerthen Mannes nicht zugleich einzubüßen, und wirklich erweckte sein thätiger Eifer bei den Bedrängnissen und drohenden Verlusten des Gutsherrn, sich ihm gefällig zu bezeigen, bei diesem die herzlichste Anerkennung und den lebhaftesten Dank.

Es wurden jetzt Anstalten zur Rückreise getroffen. Clarissa bat sich die Gesellschaft des

Dichters aus, die er ihr um so lieber gewährte, da ihr Weg sie zum gräflichen Schlosse, unweit dem Wohnorte seiner Eltern führte. Das junge Brautpaar fühlte sich bei dieser plötzlichen Umgestaltung der Dinge am unglücklichsten; noch war die Erlaubniß vom Könige nicht angelangt; die Boten, die man ausgesendet, kamen unverrichteter Sache zurück. Clarissa übernahm es jetzt wiederum zu trösten und zu beruhigen, doch es gelang ihr um so weniger, je mehr Tag auf Tag folgte, eine Stunde nach der andern dahinging, ohne daß die ersehnten Papiere erschienen.

Eine trübe regnigte Octobernacht machte diesen Besorgnissen ein Ende. Es mochte Mitternacht seyn; die Hausgenossenschaft hatte sich frühzeitiger als gewöhnlich zurückgezogen. Im einsamen Schlosse erstarb die rege Thätigkeit des Tages, der dunkle melancholische Bau, mit seinen durch Gänge und Treppen verbundenen zahllosen Gemächern, sank allmählig in tiefe Finsterniß, nur daß hie und da noch ein einsames Lichtchen flimmerte, welches sein spärliches Leben dem mächtigen Reiche der Nacht entgegenzusetzen wagte. Unter die Bewohner des Schlosses, die so glücklich waren, eines ruhigen Schlummes zu genießen, gehörten nur wenige, ja es waren, wenn man die Dienerschaft

ausnahm, vielleicht nur die beiden alten Frauen allein, die seinen Segnungen sich uneingeschränkt überließen; die eine, weil sie ihre Schätze, nach einem klugen Plane, jetzt völlig gesichert wähnte, die andere, weil sie keine Schätze besaß, ein Umstand, der in so unruhiger Zeit in der That eine Art von Glück war. Alle übrigen Bewohner, besonders die jüngeren, befanden sich wachend in ihren Gemächern. Der Edelmann stellte in einem Stübchen, nach dem Hofe zu, mit seinem Secretär noch einige wichtige Papiere und Rechnungen zusammen. In Clarissens Gemach zeigte sich im Schimmer der Nachtlampe eine rührende Gruppe. Die blasse hohe Gestalt der ältern Gräfin war, nach einem erneuten Krankheitsanfall, endlich ermattet auf die Polster zurückgesunken, ihre Augen waren geschlossen, obgleich sie nicht schlief; das schöne schwarze Haar, vom Puder befreit, schloß mit seinen dunkeln Wellen die blendende zarte Weiße, die vollendeten Formen des Halses und der Schultern ein. An sie geschmiegt, das blonde Köpfchen am Busen der Schwester, lag Leopoldine; die Fülle ihres weißen Nackens bot dem umfangenden Arme Clarissens eine weiche reitzende Stütze. Wie ein Kind, das erschöpft vom heftigen Weinen an der Brust der Mutter einschlummert, so lag die kleine treulose

Braut, die hochgeröthete Wange an die blasse der Schwester gedrückt, an der Wimper noch eine blitzende Thräne; das blonde Haar mischte sein sanftes Colorit mit dem dunkeln, und die zarten Arme hielten sich umschlungen. Scheinbar war über das reizende Paar die süßeste Ruhe ausgegossen, allein in dem Busen einer Jeden lebte der ihr zugemessene Kummer völlig wach. Dieselben Bilder der Sehnsucht und des Schmerzes, die hier den Schlaf von einem so holden Wesen verscheuchten, hielten ihn, wenige Gemächer weiter, auch von dem Auge eines sonst so fröhlichen und muthigen Jünglings fern. Selbst der Dichter, vielleicht der ruhigste unter den Bewohnern des Schlosses, hielt es für Pflicht, den Kummer seines Freundes zu theilen, um dadurch das Gewicht seiner Schwere weniger drückend zu machen. Er saß daher am Bette des jungen Grafen, ihm einen neuen französischen Roman mit vielem Feuer und Ausdruck vorlesend. Der alte Christian brütete in seinem Kämmerlein über sein Mißgeschick, und da er den, nur durch eine Bretterwand von ihm geschiedenen, ärgsten Feind, den Leinweber, nicht nachdrücklicher zu züchtigen im Stande war, so brachte er seine Geige hervor, und begann durch fürchterliche Mißtöne das Ohr des Sectirers zu

zerreißen, und jeden Gedanken an Schlaf von seinem Lager zu verscheuchen.

Allein es darf hier ein Wesen nicht vergessen werden, das die meiste Ursache zu haben glaubte, unter diejenigen gezählt zu werden, welchen ein gerechter Kummer den Schlaf fern hielt: dieses war Babet. Nahe an einer kleinen äußern Treppe des Schlosses befand sich ihr Stübchen, und war daher das einzige, welches nach außenhin Licht zeigte. Das arme Mädchen hatte durch die Nachricht von der großen Schlacht und durch ein dunkles Gerücht von dem Tode ihres Grenadiers fast die Besinnung verloren. Sie saß jetzt händeringend an ihrem Bette, das sonst so fröhliche Gesichtchen tief auf die Brust gesenkt, die, des Schnürleibes ledig, ihre eben nicht dürftigen Reize unter fortwährenden bebenden Seufzern entfaltete. Ermattet waren die Arme, die beschäftigt gewesen, Schuhe und Strümpfe von den niedlichen Füßchen zu lesen, niedergesunken, das rothe Prachtkleid lag abgestreift schon auf der Decke des Lagers, und nur ein kurzes Röckchen umspannte den Leib, den Blick auf ein paar wohlgeformte Waden freilassend. Sie hatte auf einem Tischchen vor sich die Briefe des Geliebten ausgebreitet, und indem beide Hände beschäftigt waren, das Nachthäubchen zu ordnen und zu befestigen, ruhten

die Blicke abwechselnd bald auf diesem, bald auf jenem Blatte. Die traurige Beschäftigung verfehlte nicht ihre Wirkung zu äußern; die anfangs zurückgehaltenen Thränen stürzten jetzt unaufhaltsam hervor, und sie warf sich auf die Papiere, das Antlitz in ihnen verbergend, die geliebten Schriftzüge mit Thränen nässend.

In dieser Stellung mochte sie eine geraume Zeit verharrt haben, ohne zu hören, daß indessen sich der Hufschlag eines Pferdes der Treppe genähert hatte. In jenen unruhigen Zeiten war ein von der Landstraße abirrender Reiter nichts auffallendes; die Trauernde fuhr aber jetzt entsetzt in die Höhe, als mit einem durchnäßten Handschuh an die Scheiben ihres verhängten Fensters gepocht wurde. Zitternd erhob sie sich, die Zaghaftigkeit ihres kleinen Herzens stritt sich mit der Klugheit des Köpfchens, über die Frage: ob es nicht gerathener sey, das Licht auszulöschen, um auf diese Weise dem unverschämten Störer jede Hoffnung, eingelassen zu werden, abzuschneiden; doch der unternehmende Mann, der nicht ohne Gefahr schon so weit vorgedrungen war, hätte sich wohl am Ende durch ein Hinderniß der Art nicht auf seinem Wege aufhalten lassen. Während diesen Betrachtungen erneuten sich die Stöße an's Fenster so heftig, daß das zitternde Kammermädchen

sich endlich entschloß, ein paar Fragen durch die geschlossenen Scheiben an ihren Bedränger zu richten. Eine dumpfe volle Stimme gab Antwort: „Ein Grenadier des Königs, der Einlaß verlangt.“ Das Wort Grenadier jagte das Blut auf die Wangen des Mädchens zurück; ohne zu bedenken, was sie wagte, schnell die schon abgelegten Tücher wieder umschlagend, öffnete sie das Fenster, doch sank sie in dem Moment mit einem Schrei zurück. Der draußen Stehende lehnte sich, so viel es seine Stellung und der enge Raum erlaubte, in's Fenster hinein, und schien seinerseits eben so erstaunt und verwundert. Sein Antlitz, von der Flamme hell beleuchtet, zeigte ernste kriegerische, obwohl jugendliche Formen, ein breiter Bart zog sich über die Lippen, und dunkles vom Regen durchnäßtes Haar hing unterm bebuschten Helme hervor. Der Arm des Kriegers langte in's Zimmer, und suchte sich der Hand des Mädchens zu versichern, doch dieses, durch die kalte Berührung wieder zu sich gebracht, erneute den heftigen Schrei, und flüchtete in die Tiefe des Zimmers zurück.

„John!“ rief sie von hier aus, „großer Gott, Er kommt doch nicht, mich zu holen?“

„Freilich,“ entgegnete die breitschultrige Gestalt, „die Hochzeitgäste warten, setze Dich zu mir auf's Pferd, und laß uns eilen!“

Babet stieß einen noch lebhaftern Schrei aus. Sie warf sich auf's Bett und drückte ihr Antlitz in die Kissen; nach einer Pause hob sie das Haupt langsam wieder hervor, und sank, als sie die dunkeln Augen sah, die vom Fenster aus unverwandt sie anblickten, von Neuem in die Polstern zurück.

„Dumme Jans!“ tönte es von außen, „so schließ Sie mir doch auf, und lasse Sie mir herein.“

Das Mädchen erhob sich: „Jott!“ rief sie, „seine reene jute Aussprache! nee, es kann doch keen Jeist seyn.“ Sie näherte sich dem Fenster, der Soldat ergriff sie, schlang seinen Arm um ihren Leib, und sie zu sich ziehend, drückte er einen herzhaften Kuß auf ihre Wange.

„Nu, mach auf, Lehngen!“ rief er, „oder ich haue den janzen Bettel von Fenster zusammen.“

Babet trocknete sich die kalten Regentropfen von Wange und Hals, mit denen der Bart des rüstigen Gesellen sie beim Kuß überschüttet hatte; übrigens war dieser Kuß selbst so wenig ätherischer Art gewesen, daß man unmöglich

hätte vermuthen können, es seyen dergleichen Begrüßungen im Geisterreich Sitte; auch stand in Andreas Geschichte von einer so herzlichen Umarmung und der guten Laune des nächtlichen Reiters nichts. Das ängstliche Mädchen ging also allmählig von Schreck und Entsetzen auf ein eben so ausgelassenes Entzücken über.

„John," rief sie, „also Er ist keen Geist? Ich darf es glauben, daß Er leibhaftig leben thut?"

„Narr!" entgegnete der Grenadier, „wenn Du's an meenen Kuß nicht gemerkt hast, was zum Henker soll ich Dir dann noch für Beweese geben, daß ich Fleisch und Beene habe."

„Es ist jut, halte Dich nur ruhig, ich will den alten Christian rufen gehen, er hat die Schlüssel zu dieser Thüre. O göttliche Vorsicht, wer hätte das nur ahnen können."

Sie rannte verwirrt im Gemach umher, ergriff endlich das Licht und wollte zur Thüre hinaus. Der Soldat erfaßte sie. „Laß die alte Krabbe schlafen," rief er, „ich steige durch's Fenster, und habe dann noch ein halbes Stündchen Zeit, mit Dir zu plaudern."

„Nee, nee," entgegnete Babet, indem sie mit beiden Händen den Gast abwehrte, „sey Er kein zudringlicher Cujon, Er wees wehl, daß des nicht meene Passion ist." —

„Potz Tolpatsch und Pandur!“ fluchte jetzt der Ungeduldige, „bin ich nicht Dein Bräutigam? und willst Du warten, Mädel, bis eine Kanonenkugel mich um ein Kopf kürzer macht? Doch dann werde ich kommen, gib Acht, als ein blutiger Geist, und Dir keine Ruhe lassen.“

Die letzte Drohung wirkte mächtig auf die arme bedrängte Schöne, ihre ganze Zärtlichkeit erwachte, und führte ihr die Momente des überstandenen Schmerzens wieder in's Gedächtniß. Der rüstige Geliebte war unterdeß, keine weitere Erlaubniß abwartend, mit einem Sprunge im Zimmer, und sah sich mit Augen, in denen Neugier und fröhlicher Muth glänzten, in dem kleinen behaglich erhellten Raume um. Seine Blicke weilten auf den schon abgelegten Kleidungsstücken, und unter eben nicht ganz zarten Scherzen zog er seine Schöne auf den Schoos. Die Schloßuhr ließ jetzt in langsamen Schlägen Mitternacht ertönen. Babet schreckte von neuem zusammen; der Gedanke, daß der, der sie jetzt umarmt hielt, viele Meilen entfernt in Ungarn aus seinem Grabe zu ihr gekommen, erregte die lebhafte Phantasie des unglücklichen Mädchens wiederum so heftig, daß sie in Thränen ausbrach. Der Soldat konnte aus seiner wunderlichen kleinen Braut nicht klug werden, er schnallte langsam und unter Kopfschütteln den

kalten schweren Küraß ab, und indem er ihr Haupt an seine warme bewegte Brust drückte, gelang es ihm in dem Streit, den Todesgrausen und Zärtlichkeit im Busen des Mädchens fuhrten, die letztere endlich siegen zu machen. Sie überließ sich seinen Liebkosungen, und wäre zuletzt nicht im Stande gewesen, sich ihnen zu entziehen, wenn auch die gefürchtete unheimliche Abkunft des Geliebten ihr klar geworden wäre.

Am Morgen erfuhr die ganze Bewohnerschaft des Schlosses die freudige Botschaft, welche der Grenadier mitgebracht, nämlich die Einwilligung des Königs zu der Vermählung des Grafen. Sie war in wenigen aber freundlichen Worten in einem Briefe an Clarissen enthalten, und bald nach der Schlacht abgeschickt. Die Freude des großen Mannes über seinen erfochtenen glänzenden Sieg leuchtete zugleich daraus hervor, und erfüllte das Herz der Liebenden mit dankbarer Rührung. Es wurden jetzt Anstalten zu der Trauung gemacht, bei welcher nur wenige Zeugen, außer den schon im Schlosse befindlichen Freunden und Verwandten, zugegen seyn sollten. Auf besondere Fürbitten des jungen Grafen durften auch Babet und ihr Geliebter an dem nämlichen Tage den priesterlichen Segen zu ihrem Bündnisse empfangen. Die alterthümliche Schloßkapelle, einst der Schauplatz

großer Familienfeste und Ceremonien, nahm nach langer Zeit wieder zwei glückliche und geschmückte Paare in ihren Mauern auf. Nach Clarissens Angabe hatte man Säulen und Altar auf das zierlichste ausgeschmückt, die ganze Dienerschaft war beschäftigt gewesen, und vor allen Dingen zeigte der alte Christian einen unermüdlichen Eifer. Er erhielt, durch Lessings Vermittelung, der den verzweifelten Zustand des alten treuen Dieners bekannt gemacht hatte, jetzt von seiner Herrschaft vielfältige Beweise von Huld und Erkenntlichkeit; dennoch konnte er es nicht lassen, bei Gelegenheit des Glückwunsches seinem Kameraden, wie er den Grenadier John nannte, zuzuflüstern: „Höre, lieber Junge, ich sage Dir nur das Eine, laß Dich todtschießen, je eher, je besser, nur werde nicht alt, mein Sohn; denn siehst Du, ich könnte Dir fürchterliche Geschichten erzählen von einem alten ehrlichen Diener und Soldaten, dem später, weil er die Dummheit hatte, alt zu werden, ein Lump, ein Bierkäsegesicht, eine Häringsrippe, mit einem Worte, ein Leinweber vorgezogen wurde.“

Es war ausgemacht worden, daß das junge Ehepaar für's Erste zum Schutz der Tante auf dem Schlosse zurückbleiben sollte; Babet trat jetzt in die Dienste der neuen Herrschaft,

sie wußte es durch ihre Schmeicheleien beim Grafen dahin zu bringen, daß er es über sich nahm, einen Stellvertreter für den Grenadier bei dem Heere abzusenden; allein John wehrte sich gegen dieses Ansinnen auf's hartnäckigste. „Nee," rief er in seiner offenen Soldatenmanier, „daraus wird nichts, bei unser einen kommt zuerst die Ehre, dann wieder die Ehre, und zum drittenmal die Ehre, und dann erst die Frau, nebst anderm Anhängsel an die Reihe."

Der Edelmann nahm seinen Weg zu seinen gefährdeten Besitzungen, und Clarissa blieb bei ihrem Entschlusse, in dem Elternhause, wo sie eine glückliche Kindheit verlebt hatte, Ruhe und Erholung nach den bekämpften Stürmen aufzusuchen. Die alte Französin, Lessing und ein Bekannter der jungen Gräfin, den man aus einem nahegelegenen Orte abholen wollte, waren bestimmt, ihre Begleitung auszumachen.

Vor der Abreise sollte jedoch unser Dichter noch durch einen traurigen Vorfall erschreckt werden. Er erfuhr, daß die Schauspielerin Sabine auf eine seltsame Weise ihren Tod gefunden. In dem Wirthshause des Dorfes, welches er nach jenem lärmenden Abende nicht wieder besucht hatte, wußte man ihm nur unzusammenhängende Berichte zu ertheilen. Es ging aus diesen hervor, daß sich das wunderliche

Mädchen in das tollkühne Unternehmen eingelaſſen habe, einem als Spion erkannten Flüchtling aufzupaſſen, um ihn, in Geſellſchaft mit ein paar verwegenen Burſchen des Freicorps, mörderiſch zu überfallen und niederzuſtrecken. Das Unternehmen, ſchien es, war geſcheitert, Sabine durch einen Piſtolenſchuß des Verfolgten getödtet worden, indeß ihre Gefährten Zeit bekommen, ſich zu retten. Einer von dieſen war der lebhafte junge Mann, den Leſſing an jenem Abende vor der Menge hatte deklamiren hören. Als der Enthuſiaſt den Dichter anſichtig wurde, ſtürzte er, mit Vergießung heißer Thränen, an ſeinen Hals; er konnte lange nicht zu Wort kommen, als endlich der Sturm ſeiner für dieſesmal ungekünſtelten Empfindung ſich legte, brachte er die zärtlichſten Gefühle, die glühendſten Lobſprüche auf die Verſtorbene vor. Auch ihr verzweifeltes Unternehmen ſtellte er als eine rührende Heldenthat auf. „Sie war," ſetzte der Tragiker ſeine Rede fort, „unſere kriegeriſche Muſe, die verkörperte edle Begeiſterung, welche uns alle erfüllt, ſeitdem wir aus einem zweckloſen unordentlichen Leben zu einem ehrenvollen begeiſterten Beruf zuſammen getreten ſind. Der ſchändliche Verräther, den wir hier entdeckt hatten, war nicht werth, durch ihre Hand zu fallen, ſo wie er nicht werth war, daß ich in

Berlin, am Tiſche der Madame Golzig, aus einer Flaſche mit ihm getrunken habe.“

Leſſing fragte verwundert nach dem Namen des Mannes.

„Kein Anderer,“ war die Antwort, „als jener blaſſe, tückiſche, prahleriſche, gimpelhafte Franzoſe, der ſich gewöhnlich von uns Marquis nennen ließ, und der höchſt wahrſcheinlich ein verlaufener Schneider war. Er hat jetzt ſeinen Lohn dahin, und die Leute, die ihn im nächſten Orte an ſeiner Verwundung haben ſterben ſehen, verſichern, daß er alle jene koſtbaren Regeln des Anſtandes, die er uns gepredigt, ziemlich ſtark aus den Augen geſetzt habe. O, kommen Sie, verehrter Herr Leſſing, Sie müſſen die Stelle ſehen, die wir der armen kleinen Miß Sara Sampſon zum kühlen Ruhebettchen ausgeſucht haben. Morgen in der Nacht, ehe unſer Corps weiter geht, bringen wir das liebe Kind in aller Stille zur Ruhe.“

Er zog mit dieſen Worten den Dichter mit ſich fort, bis beide jenes Plätzchen am Bache erreichten, welches unſerem Freunde von ſeinem einſamen Spaziergange her noch ſehr wohl bekannt war. Unter dem Lindenbaume, an der Seite der Bank, befand ſich die erwählte Ruheſtätte.

„Es hat ſich erwieſen,“ hub der Schauſpieler wieder an, „daß das liebe Mädchen in dieſem Dorfe geboren worden; hier an dieſem Mühlbache hat es als fröhliches Kind geſpielt, hier mögen nun die Engel mit der verklärten Seele ſpielen, um ſie liebkoſend, unter den ſüßeſten Kinderträumen, in die ewige Herrlichkeit einführen.“

Er ſprach noch eine Weile ſo fort, und als er Leſſingen erſchüttert ſah, erneute er ſeine Umarmung. „Gott ſey gelobt!“ rief er, die Hände gen Himmel hebend, „ſo iſt Mellefont nicht der Einzige, der um ſeine Sara weint! Ihr Andenken iſt gefeiert, ihre Manen ſind beruhigt. Nun fort in den Krieg, in's Gewühl der Schlachten, dort wird dieſe Bruſt wieder Frieden, Ruhe finden.“

Iſt es eine ausgemachte Erfahrung, daß im Leben verwandte Gemüther ſich leicht finden und erkennen, gern zuſammenhalten, und im engſten Vereine ſich am glücklichſten befinden, ſo kann ſich wohl ähnliches noch leichter auf

einer Reise, ein Zustand, der so oft mit dem Leben im allgemeinen verglichen wird, fügen. Wer sich genöthigt sieht, die Enge seines Wohnzimmers mit einem Genossen zu theilen, muß diesen, wo es nur möglich ist, sich zum Freunde zu machen suchen. Ein Reisewagen ist ein noch engeres Wohngemach, und wer hier einen oder mehrere Plätze vergibt, muß um so strenger jene Regel befolgen, je mehr hier ein Wechsel von Begegnissen aller Art von aussen, eine gewisse Ruhe und Uebereinstimmung innen nöthig macht. Unsere Reisende befanden sich in dem Fall, diese Grundsätze ungezwungen und mit Heiterkeit in Ausübung bringen zu können.

In einem bequemen Wagen eingeschlossen, gegen die Unbilden des Wetters wie des Weges geschützt, saßen vier Personen sich gegenüber, die auf eine gemüthliche Weise, einer an dem andern gleich lebhaft theilnehmend, den Stoff zur Unterhaltung in einer geistreichen Folge fortführten. Den geringsten Theil am Gespräch nahm freilich die alte Französin; allein es ist schon ein Verdienst, in den Verkehr begabterer Geister nicht störend einzuwirken, und dieses Verdienst besaß die treffliche Dame im hohen Grade. Sie war zufrieden, daß man ihr, in der für sie eingerichteten Ecke des Wagens, alle Bequemlichkeiten gewährte, welche sie, als ihrem

Alter und Range zukommend, betrachtete, und die sie dadurch zu nützen wußte, daß sie sich unbemerkt, und während der Unterhaltung der andern, den Anwandlungen des Schlafes überließ. Ihr gegenüber saß jener Fremde, den man aufgenommen hatte, und der mit der höchsten Achtung von der Gräfin und unserm jungen Freunde behandelt wurde. Er war ein ältlicher kleiner Mann, von äußerst zartem Körperbau, eine kränkliche Blässe im feingeformten Antlitz, das durch ausdrucksvolle Züge um den Mund, so wie durch große geistreiche und lebhafte Augen viel Bedeutsamkeit zeigte. Seine Miene, die Haltung, so wie sein Gespräch drückten jene sanfte Bescheidenheit aus, die fast an eine kindliche Weichheit gränzt, und die älteren Männern oft einen eigenthümlichen Reiz verleiht, sie muß nur, wie es hier der Fall war, eben so weit von Schwäche wie von Charakterlosigkeit entfernt seyn. Selbst die Stimme dieses besondern Mannes theilte vollkommen den Ausdruck seiner Physiognomie, sie klang leise und wohllautend, nur eine sehr schwache Beimischung von provinziellem Dialecte, dem gebildeten Ohr Clariſſens besonders bemerkbar, zeigte in ihm den Sachsen.

Die Unterhaltung bewegte sich zunächst um die gegenwärtigen Verhältnisse des Bestehenden,

doch wie es unter geistreichen Personen gewöhnlich, verließ sie alsbald den materiellen Boden, um sich in die Sphäre contemplativer Anschauung zu erheben. Man sprach über die Tendenz der Zeit, über ihre religiöse und sittliche Entwickelung, und hier zeigte sich nur eine interessante Meinungs-Verschiedenheit. Clarissa trat ihrem ältern Freunde scheinbar entgegen, um sich dem jüngern näher anzuschließen. Jener edle freundliche Mann, bekannt wegen seiner ungeheuchelten tiefen Frömmigkeit, sprach unumwunden, obgleich immer schonend, seinen Widerwillen aus gegen die falsche Aufklärungssucht, den Drang nach philosophischer Oberflächlichkeit, der sich erkältend und vernichtend aller höhern Lebensverhältnisse bemächtigt habe, und eben so den Schätzen des Wissens, wie denen des Glaubens, Gefahr drohe. Clarissa gab ihm in diesem Hasse vollkommen Recht, nur nennte sie sich von ihm in der Ansicht von dem, was ihr Freund falsche Aufklärungssucht und philosophische Oberflächlichkeit nannte. Lessing, als Dichter, suchte beide Ansichten zu verbinden, indem er beide mit Gemüthlichkeit in sich aufnahm, gleichsam wie eine Biene, welche aus zwei gleichherrlichen duftenden Blüthenkelchen ihren Honig sammelt."

Die Anknüpfungspunkte zum folgenden Gespräch bildete der Umstand, daß der Gelehrte einen jungen Grafen, seinen frühern Zögling, an dem er mit väterlicher Liebe hing, jetzt nach Paris hatte abreisen sehen. Die Besorgnisse des edlen Mannes, für das Wohl des Jünglings bei seinem Eintritt in eine entsittete Welt, schienen, wenn man ihn sprechen hörte, eben so gegründet, als sie tief gefühlt und ernstlich gemeint waren.

„Warum soll ich's leugnen?“ sagte er jetzt mit jener wundersamen Weichheit in Ton und Ausdruck, „ich habe in meinem einsamen Zimmer oft und innig gebetet, daß der, der diese Prüfung uns allen auferlegt hat, ihn, den Meinen, gnädig hindurchführen möge. Es ist so leicht, eine weiche junge Seele zu beschädigen, die schöne, noch nicht befestigte Form irgendwo zu verletzen, so daß sie dann für späte Tage die Spuren an sich trägt. Wie er mir am Halse hing, wie seine Thränen sich mit den meinigen mischten, ach! wenn er mir nicht so wiederkehrte! — es wäre um die Ruhe, um das Glück auch meines Lebens geschehen.“

„Wer könnte es wohl mit diesen Besorgnissen,“ nahm Clarissa das Wort, „zu ernstlich und gewissenhaft nehmen? Sündlicher Leichtsinn wäre es, mit Stillschweigen oder gar

Gleichgültigkeit über sie hinwegzugehen. Allein, würdiger Freund, gestatten Sie mir immer, zu gestehen, daß ich in dieser Reise keine Gefahr für Ihren Zögling sehe. Junge, strebende Gemüther müssen durchaus auf Widersprüche stoßen, um sich selber zu befestigen und in's Klare zu setzen. Hätten Sie denn in der That gewünscht, ihn immerdar in den Kreis Ihrer Obhut und Sorge eingeschlossen zu erhalten? Und wäre er auch dann jeglicher Versuchung entgangen?"

„Ich kann es nicht bestimmen," erwiderte der Gelehrte, „doch hätte ich dann diese quälenden Besorgnisse, diese Angst um ihn, nicht zu erdulden gehabt. Ist es denn nun eben nöthig, Paris gesehen zu haben?"

„Gewiß," rief Clarissa lebhaft. „Wenn man nicht todt einer todten Zeit angehören will, so muß man diesen Marktplatz des modernen Lebens, man muß diese Stadt der Bildung, die Schule gesellschaftlicher Sitten gesehen haben. Es ist nicht lange her, daß unser Land sich noch auf das rückständigste verwahrlost fand. Wir haben es leider selbst noch erlebt, daß sich unser junger Adel auf den Gütern, wenig aufgeklärter als seine Bauern, wenig gesitteter als das Gesinde, und um vieles roher noch, als der rohste Stallknecht zeigte. Es war in der That

mit dieſen Leuten kein Auskommen möglich; nicht allein das geſellige Leben, auch Staat und Kirche litten unſäglich. Als aber nun unſer König an die Regierung kam, bemächtigte ſich der ganzen trägen Maſchine ein neuer Geiſt, ein lebhafter Umſchwung ſetzte alle Räder in Bewegung, und ſiehe da, die Geſtalt der Dinge wurde plötzlich eine andere Er, der unermüdlich Thätige, litt überall kein Stilleſtehen, und die entfernteſten Theile ſeines Reiches mußten den Pulsſchlag des neuen Lebens fühlen. Vor allem brachte er die Reiſeluſt auf. Bald ſah man jene Faulen aus ihrer behaglichen Ruhe aufgerüttelt, und nach Schätzen gierig haſchen, die zu begehren, wenige Jahre früher, ihnen ſelbſt im Traume nicht eingefallen wäre. Viele gute Familienväter auf dem Lande, die bisher Anſtand nahmen, nach Berlin oder Königsberg zu reiſen, ohne die üblichen Gebete in den Kirchen für Reiſende zu Land und Waſſer abbeten zu laſſen, entſchloßen ſich jetzt friſchweg, ihre Söhne nach Paris zu ſchicken, und waren nicht wenig verwundert, nach ein paar Jahren, ſtatt der unbehülfenen Knaben, gebildete, liebenswürdige Jünglinge in die Arme zu ſchließen, die durch Geiſt und Thätigkeit verdienten, die Erben eines alten Namens und großer Schätze zu ſeyn. Gewiß, für die Reiſten iſt die Welt

gleichsam neu erobert werden, und unser gro-
ßer liebevoller König hat seinen Unterthanen
hier ein wahrhaft königliches Geschenk gemacht."

„Ein Geschenk," nahm unser Dichter das
Wort, „das erst die Folgezeit in seinem ganzen
Werthe zeigen wird. Wie sehr sind jene im
Irrthum, die da meinen, es sey dem großen
Manne in seinen Kriegen nur um materiellen
Vortheil zu thun, als kämpfe er nur und ver-
spritze das Blut seiner geliebten Unterthanen,
um eine Hand breit Landes mehr zu gewinnen.
Wahrlich, nicht das elende Besitzthum, das er
der Willkür seines Nachfolgers früh oder spät
doch überlassen muß, ist es, was die Ehrbe-
gierde eines solchen Helden reizt; nein, ihm
glänzen höhere Preise. Geistigen Boden ge-
winnet sein siegreiches Schwert ab, dem Aber-
glauben, der Despotie, den Gräueln einer fin-
stern Zeit bietet er muthvoll die offene helle
Stirne, und die kostbarsten Hoffnungen des
Wissens wie des Glaubens, knüpfen sich in
diesem Kriege an den Namen Friedrich."

Der Gelehrte lächelte. „Mögen," sagte er,
„junge feurige Herzen sich immerhin schwär-
merischen Hoffnungen blind ergeben, uns ältern
Männern jedoch muß man schon einige Zwei-
fel gestatten. Ich gestehe, mir wird bange, wenn
ich meinen Gesichtskreis so in's Unermeßliche

erweitert sehe. Sind denn Demuth, Zufriedenheit, und vor allen Genügsamkeit, keine Tugenden mehr? Der gute Mensch bedarf, um Gutes zu wirken, am Ende doch nur einen geringen Raum; in der engen Schranke befindet er sich glücklich, und jener Trieb in's Grenzenlose verwirret den Blick, ängstiget ein Herz, das sich seiner schwachen Kraft bewußt ist. Eine Frucht jener Reise möchte seyn, daß unserer Jugend jetzt nichts mehr ehrwürdig und heilig erscheint. Ein böser Geist des Tadels drängt die alte Liebe und Ehrfurcht hinweg, und so vieles wird lächerliches Vorurtheil gescholten, was recht eigentlich ein enges Band um die ehrwürdigsten Verhältnisse schlang. Jene großen Geister haben wohl selbst nicht bedacht, was sie alles vernichten, indem sie das Vertrauen tödten, die heiligste Kraft im Menschen. Um nur Einen Beleg hiefür zu geben, mag es mir erlaubt seyn, eines Vorfalls zu erwähnen, der sich noch vor Kurzem in meiner nächsten Umgebung ereignete, und der vielleicht dazu dienen wird, unsere beiderseitigen Ansichten zu vereinigen oder verständlich auseinander zu setzen. Wer kennt nicht den Haß, die zum Theil grausame Verfolgung, deren sich unsere Voreltern gegen die Juden schuldig machten? Dem allereinfachsten Verstande leuchtet hier der Vorwurf klar in's

Auge, und dennoch muß man sich hüten, übereilt zu verdammen oder zu erheben. Eine arme Wittwe in Leipzig, die ihr Kind schon seit langen Jahren als todt beweinte, findet es durch besondere Fügungen lebend und gesund wieder; allein sie findet es in dem Hause eines Juden, der den verwahrlosten Sprößling, als er ihn aufgenommen, groß gezogen und in seinem Glauben unterwiesen hat. Das Entzücken der glücklichen Mutter geht bei dieser Entdeckung in Schmerz, ja sogar in Haß über, so daß sie sich, von bösen Einreden noch mehr befeuert, entschließt, den Retter ihres Kindes, seinen zweiten Vater, vor dem geistlichen Gerichte zu verklagen. Die Sache macht Aufsehen: es erheben sich Streitfragen, bis sich endlich die Meinung eines Mitglieds jenes Gerichts geltend macht. Dieses war ein junger Mann, von feurigem Geist, gebildet in der neuen Schule der Toleranz und Aufklärung. Wie? ruft er lebhaft und begeistert aus, der Jude sollte strafbar seyn, weil er, die Werke der edelsten Menschlichkeit ausübend, aus einem armen verlassenen Geschöpfe einen redlichen, arbeitsamen, tugendhaften Menschen bildete? Er sollte strafbar seyn, weil er zu diesen Wohlthaten noch den Glauben zufügte, den er für den reinsten hielt. Hat

nur der Christ das Vorrecht, menschlich zu handeln?“

„Trefflich!“ rief Lessing, „ein wahrhaft edler Mann.“

„Die trostlose Mutter,“ fuhr der Gelehrte fort, „kam nun zu mir. Sie forderte nun auch meinen Rath, ob sie ihren Sohn, der seinen Erzieher innig liebte, nicht von ihm lassen mochte, jetzt durch gewaltsame Mittel, durch Androhung ihres mütterlichen Fluches von dem Verführer losreißen, oder ob sie sich in ihr Schicksal fügen, und das geliebte Kind zum zweitenmal verloren geben solle.“

„Ich bin begierig, zu erfahren, wozu Sie riethen,“ rief Clarissa.

„Zu nichts Gewaltsamen. Ich suchte den Jüngling auf; durch allerlei kleine Dienste, die meine Vorsorge ihm erwies, brachte ich ihn mir allmählig näher. Er faßte Vertrauen und trat mir endlich ganz nahe. Mit freudigem Erstaunen erkannte ich in ihm die feste Grundlage eines sittlich gebildeten moralischen Characters; mit Demuth und Liebe nahm er meine christlichen Ermahnungen und Lehren an, und es nahete der Tag, wo es ihm frei stehen sollte, die Religion seines Erziehers beizubehalten oder sie mit der christlichen zu vertauschen. Der Treffliche machte mir die unbeschreibliche Freude,

und trat zum Christenthum über. Er gestand an meinem Halse mit Freudenthränen, daß diese Wandlung mein Werk sey; sein einziger Kummer war die tiefe Betrübniß, die sein alter Erzieher bei diesem Ereigniß empfand. Wirklich überlebte dieser Würdige den Schmerz nicht lange. Ich war sein Pfleger am Sterbebette, und soll ich's nun gestehen, theure Gräfin, die Grundsätze dieses Greisen, der die Wahrheit, die Demuth, die Reinheit selbst war, erschütterten mich auf das heftigste. Ich, der Bekehrer, war nahe daran, selbst bekehrt zu werden, allein ich habe diese Thorheit eines zu schwachen Herzens nachher auf das empfindlichste an mir gezüchtigt."

Die Gräfin lächelte; indem sie die Hand des ältlichen Mannes ergriff, sagte sie: „O Sie sanfter liebevoller Freund, wie überraschte ich Sie hier auf einem Gebiete, das Sie verdammen, und in Gedanken doch nicht müssen möchten. Will ich denn etwas Anderes, als diese edle Toleranz? Giebts denn nicht eine Liebe, die allen Menschen, ohne Ausschluß, gleich angehört? die wie ein reich ausgegossenes Meer, mit immer frischem Gewoge die fernsten Küsten verbindet und einigt. Wie kann ich mir einen Gott der Liebe, der Erbarmung denken, der durch Jahrhunderte hindurch ein armes Volk verdammt und verfolgt,

indeß er ein anderes mit seltsamer Nachsicht verzieht, blos weil es seine Satzungen an diesen, und nicht an jenen Namen knüpft. Mein Geliebter, lassen Sie mich nun auch aus meiner Erfahrung ein Beispiel erzählen, ein unbedeutendes Geschichtchen, wenn Sie wollen, doch bedeutend genug für mich und für meine geistige Entwickelung. Ich habe hierbei mehr gelernt als bei den tiefsinnigsten Lehrsätzen unserer neuesten Philosophen. Die Begebenheit ist folgende. Das Geschick war gütig gegen mich, es gab mir und meinen Schwestern eine zärtliche Mutter, eine Mutter, in deren Geist und Herzen erfahrene Klugheit und hingebende Herzensgüte sich auf das Innigste verbanden. Sie betrübte uns nur Einmal auf das schmerzlichste und dieses durch ihren frühzeitigen Tod. Wir mußten an ihrem Sterbelager erscheinen, und sie ging daran, das letzte rührendste Vermächtniß ihrer Liebe, jene kleinen Besitzthümer unter uns zu vertheilen, welche sie im Leben zunächst im Gebrauch gehabt, und unter denen ein Ring das Hauptsächlichste war. Der einfache goldene Reif, ein altes Erbstück unserer Familie, hatte, wie die Sage ging, nebst dem Segen so vieler dahingeschwundenen Geschlechter, auch die Gabe empfangen, diejenigen, die in seinem Besitz waren, liebenswerth zu machen

und in der That, meine gute Mutter zeigte hiervon den rührendsten Beweis. Welche von uns sollte nun den Wunderring nach ihr besitzen? Ich gestehe, daß wir unter einander, obgleich durch die innigste Liebe verbunden, dennoch lebhaft den Stachel der Eifersucht fühlten; doch war es öfters geschehen, daß die älteste Tochter ihn erhalten, und so trat ich denn, gleichsam auf diese hohe rührende Ehre gefaßt, zu der Sterbenden, als sie mich, abgesondert von meinen Schwestern, an's Lager beschied. Ich empfing den Ring, zugleich ihren Segen, und triumphirte. Dieses Gefühl eines so unzärtlichen Triumphs hätte mir schon sagen sollen, wie unwerth ich des ächten Ringes war. Wie geschah mir aber, als ich nach der Mutter Tode bemerken mußte, daß meine Schwestern ebenfalls mit dem Ringe prangten; auch sie hatten ihn, eine von der andern nichts wissend, von ihr empfangen. Zorn und Unwillen brachen bei mir hervor. Nicht möglich! rief ich, sie, die beste der Mutter, hätte ihre Kinder täuschen können? Wir eilten, in Thränen gebadet, alle drei zum Vater, unter Schluchzen erzählten wir die Geschichte unseres Unglücks; zugleich blinkte in der Hand einer Jeden, bis auf das kleinste Merkmal, furchterlich gleich, der helle Schicksalsring. Der Vater schloß uns in seine Arme.

Meine Töchter! rief er, erkennet die Liebe, die Gerechtigkeit, die Güte eurer Mutter; ihr waret alle drei ihr gleich lieb, alle drei ihre Kinder; konnte sie es wohl über ihr Herz bringen, einer den Vorzug, gleichsam die Gewalt über die andern zu geben? Mir vertraute sie das Geheimniß, welches ihr zärtliches besorgtes Herz ersann: zwei Ringe ließ sie verfertigen, dem ächten täuschend ähnlich, und so besitzt eine von euch in der That den ächten Reif: welcher es jedoch ist, werdet ihr, und wenn ihr noch so genau eure Ringe vergleicht, nie erforschen."

„Ich habe den ächten! rief ich mit unwilligem noch nicht gebeugten Stolze; kann eine andere ihn wohl besitzen als die älteſt geborene?"

„Und weßhalb gerade die? fragte mein Vater ernst, ist es denn ein Grund, mehr Liebe zu verlangen, weil man sie zuerst in Anspruch genommen? Bist Du mehr ihr Kind, als die jüngste Tochter?"

„So ist sie es! rief ich, und meine Wange glühte; o gewiß! war sie nicht immer der Mutter Liebling?"

„Und so ein geringes Maaß gibst Du der Mutterliebe, entgegnete mein Vater mit bekümmerter Miene, als könne sie nur Ein Kind lieben? Doch, meine Töchter, es gibt allerdings

ein Mittel, zu erforschen, wer von euch den ächten Ring besitzt."

„Und welches? riefen wir alle drei heftig."

„Besitzt nicht der Ring die Kraft, seine Eigenthümerin liebenswerth zu machen? Wohlan, meine Kinder, da habt ihr den Schlüssel zum Geheimniß. Welcher von euch wird's gelingen, der edlen Verklärten am ähnlichsten zu werden, welche werde ich als die Erste im Wettlauf zu so schönem Ziele eilen sehen, und welcher, als der Liebenswerthesten, werde ich Glück wünschen dürfen zum Besitz des Wunderringes?" —

„Bei diesen Worten überging Schaam unsere Seelen. Gesenkten Blickes standen wir da; die ehrwürdige Gestalt unserer Mutter trat zwischen uns, sie war es, die unsere Hände zusammenfügte, ein Kuß der Liebe schmelz uns in einander, und so sanken wir vereint zu den Füßen des Vaters. Vor allem peinigte mich der Stachel schmerzlicher Reue: du bist nicht die Erwählte, dein Stolz, dein Hochmuth, wie fern ist er dem göttlichen Gesetz der Liebe! Eine Nacht voll der bittersten Thränen, der heilsamsten Schmerzen folgte dieser Prüfung; ich stritt mit meinem unbezähmbaren Charakter, und endlich ging ich siegreich hervor. Wohlan, rief ich, es gilt, von einem eingebildeten Throne herabzusteigen, im Reich der Erkenntniß gibt

es weder Hoch noch Niedrig, die gröſsere Tugend, die reinere Sitte, die Demuth entſcheiden.“

Der Gelehrte ergriff die Hand der Gräfin. „Schöne, edle Freundin,“ rief er, und aus ſeinen Augen perlten Thränen, „wie wunderbar und heilig iſt Ihr Erlebniß, ja, wenn die Macht die Herzen ſich zu unterwerfen, eine Gabe des ächten Ringes iſt, ſo ſind Sie in ſeinem Beſitz.“

„Böſer Freund,“ rief Clariſſa, „ſo wollen Sie mir gefliſſentlich auch das geringe Verdienſt rauben, das ich, in Anwendung jenes ſchönen mütterlichen Vermächtniſſes, mir aneignen darf. Deuten Sie jenes Bild auf die verſchiedenen Religionen. Nehmen Sie an, daß ich in meinem Stolz den jüdiſchen Glauben darſtelle, ihn, der ſich für bevorrechtet hält, weil er der ältere iſt, und der nun gewahr wird, daß ein jüngerer ſich ebenfalls für auserwählt ausgibt, ja endlich ein dritter die gleichen Anſprüche geltend macht, daß dieſe drei beſtimmt ſind, mit einander im Wettkampfe zu ringen, und daß die reinſte Menſchenliebe, die höchſte Tugend, die edelſte Toleranz endlich entſcheiden muß, welche Religion ſich ihrem göttlichen Vorbilde am meiſten nähert. Lange haben dieſe drei feindlichen Kräfte ſich blutig bekämpft, jetzt erſcheint die Zeit, in der ſie ſich friedlich zu vergleichen

ſtreben, und dieſe Zeit iſt unſer aufgeklärtes Jahrhundert, das Jahrhundert der Toleranz, der Freiheit.“

Leſſing hatte ſtumm zugehört, jetzt hob er begeiſtert ſeine Blicke zu der holden Geſtalt, die im Feuer ihrer Rede hoch aufgerichtet daſaß, die bleichen Wangen von einem leichten Purpur überfloſſen. „Himmel!“ rief der Jüngling, „welche Worte, wie klar, wie ſicher, wie lebendig zeigen Sie mir mein eigenes Denken und Empfinden, wie faſſen Sie in beſtimmte Bilder, was ſich nur unſicher und dunkel in meinem Geiſte zubereitete.“

Die Gräfin reichte ihrem Freunde die Hand, ein Blick ihres ſchönen ſeelenvollen Auges zeigte, wie werth es ihr war, ſich von ihm verſtanden zu ſehen, mit ihm die Geſinnung zu theilen. Unſer Dichter ſchwärmte. So nahe der Geliebten, in ſo glücklicher Einigung mit ihr, getragen von ſeinen Lieblingsideen, durch ein ernſtes ſchönes Seelengeſpräch noch inniger mit der Reizenden verbunden: was durfte er mehr wünſchen? Nie fühlten ſich drei Menſchen, in vertrauter Mittheilung, im gemüthlichen Zuſammenſeyn glücklicher, als unſere Reiſenden; allein ſie ſollten mitten in der heitern Welt der Phantaſie an die rauhe der Wirklichkeit gemahnt werden.

Man fuhr durch einen düstern Wald: d
dunkeln Föhren rauschten zu beiden Seiten de
Weges über der dahin rollenden Kutsche zusam
men. Der Postillion trieb eilig vorwärts, denn
fürchtete diese Gegend, berüchtigt durch kürzli
verübte Gewaltthaten, überschwemmt von unruh
gem Gesindel aller Art. Das aufmerksame Oh
des alten Christian hatte schon lange verdächtig
Laute durch den Wald schallen hören, prüfend
blickte er den einzelnen Soldaten in die bärtige
Gesichter, welche mit Gepäck beladen, auf der Land
straße daherzogen, und die sowohl durch ihre Kle
dung als ihre Mienen den Uebergang von dem seh
ehrwürdigen Stande der Vaterlandsvertheidige
zu dem minder ruhmwürdigen der Landstreiche
zu bilden schienen. Der Grenadier theilte sein
Besorgnisse dem Schwager Postillion mit, un
dieser zog wiederum den jungen Jäger hinte
dem Wagen in's Vertrauen.

„Wenn wir nur ein besseres Stück Manns
bild im Wagen hätten," brummte Christian
„aber der schwächliche blasse Knirps von Pro
fessor, und das zierliche Pastor-Söhnchen, es ist
verdammt lustige Waare. Doch, Schwager
wenn es dran gehen sollte, so stehen wir beide
noch unserm Mann, he?"

Der Postillion nickte schweigend mit dem
Kopfe.

„Donnerwetter,“ setzte der Kammerdiener seinen Discurs fort, „wie das im Wagen brummt und plappert, als säßen die zwölf kleinen Propheten drinnen, und läsen sich einander ihre Prophezeihungen vor. Aber so ist das Weibervolk. Siehst Du nichts, Schwager, auf dem Wege dort? Sperr' Deine Augen auf, lieber Sohn, gib Deinen Thierchen die Fuchtel, fahr zu, fahr zu!“

Noch immer herrschte ungestört im Wagen der heitere Verkehr edler Geister, noch blühte der gedankenreiche Friede, noch flogen die leichten farbigen Bälle des Scherzes und der Freude, da machte plötzlich ein donnerndes „Halt!“ den Wagen und das Gespräch zugleich stehen. Die Bonne, welche am meisten aufgelegt war, ihre Aufmerksamkeit den äußern Gegenständen zu weihen, und die von Zeit zu Zeit mit ihrer spitzigen Blondenhaube aus dem Fenster geblickt hatte, sank jetzt mit einem Schrei in die Polster des Wagens zurück. Im gleichen Moment wurde der Schlag aufgerissen, Soldaten zu Pferde und zu Fuß umgaben die Kutsche, überall sah man bärtige verwegene Gesichter hineingucken, Geschrei, Pferdegetrampel, Fragen und Gelächter tönten laut durcheinander. Es fand sich, daß man sich der Grenze einer ansehnlichen Besitzung genähert hatte, auf der ein

Wachtposten errichtet worden war. Ein Mann zu Pferde sprengte jetzt an die offene Wagenthüre, er neigte sich etwas, um hineinzublicken und fragte dann mit derber, rauher Stimme: „Was für Bagage? Wo will der Troß hin? Hab keine Permiß, ihn passiren zu lassen, heraus aus dem Karren und auf die Wache.“

Christian war herabgesprungen, und drang wüthend auf den Reiter ein; dieser wehrte sich nur leicht, ein Gelächter seiner Kameraden begleitete den ungleichen Kampf. Clarissens Stimme brachte den alten Diener nur mit Mühe zur Ruhe. Lessing und der Gelehrte verließen ihre Sitze; der letztere rief, indem er sich gegen den Reiter wandte: „Wir kommen aus der Gegend von Dresden, und haben freie Päße bis Bautzen.“

„Nichts da,“ schrie der Soldat, „Päße hin! Päße her, dergleichen gilt heutzutage nichts. Fort, hinein in die Wachtstube, dort wird man die Röcke der Herren und die Jäbnchen der Mamsellen untersuchen.“

Die Bonne sank ohnmächtig zurück. Getümmel, Gelächter, rohes Lärmen und Schreien von allen Seiten. Einige kecke Bursche machten Anstalt, die Damen mit Gewalt herauszukomplimentiren, doch fanden sie in Lessingen, der sich vor die Thüre hingestellt, einen tapfern

Widerstand. Indessen hatte der Gelehrte die nöthigen Papiere hervorgesucht, und bestand darauf, vor den wachehabenden Offizier geführt zu werden.

„Da steht er!“ rief eine Stimme, und in dem Moment trat ein junger Mann von gebietender Haltung hervor. Er warf einen prüfenden Blick auf den Wagen und die Gesellschaft, dann heftete er sein Auge verdrießlich auf die Papiere, die ihm der Gelehrte hingereicht hatte. Schweigend umstanden ihn die Gruppe der Soldaten, so wie die Gesellschaft der unglücklichen bedrohten Reisenden. Plötzlich ging der finstere Ausdruck des Lesenden in ein freudiges Staunen über, noch einmal musterte sein Blick die Umstehenden, dann erhob er seine Stimme zur Frage: „Meine Herren, welcher von Ihnen ist der Professor Gellert?“

„Ich bin es,“ entgegnete der Gelehrte.

Eine lebhafte Röthe färbte die Wangen des Offiziers, seine Blicke glänzten; bescheiden nahte er sich dem ältlichen Manne, und indem er ihm eine militärische Verbeugung machte, sagte er: „Mein Herr, wir haben Befehl, Sie sowohl als ihre Begleitung ungehindert passiren zu lassen; man weiß, daß Sie diese Straße bereisen, und ich wollte eher mich selbst der

größten Gefahr aussetzen, als das mindeste Ungemach einem Manne zufügen, den Jedermann achtet und ehrt. Steigen Sie ein, und erreichen Sie glücklich das Ziel Ihrer Reise.“

Er trat mit diesen Worten zurück; zugleich entfernten sich die sämmtlichen Soldaten vom Wagen, indem sie in einer kleinen Entfernung stehen blieben, um von dort aus aufmerksame und staunende Blicke auf den Mann zu richten, der eine so plötzliche unerwartete Aenderung der Scene bewirkt hatte, und der jetzt freundlich und, wie es schien, durch die allgemeine Aufmerksamkeit befangen gemacht, vor seinen Bewunderern dastand. Als die Gesellschaft, nach erstatteten Dankbezeugungen von dem gehabten Schreck sich erholend, jetzt Anstalten traf, die Reise fortzusetzen, trat ein alter bärtiger Soldat auf Gellerten zu, und indem er ihm eine ungeschickte Verbeugung machte, rief er: „Mit Erlaubniß des Herrn Offiziers wollten wir Ihn bitten, Herr Gelehrter, daß Er uns eine seiner Fabeln hersage. Es ist nur, damit unser Einer, kommt er einmal heim zu Frau und Kind, sagen könne: ich habe auch den lieben, frommen, berühmten Professor aus Leipzig gesehen, und er hat uns eine Fabel vorerzählt. Halten's zu Gnaden, lieber Herr.“

Gellert lächelte.

„Ja, ja," rief der Reiter, „erzählt nur, sonst nehmen wir Euch doch gefangen."

„So muß ich wohl!" entgegnete der Fabeldichter, und fing auf dem Platze, vor dem noch geöffneten Wagen stehend, umschlossen von einem aufmerksamen Kreis von Bauern und von Kriegern, die, auf ihre Gewehre gestützt, den kleinen blassen Mann in ihrer Mitte, anblickten, mit lächelndem Munde und tönender Stimme eine seiner bekanntesten Fabeln herzusagen. Es war die, welche mit den Worten beginnt:

Phylax, der so manche Nacht
Haus und Hof mit Treu bewacht, u. s. w.

Als die Verse geendet waren, drückten die Zuhörer auf verschiedene Weise ihre Theilnahme und Bewunderung aus. Die alten Krieger sahen meistens stumm zu Boden nieder, Mädchen und Weiber, welche hinter den Soldatengruppen lauschten, trockneten sich mit den Schürzen die Augen; einige Bauern blickten andächtig gen Himmel, weil sie meinten, das Vorgetragene sey eine Predigt. Endlich trat, als der Gelehrte eben wieder in den Wagen steigen wollte, ein junger Rekrut auf ihn zu, und rief lautschluchzend: „Na, leb Er wohl, Phylax!" Der Offizier und einige Soldaten lachten.

Der Wagen rollte jetzt ungehindert fort. Unſere Reiſenden gewannen Zeit, über dieſes ſeltſame tragikomiſche Intermezzo ihres ernſten Geſprächs ſich zu beluſtigen. Dem Profeſſor ſtattete man Dankſagungen ab, und beſonders erſchöpfte ſich die Bonne in Lobſprüchen und galanten Anſpielungen, indem ſie ihren Ritter einen neuen Orpheus nannte, dem es gelungen, die wilden Thiere des Waldes durch den Klang ſeiner Lyra zu bezwingen.

„Ich freue mich nur,“ entgegnete der freundliche Mann in ſeiner anmuthigen ſanften Weiſe, „daß ich nun auch das Meinige zur Aufklärung und Humanität habe beitragen dürfen.“

„In der That,“ rief Clariſſa, „Sie haben das friedfertigſte Mittel gewählt. Ein Ziel, das unſer großer König beim Donner der Kanonen, bei der Fackel der Verwüſtung verfolgt, erreichen Sie ſpielend durch eine einzige ſcherzhafte Erzählung.“

Man lachte, und die gute Laune war völlig wieder hergeſtellt; nur unſer junger Dichter ſaß, den Blick vor ſich hingerichtet, ſinnend in die Wagenecke gedrückt. Sein Geiſt weilte in fernen Räumen, und nur das Auge der Geliebten, das jetzt fragend auf ihm verweilte, vermochte ihn aus den ſeiner Phantaſie angewieſenen

glücklichen Regionen zurückgerufen. Auf ihre Fragen erwiderte er:

„Wie soll ich's verbergen, daß unser früheres Gespräch mich auf das lebhafteste jetzt wieder beschäftigt. Aus diesem Stoffe muß sich ein Gedicht, eine Erzählung, am besten ein Schauspiel, formen lassen."

„Sie wollen doch nicht," rief Clarissa, „mich und mein einfaches Erlebniß auf's Theater bringen?"

Der Dichter fuhr begeistert fort: „Wie, wenn man ein Gedicht schaffen könnte, dessen Mittelpunkt jene tiefsinnige Parabel mit den drei Ringen bildete? Wenn Christ, Jude, Muselmann streitend aufträten, und jenes schöne Gleichniß glänzend und befriedigend die Streitfrage löste? Welche Gruppen edler Gestalten schau' ich im Geiste, versammelt um das alte dunkle Räthsel der Menschheit, endlich, da keine es genügend zu lösen vermag, sich über der Stätte so vielen Elends, über dem Grabe ganzer hingemordeter Geschlechter, friedlich die Hände reichend. Ach, ich sehe sie vor mir, die Edlen, einer unter ihnen der Edelste, der zuerst und freiwillig die Versöhnung anbietet. Ein Greis muß es seyn, so zeigt ihn mir der Geist, ein Greis mit dem überströmenden Herzen eines Jünglings, weise und zugleich feurig!"

Gellert und die Gräfin blickten ſich über-raſcht und lächelnd an. „Man ſehe,“ rief der Gelehrte, „welch ein wunderliches Ding es iſt um einen Dichterkopf! Da iſt ſogleich ein Gemälde entworfen und ausgeführt, ohne daß wir die Farben haben bereiten, die Tafel haben aufſtellen ſehen.“

„Ein herrliches Gedicht!“ ſchwärmte der Jüngling weiter; „Plan und Entwicklung einfach, doch voll Würde. Wo ſo große Fragen entſchieden werden, darf keine geringe tändelnde Intrigue ſich zeigen. Männer handeln miteinander um den köſtlichſten Schatz ihres Buſens, ernſte durch's Leben geprüfte und bewährt gefundene Männer. Der Chriſt, rauh, ſtolz — er könnte der jüngſte ſeyn, der Muſelmann ſtolz, doch zugleich edel, noch nicht verweichlicht in ſeinem ſtrengen Prophetenglauben durch die Künſte ſeines Serails, und dann der Hebräer — ſanft, ernſt, liebevoll, weiſe! — Von ferne könnte eine unbedeutende doch edle Liebe hineinſchimmern, gleichſam ein flüchtiges Roth auf die entſchleierten Bergkoloſſe werfend.“

„Vollenden Sie es!“ rief Clariſſa, „verwirklichen Sie dieſe Ideen, ſie ſcheinen mir eben ſo kühn als großartig. Ich werde dann den Ruhm haben, Ihnen den erſten Anlaß gegeben zu haben.“

Der entzückte Jüngling vergaß sich und seine Umgebung, leidenschaftlich faßte er ihre Hand, und rief, indem Thränen in seinen Augen glänzten: „Besitze ich denn etwas in meinem Geist, in meinem Herzen, was Sie, Clarissa, nicht in mir hervorgerufen hätten? Ich bin Ihr, Ihr Eigenthum! Ach daß dennoch so Vieles sich trennend zwischen uns drängen darf!“

Clarissa schien auf einen Moment befangen, dann blickte sie den Begeisterten mit dem klaren Auge voll Güte und Geist an. Sie entzog ihm nicht ihre Hand, sie ließ sie ihm; doch gerade diese Ruhe und Hingebung erinnerte ihn, daß er in seiner ungestümen Regung sich habe fortreißen lassen. Gellert, um seine jungen Freunde zu schonen, hatte unterdeß ein Gespräch mit der Venne angeknüpft; jetzt wandte er sich wieder zum Dichter und sagte: „Was jene Stoffe anbelangt, so meine ich, daß sie sich hauptsächlich aus zwei Gründen nicht wohl zur Bearbeitung für die Bühne eignen möchten. Erstlich scheint mir in der gegebenen Aufgabe zu viel Didaktisches, zu wenig dramatisches Motiv zu herrschen, und dann — ist wohl der Gegenstand selbst ganz passend? Dürfen wir wohl unsern Glauben als ein Kunstwerk behandeln, ihn nach eigensinnigen Gesetzen des Effekts

mobeln? Schon die Künſtlichkeit der dramatiſchen Form, auch der allereinfachſten, würde Kälte und Zwang erſcheinen laſſen. Für die Eingeweihten wäre alsdann die Verhandlung zu wichtig, für die große Menge erſchiene ſie unbedeutend und unergötzlich.“

„Wenige Jahre zurück,“ nahm die Gräfin das Wort, „wäre dergleichen auch gewißlich vergebliches Bemühen geweſen; indeß die gegenwärtige Zeit zeigt ſich ſchon um Vieles vorbereiteter.“

„Und ſoll denn die Bühne immerdar auf ſo niedriger Stufe ſtehen bleiben?“ ſagte Leſſing. „Was dieſe Kunſt leiſten könne, iſt uns vielleicht allen noch nicht klar. Mir ſchweben die höchſten Muſter vor. Will ſich ein Dichter kraftvoll und überall hin wirkend ſeiner Zeit bemächtigen, will er Farbe und Richtung dem Geſchmack mittheilen, mit Einem Worte, will er ganz als Dichter in der vollen Bedeutſamkeit ſeiner hohen Sendung erſcheinen, ſo muß er dramatiſcher Dichter ſeyn. Unſer modernes complicirtes Leben, mit ſeinen tauſend durcheinander laufenden Fäden, ſeinen ſtreitenden Gegenſätzen von Herkömmlichem und Freiem, iſt ein Gewebe ſo ſeltſamer Art, daß das tiefſte Studium des Philoſophen, vereinigt mit dem hellſten Seherblicke des Dichters, dazu gehört, es

darzustellen, und so entsteht das Drama. Was haben wir bis jetzt in dieser Weltpoesie gehabt, und was können wir haben? Spielende Tändeley ist unser Theater, und es kann eine ernste Schule des Lebens und der Sitten seyn; geschmacklose Unnatur hat es bis jetzt gezeigt, und es ist bestimmt, die feinsten Muster des Geschmacks, die köstlichsten poetischen Gemälde zu zeigen. Wohlan, möge denn die Menge diese Ideen, welche jetzt die grossen Geister beschäftigen, zuerst von der Bühne herab, in einer allgemein verständlichen Form, predigen hören."

„Ein Dichter, der diese Grundsätze in's Leben führt," rief Clarissa, wird der Schöpfer der teutschen Bühne seyn, und nicht allein dieses, er wird die Poesie selbst, und alle mit ihr verschwisterten Künste aus dem Staube der Erniedrigung, aus dem Zwange der Schule herausheben, um sie dem frischen Leben, dem gegenwärtigen geistigen Bedürfniß anzuschließen. Und Sie, Lessing, Sie dürfen diese schönen Ziele uns zuführen."

„O mein Vaterland!" rief der Jüngling gerührt, „wenn ich dir das werden könnte! Wenn mein Name dereinst genannt würde, als der Name dessen, der unwürdige Ketten zerbrach, den erlöseten Geist einem freiern Leben entgegen

führte! Doch nein, schmeichelnde Träume verführen mich. Haben Sie nicht, Clarissa, den großen Geistern Frankreichs ein für allemal den Vorrang eingeräumt?“

Die Gräfin lächelte. „Zwischen unserm ersten Gespräch und dem jetzigen hat sich vieles überraschend verändert. Schon sind jene prophetischen Worte, die ich damals an den deutschen Dichter sprach, halb in Erfüllung gegangen, noch wenige Jahre, und Sie werden es ganz seyn.“

Der Jüngling schwieg. Eine Pause entstand nach dieser lebhaften Rede, und endlich nahm Gellert das Wort: „So muß ich denn einsehen,“ sagte er, „daß ich, unter jugendlichen Geistern weilend, selbst nur noch einer vergangenen, mächtig gealterten Zeit angehöre. Grünend sproßt eine Welt um mich her, aus deren Zweigen ein heftig treibender Frühling die bunten farbigen Blüthenlichter hervorbläst. O meine Freunde, welch' eine seltsame Sache ist's um eine Zeit. Viele Geister erscheinen zu früh, andere kommen zu spät, wenn gerade das, was sie lieben und verehren, zu Grabe getragen wird. In ihrem unverstandenen Schmerze, wenn sie so dem Leichenzuge ihres Glückes folgen, erscheinen sie der Menge wohl thöricht. So bin auch ich bestimmt, die alte, genügsame, zufriedene,

beſchränkte, in ihren Schranken ſich glücklich fühlende Welt zu Grabe zu geleiten, und an mir vorüber ſchreiten die jungen Geiſter einem neuen überraſchenden Lichte entgegen. Ja wohl hatte jener treuherzige Burſche nur zu ſehr recht, der mich ſelbſt den Phylax nannte. Bin ich es denn nicht, der noch treu, ſtill und ergeben auf der Schwelle des alten Hauſes liegt, unermüdlich bewachend die Schätze des Hausherrn, und in dieſer Treue nicht ahnend, daß unterdeß der alte Herr geſtorben, daß eine neue glänzende Wirthſchaft in den lieben bekannten Räumen eingerichtet worden?“

Die Gräfin wandte ſich drohend zu ihrem alten Freunde, der ihr jedoch lächelnd in's Auge ſah. „Laſſen Sie mich nur,“ rief er, „ich bin ja glücklich. In Ihrer Nähe, meine edle Freundin, erſcheint alles Herbe gemildert, jede Düſternheit gelichtet. Könnte ich nur immerdar in Ihrer Geſellſchaft ſeyn und an der Seite des jungen Freundes dort, auf den unſer deutſches Vaterland wahrhaft ſtolz ſeyn darf. Möge denn immerhin meine Thätigkeit auch geſchloſſen ſeyn.“ Leſſing reichte dem edlen Manne mit ehrerbietiger Rührung die Hand. Die Gräfin brachte andere Gegenſtände der Unterhaltung auf. Das Geſpräch nahm wiederum eine heiterere Richtung.

Unsere Reisenden waren auf dem Schlosse angelangt. Der Dichter eilte seine Eltern wieder zu sehen. Er fand sie auf seine Zurückkunft schon vorbereitet und sie schlossen den blühenden, ihnen gleichsam wieder geschenkten Sohn mit grösster Herzlichkeit in die Arme. In des Vaters Wesen war eine besondere Veränderung sichtbar, er zeigte sich dem Sohne mittheilender, seine väterliche sonst so strenge Miene hatte offenbar eine Beimischung von Achtung, von Anerkennung erhalten. Die sich immer gleich bleibende Mutter löste dem Erstaunten in wenigen Worten das Räthsel. „Ist es denn ein Wunder," sagte sie, „Du kehrst berühmt und ausgezeichnet zurück, man hört nah und fern von Dir sprechen, und es haben Dich Männer gelobt, auf deren Worte der Vater schweres Gewicht legt; ist es denn ein Wunder, mein Sohn, daß wir uns jetzt Deiner besonders freuen? Der Vater wird Dir dieses nie eingestehen, doch, da er sich nie verstellen kann, so hast Du es jetzt sogleich an seinem Wesen bemerkt."

„Da hättet Ihr, theure Mutter, damals immerhin erlauben sollen, daß ich meine Verse machte!"

„Lieber Sohn," rief die Alte, und schloß den Jüngling in ihre Arme, „die Mutterliebe ist ein bestochener Richter: thue was Du willst,

Du wirst mir's immerdar recht machen, ich könnte Dich nie verdammen. Wäre auch Alles anders und schlimm gekommen, ich hätte Dich doch nicht mit weniger Zärtlichkeit in die Arme geschlossen."

Gellerts erhebende Anerkennung des jungen Dichters machte dem alten Lessing die größte Freude. „Das Lob dieses Mannes," sagte er zu seiner Frau, „der ein Weiser, ein Dichter, was aber mehr als dieses, ein ächter Christ ist, giebt den erquicklichsten Himmelsthau, in welchem die junge Pflanze zur Freude Gottes und der Menschen emporblühen mag. Jetzt kann er seinen Weg freudig dahin wandeln.

Unser Ankömmling sollte nun auch das Glück genießen, von seinem Freunde Nachricht zu erhalten. Der Philosoph war von Berlin ausgewandert. „Ich habe," lautete eine leichtfertige Stelle im Briefe, „mit einem trefflichen Manne mich vergesellschaftet, einem Freidenker, der, seitdem er zum drittenmal von seiner kleinen Pfarre vertrieben worden, eine wahre Leidenschaft zu mir gefaßt und mir aus der Ferne ein Bündniß angeboten hat. Ich nahm es unbedingt an, und werde nun den Redlichen auf seiner dornenvollen Lebensbahn ein Stück Weges hin begleiten. Er entäußerte sich seiner Kinder, ich mich meiner Schulden, und wir ziehen

beide in irgend ein gelobtes Land, wo wir dann Edles und Herrliches in Fülle leisten werden, so weit uns der Schnabel gewachsen. Vergessen Sie nicht, theurer Freund," hieß es am Schluß des Schreibens, „die großen Entschlüsse, die wir gefaßt haben. Ich gehe, mich auf dem Grabe Sabinens zu begeistern; sie, das todte Mädchen, soll meine künftige Liebschaft seyn. Es war ein wunderbarer Kampf von Verwüstung und Heiligkeit in der Seele der kleinen Miß Sara, die Sie nie ganz zu würdigen verstanden haben."

Lessing faltete den Brief mit stummem Schmerze zusammen. Er hatte den Freund wahrhaft geliebt, es that ihm wehe, den Wilden, Ungefügsamen immer weiter und weiter von sich abirren zu sehen. „Sind denn," rief er bei sich selbst, „Beharrlichkeit, Selbstüberwindung, Ruhe und Geduld keine Tugenden mehr? Muß denn ein edles Feuer, bestimmt die Welt zu säubern, an dem Bau des eigenen Hauses zehren? Unglücklicher Freund, dein Irregehen zeigt mir meinen Weg!" —

Es wurde, um die Wiederkehr des Sohnes zu feiern, ein Familienfest angeordnet. Der Professor Gellert ließ sich überreden, noch einige Tage zu bleiben, um Zeuge desselben zu seyn; auch die reiche Wittwe Dorothea nebst ihrem Bruder Christlieb, der jetzt viel von den Ver-

dienſten und trefflichen Eigenſchaften des jungen Leſſing ſprach, durften gegenwärtig ſeyn. Unſer Dichter, ſo ſehr er die Freude ſeiner Eltern theilte, vermochte dennoch nicht mit ausſchlieſſender Aufmerkſamkeit ihren Bemühungen ſich zu widmen. Die Angelegenheiten auf dem Schloſſe zogen ihn mächtig in die Nähe der Geliebten. Clariſſa's Verlobung rückte heran. Sie hatte ſich entſchloſſen, dem Grafen Felix ihre Hand zu reichen, und dieſer glückliche Bewerber erſchien, um ſeine ſchöne Beute in Empfang zu nehmen. Leſſing durfte täglich jetzt ſeine bräutliche Freundin ſehen. Eines Abends, in einer einſamen Stunde, erwiderte ſie auf ſeine Fragen: „und weßhalb ſollte ich dieſem Wirkungskreis, der ſich mir darbietet, mich entziehen? O Theurer, keine kranke Empfindelei ins Leben gebracht! Die Zeit, der wir angehören, leidet dieſes am wenigſten. Ich könnte die Beleidigte ſpielen, ich könnte ihm es merken laſſen, daß er, obwohl, wie ich weiß, aus guter Abſicht, ſich meinen Planen entgegengeſetzt, ich könnte mich darin gefallen, einen Schleier rührender Entſagung um mein Daſeyn zu hüllen, um dann in Thränen und ungerechten Klagen mich zu verzehren. Doch nein! Es iſt ein edler Mann, dem ich jetzt angehören will, an ſeiner Seite werde ich auf meine Weiſe wirkſam auftreten können. Die

Ehe sehe ich als ein Mittel an, in der Welt eine feste Stellung zu erlangen. Nie würde ich einem unedlen Manne meinen Besitz zusagen, doch eben so wenig einem, zu dem mich eine frühere Jugendneigung hingezogen. Die bürgerlichen Verhältnisse und die Gefühle eines jungen schwärmenden Herzens sind zu schroffe Gegensätze, als daß sich jemals ein dauerndes Glück auf ihnen begründen ließe. Und so, geliebter Freund, lassen Sie uns unsere verschiedenen Bahnen antreten, einer von dem andern versichert, daß es dasselbe nie aus dem Auge lassen werde, auf die schönste Weise eines von des andern inniger Theilnahme überzeugt. Vergessen Sie nie die Clariſſa, welche Ihnen als jugendliches begeistertes Mädchen den Kranz der Weihe aufdrückte; ich werde nie den Mann vergessen, vor dem ich mich in Ehrfurcht entfernt halten müßte, wenn nicht ein wärmeres Gefühl, als Ehrfurcht und Bewunderung, mich ihm wiederum näher brächte."

Ein holdes Erröthen überflog ihr Antlitz bei diesen Worten. Eine Pause herrschte, dann erhob sie sich, drückte einen Kuß auf die Stirne des Dichters, und war verschwunden. In die seligsten Träume versunken blieb der Glückliche zurück.

Novellen

von

A. Freiherrn von Sternberg.

Vierter Theil.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1834.

Inhalt.

Seite

Waldgespenst. Eine Novelle 1

Die Doppelgängerin. Eine Novelle 31

Der fliehende Holländer. Eine Schiffersage 73

Voltaire in Ferney. Eine Novelle 111

Das Grab des armen Andrej. Ein Nachtstück aus dem Leben der Kaiserin Elisabeth 165

Die Jesuitenschüler. Eine Novelle 179

Waldgespenst.

Ein Mährchen.

In einem dichten, unabsehbaren Walde lebte seit einigen Jahren ein Förster. Er hatte geheirathet und wohnte mit seinem Weibe in einer Hütte, die er sich selbst erbaut, auf dem finstersten und versteckesten Platze. Kinder waren ihm vom Himmel versagt worden, Freunde und Bekannte hatte er nicht, und einen alten Oheim seines Weibes ausgenommen, der des Jahres einmal in den Wald zu kommen pflegte, betrat die einsame Herberge kein Menschenfuß. Die tiefe Einsamkeit, die dadurch Frühling, Sommer und Herbst über herrschte, schien dem seltsamen Manne auch ganz recht zu seyn. Er konnte Stundenlang dann wohl auf dem Bänkchen vor seinem Hause sitzen, und während er in die tiefste Waldnacht hineinblickte, horchte sein Ohr dem wunderbaren Rauschen im Forste und dem Tosen der wilden Gebirgswasser, die, sich in mannichfaltigen Richtungen kreuzend, den Wald durchzogen. Dabei sah er bleich und abgefallen aus, seine grüne, weite Kleidung umschloß einen langen, dürren Körper, und den Zügen seines feinen, blassen Gesichts gaben ein Paar hellblaue,

glanzlose Augen einen schmerzlichen, krankhaften Ausdruck; man wußte sogleich, wenn man ihn ansah, daß er ein trauriges Daseyn führe. Nur wenn die Zeit der Frühlings Tag- und Nachtgleiche heranrückte, wenn der heftigere Lauf der Gebirgswasser das Brechen des Eises und die Entkleidung der Fluren vom Schnee ankündigte, wenn der Waldkrokus seine Knospe spaltete, die Drossel und der Pfingstvogel ihre ersten Frühlingslaute durch den Wald schallen ließen, dann ging auch mit dem einsamen Förster eine seltsame Veränderung vor; er saß nicht mehr Tagelang vor seiner Hütte, sondern schritt rüstig und munter den Waldweg entlang, in der Ferne hörte man den lustigen Knall seines Rohrs, sein Auge sah beweglich um sich, ein leichtes Roth färbte die eingefallenen Wangen, und nicht selten hörte man ihn ein kleines Jägerlied pfeifen, dessen Töne munter klangen. Um diese Zeit pflegte er auf eine, wohl auch auf zwei Nächte seine Wohnung zu verlassen und nicht weit davon, tiefer in den Forst hinein, unter einer dicken, weitragenden Tanne eine kleine Strohhütte aufzubauen. Dieser Platz hatte etwas Besonderes an sich. Hohes Tannen- und Fichtengehölz umgab mit seinen schwärzlichen Schatten einen kleinen Teich, dessen Gewässer, rings geschützt, immer schwarz und unbeweglich dastanden; nur das Geflüster des hohen Schilfgrases, das den Bode

umgab, störte die tiefe Todtenstille um den Waldsee herum. Selbst das Geflügel, das sich hin und wieder auf den finstern Spiegel niederließ, verließ diesen bald wieder, und es schien, als duldete das geheimnißvolle Wasser durchaus keine Einmischung eines lebenden Wesens im Bezirk seiner träumerischen Ruhe.

Einst, es mochte gegen den Herbst gehen, kehrte der Förster am Abend in seine Wohnung heim. Er sah ungewöhnlich bleich aus, sein Haupt hing tief auf die Brust und sein Fuß hob sich nur mühsam und scharrend in den Haufen herabgefallenen Laubes, das der kalte Herbstwind kräuselte. Als er die kleine Pforte seines Hofes öffnete, gewahrte er sein Weib, wie sie an dem niedrigen Fenster saß und mit einem Waldröschen spielte. Sie schien ihn nicht zu bemerken, hielt die Blume bald an ihre Lippen, bald an ihre Wangen, bald drückte sie sie an's Auge. Dem armen Gotthold wurde bang zu Muthe; er dachte daran, wie er die, die da saß, mit der Blume spielend, und die jetzt blaß und ältlich aussah, wie er sie als junges blühendes Mädchen gekannt, wie er sie damals als sein Weib in seligen Träumen heimgeführt, und wie Alles darauf so ganz anders und traurig geworden. Er mußte fast mitleidig lachen über das alte, häßliche Weib, das mit der verlechten frischen Blume so schön that; es sah

ihm wie Spott aus. Zu gleicher Zeit fiel es ihm schwer auf's Herz, daß sein Leben nun abgethan, daß seine Jugend nun auf immer vorüber sey. Er konnte sich nicht zurechtfinden, wo nun endlich sein Leben geblieben, er dachte hin und her, und die Angst schnürte seine Brust zusammen; fast kam es ihm vor, als liege er in einem dunkeln und schweren Traum, so kalt und dumpf umfing ihn die Gegenwart, so drohend rauschte es in den Zweigen über ihm, so spottend und höhnend tönte der ferne Waldbach. Er rief sich mit Gewalt das Bild seiner Eltern in's Gedächtniß, er dachte an so Manches, was ihm lieb und theuer gewesen; doch dieses alles, das fühlte er deutlich, hatte ihn nun auf immer verlassen, und er war auf immer in seine trostlose Einöde zu seinen quälenden Träumen verstoßen.

Er schleppte sich jezt gedankenvoll zu der Bank vor dem Hause, doch als er seinen gewohnten Platz einnehmen wollte, bemerkte er, daß dieser schon besezt war. Ein Fremder saß dort und blickte unverwandt in den Kelch einer hohen gelblichen Blume, die er dicht vor sich hielt. Gotthold warf einen erstaunten Blick auf seinen Gast, und dieser sah in dem Augenblicke auf. Es war ein einfach gekleideter, schon ältlicher Mann, dessen schöne gelben, herabwallenden Locken sonderbar gegen die gefurchten Züge des Gesichts abstachen. Beide

Männer begrüßten sich jezt und der Fremde brachte unter Entschuldigungen die Bitte um ein Nachtlager vor, da er auf seiner Reise von der Dunkelheit überrascht worden, und ein Fehlgehen im fremden, weitläuftigen Forste fast unvermeidlich sey. Gotthold sagte ihm zu und bat seinen Gast, einzutreten. Als man in der Stube sich niedergelassen, und Maria, Gottholds Weib, die Anordnung zu einem Nachtessen traf, brachte der Fremde mancherlei Gespräche vor. Das Unerwartete der Erscheinung eines Gastes, sowie dessen Reden, milderten bald Gottholds finstere Stimmung; er konnte sich nach und nach auf seine Lage wieder besinnen und fing an, seinen Gast, den ihm ein günstiges Geschick hergesandt zu haben schien, näher zu betrachten. „Ihr wohnt hier in einem wunderlichen Walde," fuhr dieser fort; „es ist hier recht dunkel und geheimnißvoll; habt Ihr denn durchaus keine Furcht vor der Einsamkeit, daß Ihr Euch so allein herbegeben? es thut keinem lebenden Geschöpfe wohl." — „Wie meint Ihr das?" fragte der Förster; „Furcht vor der Einsamkeit?" — „Ihr versteht, was ich sagen will: werdet Ihr nie beunruhigt vom Treiben und Schaffen der Elementargeister? die Dunkelheit und Einsamkeit gibt ihnen Macht über das Herz des Menschen." Der Fremde blickte bei dieser Frage auf und Gotthold fühlte den Strahl seines Blickes tief durch sein Inneres

dringen; er wollte etwas erwidern, doch der Fremde erhob sich eben, öffnete ein Fenster und sah in die Finsterniß des nahen Waldes hinein. Der Nachtwind strich kalt vorbei und hob seine langen blonden Locken, daß sie im Wehen sich kräuselten. „Ihr wundert Euch," fuhr er fort, „daß ich Euch dergleichen frage; doch Ihr müßt wissen, daß ich mich auf das Studium der tiefern Naturwissenschaft gelegt habe, und pflege daher meine eigenen Unterscheidungen und Benennungen bei mir zu führen, die Ihr vielleicht nicht erkennt, obgleich die Gegenstände selbst Euch nicht fremd seyn werden." Gotthold bejahte, ohne zu wissen was, denn seine Gedanken waren wieder weit weg, und überdies klang die Stimme des Fremden so undeutlich und sonderbar, als töne sie fern von ihm aus der Waldesnacht hervor.

Marie brachte jezt das einfache Abendbrod, und nachdem noch mancherlei Gespräche gewechselt worden, wies die Hausfrau dem Fremden seinen Ruheplatz an.

Am andern Tage gingen Gotthold und sein Gast zusammen in den Forst. Der leztere hatte von Marien Abschied genommen und wollte sich nun auf den Weg zur Fortsetzung seiner Reise machen. Als sie beide lange Zeit schweigend nebeneinander gewandelt waren, hob der Fremde endlich zu fragen an: „Aber sagt mir doch, mein

lieber Mann, wie Ihr in diese Waldöde gekommen seyd.“ — „Meine frühern Schicksale,“ erwiderte der Förster, „sind so einfach und unmerkwürdig, daß die Erzählung derselben Euch ohne Zweifel langweilen würde.“ — „Ihr weicht mir aus,“ sagte der Fremde mit einem fragenden Blicke; „thut das nicht; Ihr habt bei mir keine Entweihung Eurer Geständnisse zu fürchten, auch frage ich nicht bloß des Fragens wegen, sondern weil ich Theil an Euch nehme.“

Gotthold ließ sich jezt in eine umständliche Erzählung seiner Jugendjahre ein. „Ich habe von jeher eine wunderbare Anhänglichkeit an einen großen, mächtigen Wald gehabt. Meine Eltern wohnten in einem Städtchen, dessen lezte Häuser in einen Forst ausliefen. Jene Häuser, die enge kleine Straße, in die Niemand am späten Abend gehen mochte, weil die Nähe des mächtigen, schauerlichen Waldes abschreckte, der alte Waldbrunnen, wo meine Mutter das Wasser schöpfte, alle diese Dinge stehen noch jezt lebhaft vor meiner Seele. Mein Vater hatte mich zum Landmann bestimmt und deßwegen auch in die Lehre zu einem Pächter gegeben; aber die Arbeit wollte mir nicht behagen. Das flache, heiße Feld, die regelmäßige Eintheilung, das immer wiederkehrende Zeitmaß der Aussaat und Ernte, und endlich der ermüdende Anblick der weiten Flächen voll trockener,

gelber Halme, mit denen das ſtaubige Weſen in der Mühle zuſammentraf, ſagten mir ſo wenig zu, daß ich den engen, gemeinen und alltäglichen Sinn meiner Eltern und Verwandten größtentheils dieſem traurigen und verkümmernden Gewerbe beimaß. Ganz anders kam mir dagegen der alte Wald mit ſeinen weiten, laubigen Hallen vor; ſein dunkles Grün erfreut das Auge, die harzige, kräftige Luft macht die Bruſt breit und regſam, die engen Waldwege und verbauten Stege geben kräftige Schenkel und Beine; die ganze Blume des menſchlichen Wuchſes wird gleichſam vom gewürzigen Erdharze genährt und ſchießt, von kalten Forſtquellen getränkt, mit den Tannen und Buchen um die Wette, ſchlank und zierlich empor. Daher konnte ich auch nie ein Grauen faſſen vor dem Wald, und jene unheimliche Forſtgaſſe war mir gerade die liebſte. Einſt ſpielte ich in ihr mit einigen meiner Kameraden. Die eintretende Dunkelheit verſcheuchte dieſe alsbald, ich aber blieb allein und ging, ohne zu wiſſen, was ich that, dem Walde zu. Anfangs war der Weg licht und geräumig, doch wurde er immer enger, und als ich nach einiger Zeit mich umblickte, ob ich das Haus meiner Eltern noch ſehen könnte, war dieſes ſowohl, als die ganze Stadt aus meinen Blicken verſchwunden. Ich empfand eine kleine Bangigkeit; zudem ragten die Gipfel der hohen Bäume

so dicht zusammen, daß ich den blauen Himmel nur stückweise durchsehen konnte. Rings um mich rauschte es, als ginge ein Gespräch durch den Wald und die entferntesten Bäume antworteten. Bunte Vögel flogen auf und sezten sich oben in die Gipfel, die sich schwankend bewegten; gold- und braungezeichnete Käfer krochen über den Weg und verschwanden unter den schlangenartigen Knoten der alten Baumwurzeln. Ein unbeschreibliches Wohlbehagen bemächtigte sich meiner; dennoch wagte ich nicht weiter zu gehen; stille stehend lehnte ich an einen Baum und sah den Waldsteg hinauf, bis er in der tiefen, grünen Finsterniß sich verlor. Da war es plötzlich — o lieber Herr, wie soll ich Euch das beschreiben, und wie kann ich Euch überhaupt nur begreiflich machen, was ich empfand! Ihr werdet nicht einsehen, wie ich aus so geringfügigem Dinge etwas so Wichtiges machen könne; doch vernehmt nur: ich hörte plötzlich einen Laut zu mir herübertönen, der meine Seele bis in's Innerste erfaßte. Noch jezt weiß ich nicht, wie mir war, und ich werde wohl diese Seligkeit in meinem Leben nicht wieder empfinden." — „Wie?" rief hier der Fremde, „ein Ton brachte solches zuwege?" — „Nicht anders; es war ein Laut — wie soll ich ihn Euch beschreiben? — fast wie der langausgezogene Akkord einer Luftharfe so mächtig, doch aber auch

wieder so mild wie Flötengesäusel. Am liebsten möchte ich ihn mit einer überaus herrlichen Mädchenstimme vergleichen, die aus einem von unendlicher Sehnsucht geschwellten Herzen so recht seelenauflösend getrieben wird. O Herr, so etwas könnt Ihr Euch durchaus nicht vorstellen, und Alles, was ich Euch sage, führt Euch nicht zur Wahrheit. Mein kleines Knabenherz ward so mächtig erschüttert, daß ein Strom von Thränen augenblicklich aus meinen Augen schoß und ich in's Gras niederfiel. Am Boden liegend fühlte ich einen unsäglichen Schmerz, gleich als riefe mich Jemand, der im Sterben läge, und der mich glühend liebte, und ich könnte nicht von der Stelle, um ihn zu retten und zu trösten, und er riefe immer lauter und schmerzlicher und stürbe eben mit einem gräßlichen, schreienden Seufzer. Meine Sinne vergingen mir; als ich erwachte, fand ich mich in der Stube meiner Eltern; man hatte mich in's Bett gelegt und meine Hände verbunden; sie waren blutig gewesen und man hatte mich gefunden, wie ich mit ihnen tief in die Erde gewühlt." „Das ist wohl recht seltsam," erwiderte der Fremde. „Vermuthlich zog ein Jagdzug in der Ferne vorüber, und da hörtet Ihr zum ersten Mal den Ton eines Waldhorns. Doch erzählt weiter; vielleicht erhieltet Ihr in der Folge Licht über dieses Ereigniß." — „Ein Jahr darauf," fuhr Gotthold

fort, „machte mein Vater eine kleine Reise in's Gebirge, bei welcher er mich mitnahm. Ich sah viel Neues und Seltsames, und es war mir schon ganz recht, daß wir eines Abends nicht in der großen Herberge an der Straße, sondern seitwärts bei einem alten Köhler einsprachen. Mit uns kehrte ein Wandersmann ein, dessen ganzes Wesen mir dunkel sagte, daß er ein Waidmann seyn müsse. Ich hatte mich nicht geirrt; des Fremden Gespräche betrafen meistens das Forstwesen und die mannichfachen Reisen, die er zur Erweiterung seiner Kenntnisse frühzeitig unternommen. Als wir nun so im Halblichte traulich beisammen saßen, erzählte er auch manches recht wunderliche Mährchen, das wohl mehr als Mährchen gewesen seyn mag; unter anderm sprach er von einer seltsamen und unerklärlichen Erscheinung, von jener wunderbaren Waldstimme, die hie und da von alten Waidmännern soll beobachtet worden seyn, und die an schauerlicher, durchdringender Gewalt mit keinem andern Laut in der Natur zu vergleichen sey. Ihr mögt denken, wie gespannt ich aufhorchte; ein kalter Schauer überlief meinen Rücken; doch fand ich so viel Besonnenheit, den fremden Jäger um den Grund jener Erscheinung zu befragen. Er sah mich lange an und sagte endlich lächelnd: Alberner Bursche, ja wenn man das wüßte, so wäre keine taube Nuß dabei zu

verdienen; nun aber ist mancherlei vor unserm Auge verborgen. Kühne Jägersleute, die das Ding haben erforschen wollen und die den Ton einmal dicht in ihrer Nähe vernommen haben, sind sogleich todt zur Erde gefallen und ihre ganze Gestalt ist in ein paar Stunden darauf in Asche zerfallen. Es geht die Sage, daß kein menschliches Ohr dreimal jenen entsetzlichen Ton vernehmen kann; wer ihn aber auch nur einmal gehört hat, dem liegt von Stund an eine süße, tödtliche, wollüstige Sehnsucht im Herzen, er sehnt sich nach einem unbekannten Gut, er weiß sich nicht zu fassen, seine Kräfte schwinden, bis endlich der Ton sich seiner erbarmt und kommt, um ihn abzurufen. Erfahrene Leute wollen behaupten, es sey der Ruf der alten heidnischen Göttin Diana, womit sie die armen Seelen ihre [illegible] lockt. [illegible] sprach [illegible]."

[illegible] hatte diese lezten Worte mit unsicherer Stimme vorgebracht, und als er geendet, verbarg er sein Antlitz, und der Fremde gewahrte, wie dasselbe hinter den vorgehaltenen Händen bis zum Tode erbleichte; nach einer Pause nahm dieser das Wort: „Laßt Euch durch dergleichen Dinge nicht anfechten, lieber Gotthold; wißt Ihr denn auch, ob das Ganze nicht ein Mährchen ist? Ich für meine Person wenigstens habe doch manche Forstreise gemacht, ohne von Seltsamkeiten der

Art auch nur das Mindeste erfahren zu haben.“ Gotthold schüttelte das Haupt und sagte leise: „Wollte Gott, theurer Herr, es wäre dem so, und mein Leben und meine Jugend ständen noch vor mir, und ich hätte den entsetzlichen und doch so lieblichen Ruf nicht gehört — so aber —“ — Er verfiel bei diesen Worten von Neuem in tiefe Trauer, und der Fremde sah sich in die Nothwendigkeit versezt, ihn aus derselben emporzureissen, indem er fragte: „Und was wußte der Jägersmann über die Ursache jener Stimme zu sagen?“ — „Nur Vermuthungen,“ entgegnete Gotthold; „es gehe eine alte Sage, daß in weiten und wenig betretenen Wäldern, tief im undurchdringlichen Dickicht eine seltsame Blume blühe, die, wenn sie nach fünfzig oder hundert Jahren zum ersten Mal [illegible] blüht und ihre Krone dem Licht öffnet, jenen [illegible] von sich soll. Wie die Blume aussehe, vermöge ich nicht zu sagen gewußt; denn es sey das Seltsame an ihr, daß sie, wenn sie in der Mitternacht aufblühe, auch schon eine Stunde darauf in Staub zerfallen müsse. Wälder, wo die Stimme gehört worden, wo also die unheilbringende Blume wächst, werden von kundigen Waidmännern geflohen wie die Pest. Ach, hätte ich mich damals dem Jäger entdeckt, vielleicht wäre mir noch zu rathen gewesen, aber nun —“ — „Wie!“ rief der Fremde,

„Ihr gebt doch nicht alle Hoffnung auf?“ Gott
hold erwiderte leiſe: „Wer einmal den Ruf ver
nommen, der muß ihm folgen, er mag wolle
oder nicht.“ — „So verlaßt doch dieſen häßliche
Wald,“ rief der Begleiter heftig. „Dieſen häß
lichen Wald?“ erwiderte Gotthold weich; „nim
mermehr! ich ihn verlaſſen? — und wo ſoll ic
hinfliehen? die Bäume würden mich doch nich
hinauslaſſen, und draußen wüßte ich doch, da
ich vor Sehnſucht, hierher zurückzukehren, nich
leben könnte. Kann ich doch nicht einmal in di
Kirche kommen, die ja nur ein Stündchen au
dem Forſt hinausliegt. Ach, manchmal komm
es mir ſo vor, wenn ich das helle Kirchengeläut
aus der Fer e höre, und dabei ganz ſchwach da
goldene Morgenroth von dort herüber die Wald
nacht durchbricht, als würde mein ganz tiefe
Elend augenblicklich enden, wenn ich nur ei
einziges Mal im ſchönen, hellen Gotteshauſe rech
innig beten könnte; überhaupt wenn ich auch nu
eine Stunde unter Menſchen, unter luſtigen, fröh
lichen Menſchen, bei kräftigem Sonnenſchein fro
ſeyn könnte und dabei ein lautes Geſpräch geführ
würde, nicht dieſes leiſe Sprechen, wie die Bäum
es pflegen, und wie's meine Seele verwunde
und mich nicht ſchlafen läßt. Einſt machte ic
mich hinaus zum Dorfſchulzen und ſaß mit de
Luſtigen luſtig am Tiſche, da überfiel es mic

auf einmal wie der Tod, wie der gewappnete Tod; mein Herz packte eine ungeheure Sehnsucht, wegend schleppte ich mich an das dunkle Fenster — siehe — da stand auch schon ein langer Baum vor der Hausthüre, welchen die andern Bäume nach mir geschickt hatten; er rauschte und sprach vernehmlich: In den Wald, in den Wald zurück! fort in den Wald! komm mit! — Fast ohnmächtig riß ich mich los von den Kameraden und stürzte fort; hinter mir humpelte der Baum, und alle Blätter und Zweige des Waldes rauschten und klatschten schadenfroh zusammen, als sie mich daherrennen sahen. Und so werde ich hier bleiben müssen, bis endlich der süßharre und doch so unendlich süße Ton kommt und mich von der Erde nimmt." — „Ihr seyd krank, sehr krank!" rief nach einer Pause der Fremde, indem er bedenklich Gottholds Hand erfaßte. „Veränderung Eurer Lage und des Wohnorts wird das Beste thun, und ich werde dafür sorgen, daß Ihr von diesem Gewerbe, zu dem Ihr ganz und gar nicht tauglich seyd, je eher je lieber entfernt werdet."

Beide brachen jezt das Gespräch ab und der Gast bemühte sich, heitere Gegenstände zur Sprache zu bringen. So gingen sie lange zusammen weiter; endlich bemerkte Gotthold, daß sie einen Irrweg eingeschlagen hatten, der tiefer in den Forst hineinleitete; da überdies der Tag sich zu

neigen begann, lud der Förster den Fremden ein, auch diese Nacht wiederum sein Gast zu seyn, welches dieser auch nach einigen entschuldigenden Worten annahm. Beim Abendbrod ward mit keinem Worte mehr des vorhergegangenen Gesprächs gedacht. Man saß traulich beisammen bis spät in die Nacht hinein; der Fremde war ungewöhnlich heiter und seine gute Laune wuchs sichtlich, als es ihm nach und nach gelungen, seinen trübsinnigen Wirth merklich zu beleben. Erst als die Sterne über dem einsamen Waldhause flimmerten, fand sich Gotthold in seinem stillen Zimmer allein. Der Schlaf floh ihn hartnäckig, immer neue und wunderliche Bilder fingen an, vor seinem Geiste aufzusteigen; er machte sich heftige Vorwürfe, daß er dem fremden Manne, den doch kein Interesse an ihn und sein Schicksal fesseln konnte, seine Geschichte erzählt hatte; dazu erschien ihm der Unbekannte, je länger er über ihn und sein plötzliches Erscheinen nachdachte, sonderbar und räthselhaft; er besann sich, daß er weder dessen Namen, noch etwas über sein Schicksal erfahren, und dennoch habe es ihm geschienen, als brauche er gar nicht nach dergleichen zu fragen, als sey eben dieser Fremde sein bester und innigster Vertrauter, mit dem er schon Jahrelang zusammen gelebt. Je mehr er diesen Gedanken sich ausdachte, desto gewisser wurde ihm seine

Vermuthung; mancher Blick, manche Bemerkung des Fremden erschien ihm jezt klar und verständlich; er beschloß, augenblicklich hinzugehen und ihn zur Rede zu stellen. Der Mond stand hell am Himmel und warf sein bläuliches Licht durch das offene Fenster, als er durch das Zimmer ging, wo sein Weib schlief. Sie lag im tiefen Schlafe, ihr Haupt hing weit zurück und ihre Rechte hielt noch immer das Waldröschen; Gotthold nahm die Blume, und ohne daß er wußte, was er that, zerknickte er sie und warf sie zum Fenster hinaus; ein Laut wie ein ängstlicher Seufzer entriß sich in diesem Augenblick dem Busen der Schlafenden, doch der Jäger schritt, ohne darauf zu achten, zum Zimmer hinaus. Auf der Hausflur merkte er am hellen Schein, der auf die Bäume vor dem Fenster fiel, daß der Fremde noch Licht in seinem Zimmer brenne, also noch wach sey. Er wollte sofort in's Zimmer, da fiel ihm ein, wie er leicht seinen Gast stören könne, und entschloß sich, leise an's Fenster hinanschleichend, zu erlauschen, womit dieser noch so spät beschäftigt seyn möchte. Als Gotthold vor dem Fenster stand, gewahrte er, daß ein bläulicher Vorhang dieses verdecke; dennoch aber blieb zur Seite eine geringe Oeffnung übrig, die einen Blick in das Innere gestattete. Das Gemach war leer, in der Mitte auf einem Tischchen stand eine Kerze, nirgends

zeigte sich der Fremde. Plötzlich gewahrte Gotthold zu seinem Schreck, daß dicht neben ihm der Schatten einer Gestalt hinfuhr, und in demselben Moment sank vor der Kerze eine Mädchengestalt nieder, deren lange goldgelbe Locken den schönsten Nacken überwallten. Ein leichtes helles Gewand lag den zarten Formen des Leibes an, die Arme und Hände waren frei und überaus schön; das Streiflicht der Kerze zeigte den Umriß der Wange und einen Theil des Busens. Nie hatte der Jäger eine reizendere Gestalt gesehen; eine Sehnsucht, wie er sie noch nie so mächtig empfunden, bemächtigte sich seines Wesens und ein unnennbares Entzücken füllte seine Brust. Als er immer näher hinblickte, gewahrte er, daß das, was er für eine Kerze gehalten hatte, eine glänzende gelbe Blume war, die die blendenden Strahlen aus ihrem Kelch in magischer Fülle über Zimmer und Gestalt ausgoß; dabei glaubte sein Ohr Töne zu vernehmen, die aus weiter Ferne, wie in leisen harmonischen Schwingungen, durch die stille Luft zitterten und so lieblich, wie ein in Musik gebrachtes Geflüster der Waldbäume, mit dem Rauschen der Gebirgswasser verbunden, klangen. Gottholds Seele war ganz Entzücken. Alle wilden Gefühle seiner Jugend, die damals sein Glück gemacht, kehrten zurück und warfen eines nach dem andern ihre wilden Pechkränze in seine Brust; heller Sonnenglanz

floß in seine Seele herab, mit weichem Flügelschlage berührten glänzende Geister sein Inneres und weiteten es zu einem Feenpallast aus, drinnen seine Sinne wie verkörperte Flammen herumgingen, und jeder streckte tausend glühende Arme nach der süßen Gestalt aus. Seiner selbst nicht mehr mächtig, stürzte er auf das Fenster zu; doch in dem Augenblick fühlte er einen stechenden Schmerz im Auge, die knieende Gestalt sah sich um und Gotthold erkannte das gefurchtete Antlitz des Fremden; statt der Blume brannte eine gewöhnliche trübe Kerze vor ihm und ein aufgeschlagenes Buch lag auf dem Tische. Erschreckt und beschämt entwich der Jäger und kehrte, wie im Traume, in sein Gemach zurück. Der Mond war indeß untergegangen, die Morgenluft fuhr recht widrig durch's Fenster, und in vollem Unmuth hüllte er sich dicht in seine Decken, um in einen kurzen und unruhigen Schlummer zu sinken.

Am andern Morgen war der Fremde schon fort; bei Marien hatte er einen Gruß und Dank an Gotthold hinterlassen. Dieser hörte es wie im Traume und ging hinaus in den Wald. Bald darauf nahm das Leben wiederum seinen einförmigen, gewohnten Gang, nach wie vor, und des Fremden und jener Erscheinung ward weiter nicht mehr gedacht.

Der Winter war vergangen und der Frühling ließ seine Annäherung durch einen ganz

besonders erquickenden Duft, der sich im ganzen Forst verbreitete, spüren. Der Förster, der bis jezt trübe und verstimmt gewesen, lebte nach alter Weise wieder auf, und es nahten die Tage, wo er die kleine Waldhütte am See zu beziehen pflegte. Um diese Zeit langte der alte Oheim von Gottholds Weibe im Forste an; er freute sich nicht wenig über das gute Aussehen und das lebhafte Wesen des Försters. Es wurden nun mancherlei fröhliche Gespräche geführt, und dem alten Manne ging das Herz auf und er that den Beiden die gute Botschaft kund, die ihn diesmal etwas früher als gewöhnlich in das Forsthaus geführt habe. „Wie er wohl merke," sprach er, „so rücke ihm jezt das hohe Alter mit starken Schritten näher, und die gewohnte Ausübung seiner Berufspflicht, sowie die Handhabung der Geschäfte falle dem müden Körper und der geschwächten Seele immer schwerer, er sey darum gesonnen, sich in Ruhe zurückzuziehen und Gottholden, sowie seinem Weibe, die ansehnliche Wirthschaft abzutreten. „Dann kannst Du auch, lieber Sohn," fuhr er, zum Jäger gewendet, fort, „endlich einmal die magere Forststelle und den häßlichen Wald verlassen, in dem Du bis jezt, wie durch böse Künste gebannt, Dein Leben nur verkümmert genossen hast. Draussen im schönen sonnigen Thale, in der freien Gotteswelt ist es ein ganz anderes Ding, und

ich mag mein Städtchen nicht um den Beſitz des anſehnlichſten Forſtes vertauſchen, beſonders wenn am lieben Sonntage der Schall der hellen Glokken von den leuchtenden Gebirgswänden wiedertönt, und des Abends in der Schenke beim Jubel der Geige und des Horns die bunte Jugend ſich herumdreht.“ Gotthold zog bei dieſen Worten des Greiſes ein unmuthiges Geſicht, aber ſein Weib fing ſie begierig auf, ſie jauchzte laut, als der Oheim jezt weiter ging und erklärte, er ſey dieſes Mal lediglich deßwegen in den Forſt gekommen, um ihnen beiden anzukündigen, daß er ſie am liebſten jezt gleich mitnähme, da nach ſeinen Verordnungen im Städtchen Alles zu ihrem Empfang bereit ſtehe. Marie wollte entzückt dem Greis um den Hals fallen, da gewahrte ſie Gotthelden, der ihr einen drohenden gebietenden Wink gab. Er war kaum wieder zu erkennen, ſein Antlitz hatte eine ſtarke Röthe überzogen, ſeine Augen rollten, und er rief ſcharf und laut: „Blödſinniger alter Thor, ſo ſchweigt doch, und Du gemeines, plumpes Weib! ſchweigt, oder Ihr ſollt meinen ganzen Zorn fühlen!“ Der Ohm und die Frau ſchracken bei dieſen plötzlichen, wilden Zornworten ſo heftig zuſammen, daß ſie keines Lautes fähig waren und mit ſcheuer Angſt dem Erzürnten in das verzerrte Antlitz blickten; dieſer aber fuhr nach einer kleinen Pauſe fort:

„Ich möchte ganz neue Worte und Gedanken finden, um auszudrücken, wie grenzenlos zuwider Ihr mir seyd, und ganz besonders der einfältige Ohm, der es sich in den Sinn kommen läßt, meinen herrlichen Wald zu schelten. Hätte ich doch in meinem Leben mich nie mit Euch und dem Weibe da eingelassen, denn leider nur zu deutlich fühle ich, daß das Erdige, Koboldartige, Gemeine und Staubige, das Euren weiten grauen Aeckern, Landstraßen und Gebirgen anklebt, auch in eure plumpe Bildung übergegangen ist und meine klaren Sinne, meine kühle, frische Körperform verzerrt hat. Merkt man es denn nicht sogleich Euren blöden rothen Augen an, daß sie Jahrelang auf dem rauchigen Jammer da draußen, auf Feld, Kirche und Schenke gehaftet haben! Der heiße Strahl hat das Gebilde Eures Antlitzes zu einem Pilze aufgebläht, in dessen Mitte sich eine lallende Zunge mühsam regt, um all das ungesunde Zeug vorzubringen, das Euer verbranntes Gehirn ausheckt. Wie anders schaut der Waldmann, das Auge licht und hell, wie ein Vogelaug', das Gesicht blaß und zart, und ein kühler, grünlicher Waldschatten liegt beständig darauf und glättet es; die feinen Lippen sind wie Blumen am Waldquell, der ganze Bau des Körpers ist ein frischer Baum, in dessen glänzenden grünen, beweglichen Blättern der Frühlingswind

lustig rauscht, und den bunte zierliche Vögel mit lautem singenden Gelächter beständig umschwärmen. Ich weiß es ja, daß meine Seele früher im Gewebe eines schönen Baumes verborgen schlief und so glücklich träumte; denn unter seinem Schatten sah ich die herrliche Waldblume blühen, und ich durfte ihr entzückt Jahrelang ins helle Antlitz schauen und mein Ohr weiden an den Himmelsklangen ihrer Stimme! O des holden Antlitzes, der süßen Stimme, der überirdischen Seligkeit! — Wann werde ich dich wiederschauen? wann werde ich den süßen Laut todbringender Sehnsucht wieder vernehmen? O Himmel, Himmel! — Wo bleibt dein entzükkender Ruf, der die Bande dieses Leibs zerreissend, die bebende Seele zu dir bringt, Geliebte! Doch ich will nicht zürnen, mir ahnet, sie ist nah, die süße Stunde, und mein ganzes Wesen geht ihr mit Andacht, mit zitternder Bewegung leise entgegen.“

Gothold ging, und ehe die Beiden sich von ihrem Erstaunen erholen konnten, hatten sie schon die dünne, grüne Gestalt des wunderlichen Mannes aus den Blicken verloren. Der Ohm war in tiefe Gedanken versunken, Marie weinte, und nur das Rauschen der Bäume im Forst, die ein nahendes Unwetter verkündeten, tönten durch die Stille, die nach dem Verschwinden des

Jägers im Gemach herrſchte. Endlich nahm der Greis das Wort und ſprach: „Unſere liebe Sonne, das herrliche grüne Gottesland da draußen ſchelten, und mit ſo böſen Worten — nein, das will mir nicht gefallen, das deutet auf eine ſchwere Verirrung. Gebe Gott, das die guten Geiſter ſeine Seele erfaſſen, damit ſie nicht ins Verderben geht; laß ſehen, meine Tochter, ob meine Stimme Gewalt über ihn hat, wenn ich im Namen deſſen zu ihm rede, der aller Kreatur gebietet.“ — Das Gewitter war indeß herangerückt und ſchüttelte die alten hundertjährigen Eichen des Forſtes, der Regen ſchoß in Strömen herab und jähe Blitze durchſchnitten die Finſterniß, die ſich über die Stube und den Wald draußen verbreitet hatte. In den Stößen des Sturmwindes klang es oft, als riefen mannichfaltige fremde Stimmen durch den Forſt, ja, als zöge ein wilder Jagdzug mit Hundegebell und Hörnerklang dicht am Hauſe vorbei. Der Ohm hatte ein Gebetbuch aufgeſchlagen und betete ſtill vor ſich hin, während Marie laut um den Abweſenden jammerte.

Dies bewog den Greis, ſeinen ſchon gefaßten Entſchluß auszuführen. Indeß Marie ſich auf einen Augenblick entfernte, ſchlich er ſich aus dem Hauſe und machte ſich auf den Weg in den tiefen Wald hinein, nach der Richtung zu, wo, wie er von Marien erfahren hatte, Gottholds

Waldhütte sich befand. Der enge Fußpfad, bald mit Gestrupp bedeckt, bald durch Baumäste verbaut, verzögerte die eilenden Schritte des alten Mannes; immer heftiger tobte das Wetter, immer lauter krachten die Donnerschläge, und oft mußte er Minutenlang stille stehen, ehe ein neuer leuchtender Blitz ihn die Umgebung und seinen Weg erkennen ließ. Endlich war er an die Ufer des stillen Waldsees gelangt, ohne den Jäger zu finden; die Hütte war leer und öde, wie die Gegend umher; nur Waldraben und wildes Raubgeflügel fuhren laut kreischend durch die vom Sturm aneinander geschleuderten Bäume und flüchteten sich in den Schilf, der seine hohen, dürren Halme, von Regen und Wind gepeitscht, über sie zusammenschlug. Unschlüssig und zagend stand der Greis auf dem schauervollen Platz und gedachte schon, den Rückweg unverrichteter Sache anzutreten, als er plötzlich neben sich ein blasses Menschenantlitz gewahrte, welches ihn aus starren, gebrochenen Augen anblickte. Entsezt wich er zurück, doch als er nochmals hinblickte, erkannte er seinen Neffen, der an einen Baum gelehnt, unbeweglich starr dastand und das Haupt krampfhaft zurückgelehnt hatte. Er redete den Unglücklichen an, er schrie seinen Namen; doch immer blieb das verzerrte Todtenantlitz beim Leuchten der Blitze unbeweglich an seinem Platze; endlich

rührte ſich die Geſtalt und gab Zeichen des Lebens. Als Gotthold den Ohm erkannte, warf er ſich mit ängſtlichem Entzücken ihm um den Hals und rief mit ſeltſam aufgeregter Stimme: „Dem Himmel Dank, daß Ihr gekommen, edler Greis! ja, Ihr werdet, Ihr ſollt mich retten; fort, fort von hier; ſonſt bin ich des Todes! Kommt, kommt, was Eure Kräfte vermögen.“ — „Mein Sohn, mein Sohn,“ ſprach der Greis gerührt, „mein armer Sohn, ja, ich bin gekommen, Dich zu retten. Dein unerklärliches böſes Betragen hat mir gezeigt, daß Du in großer Gefahr biſt; in einer Gefahr, aus der nur die barmherzige Allmacht Dich, Gefallenen, retten kann. Noch iſt Zeit; in dem Namen Gottes verſcheuche ich hiemit das ſchwarze Geſindel, die böſen Geiſter dieſes Orts, und gebiete Dir, mir zu folgen.“ Er hatte es kaum geredet, als ein fürchterlicher Donnerſchlag erſcholl; der See rauſchte, in ſeinen innerſten Tiefen aufgerührt, mit grünlich weißem Schaume empor; wilde, kreiſchende und gellende Töne ließen ſich in den Lüften hören, und in der Ferne im Forſte hörte man das Krachen und Zuſammenſtürzen uralter Stämme. Gotthold war ängſtlich und bebend an des Alten Bruſt geſunken, jetzt klammerte er ſich mit wildem Entſetzen an ſeinen Hals und hob ſich auf ſeinen Rücken empor, indem er laut ſchrie: „Nur fort, Alter,

laufe, was Deine Kräfte vermögen; fort, sonst ist Alles verloren.“ Der Greis strengte seine ganze Kraft an; dennoch drohten ihm die Knie zu brechen vor Erschütterung und der schweren Last. Als er dicht am See vorbeischritt, kreischte der Jäger auf und schrie: „Ha, Entsetzen, Entsetzen — da — da kommt es auf mich zu — es streckt die Arme nach mir aus — er ist's, er ist's — die gelbe Blume leuchtet auf seinem Haupt — hinab, hinab zu ihm!“ Mit diesen Worten stürzte die Last von den Schultern des Greises hinab, und in demselben Augenblicke schlugen auch die Wellen des schwarzen Sees über dem Jammervollen zusammen; durch die Ferne des Waldes ging aber ein Ton, der, lang und langsam verhallend, wie der erste Akkord eines feierlichen Chorals, mit dem dumpfen Rollen des Donners zusammenklang. Der Greis war in Ohnmacht dahingesunken.

Die Leiche des Försters wurde in den nächsten Tagen am Ufer des Sees gefunden, und die arme, unglückliche Wittwe verließ in Gesellschaft des Ohms den fürchterlichen Wald, den sie nie wieder betreten hat. Die Forststelle blieb lange Zeit ledig, denn die Sage vom gespenstigen Wald lebte im Munde des Volks lange Zeit fort.

Die Doppelgängerin.

Eine Novelle.

Colmar, ein Offizier in französischen Diensten, vermählte sich mit Berenizen, einer Tochter des Marschalls Bienville, von mütterlicher Seite mit dem uralten Geschlechte der Grafen von Sargines verwandt. Die Hochzeit wurde auf einem Gute des Marschalls bei Rouen gefeiert, und die Zahl und Auswahl der Gäste sowohl als die Anordnungen beim Feste waren durchaus dem Rang und Reichthum jener angesehenen Familie angemessen. Man war acht Tage schon beisammen geblieben, und jetzt rückte der Zeitpunkt heran, wo Rücksichten und Sitte es forderten, das junge Ehepaar sich selbst und seinem Glücke zu überlassen. Die Equipagen der vornehmen Gäste bedeckten die einsamen Landwege; nach Nord, Süd, Ost und West zerstreute sich eine große Anzahl von Leuten, die nicht hoffen durften, so zierlich und geschmückt und in so trefflicher Laune bald wieder zusammen zu kommen. Die Säulengänge des zierlich gebauten Landhauses, eben noch vom Gedränge angefüllt, warfen, von der Abendsonne beschienen, ihre Schatten auf die gegenüberstehenden weißen

Wände; selten daß hie und da noch ein Zöfchen oder ein zierlich gekleideter Jokey sichtbar ward, die ihrer vor dem Thore wartenden Herrschaft noch irgend ein vergessenes Toilettenstück nachtrugen. Der Staub wirbelte auf, die fliegenden Karossen lärmten dahin, Abschiedsgrüße, Gelächter, Flüche und Peitschenhiebe füllten die Luft — dann war Alles vorbei und der Abendwind flüsterte in den Gipfeln der Pinien und Pappeln, und drang in die finstern Lauben des Gartens, um den geheim blühenden Violen ihre zartesten Düfte zu entlocken.

Die breiten Massen des Landhauses wurden jezt in das falbe Licht des aufsteigenden Monds gehüllt; die Gesellschaft hatte sich in den Salon zurückgezogen; der Marschall ließ die Lampen fortbringen, und so saß der kleine Kreis, in schöne Gruppen vertheilt, vom Monde beleuchtet, Anfangs in sinnendem Schweigen da. Frühlingsdüfte zogen durch die offenen Fenster, Gesang und Lautenspiel tönten aus einem nahen Pavillon herüber. Zwischendurch sah man Colmar mit übergeworfenem Mantel, an der Seite seiner reizenden Braut, aus den Schatten eines Bogenganges treten und wieder verschwinden; sie waren in herzlichem Gespräch begriffen.

„So hoffe ich denn, den Sohn meines alten, theuren Freundes jezt wahrhaft glücklich zu sehen," nahm der Marschall das Wort, indem er seinen

Blick mit Freude auf die Wandelnden richtete; »wohl werden sich die Wangen, die ein mehr als seltsames Schicksal gebleicht hat, wieder röthen.«

Marie Belleville, die Schwester des Barons, erwiderte: »ich will Niemanden tadeln; aber es gibt Leute, die nichts emsiger suchen, als den Schein des Unglücks. Was ist der Grund jener bleichen Wangen? warum ist Colmar unglücklich gewesen? worin bestand sein Mißgeschick? Ein großes Vermögen, eine bedeutende Familie, eine Frau, die er nicht geliebt und deren Verlust ihm nicht schmerzhaft seyn konnte, jezt wieder Ehemann, liebend und geliebt: in allen diesen Dingen sehe ich kein Unglück; aber freilich, ein schönes schwarzes Haar, ein finster brennendes Auge und eine bleiche Gesichtsfarbe, dazu der Ruf eines vom Schicksal Verfolgten — damit ist man eben so gewiß, günstigen Eindruck zu machen, als mit Geist und Talent. Diese Ansichten werden uns ja schon frühe in Romanen gepredigt.« — „Du gehst zu weit,« nahm der Baron das Wort; »unser junger Freund bildet sein Inneres nicht nach jenen Mustern, die Mode und Thorheit uns vorhalten. Ein Mann, der seine Jugend unter den Stürmen eines finstern Krieges, in Verhältnissen zugebracht hat, die den innern und äußern Menschen kräftigen, ihn eher rauh als zärtlich bilden, ein Mann, der die Achtung edler Menschen

sich erwerben, der Wärme mit Ueberlegung, Geistesstärke mit Gefühl paart, ein solcher ist keiner Modethorheit fähig. Wenn auf eine solche Brust ein kalter, schwerer Jammer sich so drückend legt, daß er sie fast zerbricht, so müssen wir Mitgefühl, nicht spöttelnden Zweifel haben."

Die Baronesse richtete ihren Blick auf die Züge ihres Bruders, die sie im zweifelhaften Licht nur schwach sehen konnte. „Du scheinst etwas von seinen frühern Schicksalen zu wissen," sagte sie nach einer Pause; „so theile sie uns doch mit; es sind ja lauter Familienglieder zugegen, und die dürfen fordern, in dieser Angelegenheit hell zu sehen. Schon lange hat mir eine Frage der Art auf der Zunge geschwebt." — „Ich möchte nicht antworten," sagte der Marschall, „wenn ich auch könnte. Fast müßte ich glauben, nicht verstanden zu werden. — Ich halte unsern Freund für gemüthskrank." — „In dem alten Schlosse, das er in den Pyrenäen bewohnt hat," sagte ein junges Mädchen, „soll es spuken; Antoinette, die Schwester des Kammermädchens, welche die verstorbene Dame bedient hat, soll es versichert haben." — „Da hättest Du ihn wohl nicht geheirathet, Sophie?" sagte Franz, ein blonder Jüngling in Unserm, der Bruder Berenizens. „O gewiß nicht!" rief die lebhafte Kleine; „ich bewundere die Cousine, daß sie mit einem Mann so vertraut thut, dessen

verstorbene Frau —" Sie stockte und konnte ihre Befangenheit nicht verbergen. „Nun was? Antoinette wird auch wohl darüber Bericht erstattet haben?" fragte der Bruder. „Laß das, Sophie," nahm der Baron wieder das Wort; „wie kommen wir überhaupt zu derlei Gesprächen? Colmar verdient unsere ganze Liebe, er ist mein Sohn, Dein Bruder, uns allen ein Freund und Verwandter; so haben wir ihn unter uns empfangen, so wollen wir ihn auch immerdar in unserer Mitte behandeln."

Mit diesen Worten erhob sich der würdige Greis, und man sah ihn dem Ehepaar entgegenschreiten, welches sich jetzt eben dem Hause näherte. Colmar nahm Platz unter seinen neuen Verwandten, seine junge, zärtliche Gemahlin schmiegte sich an seine Seite, und einer ihrer reizenden Arme ruhte auf seinem Schooße. So beleuchtete der volle Strahl des Mondlichts die zarte Gruppe, indeß die Gestalten der Uebrigen mehr in den Schatten zurücktraten; nur Franzens blühende Figur lehnte erhellt am weißen Marmor der Hausbrüstung.

„Meine Seele ist ganz Freude und Dank," hob der liebenswürdige Mann an, indem er dem Marschall die Rechte darbot; „empfangen Sie, Verehrter, im Namen dieser theuren Anwesenden, meinen wärmsten Gruß; es ist eben so beglückend

für mein Herz, als erhebend für meinen Stolz, mich in dieser Mitte aufgenommen zu wissen, und mein stetes Bestreben wird seyn, jene Achtung und Theilnahme mir zu erwerben, die mir jezt im Voraus so gütig geschenkt wird.“ Der Baron schüttelte gerührt die Hand seines jungen Freundes. „Seyn Sie uns willkommen,“ rief er herzlich, „das ist unser aller Antwort.“ Colmar ließ bei diesen Worten sein großes, schwarzes Auge im Kreise herumgehen, wie forschend, ob er jene freundliche Zusage auch auf jeder Physiognomie ausgedrückt finde; dann heftete er seine Blicke auf den Boden und schien in ein augenblickliches Nachsinnen verloren. Die Töne der Blasinstrumente quollen durch die hellen, weißen Nebel der warmen Mondnacht wie ferne Stimmen herüber, kein Baumblatt rührte sich, und die farbigen Blumen standen, im weißen Scheine erbleicht, unbeweglich und still unter dem Fenster. „Oft sucht der Mensch,“ sagte Colmar, „im Augenblicke der errungenen Seligkeit das alte vergessene Antlitz der Vergangenheit auf und schaut in dessen trübe Mienen und denkt an ein Leid, das nicht mehr ist: wohl nur, um die gegenwärtige Freude noch wärmer im Busen aufzunehmen. So entsinne ich mich, wie ich am heutigen Tage vor einem Jahr, dem Verderben hingegeben, auf jedes Lebensglück, auf den nächsten Athemzug schon verzichtete.“

Franz und Sophie wechselten Blicke mit einander und Marie Belleville rückte näher mit ihrem Stuhle. „Wo waren Sie denn?“ fragte der Baron. „An der Küste von Sicilien,“ fuhr der Erzähler fort; „mitten in einem furchtbaren Sturme auf der See. Der Leichtsinn einiger Freunde hatte mich verführt, in eine Fahrt zu willigen, die schon unter den bösesten Anzeichen und Vorbedeutungen unternommen wurde. Drei Stunden nach unserer Abfahrt überflog den hellen Himmel ein düsterer Wolkennebel, der bei dem dumpfen Brausen des erwachenden Sturmwindes sich immer dichter und finsterer über uns zusammenzog; bald schlugen ungeheure Wellen empor, und bei dem Leuchten der Blitze erkannten wir mit Entsetzen die schroffen, tückisch drohenden Felswände des Monte Pellegrino bei Palermo; unvermeidlich schien es, daß unser schaukelndes Boot nicht, an das Klippenufer geschleudert, berstend zersplitterte in der nächsten Minute; in meinen Armen lag zitternd und erbleicht der unglückliche Jüngling, der sich uns zum Führer angeboten hatte, und dessen unkundigen Händen das Steuer schon entsunken war. Er stammelte Gebete her an die heilige Rosalie, er flehte sie an, ihn allein zum Opfer zu nehmen; seine heißen Thränen befeuchteten meine Hände. Ich drückte meine Wangen an seine schwarzen Locken, in meinen Mantel

hüllte ich die bebende Gestalt, und so lag ich da, betäubt und fast ohne Besinnung, bald von niederfahrenden Blitzen erhellt, bald von einer tosenden Welle übergossen.“

Colmar hielt inne; seine zärtliche Gattin hatte sich zu ihm übergebogen und er lächelte ihrem besorgten Blicke mit freudiger Zärtlichkeit entgegen; eben wollte er seine Erzählung beendigen, als Berenize sich beruhigter aufrichtete und der Strahl des Mondes ihr Antlitz glänzend beleuchtete. In dem Augenblicke geschah das Entsetzliche. Colmar blickt seine schöne Geliebte an, man sieht ihn plötzlich zusammenfahren, sein ganzes Wesen erhält eine furchtbare Gestalt. Weit zurückgebogen von dem Gegenstand, der sich ihm nähern will, stößt er einen Schrei aus, der das Blut in den Adern aller Anwesenden erstarren macht; in fürchterlicher Beleuchtung zeigt sich sein Antlitz von Wuth und Entsetzen entstellt, das Auge rollt, die Lippen beben, und ehe auch nur einer der Anwesenden es ahnen kann, hat seine erhobene Rechte einen fürchterlichen Schlag nach der Geliebten geführt.

Wem es im Leben schon einmal begegnet ist, daß ihm aus der gewohnten Heiterkeit der Umgebung plötzlich das Entsetzen entgegentrat, der begreift den Zustand, in welchem die Familie des Marschalls sich im Moment dieser Scene befand.

Es traf sich gerade, daß eben jezt ein vorbeieilendes Gewölk den Mond verfinsterte und so die Gruppe der auf das Furchtbarste aufgeregten Menschen in tiefe Finsterniß hüllte. War es da nicht natürlich, daß nach der ersten Pause des Schreckens die jungen Mädchen mit einem hellen, kreischenden Jammerlaut der Thüre zuflogen, daß jede, von einer andern im Finstern ergriffen, sich in den Händen des gespenstischen Wahnsinnigen glaubte, der in ihrer Mitte sich befand? Zwischendurch hörte man Jemanden auf das Heftigste und in den tiefsten Schmerzestauten weinen; eine unheimliche, rauhe Stimme schien plötzlich, von Niemanden gekannt, mitten unter den bekannten zu ertönen; immer lauter kreischten die Damen, immer heller und stärker ward das Geschrei nach Licht und Hülfe. Nur der Marschall hatte den klaren Blick des erfahrenen Greises nicht verloren; sicher schritt er zur Thüre und bald darauf kam er mit den Dienern zurück, welche eine Menge Lampen und Lichter brachten. Die niedergesenkten Häupter richteten sich langsam spähend auf, die aneinander gedrückten Mädchengruppen lösten sich und jedes Auge sah sich ängstlich um nach dem fürchterlichen Manne; er war nicht zu finden, er war fort. In die Ecke des Divans gedrückt, in ihren Schleier gehüllt, das Antlitz krampfhaft in die Polster gepreßt, lag die arme Berenize; Mar-

Belleville ließ sich tröstend und weinend zu der Unglückseligen nieder. Der Marschall stand schweigend, den starren Blick vor sich hin gerichtet, und nur die jungen Mädchen, durch die glänzende Helle, die mit einemmal die trübe Mondnacht und den gespenstischen Spuk in ihr verscheucht hatte, ermuthigt, wagten es, im leisen, oft unterbrochenen Gespräch sich ihre Bemerkungen mitzutheilen. Franz war in den Garten geeilt; sein Blut kochte, er wollte den Unwürdigen sogleich zur Rede stellen und die Schmach seiner armen Schwester auf das Empfindlichste rächen. Sein jugendlicher, rascher Sinn glaubte dieses finstere Räthsel auf solche Weise am schnellsten und sichersten gelöst; allein Colmar war nirgends zu finden; er mußte Mittel gefunden haben, das Landhaus, sowie den Garten zu verlassen. Alle Bemühungen des erbitterten Jünglings waren vergeblich, und er kehrte nach geraumer Zeit zu der Familie zurück, welche er noch immer um die leidende, tieferschütterte Berenize versammelt fand. So hatte ein einziger, fürchterlicher Schlag die Bande gesprengt, die Liebe, Freundschaft und Edelsinn für ein ganzes, glückliches Leben geknüpft wähnten.

In der Nacht jenes unglücklichen Tages war Colmar bleich und entstellt in seiner Wohnung in der Stadt angelangt; er hatte den Weg

augenscheinlich zu Fuß zurückgelegt, denn seine Kleidung war in Unordnung und mit Staub bedeckt, die Hände blutig geritzt von den Dornenhecken, die sein eilender Fuß durchbrochen hatte; seine Diener waren erstaunt, ihn zu dieser Zeit und in diesem Aufzuge wiederzusehen, ein Arzt erschien und der Kranke mußte sich seiner Pflege anvertrauen. So verging ein Monat, während dessen ein bösartiges Fieber den Unglücklichen peinigte und es Niemanden vergönnt ward, sein Zimmer zu betreten. Nach Verlauf dieser Frist erschien Franz; Colmar selbst hatte lebhaft gewünscht, ihn zu sehen, und als der schöne zornige Jüngling jezt eintrat, erschrack er nicht wenig über die blasse, zusammengesunkene Gestalt, welche aus dem Krankenstuhl ihm die Rechte zum Willkommen darbot. „Mögen unsere Gespräche," rief der Erschöpfte, „später einen Charakter annehmen, welchen sie immer wollen, entziehen Sie, junger Freund, einem Unglücklichen den ersten freundlichen Gruß nicht, der sein Herz stärkt und zum Vertrauen ermuntert." Franz schwieg und eine Pause entstand, während welcher die widersprechendsten Gefühle in seinem Busen kämpften; endlich erhob er seinen Blick und dieser fiel in Colmars Auge, welches fest, mit freundlicher Güte auf ihm ruhte. „So soll denn das Wunderbarste geschehen?" sprach Franz bei sich. „Ich

trete mit dem Mordgewehr in der Tasche zu dem Manne, dessen Auge mich stillschweigend mahnt an die Worte der Zärtlichkeit, der edelsten Gesinnung, mit denen er vor wenigen Wochen noch sich meinen Freund nannte — und was ist zwischen uns getreten? — ein Gespenst — eine tückische, unerklärliche Macht!“

Colmar schien diesen Gedanken zu errathen; er sprach mit fester Stimme: „Mein Bruder, ich weiß, was Sie zu mir führt; machen Sie es kurz. Ich habe Ihre liebenswürdige Schwester beleidigt, tödtlich beleidigt. — Sie kommen, um mich zu fordern; wohl, ich bin bereit! Sie sollen sich mit keinem Gichtbrüchigen, Fiebergeschwächten schlagen; Ihre Nachsicht hat mir vollkommen Zeit gegeben, mich zu erholen; bestimmen Sie die Waffen, die Stunde.“ Er erhob sich hier, und den Arm kräftig auf den Kamin gestützt, stand der schöne, hohe Mann aufrecht da, im vollen Bewußtseyn seiner alten, wiedergewonnenen Ruhe und Kraft; jede Spur von Krankheit schien in diesem Moment verwischt; die weißen Gewänder seiner Umhüllung flossen in reichen Falten an den Boden herab. Franz fühlte sich so klein und unbedeutend gegen die finstere, prächtige Gestalt vor ihm, und er sprach halb undeutlich die Worte hin: „Den Grund meiner Erscheinung, Herr von Colmar, wird Ihnen ganz Neuen erklären können,

welches eben so entsezt als befremdet über einen Verfall ist, der — " — „Kein Wort davon!" entgegnete der Offizier; „die Beleidigung Ihrer Schwester, Bienville, war die That eines Niedernächtigen. Ich bin keiner, allein Sie haben volles Recht, mich für einen solchen anzusehen, darum keine Entschuldigung weiter. Welche Waffen?" Franz deutete mit einem stummen Blick auf die Pistolen. „Und die Stunde?" — „Morgen um sieben Uhr in der Frühe." — „Der Ort?" — „Im Wäldchen vor dem Landhause meines Vaters."

Beide Männer erschienen am andern Morgen da, wo sie sich treffen wollten; Franz hatte den ersten Schuß, er schoß und fehlte. Als jezt die Reihe an Colmar kam, feuerte er die Pistole in die Luft ab und bot seine Brust noch einmal der Waffe seines Schwagers dar; als Franz sich weigerte, kam er einige Schritte ihm näher, und die Hand dem Jüngling darreichend, fragte er mit weichem Tone: „So willst Du, mein Bruder, Vergebung einem Unglücklichen schenken, der Dein Mitleid, aber nicht Deinen Haß verdient?" Als Franz eine bejahende Bewegung machte, fühlte er in demselben Moment die Brust seines Freundes mit ungestümem Klopfen an der seinigen. Colmar zog ihn nach sich in ein Gebüsch, wo ihre Pferde angebunden standen. Hier ließen sich beide auf einen einsamen Sitz nieder. Lange dauerte

es, ehe die stürmische Bewegung, in welcher sich Colmar befand, es erlaubte, daß er die ersten zusammenhängenden Reden vorbrachte. „Ich bin kein Elender, kein Nichtswürdiger!“ rief er „Du, mein Bruder, der mich in bessern Tagen gekannt, Du schaust in mein Herz, Du siehst wie es von tausend und abertausend Martern zerrissen wird. Gräßlich höhnendes, doppelgestaltetes Wesen in mir! Deiner Wuth bin ich machtlos dahin gegeben! Sahst Du denn nicht, mein Bruder, daß die That, die ich mit so entsetzlicher Frechheit vor euern Augen ausübte, nicht mir gehörte? ein Wesen der Hölle hatte sich meiner bemächtigt, es hob meinen Arm zu dem wahnsinnigen Schlage, der das glühend geliebte Leben traf. O Fluch! o Entsetzen!“

Er verhüllte sein Angesicht und ruhte, auf den Jüngling gestützt, einige Momente, dann fuhr er fort, sich in der finstersten Selbstanklage zu erschöpfen. „So jagen die fliegenden Geister der Finsterniß dem ewig nach, der sich einmal in ihrer Macht befunden. Ach, ich glaubte so selig erwacht zu seyn aus einem dunkeln Traume; von Neuem lachte mir das Leben, es bot mir lächelnd seine süßesten Kränze; der ewigen Nacht, der Vernichtung, dem tiefen Grabe glaubte ich meine Qual dahingegeben; mein trüber Sinn dürstete das Entsetzliche zu vergessen, schon glaubte ich

überwunden zu haben — da tritt von Neuem, scheußlicher als je, das Gespenst in mein Daseyn. — Auch sie — auch sie! nein, nein, es ist nicht möglich! Wahnsinn ist jeder Verdacht hier; dieser reine Engel weiß von diesem Witz der Hölle nichts — und doch — die entsetzlichen Zeichen! das Auge! — wie sie im Mondenlicht — o ich unterliege dem Grausen, mein Herz droht zu verzweifeln!" Von Neuem hüllte er sich tief in seinen Mantel und Franz richtete einen Blick des tiefsten Mitleids auf den Mann, den er von seiner angebornen Stärke und Hoheit so tief niedergebeugt sah. Noch wurde ihm nicht das Mindeste von dem finstern Räthsel klar, doch fürchtete er sich, darnach zu forschen. Colmar richtete sich auf und sagte leise mit scheuem Blick: „Vernahmst Du nie, mein Bruder, von jener gräßlichen Erscheinung, hörtest Du nie von Doppelgängern?" Er schauderte, als er dieses sprach, und Franz erschrack vor dem irren Blick, der Blässe seines Antlitzes. Befangen und verwirrt stammelte er: „Nein, noch nie! — aber doch — wohl Mährchen nur, wie ich glaube." — „Ich habe ihre gräßliche Wahrheit geschaut," fuhr Colmar in dumpfem Tone fort; „mein Auge hat gesehen! — O, wie sehr irrt der, welcher meint, es sey der Kreis des Geschaffenen mit den Wesen geschlossen, die sich heiter und vom Tage beschienen ihm

zeigen; abwärts gekehrt, liegt der Ring in Nacht, und seinen dunkeln Halbkreis hat noch kein Auge ganz erschaut. Es gibt Wesen, die noch lange im Grabe fortleben, ein gräßliches, zuckendes Leben, sowie andere zur Welt kommen, noch mit dem Nachtraum des Todes behaftet, mit einem verschlafenen Leichenantlitz und einem noch starren Herzen. In einigen Begünstigten fließt eine solche Masse von starkem Seelenlicht zusammen, daß sie mit ihrer Liebe tausend andere unvollkommene Seelen ergänzen; andere spalten ihre Wesenheit kalt und witzig, und ergötzen sich an dem Streit, den sie nun selbst mit sich selbst führen; doch fürchterliche Meister sind die, welche es durch die Kraft eines eisernen Willens so weit gebracht, auch den Leib in doppelter Gestalt erscheinen zu lassen. Jene alte Zeit, die wir thöricht schelten, sezte für dies gräßliche Spiel mit der Lebenskraft Scheiterhaufen und Rad fest; wir, die wir uns gebildet und aufgeklärt nennen — uns muß die Wissenschaft, selber dunkel und geheimnißvoll, Namen geben für jene Erscheinungen, die immerdar unerklärt bleiben. Gräßlich, fürchterlich, wenn wir an die Wirklichkeit der Gestalt, die vor uns steht, nicht mehr glauben! wenn wir die Geliebte zu umarmen wähnen und schließen eine Larve, eine hohle Larve an unsere Brust, die die Mienen, die Gebehrden, welche uns entzücken,

täuschend nachäfft, die ohne Seele an unserer Brust liegt! Entsetzen der Hölle! wo gibt's eine fürchterlichere Marter! — Du selbst, mein Bruder, wie Du hier vor mir stehst — kann ich wissen, ob Du es selbst bist, ob nicht in diesem Moment, wo ich mit Dir rede, wo ich Deine Hand in der meinigen halte — o Himmel! — Deine Gestalt aus jenem Busche mir entgegentritt?"

In diesem Augenblick rauschte das nahe Gebüsch; Franz fühlte einen kalten Schauer seine Gebeine durchrieseln, er wandte alle Kraft seiner Seele an, sich zu fassen. Colmar lehnte zusammengesunken am Baumstamme; dann erhob er sich und warf sich mit Ungestüm seinem jungen Freunde um den Hals. „Wahnsinniger, der ich bin!" rief er unter gewaltsam hervorbrechenden Thränen; „so will ich mit meinen Träumen auch Deine süße Jugend vergiften! Vergib mir, Franz, vergib — lache, spotte über mich. Ich bin ein Irregehender bei Nacht; rufe mit Deiner weichen, süßen Stimme — ach, sie ist auch die meiner Verenize — mich am Namen, und ich werde erwachen. Konnte der finstere Spuk so viel Macht über mich haben? war er nicht längst schon gebannt? Franz, Geliebter, kann sie mir verzeihen? Nein, nein, sie kann es nicht; ewig wird sie mich fliehen, wie ein Gespenst mich fliehen. Hätte doch Deine Kugel ihren Lauf gerade auf dieses Herz

genommen, welches sich nach Vernichtung sehnt, weil es sich unwürdig fühlt, länger in ihrem Dienste zu schlagen.“

Franz war erschüttert. Seine noch fast kindische Seele ahnete das Daseyn einer Schattenseite des Lebens, und sein weiches Herz entschuldigte jezt vollkommen den Unglücklichen. Er gab sein heiliges Versprechen, den wiedergewonnenen Freund bei der tief gekränkten Schwester zu vertreten, ja seine jugendliche Lebendigkeit that den Schwur, nicht eher zu ruhen, bis beide edle, durch ein finsteres Mißverständniß getrennten Herzen sich wieder vereinigt hätten. Colmar dankte ihm mit einem heißen Bruderkuß; seine Seele erschloß sich von Neuem dem Lichte, und unter heitern Gesprächen ritten beide nun in die Stadt zurück. Später, wenige Tage darauf, theilte Colmar ihm den Grund seines Betragens an jenem unglücklichen Abende, sowie seine frühere Geschichte mit, die wir hier für den Leser einschalten.

„Meine Familie stammt aus dem Norden; sie ist zahlreich und zählte in früher Zeit Männer von bedeutendem Range und Ansehen in ihrer Mitte. Mich bestimmte mein Vater in früher Jugend schon zum Militärdienste; doch er sollte nicht die Freude haben, seine Absichten ausgeführt zu sehen: der Tod rief ihn ab, und ein Oheim mütterlicher Seite nahm sich mit Ernst und Sorgfalt

meines Schicksals an. Er bekleidete als Gesandter an einem kleinen italienischen Hofe eine ziemlich wichtige Stelle, und seinem Wunsche folgend, mußte ich die früher eingeschlagene Richtung verlassen und unter seiner Leitung eine neue Laufbahn im Staatsdienst antreten. Meinen angestrengten Bemühungen gelang es, seine Zufriedenheit zu erwerben; mein Fleiß war unermüdlich, in der Treue und Pünktlichkeit, sowie im Betragen bei öffentlicher Gelegenheit, nahm ich mir ihn zum Muster, und er erkannte mein Bemühen mit Lob. Durch seine Fürsprache erlangte ich die besondere Huld unsers Souverains, mein Glück schien gemacht zu seyn — da — seltsame Fügung! — sollte ein Moment das Gebäude dieser stolzen Hoffnungen und Wünsche zertrümmern. Ich sah Ophelien, Gräfin von Bergino; ihre Gestalt, ihr Wesen that meiner Eigenthümlichkeit Anfangs wehe; doch wer ergründet die Tiefen des menschlichen Herzens? Gerade dieses verneinende Gefühl verwandelte sich bald in die stärkste, gegenseitige Anziehungskraft. Ich liebte das schöne Mädchen, liebte mit einer trunkenen Schwärmerei, die mich über mich selbst und das Leben völlig hinwegsetzte. Opheliens Seele neigte sich zu der meinigen, wir verstanden uns schnell und gingen von nun an Einen Weg. Mein Oheim entdeckte an meinem veränderten Wesen, an der gänzlichen Theilnahm-

losigkeit für Alles, was nicht meine Liebe berührte, bald die erwachte Leidenschaft; doch er war zu klug, um unnütze oder kränkende Worte zu verlieren. In dieser Zeit erschien an unserm Hofe ein Mann, der sogleich meiner Freunde lebhaftes Interesse erregte; auch ich sah ihn gerne: sein Gesicht, obgleich nicht schön, konnte Theilnahme einflößen, sein Betragen war ungezwungen, seine Haltung die eines weit herumgekommenen Weltmannes. Ich erfuhr aus dem Munde meiner Geliebten, es sey ihr Oheim, doch sehe sie ihn kaum als einen solchen an, da der Graf schon lange in Zwistigkeiten und in höchst gespannten Verhältnissen mit ihrer Familie lebe; ja sie wisse sogar von ihrem seligen Vater, daß er diesen seinen ältesten Bruder nur ein paar Mal in seiner Jugend gesehen und ihn daher fast gar nicht gekannt habe; der Grund dieses Verhältnisses sey ihr immer ein Räthsel geblieben. Ich suchte dieses Räthsel zu lösen und sprach lebhaft den Wunsch aus, Ophelien mit ihrem Oheim wieder zu vereinen, oder eigentlich diesen, ihr fernstehenden, verkannten Mann ihrem Herzen entgegenzuführen; doch bei den geringsten Versuchen der Art widersetzte sich meine Geliebte auf das Heftigste, und als ich dennoch nicht nachließ, erklärte sie mir, daß sie einen unüberwindlichen Abscheu vor dem Grafen fühle, ja, daß sogar in seiner Nähe sie

plötzlich ein Bangen, ein unerklärliches Grauſen befalle, welches ſie in die Länge zu ertragen nicht im Stande wäre. „Haben Sie nicht bemerkt?“ ſprach ſie eines Tags zu mir; „er ſieht einen oft aus zwei ganz verſchiedenen Augen an; blaß, kaum gefärbt erſcheinen ſie manchmal, dann plötzlich verwandeln ſie ſich und erſcheinen dunkel und ſeltſam.“ Ich lächelte über den Ernſt, mit dem ſie ſprach, ich hielt ihr vor, daß der alte Haß ihrer Familie ihn ihr verzerrt erſcheinen laſſe, doch ſie hörte nicht auf meine Gründe. Es vergingen einige Wochen, da ſollte ich noch ſeltſamere Dinge erfahren. Schon hatte ich hie und da, wo der Graf erſchien, über ihn auf eine geheimnißvolle, wunderliche Weiſe reden hören; endlich erklärte ſich die Stimmung öffentlich gegen ihn; wo er ſich zeigte, zog man ſich zurück, Jedermann ſuchte ihn zu vermeiden. Es ging das Gerücht, der Graf habe ſchon mehrere Höfe, an denen er ſich aufgehalten, aus einem beſondern Grunde verlaſſen müſſen. Ich hörte dieſe Reden an, ohne viel auf ſie zu geben. Einſt geſchah es, daß ich an einer Wirthstafel in luſtiger Geſellſchaft mich neben einem ungariſchen Offizier befand, der mich intereſſirte; der Graf hatte uns gegenüber Platz genommen und ſaß in ſeiner ſtillen Weiſe, ohne viel Theilnahme zu äußern, da; lange vor dem Ende der Mahlzeit erhob er ſich und verließ den

Saal. Jezt lebte erſt mein Ungar auf und ſchien die unbefangene Heiterkeit ſelbſt. Als ich meine Verwunderung hierüber äußerte, ſagte er: „Konnte ich denn ganz fröhlich ſeyn, ſo lange die Geſtalt uns da gegenüber ſaß?“ — „Welche Geſtalt?“ fragte ich, „meinen Sie den Grafen Bergino?“ — „Denſelben,“ erwiderte mein Nachbar; „kennen Sie ihn?“ — „Freilich,“ war meine Antwort; „er iſt ein achtungswerther Menſch.“ — „Menſch! Menſch!“ ſagte der Offizier; „es iſt noch nicht ausgemacht, zu welcher Gattung von Weſen ſolche Scheuſale gehören.“ — „Mein Herr,“ rief ich zürnend, „wie meinen Sie dieſe Worte?“ — „Nun ja,“ fuhr er fort, „ſo wie Sie ihn hier eben ſitzen ſahen, ſo ſitzt er in demſelben Moment hundert Meilen von hier, in Prag in ſeiner Studierſtube.“ Ich blickte meinen Freund verwundert an. „Er iſt ein Doppelgänger,“ ſagte der Ungar; „bei uns darf er ſich ſeiner Stückchen wegen nicht mehr ſehen laſſen, die Stadt und das Land ſind dem Wichte verboten worden, und das auch von Rechtswegen. Fluch der Hölle über dergleichen Unholde!“

Trotz der lärmenden Tafel, an der wir ſaßen, fühlte ich bei dieſen Worten einen leiſen Anflug von Grauen. Jezt wurde es mir deutlich, wie ich ſchon früher ein Aehnliches empfunden bei des Grafen Anblick, doch ſtets unbewußt und dunkel.

Ich dachte an Ophelien, an ihre Worte, und nahm mir vor, in die seltsamste Angelegenheit, die mir bis dahin im Leben vorgekommen, Licht und Verständniß zu bringen. Der Graf, der sich stets gütig gegen mich gezeigt, hatte schon einigemal die Aufforderung an mich gerichtet, ihn zu besuchen; jezt beschloß ich, hinzugehen, um, wenn es möglich wäre, den Oheim meiner Geliebten zu einer Erklärung jener finstern Räthsel zu bewegen.

Als ich im Hause des Grafen, das ziemlich abgelegen in der Vorstadt lag, erschien, übernahm es ein alter, grauer Diener, mich zu melden. Meine Phantasie spiegelte mir ein Zimmer voll magischer Instrumente vor, in der Mitte, in weite fließende Gewänder gehüllt, der wunderbare Mann, den ich suchte. Doch statt dessen fand ich den Grafen im einfachen, zierlich eingerichteten Schreibkabinet gerade am Pianoforte sitzend. Er wandte sich um nach mir, grüßte ernst, doch höflich, und gab mir einen Stuhl neben seinem Platze. Das Gespräch kam nach einem gleichgültigen Eingang auf die Musik; er hörte meine Meinung an und sagte dann: „Die Musik ist Sprache der Geister; wem wieder Antwort wird, der hat diese Sprache ganz verstanden.“ — „Wo suchen Sie diese Geister?“ fragte ich. „In uns selbst,“ erwiderte er; „der Wille, das ist der feste Glaube

an unſere Geiſtigkeit, ruft ſie hervor und vernichtet ſie wieder. Wir vermögen Alles durch den Willen; ein tyranniſcher Wille, durch unermüdliche Anſtrengung, durch Beharrlichkeit und Kraft bis zum Aeußerſten erhoben, vermag die Bande der Schöpfung zu löſen und gegen den Thron des Himmels anzuſtürmen; wie ſollte er nicht gebieten über die loſen, verweslichen Verknüpfungen der Muskeln und Nerven?“ Als ich dieſe Worte vernahm, ging ich weiter und eröffnete ihm das Gerücht, welches über ihn im Umlauf ſich befand. „Und ſoll ich es läugnen?“ erwiderte er; „ich geſteh' es, man redet wahr!“ — „Entſetzlich!“ rief ich unwillkührlich; „Sie können alſo —“ Er ſah mich lange und faſt lächelnd an — „über mich ſelbſt gebieten?“ ſezte er meine Rede fort; „iſt Ihnen das ſo ſonderbar?“ Er ſchwieg wieder, und während der Pauſe, die jezt herrſchte, löste ſich von ungefähr der ſchwere ſeidene Vorhang am Fenſter und rollte nieder; eine dämmernde, bläuliche Nacht umgab uns plötzlich. Der Graf ſah mich unverwandt an; ich glaubte zu bemerken, daß die Thüre im Hintergrund ſich öffnete und wieder ſchloß, ich hörte Tritte den Teppich berühren, ohne daß mein Auge Jemanden wahrnahm. In demſelben Augenblick vernahm ich ein Geräuſch auf der Gaſſe, und dieſes Zeichen des bekannten alltäglichen Lebens

drang jezt freundlich auf mich ein, den Busen befreiend von einer dumpfen Last. Der Graf hatte ein Buch aufgeschlagen und hielt es mir hin: es war des jüngern Theophrastus Paracelsus Werk über den Dualismus. — „Sie lieben, junger, Freund," hob er nach einer Weile an, „Sie lieben ein junges, reizendes Geschöpf; Ihre Geschäfte, Ihre Stellung erlauben es nicht, so oft in ihrer Nähe zu seyn, als Ihr Herz es wünscht; wie nun aber, wenn dieses Herz, oder, deutlicher gesagt, Ihr Wille sich so mächtig rüstet, daß es ihm möglich wird, mit einem Bilde Ihres Körpers umkleidet, sich in das Gemach zu versetzen, wo die Geliebte weilt? wenn Sie in der duftenden Kühle eines Sommerabends vor sie treten dürfen —" — „Halten Sie ein!" rief ich; „gräßlich — fürchterlich! Ein wesenloser Halbschatten, ein Geschöpf, für das ich keinen Namen habe, soll sich der Theuersten nahen, ein gespenstischer Unhold mit dem frischen Leben spielen dürfen? Wahrlich! das erste beste Messer würde in meiner Hand ein Dolch werden, mit dem ich in rasender Wuth erproben wollte, ob die Brust, die sich mir zeigt, Leben lügt oder wirklich ein Herz birgt." — Der Graf sah lächelnd vor sich hin. „Wie doch der Eifer und die Jugend Alles mißversteht! Glaubt man auch manchmal ihren romantischen Grillen zu schmeicheln, so stößt man

auf der andern Seite wieder gegen enge Schranken des Geistes und der Erfahrung. Nun meinethalben; das Große, Seltsame und Geheimnißvolle ist überall nicht für die Menge, welche keiner Erhebung und Vergeistigung fähig ist. Der Körper ist immerdar ihr Höchstes; der Körper gibt ihr Gesetze. Junger Freund, Sie hätten da ein so schönes Spielwerk haben können; doch Ihr Sinn zeigt sich verblendet dagegen, und so mag es bleiben.“ — „Ich verstehe Sie nicht,“ rief ich; „ein solches Spiel finde ich, wenn es überhaupt möglich ist, weder vereinbar mit unsern höhern Pflichten, noch mit den Gesetzen, die uns der höchste und reinste Geist, unsere geistige Natur berücksichtigend, vorgeschrieben hat.“ — „Wie Sie es nehmen,“ erwiderte er, „so scheinen Sie an der Möglichkeit der Erscheinung zu zweifeln. Besinnen Sie sich, daß in dem Buche, welches sich eines göttlichen Ursprungs rühmt, noch eine viel größere Macht dem Glauben zugesprochen wird, wenn er sich zu seinem vollsten Bewußtseyn kräftigt. Glauben und Wille sind in ihrem Wesen gleichartige geistige Potenzen, nur durch ihre Richtungen verschieden. Ist uns nun nicht die Herrschaft über diese Kräfte gegeben? sind wir nicht berufen, sie nach allen ihren Richtungen hin auszubilden? und können die alten Schranken, welche Vorurtheil, beschränkter Sinn und Unwissenheit um schwächliche

Naturen ziehen, den Geist hemmen, der, sich seiner geistigen Volljährigkeit bewußt, in alle Rechte seines Standes tritt? Die alte Welt, von finstern Irrthümern befangen, bewegte sich immer enge in scharfen Gegensätzen; es gab ein Gutes und ein Böses, ein Schwarz und ein Weiß, Höhe und Tiefe; die Wissenschaft heutzutage strebt, diese Gegensätze aufzuheben und auszugleichen; vor ihrem Lichte verschwinden jene trüben Schatten, die die Welt füllten und sie mit ängstlichen Träumen schreckten. Der Mensch erkennt die Allmacht seines Willens, und vor dem erschlossenen Geheimniß seines Busens beugt sich die willenlose knechtische Natur.“ Ich hatte mit höchstem Widerwillen diese Worte angehört, die nur eine kalte, freche Leugnung dessen zu enthalten schienen, was meinem Busen das Höchste und Theuerste war; mein Entschluß war, das Gespräch sogleich abzubrechen, um mich aus der Nähe des Furchtbaren zu entfernen. Als er meine Absicht errieth, sagte er mit einem Lächeln, dessen Ausdruck ich nie vergessen werde: „Warten Sie, ich will Ihnen doch mein wohlgetroffenes Bild zeigen.“ Ich stand stille, und der Graf sank in seinen Stuhl zurück. Ich sah ihn die Hände über sein Gesicht schlagen, seine Arme zitterten heftig, eine tiefe Stille herrschte im Gemach, ich hörte die Schläge der Uhr, die im dritten Zimmer von

uns stand. Nach wenigen Minuten fielen die Arme des Grafen herab und ich erschrack über sein Antlitz, denn es war völlig blutleer, die blassen Augen starr und glanzlos auf mich gerichtet. Er machte eine Miene, um auf die Thüre zu zeigen; in dem Moment öffnete sich diese leise und — o es war fürchterlich! herein schlich und tappte ein Bild — es war der Graf selbst — leise, mit schwankenden Gliedern. Das Entsetzen der Hölle packte mich, ich sah die wandelnde Leiche auf mich zuwanken, sah im erdfahlen Gesicht sich die Muskeln zu einem Lachen verziehen; mit einem Schrei floh ich zurück — Gott! da stand dieselbe Gestalt, eben so lächelnd, und die Spiegel im Gemache vervielfältigten die wandelnden Gespenster; überall, aus allen Ecken traten sie auf mich zu; meine Besinnung drohte, mich zu verlassen.

In ohnmächtiger Wuth stürzte ich auf den Grafen zu, um ihn zu fassen, da schrie es aus der Ecke: „ich, ich bin der Rechte, nur hierher,“ dann dort: „nein, ich — hierher! —“ Dabei tönte ein hohles Gelächter und ein beständiges leises Scharren der Pantoffeln auf dem Teppich. Wie ich mich endlich hinausgefunden, wie ich die Treppe erreicht, ich weiß es nicht mehr; auf meinem Zimmer angelangt, fiel ich sogleich in ein heftiges Fieber, welches mich eine geraume Zeit im Zimmer hielt. Als ich wieder ausging,

hatte der entsetzliche Graf die Stadt und den Hof verlassen müssen, weil er es gewagt, öffentlich in einem Wirthshause sich in doppelter Gestalt zu zeigen und dadurch mehrere Gäste bis auf den Tod erschreckt hatte.

Jahre vergingen nach diesem Vorfall, ich war mit meiner geliebten Ophelie vermählt, und nur jene finstere Erinnerung an den Schatten, der mein Leben berührt, trübte zuweilen den reinen Himmel unseres Glücks; bald gelang es mir auch, diesen zu bannen, und so gab sich meine Seele der schönen Ueberzeugung ganz hin, daß fürder nichts mehr mich an die unglückselige Bekanntschaft mahnen werde. Ich Betrogener! dem leeren Schatten war ich entflohen, um das Entsetzen selbst in meine Arme zu schließen! Bald mußte ich gewahren, daß meine Ophelie mir etwas verberge, daß sie Zusammenkünfte im Geheim mit einem fremden Manne habe. Die Eifersucht verblendete mich; ich drang eines Abends in ihr Gemach, und wen mußte ich an ihrer Seite treffen? jenen fürchterlichen Grafen. Schon früher hatte ich auf Opheliens Arbeitstisch eine Abhandlung gefunden, die aus jenem Buche des Theophrast gezogen war und die sie vor mir verborgen hatte; jezt wurde mir ihre Gemeinschaft mit dem Entsetzlichen klar, mit welchem sie auch durch die Bande des Bluts verbunden war. Mein Schreck,

meine Verzweiflung waren grenzenlos; sogleich bestand ich darauf, daß sie mit mir die Stadt verließ; wir zogen auf ein entferntes Schloß in den Pyrenäen. Dort angelangt, suchte die Falsche den Sturm in meiner Brust zu beschwichtigen; theure Eide schwuren ihre Lippen, daß sie von Verbrechen ihres Oheims nichts wisse, am wenigsten es theile. Ich Thor glaubte der Lügnerin. Doch kein Monat verging, da gestanden mir eines Tags meine Diener mit Furcht und Zittern, sie haben ihre Gebieterin doppelt gesehen: sie habe zugleich im Bogengang des Gartens gewandelt und in ihrem Kabinette gesessen an ihrem Nähtisch. Ich stürzte zu ihr hin; die Raserei meiner Leidenschaft brach die starrsten Fesseln, in Thränen aufgelöst, ganz Reue und Zerknirschung, gestand die Arme, zu meinen Füßen liegend, die schwarze Schuld; mit Grausen vernahm ich, wie sie ein arglo ses Herz getäuscht, wie sie, von früher Jugend an mit dem Oheim vereint, von ihm jene Künste der Höll gelernt und öfters, doch immer im Stillen, ausgeübt Mein Blut stockte, mit einer Bewegung meines Fußes suchte ich die Niedergesunkene von mir zu entfernen. Sie aber kettete sich an meinen Hals und beschwor mich unter Thränen, sie wieder von der finstern Macht zu erlösen. Wenn ich sähe, sprach sie, daß ihr Gesicht den Ausdruck trüben Nachsinnens annehme, daß ihr Auge plötzlich mat

und glanzlos werde, dann sey es ein sicheres Zeichen, daß ihr Geist auf der Wanderung an irgend einem fernen Ort körperlich erscheine; dann möchte ich mit der ganzen Kraft meines Armes ihren Leib oder ihr Antlitz berühren, damit das Blut wieder ströme und der irrende Geist wieder in seine wahre Hülle zurückkehre. Am sichersten aber werde ich ihren jammervollen, schrecklichen Zustand erkennen, wenn ich das Auge glanzlos, die Wange bleich sähe. — Ich that nun, wie sie es gewünscht; doch welch ein Daseyn begann jezt für mich! Einsam auf einem finstern, verlassenen Schloß, an der Seite eines Wesens, dessen Anblick mich stündlich an die Schauer des Grabes erinnerte, welkte ich dahin und zählte keine frohe Stunde mehr. Eine tiefe Nacht, kalte Resignation bemächtigte sich meiner Seele und drohte mich in ein frühes Grab zu stürzen. Ja, ich war dem Tode nahe, als endlich der ihrige erfolgte. — Laß mich, geliebter Franz, schnell über die Begebnisse jener Zeit wegeilen; genug, ich war erlöst, ich war wieder frei; eilig entfloh ich jenen Mauern, die meine täglichen Martern geschaut, Alles gab ich hin, keine Nachlassenschaft, kein Zeichen aus jener Periode sollte mich mahnen an die Fürchterliche, die ich einst mein genannt. Gott sey gedankt, der Allerbarmer hat sich auch meiner erbarmt; er sandte mir einen reinen Engel des Lichts, der

mich tröſtete, rettete. Meine Berenize, kannſt Du jezt, da Du mein Elend weißt, mir noch zürnen? Entſchuldige dem Wahnſinnigen, den plötzlich die Geiſter ſeiner nächtlichen Vergangenheit überfielen und unter Krämpfen des augenblicklichen Entſetzens zu der unnatürlichen That zwangen! Der Strahl des Mondenlichts, der plötzlich auf Dein Antlitz fiel, der zufällig ſchwächere Glanz des Auges rief mir plötzlich jene Ophelie und ihre Worte in's Gedächtniß, die finſtere Macht faßte mich, und willenlos mußte ich ihr zum Spielzeug dienen."

Sophie Bernard, die Tochter eines Pächters aus der Picardie, war das Opfer der Leidenſchaft des Marſchalls Bienville geworden, als dieſer noch im Range eines Unterbefehlshabers der kaiſerlichen Truppen in Rouen ſtand. Den Bitten und Vorſtellungen der Familie nachgebend, hatte er ſich mit dem Mädchen ſpäter heimlich verbunden, und die Frucht dieſer Ehe war Marie, ein bildſchönes Kind, im gleichen Alter mit Berenizen. Bei den armen bürgerlichen Verwandten erzogen, erhielt ſie ſpäter in einem kleinen Grenzſtädtchen eine Bildung, welche ſie geſchickt machte, die Stelle einer Geſellſchafterin oder des erſten Kammermädchens bei einer Dame von Stande zu übernehmen. Ein glücklicher Zufall bringt ſie nach Paris, und zwar in's Haus einer der

vorzüglichsten Familien, zu der Herzogin von Autcrres, einer entfernten Verwandten Colmars. Hier sah das fünfzehnjährige Mädchen zuerst den jungen Mann, und seine Erscheinung, sowie das Gerücht seiner unglücklichen Ehe machten tiefen Eindruck auf ihr Herz. Colmar mochte sie wohl kaum bemerkt haben, und als er bald darauf Paris verließ, zogen Zeit und Entfernung in Mariens Herzen einen Flor über sein Bild, doch es ganz zu vernichten, waren sie nicht im Stande. Das liebende Mädchen erfuhr theils durch ihre gütige Gebieterin, theils auf anderm Wege den Tod der Gattin Colmars; ihre Phantasie, neu belebt, beschäftigte sich jezt wieder ausschließend mit dem theuren Gegenstande; sie dachte sich die Möglichkeit, dem geliebten Manne einst nahe treten zu dürfen, seine Aufmerksamkeit zu gewinnen; ja sie überredete ihr Herz, daß sie nicht ohne Hoffnung liebe, daß Colmar ihr Zeichen seiner Achtung, seiner Theilnahme gegeben habe. Wer beschreibt daher ihr Entzücken, als der Geliebte nach Verlauf von zwei Jahren plötzlich wieder in Paris erschien. Sie stand hinter den Vorhängen einer Glasthür, als er in's Gemach der Tante eintrat. Was mochte er in Paris zu thun haben? welche Beweggründe riefen ihn hieher? Marie glaubte, ein Blick Colmars habe sie beim Eintritt gesucht und hinter den Falten des Vorhangs

entdeckt. Oftere geheime Gespräche des Neffen mit der Tante, das Wort Vermählung, Braut machten sie freudig erschrecken. Ihre Eitelkeit flüsterte ihr zu, daß Colmar sie überraschen wolle, sie beschwichtigte immer wieder die Stimme der Vernunft, die ihr zurief, daß ein Mädchen ihres Standes, wenn gleich durch die Güte ihrer Gönnerin der Niedrigkeit entrückt, dennoch nicht Anspruch machen dürfe auf die Hand eines so angesehenen Mannes. Colmar verließ nach wenigen Tagen die Stadt, und so sehr die Verlassene darüber trauerte, daß ihr wiederum nicht Gelegenheit geworden, sich ihm zu nähern, so ward sie doch auf das Freudigste überrascht, als ihr Auge im Prunkgemach der Herzogin ein Bild entdeckte, welches Colmar nachgelassen und das Niemand anders vorstellen konnte, als seine Braut. Leise hob ihr Finger den grünen Flor des Rahmens, und mit einem Schrei des Entzückens erkannte sie ihre Züge. Ihre Gestalt, ihr Antlitz glänzte der Freudetrunkenen im vollen Brautstaat entgegen. Jezt war jeder Zweifel gelöst! sie war geliebt, sie war glücklich! Die Herzogin, welche eben in's Gemach trat, fand das schöne Mädchen vor dem Bilde niedergesunken, in Thränen schwimmend. Als Marie die Eintretende gewahrte, floh sie ihr entgegen, und die erstaunte Dame ließ die leidenschaftliche

Heftigkeit des armen getäuschten Wesens erst völlig sich erschöpfen, ehe sie mit besonnenen, doch freundlichen Worten den Irrthum erklärte. Sie selbst hatte gestaunt über die wunderbare Aehnlichkeit, die die Braut ihres Neffen mit Marien hatte, sie entschuldigte in ihrem Herzen den Traum der Unglücklichen, welche aufzurichten und auf den wahren Standpunkt ihrer Verhältnisse schonend zurückzuführen, sie sich mit mütterlichem Ernste angelegen seyn ließ. Doch auf Mariens Daseyn hatte dieser Vorfall einen dunkeln, unvertilgbaren Schatten geworfen; sie hatte zu selig geträumt, zu tief empfunden, um jezt bei so harter Enttäuschung nicht eine schneidende Kälte im Busen zu fühlen. Die Aehnlichkeit der Erwählten mit ihr erschien ihr als ein Hohn des Schicksals, je weniger sie Mittel hatte, das Räthsel ihrer Geburt zu lösen. Als bald darauf die Nachricht von Colmars Vermählung einlief, beschloß sie in ihren Gedanken, sich gänzlich abzuwenden von jenem Undankbaren, der, ohne es zu wissen oder zu wollen, die Blüthe ihrer Jugend vergiftet hatte. Die Herzogin war Zeugin des Ausbruchs ihres heftigsten Schmerzes gewesen, und war es jezt jener Veränderung, die das lebensfrohe, heitere Mädchen allmählig in eigentlichen Tiefsinn zu versenken drohte. Ihre angelegentlichen Bemühungen suchten sie immer wieder

aufzurichten; es fanden sich zahlreiche Bewerber, welche Mariens Hand durch herzliche Neigung und eine günstige Stellung im Leben zu erkaufen sich geneigt zeigten; doch alle wurden von ihr zurückgewiesen. Fanatische religiöse Ideen, zu denen im Charakter des schwärmerischen Mädchens schon längst der Keim gelegen, fanden jezt in der trüben, verzweifelten Stimmung ihres Gemüths volle Nahrung.

Die Herzogin, welche diese Richtung des Sinnes ihrer Pflegbefohlenen gewahrte, bekämpfte sie nicht, um so weniger, da sie selbst einer devoten Partei angehörte, welche damals in Paris sich immer mehr Geltung zu verschaffen wußte. So geschah es denn, daß nach drei Jahren Mariens Entschluß fest stand, ein Kloster aufzusuchen, um in dessen Mauern sich der Einsamkeit und den strengen Pflichten, die ihre Ansichten ihr auferlegten, zu widmen. Frau von Aurerres bot sich an, sie zu begleiten; es wurde beschlossen, in die Picardie zu reisen, wo eine Verwandte Mariens sich als Vorsteherin eines religiösen Instituts befand.

Auf dem Wege, den die Reisenden machen mußten, berührten sie die Besitzungen, auf welche Colmar mit seiner jungen Gemahlin sich zurückgezogen hatte; Marie wußte dies, und ihr heißes Verlangen war, den Geliebten noch einmal zu sehen,

ehe sie sich auf ewig in die finstern Mauern ihres Klosters begrub. Ein Plan, den Hang zur Schwärmerei und zum Wunderbaren eingegeben, beschäftigte sie jezt Tag und Nacht; Colmar sollte nichts von Allem wissen, sie wollte um ihn seyn, ihn sehen, vielleicht auch mit ihm sprechen, ohne daß er das Mindeste von ihrer Gegenwart ahnete. Dies zu bewerkstelligen, sollte ihr die wunderbare Aehnlichkeit, die sie mit der Gemahlin Colmars hatte, dienen. Die Herzogin, obgleich nicht im Bunde mit den phantastischen Plänen der Schwärmerin, fand doch für gut, ihren krankhaften, leidenden Zustand nicht durch Widerspruch noch zu verschlimmern; sie gab nach und traf im Geheim Anstalten, daß das Wagstück, im Fall es mißlänge, nicht von bösen Folgen für das Mädchen seyn konnte. Im Gasthofe des Städtchens wurden Zimmer auf einige Tage gemiethet, in die sich beide Damen in aller Stille einschlossen.

Wir kehren jezt zu Colmar zurück, den wir, versöhnt mit seiner liebenswürdigen Gattin, verlassen haben. Veronize, erschüttert durch den Jammer, der das Herz des Geliebten getroffen, war bemüht, durch zärtliche Sorgfalt und unbefangene Heiterkeit jene schwarzen Erinnerungen nach und nach gänzlich zu tilgen. Die Gewalt eines schönen Herzens ist mächtig, Colmar genas; der Umgang mit der Trefflichen, die paradiesischen Genüsse

der Natur kräftigten seine Brust und füllten sie neu mit der Frische der Jugend. Zwei Jahre vergingen in ungetrübtem Frieden, da — armer Colmar! rüsteten sich die finstern Mächte von Neuem und gewaltiger, ihr armes Opfer in Empfang zu nehmen. Es nahte der Jahrstag vom Tode Ophelions; ein Tag, der, stets die alten Wunden aufreissend, den Unglücklichen seinen bösen Geistern überlieferte. Eine Schwermuth, so finster wie sie sich nie früher geäussert, erschreckte jezt die arme Gattin und spottete ihrer angestrengten Bemühungen. Der Arzt, mit den frühern Schicksalen des Kranken bekannt, schrieb zum Theil die Ursache seines verschlimmerten Zustands den bösen Einwirkungen des trüben Herbsthimmels, sowie den kalten Stürmen zu, die um diese Zeit zu wehen pflegten. Seine Sorgfalt vereinigte sich mit den Bemühungen der Gattin; beide wachten, da das Uebel zunahm, am Bette Colmars und lauschten mit Entsetzen jenen Ausbrüchen des Zorns und Schreckens, die er ausstieß, da der Fiebertraum ihn wiederum an die Seite jener furchtbaren Ophelie und des gespenstischen Grafen brachte. Endlich schien die finstere Periode überstanden, und langsam erhob sich der Kranke wieder, doch nicht, um die Geselligkeit zu suchen; er zog sich vielmehr zurück von allem Umgang, um sich in seine Gemächer einzuschließen,

wo nur Berenize zu einer bestimmten Stunde des Abends Zutritt hatte. So waren die Umstände, als die Herzogin mit Marien im Städtchen anlangte.

Der Todestag Opheliens war erschienen. Ein dunkler Herbsthimmel hüllte das leuchtende Gestirn des Tages in seine grauen Schatten; die Natur, im Winterschlafe schon begraben, zeigte ein farbloses, melancholisches Antlitz. Es scheint, als sey eine so kalte, trübe Zeit dazu bestimmt, den Menschen zu erschüttern, als träte ihm überall unter dem zerrissenen Teppich des Frühlings das nackte Entsetzen, die starren Formen eines Gerippes entgegen, welches ihn, über die Tiefen des Grabes hinweg, an die Verbindung mit einer fremden, drohenden Welt mahnt. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß Colmar an diesem Tage die Nachricht vom Tode des Grafen erhielt, der in Palermo verstorben. Berenize erfuhr nichts hievon; sie hatte auf den Rath des Arztes eine Gesellschaft versammelt, die aus Freunden der Familie in der Nachbarschaft bestand. Man vereinigte sich in einem schönen, mit glänzender Pracht ausgestatteten Salon; es wurde musicirt, gescherzt, der jungae Theil der Gesellschaft war mit dem Tanz beschäftigt. Colmar hatte Anfangs an dem Gespräche Theil genommen; doch eine seltsame Aufregung, die in seinem Wesen bemerkbar wurde,

zeigte, daß diese Theilnahme nur erzwungen war. Bald zog er sich auch in seine Zimmer zurück. Drei Stunden mochten nach seinem Verschwinden verflossen seyn, als plötzlich eine grosse Bewegung in der Menge sich äußerte. Man hatte aus den innern Gemächern einen gräßlichen Angstruf erschallen hören; jezt sah man, daß auch Berenize fehlte. Das Gerücht einer entsetzlichen That, die so eben geschehen, ging von Mund zu Mund; Niemand wagte, von finstern Ahnungen ergriffen, den Gang zu betreten, der in die Zimmer Colmars führte. Eine tiefe Stille lagerte sich auf wenige Minuten über den Salon, der noch so eben von den Tönen des Frohsinns und der Musik widerhallt hatte. Endlich drangen mehrere Männer, an ihrer Spitze der Arzt, in's Kabinet, dessen Thüre nur angelehnt war. Himmel, welch ein entsetzlicher Anblick zeigte sich da! Berenize, die unglückliche Berenize, lag am Boden mit durchbohrter Brust; neben ihr kniete, die Haare wild aufgelöst, eine Gestalt, deren Anblick die eintretenden Männer auf einen Moment erstarren machte — auch sie war Berenize, dieselbe Kleidung, dieselbe Figur, dasselbe Gesicht! — In einer Ecke des Gemachs lehnte Colmar, das Antlitz in beide Hände gedrückt. Das Licht einer düster brennenden Studirlampe beleuchtete mit ungewissem Schimmer die Gestalten im fürchterlichen Gemach. Während der Arzt

zeitig Vorkehrungen traf, der Verwundeten Hülfe zu schaffen, sah man die hohe Gestalt einer vornehmen Dame, welche sich Platz durch die Menge machte; ein Schrei entrang sich ihrer Brust, als sie das Geschehene bemerkte; zu gleicher Zeit schob sich jene zweite Person und sank ohnmächtig in die Arme der Hinzugetretenen. Es war die Herzogin von Ancenis, die jetzt zu der traurigen Pflicht sich berufen fühlte, das finstere Räthsel der entsetzlichen That zu lösen. — Wir lassen den Schleier vor das trübe Gemälde fallen und wagen es weder, den Schmerz der Familie des Marschalls, noch die Verwirrung zu schildern, die die Herzogin sich machte, in jenen Plan Mariens eingeweiht zu haben. Das Entsetzliche war geschehen, die finstern Mächte hatten ihr Opfer dahingenommen. Veronique starb bald an den Folgen der Verwundung und Colmar verfiel in einen Wahnsinn, der unheilbar blieb.

Der fliehende Holländer.

Eine Schiffersage.

Zur Zeit, als die niederländischen Städte sich in ihrem größten Reichthum, Glanze und Ansehen befanden, wie es noch zu schauen ist auf den Gemälden der alten Meister, die uns das fröhliche Gewimmel auf den Hafenplätzen, die Anzahl buntbewimpelter Schiffe, das freundliche Laschen der Thürme und Paläste mit lebendigen Farben vor Augen stellen, lebte in der Stadt Antwerpen ein Mann, der sich unermeßliche Reichthümer erworben hatte. Er war bekannt unter dem Namen des Kapitäns Holofernes, und wenn es gleich nicht seine Weise war, sich viel der Menge zu zeigen, so wußte doch im Umkreis der ganzen Stadt Antwerpen jedes Kind, welches nur einmal den Kapitän gesehen hatte, von ihm zu erzählen. Sein Aeußeres war das eines langen, hagern Mannes, im Antlitz trug er, wie es bei Seeleuten gewöhnlich, jene kalte, unerschütterliche Ruhe, einen schroffen, fast wilden Ernst, der durch keinen sanften Zug gemildert wurde; die Farbe seines Gesichtes glich dem gelblichen Gestein, das lange in wetterregendem Mauerwerk

von den Wellen bespült worden. Er selbst ging nicht mehr auf Reisen aus, und wie man sagte, hielt er sich seit seiner lezten Seereise, auf der ihm etwas höchst Seltsames sollte begegnet seyn, geflissentlich vom Wasser entfernt; desto öfter stachen seine Geschäftsleute in See, und oft war die Hafenplätte angefüllt mit Schiffen, die auf Gebot des Kapitäns kamen und gingen und ihm immer neue Reichthümer aus fernen Zonen mitbrachten. Daher wünschten sich Viele kein besseres Glück, als unter dem Kapitän zu dienen, weil sie dann gewissermaßen sicher waren, daß Wind und Wellen ihnen kein Unheil brachten; andere Schiffer jedoch, die ein frommes, gottergebenes Gemüth in ihrem wilden Geschäfte bewahrt hatten, sprachen anders: sie wollten mit dem finstern Manne nichts zu thun haben, sie schrieben sein Glück nicht seiner Klugheit und seinem Muth zu, Eigenschaften, die auch ein christlicher Schiffer haben müsse, sondern eiteln Künsten des Bösen, der ihm zeitliches Gedeihen gebe, um ihn dereinst ewiglich zu verderben. Dieser Glaube tröstete sie dann, wenn sie vernahmen, daß ihr Eigenthum an fernen Küsten verunglückt sey, daß die Rippen ihrer Schiffe an Klippen und Untiefen geborsten, indeß jene des Kapitäns immer mit neuem Gut beladen in den Hafen von Antwerpen einliefen. So geschah es denn, daß die Reichthümer und Schätze des

reichen Seemanns sich dergestalt mehrten, daß seine Vaterstadt ihm endlich den Antrag machte, an dem Bau eines neuen Gotteshauses, welches an Pracht und Herrlichkeit alle frühern übertreffen sollte, und das die reichen Bürger von Antwerpen zur Ehre der Stadt und ihres Namens aufführen wollten, thätig Antheil zu nehmen. Der Kapitän, der aus mancherlei Gründen ein solches Begehren nicht zurückweisen konnte, gab den Männern, die an ihn abgeschickt wurden, zur Antwort, daß er bereits schon ein ähnliches Gelübde bei sich gethan, welches er jezt in's Werk richten wolle; er biete sich nämlich an, zum Nutzen und Besten der Stadt, statt des Beitrags für den Bau eines Münsters, lediglich aus seiner Kasse allein eine solche Summe herzugeben, daß mit ihr ein weitläufiges, schönes Haus gebaut werden könne, zur Beherbergung und Verpflegung zu Grunde gerichteter Schiffer und ihrer Familien, welches Werk gewißlich eben so verdienstlich in den Augen des Himmels sey, als der Bau eines Hauses, wo sich täglich eine Stunde müßige Leute zusammenfänden, um entweder Stadtneuigkeiten zu berichten, oder fremden Putz zu sehen, sowie den ihrigen zu zeigen. Mit dieser nicht sehr ehrerbietigen und frommen Rede mußten sich die Abgesandten begnügen und abziehen, wenigstens durch den Gedanken befriedigt, daß jenes neue Gebäude, wenn es zu Stande

käme, durch den Reichthum seines Erbauers der Stadt ebenfalls zu keiner geringen Zierde dienen werde. Sie hatten sich auch, was diesen Umstand betraf, keineswegs geirrt. Zu gleicher Zeit, als die Bauleute den Grundstein zu der neuen Kirche legten, die nach dem Plan eines trefflichen Meisters ein außerordentlich köstliches Werk werden sollte, legten auch die Arbeiter die ersten behauenen Steine des Holofernesbaues nahe dabei in den Grund, so daß das Gebäude, wenn es dereinst fertig stand, gerade am Eingang der Rhede sich erhob, von wo aus es einen herrlichen Anblick den ansegelnden Schiffen gewähren mußte, sowie wiederum aus den Fenstern des Baues sich eine reizende und weite Aussicht auf den Hafen, das Meer und den Reichthum der ganzen prachtvollen Stadt Antwerpen eröffnen mußte.

Holofernes selbst zeigte sich öfters auf dem Bauplatz und man sah seine dürre, lange Gestalt mit ächt seemännischer Gewohnheit und Sicherheit auf dünnen Balken durch die Lüfte dahinschreiten. Ein übler Umstand war jedoch der, daß bei Legung der ersten Steine es gänzlich unterblieben war, die übliche Haustaufe vorzunehmen, damit das werdende Haus wie ein Mensch aufwachse in der Furcht des Herrn; ja, als sich der kleine Benediktiner aus dem nahen Kloster angeboten, die Formel zu sprechen, hatte ihn der Kapitän

mit der Antwort fortgewiesen: „Geh deiner Wege, Mönchlein, und taufe deine eignen Kinder; dieser Bau aber ist mein Kindlein, und ich selbst will ihm das erste Süppchen auf den Kopf gießen;“ darauf hatte er mit der hohlen Hand Wasser geschöpft und es über die Steine ausgegossen.

Als der Bischof von Lüttich mit einer großen Anzahl Fremder, die damals die Stadt Antwerpen besuchten, den Grund der neuen Kirche in Augenschein nahm, trat er auch an den Holofernesbau, und von jenen Umständen in Kenntniß gesezt, soll er den Kopf geschüttelt und leise zu seiner nächsten Umgebung gesagt haben: „er zweifle, ob dieses ein verdienstliches Werk sey, denn es gelte das Sprichwort: wo der Herr sein Haus habe, da baue der Teufel eine Kapelle daneben.“ Holofernes kümmerte sich um dieses Gerede gar wenig, sein Haus stieg lustig in die Höhe, und als man bei dem Münster erst zu den Fenstern gelangt war, stand es schon fertig unter Dach, ein schönes, hohes Gebäude, dessen zierlicher, schlanker Giebel mit dem saubern, künstlichen Bildwerk sich in den Wellen des Hafens spiegelte, zur Bewunderung und Freude der fremden Seefahrer, die ohne Aufhör die Klugheit, Milde und Menschenfreundlichkeit, sowie den Geschmack des reichen Erbauers priesen.

Als man an die Vertheilung der Gemächer ging, wollten sich wiederum die Männer der

Stadt thätig zeigen, und schlugen vor allen Dingen eine Menge hülfsbedürftiger, kranker Leute vor, die man aus den überfüllten Krankenhäusern der Stadt hinüberschaffen sollte; doch Holofernes sagte auch hier in seiner kurzen, spöttischen Weise, indem sich sein schwarzer, struppiger Bart um Kinn und Wange beim Lächeln verzog: „Bleibt mir nur mit euerm dürftigen Gesindel vom Leibe, das auf dem Felde im Stich der Sonne verkümmert ist, und das nur immerhin auf der elenden Scholle vergehen mag, an der es die Zeit seines Lebens über geklebt hat; mein Haus steht da für Seeleute, für kecke, muntere Burschc, die das rische Element als seine verzärtelten Kinder immerdar in luftigen Wiegen geschaukelt hat, die kein anderes Gebot kennen, als das ihres Kapitäns, und keine Lust, als die flüchtige, von Wellen und Wind ihnen gegönnte.“ Nach diesem Ausspruch ging er jezt daran, den Platz zu vertheilen, und es fanden sich nun eine Menge Leute, theils wirklich bedürftige alte Schiffer, theils aber auch leckere, umtreibende Gesellen, denen das Meer stets als sichere Freistätte gedient hatte, um dem Arm der Gerechtigkeit zu entfliehen. Eine Anzahl Gemächer, und zwar die stattlichsten, behielt sich der Kapitän vor, wo er denn fremde reiche Leute, die ihn besuchten, auf das Trefflichste bewirthete. Die mächtigen Speicher wurden zu Waarenlagern

bestimmt, sowie zu Vorräthen für Verpflegung und Kost der Bedürftigen.

So löblich sich diese Einrichtungen auch Anfangs auswiesen, so fand sich doch bald hie und da ein Umstand dabei, der zeigte, daß der Zweck des Erbauers kein durchaus frommer und verdienstlicher war. Das Erste war schon gleich, daß die Gemächer, die, wie Holofernes vorgab, dazu bestimmt waren, daselbst Zusammenkünfte und Unterredungen über Schiffahrt, Handel, so wie Kunde fremder Länder zu halten, von Leuten angefüllt wurden, die in rohen Gelagen ihre Lust fanden und tief in die Nacht hinein jubelten und lärmten, wenn schon längst im Umkreis der frommen Stadt sich die Bürger zur Ruhe begeben hatten.

Zur Zeit, als dieses sich begab, lebte nicht weit von Antwerpen ein junger Mann, Adrian van Roos, der in höchst dürftigen Umständen sich befand und dabei eine alte Mutter und fünf unerwachsene Geschwister zu ernähren hatte. Er war früher in Seedienſten gewesen und suchte diese von Neuem, obgleich sein Mißgeschick ihn lange in der Irre herumgetrieben, ohne ihn eine vortheilhafte Anstellung finden zu lassen. So kam er denn einmal nach manchem Ausflug wieder zurück in die Vaterstadt und wandelte bei eben anbrechender Nacht auf der Rhede umher, mit bekümmerter

Seele und faſt troſtloſem Gemüth. Der Platz, den Anfangs noch ein unruhiges Leben erfüllt hatte, lag jezt in tiefer Stille, der Nachtwind, mit ſtärkerem Fittig dahinziehend, ſpielte mit den Flaggen und Wimpeln der Schiffe, ſchüttelte das Tauwerk und kräuſelte die finſtern Wellen, die, von weitem kommend, mit eintönigem Geräuſche an die Seitenwände der ruhenden Koloſſe ſchlugen, deren Maſtenwald hinauf in die dunkelnde Bläue ragte.

Adrian heftete ſeinen Blick auf die Stadt und ſein Auge traf jene Fenſter, welche von dem ſpäten Kerzenlicht, bei dem die luſtigen Brüder ſchwärmten, hell erglänzten; er wuſte nicht, wem der neue Bau gehörte, ſo lange war er von ſeinem Geburtslande abweſend geweſen. Er ſah ſich um, ob Niemand da ſey, der ihm darüber Auskunft geben könnte, und gewahrte einen Mann, der dicht neben ihm ſtand, ohne daß er nur das Mindeſte von deſſen Annäherung vernommen. Adrian blickte ihn an und jener erwiderte den Gruß, indem er leiſe an dem groſſen, breiten, niederhängenden Hut zog, der ſein ganzes Geſicht beſchattete. „Wenn Ihr ein Bewohner dieſer Stadt ſeyd,“ hob der Jüngling die Rede an, „ſo habt die Güte, mir zu ſagen, wer in jenem neuen Hauſe wohnt.“ — „Ich will noch mehr thun,“ entgegnete der Fremde mit einer tiefen,

rauhen Stimme, „ich will Euch an den Besitzer jenes Hauses empfehlen, als an denjenigen, dessen Hülfe Ihr eben jetzt eifrig sucht.“ Der Jüngling sah seinen Nebenmann befremdet an. „Wie wißt Ihr, daß ich irgend einer Hülfe bedürftig bin?“ — „Laßt das gut seyn,“ war die Antwort, „es sey Euch genug, daß ich da bin, um Euch einen Dienst zu leisten. Es ist gerade eine Unternehmung im Werke, wo man Eure Hülfe nicht ausschlagen wird. Geht in das Haus dort; das Zimmer, wo die lustigen Gesellen bei Wein und Karte beisammen sind, laßt rechts liegen und steigt eine kleine Treppe hinauf am Ende des Ganges, da kommt Ihr in ein Gemach, darin sitzen zwei Männer; derjenige, der Euch entgegenkommen wird mit der Frage: „Nun, Berth, wie geht der Wind?“ mit dem schließt Euer Geschäft ab, denn er ist's, der Euch helfen kann; zum Ueberfluß könnt Ihr auch noch sagen, daß Euch der Kapitän Clamfort hingewiesen hat.“ Diese Worte waren kaum ausgesprochen, als der wunderbare Mann, nachdem er jenen kurzen Gruß wiederholt hatte, auch wieder verschwunden war, ohne daß Adrian recht begriff, wohin und auf welche Weise. Nur das Tauwerk eines mächtigen Schiffes neben ihm klapperte heftiger im Nachtwind, und es kam ihm vor, als kletterte ein schwarzes, unkenntliches Wesen mit Schnelligkeit den schwankenden Maßbaum

hinan. Den Jüngling überlief ein unbehagliches Gefühl; er sah sich wieder einsam auf dem Platze und wußte nicht, ob er dem Rath des Unbekannten folgen solle oder nicht; endlich entschloß er sich zu dem Erstern, indem er mit Anstrengung die beunruhigenden und finstern Betrachtungen niederkämpfte.

Alle Umstände, bis auf die geringsten, fanden sich gerade so vor, wie sie der Fremde beschrieben; Adrian stieg die Wendeltreppe hinauf, und als er die Thür eines kleinen Gemaches öffnete, befiel ihn ein Grausen, denn vor ihm stand ein langer dürrer Mann, der ihm die Worte zurief: „Nun, Berth, wie geht der Wind?“ An einem Tisch saß ein zweiter, dessen Kleidung und Aeußeres einen Mann aus höherm Stande bezeichneten. Als der Kapitän merkte, daß er seine Frage an den Unrechten gerichtet, zog er ein finsteres Gesicht und rief barsch: „Wer seyd Ihr — was wollt Ihr hier?“ Der Jüngling antwortete mit fester Stimme: „Ihr habt eben eine große Unternehmung vor, dazu braucht Ihr die Hülfe eines Menschen, der Euch noch fehlt — nehmt mich dazu.“ Jener wich einen Schritt zurück, indem er rief: „Wie wißt Ihr von dem, was wir so eben in tiefem Geheimniß miteinander besprachen?“ — „Gleichviel,“ sagte Adrian, „ich weiß es, und damit gut.“ — „Ich habe einen tüchtigen

Steuermann nöthig," rief Holofernes. „Dazu kann ich dienen," frohlockte der Jüngling; „bis jezt habe ich keinem andern Geschäft vorgestanden und stelle darin, ohne mich zu rühmen, meinen Mann." Der Kapitän sah dem Jüngling in's offene, jugendlichschöne Antlitz; die kecken Worte, noch mehr das Zuversichtliche und Seltsame, das in seinem Wesen lag, nahm ihn für den kräftigen Burschen ein und er rief: „Nun wohl, bringt mir Eure Papiere, und der Handel soll abgeschlossen seyn — damit Ihr seht, gestrenger Herr," wandte er sich zu seinem Nachbar am Tische, „wie ich den Befehlen Eurer Herrschaft auf's Geschwindeste nachkomme." Der Mann, welcher bis jezt einen stummen und, wie es schien, verwunderten Zeugen des ganzen Auftritts abgegeben, erhob sich jezt und rief, mitten in der Stube stehend: „Nun wohlan! Ihr seht selbst, Herr Kapitän, wie sich Alles zu Eurem Willen fügt; laßt denn unsere Sache abgemacht seyn: Ihr übernehmt selbst die reiche, kostbare Ladung, und die Schatzkammer wird es an einem tüchtigen Zuschuß nicht fehlen lassen; jezt aber kommt und laßt uns unten einen tüchtigen Humpen leeren auf Abschluß der langen Verhandlung. Ihr, Meister Steuermann, mögt nur auch mitkommen."

Die drei Männer stiegen jezt hinunter und mischten sich im großen Versammlungssaale unter

die Gruppen der fremden und einheimischen Schiffer, sowie einiger jungen Leute aus der Stadt. Es wurde gespielt, theils mit Würfeln, theils mit der Karte; ein großer Theil saß aber um einen weitgereisten fremden Schiffsherrn herum, der von seinen Abentheuern und Schicksalen erzählte. Adrian suchte ein stilles Plätzchen, wo der Lärm ihn nicht von der Betrachtung über sich und das wunderbare Ereigniß der lezten Viertelstunde abhielt. Er wußte nun, daß er es mit dem berüchtigten Kapitän Holofernes zu thun hatte, und so vortheilhaft ihm diese Verbindung, von einer Seite betrachtet, schien, so drängte ihn auf der andern sein Gewissen; besonders fiel es ihm jezt ein, über die Erscheinung des Mannes auf dem Hafenplatz zu grübeln, sowie über die wunderbare Art, wie jener ihm alle Umstände, wie sie sich nachher wirklich begaben, vorhergesagt. Trotz dieser Zweifel war er jedoch herzlich froh, ein so gutes Geschäft gefunden zu haben, und beschloß zulezt, die Gunst des Glückes zu erfassen, ohne durch zu weit gehende Besorglichkeit und Furcht sich ihrer unwerth zu machen. Er erhob sich und trat jezt auch in den Kreis, der um den Erzähler sich geschlossen hatte. Der fremde Schiffer war eben mit dem Bericht eines Abentheuers fertig geworden, und die Zuhörer wechselten ihre verschiedenen Meinungen über das

Erzählte. Jezt erhob sich einer unter ihnen und und nahm das Wort. Er war klein von Wuchs, den seinen Zügen seines Gesichts sah man erst, wenn man sie näher m's Auge faßte, das hohe Alter an; sie hatten etwas Friedliches, Stilles, und ganz verschieden von den andern rohen, derben Physiognomien, blickten aus der seinigen die Spuren von Kränklichkeit und Leid. „Verehrte Kameraden," sagte er, „was böse und gute Schicksale auf der See betrifft, da kann ich wohl auch ein Wörtlein mitsprechen; denn so wie ihr mich hier seht, bin ich nun schon sechzig Jahre im Dienste auf dem Schiffe. Sturm und Ungewitter, Sonnenbrand und Frühlingsfäuseln sind über mein Haupt dahingegangen, dreimal hat der Blitz den Mast zerschellt, an dem ich hing, sechs Schiffe sind unter mir geborsten, auf Tonne und Brett bin ich dahingeschwommen; Hungersnoth und Pest habe ich am Bord gesehen, und die krummen Säbel der Ungläubigen haben zu meinen Füßen gemordet; der große Gott hat mir immer das Leben geschenkt; er hat mich geführt, der Erde uraltes Antlitz zu schauen, dahin, wo noch keine Menschenhand es verstümmelt; ungeheure Wälder, die die Seele mit Grauen und Anbetung erfüllen, rauschten über meinem Haupte zusammen; unter meinem bebenden Fuße klang der Fall heiliger, wunderbarer Ströme, deren Bild nicht

im Traume unſerm Sinne beikommt. Nun aber weiß ich aus meinem ganzen Leben keinen Anblick und kein Ereigniß zu erzählen, deſſen Gedächtniß noch jezt meine ganze Seele mit ſo eiskaltem Schauder, mit ſo tiefem Entſetzen erfüllt, als ein Abentheuer, welches ich auf einer Fahrt im Nordmeere erlebte.“

„Erzählt, Vater Martin,“ riefen mehrere junge Burſche und rückten näher; auch vom Spieltiſch ſtanden einige Leute auf und geſellten ſich zu dem Kreis. „Hat einer von euch,“ ſagte Martin, „wohl etwas gehört vom fliehenden Holländer?“ — „Freilich,“ entgegneten zwei alte Schiffer und bekreuzten ihre Bruſt; „das iſt ja das alte Geſpenſt, welches tauſend Jahre ſchon herumfährt auf allen Meeren; wir nennen ihn auch den magern Kapitän, weil an dem ganzen Kerl nicht viel mehr ſeyn ſoll, als ein nackter Schädel und ein Paar dünne Arme und Beine. Wer aber hat ihn geſehen?“

„Ich,“ rief Martin, „ich habe den fliehenden Holländer erſchaut, liebe Kameraden; doch nicht ſowohl ihn, als ſein Schiff. Es iſt keine Fabel, kein Mährchen, und ich würde von jener gräßlichen Nacht, die mein Haar plötzlich grau färbte, gar nicht zu ſprechen wagen, wären wir nicht auf feſtem Boden und ſonder aller Gefahr. So erfahrt denn, daß ich vor ungefähr zwanzig

Jahren eine Fahrt machte von den silberländischen Inseln aus unter einem Kapitän, der ein Irländer und der gottloseste Mensch war, den ich jemals kennen gelernt; er glaubte weder an Gott noch an die Heiligen, und hatte schon Schandthaten ausgeübt, vor denen eine christliche Seele im Innersten schaudert. Mit einem solchen Menschen unter einem Dache zu seyn, ist schon ein bös Ding, nun aber in einem und demselben Schiffsraume eingeschlossen, auf wildem, finsterem Meer, von aller menschlichen Hülfe weit, weit entfernt, mitten unter Larven und Ungeheuern mit ihm dahinfahren, das, Freunde, ist doch noch übler. Es ist jedem Schiffer bekannt, daß am Tage des heiligen Blasius keiner eine Fahrt unternehmen soll, wir aber lichteten die Anker gerade, als das Messglöcklein läutete und die Processionen ihren Anfang nahmen; an ein frommes Gebet, an Altar und Betstunde war nicht zu denken, dagegen waren Flüche und lose Lieder ein angenehmer Zeitvertreib bei der wilden, jungen Mannschaft. Anfangs ging die Fahrt noch leidlich, als wir aber auf die Höhe des offenen Meeres kamen, da drangen fürchterliche Stürme uns nach. Nun sagt man, daß in der ersten Nacht des gänzlich verfinsterten Mondes die See von Gespenstern wimmle, die in der Finsterniß, in der Oede ihr Wesen treiben. Wir sahen auch

seltsame weiße Scheine dahin huschen über die Wellen, ohne daß wir wußten, woher sie kamen, noch wohin sie verschwanden. In einer Nacht, wo es toller als jemals auf dem Schiffe herging — die See lag im trüben Nebel schwarz und dunkel da — waren wir alle auf dem Verdeck versammelt, und so wie jezt, sprach einer von uns vom fliehenden Holländer. Der Kapitän hörte aufmerksam zu, dann erhob er sich und in seinem trunkenen Muthe, wie er war, rief er in die See hinaus, das Gespenst solle erscheinen, er fordere es zum Kampfe heraus. Die Gesellen lachten, mir aber war nicht erbaulich zu Muth. Wie das Geschrei und Rufen eben am ärgsten war, da — ach, lieben Freunde, mir schaudert noch — da wurde es auf einmal todtenstill um uns her, alle sahen sich betroffen an, keiner wußte, was es bedeute; endlich blieb allen der Blick wie erstarrt rückwärts gerichtet: da zog durch die Flut, leise, ohne das mindeste Geräusch, ein großes, ein ungeheures Schiff auf uns zu, das — ein fürchterlicher Anblick — von unten bis oben zur Spitze des großen Mastes ganz weiß durch die Nacht schimmerte. Kein Laut regte sich, indeß das Todtenschiff immer näher kam. Endlich fiel die ganze Mannschaft auf die Knie und rief mit ungeheurem Geschrei die Hülfe Gottes und der Heiligen an. Was geschah? ein fürchterlicher Stoß erschütterte

unser Schiff, wir stürzten nieder, und als wir wieder aufblickten, war das Gespenst verschwunden, der Kapitän aber mit, und nie haben wir wieder etwas von ihm erfahren."

„Wohlverdiente Strafe," rief der alte Schiffer, welcher früher seine Begebenheiten erzählt hatte. „Und das war das ganze Abenteuer, welches Ihr bestanden?" fragte ein junger Mann; „ich dachte, Ihr wäret mit den wunderbaren Leuten auf jenem Schiffe handgemein geworden." — „Dafür hätte ich gedankt," erwiderte Martin; „ich will nicht wissen, was es für Gesellen waren, die auf dem Schiffe saßen." — „Man sagt," nahm ein anderer Zuhörer das Wort, „daß der magere Kapitän manchmal Böte aussetze, in denen sich Leute befinden von ganz sonderbarem Ansehen und wunderlicher Tracht, und diese sollen dann allerlei Briefe abgeben wollen, an Personen gerichtet, die vor undenklichen Jahren schon gestorben sind." — „Das kann seyn," rief Martin; „ich erzähle nur, was ich mit eigenen Augen gesehen."

Eine Stille trat ein, dann sagte ein junger Matrose: „Mein Großvater hat mir auch von dem Gespenst erzählt, der aber meinte, es sey dahinter Niemand anders verborgen, als der, vor dem Gott unsre Seelen bewahre; auf dem Zauberschiffe seyen jedoch alle Unglücklichen versammelt, die sich ihm ergeben haben und die er nun

viele Jahrhunderte lang mit ſich herumführe, um ſie dann, wenn ihre Zahl voll ſey, alleſammt in die ewige Verdammniß zu ſtoßen. Der alte Mann ſagte noch ferner, daß der Böſe nur den Schiffen erſcheine, deren Kapitän oder Steuermann mit ihm einen Pakt geſchloſſen; dann ſegle oft mehrere Nächte lang das todte Schiff dem andern nach; gleichwohl könne der Kapitän ſich und die Mannſchaft aus den Klauen des Feindes retten, wenn er nur ſtreng darauf halte, daß, während das Geſpenſt hinterher iſt, kein Fluch, auch nicht der leiſeſte, ausgeſtoßen werde auf dem ganzen Schiffe; ſo wie aber dergleichen geſchieht, ſind Schiff und Mann verloren und in der Gewalt des Böſen auf immerdar.“ — „Sehr wunderbar!“ rief Martin, „dieſer Umſtand iſt mir doch noch nicht bekannt geweſen, allein es mag damit wohl ſeine Richtigkeit haben.“ Der alte Schiffer nahm wieder das Wort und ſagte: „Andre erzählen, der fliehende Holländer ſey bei ſeinen Lebzeiten ein Schiffshauptmann geweſen und habe vor langen Jahren ſein Weſen getrieben auf dem Meere. Unter allen Gräuelthaten, die er begangen, iſt aber eine ſo unerhörte Frevelthat, daß er zur Abbüßung derſelben nun bis an den jüngſten Tag in der Irre fahren muß.“ — „Und was iſt dies für eine That?“ fragten Martin und noch einige Andere. „Er ſoll,“ entgegnete der Erzähler, „zur

Zeit eines ungeheuren Sturmes und da ihn kein Mittel mehr vom Tode hatte retten wollen, die heilige Hoſtie genommen und in's Meer geſchleudert haben."

Dieſe Worte ſezten alle Zuhörer in Erſtaunen und Entſetzen, nur der Kapitän Holofernes beantwortete ſie mit einem ſpöttiſchen Gelächter. „Wie mögt Ihr doch, Freunde," rief er, „ſolche Thoren ſeyn und an dergleichen Mährchen mit feſtem Glauben halten!" — „Keine Mährchen!" rief der alte Martin, „nur der Gottloſe kann über ſolche Dinge ſpotten." Er ſprach dieſes mit einer ernſten, tiefen Stimme, indem er einen ſtrafenden Blick auf den Kapitän warf. „Ich ſage Euch aber," rief dieſer, „Ihr mögt mich nun für gottlos halten, oder nicht, es ſind leere, taube Mährchen, erfunden, um Kinder und ſchwache Greiſe zu ſchrecken; kein muthiger Schiffsmann, der ſein Geſchäft verſteht, wird ſich um derlei bekümmern. Hab' ich denn nicht auch weite Reiſen gemacht, und doch weiß ich kein Wörtlein von all dem Spuk." — „Wißt Ihr auch jezt nichts, ſo könntet Ihr doch einmal ſpäter etwas der Art erleben; nehmt Euch in Acht!" rief Martin, „denkt an mich und dieſe Stunde! Ihr meint meiner zu ſpotten und glaubt, daß ich nicht weiß, wie es um Euch ſteht; doch ſeyd nur ruhig, Kamerad; folget meinem Rath und ſucht die See nicht auf;

hier auf festem Boden hat er keine Macht über Euch!“ — „Unerhörte Frechheit!“ rief der Kapitän, „was wollt Ihr mit diesen verrückten Reden sagen, Alter? seyd Ihr kindisch geworden, oder soll man Euch in's Tollhaus sperren?“ — „In's Tollhaus?“ wiederholte der Alte mit einer leisen, aber furchtbaren Stimme; „warum nicht? mit einem guten Gewissen schläft sich's überall wohl; wer aber, wie Ihr, Gäste bekommt, die durch keine Thür und durch keine Gitterstäbe abzuhalten sind, der ist nie vor unangenehmem Zuspruch sicher.“ Die Männer traten herbei, um den Streit, der sich jezt auf eine ernste Weise entspinnen zu wollen schien, durch ihre Vermittlung zu hemmen. Es gelang ihnen auch nach einiger Mühe, den alten Martin zum Schweigen zu bringen, und so löste sich die ganze Versammlung auf, indem Jeder bemerkte, daß es schon spät und Zeit sey, die Ruhe zu suchen.

Die Anstalten zu [illegible] wurden jezt getroffen; es sollte hoch hinaus nach Island gehen, und obgleich mancherlei Umstände eintraten, die da zeigten, daß die Fahrt um diese Jahreszeit nicht ohne große Gefahr seyn würde, so blieb der Kapitän doch fest bei seinem gegebenen Wort und verlachte den guten Rath und die Bedenklichkeiten, welche seine Freunde ihm wiederholt äußerten. Nicht so dachte der junge Adrian, ihn gereute

im Herzen der ganze Handel, den er leichtsinnig eingegangen, und hätte ihn nicht sein eigner frommer Sinn vom Kapitän fern gehalten, so wären, dieses zu thun, die vielen abenteuerlichen und seltsamen Gerüchte im Stande gewesen, welche über diesen furchtbaren Menschen ihm zu Ohren kamen. Lebendig stand ihm das lezte Gespräch in der Schenke vor der Seele, und er sah nun ein, wie Martins Rath der beste sey, nämlich sich von der ganzen Unternehmung loszusagen. Doch diesen Entschluß zu fassen, war das bekümmerte Gemüth des Jünglings nicht fähig; erstlich schien es ihm im höchsten Grade widerrechtlich, dem Kapitän sein Wort zu brechen, zumal da er von diesem schon eine bedeutende Summe in Händen hatte, und dann war noch ein Grund da, den er kaum sich selbst gestehen mochte, wenn er in Stunden der Einsamkeit durch die Straßen von Antwerpen wandelte und ihn der Geist trieb, beim Hause des Kapitäns stille zu stehen, um hinaufzusehen in das erleuchtete Fensterlein, wo die schöne Margarethe wohnte. Der strenge, finstere Mann hatte sich nach langem Bitten bewegen lassen, das zarte Mädchen mit einer alten Muhme in's Haus zu nehmen, und jezt war es beschlossen, daß beide Frauen die Reise mitmachen sollten, um im nördlichen Norwegen, wo einige Verwandte lebten, abgesezt zu werden.

Diesen Umstand hatte Adrian erfahren, und nun schien es ihm angemessen, ja sogar nothwendig, das junge, schöne unerfahrene und zaghafte Mädchen zu begleiten, ihr seinen Schutz zu gewähren, wenn sie dessen, wie es vorauszusehen war, in der Mitte von rohen, schonungslosen Matrosen, oder selbst an der Seite ihres finstern, verdächtigen Beschützers bedurfte. Margarethens einziger Trost war diese Zusage Adrians, und wie ein drohendes Mißgeschick oft wieder zwei entfremdete Seelen zusammenzuführen im Stande ist, so schließt es dann so fester das Band der Zuneigung und Zärtlichkeit zwischen Geliebten. Diese Gedanken beschäftigten die Seele des Jünglings, als er eines Morgens aus der Messe heimkehrte; Ruhe und seliger Friede hatten in seinem Gemüth alle trüben Bekümmernisse beschwichtigt, und indem er sich im Gebet den Fügungen des Himmels völlig unterworfen, dachte er mit freudigem Sinn an die Reise und die Aussicht, mit dem geliebten Mädchen unausgesezt zusammen zu seyn. Als er am Hause des Kapitäns vorüber gehen wollte, stand dieser plötzlich vor ihm und maß ihn mit finstern Blicken. „Was ich von Euch erwartet," hub er nach einer Weile an, „hat sich nicht erfüllt; es ist besser, mein Freund, daß wir wieder von einander scheiden." — „Was wollt Ihr damit sagen!" rief Adrian erstaunt; „hab' ich

etwas gegen Euer Geheiß gethan?“ — „Das habt Ihr!“ war die Antwort; „wo seyd Ihr jezt gewesen? Anstatt beim Schiffe zu seyn, lauft Ihr in's Bethaus zu den alten Weibern, um die Zeit zu tödten! Laßt mich das nicht wieder sehen, wenn wir Freunde bleiben sollen.“ Der Jüngling erröthete vor Zorn; mit unwilliger Stimme rief er: „Herr Kapitän, Ihr werdet selbst wissen, daß Eure Macht nicht so weit geht, mir das Gotteshaus zu verschließen!“ — „Wie?“ schrie der finstere Mann drohend, „noch Vorwürfe! Wohlan, wir sind geschiedene Leute, in einer Stunde sollt Ihr Eure Papiere wieder haben; andächtige Memmen dulde ich nicht auf meinem Schiffe! geht!“ Er machte Miene, dem Jüngling den Rücken zu wenden, aber diesem fiel zum Glück der Name des Mannes ein, der ihn an Holofernes gewiesen. „Ich gehe,“ rief er, „doch der Kapitän Clamford, der mich an Euch empfohlen, soll erfahren, wie Ihr Euer gegebenes Wort brecht.“ Kaum war dieser Name über die Lippen des jungen Steuermanns, als Holofernes sichtlich erbleichte und in der Verwirrung nicht sogleich ein Wort hervorbringen konnte; endlich stammelte er: „Clamford? wo habt Ihr ihn gesprochen?“ Adrian beschrieb das Ereigniß jenes Abends mit allen damit zusammenhängenden Umständen ruhig und kalt; der Kapitän verlor kein Wort seiner

Erzählung und wandte sich manchmal um, als fürchte er Jemanden, der da lausche, und so sehr er vor dem Jünglinge die Zeichen seiner innern Bewegung zu verbergen trachtete, so glaubte doch dieser den gefährlichen Mann, mit dem er es zu thun hatte, jezt ganz zu durchschauen. Nach dieser Unterredung nahm der Kapitän seine frühern Aeußerungen zurück, überhaupt schien er sein Betragen jezt auffallend gegen den jungen Steuermann zu ändern, er behandelte ihn freundlich, ja sogar mit einer Art von Ehrerbietung, und Adrian war in seinem Herzen froh, daß er jezt die Reise mitmachen durfte, vor der er sich Anfangs so sehr gescheut hatte. So rückte denn unter mancherlei Zurüstungen der Tag der Abfahrt heran und die Rhede wimmelte von Zuschauern, welche das Schiff und die Mannschaft mit neugierigen Blicken musterten.

Eine geraume Zeit war vergangen, das Jahr schritt seinem Ende entgegen, und es kam die Periode, wo die in den nordischen Meeren furchtbaren Aequinoctialstürme zu wüthen beginnen. Keine Beschreibung und kein Bild vermag dem Bewohner des Mittellandes den Anblick zu vergegenwärtigen, den das Meer um diese Zeit bietet: eine finstere, gräßliche Wellenöde, umschlossen von einer schweren lastenden Wolkendecke, durchtobt von streitenden Orkanen, welche in

heulenden Tönen dahinbrausen, ähnlich denen, die das Thier der Wüste in seinem nagenden Hunger ausstößt. Ohnmächtig ihrem Wüthen dahingegeben, schleudern die kolossalen Wassermassen wirbelnd das unglückliche Schiff sich zu, gleichsam wie in höhnender, grausamer Mordgier, ehe sie es vernichten; zitternd klammert sich der beherzte Matrose am Mastbaum fest; der Blick des Steuermanns erblindet im tobenden Gischt, den das Meer ihm entgegenspeit, das Auge der Sehnsucht irrt am ganzen nächtlichen Umkreis des Horizontes herum, ob nicht ein Stern auftauche, das ferne Lämpchen eines Leuchtthurms sich zeige, welches verkündet, daß ein wirthlicher Hafen sich öffnet — umsonst! Nacht des Todes verschleiert die Welt, und nur die Welle, die unter den Füßen den schwarzen gähnenden Abgrund aushöhlt, hebt ihr drohendes Haupt sichtbar über den schwankenden Kiel.

Eine solche Nacht war es, als sich auf der Höhe von Bergen das Schiff des Kapitän Holofernes befand; fünf Tage schon hatte der Sturm ununterbrochen angehalten, das Schiffsvolk, unermüdet in kluger Thätigkeit, drohte zu erlahmen, und schon lag, durch übermäßige Anstrengungen niedergeworfen, ein Theil der kräftigsten Matrosen wie todt in der Kajüte; nur Adrian, den die Kraft der Jugend und Liebe beseelte, stand felsenfest

an seinem Platze, das Auge starr auf die zitternde Seele des Schiffes, auf die Magnetnadel gerichtet: da — es mochte gegen Mitternacht seyn — krachte ein Theil des obern Mastes und das frei gewordene Holz stürzte auf's Verdeck, mit wilder Gewalt den Jüngling treffend und niederschleudernd. Ein Blutstrom drang über sein Antlitz, er wurde in die Kajüte gebracht, und alsbald war allgemeine Wehklage und Verzweiflung unter der Mannschaft; das Gerücht: unser Steuermann ist todt, flog wie ein Lauffeuer von einem Ende des Schiffs zum andern; Niemand wollte mehr Hand anlegen und Jedermann glaubte sich verloren. Adrian lag sterbend im untern Schiffsraum, der Schiffsarzt, selbst verzweifelnd und auf's Leben verzichtend, war ohnmächtig hingesunken und der Pater war eben im Begriff, dem Sterbenden das lezte Sakrament zu reichen, als der Kapitän wüthend an das Bett stürzte und, dem Geistlichen das heilige Gefäß entreissend, zu den Umstehenden sprach: „Memmen, die ihr seyd, ist's jezt Zeit zu solchen Possen? fort, hinauf! auf euren Platz, an's Tauwerk!“ Er hatte kaum diese Worte geendet, als sich der alte Martin, der sich auf Adrians Bitten mit zur Reise entschlossen, ihm entgegenstürzte und mit aller Kraft seines greisen Körpers mit ihm zu ringen begann. „Nur Gott kann uns helfen,“ schrie er,

„alle menschliche Hülfe ist umsonst! Wage es nicht, Elender, die heiligen Gefäße mit deiner Berührung zu besudeln, oder wir sind Alle verloren!“

Der Kapitän schlug ein helles Hohngelächter auf, das durch die brüllenden Stöße des Sturmwinds gellend hindurchdrang, er packte mit riesiger Gewalt den schwachen Greis und schleuderte ihn zu Boden, dann rief er mit fürchterlicher Stimme, indem er sich hoch aufgerichtet an einen Pfeiler lehnte: „Des Todes ist, wer meinem Befehle nicht gehorcht! fort, an eure Plätze!“ — „So gebt mir den Kelch!“ rief der Priester, „ein Sterbender verlangt nach dem letzten Troste!“ — „Er fahre zur Hölle!“ donnerte der Wüthende, und in dem Moment flog das blitzende Gefäß in die schäumenden Wogen, die dumpf und wie im zischenden Hohngelächter aufstohnten. Allgemeines Entsetzen ergriff die Menge, aller Augen starrten auf die Oeffnung, durch die der heilige Becher verschwunden war. Der Priester lag zitternd auf seinen Knien. „Allmächtiger dort oben!“ rief er wie im Wahnsinn; „er hat Dich gelästert, der Fluch des Himmels komme auf sein Haupt!“ Eine Pause entstand, Niemand wagte empor zu blicken; der Sturm draußen schien plötzlich zu verstummen und es war, als stände das Schiff fest gewurzelt über der Tiefe. „Heiliger Gott!“

rief Martin, sich winselnd am Boden krümmend, „was ist das?“ Er hatte es kaum ausgesprochen, als ein wilder Angstruf auf dem Verdeck hörbar wurde. „Hört!“ rief Martin, „der Rächer kommt!“ Alle eilten jezt hinauf, da erstarrten sie beim Anblick des Entsetzlichen. Jenes Todtenschiff, von dem Martin früher erzählt, ragte dicht an dem ihrigen empor; den Himmel hatte ein mattes, graues Licht umzogen, eine drükkende Gewitterschwüle lag auf dem erstarrten Meere und gelbe zuckende Blitze zerrissen die schwere, stille Luft; Klagetöne, die aus dem Innersten des Meeres zu kommen schienen, füllten mit Grausen das Ohr und mischten sich mit einem gellenden, pfeifenden Laut, der von dem Geisterschiffe herüberklang. Dieses selbst lag ruhig da, und Mast, Verdeck und Kiel schimmerten, wie von weißen Todtengebeinen zusammengesezt, durch die Nacht; kein menschliches Wesen zeigte sich auf dem Verdeck — tiefe Grabesstille schien an dem furchtbaren, geheimnißvollen Orte zu herrschen. Alle Matrosen, selbst die wildesten, waren auf's Knie gesunken und schienen mit bebendem Herzen den Augenblick ihres Todes zu erwarten, doch er erfolgte nicht; nach einigen qualvoll hingebrachten Stunden röthete sich der östliche Himmel, ein frischer Wind begann zu wehen, und beim Aufgang des neuen Tages verschwand wie ein

dünner Nebel das furchtbare Gebilde der Nacht. Doch nur auf kurze Zeit war es den Unglücklichen vergönnt, frei aufzuathmen; so wie die Finsterniß das Meer wieder umhüllte, so wie sich die Stunde der Mitternacht näherte, da zeigte sich wieder der furchtbare Begleiter, und sein Anblick wurde von Nacht zu Nacht grausenerregender. Es schien, als käme er immer näher heran, ja der Blick konnte endlich auf dem Verdeck Gestalten unterscheiden, die, in Gruppen vertheilt, unbeweglich und starr auf den Planken dalagen; nichts regte sich an diesem entsetzlichen Orte, und dennoch folgte das Schiff einer geheimnißvollen Lenkung, von der Niemand wußte, wo sie ihren Sitz hatte.

So vergingen vierzehn Tage, das Todtenschiff wich nicht und schien unausgesetzt auf seine Beute zu lauern. Die ganze Schiffsmannschaft hütete sich aufs strengste, auch nur die kleinste Verwünschung oder den leisesten Fluch auszustoßen; gleichwohl brachte ihr der jammervolle Zustand oft einen solchen auf die Lippen. Bei Tage mußten die Trostlosen unermüdet gegen die Wellen kämpfen und Nachts immer wieder die schauerliche Nähe des sichtbaren Todes empfinden; ihre Wuth brach endlich alle Bande, sie fielen über den Kapitän her, und trotz der Vorstellungen und Bitten Marins, ward er gefesselt und in einen

Kerker geschleudert im untersten Schiffsraume. Allein auch durch diese That ward ihnen keine Erlösung, im Gegentheil lieferte sie die Unglücklichen ihrem Verderben hin; der Kapitän, als er sich verloren sah, sprach aus Rache jenen entsetzlichen Fluch aus, dessen Wirkung ihm nur zu wohl bekannt war. In dem Moment drang ein furchtbarer Stoß des Orkans auf's Schiff ein, es schwankte; oben auf dem Verdecke ertönte ein Schrei des Entsetzens. Adrian, der durch die zärtliche Pflege seiner Margarethe beinahe schon genesen war, sank ohnmächtig, das Bild des Gekreuzigten in seine Arme schließend, zurück; Margarethe und Martin klammerten sich fest an's Lager des Kranken, dann verschleierte auch ihr Auge eine undurchdringliche Nacht.

Lange nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges in Deutschland geschah es, daß die frommen Bürger der Stadt Antwerpen das Frohnleichnamsfest in aller geziemenden Pracht und Feierlichkeit begingen. Als der Zug in die Gegend des Klosters des heiligen Bernhard kam, ereignete sich ein Umstand, der eben so seltsam als unbegreiflich war. Man sah nämlich die Straße herauf eine Menge Leute kommen, die in ihrer Mitte vier Personen führten, welche mit

Recht die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Es waren zwei alte Männer, ein Jüngling und ein Mädchen, alle vier in einer Tracht, wie sie vor fünfzig Jahren Mode gewesen; von den beiden Greisen hatte der eine die damalige Kleidung der Schiffer an, den andern jedoch konnte man füglich für einen Geistlichen halten; am meisten aber setzte das junge Mädchen in Verwunderung, denn in ihrem bildschönen, ausdrucksvollen Gesichte zeigte sich das höchste Erstaunen, mit Furcht gemischt; sie blickte mit ihren großen blauen Augen fragend alle Gegenstände um sich an und theilte einmal über das andere ihre Bemerkungen den Begleitern mit, die ihrerseits nicht minder erstaunt und geängstigt schienen über das, was sie sahen. Der fromme Zug hielt auf seinem Wege inne, und war der Zulauf früher schon stark gewesen, so wuchs er jetzt schnell um das Doppelte. Indem jetzt alle stumm um die Gruppe der wunderbaren Fremden standen, trat der Prior des Klosters hervor, und sich an das Mädchen und ihre Begleiter wendend, fragte er, woher sie seyen und was sie bewege, in dieser Kleidung zu erscheinen. Auf diese Fragen stürzten der junge Mann und das Mädchen auf ihre Kniee nieder und antworteten: „Heiliger Vater, wir sind vor vier Wochen aus der Stadt Dort ausgesegelt, und jetzt, da wir durch Gottes wundervolle Rettung

wieder die geliebte Erde betreten, jezt finden wir alle Dinge auf eine wunderbare Weise um uns verändert, wahrlich so, daß wir nicht wissen, wie uns geschieht.“ Der Prior sah die Sprechenden mit fragenden Blicken an. „Vor vier Wochen habt Ihr diese Stadt verlassen? wer seyd Ihr und wie heißt Ihr?“ Alle vier nannten ihre Namen, doch keiner von den Umstehenden wollte diese gehört haben. „Ehrwürdiger Vater!“ rief endlich der Greis in Schiffertracht, „so ist denn Eure gute Stadt seit wenigen Wochen verwandelt worden! Führt mich doch hinein, laßt sehen, ob nicht jedes Kind mir das Haus des Kapitäns Holofernes zeigt, das große schöne Haus an der Rhede.“ — „Holofernes!“ wiederholte der Prior, sich zu der Umgebung wendend, „kennt Jemand einen Mann dieses Namens?“ Alle schwiegen und warfen mitleidige Blicke auf die seltsamen Ankömmlinge, welche sie jezt für Geisteskranke hielten. Da endlich drängte sich mühsam durch die Menge die Gestalt eines alten Mannes und eine stammelnde Stimme rief: „Ich habe ihn gekannt, jenen Kapitän, ich kenne auch diese Leute, die dort stehen! Der Name Gottes sey gepriesen! Ihr Männer dieser Stadt, höret: diese da sind vor fünfzig und mehr Jahren ausgefahren in die See; ein junger Bursche war ich und weiß mich der Geschichte gar wohl zu erinnern. Wunder über Wunder! Die

Rathschlüsse Gottes sind dunkel und heilig!« Er warf sich mit diesen Worten zu den Füßen der vier fremden Gestalten und brach in laute Thränen aus. Jetzt fanden sich immer mehr Leute, die jene Aussagen bestätigten, die vom Kapitän und seiner Schiffahrt gehört hatten. Ehrlich und Margaretha hielten sich fest umschlossen; sie wußten nicht, wie ihnen geschehen war; zu ihren Füßen lag noch immer Anton, der Schiffer, der damals in der Schenke als ein Knabe die Geschichte von seinem Großvater erzählt hatte. Die Welt schien gänzlich verändert, und es wurde ihnen klar, daß sie auf dem Totenschiffe in einen wunderbaren Schlaf verfallen seien, aus welchem erst jetzt eine Geisterhand sie geweckt und an das heimathliche Gestade gebracht hatte. Trotz dieser überirdischen Gewißheit, füllte doch eine beseligende Ueberzeugung ihren Busen, nämlich, daß sie die Engel seien, die, aus der Gemeinschaft verlorener Seelen gewählt, bestimmt wurden, wieder an's heitere Licht zu treten. Auf die Fragen, die man an sie that, antworteten sie immer nur: daß das, was sie erlebt und erlebt, von so sonderbarer Art sei, daß ein umständlicher Bericht davon ihnen unmöglich werde; nur diese Nacht soll in ihren Herzen geschrieben, daß der Himmel entsetzliche Strafen verhänge über solche, die seine Gebote verlachen.

Später, als sie nach dem Hause des Holofernes sich erkundigten, zeigte man ihnen einen wüsten Platz, auf dem noch einzelne Mauern standen, dem scheuen Geflügel der Nacht ein Zufluchtsort; ein anderer Theil des Platzes war aber zur Kirche gezogen und in eine Sakristei verwandelt worden. Zur Nachtzeit, wenn die See ganz besonders stürme, behaupteten viele Leute, spuke es im verfallenen Gemäuer und es lassen sich öfters zwei Männer drinnen sehen, die die Tracht reicher Seeleute trügen aus älterer Zeit. Die Sage vom fliehenden Holländer blieb aber von der Zeit im Munde des Volks, so wie die Geschichte des Kapitäns und der aus fünfzigjährigem Schlaf- [illegible] erbar Erwachten. Martin und der from [illegible] starben bald nach diesen Ereignissen eines ruhigen Todes; Margaretha aber nahm den Schleier, um dem Himmel ein Leben zu weihen, [illegible] auf so wunderbare Weise gerettet hatte, [illegible] zog wieder hinaus in die See, um als frommer Schiffer, wozu er erzogen worden war, sein Leben zu beschließen. Von dem Kapitän und den Seinigen wurde aber keine Kunde mehr vernommen.

Voltaire in Ferney.

Eine Novelle.

Ein Brief Voltaire's an die Schauspielerin Mademoiselle Gaussin.

Ferney, 1760.

Ich weiß, schöne Freundin, wie gerne Sie etwas Wunderbares erzählen hören; kommen Sie hieher, ich versprehe Ihrer Neugier eine besondere Ergötzlichkeit und Ihrer Phantasie eine Nahrung, welche Sie bis jezt vielleicht nur im Gebiete des Mährchens gefunden hat. Kommen Sie, und lekt Sie nicht der Wunsch, einen Freund wieder zu sehen, der sich um Ihre Neigung und Achtung stets unermüdet bewerben, so errathen Sie nicht, warum Sie von der bloßen Neugier Ihre Schritte leiten zu lassen. Seit einigen Wochen befindet sich auf meinem Landgute die Gräfin von Welle- in mit ihrem Gemahl. Sie ist eine Dame voll Geist und Schönheit, der Mann ein gewöhnlicher Mensch; ihr Reichthum, so wie ihre sonstigen Glüksumstände entsprechen, so viel mir bekannt, durchaus ihren Wünschen, und dennoch — sollten Sie es glauben, daß diese Dame sich

höchſt elend fühlt? Sie wird verfolgt von einem Geſpenſte, von einem hartnäckigen, bösartigen Unholde, der ihr über die Alpen nachgewandert iſt und ihr bis an den Eiepel nachwandern wird, wenn ſie ſich entſchleſſen, bis dorthin vor dem Entſetzlichen zu fliehen. Ich habe noch nie eine ſo fürchterliche Verfolgung geſehen; der Gedanke daran raubt der ſchönen Frau die Ruhe ihrer Nächte, das Feuer ihrer Augen, die Röthe ihrer Wangen. Das Ungethüm hat keine Zeit beſtimmt, wo es ſein Opfer erfaſſen will, doch wir fürchten, daß es unſer Schloß zum Schauplatz einer ſo tragiſchen Handlung erſehen hat. Ihre Phantaſie, meine Theure, bildet ſich gewiß ſchon die Geſtalt dieſes Geſpenſtes ſo entſetzlich wie möglich, doch erfahren Sie, daß ſeine ganze Fürchterlichkeit in ſeiner Liebenswürdigkeit beſteht; es hat die Bedingung gemacht, von der Gräfin ſelbſt eingeladen zu werden: ſie ſoll es rufen, zu ſich bitten, der glühendſte Wunſch ihrer Seele ſoll ſein, den in ihre Arme zu ſchließen, den ſie wie den Tod flieht, den mit den ſüßeſten Tönen der Zärtlichkeit zu locken, vor dem ſie ſich in den Schooß der Erde verbergen möchte. Faſſen Sie dieſe Widerſprüche und den Zuſtand der armen Frau! Sie werden erwidern: welche Macht kann mich zwingen, das glühend herzuwünſchen, was ich mit Abſcheu fliehe? Und doch, Mademoiſelle, es

gibt seltsame Verhältnisse im Leben, Sie sollen wissen, daß — Doch still, Sie kommen selbst; ich will nicht, wie ein schlechter Taschenspieler, vor der Zeit ausplaudern, womit ich meine Gäste zu überraschen gedenke. Die Herzogin von St. Martin, unsere Freundin, ist mit meinen Wünschen vollkommen einverstanden; ihre muthwilligen Einfälle verspotten meine Gräfin und mich, ich brauche eine Verbündete, und die sollen Sie seyn.

Seit einem Monat steht meine kleine Bühne schon errichtet; doch der Altar der Musen wird ihr Opfer bleiben, so lange die freundlichen Damen ihre Gegenlist nützen. Man hat mich überredet, ein Schäferspiel zu dichten, oder vielmehr meine eigene Thorheit gab mir zu diesem Zweck die Feder in die Hand, denn ich kann es nicht lassen, Ihrem glänzenden Talent meine geringen Schöpfungen anzuschließen, damit sie auf diese Weise in den Tempel des Nachruhms einziehen; noch einmal, ich zähle auf Ihr Erscheinen.

Mademoiselle Gaussin, eine fünfzigjährige Schöne, die durch ihr Spiel dem großen Poeten vielfache Triumphe verschafft hatte, wußte, was sie auf eine solche Einladung zu thun hatte; sie verließ Paris und gelangte, in Gesellschaft des

Schauspielers Lecain, nach ununterbrochener Reise in der Einsiedelei zu Ferney an. Der Glanz jenes Aufenthalts, den der verbannte größte Mann der Nation um sich zu verbreiten wußte, bildete einen vortheilhaften Kontrast zu dem Begriff von Strafe, Elend, schwerer Verbannung, über die der Dichter stets klagte. Hier in den Gemächern, an deren glänzenden Wänden das Lichtmeer von tausend Kerzen niederfloß, wo die verfeinerten Genüsse aus den Pariser Salons dem Mann, der an ihnen hing, gefolgt waren, hier unter den zahllosen Erinnerungen aus einem eitelu Leben voll Triumphen, hier sah man den bescheidenen Bewohner dieser Säle wandeln, hier empfing der arme, einfache und unglückliche Einsiedler von Ferney die lieben guten einfachen Landleute, die aus der Umgegend ihn zu besuchen kamen, und die zufälligerweise aus lauter Herzogen, Grafen, Marquis, Prinzen und Prinzessinnen bestanden, welche es zur Gründung ihres Rufs von Frivolität und gutem Geschmack für nöthig hielten, dem großen Mann ihre Ehrfurcht zu bezeugen.

Es war spät am Abend, als die Schauspielerin mit ihrem Gefährten anlangte und schon unten in der Schenke erfuhr, daß die Gesellschaft oben im Schloß, dessen Fensterreihe hellerleuchtet niederblinkte, heute ganz besonders zahlreich sey, ja daß man sogar noch Gäste aus Genf erwarte.

Marie Beaufin drängte es, ihren alten Liebling zu ſehen; ſie hoffte ihn im Dunkel des Sommerabends vielleicht träumend im Garten zu finden und durchſchritt eilig deſſen geraden, ſtarren Laubgänge. Doch der Dichter der Merope mußte eben im Salon weilen, von wo eben die raſchen, hellen Töne einer Tanzmuſik in den ſtillen, duftenden Garten niederſchwammen. Sie ſtieg hinauf, beſeitigte das Heer der Diener, die das Vorgemach anfüllten, und trat mit dem ſichern Schritt einer antiken Clytemneſtra in den Saal; ihrem blöden Auge das Glas verhaltend, muſterte ſie das Gewimmel der rothen, gelben, grünen Atlasröcke, der breiten wehenden Staatsreifen, der nickenden Federbüſche und der duftenden Fächer; da ſtand der Mann ihres Herzens, da ſtand er am Ende des Saals — ja, er war es, die rothen Strümpfe, der beſcheidene ſchwarze Anzug mit der ſteifen Spitzenkrauſe, die Perrücke, die mit ihrem weißen glänzenden Lockenſturz die ſchmalen Schultern, die dürftige Bruſt des Eremiten einſchloß, die kleinen, ſcharfblickenden Augen, die mächtige Naſe, der Mund mit dem runzelvollen Zug von Lächeln und die gebückte und dennoch überlegene Haltung. Als der Poet ſeine Freundin bemerkte, rief er ein Wunwort, das den ganzen Kreis in ein erſchütterndes Gelächter brachte. „Sieh da!“ rief er; „Mademoiſelle, Sie beweiſen, daß Sie

Ihr Stichwort nicht vergessen haben, indem Sie zur rechten Zeit auf den Brettern erscheinen wehlan, Sie sollen sehen, auch ich kenne meine Rolle.“ Hiermit ergriff er den Arm der Dame und die zurückweichende Menge bildete dem Paare eine Straße, durch die es wie im Triumph schritt; oben im Saal blieb Voltaire stehen, und nachdem er seine Begleiterin auf die in einiger Entfernung an einem Spieltisch sitzende Gräfin von Bellejon aufmerksam gemacht hatte, sagte er halblaut: „Haben Sie ein schöneres Profil gesehen? Diese Augen, wie voll Feuer! dieser Mund wie zart und edelgeformt!“ Die Gräfin sah sich bei diesen Worten um. Die Diamanten an Ohr und Haupt umspielten sie blitzend, sie erröthete und Voltaire rauschte mit einem zufriedenen Lächeln vorüber. „Und die Geschichte dieser Dame, auf die Sie mich so neugierig gemacht?“ fragte die Schauspielerin. „Später, Mademoiselle, später; jezt wird man von uns verlangen, daß wir die Zaire lesen.“

Dieses Wort war kaum seinen Lippen entflohen, als sogleich eine Menge junger Herren, die darauf gelauscht hatten, in den Saal stürzten und laut ausſprengten: „Zaire! Zaire! auf die Plätze, meine Herrn und Damen!“ Eine magere alte Dame, eigentlich ein wandelndes Gebirge von Fischbein, Blonden, Federn, Bändern, sah mit

reiber Nasenspitze durch die Thür und näselte: plait-il? An den Spieltischen erhob man sich lärmend, die Musik hörte auf, es bildete sich eine lange Gasse, durch welche paarweise die Herren und Damen zu ihren Plätzen gingen. Diener liefen hin und her, Voltaire war verschwunden; er änderte seine Toilette; bald darauf erschien er wieder, an einem Arm die Gräfin Belleson, am andern eine kleine gelehrte deutsche Prinzessin, die seit längerer Zeit in Ferney wohnte und von der man behauptete, daß sie Voltaire den Pantoffel küsse. Die Witzlinge im Salon bemerkten, daß Voltaire diesmal die Stelle der Erde einnehme zwischen der großen strahlenden Sonne und dem kleinen häßlichen, vernarbten Mond. „Hier ist," rief der Poet, indem er Mademoiselle Gaussin den Damen vorstellte, „hier ist Jemand, dem ich meinen ersten Ruhm verdanke; es war zur glorreichen Zeit, als der Einsiedler noch am Hofe eines Königs lebte, als bei der Aufführung der Mérope Mademoiselle durch ihr Spiel so entzückte, daß das Publikum für die paar elenden Verse den Eremiten herausrief und ihn mit Geschrei zwang, in der Loge der Frau Marschallin von Villars zu erscheinen; ja es forderte sogar, die Herzogin, ihre Schwiegertochter, sollte öffentlich mit einem Kuß den Verfasser der Tragödie

belohnen, was auch geschah — ja wahrhaft
meine Damen und Herrn, es geschah!"

Man lächelte über diese bekannte Anekdo
aus dem Jugendleben des großen Mannes; d
Herzogin von St. Martin, jene Dame mit d
spitzen Nase, hüstelte auffordernd, Alles ließ sic
nieder, und eine tiefe Stille herrschte. Voltai
stand frei da, das Haupt mit der wallenden Pe
rücke stolz zurückgebeugt, das Buch, in das
nur flüchtige Blicke that, in der rechten Hand ha
tend. Das Gespräch zwischen Zairen und Fat
men begann, und Alles lauschte gespannt, als d
reinen, seelenvollen Töne den schönen Lippen d
reizenden Gräfin, Klänge wie Musik, entfloss
Girard, der junge Porträtmaler, stand in d
Menge und faßte die Züge der Leserin auf, we
ches Bild später in Paris, theils durch die Schön
heit des Gegenstandes, theils durch dessen seltsa
mes Schicksal, von dem diese Blätter sprechen
ein ungemessenes Interesse fand. Ihr gegenüber
als Fatime, saß Mademoiselle Gaussin; den jun
gen Franzosen, den feurigen, verliebten Chatillon
las der junge Travenol, ein Offizier und Begle
ter der Gräfin; die Herzogin näselte die beiden
Trabanten des Sultans ab. Gleich nach dem
ersten Gespräch zwischen Fatime und Zaire ertönt
jezt Voltaire's Stimme, der mit Pathos, dessen
Eleganz und Würde die Gesellschaft staunen

machte, die wohlklingenden Verse des Orosmane sprach:

— — En tous lieux, sans manquer de respect,
Chacun peut désormais jouir de mon aspect.
Je vois avec mépris ces maximes terribles,
Qui font de tout de rois des tyrans invisibles!

Ein allgemeines Geräusch entstand, man klatschte und die kleine Prinzessin warf Voltairen Küsse zu. Die Stelle, wo der edle Neresian die Worte spricht:

Seigneur, il est bien dur, pour un coeur magnanime,
D'attendre des secours de ceux qu'on mésestime:
Leurs refus sont affreux, leurs bienfaits font rougir.

wiederholte der ganze Chor der Zuhörer. Die Erkennungsscene zwischen dem alten Lusignan und Zairen war ein Wettstreit zwischen Schönheit und Kraft, der die Zuhörer außer sich brachte; ein Theil der Damen schwamm in Thränen, als die schöne Gräfin folgende Worte wie aus der Tiefe des zerrissenen Herzens hervorrief:

Je ne puis vous tromper: sous les lois d'Orosmane —
Punissez votre fille — elle était musulmane.

Als der Akt zu Ende war, rauschte der Beifall unaufhaltsam dahin; die kleine Prinzessin erhob sich, indem sie sagte: „Nicht wahr, man

darf in diesem Falle das französische Publikum nachahmen und dem größten und liebenswürdigsten Mann des Jahrhunderts einen Kuß anbieten, der ihm die Verehrung und Zärtlichkeit seiner Getreuen zeigt?“ Sie trat auf den Dichter zu, der ihr mit einer galanten Wendung zuvorkam und sich herabbeugte, um seine kleine Verehrerin zu küssen; Travenol, der junge Offizier, konnte ein Lächeln nicht verbergen, das Voltaire bemerkte und ihm nie verzieh; darauf umarmte die Prinzessin auch die Gräfin und sagte: „Erlauben Sie, schöne Zaire, daß man bedauert, Sie nicht im Besitz des alleinseligmachenden Glaubens zu sehen, da man Sie im Besitz der höchsten Schönheit, Tugend und Liebenswürdigkeit sieht.“ Man klatschte diesem Kompliment Beifall zu, doch die Herzogin von St. Martin schrieb in dem Moment ein beißendes Epigramm auf die Prinzessin nieder, das später ganz Versailles und Paris lachen gemacht hat. Nach Beendigung des dritten Akts begann der vierte, da ereignete plötzlich ein seltsamer Auftritt. Bei den Worten Zairen's:

Ou suis je malheureuse? o tendresse! o douleur!

schlägt die Gräfin den Blick auf, und dieser trifft einen jungen Mann, welcher vor nicht langer Zeit in den Saal getreten; sie wiederholt die Verse fast schreiend, ihr Blick bleibt starr auf

ine Erscheinung gerichtet, mit einem dumpfen Seufzer fällt sie in den Sessel zurück und liegt ohnmächtig da. Man kann sich den Lärm denken, der jetzt die Stille der Zuhörer unterbrach; die Damen stürzten mit Riechflaschen herbei, Alles rannte im Tumult durcheinander. Als die Kranke sich wieder erholt hatte, wünschte sie, unverzüglich in ihre Wohnung gebracht zu werden. Die Gesellschaft blieb beisammen, allein sie entbehrte ihrer schönsten Zierde; die Vorlesung ward nicht beendet. Kein anderer Stoff zum Gespräch kam auf, als die Schicksale der Gräfin, ihr seltsames, im Dunkel schwebendes, sie ewig verfolgendes Verhängniß, und Jedermann, der nichts davon wußte, glaubte sich doch berechtigt, dem wunderbaren Räthsel immer noch einen neuen abenteuerlichen Zusatz aufzubürden.

Am Morgen des folgenden Tages ließen sich Voltaire, die Prinzessin und Mademoiselle Gousin zum Lever bei der Gräfin melden; sie wurden vorgelassen und das Gespräch kam sogleich auf die Kranke selbst, die sich noch immer von gestern unwohl fühlte. Das erste Wort, das sie sprach, enthielt eine Frage an Voltaire, ob er jenen Mann bemerkt, der sich gestern plötzlich gezeigt und dessen Anblick ihr die Ohnmacht zugezogen? „Madame," erwiderte der Dichter, „es war der Marquis Rosier, ein reicher Privatmann, der

mir aus Paris empfohlen werden; weiter weiß ich nichts von ihm.“ — „Unmöglich!“ rief die Gräfin, „er iſt weder Marquis, noch heißt er Roſier — aber,“ unterbrach ſie ſich ſelbſt, „o Himmel! was ſage ich! — meine Sinne, von Neuem durch das Entſetzen gelähmt, welches ſich in mein Leben flicht, drohen mir den Dienſt zu verſagen! Ach, mein Leiden wird ſich nur mit dem lezten Athemzuge enden!“ — „Zaire!“ rief die Prinzeſſin, indem ſie die Hand der Gräfin ergriff, „Zaire, was fehlt Ihnen? — Ich begreife Sie nicht: kann ein ſchöner Mann, wie der Marquis, Ihnen ein Entſetzen einflößen, wahrlich, ſo muß ich glauben, daß dieſes durch die Stärke ſeiner Leidenſchaft erregt wird; denn er hat Sie mit Blicken angeſehen, mit Blicken, ſchöne Zaire, die Ihr Orosmane nicht glühender auf den Gegenſtand ſeiner Wahl hätte heften können; er liebt Sie, ſchöne Frau, und Sie haſſen ihn?“ Die Gräfin bat, dieſes Geſpräch abzubrechen, indem ſie verſicherte, daß dergleichen Worte ihr wie Schwerter in den Buſen ſchnitten. „Nun wohl!“ rief die Prinzeſſin, „ich ſchweige, doch nur unter der Bedingung, daß Sie uns die Urſache jenes Entſetzens mittheilen, das uns alle geſtern für Ihr ſchönes Leben zittern gemacht hat.“ Voltaire und die Schauſpielerin vereinigten ihre Bitten mit dieſem Wunſche, und obgleich die Gräfin

wiederholt versicherte, ein solcher Bericht habe nächst den Schmerzen, den er ihr verursache, nur für sie selbst ein lebendiges Interesse, Andern möge die Erzählung nur geringfügig erscheinen, nahm sie endlich das Wort und sprach:

„Es werden jetzt sechs Jahre, daß ich mich mit meinem Gemahl in Neapel aufhielt, um in dieser paradiesischen Gegend einen Sommer zuzubringen. Ich war zwanzig Jahre alt. Die Gunst des Himmels hatte mir unverdient ein eben so glänzendes, als an innerer Zufriedenheit reiches Loos beschert. Während die Gespielinnen meiner Kindheit darbten, tausend bessere und edlere Geschöpfe ihr Leben verwahrt und der Glücksgüter beraubt zubrachten, durfte ich mit einem Herzen, das der Himmel offen und empfänglich geschaffen, den Blick frei in die Welt richten, und sah Reichthümer und Schönheiten zu meinen Füßen hingebreitet, über welche der unbefangene, heitere Sinn der Jugend noch zahllose Reize mehr ausgoß. Mit einem Worte, ich war glücklich, und als eine Glückliche übermüthig. Die Welt war mein, und ich ging mit diesem geschenkten Gut wie mit einer Puppe um, die ich nach Gefallen behandelte, je nachdem die augenblickliche Laune es mir eingab. Es konnte nicht fehlen, daß ich auf diese Weise zahllose thörichte Einfälle ausführte und mir Verstöße gegen bestehende Gesetze der

Gesellschaft zu Schulden kommen ließ, die man zwar geneigt war, meiner Jugend zu verzeihen, deren Folgen aber spät oder früh auf eine höchst empfindliche Weise sich zu rächen pflegen. Obgleich ich mir dieser Fehler wohl bewußt war, so habe ich doch nie darnach gestrebt, sie zu verheimlichen, und diese Offenheit meines Charakters und meiner Gesinnung war vielleicht gerade eine Eigenschaft, auf die ich, als auf die einzige gute, hätte stolz seyn dürfen; doch der Himmel fügte es, daß gerade diese Freimüthigkeit jenes Ereigniß herbeiführte, von dem sich mein Elend und meine jetzige Unruhe herschreibt, und welches ich jezt mit kurzen Worten Ihnen, mein verehrter Freund, und den beiden Damen eröffnen will.

„Mein Gemahl und ich bewohnten eine Villa, die nah am Meere lag und uns die Aussicht auf das göttliche Panorama des Golfs mit seinen Inseln eröffnete. Gab es etwas, was die günstige Lage dieser Besitzung uns verkümmerte, so war es der Umstand, daß der Galeerenhof nahe daran stieß und daher unsere Blicke, ohne es zu wollen, öfters auf Gemälde trafen, die das menschliche Elend, die Verworfenheit und tiefste Erniedrigung mit grellen Farben in unsere Seele prägten. Wer beschreibt das Leben dieser Unglücklichen, ihre Existenz, die kaum eine zu nennen ist; denn eine taube Gefühllosigkeit, eine

gräßliche, durch die lange Dauer des Unglücks hervorgerufene Lethargie bemeisterte sich dieser Schlachtopfer. Sind die Armen von der Galeerenbank befreit, auf der sie, mit Ketten gefesselt, gefühllosen Automaten gleichen, so bringen sie die wenigen Augenblicke, die ihnen zur Erholung gegönnt werden, mit rohen thierischen Genüssen zu, die dann auch jeden noch keimenden Funken edler menschlicher Kräfte in ihnen ersticken. Die Elemente, die freigebornen Söhne der Schöpfung, sie nur da zu seyn scheinen, um das Leben des Menschen auf das Mannichfaltigste zu verschönen, für jene Unglückliche bilden sie eben so viel Martern. Das Licht brennt mit seinem Strahl ihre Haut zur Farbe des Negers und zerstört durch seine Glut die Bildung ihres Körpers; das Meer, dessen Anblick uns beseligt und erfrischt, ihnen ist es eine endlose Marterbank, wo sie jede Welle der ungeheuren Fläche mit einem Seufzer messen; in ihr enges Gefängniß strömt die Luft nur sparsam ein, und selbst die Erde, ein Tummelplatz der Freuden und Genüsse für eine Welt glücklicher Menschen, wird für sie nur ein frühes Grab. O entsetzlich, meine Freunde! was haben wir gethan, daß uns ein günstiges Geschick mit seinen Liebkosungen überhäuft, uns geboren werden ließ in einem Lande, das sich mit dem reichsten Schmuck der Kultur ziert, zu einer Zeit, wo unsterbliche

Geister durch ihre glänzenden Verdienste ein g
zes Jahrhundert adeln und beglücken!"

Die Gräfin warf hier einen Blick auf V
taire und fuhr dann in ihrer Erzählung fo
„Ich muß erwähnen, daß mein Leichtsinn, d
ich öfters hier anklagen muß, sich so weit v
ging, mir den Plan in den Kopf zu setzen, ein
jungen Grafen, der schon mehrere Siege gefei
hatte, und den eine Anzahl Damen, in ein
nicht zu billigenden Schwäche, für unüberwin
lich erklärt hatten, in mich verliebt zu mache
Wirklich erreichte ich meinen Zweck; doch ehe
Zeit gewann, über meinen Triumph zu frohlocke
mußte ich leider bemerken, daß der Gegenstan
meiner unwürdigen, kindischen Bewerbungen nic
der Zeit werth war, die ich damit hingebrac
hatte, ein Ziel zu erreichen, welches mir so wen
Ehre machte. Der eitle Jüngling, das für wah
Flamme haltend, was nur Spielerei meiner E
telkeit war, fing jezt alles Ernstes an, mich m
seiner Zärtlichkeit zu bestürmen, und ich war
der That bestraft genug, denn ich wußte nich
wie ich den albernen, zudringlichen Laffen wied
los werden sollte. Eines Tages, wo mein W
derwille gegen ihn, so wie seine Dreistigkeit gege
mich aufs Höchste gestiegen waren, befand ic
mich gerade mit ihm auf einem Spaziergang
am Gestade des Meeres; vor uns lag eine Gruppe

jener Elenden, die ich beschrieben habe, und wurde von ihren grausamen Wächtern gehütet; einige stießen Flüche und Verwünschungen aus, andere sprachen uns um eine Gabe an, einer jedoch aus der Gesellschaft lag unbeweglich, in seine Lumpen gehüllt, am Wege abwärts, und schien sich nicht darum zu kümmern, daß die Wellen des Meers sein Haupt von Zeit zu Zeit neßten; er schien, unter der Last seines martervollen Daseyns bis zur äußersten Gefühllosigkeit abgestumpft, halbtodt da zu liegen, ein wahrhaft fürchterlicher Anblick, der mich jezt in der Erinnerung noch auf's Aeußerste ergreift. Ich weiß nicht, wie ich auf den mehr als wahnsinnigen Einfall gerieth, dem Grafen, der kurz vorher mich auf's Aeußerste gebracht hatte, im Zorn und mit dem Lächeln eines giftigen Spottes zuzurufen: „Ehe ich mich so weit vergesse, Ihre Liebe zu erwidern, ehe soll jenes Scheusal, das an den äußersten Grenzen der Menschheit zu Hause ist, der Gegenstand meiner Wahl seyn.“ Kaum waren die Worte ausgestoßen, als in dem Moment die Gestalt, auf die sie gingen und die ich im tiefen Schlafe begraben meinte, sich langsam aufrichtete, und indem sie einen Laut ausstieß, der wie der gräßliche dumpfe Ton eines zum Tode getroffenen Thiers klang, sich auf den rechten Arm stüzte und jezt einen Blick auf mich richtete, der mein Blut in allen

seinen Pulsen erstarren machte. Es lag in diesem Blick, meine Freunde, ach! wie soll ich es beschreiben! alles, alles zusammengedrängt, was in der Seele eines Menschen sich nur von Schmerz, tief verhaltener Wuth, unsäglicher Wehmuth und kaltem Grimm findet. O Himmel, rettet mich — ich sehe es vor mir, das hohle, bleifarbene Antlitz mit dem tiefen, brennenden Auge — mich trifft der Blick!"

Die Erzählerin schwieg, ihr Gefühl, auf's Aeußerste gereizt, verstattete ihr keine Worte mehr, sie lag mit heftig arbeitendem Busen in die Polster zurückgelehnt, das Taschentuch vor's Antlitz gepreßt; beide Frauen bemächtigten sich ihrer Hände und überhäuften sie mit Liebkosungen und Bitten, in ihrer Erzählung fortzufahren. Als die Gräfin sich erholt hatte, schien ein anderes beengendes Gefühl die Oberhand über's Entsetzen zu gewinnen, sie heftete den Blick wie in Gedanken auf den Boden, eine heftige Röthe färbte ihre Wangen und sie erhob sich von ihrem Sitz, wobei es den Anschein gewann, als wolle sie ihre Erzählung gerade in dem Moment unterbrechen, wo sie die Aufmerksamkeit der beiden Zuhörerinnen auf's Höchste gefesselt hatte. „Madame!" rief die Prinzessin, „was wollen Sie? uns verlassen? — Unmöglich! wir wollen wissen, was geschah, was der entsetzliche Mensch unternahm." — „Ich kann

meinen Bericht nicht vollenden," ſtammelte die Dame, noch heftiger erröthend; „Sie, Herr von Voltaire, Sie kennen mein Unglück, befriedigen Sie die gütige Theilnahme dieſer Damen und ſprechen Sie aus, was meine Lippen nie nennen ſollen." Mit dieſen Worten hing ſie ſich an den Arm ihres Gemahls und verſchwand in ein Seitengemach.

Kaum war ſie fort, als die beiden Damen mit Leidenſchaft über den Dichter herfielen, der ſie auch nicht länger warten ließ. „Meine Damen!" rief der vorſichtige und galante Mann, „was ich jetzt zu ſagen im Begriff ſtehe, ſind die eben Worte eines beleidigten Galeerenſklaven, die ich Ihnen treu wieder gebe. — „Elende!" rief die aus den ſchwarzen Lumpen ſich emporarbeitende Geſtalt; „Elende, die du es wagſt, eines ſo tief Gedemüthigten noch zu ſpotten, wiſſe, daß du einſt in meinen Armen ruhſt und daß dann dieſe Nacht die letzte deines Lebens iſt!" — „Ah ciel!" ſchrie die Prinzeſſin, „das Ungeheuer!" Mademoiſelle Gauſſin ſchwieg, indem ſie den Blick ihrer großen geiſtreichen Augen auf den Dichter heftete, deſſen Antlitz ein ungewöhnlicher Ernſt beſchattete und der an der Erfüllung jener ſeltſamen, fürchterlichen Prophezeihung, die er eben mit tönender Stimme ausgeſprochen, nicht zu zweifeln ſchien. Der Graf trat eben in's

Gemach, und der Dichter konnte nur noch die Worte hinzuſetzen: „Seitdem glaubt ſich die un glückliche Dame ewig von jenem Ungeheüm ver folgt; nirgends iſt ſie ſicher, denn unter jeder Verkleidung kann er ja verborgen ſeyn, und ſo glaubte ſie auch geſtern ihn im Marquis Roſier erkannt zu haben, was denn nun ganz gewiß ein großer Irrthum iſt, denn der ſchöne Mann, wenn er auch ein Italiener wäre, hat doch nicht die mindeſte Aehnlichkeit mit jenem Scheuſal, welches ſie uns eben mit ſo lebendigen Farben geſchildert hat.“ — „Und dennoch,“ fügte der Graf hinzu, „läßt es ſich nicht läugnen, daß der Marquis ein ächt italieniſches Geſicht hat, beſonders ſeine tiefliegenden, ſchwarzen Augen —“

„Ich bin ganz außer mich ſelbſt geſezt!“ rief die Prinzeſſin. „Fürwahr! die Geſchichte iſt ſchrecklich und pikant. Man ſehe nur, wie ſchwierig die Löſung der Aufgabe iſt, die der Unbekannte ſich geſezt. Er zählt erſtens darauf, daß die Gräfin ihn nicht erkennt, und dieſes iſt am wahrſcheinlichſten, denn ein in Schmutz und Lumpen daliegender Bettler kann wohl durch ſorgfältige Bemühungen ſich im Zeitraum von ein paar Jahren zum Marquis umwandeln; zugleich aber will er das Herz der Dame gewinnen, die er ſo grauſam ſtrafen möchte, er will, als Liebhaber zur höchſten Gunſt im Tempel der Liebe eingelaſſen,

die Stätte seines Triumphs zur Gerichtsstätte machen, wo er ein Opfer hinschlachtet, das nichts weiter verbrochen hat, als im Leichtsinn einige unvorsichtige Worte auszustoßen. Entsetzlich! man mache mir nicht weiß, daß hier irgend eine Verdachtung sich gegründet finde, und gäbe ich auch Alles zu, so muß schon deßhalb der schwarze Anschlag scheitern, weil er gegen eine Dame gerichtet ist, die eben so sehr durch Schönheit, wie durch die strengste Tugend glänzt." Diese Worte wurden lauter ausgesprochen, weil sie halb an den Grafen gerichtet waren, dem man etwas Angenehmes sagen wollte, obgleich Jedermann wußte, daß der Graf eben so schläfrig und indifferent, als seine junge, feurige Gattin schön und lebenslustig war. Die Herzogin pflegte, wenn man ihr von dieser Geschichte sprach, zu erwidern, sie sehe hier ein ganz gewöhnliches Kunststückchen eines eifersüchtigen und dennoch bequemen Ehemanns, der sich nicht anders vor gefährlichen Nebenbuhlern zu retten weiß, als indem er sich hinter einen durchtriebenen Schelm steckt, der der Schönen weiß machen muß, daß ihr bei der nächsten Uebertretung ihrer ehelichen Treue das Messer eines Bravos in den Busen fährt, wobei sie leichtgläubig genug ist, das Mährchen für Wahrheit zu nehmen. „Nun ja, ich habe nichts dagegen und wünsche dem Grafen Glück zu seiner

treuen Gattin, denn das Schreckbild ist klug genug gewesen, keine Zeit zu bestimmen, und so wird sich die Dame bis in ihr spätestes Alter in Acht nehmen.“

Ein Theil der Gesellschaft stimmte unbedingt dieser, durch den bekannten Witz der Herzogin unterstützten Ansicht bei, ein anderer Theil, und zwar die Anhänger romantischer Verhältnisse, denen Mademoiselle Gaussin und die Prinzessin beitraten, entschied sich für die unbedingte Wahrheit der Thatsache, wie die unglückliche schöne Frau sie erzählt hatte. Auf jeden Fall war hier ein weites Feld für die interessanteste Intrigue eröffnet. Alle Blicke der Gesellschaft waren auf den maskirten, entsetzlichen Galeerensklaven gerichtet.

Die Verehrer der Gräfin, deren eine große Anzahl war, fingen an, sich unter einander mit mißtrauischem Auge zu betrachten, so wie sie wiederum der Gegenstand der Aufmerksamkeit der Menge waren. Wer ein paar schwarze Augen hatte, war und blieb verdächtig; das zweite Merkmal, das die Gräfin genannt hatte, das schwarze Haar, konnte nicht gelten, denn eine Perrücke sah aus wie die andere; dagegen untersuchte man die Gestalt, und viele schmalschultrige, dünnbeinige Leute waren froh, daß man sich darüber vereinigte, bei ihnen sey durchaus nicht die Gestalt

nes handfesten Galeerensklaven zu finden; sie
ahren daher dreist in ihren Bewerbungen fort,
indeß mancher schöne Knabe, dem die Natur
einen kräftigen Wuchs und feurige Augen gege-
ben, durch das Urtheil der Menge seine Hoff-
nungen schwinden sah. Der Marquis Rosier,
den man sorgfältig beobachtete, spielte, ob mit
oder ohne Grund, den Unbefangensten; ja er
äußerte sogar, als man über jene Begebenheit in
Neapel sprach, er bezweifle die Richtigkeit der
Thatsache nicht einen Augenblick, denn es sey
ihm nur zu bekannt, wie rachsüchtig seine Lands-
leute seyen, und daß es gar wohl Charaktere gebe,
die den Plan einer so raffinirten Rache fassen
könnten; doch glaubte er der Gräfin, nächst dem
Schirm, den ohnedies ihre Tugend gebe, die Ver-
sicherung ertheilen zu können, daß, da sechs Jahre
bereits dahingegangen, jener Elende entweder
nicht mehr lebe, oder wenn er aus der Haft frei-
gesprochen worden, wohl indeß auf andere Ge-
danken gekommen sey und seinen Vorsatz aufge-
geben habe. Diese Worte, ohne das mindeste
Zeichen von Befangenheit ausgesprochen, nur vom
warmen Gefühl für die Dame eingeflößt, löschten
einen Theil des Verdachtes aus, und man fing
an, daran zu denken, daß es, auch außer dem
Gefürchteten, Italiener geben könne mit dunkeln
Augen und einer gelben Gesichtsfarbe. Waren

die schwarzen Augen in so schlechtem Rufe, so schienen die blauen dagegen dazu bestimmt, ohne Schwierigkeit zu siegen; allein auch hier drohte der Schönen Verderben; denn konnte man wohl so genau die Farbe von ein paar schönen Augen untersuchen, ohne sich in die Gefahr zu begeben, so tief in sie hineinzusehen, daß gerade dadurch ein Unheil herbeigeschworen wurde, das man zu vermeiden die Absicht hatte? Es blieb darum kein anderes Mittel, und die Wichtlinge gingen so weit, es hinter dem Rücken der Gräfin laut auszusprechen, als das Gelübde gänzlicher Weltabsonderung zu thun. Allein durfte man einen solchen Rath einer Dame geben, die wie eine Rose blühte und ein Heer von Schmetterlingen um sich sah?

Inzwischen gab sich der Eremit von Fernen Mühe, die Aufmerksamkeit seiner Gäste auf sich und seine Poesien zu lenken; das Schäferspiel, von dem er seiner Freundin geschrieben, war fertig und die Rollen ausgetheilt. Es schilderte das Leben Apolls unter den Hirten. Der Eremit hatte, von seinen Freundinnen verführt, sich überreden lassen, mitzuspielen und die Rolle des als Hirten verkleideten Götterjünglings zu übernehmen. Die Rolle einer spröden, träumerischen Hirtin hatte die schöne Gräfin erhalten, der Marquis bekam eine kleine Heerde, die er weidete,

Mademoiselle Gaussin wurde auch beschäftigt, und für die Prinzessin war der Anzug einer Flußnymphe fertig, ein Reifrock von wasserblauem Atlas, mit Schilfrosen garnirt; oben auf der gepuderten Frisur à la belle Gabrielle sollte ein kleiner Kranz von Schilf prangen, und für den Busen hatte die Prinzessin eine schimmernde Wasserblase aus Diamanten machen lassen, die an eine Zitternadel befestigt werden sollte. Jedermann freute sich auf die Aufführung, besonders auf die Figur, die die kleine häßliche Person als Flußnymphe zum Besten geben würde. Vor der Aufführung hatte sich jedoch das Mißgeschick verschworen, Voltairen einen häßlichen Streich zu spielen. Eine Bande Puppenspieler hatte sich in Genf niedergelassen; gelockt durch die Menge der Gäste, die in Ferney sich vereinigt hatten, waren sie mit einer Truppe von Affen und Hunden herübergezogen, und der Wirth des Hotels, in dem die schöne Gräfin wohnte, räumte zu den Spielen einen Vorsprung am ersten Geschoß ein, der eine Art von Balkon bildete und von dessen freistehender Erhöhung ein paar Affen und eine Anzahl Hunde, die Akteurs dieser Bühne, sich dem unten versammelten Publikum am günstigsten zeigen konnten. Es war am Abend des Tages, da im Schlosse die Aufführung des Singspiels vor sich gehen sollte, als Voltaire, der seine Toilette

für die Bühne vollendet hatte, vom Kitzel gen
ben wurde, sich in seinem Kostüm dem Auge d
schönen Gräfin zu zeigen. Seine Kleidung b
stand aus einem Rock von rosenrothem Atla
Weste und Kniehosen weiß, die Strümpfe jede
wieder roth mit hoch hinaufgehenden goldgestickt
Zwickeln, auf den Schuhen Rosetten nebst gold
nen Schnallen; in der Rechten hielt er eine
Schäferstab, über die Schulter lief ein rothe
Band, an dem eine zierliche kleine Hirtentasch
befestigt war, aus der ein paar Blumensträuß
und Virgils Bucolica, in Maroquin gebunden
hervorguckten, ein dritter Blumenstrauß prang
an dem Busen, der Schäferhut war mit einem
Lorbeerkranz geschmückt und in jeder Locke de
Perrücke steckte ein Lorbeerblatt, in der Linken
ruhte eine goldene Leier. In diesem Kostüm
schlüpfte der Dichter durch den verbindenden Gang,
der aus seinem Schlosse zum Hotel der Gräfin
führte, und erschien mit einem leichten, tänzeln
den Schritt in dem Zimmer derselben. Es war
leer; behutsam steigt er in den ersten Stock her
ab und begegnet einer Zofe, die ihn versichert,
ihre Dame habe sich eben erst hier gezeigt; Vol
taire tänzelt weiter und trifft in einem Gemach,
von dem eine Thüre auf den Balkon führt, den
jungen Travenol, der müßig und träumend auf
einem Stuhl liegt, und der jezt aufspringt, da

sich der gepuzte Puderkopf des Poeten langsam a die Thüre steckt. Der muthwillige Jüngling verbeißt das Lachen, das bei diesem Anblick in ihm aufsteigt; er erkundigt sich, was der gnädige Herr befehle, und da Voltaire seinen Wunsch äußert, die Gräfin zu sehen, öffnet jener, ob aus Muthwillen, oder weil er wirklich glauben mochte, die Dame befinde sich dort, die Thüre auf den Balkon, und das Mißgeschick will, daß der Dichter gerade unter die spielenden Hunde tritt, als der Direktor der Truppe eben mit lauter Stimme ausruft: „Hier, meine geehrten Zuschauer, tritt nun der große Affe als Schäfer auf!“ — Man kann sich das Erstaunen, den Zorn des Dichters denken, der, Anfangs die Worte des Direktors für unerhörten, dreisten Spott haltend, ihn auf's Heftigste zur Rede stellen will, bald aber aus dem Befremden desselben und aus dem Umstand, daß dicht hinter ihm das angekündigte Thier erscheint, merkt, daß hier ein unglücklicher Zufall sein Spiel treibe. Schnell sich zurückziehend, konnte er glauben, daß keiner der unten versammelten Zuschauer ihn in der Kleidung erkannt habe, und wirklich war der größte Theil zweifelhaft gewesen, für was sie die plötzlich hervortretende abenteuerliche Gestalt halten sollten; Andere aber hatten Voltairen erkannt, und man kann sich denken, daß schon nach einer

Stunde die lustige Anekdote im ganzen Schlosse erzählt wurde. Die alte Herzogin von St. Martin wußte sich vor Lachen nicht zu lassen, als sie das Histörchen vernahm. „Man sehe!“ rief sie, „nicht zufrieden mit dem Ruhm, der beste Kopf in Europa zu seyn, treibt ihn die Eitelkeit so weit, sogar einem armen Affen den Rang ablaufen zu wollen.“ Die Witzlinge konnten sich über diesen Vorfall nicht zufrieden geben; aber die Verehrer des Eremiten, er selbst an der Spitze, schäumten vor Wuth, und man ging so weit, dem jungen Travenol die ganze häßliche Intrigue zuzuschreiben.

Als die Gräfin ihren jungen Freund entschuldigen wollte, sagte der Dichter gereizt: „Madame, es bedarf hier keines Wortes; Sie werden mir Glauben schenken, wenn ich Ihnen sage, daß ich Feinde habe, hartnäckige, bösartige Feinde, Feinde, deren Wuth und Rachsucht desto höher steigen, je weniger ich ihre Bosheit bemerke, und je wirkungsloser bis jezt ihre giftigen Pfeile an dem Panzer meiner Klugheit und dem der Thätigkeit meiner Freunde abgeglitten sind. Und nun besonders dieser Travenol stammt von einer Familie ab, Madame, die sich vereinigt hat, mich auf's Gröblichste zu beleidigen. Sie kennen meinen Prozeß mit dem Musiker Travenol und seinem Vater, die beide nachher auf meine Veranstaltung

im Bicêtre saßen; diese Ungeheuer hatten den Muth, Schmähschriften gegen mich in's Publikum zu streuen, welche man sogar über's Meer nach England brachte; zum Glück endigte sich die ganze Angelegenheit auf eine Weise, die da zeigte, daß, wenn einige Unwürdige einen großen Mann zu kränken wagen, er dieses dadurch rächt, daß er verzeiht und großmüthig schweigt. Jezt aber erwächst mir in jenem unruhigen Blondkopf, dem Sie, Theuerste, ganz ohne Grund ein so zärtliches Vertrauen schenken, ein neuer Feind, der Lust zu haben scheint, die Händel seiner saubern Verwandten fortzusetzen; allein es soll ihm übel bekommen. Sein Einfall war es ohne Zweifel, mich auf jene boshafte und schimpfliche Weise der Menge vorzuführen, und jenes Lächeln bei der Vorlesung der Zaire ist mir ebenfalls nicht entgangen; doch er soll es büßen, der Hohlkopf, der Gelbschnabel, der Geck!" Die Gräfin legte dem Dichter die schönen Finger auf den Mund, indem sie lispelte: „Still! dürfen dergleichen Ausdrücke über Lippen, die noch vor wenig Tagen uns so unsterbliche Verse gespendet haben?" Voltaire küßte ihre Hand, bestand aber darauf, daß Travenol auf irgend eine Weise von ihr bestraft werden müsse. Als die Gräfin darauf erwiderte, sie könne Niemand bestrafen, über den sie keine Autorität ausübe, sagte der Dichter mit boshaftem

Lächeln: „Madame, ganz Ferney weiß, daß der junge hübsche Mensch keine andere Gebieterin hat als Sie, und daß er sich von diesen Fesseln um so weniger befreien wird, je mehr Sie darauf bedacht sind, das Dasein derselben zu läugnen.“ Die schöne Gräfin lachte, ihre schönen Augen sahen mit einem eigenthümlichen Ausdruck von Schalkheit den schmunzelnden Poeten an, und das Köpfchen auf die Seite gebogen, sagte sie: „Glauben Sie? — Nun weiß, man straft nicht, was man liebt.“ Sie stand auf, und mit einer lächelnden Verbeugung trat sie verschwunden. Voltaire blieb sitzen, er nahm langsam eine Prise aus einer Dose, die sein eigenes Bild als gekrönten Dichter zeigte und welche die Marquise du Chatelet ihm verehrt hatte; dann erhob er sich und in seinem Innern reifte der Plan, wie er sich rächen könne für die abschlägige Antwort, die er so eben erhalten.

Am andern Morgen wußte es das ganze Schloß, daß der junge Genfer Offizier, Hyppolit Travenel, der erklärte Liebling der schönen Gräfin sey; doch Voltaire's hämische Ränke ging noch weiter, er verband sich mit der Prinzessin, der Herzogin von St. Martin und der Mademoiselle Gaussin, um eine Farce einzuleiten, die die meisten Gäste für das unterbliebene Schäferfest schadlos halten sollte. Die Hauptintrigue war

auf die Entzweiung der Dame mit ihrem Geliebten gerichtet; dieser Zweck sollte erreicht werden, indem man einen jungen Bildhauer, der sich in Genf seit einiger Zeit aufhielt und dessen Anblick, wie man bemerkt hatte, der Gräfin nicht gleichgültig gewesen, auf irgend eine Weise, gleichsam wie zufällig, mit der Dame zusammenbringen wollte. Voltaire, der den jungen Mann schon in Italien kennen gelernt, und der wußte, wie auch jener sich in der Stille für die gefeierte Schöne interessirte, nahm die Ausführung dieses Theils des Anschlags ganz auf sich; die vereinigten Damen versprachen dagegen, des jungen Travenols Treue in den Netzen seiner Geliebten verdächtig zu machen, und so durch die Eifersucht und Rache die Kraft der Triebfeder zu verstärken, die Voltaire in Bewegung setzte. Außer daß man den jungen Travenol stürzte, gewann man noch durch dieses Kunststückchen den Vortheil, die Gräfin von ihrer abergläubischen Furcht zu heilen; ja um den Scherz zu vollenden, sollte sich der neue Geliebte im Augenblick seines zärtlichen Empfangs als Galeerensklave zu erkennen geben; Strafe genug wäre alsdann der Schreck, den die Schöne empfinden mußte. Alle vier Verbündeten klatschten sich Beifall zu, als dieser Plan so weit gediehen war; nun aber trat die Prinzessin mit der Bemerkung auf, daß die Furcht der

Belleson vor ihrem Rächer erst entfernt werden müsse, ehe man hoffen könne, daß sie in die gelegte Falle gehe, und hiezu schien kein passenderes Mittel, als den Marquis, der indeß in seinen Bewerbungen um die Gunst der Dame auf's Eifrigste fortgefahren war, als den fürchterlichen Maskirten anzugeben; auch dieser Aufgabe unterzog sich der Dichter, und die Damen ließen ihm vollkommen freie Hand.

Indeß diese Maschinerie nun von allen Seiten in Bewegung gesetzt wurde, ahnete der Gegenstand derselben nicht die mindeste Gefahr. Die Gräfin schien das drohende Gespenst ziemlich vergessen zu haben. Sie war die Heiterkeit, der Muthwille selbst. Auf einer Fahrt nach Genf, die sie in Gesellschaft der Prinzessin und der Herzogin unternahm, sprang die erste Mine der Verbündeten. In einem artigen Hause, in dem man einkehrte, erblickte die Dame den jungen Offizier, wie er eben in einer ziemlich vertraulichen Stellung einem jungen hübschen Mädchen Unterricht in der Musik gab; dieses Mädchen war Niemand anders, als das Kammermädchen der Prinzessin, das seine Rolle meisterlich spielte und, von ihrer Gebieterin unterrichtet, als die Damen sie zur Rede stellten, einen recht artigen Roman erzählte, ja zuletzt mit verstellter Unbefangenheit einen Ring zeigte, den man dem jungen Travenel

her; doch ach! wie ganz anders waren damals seine Verhältnisse; er war wohlhabend, unabhängig, der Neffe eines reichen Prälaten, des Kardinals Simelli, und so schienen seine Ansprüche auf eine ausgezeichnete Lebensstellung durchaus begründet; er gehörte zu den seltenen Menschen, die ich gekannt." — „Der Neffe des Kardinals Simelli!" rief die Gräfin; „ist's möglich? und was hat ihn seines Namens und Glücks beraubt?" — „Eine unglückliche Liebe," erzählte der Dichter; „er lernte ein Mädchen kennen, das, wie er mich damals glauben machen wollte, nichts besaß, als ein zärtliches, edles Herz und einen unbescholtenen Namen, Schätze, deren Werth ein Mann, wie der Kardinal, nicht anzuerkennen vermochte. Der junge Mann verließ sein Vaterland, sein Vermögen, und verband sich mit dem Mädchen, welches diese Opfer dadurch vergalt, daß sie bald nach der Hochzeit mit einem schändlichen Freunde entfloh und ihn der Verzweiflung Preis gab, vor der jedoch seine große Seele ihn bewahrte. Ja, als nach wenigen Jahren der treulose Freund mit der Entführten in die tiefste Armuth versank, so unterstützte der Edle sie mit dem, was er durch die Arbeit seiner Hände erwarb, ohne zu leiden, daß jene ihren Wohlthäter kennen lernte."

Die Prinzessin und die Herzogin waren entzückt über so viel Edelmuth, die schöne Belleson legte ihr Haupt, und indem sie vor sich hin sprach: „Armer Verzagender!“ entrollte eine Thräne ihren schönen Augen. Die Prinzessin warf Voltairen einen Kuß zu, den dieser mit einem triumphirenden Lächeln beantwortete, indem er ihr zu schweigen winkte. Am Morgen darauf fährt die Gräfin allein zu Sinelli, denn die beiden Damen haben eine Menge Gründe, warum sie sie nicht begleiten konnten. So werden die Besuche eine Woche lang alle Morgen fortgesetzt, auch die zweite Woche geht so hin. Voltaire ist indeß zu Ferney gewesen; als er zurückkommt, findet er zwar die Büste lange noch nicht vollendet, dagegen macht er eine Entdeckung, die er nicht anders als unter vier Augen seiner Freundin mittheilen will. Als er bei ihr eintritt, ruft er laut: „Um Gott, Madame, was haben Sie gemacht? Der Graf Sinelli liebt, liebt schwärmerisch; kaum habe ich ihn wieder erkannt, so sind seine Züge verändert.“ — „Voltaire!“ rief die Gräfin, „warum sagen Sie mir das?“ — „Warum! schöne Seele! weil Ihre Unbefangenheit auf Resten eines unglücklichen Jünglings, meines Freundes, sich den Schein der Unschuld gibt. Sie wollen von nichts wissen, indeß jener am Rande des Grabes schwebt! Undankbare!

so vergelten Sie meine reine Absicht, die Züge eines Antlitzes auf die Nachwelt zu bringen, die eben so gefährlich und tückisch als schön sind?"

Ein schwärmerisches Lächeln zog über das Antlitz der reizenden Frau, sie antwortete mit keiner Sylbe, allein sie verließ Genf, um ihren Gemahl, der ihre Rückkehr wünschte, in Ferney zu sehen. Indeß hatten die verbündeten Damen den jungen Travenol gegen seine Freundin einzunehmen verstanden; er verließ Ferney, noch ehe die Gräfin zurückkehrte; statt seiner erschien Servelli, um die Probearbeit seiner Büste der Versammlung zu zeigen. So zurückhaltend und den Gesetzen einer ritterlichen, ehrerbietigen Ergebenheit gemäß auch sein Betragen gegen die Gräfin war, so entging einem nur im mindesten scharfblickenden Auge nicht, daß jene Glut, die Voltaire geschildert, wirklich sein Inneres durchtobte; oft sah man ihn Stunden lang, wenn er sich unbemerkt glaubte, den Blick seiner schwarzen blitzenden Augen auf die Gräfin richten, mit einem Ausdruck, der, wie die Herzogin von St. Martin bemerkte, eben so viel von der verderblichen Eigenschaft des Feuers, als von seinem Glanz hatte. Doch je lastender das Gewicht eines leidenschaftlichen Schmerzes auf der Seele des unglücklichen jungen Mannes zu liegen schien, desto mehr schien im Gemüth seiner schönen Geliebten

ein finsterer Schatten aufzusteigen, der sie daran zu mahnen schien, daß für sie über jeder üppig aufblühenden Blüthe ein bleicher, mahnender Todesengel schwebe. Sey es, daß dieser Gedanke für eine schöne, von der höhern Romantik der Liebe begeisterte Frau mehr Anziehendes als Abstoßendes hatte, sey es, daß zum erstenmal Gefühle in ihrem Herzen keimten, deren Stärke und Glut jede andere Rücksicht verschlangen, genug, die von ihrer Stirn geschwebene Heiterkeit, das entflohene Lächeln ihres Auges und die Einsamkeit, die sie suchte, waren für die Verbündeten Zeichen genug, daß der Pfeil, mit dem sie gespielt hatten, das Opfer, wider ihren Willen, bis in's Herz verwundet hatte. Die Gräfin glaubte, indem sie sich mit ihrem Platz am Krankenbette ihres Gemahls vor der Gesellschaft, rücksichtlich ihrer Trennung von derselben, entschuldigte, sich vollkommen vor Nachreden sicher gestellt; es kam ihr nicht in den Sinn, zu vermuthen, daß ihr Schicksal jetzt gerade die Lieblingsfranken der Gesellschaft auf's Lebhafteste fesselte. Es war ausgemacht, daß es jetzt zur Katastrophe kommen mußte, und Voltaire arbeitete darauf hin, indem er einen Brief diktirte, in welchem er sich melden ließ, daß der Marquis Rosier ein Mensch niederen Standes sey, der wegen eines Verbrechens einige Jahre auf der Galeere gesessen habe. Diese

Verläumdung, die bloß der Gräfin mitgeb
werden sollte, wurde durch eine seltsame Täuu
des Zufalls unnütz gemacht.

Ehe Voltaire jenen Brief zu Stande brach
erschien ein Polizeibeamter aus Lausanne, der u
Auftrag des päbstlichen Geschäftsträgers ein Schre
ben überbrachte, in welchem die Auslieferung eine
durch mannichfaltige begangene Verbrechen de
Gesetzen anheimgefallenen Menschen an die Pol
zeibehörde von Lausanne anbefohlen wurde, da
man in Kenntniß gebracht, daß der Flüchtlin
unter dem Namen eines Marquis Rosier sich auf
dem Schlosse zu Ferney aufhalte. Man kann
sich den Schreck und die Verwunderung des Dich
ters denken, als er jezt den Steckbrief las, der
die genaueste Beschreibung der Gestalt des Mar
quis enthielt. „Ich war," schrieb er in einem Briefe
an den Schauspieler Lecain, „wie vom Donner ge
rührt, als ich einen Menschen dem Gerichte übergeben
sah, in dem Moment, als ich, vom Geiste einer
wunderbaren Ahnung getrieben, ihm das Ver
dammungsurtheil schreiben wollte, bloß um auf
eine, vielleicht etwas leichtsinnige Weise ein gutes
Werk zu stiften und eine junge, liebenswürdige
Dame, ihr über einen kleinen Skrupel hinweg
helfend, in die Arme der edelsten Freundschaft zu
führen."

Die Nachricht von des Marquis Verhaftung und endlich von seiner Flucht erfüllte das ganze Schloß mit Schreck und Entsetzen. Niemand wünschte jetzt, den furchtbaren Galeerensklaven vor sich gesehen zu haben; man verglich einzelne Züge, das Betragen und Wesen des Flüchtlings, Aeußerungen, welche ihm entschlüpft waren, und jeder dieser Pinselstriche trug dazu bei, das entsetzliche Gemälde zu vollenden, welches die volle Gefahr schilderte, in der die unglückliche Gräfin da jetzt geschwebt. Man überhäufte sie mit Glückwünschen, und da nach einigen Tagen die Ergreifung und Verhaftung des Marquis bekannt wurde, hatten sie die angenehmsten Leute, sich jetzt aller Sorge und Angst zu entschlagen, da der lächerlich drohende Verfolger ihres Lebens verschwunden sey. Diese Worte und mehr noch Gegenwärtige, was vor ihren Augen vorgegangen war, blieben auch nicht ohne Wirkung auf die Dame; sie wurde wieder heiterer und Jedermann hielt eine Angelegenheit für beendigt, mit der so lange die Köpfe einer so ausgesuchten und auserlesenen Gesellschaft sich beschäftigt hatten; ja die Verbündeten gingen so weit, ihre Stellen förmlich niederzulegen. Die Prinzessin machte sich wieder an die unterbrochene Uebersetzung der Poesien des großen Dichters, die Herzogin von St. Martin schickte sich an, nach Paris zurückzureisen,

und Mademoiselle Gaussin wollte Ferney verl
sen, da die Jahreszeit, schon merklich vorgerück
sich dem Herbst näherte und man eben zu V
sailles beschäftigt war, eine neue Darstellung d
Mahomet zu veranstalten. So schien die Sa
beendet, die Voltaire entworfen, die Schauspiel
entledigten sich ihres Theaterkostüms und tra
wiederum in's prosaische Leben. Aber ach! w
hätte es geglaubt, daß die tragischen Götter selb
im finstern, verhüllenden Gewölk sich droben v
sammeln würden, um mit drohendem Ernst e
leichtfertige Posse zu beschließen, die ein pa
müßige, eitle Menschen unten angelegt! A
Voltaire sich in Genf ein paar Tage aufgehalt
hatte, empfing er folgenden Brief, dessen Inha
ihn mit Entsetzen erfüllte:

„Wenn Sie diese Zeilen empfangen, grei
Mann, so ist die That schon vollbracht, die ich
dem heiligsten Eidschwur folgend, zum Inhal
meines Lebens gemacht hatte. Vor einer Stund
erhielt ich ein Billet, dessen Inhalt einen Ande
an meiner Stelle zum Glücklichsten auf der Er
gemacht hätte; mich ruft es zur Rache. Wen
das leuchtende Gestirn des Orion, den ich in de
Tagen meines tiefsten Elends herableuchten sa
in die Wellen des Golfs, während mein starre
Auge über meine dahingelagerten unglücklichen
Gefährten dahinglitt, wenn dieses segenerwa

Gestirn am nächtlichen Himmel die schlafmüde Welt zur Ruhe lader, dann, o Freund, schleiche ich sichern Fußes in den Tempel der Liebe, um dort mein Opfer zu erspähen. Sie erschrecken, Sie wissen nicht, wie Sie diese Worte nehmen sollen, und Ihr geschwinder Witz hilft ihnen sogleich, sie für einen übeln Scherz zu erklären. Zu früh! Seelenmaler, der Sie seyn wollen, werfen Sie den Pinsel weg, erklären Sie, daß Sie es nie verstanden, Charaktere zu malen, die, auf das Entsetzlichste von den Menschen mißhandelt, sich jetzt mit der ganzen Kraft ihres Wesens rächend entgegenstehen; erklären Sie dieses, wenn Sie meinen Entschluß für unmöglich halten. Wahrlich, Ihre Tyrannen, Ihre Wütheriche haben kein Leben! Hauchen Sie Ihnen ein den Athem eines Busens, der, wie der meinige, von zwei mit einander kämpfenden Flammen, von Haß und Liebe, durchglüht wird. Ja, ich liebe die Gräfin; doch weil ich sie liebe, so muß die tückische Verrätherin sterben; auf sie ist meine Wahl gefallen, sie möge büßen, was das Geschlecht an mir verschuldet, und wer könnte besser zu diesem Opfer dienen, als eine Seele, die in der reizendsten, einschmeichelndsten Hülle so kalten, tödtlich verwundenden Egon birgt! Die Worte, die ich jetzt noch aufsetze, betrachte ich als ein Vermächtniß an Sie, mein Herr, das

ich Ihrem Eifer, mir zu dienen und meine Plane zu fördern, schuldig zu seyn glaube; wären Sie nicht gewesen, ich stände vielleicht noch weit von meinem Ziel. Die Geschichte meiner Leiden, die Sie der Gräfin wieder erzählt haben, ist nicht erdichtet, wie Sie es glauben. Das Geschick fing damit an, daß es mir einen Vater gab, den ich verachten, den ich hassen mußte; es vergiftete somit die frühe Quelle, aus dem die keimende Tugend Unschuld, Liebe und Erbarmen trinkt; ich lernte an denen, die mir am nächsten standen, was Schande, Laster und Verbrechen heißt. Doch wie fürchterlich die Schule war, die ich durchgemacht, einem Weibe kam es zu, mein Elend auf's Aeußerste zu bringen. Genug, mein Herr! ich will keine jener Bitterkeiten noch einmal durchkosten; gestürzt, tief gesunken, von Stufe zu Stufe durch Laster und Verbrechen getrieben, reifte meine Jugend der Verzweiflung zu und wäre dem gewissen Tode anheim gefallen, wenn nicht jener Augenblick, da ich jene verhängnißvollen Worte vernahm, mich plötzlich dem Daseyn wieder gegeben hätte; ich klammerte mich mit ganzer Kraft wieder an die Menschheit an, und jener Plan einer ausgesuchten Rache wurde der Lebensathem in meiner Brust. Mein Blick verfolgte jezt oft heimlich sein Opfer mit stiller Genugthuung; ich wußte es, sie war mein; keinen

Moment zweifelte ich, mein Ziel zu erreichen, nur auf welchem Wege ich hinstreben wollte, diese Betrachtung wurde jetzt der Inhalt meiner schlaflosen Nächte. Ich wußte, daß nach einem Jahre meine Befreiung mir bevorstand, und nun ging ich im Geist alle Verhältnisse durch, welche dazu dienen konnten, meinen Zweck zu erreichen; freilich konnte ich damals nicht ahnen, daß mir Frankreichs berühmtester Geist die Hand bieten würde, um mit Einem Schritte mich an's Ziel zu führen. Als meine Befreiung erfolgt war und ich erfahren hatte, daß die Gräfin Italien verlassen, folgte ich ihr nach Frankreich, hoffend, sie am glänzenden Hofe ihres Monarchen zu finden; doch sie war nicht dort. Niemand fand ich, der mir über ihren Aufenthalt hätte Auskunft geben können; endlich folgte ich einer dunkeln Spur und ging nach Wien. Hier fand ich sie; unter verschiedene Masken versteckt, suchte ich ihr zu nahen, doch meine sinnreichsten Plane scheiterten, und ich mußte bemerken, wie die schöne, sonst als freidenkend bekannte Frau von innerer Furcht zurückgehalten wurde, sich mir sowohl als irgend Einem zu nähern; dennoch tröstete mich die Gewißheit, von ihr nicht erkannt zu seyn. Sie verließ Wien und begab sich zu Ihnen nach Ferney, auch ich folgte; doch es war mein Plan, mich zuerst beobachtend in ihrer Nähe niederzulassen;

darum wählte ich Genf und erneuerte in
Stille meine Bekanntſchaft mit Ihnen. Wie
Zufall ſpäter meinen Wünſchen zuvorgekomm
die Verhaftung jenes Mannes, den ich nie
kannt, noch von ſeinen Schickſalen etwas gewuß
alle dieſe Dinge fügten ſich, die Kataſtrophe
beizubringen. Ich bin da, wo ich ſeyn wo
Mann des Entſetzens, ich ſehe, wie Sie erb
chen; doch fürchten Sie nichts, ich komme n
um Sie in's Komplott zu ziehen, Ihre gepud
Perrücke, Ihr Atlasrock könnten nur auf ei
ſolchen Gange verdorben werden; denn mein W
führt mich in eine ſchaurige Gegend, in eine
gend, wo Ihresgleichen nie zugelaſſen werd
Ich aber liebe jene Plätze, und meine Se
athmet frei. Dort, in kühler Nachtluft, zwiſch
moderndem Gebein ſtehe ich und werfe imm
neu jene Fragen gen Himmel, vor denen d
Antlitz verfloſſener, wie kommender Jahrhund
erbleicht und zurückbebt. Ja, mein Herr, v
der Leiche der Gräfin gehe ich in den Gerich
ſaal, um mich ſelbſt anzugeben. Ich bin
Welt überdrüſſig, denn ich ſehe, daß ich ſie
lenken im Stande bin. Ich fordere nicht, d
Sie mit mir übereinſtimmen; dem Sänger d
Pucelle wird eine That ewig unbegreiflich bleib
die nicht den Witz des Salons, nein, den W
der Hölle in ſich trägt, eine That, die man nic

spötteln kann, weil mitten im Spott ein kalter Schauder unsere Seele übermannt. — Mir ist's genug, mitten in Ihr lustiges, perfides Spiel gedrungen zu seyn, auf den Schauplatz Ihrer modernen Alltäglichkeit meine großartige That hingesetzt zu haben, einen Koloß unter Puppen. Eine Seele hat sich gezeigt, wo früher nur Larven gingen, eine erwünschte Erscheinung für Sie, wenn Sie das wären, was Sie nicht sind — ein Dichter."

Voltairen, den dieser Brief traf, als er eben beim Buchhändler Orvot zu Abend speiste, schien eine Ohnmacht anzuwandeln; er sank in seinen Sessel zurück, und als sich die Familie um ihn versammelte, den Inhalt jenes unglücklichen Briefes zu erfahren, bat der Dichter, man möchte vor allen Dingen seinen Wagen vorfahren lassen. In diesen wirft sich der Entsetzte, und als eben der Mond seine stille Wanderung am nächtlichen Himmel beginnt, fliegen die gepeitschten Rosse in stäubender Eile mit dem Dichter die Straße nach Fernen hin. Er langt an, und, o des Kontrastes! die Ruhe der Unschuld, der sichere Schlaf eines ungetrübten Friedens liegt über die Gegend hinverbreitet; kein Laut regt sich, nur das Getäuich des einfahrenden Wagens tönt in der Einsamkeit wider. Der Dichter läßt vor dem Hotel der Gräfin halten; es ist in tiefe Ruhe begraben,

er fährt vor sein Schloß, steigt aus und geht mit einem Licht, allein und mit fast bebenden Knieen, in die Gemächer der Gräfin hinüber. Ueberall tiefe Ruhe, der Mond wirft seine langen Lichtstreifen in die verlassenen Zimmer — jezt ist er am Schlafgemach — er lauscht, kein Athemzug rührt sich — der Dichter weiß sich vor Entsetzen nicht zu lassen, er glaubt noch die Tritte des Mörders zu hören, der sich so eben fortgeschlichen hat — endlich öffnet er behutsam die Thür; „Madame!“ ruft er leise, dann etwas lauter: „Madame!“ Keine Antwort; jezt fällt es ihm ein, daß es besser wäre, das Kammermädchen aufzuwecken, doch seine Unruhe läßt ihm keine Ueberlegung; er will gehen, bleibt dennoch, und endlich kommt es ihm vor, als stöhne Jemand im Kabinet; schnell reißt er die Thür auf und — das Licht droht seinen Händen zu entsinken: auf dem Sopha ruht die Gräfin, ihr Gewand, ein Theil der Polster mit Blut bespriz! Der Dichter bleibt regungslos stehen, da tönt eine schwache Stimme: „Sind Sie es, Freund, Retter!“ Voltaire stürzt zu ihren Füßen nieder, die Dame erhebt sich, ihr leichenblasses Gesicht ist von feuchten schwarzen Locken umflossen, noch perlt die kalte erstarrte Thräne der Todesangst ihr auf der Wange. „Sie leben, Theure, Sie leben!“ ruft der Dichter; „dem Himmel Dank!

die Wunde, welche die bewaffnete Faust des Wahnsinns schlug, ist nicht tödtlich gewesen!“ Der Schmerz der Gräfin löst sich in Thränen auf, sie sinkt wieder zurück und der Freund entfernt sich, um einen Arzt zu suchen. Dieser erscheint und bestätigt, was Voltaire versichert hat; dieser ist wie ein Kind vergnügt, und indem er sich unzählige Mal über die Hand der Schönen küssend beugt, versichert er, für diese Augenblicke, wenn es so seyn müßte, sogar die Ehre hingeben zu wollen, der Verfasser der Henriade zu seyn. Die Kranke lächelt milde und verzeihend auf ihn herab; jetzt kommt der Gemahl herbei, der sich bekümmert mit seinem festen Schlaf entschuldigt; Voltaire lacht ihm in's Gesicht und entfernt sich, um mit dem Polizeibeamten zu sprechen, der im Vorgemach wartet. Er findet in ihm einen würdigen Mann, der die Achtung des Publikums besitzt. Der Dichter liest ihm jenen unglückseligen Brief vor, unter dem Lesen entfällt er ihm und er ruft einmal über's andere aus: „O Himmel! ist eine solche That je erhört! entsetzlich, fürchterlich!“ Der Beamte zeigt ihm an, daß er schon Maßregeln getroffen habe, sich des Sicilli zu versichern. „Der Wahnsinnige!“ ruft Voltaire. „Erklären Sie mir, Bienne, erklären Sie mir, theurer Mann, was ich höre und sehe; ich meine, wir sind im Traume!“ — „Wüßten

Sie keine Mitschuldigen dieses unerhörten Verbrechens?“ — „Ich?“ rief der Dichter, „ich weiß von nichts. Wie Gyot, der dem rasenden Roland Rede stehen soll, kann ich sagen: Herr, mein kleiner Finger weiß mehr von dieser Geschichte, als ich.“ — „Und doch,“ entgegnete Pictone, „Sie kannten, Gnädigster, den Sinelli —“ — „Kannten?“ schrie der Dichter und fuhr mit Lächeln zurück; „und wen kenne ich nicht? und wer kennt mich nicht? Um Gotteswillen, Freund, nicht diesen Vorwurf! Kann ich etwas dafür, daß eine Million Menschen täglich meinen Namen nennt? Bin ich nicht der Erste, der immer wieder sich die Mühe gibt, zu beweisen, daß an einem gewissen Herrn von Voltaire, der sich einen Dichter und Philosophen nennt, nichts gelegen sey? Glaubt man mir aber? Ich habe es jedoch gleich gesagt, so lange sich der allerchristlichste König so weit vergißt, jenen unbedeutenden Versemacher zu verfolgen, ihn aus dem Lande zu verbannen, so können wir durchaus nichts gegen ihn ausrichten und sein Ruhm wächst von Stunde zu Stunde.“

Der Beamte lächelte und sagte nach einer Pause: „Sollten nicht vielleicht Personen hier im Schlosse —“ — Voltaire schüttelte das Haupt. „Unmöglich!“ rief er; „doch, da fällt mir ein Name ein, gewiß, ein recht widriger Name: der

junge Travenol, ein naseweiser, nichtsbedeutender Bursche, den man, ich weiß nicht aus welchem Grunde, in eine Uniform gesteckt; er ist der Gräfin nachgegangen — es könnte seyn, daß, erbittert durch Hintansetzung — " — „Sie meinen also?" sagte der Präfekt. „Ich meine nichts!" rief der Dichter verstimmt; „der ganze Handel geht mich nichts an; Sie sind Diener der Gerechtigkeit, ich bin Herr von Voltaire, der sich Ihnen hiemit freundlichst empfiehlt." Er stand auf und ließ den Gerichtsrath allein, der ihm mit einem Lächeln nachsah. „Travenol! armer Travenol! so sollst du noch büßen! O, die Geschichte ist mir bekannt, wie Sohn und Vater im Gefängniß schmachten mußten, bloß, weil es Ihnen gefiel, großer Mann, eine leise Verläumdung gegen sie auszustreuen. Wie hämisch! nur zu sicher bin ich, daß der Jüngling unschuldig ist." Er erhob sich und trat vor das große Wandgemälde, das die Versammlung der Musen darstellte, in deren Mitte Apoll die Henriade aus den Händen Clio's empfängt. „Schmählicher Hochmuth!" rief der würdige Mann vor sich; „wie erscheinst du mit einem so glänzenden Talente gepaart!"

In drei Wochen war die Gräfin fast ganz hergestellt; Voltaire schrieb darüber an die Schauspielerin Gaussin! „Hier, meine Freundin, schicke ich Ihnen mit einigen Papieren alle jene schwarzen

Stunden, die mir erlebt haben, vereinigt zu
gewiß ein Stoff für die Tragödie, oder, laſſe
Sie es mich geſtehen, eher für die Komödie
Ein zerlumpter Sklave, der am Ende ein Du
iſt, ein paar leichtfertige Worte von den Lippe
einer ſchönen Frau, darauf ein Rendezvous, ei
Brief, in dem man mir ſchnöde Dinge ſagt, di
ich höchſt komiſch finde, und endlich, um de
Wirrwarr vollſtändig zu machen, ein Dolchſtoß
Hat Ihnen jemals etwas Phantaſtiſcheres geträumt
— Doch ich ſitze am Bette einer ſchönen Frau
deren Bruſtwunde eben jezt erſt geheilt iſt, es iſ
darum kein Traum. Ich ſchicke Ihnen die Brief
und alle nähern Umſtände; gehen Sie damit
durch die Straßen von Paris und machen Sie
ein öffentliches Geheimniß daraus; die Sach
läßt ſich doch nicht verſchweigen; bald vielleicht
iſt's mir vergönnt, mit der ſchönen Gerettete
nachzufolgen. Sinelli wird ſeine Strafe empfan
gen; ich hoffe, daß man ihn als einen Wahn
witzigen milde behandeln wird, und ſo wäre die
Geſchichte aus. Ich endige dieſe Zeilen, denn ſo
eben läßt ſich ein junger Mann bei mir melden,
der wichtige Dinge mit mir zu beſprechen haben
ſoll.«

Dieſer junge Mann war Niemand anders
als Hippolit Travenol, der auf das gegebene
Zeichen mit einer militäriſchen, raſchen Bewegung

's Kabinet trat, wo er den befreundeten Dichter so eben vom Schreibtisch erheben sah. „Was ist zu Befehl, mein Herr? womit kann ich dienen?“ Bei diesen Worten erschrack der feine Mann über die rothe, wilde Jugend, die auf den Wangen des Jünglings wie Zorn brannte; die ganze schlanke Gestalt, in die blitzende Uniform gespannt, schien von einem raschen, bebenden Nerv gelenkt; er rief: „Sie haben sich, Herr von Voltaire, wie mir mein Oheim St. Bruce gestanden, gegen den Polizeibeamten Aeußerungen erlaubt in Betreff meiner, die Sie jezt verfechten sollen.“ — „Verfechten?“ wiederholte der Dichter mit einem trüben Lächeln, „fechten? Junger Mann, Ihr Oheim und ich sind in dieselbe Fechtschule gegangen, und er wird sich zu erinnern wissen, wie wenig ich damals Vortheil gezogen von den Lehren unsres guten alten Maitres.“ „Sie sind ein Unwürdiger!“ rief der polternde Knabe, „hier ist ein Degen! Die Ehre eines adelichen Mannes haben Sie gemordet, eine Familie haben Sie in's Elend gestürzt, und,“ sagte er hinzu, indem seine Stimme brach und eine Thräne über seine vollen Wangen rann, „einem ehrlichen Knaben das Herz seiner Dame entstellen. Ziehen Sie, vertheidigen Sie sich, oder zittern Sie vor dem Ausgang dieser Stunde!“

Voltaire ſah zu Boden, ſein Auge hing a
ſeinen Schuhſchnallen, er machte eine Bewegung
um die Klingel zu ergreifen, doch der Offizi
verſperrte ihm den Weg. „Hier iſt der Degen!“
rief der Jüngling. Der Dichter griff darnach
doch indem ſich Travenol zum Kampf bere
ſtellte, ſchlüpfte jener an die Klingel und zog au
Leibeskräften daran. Zwei Diener traten herei
und waren Zeugen der Scene; der Dichter trie
ſie an, ſeinen Dränger zu entfernen; eine hoh
Zornröthe überflammte das Antlitz des Jünglings
er warf einen langen und verachtenden Blick au
den Zurückbleibenden, ſteckte ruhig ſeine Waff
ein und ſchritt mit feſtem Tritt an den Schergen
vorüber.

Das Grab des armen Andrej.

Ein Nachtſtück aus dem Leben der Kaiſerin Eliſabeth.

Auf der Straße, die von Petersburg nach dem kaiserlichen Lustschloß Zarskoiselo führt, findet sich ein schönes, nicht eben sehr grosses, doch in dem elegantesten Geschmack damaliger Zeit aufgeführtes Gebäude, welches die Kaiserin Elisabeth, als sie noch Prinzessin war, erbauen ließ und es einige Sommerwochen bewohnt hat. Gegenwärtig sieht es öde und verlassen, seine Mauern sind dem Verfall nahe und die Gegend umher ist in ihren ursprünglichen wilden und einsamen Zustand zurückgekehrt, aus dem die Hand der Kaiserin sie gerissen hatte. Die Geschichte dieses Schlosses ist die rührende Geschichte eines treuen Herzens, das fürstlicher Uebermuth und die Tyrannei weiblicher Laune zertrat; diese verfallenen Gemächer schmückte einst die Liebe, ihr Scharfsinn schuf den Plan zum Gebäude und ihr Zauberstab ließ die traurige Einöde sich mit den Reizen eines blühenden Gartens schmücken. Dieses Alles ist nun dahin! Die Tage des Glanzes sind verschwunden, und nur die traurige Kunde bleibt von Thaten,

welche uns aus der Nacht jener Zeiten voll Wil
kühr und Uebermuth überliefert werden.

Es war ein trüber Herbstabend, als ich den
Kirchhof eines kleinen Dorfes besuchte, welches
nicht weit von jenem Schlosse seine einsamen
Hütten am Ufer eines Baches ausbreitet. Herbst
liche Nebel füllten die Luft und die frühe Däm
merung, welche die Gegend einzuhüllen begann,
zeugte von der Annäherung des langen, trübseli
gen Winters. Das Geräusch auf der Haupt
straße, die von zahllosen Wagen bedeckt war,
welche entweder den Weg zur Hauptstadt suchten,
oder von dorther kamen, verhallte bald gänzlich,
und mit jedem Schritte, den ich näher dem Ruhe
platz der Todten that, umgab mich auch mehr
und mehr jene tiefe, melancholische Einsamkeit
und träumerische Ruhe, die den Charakter nordi
scher Gegenden so treffend bezeichnet. Zwischen
den Gräberreihen hinwandelnd, brachte ich meine
Zeit damit zu, die Namen auf den Kreuzen und
Steinen zu lesen. Ich betrat ein Plätzchen im
fernsten Winkel, wo sich meinem Auge ein ein
facher Stein ohne Namen, noch sonstiges Merk
mal zeigte. Hohes Gras wölbte seine Spitzen
über ihn, Moos bedeckte zum Theil seine Fläche,
und seine tief eingesunkene Lage zeigte, daß man
den, der unter ihm schlummerte, schon vor lan
ger Zeit hier versenkt habe. Aber warum kein

Name? War der Busen des Unglücklichen mit so schwarzer Schuld belastet, daß man sich scheute, seinen Namen dem Stein einzugraben? wie, oder ist dieses Grab das einzige, von dem die bezeichnende Hand der Liebe, sonst an jedem noch so anspruchlosen Kreuze weilend, sich abwandte, dessen einsamer Bewohner Niemanden hatte, den er sein nannte? — „Armer Schläfer!“ rief ich, „so bist du der Einzige, der ungerufen, wie ein Dieb in der Nacht, dich hast zu deiner kalten, engen Ruhestätte stehlen müssen! Der Engel, der einst über diese Gräber rauschend dahinziehen wird, wenn er sie alle aufruft, die hier liegen, wie soll er dich nennen?“ Doch er wird die Sonnenblume fragen, die dort zu deinen Häupten einsam dasteht; sie, die aus deinem Herzen entsprossen ist, wird die Geschichte desselben wissen und manchen theuern Namen nennen, den deine Mitbrüder entweder aus Haß oder Furcht verschwiegen haben.“

Zu diesen Betrachtungen störte mich ein alter Mann, der mich schon lange mit Theilnahme betrachtet hatte. Er schien hier im Bereich der Gräber vollkommen zu Hause zu seyn; als ich mich zu ihm wandte mit der Frage: wer unter jenem Stein begraben liege, erhob er seine Stimme und mit einem Ausdruck von feierlichem Schmerz rief er die Worte: „Wen die Ungnade des

Gesalbten des Herrn verfolgt, dessen Name ist aus dem Buche der Geschaffenen gestrichen, er hat nie gelebt!“ Nach einer Pause fügte er mit milderem Ausdruck hinzu: „Lieber Herr, wollt Ihr wissen, wer dort liegt, so kann Euch dieses Niemand im ganzen Dorf besser sagen als ich. Seht, wenn der Himmel es nicht anders gelenkt hätte, so wäre ich jezt nicht der arme Asaf, der Todtengräber, und jener, der da liegt, trüge einen Namen, den auf die Nachwelt zu tragen, Marmor, Gold und Edelgestein viel zu niedrige Stoffe wären. Aber Ihr dürft mich nicht verrathen, thut das nicht, lieber Herr; denn sind gleich die Zeiten vorbei, wo die große Zarewna herrschte, kennt Niemand in der großen Stadt den armen Andrej und seinen Bruder, den alten Todtengräber, so ist Bosheit und Tücke doch noch nicht ausgestorben und ich habe einen Enkel, der Tambour bei der kaiserlichen Garde ist.“ Er hielt inne und näherte sich dem einsamen Grabsteine, den Hut in den gefaltenen Händen, und sein weißes Haar flatterte im Abendwinde. Wie im Gebete sprach er: „Die Wege des Himmels sind wunderbar! er hat das Herz der großen Kaiserin gewendet, die goldne Sonne ihrer Gnade ging ihm unter, und das frische Blut seiner Wangen sprühte unter die finstere Erde gleich einer Quelle, die jauchzend und prächtig vom Berge

niederfällt, goldfunkelnd im Morgenglanz, dann aber, ehe sie zum segensreichen Fluß anschwellen kann, vom gierigen Sand der Wüste gefressen, ohne Namen spurlos in die Erde sinkt. Das ist das Leben des armen Andrej."

Ich sezte mich auf den Stein nieder, und als die lezten Strahlen der den Nebel durchbrechenden Sonne eben die nahe Kirchhofsmauer färbten, horchte mein Ohr dem Flüstern im falben Grase und den Tönen des Windes, der, über die öde Fläche dahinfahrend, die Häupter der Herbstblumen auf den Grabhügeln wiegte. Astaf, der Todtengräber, stand vor mir, auf seinen Stab gelehnt; die traurige Stätte noch einmal mit seinem Blicke messend, hob er mit einem tiefen Seufzer an, die nähere Geschichte seines unglücklichen Verwandten zu erzählen. Seine einfachen Worte hüllten sich, wo sie sein bewegteres Gefühl ausdrücken sollten, in jenen Schmuck der Rede, der dem gemeinen Mann eigen zu seyn pflegt und den orientalischen Ursprung des Volks anzudeuten scheint.

„Mein Gedächtniß," hub er an, „wenn es sich jener Zeiten des Glanzes erinnert, ist treu wie der Hund, der die kostbaren Kleider seines Herrn noch bewacht, da sie diesem längst nicht mehr angehören; so sehe ich noch die Gesalbte des Herrn, die große Zorcyna (Zarewna), wie

ſie vor uns ſtand und ihr Auge auf mich und meinen Bruder fiel. Es war damals die große Truppenmuſterung, der Türkenkrieg bewegte das Land, und die Hauptaufſtellung war in der Nähe unſeres Dorfes. Jene Ebene, die Ihr vor uns ſeht, die ihre öde, trübe Fläche weithin vor uns ausſtreckt, damals hättet Ihr ſie ſehen ſollen! Unabſehbar, keinem Auge ermeßlich, dehnten ſich die Reihen der Krieger aus; Offiziere, Generale flogen unaufhörlich auf ſtolzen Rennern die Linien dahin. Trommelſchlag, Kommandowort, kriegeriſch Spiel tönte betäubend durcheinander, von den ſtampfenden Roſſen erdröhnte weithin dumpf der Heideboden, und ich glaube, die Vögel des Himmels, erſchreckt und verſcheuchtert, verloren ſich auf Jahre aus dieſer Gegend. Die Prinzeſſin verließ gleich am Anfang der Muſterung ihre Kutſche; auf ihr ſtolzes Leibroß ſich ſchwingend, zeigte ſie ſich inmitten des Haufens der Generale, ſtets in reger Bewegung. Nun geſchah es, daß ſie, bei einer Abtheilung Halt machend, im Geſpräche mit einem Offiziere ihren Handſchuh fallen läßt. Ehe jener vom Pferde ſich herabſchwingen kann, tritt der junge Andrej hervor, hebt den Handſchuh auf und reicht ihn kniend der Prinzeſſin dar. Sie blickte auf ihn und auch auf mich, der ich neben ihm ſtand, und jener Blick, Herr, iſt es, den ich nie vergeſſen

werde. Der junge Andrej war ein schöner Bursche, der schönste hier im Dorfe und wohl noch weiter hinaus; er war mein Bruder!

„Wenn Ihr jemals, lieber Herr, den Stamm der jungen Birke gesehen habt, wie sie, nicht beengt von dem am Boden klebenden niedrigen, gemeinen Gesträuch und nicht vom gierigen Schlingkraut umsponnen, von schmutzigem Moose gänzlich frei, schlank und biegsam ihre frische, balsamduftende Krone in die klaren Frühlingslüfte emporhebt, ein schöner Jüngling unter den alten Stämmen des finstern Waldes, so war Andrej, ein Sohn, wie das Gebet jedes Vaters ihn vom Himmel erbittet, ein Bursche, wie ihn sich jede schöne Dirne mit heimlichem Seufzer wünscht. Unter den muthigen jungen Kriegern war er der muthigste, die Gesänge, die damals das ganze Dorf kannte, die noch jezt mancher alte Graukopf seinen Enkel lehrt, er sang sie zuerst zur Balalaika — und er gerade sollte der einzige seyn, der den allgemeinen Ruhm der kaiserlichen Waffen nicht miterwerben durfte; er allein war ausgeschlossen aus der Reihe der Tapfern, welche ihr Blut verspritzen durften in jenen ewig merkwürdigen Tagen. Armer Andrej! noch sehe ich dich an jenem Baume dort gelehnt; in die Ferne war dein Auge gerichtet, und wie der Blick des Geliebten die Spur seines Mädchens

verfolgt, so verfolgte der deinige die tapfern Schaaren, die im Strahl der Morgenröthe mit klingendem Spiel zum Felde der Ehre, zum Schlachtfelde zogen. Das Dorf war wie ausgestorben, Alles, was noch Kraft und Muth im Busen spürte, hatte sich willig dem Zuge angeschlossen, nur Greise, Weiber und Kinder waren nachgeblieben. Zu diesen zählte sich der arme Andrej jezt, er verbarg sich, damit kein Blick der Gefährten ihn treffe und seiner spotte. Verzweiflung nagte an seinem Herzen und Thränen rollten über seine Wangen; doch die Zarewna wollte es nicht anders.

„Wen die Sonne bescheint, den kleidet sie in Gold und Purpur, und sollten auch Bettlerlumpen seine Glieder umhüllen. Wie es auch immer kommen möge, der Sohn des Glückes steigt unaufhaltsam, und bald sieht man seinen Fuß dort, wo die Häupter der Menge sich befinden, sein Haupt jedoch über alle erhoben, die ersten Segnungen des jungen Tages trinkend. Jenen Pallast, den Ihr dort gesehen, ließ damals die Zarewna bauen; es hieß, sie wolle hier die schöne Jahreszeit allein und ferne von dem Geräusch der Stadt hinbringen; Andrej aber durfte um sie seyn. Sie fand Gefallen an seiner Treue, seinen einfachen Sitten, seiner demuthsvollen Ergebenheit. Wenn er sie mit einer Thräne im Auge immer wieder bat, ihn ziehen zu lassen in den

Krieg, so bestrafte kein zürnender Blick seine Kecksheit. Sie, die Kaiserrechter, in Purpur geboren, ließ sich herab, um die Gunst des armen Sohnes der Haide zu werben. Sie selbst unterwies ihn in mancher Wissenschaft und Kunst. Die einsamen Winterabende blieb sie mit ihm allein; beim Schein einer vertrauten Lampe, Auge in Auge, gingen die flüchtigen Stunden im zärtlichen Gespräche, von keinem fremden Ohr belauscht, dahin. Lockte ein günstiger Himmel in's Freie, so zeigten sich in den stillen Gängen des einsamen Gartens seine beiden Bewohner entweder zu Roß oder zu Fuß, immer aber beisammen. Wie das Mädchen des Dorfes ihrem Erwählten zur Seite geht, so wandelte die Kaiserrechter an seiner Seite. Wer damals die Worte der Liebe hätte belauschen können, die Verheißungen, die von den Lippen der hohen Frau tönten, er hätte etwas Anderes vorher gesagt, als daß der Bruder des schönen Günstlings am Abend seiner Tage den Spaten schwingen werde, um seinen Mitbrüdern eine Ruhestätte vor den Stürmen des ewig wechselnden Schicksals zu bereiten. Ja, Herr, die Lamen des menschlichen Schicksals sind wie der nächtliche Wind der Haide, wie das Gewölk, das über ihre traurige Oede dahinflieht, ewig wechselnd. Laßt mich meinen Bericht schließen,

damit die Worte, welche jezt kommen, nicht das Ohr eines dieser Schläfer hier treffen.“

Er schwieg und eine Thräne rollte über seine gefurchte Wange. Mein Blick weilte mit Interesse auf seinem Antlitz, ich suchte mir die Züge des schönen Andrej zu vergegenwärtigen, und meine Phantasie sezte sie aus der Aehnlichkeit mit dem noch höchst wohlgebildeten Greisenkopfe zusammen. „Nun,“ rief ich ungeduldig nach einer ziemlich langen Pause, „du vergißt, mir Andrej's weiteres Schicksal zu erzählen.“ — „Herr,“ entgegnete Asiaf, der Todtengräber, „erlaßt mir den umständlichen Bericht; ich bin überzeugt, auch Euch macht die Geschichte Kummer, obgleich Ihr ihn nicht gekannt, den Stolz meiner Jugend, die Freude meiner Tage. So laßt mich denn kurz seyn. Die Prinzessin gewann bald einen andern Mann lieb, der, erfahren in den Händeln des Hofes, ihr Herz dauerhafter zu umstricken wußte. Den armen Andrej traf ihr ganzer Ueberdruß; er sollte auf immer aus ihrem Antlitz, und wenn die Grossen etwas wollen, so ist es schon geschehen, ehe sie noch ihren Willen ganz ausgesprochen. Ein Offizier, ein nichtsnutziger Raufbold, mußte auf ihren Befehl mit dem Jünglinge anbinden; dieser natürlich forderte ihn und — man sagt, daß dem armen Jungen ein blindgeladenes Pistol gegeben wurde — sie schossen sich auf wenige

Schritte, und der fremde Pfeifer hätte nicht eben nöthig gehabt, im Rufe des sichersten Schützen zu stehen, sein Ziel wäre ihm doch nicht entgangen; er schoß den guten Knaben gerade in's Herz, und somit war die Liebesgeschichte aus. Die Leiche wurde bei Nacht und Nebel hier begraben, über seinem Haupte ward der Degen zerbrochen, sein Name, als der eines im Duell Gefallenen, der Vergessenheit übergeben. So begräbt man den, welchen das Auge des Gesalbten meidet, der gestorben ist im Schatten der Ungnade! Schlafe wohl, armer Andrej!"

Asaf, der Todtengräber, hatte seine Geschichte beendet; ich wußte nun, wessen Körper der namenlose Stein barg, und mein Auge füllte sich mit einer Thräne. „Fürstenliebling!" rief ich, „armer Knabe, wie schwer hast du dafür gebüßt, daß sich ein fürstlicher Busen mit all seiner verlockenden Glut, mit all seinem verführerischen Glanz an deine Seite lehnte! Ach, warum mußtest du fallen, so ruhmlos fallen! Wärest du lieber dahingezogen mit deinen Brüdern; der Tod auf dem blutigen Felde der Ehre, unter zusammenrauschenden Siegesfahnen, wie wünschenswerth erscheint er gegen dieses geheime, lautlose Verschwinden, gegen diese stille, vergessene Liegen im einsamen Kirchhofwinkel. Ja, dir darf keine Grabschrift blühen, denn eine Weiberthräne der

Scham würde sie stets wieder auszulöschen trachten; sie wäre ja ein Denkmal, wie Fürsten lieben!«

Asiaf hatte meine Worte vernommen; er näherte sich mir jetzt geheimnisvoll, und als fürchtete er, in der Nacht, die uns jetzt umhüllte, die Lauschertritte nahen zu hören, flüsterte er mir in's Ohr: »Der Himmel ist gerecht! In der Jahresnacht des Todes des armen Andrej verläßt sie die prangende Fürstengruft, in der sie schlummert, und kommt hieher. Ich selbst habe sie auf jenem Grabsteine sitzen sehen und weinen. Der Himmel ist gerecht!«

Die Jesuitenschüler.

Eine Novelle.

In der kleinen Gasse, die vom Markte zu Coimbra seitwärts abführt und gen Oporto leitet, herrschte eines Abends, statt der gewohnten Stille, eine anhaltende tumultuarische Bewegung. Die Straße war verhaßt und gemieden, weil sich eine bedeutende Anzahl Judenfamilien daselbst niedergelassen hatte, deren ketzerische Gesinnungen und knechtisches Wesen dem stolzen Portugiesen ein Greuel waren. Je duldsamer jedoch jene Verfolgten sich in ihre Lage fügten, desto auffallender mußte es jetzt erscheinen, daß sich ganze Haufen, zum Theil zerlumpten Gesindels, zum Theil anständigere Leute dieser Klasse in Aufruhr befanden. Man sah beim zweifelhaften Lichte des Mondes eine fliehende Gestalt sich die Straße hinab bewegen und endlich an der Bildsäule des Königs Sandch niedersinken. Die Menge drängte sich umher, Laternen, Stöcke, Waffen wurden sichtbar, der Kreis schloß sich immer enger, und endlich wurden die Angriffe auf das unglückliche Opfer auf das Ernstlichste begonnen. Die am Boden liegende Gestalt suchte lange vergeblich,

sich aus den Falten ihres langen, schleierartigen Gewandes loszumachen, und als ihr dieses endlich gelang, sah man ein Jünglingsantlitz erscheinen, dessen Züge, trotz der hochaufgetragenen gelben Schminke, von schöner jugendlicher Bildung zeugten. Es gelang ihm, sich von den ersten Angriffen zu befreien, und indem er die Bewegung machte, als suche er eine Waffe an seiner Seite, richtete er sich stolz in die Höhe und rief den bärtigen Gesichtern mit Zorn und Verachtung zu: „Beim heiligen Denys, noch nie hat sich ein ehrlicher Franzose in schlechterer Gesellschaft befunden! Bei meiner Ehre, Leute, wenn Ihr nicht sogleich von dem Enkel eines Connetable von Frankreich ablaßt, so soll es Euch übel ergehen!“ Kaum waren diese Worte ausgestoßen, als die versammelten Juden ein wildes Geschrei erhoben. Sie stürmten jetzt vereint und hartnäckiger auf den Jüngling ein; dieser wehrte sich verzweifelt, sein gelber Mantel flog in Fetzen zerrissen um sein Haupt, dessen blonde Locken sich im Winde bäumten. Im Handgemenge hörte man die zerschlagenen Laternen klirren, die flammenden Brände dröhnten auf dem Pflaster, Flüche, Geheul und Geschrei ertönten, und um die Bildsäule herum, die im blassen Mondglanze sich in die Nacht erhob, bewegte sich der drängende Menschenknäuel. Da kamen die Gasse herab vier Fackeln, von

schaffenden Livreedienern getragen; in ihrer Mitte schritt ein junger Noble, in seinen schwarzen Mantel gehüllt; er hieß stehen und befahl den Dienern, sich nach der Ursache des Kampfes zu erkundigen. Ehe diese seinen Willen vollstrecken konnten, hatte er sich selbst auf den Vorsprung einer Treppe begeben und rief mit lauter Stimme: „Auseinander! beim Gesetze Mosis, auseinander!“ Die Gruppe theilte sich, die Angreifenden wichen auf den Laut dieser Worte, und jetzt wurde beim Schein der Fackeln die abentheuerliche Gestalt des Verfolgten ganz sichtbar. Die schlanken, zarten Formen des kaum neunzehnjährigen Jünglings waren durch eine phantastische Maskenracht entstellt: vom Haupt bis zur Sohle war er in rothes, feuerfarbenes Tuch gehüllt, die Füße zeigten hufartige Ballen, ein zottiger Schweif blickte unter dem Mantel hervor und auf einem Brettchen vor der Brust standen die Worte: „Judas, der Erzschelm.“ Der junge Portugiese besah sich die Gestalt seines Gerretteten, in stolzer, überlegener Haltung ihm gegenüberstehend. „Was habt Ihr gethan, Don Horatio?“ rief er endlich langsam und monoton, „wie kommt Ihr in diese Gegend?“ — „Das fragt dieses sehr ehrwürdige Gesindel,“ antwortete der junge Franzose, „ich wahrlich habe sie nicht aufgesucht. Der Teufel spiele ein andermal

seine Rolle selber; wahrlich, die Unholde haben meines adligen Blurs nicht geschont, da rinnt es über den Arm in heißen Trovfen, und die verdammte rothe Mummerei verhindert, es zu sehen. Ich danke Euch, Don Sebastian, ohne Euch wäre ich vielleicht verloren gewesen." Er wollte mit diesen Worten vor den Portugiesen hintreten, um ihm die Hand zu drücken, doch dieser wich ihm scheu und ängstlich aus. „Bleibt hinweg, Don Horatio!" rief er; „Euer Athem ist verunreinigt durch die Nähe jener Ketzer; wagt es nicht, mich zu berühren, oder ich gebe meinen Dienern den Befehl, sich zwischen Euch und mich zu stellen." Der junge Franzose stand stumm da, sein Haupt und seine Arme, die sich gehoben hatten, den Freund und Retter zu umarmen, senkten sich; er wollte etwas erwidern, wandte sich jedoch schnell und ging; der Portugiese setzte langsam seinen Weg fort.

Die obige Scene findet ihre Erklärung, wenn man erfährt, daß die Jesuitenschüler des Kollegiums zu Coimbra dem Volke eine geistliche Komödie veranstaltet hatten, in welcher der junge Horace Vertier, der Enkel des verstorbenen Connetable von Frankreich, die undankbare Rolle des Judas Ischariot hatte übernehmen müssen, dem zahllose Schmähungen und schwarze Anklagen gegen die Juden in den Mund gelegt werden

waren. Diese verhaßte und gemißhandelte Nation, lange schon mit tiefer Erbitterung gegen den Orden erfüllt, hatte jetzt Gelegenheit genommen, da ihre Macht nicht so weit reichte, sich nachdrücklichere Rache zu verschaffen, ihre Wuth an dem armen Judas auszulassen, den sie in ihr Bereich zu locken verstanden.

Horace kam in das Jesuitengebäude, ohne daß die Professen und der Rektor früher etwas von seinem Unglück erfuhren, als am nächsten Tage, wo der Aufruhr der Juden bekannt wurde. Die Jesuiten, welche die gebietenden Herrn in der Stadt spielten, begehrten Genugthuung, und die armen Judenfamilien mußten abermals sich unter das eiserne Joch beugen; einige wurden mit dem Stanpbesen aus den Thoren gejagt, andere mußten sich durch eine schwere Geldbuße von einer noch schimpflichern Züchtigung loskaufen. — Unter den Leuten, die dem jungen Franzosen ihr Beileid zu bezeugen kamen, erschien auch Don Sebastian. Er war aus einer der ersten Familien, Erbe großer Reichthümer, doch im höchsten Grade stolz, gebieterisch, feig und sinnlich. Die blasse Farbe des sonst schönen Antlitzes zeugte nicht von der Gesundheit und Frische, die im Busen eines zwanzigjährigen Jünglings zu walten pflegt, sein schwarzes Auge leuchtete nicht im Glanze einer reinen, schuldlosen Seele, vielmehr

in der dunklen Glut versteckter Leidenschaften. Er liebte, wie ein Gemüth, dem seinigen gleich, zu lieben versteht, den jungen Horace; denn dieser, im Hause seines Oheims mit ihm aufgewachsen, war ihm frühe schon mit der Hingebung eines warmen, aufrichtigen Charakters entgegen gekommen. Horace war überhaupt ganz das Widerspiel von seinem Freunde. Als Franzose leicht, galant, stets fröhlich, verband er mit einem schlanken, biegsamen Wuchse eine Physiognomie voll Adel, Offenheit und glänzender Jugendfrische. Wir erzählen hier einen Vorfall, der die Denkungsart beider Jünglinge eben so scharf auseinander setzen soll, als sie ihre körperliche Bildung von einander unterschied.

Ein aus Frankreich geflüchteter reicher Hugenotte hielt sich in Geheim in Coimbra auf mit einer schönen Tochter und zwei noch jugendlichen Söhnen. Ueber Don Sebastian war unschuldig das Gerücht ergangen, als stände er mit jenem Mädchen in einem beschimpfenden Liebesverhältniß; der Bruder, von diesem Gerede in Kenntniß gesetzt, hatte ihn gefordert, Sebastian sich jedoch geweigert, ihm Genugthuung zu geben. Ueber diesen Vorfall entspann sich zwischen den Freunden folgendes Gespräch:

Sebastian. Der heilige Jakob soll mich bewahren, daß ich mit einem Ketzer mein Leben

mir das Spiel setze, der nicht werth ist, den Degen meines Rosses zu halten, wenn ich's befinge.

Horace. Das finde ich unrecht; er ist ein Edelmann, wie Du; seine verschiedene Religionsmeinung kann ihn im Punkte der Ehre nicht herabsetzen, noch den Adel seines Blutes schänden.

Sebastian. Er steht tiefer wie das Vieh! — Ein Geschöpf, das die heilige Inquisition wie ein Bündel faules Stroh verbrennen läßt, hat keine Ehre, keinen Adel des Blutes, und folglich kann es auch nicht beleidigen.

Horace. So mußt Du Dich schlagen, um die Ehre der Dame zu retten, die durch Dich gekränkt worden. Gibt's einen Gegenstand, für den wir unser Blut freudig opfern müssen, so ist's der angefochtene Ruf eines unbescholtenen Mädchens.

Sebastian. Bah! sie ist auch eine Ketzerin!

Horace. Und wäre sie die geringste Magd aus Deines Vaters Hause, sonst aber eine unbescholtene Jungfrau, so darfst Du sie nicht beschimpfen, nicht leiden, daß man sie beschimpfe.

Sebastian. Das sind überspannte Grundsätze!

Horace. Es sind die Grundsätze meines Großvaters, eines Connetables von Frankreich, es sind die meinigen, so wie jedes edlen Franzosen.

Sebastian. Meine Ehre ist unantastbar, nur ein Grande von Portugal kann mich beleidigen. Wagt es jener Unbesonnene noch länger, Schritte gegen mich zu thun, nun wohlan, so gebiete ich über Hunderte von Rechten, deren derben Fäusten ich meine Antwort übertrage; verliert er bei diesem Strauß das Leben, so lasse ich eine Messe lesen. Zu viel Edelmuth schon gegen einen Ketzer!

Horace wandte sich stillschweigend ab und ging hin, sich an der Stelle seines Freundes für das arme beleidigte Mädchen zu schlagen; er erhielt eine ziemlich tiefe Stichwunde, und Sebastian, der dieses erfuhr, lag auf dem Steinboden der Kirche, Genesung und Vergebung für den Freund zu erflehen.

Wenige Monate hierauf gelang es den vereinten Bemühungen der Väter, den reichen, jungen Portugiesen in ihren Orden zu ziehen, mit dem im Geheim geleisteten Schwur, dereinst die ihm zufallenden Güter der Gesellschaft Jesu zuzuwenden. Die Freunde waren jezt enger aneinander gebunden, obgleich Horace über Sebastian stand; denn jener war schon zum Gelübde eines Professen zugelassen worden. Zu den Vätern, die den Freunden am nächsten kamen, gehörte der Pater Angelo del' Ortrand Riquez, ein fast vier-

jährigter Mann, mit der Feinheit und hofmännischen Gewandtheit im Betragen, welche damals nur das Leben an großen Höfen gab. Sein Rang eines Professen von vier Gelübden hätte ihn über den Rektor des Kollegiums; als Mitwisender der tiefsten Geheimnisse trat er mit entschiedener Haltung auf, und die geheime Geschichte seines Lebens meldete Siege, die das unwissende Ohr eines Neulings mit schamhaftem Erstaunen füllten. Seine tägliche Toilette war die eines achtzehnjährigen, gefallsüchtigen Mädchens, so gesucht, so mit verfeinertem Mitteln überladen; doch keineswegs hiedurch verweichlicht, war er so karg und im Ernst der Geschäfte so ausdauernd und streng, wie ein finsterer Greis. Obgleich er den jungen Horace auffallend begünstigte, so war dieser dennoch ihm keineswegs herzlich zugethan. »Ich weiß,« sagte er eines Tages zu Sebastian, »zu den Eigenschaften, die ein Mitglied unsers Ordens sich erwerben soll, gehört auch seine Klugheit, List, Verstellung, Schmeichelei. Dennoch müssen diese Unwahrheiten nur bis zu einem gewissen Grade geübt werden, gleichsam wie zum Beweis, daß ein tüchtiger Kämpfer sich auch auf jene versteckten Angriffe verstehen muß. Wehe uns aber, wenn dieses Unkraut auf dem Boden unsers Charakters Wurzel

faßt!“ Sebastian dachte über diesen Gegenstand anders. Wenige Wochen, nachdem er nach vollendetem Prüfungsjahr das Gelübde der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams abgelegt, fiel folgendes Ereigniß vor.

Es konnte Horacen, der seinem Freunde auch in Verhältnissen des Ordens am nächsten stand, nicht entgehen, daß dieser öfters heimliche Gänge antrat, deren Zweck er ihm hartnäckig verschwieg. Zufällig erfuhr er jedoch, daß er eine junge Jüdin aufsuchte. Eines Tages, als Sebastian sich bei ihr befand, mußte es ein unglückliches Geschick fügen, daß der Pater Ignaz, der in Geschäften sich in jener Gegend befand, ihn im Hause des Juden antraf. Der Entdeckte erschrack heftig; er wußte nur zu wohl, daß Ignaz, stets von ihm mit verächtlichem Stolze behandelt, die Gelegenheit, sich zu rächen, nicht vorüber lassen werde. Sein Entschluß war demnach sogleich gefaßt; er befahl der Jüdin, die Läden ihres Gemachs fester zu schließen, sich krank zu stellen und so ruhig abzuwarten, was geschehen würde. Er selbst flog nach Hause, öffnete Horacens Thür und trat mit den Zeichen äußerster Bestürzung und Trauer hinein. Den Freund zum Mitwisser seines Geheimnisses machend, brachte er die verfällte Klage vor, wie er eben Botschaft erhalten, daß die Geliebte auf den Tod krank liege; ein

Befehl des Rektors, der ihn zu sich rufen lasse, verhindere ihn leider, selbst zur Erkrankten zu eilen, er fordere aber von der Freundschaft Horatens, daß er ihn und das arme Mädchen nicht verlasse. Mit diesen Worten schob er dem Erstaunten ein paar Gläser mit Medikamenten in die Hand, beschrieb ihm Gasse und Haus und drängte ihn fort; er selbst aber begab sich auf's Zimmer, wo er, auf's Lager hingeworfen, sich in seine Decken hüllte, als hätte ein bösartiges Fieber ihn überfallen. Was er vorausgesehen, geschah; nicht fünf Minuten vergingen, so klopfte das Stäbchen des Unterprokurators an die Thür, die Gegenwart des Rektors meldend. Dieser trat mit Ignaz herein, nicht wenig verwundert, den Angeklagten auf seinem Zimmer, und zwar in einem Zustand zu finden, der es unmöglich zu machen schien, daß er vor wenig Augenblicken in entlegener Straße am entfernten Ort gewesen. Sebastian stellte sich, als begriffe er nicht, was der Rektor wolle, und dieser wandte sich endlich mit unmuthiger Gebehrde zu Ignaz. „Beim heiligen Jakob!“ rief der alte Jesuit, „so wahr ich ein ehrlicher Biscayer bin, ich habe Niemanden als den Bruder Sebastian zu sehen geglaubt; doch mögen die Düsternheit des ärmlichen Gemachs, die Unwürdigkeit der Umgebung die Schärfe und Klarheit meines Blicks getrübt haben;

darauf aber will ich beim Splitter des heiligen Kreuzes schwören, ich sah einen unseres Ordens im Hause jener Gottlosen; schickt hin, und wenn nicht Alles trügt, so muß sich der Uebertreter noch daselbst finden.“ Sebastian stieß bei diesen Worten einen Schrei der Furcht und Besorgniß aus, der die Aufmerksamkeit des Rektors wieder auf ihn leitete. „Bei Eurem Gelübde!“ rief der ernste Mann, „ich befehle Euch, mir zu sagen, was Euch in dieser Sache bekannt ist.“ Nach einer Pause entgegnete Sebastian mit dumpfer Stimme: „Mein Vater, Ihr fordert die Erfüllung einer harten Pflicht von mir, ich soll gegen meinen Freund und Bruder zeugen.“ — „Gegen Euren eigenen Vater, wenn es der Orden verlangt!“ rief der Rektor strenge. „Wohlan, so sage ich Euch, daß Don Horatio ein Liebesverständniß mit einer Jüdin unterhält. Schickt hin, Ihr werdet ihn finden; ach! ich habe ihn umsonst gewarnt!“ Er sank erschöpft zurück; doch in dem Moment fühlte er die Hand des Rektors segnend auf seinem Haupte. „Tröstet Euch, mein Bruder!“ rief er, „Ihr habt Euren Freund nicht verrathen, gerettet habt Ihr ihn! Der Segen des heiligen Ignaz lege sich auf Euer Herz, wenn es im Dienste des Ordens ob einer strengen Pflicht zu brechen droht!“ Indeß war Horace im Gemach der schönen Esther getroffen und gefangen

genommen werden; seine Schwüre, seine Betheurungen halfen nichts; unerbittlich sind Ignaz und seine Häscher, der Unglückliche wird in das Gefängniß des Kollegiums geführt, wo man ihn allein mit seinem Schmerz läßt, der doppelt groß ist, da er wohl fühlt, von welcher Hand der Streich geführt worden.

Drei fürchterliche Tage sind vergangen. Das Haupt auf den Arm gestützt, in grübelnden Unmuth versenkt, sitzt er da am Abend des vierten Tages; das Lämpchen brennt zu seinen Füßen, die Scheibe des Mondes rollt am vergitterten Fenster, von nacheilenden Wolkenschatten verfolgt, dahin, da öffnet sich die Thüre und Sebastian steht vor ihm. Er sprach in langer Rede seine Verlegenheit, seine innern Vorwürfe aus, indeß des Freundes blaues Auge offen und prüfend auf ihm ruhte. „Ich weiß es," sagte Horace endlich kurz, „ich bin deinetwegen hier; Du hast mich verläumdet, auf mein Haupt die Strafe gelenkt, welche dem Deinigen zukam; gestehe es offen, ich bin bereit, Dir zu vergeben." Sebastian kämpfte mit seinem Stolz, bevor er das Geständniß that, doch sein Herz, noch nicht bis zum Grunde vergiftet, zog ihn dem leidenden schönen Freunde zu. Er warf sich unter einer Flut hervorbrechender Thränen an die breite Brust des Jünglings, der ihn aufnahm und herzlich an

sich drückte. „Sebastian!“ rief Horace, „d
Himmel gebietet über diese Stunde — Dein Ve
sen ist weich — versprich mir, mich nie wied
zu täuschen! Wenn Du im Mißgeschick bi
biete ich offen meine Brust dir zum Schutz, de
wissen muß ich darum; nicht zum Träger Dein
Sünde biete ich mich an.“ Sebastian schluchzt
ein warmer Händedruck und die Worte: „Bei
Kreuze, das ich auf der Brust trage, dies
schwöre ich Dir!“ besiegelten auf's Neue de
Bund. Horace ging jezt mit der Heiterkeit ein
jugendlichen Begeisterung aus dem Kerker in de
Hof, der dazu bestimmt war, strafffällige Mi
glieder des Ordens der Oeffentlichkeit preiszugeben
doch die Mauer, welche diesen Hof umgab, wa
so hoch, daß auch hier das Geheimniß bewah
wurde, in dessen Schleier die Gesellschaft Je
für gut fand, alle ihre Angelegenheiten zu hülle
Baarfuß, den Oberleib entblößt, die Arme m
einer gelbseidnen Schnur, dem Zeichen der Rech
seiner edlen Geburt, umschlossen, stand Hora
eine Stunde da, wie er hoffte und wünschte, vo
Niemanden gesehen. Doch hierin täuschte er sic
An die Mauer des Hofes stieß der Palast de
Prinzessin Constanzia della Gloria. Das bl
hende siebzehnjährige Mädchen ward durch d
Politik des Hofes von Lissboa gleichsam wie i
Exil zu Coimbra gehalten, und ihre Duenn

eine alte Prinzessin von Geblüt, eine Karrikatur von Stolz, Unwissenheit und Aberglauben, war dem Mädchenfrühling zum Wächter gegeben. Doch ein junges, aufnehmendes Leben holt seine duftende Nahrung vom Mond und den Gestirnen; Träume lehren es die Liebe, und der Schatten eines Bildes hat noch Körper genug, um diese Träume wahr zu machen. Die schweren Wellen der dunkelrothen Vorhänge waren niedergelassen, die Prinzessin lag am Fenster, die braune Grimasse einer alten maurischen Amme trug mit geschwinder Zunge ein südliches Mährchen vor, indem sie bei der Schilderung jeder Liebesscene lachend die grellen weißen Zähne enthüllte. Das fürstliche Mädchen sah gedankenvoll hinaus, da trafen ihre Blicke unten auf den schönen Jüngling im Hof, der, das Haupt gesenkt, in einer schönen träumenden Stellung dastand. Das Mährchen der alten Morza hatte jezt für die Prinzessin Bedeutsamkeit, sie wußte jezt, wer der schöne maurische Ritter war, der im Thal zu Roncevall den neunarmigen Riesen bekämpfte, sie sah den schlanken Hüter vor Augen, der dem Zug seiner weißen Lämmer träumend nachsichlich auf die Höhe des Berges.

Wenige Wochen nach diesem Ereigniß wurden beide Fremde in's Gemach des Don Nigues beschieden. Mit einnehmender Freundlichkeit trat

ihnen der ſtolze Mann entgegen. „In Uebereinkunft mit dem Pater Rektor,“ hub er an, „iſt es mir gelungen, zwei treffliche Aufträge für Sie, meine jungen Freunde, aufzufinden. Wir ſind unter uns, Sie ſollen ſie vernehmen. Neugierig bin ich, wem von Ihnen beiden ich dankbarer ſeyn werde für die wohlerfüllte Pflicht. Ich habe mich in meiner Wahl von den verſchiedenen Charakterverzügen leiten laſſen, die Sie ſchmücken. Don Ortes Bellador, früher Admiral der Flotte ſeiner portugieſiſchen Majeſtät, befindet ſich ſeit geſtern in den Mauern unſerer Stadt; es gilt, ihm ein wichtiges Papier abzulocken, das er in Händen hat und das uns von großem Nutzen ſeyn kann. Die nähern Umſtände und Beziehungen finden ſich hier auf dieſem Blatte. Es gilt nun, meine Freunde, daß Sie durch Liſt oder Ueberredung, durch Frömmigkeit oder Schmeicheleі, durch welche Künſte Sie immer wollen, das Papier erhalten. Der Admiral iſt mit einem alternden, doch, wie man mir ſagt, noch immer ſchönen und galanten Weibe verbunden. Sie wiſſen nun, was Sie zu thun haben; Ihnen, Don Sebaſtian, theile ich die Frau zu, Sie, Don Horatio, erhalten den Mann. Zum Vorwand, in's Haus zu kommen, mag dieſes Käſtchen dienen, das mir ein Vetter des Admirals für ihn hat einhändigen laſſen.“ Er machte eine

entlassende Verbeugung und beide Freunde gingen, sich zu ihrem Berufswege vorzubereiten.

Mit klopfendem Herzen, die einstudirten Rollen im Kopfe, standen sie am andern Morgen, nach der Messe, vor dem Pallast; ein Mohrenknabe öffnete ihnen den Vorsaal und die zahlreiche Dienerschaft bückte sich, eine Straße bildend, vor den eben so geachteten als gefürchteten Ordensgeistlichen. Der Admiral, ein korpulenter Sechziger, mit einer gesunden Weinlaune im rothen Antlitz, lag am Kamin und wärmte seine podagrischen Beine. Er empfing die beiden jungen Patres mit Höflichkeit und nahm das Kästchen in Empfang. Als die Etikette es erlaubte, erschien seine Gemahlin; nach einigen Stunden ging man zur Tafel, die reich besezt war und an der vornehme Gäste Theil nahmen. Horace fand Gelegenheit, mit einem jungen Verwandten des Hauses sich über die innern Verhältnisse der Familie zu besprechen und manche interessante und wichtige Notiz zu sammeln, indeß Sebastians Stolz sich herabließ, der Dame Ulrica zu schmeicheln, die ihm ein williges Ohr lieh und nach der Tafel eine Audienz versprach. Als er sich so weit sah, glaubte er durch eine salbungsvolle Rede voll glatter Frömmelei sein Ziel schnell zu erreichen, doch die Dame wich ihm aus und that, als verstände sie nicht, wovon eigentlich

die Rede ſey. Endlich erhebt ſie ſich, holt ein zierlich gearbeitetes Kruzifix hervor, ſchenkt es ihm, bittet ſich dabei einen Platz in ſeinem Gebet aus und empfiehlt ſich. Sebaſtian geht innerlich ergrimmt und findet auf dem Vorſaal Horacen, der eben nicht glücklicher geweſen war. Durch ein paar Gläſer guten Weins heiter und ausgelaſſen geſtimmt, war er mit dem Hausherrn auf allerlei kurzweiliges Geſpräch gekommen, und hatte zuletzt vergeblich ſich bemüht, es zu dem ernſten Geſchäft hinzulenken. „Ich tauge nicht in dem Orden,“ murrte er auf dem Heimwege; „eine luſtige Geſellſchaft, ein Glas Wein machen mich zum Plauderer; ſtatt Geheimniſſe zu erforſchen, mache ich die meinigen offenbar.“ — Don Riguez, als er den Bericht der Jünglinge vernahm, lächelte und ſprach: „Meine Freunde, ich habe mich in der Wahl geirrt; beſchäftigen Sie ſich mit der Frau, Horatio; Sebaſtian mag es mit dem Manne zu thun haben.“

Der Abend deſſelben Tages zeigte, wie richtig der feine Weltmann geurtheilt hatte. Als Horace zu einem Spaziergange das Haus verließ, flog der kleine Mohrenknabe an ihm vorbei und ſteckte ihm einen Granatapfel in die Hand; die Frucht öffnend, fand er ein Papier, worauf die Worte ſtanden: „Pater Horatio, eine Dame bittet, Ihr möchtet in Eurem Auftrag Euch an

sie wenden.“ Diese wenigen Worte enthielten einen deutlichen Wink für den Erfahrenen, doch ein unauflösliches Räthsel für den armen Horace. Er entschloß sich, zur bezeichneten Stunde an den vorgeschriebenen Eingang zu gehen. Es war Abend, und ein großer Theil des vornehmen Adels in Coimbra, auch der Admiral, auf einem Feste außerhalb der Stadt versammelt. Donna Ulrica kam in ihren einsamen Gemächern ihm mit einer bezaubernden Freundlichkeit entgegen; sie setzte sich zu ihm, Horatio mußte erzählen; doch sobald er die ernste Verhandlung berührte, wickte sie in schäkerndem Ton mit ihrem Papagei, lobte seine Farben und nöthigte den jungen Jesuiten, ihn auf die Hand zu nehmen; er that es und kam dann wieder auf das wichtige Papier zurück; da flog die Dame an ihre Harfe, und in orientalisch weicher Stellung auf beide Knie niedergelassen, ließ sie sich in einem rauschenden Capriccio vernehmen; sie blickte mit Lachen zu ihrem Freund hinauf und nothigte ihn, die ersten Takte eines kleinen spanischen Liedes zu singen, das in den Straßen von Madrid jeden ergötzte.

So vergingen ein paar Stunden, die Nacht war eingebrochen, Mondesglanz und farbiger Duft zitterten vor dem offenen Fenster, Früchte standen in silbernen Schaalen auf einem Tisch, doch kein

Licht erschien, so wie keine von den vielen Zofen. Nach einer Weile erhob sich die Dame, trat zu einem Kästchen, öffnete es und zog ein Papier heraus. „Don Horatio,“ sprach sie in einem muntern, aber festen Tone, „Eure Jugend erklärt das Mißverständniß, das noch zwischen uns obwaltet. Seht, hier ist das Papier: allerdings kann ich darüber gebieten, denn mein Gemahl ist nur der erste meiner Sklaven. Wohlan! tragt auch Ihr meine Ketten nur kurze Zeit, und die Schrift ist Euer.“ Der junge Franzose fühlte sich von einer Glut überströmt, die mehr von Zorn als von Beschämung ihren Ursprung herleitete; da stand die Versucherin vor ihm, in ihren Händen zitterten die so sehnlich begehrten Blätter; er glaubte darnach haschen zu können, doch Uebereilung und Zürnen überflog ihn, hastig sprang er auf, und die ihm angeborne Artigkeit gegen das schöne Geschlecht konnte nur so viel über ihn gewinnen, daß er die Hand der Dame, die sich auf seine Schulter stützte, nicht unwillig wegschob. Am andern Morgen war der Admiral mit seiner Gemahlin fortgereist, und das kostbare Papier blieb verloren.

„Warum fügten Sie sich nicht ihrem Willen?“ fragte Riquez den Jüngling. Die Röthe des Erstaunens auf den Wangen war dessen ganze Antwort. „Sie scheinen noch immer nicht zu

wissen, daß der Orden Ihnen befehlen kann!“ rief jener mit einem glatten, vornehmen Lächeln. „Auch eine Sünde?“ stotterte Horace, noch höher erröthend. „Was nennen Sie Sünde? Kann ein Mittel, das da dient, einen guten Zweck zu erreichen, sündhaft seyn? und wäre es eine Sünde, so fällt Sie auf's Haupt derer, die über Sie befehlen; Sie sind, wie jeder Einzelne von uns, nur Werkzeug, um das Wohl des Ganzen zu fördern.“ Die Nacht nach diesem Gespräch vergoß der arme Jüngling heiße Thränen auf seinem einsamen Lager; so grausam, so kalt, so eisern tyrannisch hatte er noch nie die Geißel über seinem Haupte gefühlt; doch sein warmes, reines Herz sollte noch schärfer die verwundende Tigerklaue fühlen. Die Schmerzen dieser Nacht, die empfangene Demüthigung hatten ihn jezt zum ernsten, fast mannhaften Jüngling gemacht; er that sich selber das heilige Gelübde, nie in einem ähnlichen Falle sich der Sünde zu verkaufen, und wenn auch sein Leben in Gefahr stände.

Sebastian hatte unterdeß einen glänzenden Triumph gefeiert; es war ihm, vereint mit Don Rigaez, gelungen, die Prinzessin Constanze della Gloria für den Orden zu gewinnen; sie und die Duenna hatten ihren frühern Beichtvater verabschiedet und erklärten sich bereit, einen Schüler der Lehre Loyolas zu nehmen. Das Amt wurde

Riquez angetragen, der es freundlich annahm, obgleich die Zeit seiner Abreise von Coimbra sich näherte. Schon hatte er das Register der Sünden der strengen Domina willig in sich aufgenommen und mit sicherer, galanter Zuvorkommenheit die unerquickliche Sünderin getröstet. Als sich jezt die junge Prinzessin anmelden ließ, rief ihn zu seinem nicht geringen Verdruß ein dringendes Geschäft ab und Horace erhielt den Platz im Beichtstuhl. Er nahm ihn ein, ohne zu wissen, hinter welchen Seelenschleier es ihm vergönnt seyn werde, zu schauen. Finster, verstimmt saß er da in der dämmernden Kirche und schaute die lange Perspektive hinab, an deren Ende die ewige Lampe vor dem Antlitz der heiligen Jungfrau brannte; da rauschte es den Gang herauf, drei Frauengestalten, in Schleier gehüllt, wurden sichtbar, zwei blieben zurück, die dritte aber schwebte mit ungewissem Schritte dem Beichtstuhl zu. Horace sah eine jugendliche Gestalt vor sich, er sammelte schnell seine Aufmerksamkeit und erwiderte ihren Gruß mit einer ernsten Hauptneigung; jezt sank sie ihm zur Seite auf's Knie, den Mund und die Wangen dem Gitter nähernd, an dem des Jünglings Wange lag. Er fühlte einen warmen Athemzug, hörte die reine, schöne Stimme eines Engels. Sie beichtete Sünden, die vor dem Sinn ihres strengen Richters zu Liebenswürdigkeiten

wunden; doch als ihre Lippen mit stockenden Worten jenen schönen Anblick im Hofe und dessen Eindruck beschrieben, wie sie klagte, daß seitdem die Gestalt jenes Jünglings sie in ihrem Gebete störe, und er aus ihrem Munde die genaue Beschreibung seiner selbst vernahm, da erröthete er und eine wunderbare Bewegung bemächtigte sich seiner. Seit diesem Moment war die Prinzessin Lilla Gloria kein gleichgültiger Gegenstand mehr für ihn. Es wurde ihm nicht schwer, sie zu sehen, und es boten sich öfters Gelegenheiten, die eine Leidenschaft in seinem Busen befestigten, welche sein ganzes Leben anders zu gestalten bestimmt war. Constanze wußte nicht, welchem Herzen sie die Geständnisse des ihrigen vertraut hatte; das aber wußte sie, daß der schöne feurige Jüngling, der sich ihr jezt näherte, Niemand anders war als der Büßende im Hofe des Kollegiengebäudes. Es galt, in der Nähe der Duenna durch kein Wort, keine Miene das Ansehen eines Mitglieds einer so heiligen Gesellschaft zu stören; doch eine junge Liebe ist schon durch die Seligkeit des Anblicks befriedigt.

Zugleich mit Horace fand sich auch Sebastian öfters in dem Hause ein; auch ihn fesselte das schöne Mädchen, allein gewohnt an List, Verstellung und Schleichwege, umgarnte er mit frommen Reden die Alte, um ihre Wachsamkeit einzuschläfern.

Sein Freund durchschaute auch hier seinen Plan und zitterte für die reine Lilie; er nahm sich vor, sie zu beschützen, unbekümmert darum, daß er einen Bund gegen sein eigenes Herz, gegen die ersten Stürme einer erwachten, ungeschwächten Natur machte. Ohne Sebastians Tücke hätte Horace nie den Muth gefunden, so weit zu gehen; doch jezt, indem er die Prinzessin vor seinem Freund warnte, berührte er Gegenstände, mußte Gefühle schildern, welche in seinem und dem Herzen des Mädchens ihre nur zu deutlich erklärenden Bilder fanden. Sie gegen die Angriffe der Leidenschaft warnend, machte er selbst solche Angriffe. Sebastians erschöpfte Geduld drängte zur Katastrophe, die Wachsamkeit der Duenna war eingeschläfert, jezt galt es zwischen den beiden Freunden, einer den andern zu bewachen. Sebastian zitterte vor der Möglichkeit, daß Horace ihm die Beute entreißen könnte, und dieser wich nicht von des Mädchens Seite, um jenem nicht Zeit zu lassen, seine verderblichen Künste geltend zu machen. So geschah das Unvermeidliche: Constanze, im Schutze ihres Engels, verlor mit diesem zusammen ihren Himmel, und Sebastian mußte es seyn, der zuerst hinter den Schleier dieses unglücklichen Ereignisses blickte. Er war vernichtet, er schwor Rache, und die Ausführung folgte dem neugebornen Plane auf

dem Fuße. Aus seinem Munde erfuhr der Rektor das Geschehene, Horace ward in Gewahrsam gebracht; er leugnete nicht. Der im Gewitterſturm plötzlich aufgebrochene Frühling ſeines Herzens überwältigte ihn dergeſtalt, daß der kräftige Jüngling unter Schmerz und Luſt faſt zu erliegen glaubte. Nicht die Anklage, die der Freund gegen ihn erhoben, nicht die Gefahr, welche ihn ſelbſt bedrohte, bewegte ſeine Bruſt; nur ihr Bild ſtand vor ihm, ihr Bild im entzückenden Ausdruck des Schmerzes und der Liebe.

Die Väter des Ordens ließen den Unglücklichen nicht lange in Zweifel über ſein ferneres Schickſal; am Abend des dritten Tages erhielt er ein Billet von Sebaſtians Hand: „Don Horatio, Ihr werdet mich anklagen, daß ich meinen Schwur gebrochen, daß ich Unheil auf Euer Haupt gebracht; ich aber ſage Euch, Ihr ſeyd es, der mich ſchmählich verrathen! Ich leugne nicht, daß ich Euer Verbrechen den Vätern angezeigt; alles, was meine Freundespflicht noch gebietet, iſt der Rath, dem Befehle, welchen Don Riguez Euch noch heute Abend kund thun wird, ſchnelle Folge zu leiſten. Dies kann Euch retten, nur dies allein.“ Horace warf das Blatt weg, feſt entſchloſſen, keines Menſchen Gnade zu erflehen. Nach einer Stunde trüben Nachſinnes öffnete ſich die Thür und Don Riguez trat mit

einer Lampe herein. Ehrerbietig erhob sich de
Jüngling, die Locken aus dem bleichen Antlitz
streichend, schaute er dem ernsten Manne entge
gen. „Nicht, daß Ihr Eurer Leidenschaft gefolg
seyd, mein Freund,“ hob dieser an, „nicht da
tadle ich; denn wir sind alle Menschen, und
dieser schwarze Rock scheidet uns nicht von den
Gesetzen, die die Natur uns auflegte. Daß Ihr
aber so wenig Klugheit und Vorsicht in Wah
des Gegenstandes und der Mittel zeigt, dieser
zieht Euch die Strafe zu, welche von Euren
Haupte abzuwenden, ich nicht mächtig genug bin
Durch Donna Hubertia, der Prinzessin Duenna,
ist Euer Verhältniß der ganzen Stadt schon be
kannt; es ist keine andere Rettung für Euch und
unsern Orden, als Eure schleunige Abreise aus
dieser Stadt.“ — „Heiliger Denys!“ rief der
durchschauerte Jüngling und stürzte zu den Füßen
des Professen; „legt mir, o mein Vater, die
härteste Buße auf, gebietet, daß ich meinen
Körper mit Geißelhieben zerfleische, nur fordert
nicht, daß ich den Ort verlasse, wo sie athmet!“
Er hatte sein Antlitz an Riquez Knie gepreßt,
und dieser fühlte die wilde Glut seiner Thränen
Eine Pause entstand, während welcher man ihn
laut schluchzen hörte. „Unglücklicher!“ hub Rigu
endlich an, indem er mit der Lampe die zu sei
nen Füßen liegende Gestalt beleuchtete; „wa

forderst Du? — Meint Dein kindischer Sinn, wir sollen die ergiebigen Vortheile dieses Bodens aufgeben, bloß damit Du Deinen Roman fortspielen könnest? Seit wann ist's Sitte in diesem Orden, daß Leidenschaft über Klugheit triumphirt? — Hört, Don Horatio, sezte er milder hinzu, Eure Jugend, Eure Offenheit rührt mich; hört, was mein gutes Herz für Euch ausgesonnen hat. Ihr seyd jung, schön, Euer Glück bei Frauen ist mir durch tausend Beispiele, welche Ihr in Eurer Unbefangenheit nicht einmal bemerkt habt, deutlich geworden; wohlan! auch dieses sind Verdienste, und der Orden wird Euch nicht sinken lassen. Gerade jezt zeigt sich eine Gelegenheit, eine Aufgabe zu lösen, an der die ergraute Klugheit mehrerer unserer Brüder gescheitert ist; Eure blonde Jugend kann vielleicht spielend den Sieg davontragen. Gabriele d'Estrées, eine eifrige Anhängerin des Ketzerthums, ist die erklärte Geliebte Königs Heinrichs von Frankreich geworden; durch sie kann unserm Orden Eingang am Hofe dieses Fürsten verschafft werden, gelingt es, das geistreiche Mädchen in den Schooß der Kirche zurückzuführen. Hier sind Briefe und Vollmachten, eine ritterliche Kleidung, Gold und kostbare Anzüge jeder Art liegen bereit, nehmt sie in Empfang und reiset noch dieser Tage ab; in welcher Maske Ihr Euch der Dame nähern wollt,

es sey Eurem Willen ganz überlassen.“ — Riquez schwieg und warf einen fragenden Blick auf den Jüngling, doch dieser fuhr mit der Geberde des Schreckens und der Angst auf: „Unmöglich, rief er, vermag ich Künste der Verführung auszuüben mit einem gebrochenen Herzen! Wie kann ich Verräther an der Liebe werden, jetzt, da sie gerade ihre schönsten Segnungen über mich ausgeschüttet hat?“ — „Verblendeter!“ rief Riquez in kaum verhehltem Zorn, „so laßt Ihr Euer Blut mit Euch spielen! Wohlan, ich bin nicht hier, um Euch zum Liebesboten zu dienen; fügt Euch dem Beschluß, welchen meine Milde gefaßt hat, oder seyd augenblicklich bereit, noch in dieser Nacht zur Flotte abzugehen, welche segelfertig nach der neuen Welt im Hafen zu Porto liegt.“ — Der Jüngling wand sich im Krampfe der blutigsten Schmerzen am Boden; endlich rief er laut und schreiend: „Mutter Gottes! du siehst in mein Herz, es ist frei von Lastern! alles, alles will ich erdulden, nur nicht Verrath an der Liebe!“ — Er sank auf den Steinsitz und bedeckte das Gesicht mit den Händen; als er wieder aufsah, deckte Finsterniß den Raum um ihn, Riquez war verschwunden, sein Schicksal entschieden.

Nach einer Weile erschien Ignaz mit dem Kerkermeister, zugleich ein Schiffer; seine Bande wurden gelöst, und Ignaz reichte ihm ein Schreiben.

Es enthielt die wenigen Worte von Don Riquez Hand: „Habt Ihr mir Abschiedsworte an gewisse Personen zu vertrauen, so thut es dreist; als portugiesischer Edelmann, mehr noch als rechtgläubiger Christ schwöre ich es auf's Sakrament, ich will sie getreulich abgeben. Dieses Anerbieten wird Euch hoffentlich den Beweis geben, daß Euch der Freund achtet, wenn Euch der Vorgesezte verdammt; reiset glücklich.“ Horace küßte gerührt das Papier, dankbar erkannte er die lezte Gunst seines zürnenden Geschicks, er ließ sich nieder auf seine Knie, und obgleich seine Thränen häufig niedertropften und die Schriftzüge zu verlöschen drohten, so vollendete er doch beim dürftigen Schein der Lampe den Brief an die geliebte Constanze. Er beschwor sie nicht, ihm treu zu bleiben; konnte er von einem jungen, aufblühenden Leben fordern, daß es sich der hoffnungslosen Trauer verbinde? er beschwor sie nur, sein Angedenken in ihrer Seele durch nichts verlöschen zu lassen, so wie man an einen früh verstorbenen Freund denkt, ohne Wunsch, ohne Hoffnung. Diesen Brief nahm Ignaz in Empfang, drückte dann einen brüderlichen Kuß auf Horacens Stirn und leuchtete noch mit dem flackernden Lämpchen nach, als die beiden Männer durch den finstern Thorweg des Kollegiums hinaus in die finstere Nacht zogen.

Wir übergehen einen Zeitraum von zehn Jahren, und finden unsern Freund wieder in einer reizenden Platanenwaldung an den Ufern des Amazonenstroms, wo die Gesellschaft Jesu bedeutende Besitzungen im Schutze der portugiesischen Regierung sich erworben hatte. Der Rosenschimmer der ersten Jugend, der Glanz einer romantischen Zeit war gewichen, bleiche, schmerzliche Erinnerungen wiegten sich auf seiner Stirne und das Bewußtseyn des erwachten Mannesalters, die strengen Pflichten, welche er beschworen, und deren Ausübung seine Kräfte in Anspruch nahmen, verscheuchten jene weichen Träume seiner Jugend. Nur in den einsamen Stunden der Nacht, wenn der helle silberne Strahl des Mondlichts in seine Zelle glitt oder seine Gestalt umfloß, wenn er allein am Ufer des majestätischen Flusses durch schweigende Gruppen riesiger Blüthenstauden wandelte, da kamen ihm die Bilder aus dem geliebten Europa; Constanzens Lächeln, ihr erster Kuß, dazwischen Sebastians Verrath, Don Riquez kalter, unbestechlicher Stolz schwebten ihm vor.

Seiner Leitung als der eines Oberprofessen war die Bekehrung einer angesehenen Häuptlingsfamilie übergeben, die an den Ufern des Flusses ihre weitläufigen Wohnungen aufgeschlagen. Navezuma, ein Greis von achtzig Jahren, herrschte mit der väterlichen Macht eines Patriarchen über

seine Untergebenen, er war die Milde, die Güte, die Gerechtigkeit selbst; nur Eines konnte seinen Geist zu mächtigem, ungewohnten Zorn aufreizen: wenn eine fremde Hand an den Altar seiner Götter rührte. Denselben Flammeneifer theilten seine drei Söhne und das Heer seiner Enkel fühlte sich zu seinen Füßen von ähnlichen Gesinnungen durchflammt. Welch schweres Tagewerk ihm hier anbefohlen worden, fühlte Horace nur zu wohl; doch sein Sinn, selbst edel und voll Liebe, ließ ihn durch die rauhe Hülle jener Söhne der Natur ein edles Herz ahnen, und er verzweifelte nicht, obgleich Ravezumas Familie sich angelegen seyn ließ, besonders seinem Bekehrungseifer alle nur erfindlichen Hindernisse in den Weg zu legen. Er empfand dieses um so schmerzlicher, da seine Bemühungen, den ehrwürdigen Heiden die Segnungen des Christenglaubens fühlen zu lassen, wahrhaft Sache seines Herzens waren. Unwürdig, ja frevelhaft erschien ihm die Bekehrungsart seiner Ordensgenossen, welche, zufrieden, einige öffentliche Gebräuche des christlichen Kultus den Heiden aufzudringen, sich weiter nicht viel um den Zustand ihrer Seelen bekümmerten; öfters hatte er deßwegen Streit mit dem Pater Hugo Lamormain, welcher mit ihm dieselbe Würde und Verpflichtung theilte, jedoch auf gänzlich verschiedenem Wege dem Ziel zustrebte. Zwanzig Jahre älter als

Horace, verband er mit dem lauernden Uebermuth eines Machthabers die demüthige Gleisnerei eines durch feige Künste Emporgekommenen; gewohnt, ein willenloses Werkzeug in der Hand seiner Vorgesetzten zu seyn, kannte er keine andern Gebote, als am Ruhm und Glanz des Ordens zu arbeiten; was er dabei für Befriedigung seiner eigenen Lüste gewinnen mochte, war seine Sache, geschah es nur mit Klugheit und Vermeidung öffentlichen Aergernisses. Ihm, dem Schmeichler, war es gelungen in die Familie Ravezuma's einzudringen. Ja, er verschmähte es nicht, zur Ehre der gebenedeiten Jungfrau und des heiligen Ignaz, seinen Leib in das Gewand eines heidnischen Priesters zu hüllen, um in scheinbarer Anbetung vor dem Hausgötzen Ravezuma's das Knie zu beugen.

Als der feurige Horace dieses hörte, lederte sein Flammeneifer hoch auf, doch Hugo erwiderte auf seine Vorwürfe mit kaltem Lächeln: „Wo kommt Ihr denn her, mein Bruder, daß Ihr so unbekannt mit den Gesetzen der Welt seyd? Wohlan, zeigt mir denn die Fortschritte, welche Ihr in der Heidenbekehrung gemacht, besonders bei der Familie des stolzen Häuptlings. So viel mir bewußt ist, hat man Euch einmal mit Stockschlägen empfangen, an deren Folgen Ihr drei Wochen das Lager hüten mußtet, als Euer Fuß es wagte, die Schwelle jener Wohnungen zu

betreten, indeß mir ein Platz am Mahle gegönnt wird, wo ich freilich mir etwas Gewalt anthun muß, das Fleisch junger Stiere, welche den Wagen des Gottes Mahuin gezogen, roh zu verzehren, so wie es nicht sehr ergötzlich ist, dem Gott Wam zu dienen, indem man sich während eines langen Gebets einige Haare aus dem Vorderhaupte reissen muß. Doch die heilige Jungfrau gestattet es, daß, während ich diese unschuldigen Gebräuche übe, ich mein Versehen durch zwölf Aves und drei Paternoster wieder gut mache, die ich leise vor mich hinmurmle. Auch das vergeben die Stifter unseres Ordens, wenn ich nothgedrungen die Taufe nicht anders verrichten kann, als durch eine scheinbar zufällige Berührung mit einem nassen Tuch, weil dem Körper der eigensinnigen Täuflinge das Besprengen mit kaltem Wasser nun einmal nicht behagen will. Muß sich's doch der allerheiligste Gottessohn gefallen lassen, mit dem Gotte Wam zugleich verehrt zu werden, denn so nur kann er auf dem Altare Platz finden. Habt Ihr übrigens nicht gehört, Bruder, daß ein siegendes Volk nur in dem Fall sich das besiegte ganz unterwirft, wenn es scheinbar auch seinen Göttern Altäre baut? Die Geschichte liefert hiezu tausend Beispiele." — „Wie!" rief Horace mit Unwillen, „und da seyd Ihr kühn genug, dem General nach Europa zu berichten, Ihr hättet

jene Heiden zu Christen gemacht?“ — „Freilich,“ entgegnete Hugo; „seyd Ihr denn so ein Neuling in den Geheimnissen unseres Ordens, daß Ihr nicht wisset, wie dem heiligen Stuhle nur um das gesegnete Land zu thun ist, welches unter den Tritten dieser Ungläubigen seufzt und seine Reichthümer nur unwillig in ihre Hände liefert?“ Horace blickte den Sprechenden mit Zorn und Verachtung an. „Unwürdiger!“ rief er, „nennst Du dieses die Geheimnisse unseres Ordens, so zähle mich nicht zu den Wissenden; zittere vor mir, leicht könnte mein Eifer die Stimme unwürdiger Nachsicht unterdrücken und an Dir zum Verräther werden, um den Obern zu zeigen, welch treuloser Miethling im Weinberg des Herrn arbeitet.“ Er wandte sich ab und bemerkte nicht, wie Hugo ihm mit einem hämischen, boshaften Lächeln nachsah.

Wenige Monate hierauf, während welcher Zeit Horace vergebliche Anstrengungen anbot, mit Montezuma's Familie in freundschaftliche Berührung zu kommen, verkündete ihm Hugo mit schlecht verhehltem Triumph, daß es ihm gelungen sey, Athalida, den ältesten Sohn Montezuma's, zu bewegen, den Gott der Christen zu bekennen, doch unter der Bedingung, daß er bei der Verehrung seinem Hausgotte den Vorrang lasse. Die Kirche des Kollegiums wurde auf's Festlichste

geschmückt, und eine große Anzahl Eingeborner strömte hinzu, den Sohn ihres Königs die merkwürdige Ceremonie verrichten zu sehen. Hugo hatte Horacen zu entfernen gewußt, denn er hoffte, an diesem Tag das stolze Gebäude kommender Triumphe zu gründen. Der stolze Häuptling erschien und der demüthige Vater empfing ihn am Eingang seiner Kirche mit knechtischer Verbeugung; auf dem Altare, der auf's Glänzendste geschmückt war, standen, in fließende Goldstoffgewänder gehüllt, die heiligen Personen des Mittlers und der gebenedeiten Mutter, über ihren Häuptern jedoch, dies hatte Athaliba verlangt, erhob sich auf einem Gerüste Mahuins, des zehnköpfigen Gottes, Gebild.

Der Zufall wollte, daß Horace, von seinem Geschäfte früher zurückgekehrt, gerade in dem Moment die Schwelle der Kirche betrat, wo Hugo im Namen der heiligen Jungfrau eine lange, mit Schmeicheleien überhäufte Danksagungsrede an den stolzen Häuptling hielt für die Gnade, welche er durch sein Bekenntniß der christlichen Religion erwiesen; er stürzte bei diesen Worten vor dem Götzenbilde nieder, indem er hiedurch das Zeichen allgemeiner Verehrung gab, dem die ganze Versammlung, die Familie des Häuptlings an der Spitze, folgte. Dies war für den auf's Aeußerste gebrachten Horace zu viel; mit fliegendem

Gewande, gleich dem Vernichtungsengel Gabriel eilte er die Galerien hinab, schritt die Gerüste hinauf und betrat sie mit eisernem Fußtritt. „Elender!“ schrie er, und riß mit gewaltiger Faust Hugo empor, „was beginnst Du? — kurz vor Gott und nicht vor Teufeln!“ Schreck und Entsetzen füllten in dem Moment den weiten Raum des Tempels, die rohen Schaaren Atbaliba's Gefolge erhoben ein dumpfes, gräßliches Geschrei, das sich vielfach an den hohen Kreuzgewölben brach; Hugo, der hierin einen Schutz seiner Freunde ahnete, erhob sich aus seiner in Schreck und Furcht niedergebeugten Stellung und trat dicht an die Brüstung der Gallerie, um seinen Verfolger anzuklagen; doch in dem Augenblick traf schon den armen Horace ein Pfeil, aus der Tiefe hinaufgesendet, dergestalt in die Seite, daß er blutend niederstürzte. Die Jesuiten verließen in schneller Flucht den Tempel, denn sie erwarteten nichts Geringeres, als einen allgemeinen furchtbaren Aufstand, der sich für sie mit einem Blutbad endigen konnte, ein Ereigniß, das in der Geschichte dieser unglücklichen Missionen überhaupt nichts Seltenes war. Doch Atbaliba schien vollkommen durch die augenblickliche Bestrafung des Verräthers besänftigt, besonders deßhalb, weil der tödtliche Pfeil von dem Bogen seines eignen Sohnes, des jungen Montezuma, geflogen war, eines

Knaben, schön wie der junge Tag. Er war der Liebling seines Urgroßvaters, so wie des Vaters, der den kühnaufstrebenden schlanken Jüngling seinen vierundzwanzig übrigen Söhnen mit entschiedener Vorliebe vorzog.

Hugo erschien bald nach diesem Vorfall in tiefbeugender Demuth vor seinem hohen Täuflinge, und wirklich hatte seine Zuversicht ihn nicht getäuscht, er fand die gütigste Aufnahme. Atahalba erklärte ihn für einen edlen Mänuer, und selbst Montezuma zeigte durch eine ihm sonst fremde Zutraun, daß auch er für seine Person dem fremden Gott und seinem Diener eine gewisse Achtung nicht versagen könne; nur sollte sich jener räthselhafte, wahnsinnige Priester, wie er Hernan nannte, nie seinen Schwelle nähern dürfen; Hugo stimmte bereitwillig in diese Ansicht und schied erst nach mehreren Tagen, nachdem er mit Gold, Perlen und Edelsteinen aller Art beladen worden war. Bald darauf erhielt das Kollegium den glänzenden Triumph, daß Atahalba seinen Liebling Montezuma den Jesuiten, und vorzüglich dem Pater Hugo, zur Leitung überließ.

Hernan schickte von diesen Vorgängen die genauste Nachricht, während er, an seiner Wunde darniederliegend, das Zimmer hüten mußte. Die Kenntniß der Heilkräfte, die er in Coimbra durch anhaltendes Studium sich angeeignet hatte, unterstützte

jezt seine ungeschwächte Natur in ihren Bemühungen, die Krankheit zu besiegen, so kräftig, daß er nach einem Monat wiederum im Stande war, die ihm anvertrauten Geschäfte zu leiten. An dem Tage seiner Verwundung in der Kirche hatte, da seiner Ordensbrüder ihn verließen, ein junger Eingeborner sich seiner angenommen und ihn auf seinen Schultern aus dem Tumult getragen; auch später an seinem Krankenbette hatte Zirja Mittel gefunden, dem Unglücklichen nahe bleiben zu dürfen, um ihn zu pflegen. Horace erkannte seine Bestrebungen mit Dank, und im Gespräch, welches er in einsamen Nächten mit ihm führte, gewahrte er bald, daß ein Funke göttlicher Begeisterung in die empfängliche Seele des jungen Heiden fiel. Diesen zur Flamme anzuschüren, war dem edeln, von seinem Glauben selber tief Ergriffenen nicht schwer; doch er wußte aus der Geschichte seines eigenen Lebens, daß das Feuer schöner Begeisterung, wenn es auch noch so glühend emporstrebt, doch eines festen, unverfälschten Stoffes bedarf, an dem es zehrt, wenn es nicht bei den Stürmen des Lebens augenblicklich wieder verlöschen soll; er legte daher schwere Pflichten, schmerzliche Aufopferungen, gründliches Nachdenken und ernste Ueberzeugung zum Grunde, und bemerkte mit Freuden, daß seines jungen Lieblings Gemüth vor diesen Prüfungen nicht zurückbebte,

daß er den Glauben zwar langsam, aber desto sicherer in sich aufnahm. Auch deutet und erklärt ja eine Liebe die andere, und so gestaltete sich in Zirzas Busen die Freundesliebe zur geläuterten Gottesliebe. Ehe ein halbes Jahr verging, konnte der Heide mit Ueberzeugung zum Bunde der Christen übergehen, und erhielt, am Tage des heiligen Stephan getauft, den Namen dieses Märtyrers.

Hugo's beleidigter Stolz brütete indessen über Rachеplänen; er sah mit hämischem Auge die Bekehrung des jungen Heiden und berechnete, welche Vortheile hieraus Horacen erwachsen könnten; denn Zirza war der Häuptlingsfamilie verwandt, aus einem angesehenen Stamme entsprossen. Ueberdies war ihm die Nähe eines Mannes, dessen strenge Grundsätze, dessen unbeugsamen Charakter er fürchten mußte, in seinem Wirkungskreise zu gefährlich, als daß er nicht seine Entfernung schnlich hätte herbeiwünschen sollen. Noch fand er Trost in der bestehenden Feindschaft Montezuma's, seiner Söhne und Enkel gegen Horace; doch jetzt trat ein Umstand ein, der diese Feindschaft in das aufrichtigste und wärmste Wohlwollen verwandelte. Montezuma ward im Bade von einer giftigen Schlange am Arm verwundet; durch ein auf unrechte Weise angewandtes Heilmittel war der Schaden noch vergrößert und der

Jüngling an den Rand des Grabes gebracht worden. Jammernd stürzte sich der unglückliche Vater vor den Altären seiner Götter nieder, himmlische und menschliche Hülfe anrufend, bewegte er durch seine Klagen jede auch noch so verhärtete Brust; auch zu Horacens Ohr drangen sie; er erschien am Lager des Halbbewußtlosen. Genau die Umstände bei der Verwundung, so wie die Natur des Giftes untersuchend, fand er endlich ein Mittel aus, welches Rettung versprach. Drei fürchterliche Tage vergingen, wo der Kranke einem völlig Todten gleich dalag, am Morgen des vierten öffnete er aber von Neuem die Augen dem Lichte, mit der Klarheit und Sicherheit eines Genesenen. Er richtete sich auf und begrüßte seinen Vater, der zu Häupten des Lagers kniete; Athaliba's Entzücken kannte keine Grenzen, er forschte nach dem Retter seines Lieblings, und an Zirja's Hand trat Horace in's Gemach. Bei seinem Anblick verhüllte der stolze Häuptling sein Antlitz. „Wehe mir!“ rief er mit durchdringendem Schmerzenslaut, „ich habe dieses Mannes Blut vergossen! der Gott meiner Väter hat aber nicht gewollt, daß er Gleiches mit Gleichem vergelte. O führe ihn zu mir, Zirja, daß sich Ravezuma's Sohn und Eridura's Enkel vor der weißen Stirn eines Christen demüthige; denn bei dem Haupte meines Vaters, er hat am edelsten

gehandelt von Allen, die die salzige Straße des Meeres bisher gezogen sind, um in dem silbernen Schild unsers großen Flusses sich zu spiegeln. Führe ihn her zu mir!"

Horace stand mit der Unbefangenheit eines sieges den Bewußtseyns vor dem stolzen Fürsten, der ihm vergeblich die reichsten Schätze anbot. „Ich habe gehandelt, wie ich sollte und mußte," erwiderte er ruhig; „und Christen ist es Pflicht, unsern Feinden Gutes zu thun! glaube nicht, Atahalba, daß ich den Knaben rettete, weil er Dein Sohn war, ich hätte ebenso Deinen niedrigsten Sklaven gerettet." — „Du verschmähst meinen Dank," nahm der Häuptling das Wort, „so verschmähe wenigstens nicht, einige Tage mein Gast zu seyn, damit sich an unserem Heerde der Schatten eines Mannes an die Wand male, welcher es verdiente, der Freund der Fürsten des großen Flusses zu seyn."

Diese Einladung konnte Horace nicht ablehnen, er folgte, von Montezuma und Zirja begleitet, dem beglückten Vater in dessen Wohnung. Hier fand er nun die vom Himmel so oft erflehte Gelegenheit, Gutes zu wirken in reichem Maaße; die Herzen waren ihm und seinem Worte geöffnet, Milde, Güte, Gerechtigkeit und Liebe erblühten unter seinen Händen, und ehe das Jahr noch seinen Kreislauf vollendet, genoß er des

Entzückens, durch die Taufe das schöne Werk der Bekehrung an der ganzen Familie zu krönen. Doch wie bitter war die Belohnung für sein Wirken.

Hugo's Bemühungen war es endlich gelungen, seinen Mitprofessen bei den Obern verdächtig zu machen, als einen gefährlichen Neuerer, dessen schwärmendes Haupt nicht eher ruhen werde, als bis die trefflichsten, seit lange bestehenden und mit Mühe befestigten Ordnungen umgestürzt seyen. Hierauf langte ein Befehl des Ordensgenerals aus Rom an, der Horatien zurück nach Europa beschied. Diesem Briefe lag ein Schreiben von Don Nigucz bei, dessen Inhalt schmerzlich verwundend war. „Sie kommen, Don Horatio, in unsern Kreis zurück, doch die Hoffnungen, welche der Orden auf sie gründete, sind abermals getäuscht worden. Mit Mühe gelang es mir, den Zorn unseres Generals, in dessen Nähe ich jetzt in Rom wohne, von Ihrem Haupte abzulenken. Unglücklicher, wie lange werden Sie in der Irre gehen, wie lange wird das Leben und Ihre Bestimmung Ihnen ein Räthsel bleiben? Der Befehl der Obern sendet Sie für's erste nach Marseille; doch ich hoffe, Sie vielleicht bald in Rom zu begrüßen.“ Sebastian schrieb die wenigen Worte: „Wir haben Euch nicht aus unserm Andenken gelöscht, Don Horatio, in Marseille wird man

Euch in meinem Namen empfangen; die heilige Jungfrau und der Apostel Johannes mögen Eure Reisen schützend begleiten bei den Gefahren einer so langen Seereise."

Horace fühlte nur zu deutlich, von welcher Hand dieser Streich geführt werden; sein Schmerz, sich verkannt zu sehen, wurde jedoch durch das Bewußtsein, jene Verwürfe nicht zu verdienen, gemildert; auch freute es ihn im Stillen, daß sich nun das theure Land seiner Jugend ihm wieder öffne, ewig geliebte Bilder füllten den Busen, doch ach! unter diesen fehlte das geliebteste — Constanzens Bild. Warum ward ihrer mit keiner Silbe erwähnt? hatte sie im Arm eines Gemahls des Freundes vergessen, oder war sie, einem Engel gleich, schon dem finstern Treiben der Sterblichen entrückt worden? Quälende Besorgnisse füllten das Auge ihres Freundes mit Thränen. Als die Familie Montezuma's die baldige Abreise ihres geliebten Gastes erfuhr, äußerte sie Sorge und Betrübniß; Montezuma wollte seinen Lehrer begleiten, und Zarja war durch keine Bitte oder Vorstellung von dem Entschluß abzubringen, die Reise nach Europa mitzumachen. „Nimm Deinen Freund als den geringsten Deiner Knechte mit, laß mich zugleich mit Dir den Strahl des Lichtes saugen, welchen Dein klares Auge trinkt; viel eher kannst Du's Deinem Körper

verbieten, dem Schatten in seinem Gefolge z
haben, als es Dir gelingen wird, Zirja's Be
wunderung von der Schönheit Deiner Seele z
trennen."

Als die Abschiedsstunde schlug, hatte Atzalde
dem edlen Christen den größten Beweis seine
Zuneigung zugedacht; er führte ihn in die innere
Abtheilung seiner Wohnung, wo die Frauen k
niglicher Abkunft sich versammelt hielten. Hie
nahm er ihn bei der Hand, und indem er ein
junges, blühendes Mädchen zu sich winkte, sagte
er mit feierlicher Stimme: „Großmüthiger Mann
Spiegel des wahren Glaubens, den auch de
Sohn Nayezuma's verehrt, nimm hier die Toch
ter Geona's, des Kindes Nayezuma's, zu Deiner
Gattin, nimm das Kind der Palmen mit in
Dein Vaterland und laß ihre Stimme Dir sein
gleich dem Vogel der Erinnerung, der auf dem
dürren Aste der Gegenwart seine goldenen Lieder
singt. Ich habe Dein Blut vergossen und Du
thatst mir Gutes; jetzt nimm das Gute, welches
meinem Sinn Dir zu erweisen gelüstet." — Hie
race sah das zitternde Geschöpf zu seinen Füßen
sinken; er hob es auf, und indem er durch eine
ehrfurchtsvolle Beugung den stolzen Häuptling be
grüßte, lehnte er mit freundlicher Würde das
schöne Geschenk ab. „Du weißt, Fürst," sprach
er, „daß ein Gelübde uns verbietet, der Liebe

eines Weibes theilhaftig zu werden; sichere mir auch in der Ferne Deine Achtung und Liebe, Adalida, und Du hast mich reichlich und auf alle Zeiten beschenkt. Bleibe dem Glauben treu, den Du in meine Hände geschworen, und sey versichert, daß wir uns dereinst wiedersehen.

Noch denselben Abend ging das Schiff, welches unserm Freund entführte, unter Segel; Zirja befand sich auch auf demselben, und Hugo gab unter geheuchelten Freundschaftsversicherungen den Abziehenden das Geleit.

In einer der Hauptstrassen der reichen Handelsstadt Marseille war vor einem ansehnlichen Palaste, den die Witwe Antonia Verosi bewohnte, ein so starkes Gedränge, daß es zwei Reitern in ziemlich einfacher Tracht und auf schlechten Rossen äusserst schwer wurde, den Weg zu der Treppe des Palastes sich zu bahnen. Don Alphonse, der Vicekönig von Neapel, war zu Gast bei der reichen Witwe, und die grenzenlose Pracht und Fülle der köstlichen Bewirthung hatte einen grossen Theil der Stadt in Bewegung gesetzt. Der ältere der beiden Fremden hatte jetzt den Eingang erreicht, schwang sich ermüdet vom Pferde und stieg, seinen Gefährten bei den beiden Thieren zurücklassend, die Treppe hinauf. Als

die Wache am Eingange ihn befragte, wies er ein Schreiben vor, das an den Provinzialen der Jesuiten zu Marseille gerichtet war; sogleich eilte ein Page hinauf und kam bald mit einem ältlichen Mann in der Tracht des Ordens zurück, der nach dem Begehren des Fremden fragte. „Kann ich den Pater Provinzialen nicht unter vier Augen sprechen?“ — „Er verrichtet eben seine Andacht,“ war die Antwort, „doch bleibet hier im Vorgemach, ich will Euch melden.“ Der Fremde wandte sich, und indeß jener davon eilte, sah er sich in dem köstlichen Gemache, dessen Wände die schönsten Gemälde zierten, näher um; plötzlich rauschte die Thüre auf, ein langer starker Mann mit gebieterischen Zügen trat herein und fixirte den Fremden; dieser schaute lange in die strengen Augen, dann rief er: „Sebastian!“ und stürzte an die Brust des Freundes. Der Provinziale schloß den Wiedergefundenen in seine Arme; eine Pause entstand, während welcher sich beide Männer aufmerksam und nicht ohne Spuren tiefer Rührung betrachteten. Sebastian stand fast als Greis vor dem noch immer blühenden Genossen; er schien diese Bemerkung in Horatens Blicken zu lesen, seine Rechte fuhr über die hohe, gewölbte Stirne, und er murmelte vor sich hin: „Ihr findet mich verändert, Horatio? Sorgen, unermeßliche Thätigkeit für den Orden haben

die Fülle von meinem Gebein gezehrt. Dich, Dich aber hat die Luft, welche kühlend die Häupter der Palmen schüttelt, mit dem frischen Hauch ewiger Jugend angewehet. Wird denn dieser kräftige Bau, diese französische Lebendigkeit, dieses Feuer Deiner Augen nie gedämpft, nie gelöscht werden? Willst Du nimmer sterben?" — „Im Dienst des Ordens bist Du gealtert?" rief Horace; „füge nur hinzu, auch im Dienst schöner Beichtkinder!" — „Welche Sprache!" erwiderte Sebastian, „ich kenne Dich nicht wieder; solche Behauptungen gehen über Deine Lippen?" — „Ich kenne die Welt!" rief Horace, „der Knabensinn, der alle Gegenstände entweder schwarz oder weiß malte, ist verschwunden; ich weiß, was und wie viel ich von dem Menschen zu fordern habe." — „Glück zu!" frohlockte der Provinzial, „so bist Du jetzt also doppelt der Meine."

Er zog ihn in ein anderes Gemach. „Komm, Freund meiner Jugend, Dir öffnet sich dieses streng verschlossene Herz! — Ja, auch ich kenne diese Welt, kannte sie schon damals, als Du noch träumtest. O Horace, ein Thor ist, der schönen Luftgebilden nachjagt! Ein dumpfes Bewußtseyn leitete mich frühe zu diesem Orden, dessen innerste Organisation meinem Charakter wie ein bequemes glänzendes Kleid anpaßt. Die Väter dieses Bundes haben gezeigt, daß sie den alten Adam, den

Menſchen, wie er von Anbeginn der Zeiten war und wie er ſeyn wird, kannten, dieſen Menſchen mit ſeinem angelogenen Streben nach Licht, mit ſeinem Durſt nach Unerreichbarem und mit allen ſeinen liebgewordenen, angeerbten Sünden. Die große Aufgabe war, der Welt die ſogenannten Laſter als Tugenden zu verkaufen, den Menſchen an ſein urſprüngliches Element, die Sinnlichkeit, feſtzuknüpfen und den großen Haufen durch den Schein zu regieren. Bin ich unter Raubthieren ſelber ein Raubthier geboren, ſo will ich rauben, und nichts als rauben; doch mein Fell ſoll das glatteſte, mein Schmeicheln das anlockendſte, mein Sprung, mit dem ich die Beute erhaſche, ſoll der zierlichſte, aber zugleich der mordendſte ſeyn. Wie? ſoll ich den Unverſtand ſo weit treiben, mich für ein Lamm auszugeben, bloß um Andern die Luſt zu erhöhen, mich zu würgen? Sieh, Geliebter, ſo dachten die Väter dieſes Ordens, ſo wandelten ſie umher und miſchten ſich in die bunten Gruppen des Lebens; das rohe Geräuſch des Unverſtandes, die laute Klage der Andacht, das Gedränge der Herrſchſucht, ſowie die ſtille Thräne im Gemache der Sorge machten ſie nicht mehr irre; einmal das Bild des Menſchen im Herzen, konnte kein äußerer Zufall ihnen das kalte, immer gleiche Aeußere ihrer bleichen Züge rauben. Weltliche Ehre, prangende Kleider, ſchimmernde Kronen

und Bischofsstäbe, sowie gelehrte, hochmüthige Talare wiesen sie hartnäckig von sich, denn sie saßen an der Quelle, vor deren Fülle ihnen jene Flitter nur armselig erschienen. Waren sie es doch, die die Hand lenkten, welche den schweren Scepter, den gewichtigen Hirtenstab führte. Und haben wir endlich das, was wir sind, nicht durch blutige Opfer erkauft? Der Eigennutz und die Thorheit der Menschen raubt uns goldene Genüsse; gelingt es uns auch, feiner als unsere Betrüger, diese wieder zu betrügen, so feiert doch dadurch, daß ein tausendjähriger Irrthum sie scheinbar zu unsern Richtern eingesezt, ihre plumpe Dummheit täglich und stündlich neue, rohe Triumphe über unsere Klugheit, Triumphe, die zwar das Gebäude unserer Uebermacht nicht zu erschüttern vermögen, dennoch dem Einzelnen immerdar empfindlich bleiben. Wir dürfen das Glück der Vaterschaft nicht kennen; unser Haar erbleicht nicht unter der liebenden Hand eines Weibes, am Gelage, an dem Jugend und Lebenslust köstliche Stunden verbrausen, geht unser Fuß kalt vorüber; stets muß ein Panzer unsere Brust verschließen, und nur im Geheim dürfen wir uns als Menschen menschlich zeigen. Doch die Thoren! sie wissen nicht, daß die Rache für jede unter diesen Martern hingebrachte Stunde schrecklich auf ihr Haupt zurückfällt, daß, wo wir nicht öffentlich

uns sättigen können, wir im Geheim morden!“ — „Halt ein!“ rief Horace; „zu welch eine fürchterlichen Consequenz hat sich Dein geheimnißvoller, finsterer Sinn ausgebildet! Halt ein! Deine Ansicht ist nicht die meine, wird nie die meine seyn! — „Unglücklicher!“ entgegnete Sebastian, „und sagtest Du nicht eben, daß Du jenen Schwärmereien der Jugend mit Beschämung entsagt?“

Horace hatte sein Antlitz verhüllt, er stand an die Säule des Eingangs gelehnt. „O meine Jugend, meine Liebe!“ flüsterte er, „wohin sind sie!“ Er warf sich an die Brust des Freundes: „Fühle an diesem heißen Busen, an diesem vielleicht nur zu ungestüm klopfenden Herzen, daß es eine Tugend gibt, daß Horace für sie glüht. Ach, kenntest Du die Wärme dieses Herzens, das Du so oft beleidigtest und das dennoch mit schwärmerischer Liebe an Dir hängt! Sebastian, Sebastian, warum mußtest Du so verloren gehen!“

Der Portugiese hatte sich weggewendet, er schien gerührt und verharrte in einem Moment des Nachdenkens, dann nahm er das Wort und sagte: „Wie sind wir auf derlei Gespräche gekommen? ist es nicht viel wichtiger, jezt nach Eurer Reise sich zu erkundigen? Don Riquez wird sich freuen, Euch wieder unter seiner Umgebung zu sehen.“ — „Don Riquez?“ rief Horace, sich sammelnd,

„wie geht es ihm, welches Geschäft betreibt er?“ — „Gegenwärtig befindet er sich in Rom; man versichert mich, daß sein Ansehen dort täglich wachse, der heilige Vater behandelt ihn vorzugsweise mit Güte und Aufmerksamkeit. Ja, es ist sogar erzählt worden, er könne leicht unser General werden, denn Gomez ist alt und sehr kränklich.“ — „Gott gebe ihm seinen Segen!“ rief Horace; „doch wie ist es Dir ergangen? ich sehe Dich als Provinzialen wieder, eine Auszeichnung, die Du nach Deinen Jahren noch nicht erwarten konntest.“ — „Sie haben mir gegeben, was sie vermögend waren,“ entgegnete der Pater; „doch habe ich auch für die Schwachköpfe mich abgearbeitet und das Roth von meinen Wangen gestohlen.“ — „Dieses Roth,“ bemerkte Horace lächelnd, „stahl schon die schöne Judith von Deinen Wangen, während wir im finstern Saale des Kollegiums, an die Schulbank geschmiedet, die Oden des Pindar lasen.“ — „Jugendtorheiten!“ spottete der Jesuit; „wer sagt mir, wie Ihr Euer Leben in der neuen Welt gewissen?“ — „Und welches ist mein Geschäft hier?“ fragte der Franzose; „seine Befehle hat diesmal der alte Brunold so dunkel ausgesprochen —“ — „Der Eingeweihte wird sie verstanden haben. Die Stadt wimmelt hier von versteckten Hugenotten. Du trittst als Coadjutor in das neu errichtete Professhaus

hier.“ — „Als Coadjutor?“ rief Horace, „das erlaubt mein Rang nicht, ich bin Profesſe von drei Gelübden und kann auf die Rektorſtelle Anſpruch machen.“ — „Das könnt Ihr, und wir wollen ſehen, was ſich machen läßt. Was mich betrifft, ſo behandelt mich öffentlich mit der Achtung, die ſich ziemt, für meinen Stand ſowohl als für die Rolle, die ich hier bei einer vornehmen Dame ſpiele.“ — „Und dieſe iſt?“ fragte Horace mit faſt ſpöttiſchem Tone. „Eine ſehr ehrwürdige,“ war die Antwort; „ich bin ihr Beichtvater und ſie iſt im Begriff, große Reichthümer unſerm Orden zu ſchenken. Erklärte Hugenottin vor dem Volk, iſt ſie längſt im Stillen eine der Unſrigen. Das bevorſtehende Frohnleichnamsfeſt iſt beſtimmt zum Zeitpunkt ihres Uebertritts zu der alleinſeligmachenden Kirche.“

Ein paar Diener traten herein, ihnen folgte ein Page, deſſen ungewöhnliche Schönheit Horacen auffiel; er näherte ſich Sebaſtian, indem er rief: „Der Graf von Orviedo will Eurer Würden die Hand küſſen.“ — „Ich grüße ihn im Namen unſerer Brüderſchaft, er komme. Pater Horatio, folgt dieſem Diener in die für Euch beſtimmten Gemächer, welche Ihr bewohnen mögt bis Eure Aufnahme in dem Profeßhauſe erfolgt.“ Horace ging, nachdem er ſich mit Anſtand vor ſeinem Obern verbeugt hatte; der Knabe, der

ihm folgte, blieb an der Schwelle stehen und betrachtete mit besonderer Theilnahme die Gestalt des Fremden.

Jene Wohnung machte einen Theil des weitläuftigen Gebäudes aus, das die reiche Wittwe bewohnte. Sie selbst war eine hohe üppige Gestalt in der vollen Sommerreife des Lebens, mit Zeichen ehemaliger hoher Schönheit. Verschlossener Stolz und leidenschaftliche Bestimmtheit lagen auf ihren Zügen; sie erschien öfters an der Seite Sebastians, der hinter der Maske anspruchloser Demuth den Triumph nicht verbergen konnte, den ihm seine Begleiterin über sich gegönnt hatte. Die Menge der Feste, die jetzt unausgesetzt einander folgten, machte, daß Horace, trotz seinen Bemühungen, nicht in den Kreis der ihm bestimmten Thätigkeit eindringen konnte. George Benifacc, ein junger Mann von dreißig Jahren, ein naher Verwandter der Frau Antonia, bekleidete das Amt des Rektors auf widerrechtliche Weise; unter seiner Leitung waren fünfzig Jünglinge und Knaben verwildert, und die wenigen Männer von Ansehen und edlem Willen fanden in den niedrigsten Kabalen stets unwürdige und empörende Fesseln. Unzählige Klagen über begangene Ausschweifungen und das zügellose Leben des Kollegiums drangen zu Sebastians Ohr; doch sand für die augenblicklichen Bedürfnisse, versprach

er Aenderung, wenn es ihm gelungen seyn würde das Hauptziel zu erreichen.

Als die heilige Zeit nahte, wurden die Feste eingestellt und der Tag erschien, den die Wittwe zur feierlichen Handlung bestimmt hatte; einige Wochen vorher war sie fast täglich mit Sebastian in ihren Gemächern eingeschlossen, ging sie jedoch hervor, so flossen schwarze schleppende Gewänder um die hohe prächtige Gestalt, die ganze weibliche Dienerschaft war schwarz gekleidet und selbst die Bekleidung der Wände war von derselben Farbe.

Am Vorabend des heiligen Tages wandelte Horace einsam auf der Rhede hin. Seine Seele war in Träume gewiegt, jene Gefühle, die ihm vorgeschwebt hatten, als er zum ersten Male wieder der Europens Küste betrat, gingen jezt durch den bewegten Busen: Constanzens Gestalt stand vor ihm, er hatte mit Sebastian nicht von ihr sprechen mögen, und die Forschungen, welche er in der Stille angestellte, waren ohne Erfolg gewesen; nur Don Riguez konnte von ihr wissen, und den hielt die Ferne gefangen.

Der eintretende Abend umschleiert den ungeheuren Maſtenwald der vor Anker liegenden Schiffe, das Getümmel legte sich zur Ruhe und einsam brannten die hohen Pechpfannen, am Geländer

hin vertheilt, ihre schwarzen Rauchmassen majestätisch in die ruhigen Lüfte wälzend. Umschauend hatte Horace schon lange bemerkt, daß Jemand in einen Mantel geschlagen ihm folgte. Er beschloß, eine Gondel zu besteigen und auf das ruhige Meer hinausfahrend, den Aufgang des Mondes zu erwarten. Als er die kleine Treppe hinabstieg und eben den Fuß in das Fahrzeug setzen wollte, machte ihn der wankende Schein der Fackeln irre, er verfehlte das dünne Brett, das Boot schwankte, raubte ihm das Gleichgewicht, und in dem Moment schlugen die finstern Wellen über ihm zusammen. Ein kurzer Schrei wurde hörbar, doch wenig Augenblicke darauf fühlte sich der Sinkende von zwei Armen umfaßt, die ihn in die Höhe ziehen wollten, aber vergeblich gegen den Andrang der Wogen kämpften. Das Gedränge der Boote und Menschen, das Geschrei, das sich erhob, dazu die Schrecken des Elements schienen dem hülfreichen Retter mit dem Gegenstand seiner Bemühungen zugleich die Besinnung zu rauben. Als zwei handfeste Matrosen beide den Fluten entrissen, erkannte Horace in seinem edelmüthigen Leidensgenossen den jungen Pagen im Dienste Sebastians; er war erstaunt und erfreut über diese Entdeckung. Auf seine Veranstaltung wurde der Besinnungslose in ein nahestehendes Wachhaus gebracht und hier mit

ihm allein gelaſſen. Kaum öffnete er die Augen, als er ſie furchtſam nach allen Richtungen wendete und endlich auf des Paters Zügen weilen ließ; er erhob ſich, ſchlug die Arme mit Heftigkeit um den Nacken des Erſtaunten und feuchtete ſeine Wangen mit heißen Thränen. „Was iſt Dir, mein Sohn?“ rief Horace; „Du wollteſt mich retten, dankbar erkenne ich Deine edle That; doch ſprich, kann ich Dir vielleicht einen ähnlichen, wenn auch nicht ſo großen Dienſt erwieſen? Du ſcheinſt mir unglücklich.“ — „Ich bin es!“ rief der Page; „doch ein Wort von Dir, und ich bin es nicht mehr; ja, Du biſt edel, Du gehörſt nicht zu den ſchwarzen, tückiſchen, ſchleichenden Böſewichtern. Rette, rette mich — rette mich aus den Händen jenes Elenden!“ — „Von wem ſprichſt Du, Knabe? vom Pater Provinzialen?“ — „Von ihm; er hat meine Jugend gemordet, mich dem Hauſe meiner Eltern entführt; er hat — “ Ein neuer Thränenſtrom erſtickte die Worte, in Horacens ahnendem Gemüth ging die Löſung des Räthſels auf; er hob den reizenden Knaben aus ſeiner gebückten Stellung auf, liebkoſend drängte er den blonden Lockenkopf in die Höhe und ſagte ſanft ausforſchend: „Du biſt nicht, was Du ſcheinſt; vertraue mir.“ Eine heftige Röthe flog über die blühenden Züge. „Eure Ahnung hat Euch nicht getäuſcht, frommer Vater,“ liſpelte das

verkleidete Mädchen; ich heiße Clara Louisson. Ihr wißt jezt mein Schicksal, könnt Ihr mich nicht retten, nicht heute noch mich retten, wohlan, so habe ich es meiner Schutzheiligen zugeschworen, morgen, wenn der Zug in die Kathedrale geht, werfe ich mich der Frau Antonia zu Füßen, und erfahren soll sie es, welche Schlange sie in ihrem Busen groß gezogen; beim Himmel, das thue ich!“ Sie rang von Neuem die Hände, und indeß Horace sich tröstend über sie beugte, ging die Thür des Gemaches auf und eine Anzahl Matrosen drang herein, an ihrer Spitze George Bonisace. Das Mädchen hatte sich schnell abgewendet, doch nicht schnell genug, daß nicht dem jungen Jesuiten ein rascher Blick die Kenntniß ihres wahren Geschlechts gegeben hätte; er ließ sich aber nichts merken. Bald darauf erschien Sebastian selbst, und Zirja, der das Unglück seines väterlichen Freundes vernommen, floh wie ein erschrecktes Kind weinend zu seinen Füßen. Der Page war in der Menge verschwunden.

Das Geheimniß, das sein Ohr vernommen, mehr aber noch die Drohung, die das unglückliche Mädchen hinzugefügt, ängstigten das Gemüth Horaceus; er erhob sich in der Stunde der Nacht und forderte Gehör bei Sebastian. Dieser saß noch an seinem Schreibtisch und blickte mit Verwunderung auf den eintretenden Freund; er schob

ihm einen Stuhl hin und vernahm den Bericht, den jener mit beklemmter Stimme vorbrachte, ohne eine Miene zu verziehen. „Gut!“ entgegnete er, als der Freund geendet; „nun sprich nicht von dem Geschäft, dessen Wichtigkeit Dich bewog, mich um diese Stunde aufzusuchen.“ Jener sah ihm erstaunt in's Antlitz; „Du scherzest!“ rief er, „ein Geschöpf, das Du unglücklich gemacht, droht Dir, durch eine furchtbare Anklage bei der Witwe, die Früchte Deiner Bemühungen zu rauben, und Du kannst noch nach einem wichtigen Grund meines Erscheinens fragen? Sebastian, wenn Dein Gewissen Dich hier nicht mahnt, so sollte es doch wenigstens Deine Klugheit thun.“ — „Geisterseher!“ rief höhnend Sebastian, „was sich das Mädchen Dir entdeckt, so weißt Du auch, was Du zu thun hast; für mich ist nichts zu besorgen. Die Undankbare soll meinen Zorn fühlen, ich entzog sie der Armuth, den drückendsten Verhältnissen.“ — „Um sie zur feilen Dirne herabzustoßen!“ rief Horace; „o Fluch über dieses Mitleiden, diesen Edelmuth!“ — „Freund,“ entgegnete Sebastian trocken, „die Nacht ist kurz, der morgende wichtige Tag wirft schwere Lasten auf mich, verschone meine verdüsterte Seele mit kindischen Historien und Befürchtungen.“

Horace verließ mit Bitterkeit die Stube; als er den Gang hinab schritt, schlich ihm die

verkleidete Mädchen nach, sie stürzte vor ihm auf die Knie. „Du bittest vergebens!“ rief er, „doch bleibe ruhig, ich will für Dich sorgen.“ — „Ruhig?“ rief sie, „ich will nicht mehr ruhig seyn! O meine Mutter, meine sterbende Mutter! ihr Fluch ruht auf mir, sie zeigt mir jezt den Weg zur Rache.“ Die Gestalt verschwand in die Schatten des Ganges und Horace brachte eine kummervolle Nacht ohne Schlaf zu.

Das festliche Gepränge des heiligen Zuges bewegte sich eben durch die von Volk wimmelnden Gassen, unzählige Reiter, Sänften und Wagen schlossen sich an und Alles nahm die Richtung zur Kathedrale, von deren Thürmen die durcheinander klingenden Töne der festlichen Glocken wie Musik niederschallten. Antonia, an der Spitze ihrer Frauen, kam wie eine Königin, in ihre kostbarsten Gewänder gehüllt, das Zeichen des siegenden Glaubens, ein Kruzifix, in der Hand, ihr zur Seite Sebastian; der Chor der Jesuiten, die Mönche und Priester, zahllose Frauen und Jungfrauen bewegten sich hinterher durch die Reihen der königlichen Trabanten. Jezt, da eben der Fuß der Witwe die Eingangsstufen der Kathedrale betreten wollte, flutete der ambrosianische Lobgesang wie mit Engelsittigen ihr voll und blühend entgegen; die durstige Seele sog ihn ein, und Stirn und Auge der edlen Frau verklärten

sich wie im Lichte; unwillig sieht sie sich um, da der Zug stockt, ein heller, durchdringender Schrei erhebt sich, und ehe die Wachen es wehren können, stürzt Sebastians Page hervor und wirft sich zu den Füßen der Dame; das Kleid aufreissend, umschlingt er ihre Knie und ruft laut: „Sieh her, glaube ihm nicht, er hat Dich betrogen, hohe Frau, wie er mich betrogen! glaube ihm nicht, schändliche Künste der Verführung haben meine Jugend gemordet!“ Auf diese Worte, von welchen die Luft erbebte, folgte tiefe Stille der Ueberraschung; Antonia sah auf die Unglückliche nieder und richtete dann mit allen Andern zusammen den Blick auf Sebastian; doch dessen stets bleiches Antlitz zeigte auch jezt keine Spur von Farbenwechsel; einen Moment stand er stille, dann wich er scheu zurück und rief mit unterdrückter Stimme: „Was will die Wahnsinnige? entfernt sie, Leute, damit nicht der heilige Zug gestört werde.“ — „Wahnsinnig!“ rief das Mädchen, „wahnsinnig soll ich seyn! Gott im Himmel ist mein Zeuge, daß ich die Wahrheit rede; dort steht der, der es mir beweisen wird.“ Sie zeigte auf Horatio und diesen durchfuhr ihr flammender Blick gleich einem Dolchstoß; ihm ahnete, was kommen werde. „Wie!“ rief Sebastian, sich langsam umwendend; „Pater Coadjutor, Ihr kennt das Mädchen? So mögt Ihr mir

nachher über diesen Vorfall Auskunft geben. Jezt, Soldaten, ergreift die Arme, entfernt sie, es soll an meiner Fürbitte zu Gunsten der Verwirrten nicht fehlen.“ Das Mädchen wurde trotz ihrer Weigerungen fortgeführt, noch lange hörte man ihre Stimme, endlich verlor sie sich. Tiefe Erschütterung lag auf Antonias Antlitz; nur zu gewiß war ihr die Lösung des furchtbaren Räthsels; der Freund, dem sie vertraut, der eifrige Seelsorger, an dem sie ihre feste Stütze gefunden zu haben glaubte, er stand als entlarvter Heuchler, als tiefgesunkener Sünder vor ihr; ihre Hand zuckte heftig, als er darnach griff, sie wandte ihr Antlitz weg und konnte nur, indem eine Leichenblässe ihre Züge überflog, die Worte lispeln: „So ist es Euch denn gelungen, mich auf das Tiefste zu verwunden; mein Herz, das schon die Süßigkeit dieser Stunde zu kosten begann, ist auf das Fürchterlichste zerrissen; o hätte ich Euch nie gesehen!“ Sie kniete vor den Altar nieder, und das Erste, was sie that, war, daß sie ihren Schmerz in das vorgehaltene Tuch in bittern Thränen ergoß. Sebastian stand unter den zur Erde hingeworfenen Gestalten allein aufrecht da, den Blick mit ungeheurer Kälte vor sich hin richtend; die Lobgesänge folterten sein Ohr, aber er triumphirte, daß es ihm gelungen war, vor der Menge allen Verdacht von sich abzuwerfen.

Horatio war dem Gotteshaus entflohen, denn mit einem Herzen voll Bitterkeit glaubte er nicht bestehen zu können vor der ewigen Erbarmung.

Wenige Tage darauf kam es, wie er gefürchtet hatte; die abscheuliche Anklage wurde erhoben. Georg Boniface trat auf; die Matrosen, welche den Jesuiten mit dem Mädchen gesehen, zeugten, und nur Sebastian zögerte noch, das schuldig auszusprechen. Eine Woche später erhielt Horace ein Schreiben, in welchem ihm anbefohlen wurde, nach Rom zu kommen, um sich zu verantworten; er sah nur zu deutlich, wie man auch von Marseille ihn zu entfernen trachte. Georg Boniface wurde als Rektor bestätigt und Sebastian mit Lob überhäuft; das Kollegium triumphirte. Als der Verwiesene der lezten Sitzung der versammelten Brüder beiwohnte, fand Sebastian für gut, mit Thränen im Auge ihm zuzurufen: „Unglücklicher Bruder! die Liebe meines Herzens, dieses Brunnens, der nie aufhören wird, Dich mit Segen zu überschütten, sey auch jezt wieder Dein Begleiter; ziehe glücklich! Was der Mensch verbrochen, was der Genosse des Ordens gefehlt, ich habe es mit blutendem Herzen gerügt; doch der Freund hat dem Freunde nichts zu vergeben; komm und fühle, vielleicht zum lezten Male, meine brüderliche Umarmung.“ Er öffnete seine Arme; als aber Horace einen schnellen unheimlichen Schritt

that, ſich ihm nähernd, trat der hohe Mann, ſeltſam zuſammenſchaudernd, zurück und wandte ſich weg, unvermögend, in die Augen zu ſchauen, die ihn anblickten.

Wenige Tage vor Horacens Abreiſe ſtürzte Zirza in ſein Zimmer. „Ewiger Gott!“ rief er, „was muß ich erleben hier im Lande der Chriſten! Sieh, Freund, geliebter Bruder, ſieh dieſes Mädchen! möchte wohl ein Engel, eine Heilige ſchöner ſeyn? ſie fand ich im Gebüſch nicht fern von der Stadt unter den Händen zweier feilen Mörder, die eben das kalte Eiſen ihr in den Buſen ſtoßen wollten; ich habe ſie gerettet.“ — Clara hatte ihre Pagenkleider abgelegt und hing an Zirza's Halſe; auf ihre rührenden Bitten geſtattete der Jeſuit den Liebenden, die ſchon lange eine zärtliche Neigung für einander gehegt, ihn nach Rom zu begleiten. An Sebaſtian ſchickte er folgende Zeilen: „Unſer Bund iſt zerriſſen — auf ewig! Bedachteſt Du in jenem fürchterlichen Moment, in dem Du die Anklage auf mein Haupt wälzteſt, was Du mir ſchwerſt im Kerker zu Coimbra? Nicht mehr wollteſt Du mich zum Träger Deiner Sünde machen, nicht mehr mich tückiſch verrathen! Gott richtet zwiſchen uns! ich habe keinen Freund mehr!“

Als die Thürme von Marſeille ſeinen Blicken entſchwanden, drückte er ſein Antlitz in ſeine Hände,

und eine Wehmuth, wie er sie noch nie empfunden, nahm seine Seele ein. Wieder eine Stufe niedriger herabgestiegen zum Grabe, vielleicht die lezte! Es war ihm, als tönten noch die Glocken von der hohen Kathedrale zu ihm herüber aus der Ferne, gleichsam ihn mahnend, daß seine Männerbrust nicht erschlaffe, sondern sich tüchtig halte für die rauhen Pflichten seines Daseyns.

Wir übergehen jezt einen Zeitraum von zwanzig Jahren; der Schauplatz unserer Geschichte ist Rom. Don Riquez, zum General des Ordens ernannt, hatte nur kurze Zeit regiert, doch seltene Talente entwickelt; ihm folgte Sebastian. Mit fester Hand ergriff er den geistlichen Herrscherstab, dessen Glanz ihm schon beim Beginn seiner Laufbahn vorgeschwebt, und wirklich hätte man keinen der Stelle Würdigern wählen können; der Mann von edlem, warmen Herzen, voll reiner Menschenliebe wäre wenig tauglich gewesen, der kühne, ehrgeizige, weltkluge, versteckte Höfling war jedoch völlig an seinem Platze. Anders hatte sich Horacens Schicksal gestaltet; nicht der Glanz, den die Hofhaltung des Statthalters Petri verbreitete, nicht die Hoffnung auf Erhebung und Beförderung war der Grund seines steten Aufenthalts in Rom gewesen, vielmehr hatte ihn die

Pflicht eines Jugenderziehers gefesselt. Als Professe von vier Gelübden stand er einem großen Kollegium vor, in dem eine Anzahl Jünglinge aus den ersten Familien sich befand; diesen war er väterlicher Rathgeber und Freund. Die Fehler des raschen Jünglings, die Mißgriffe des das Gute wollenden, doch die Welt verkennenden Mannes waren von ihm gewichen; das wilde, verzehrende Feuer hatte einer edlen Wärme, die schnelle That der klugen, reifen Ueberlegung, der durch Mißgeschick erschütterte Glaube der festen, klaren Ueberzeugung des frommen Greises Platz gemacht; die Ordensbrüder, Sebastian an ihrer Spitze, erkannten ihn für vollkommen würdig der Verpflichtung, die er übernommen.

Unter seinen Schülern waren besonders zwei, an denen er mit besonderer Zuneigung hing; es war ihm, als blühe seine eigene Jugend in den Anlagen und Eigenschaften dieser Knaben wieder auf. In Andreas, eines jungen Deutschen, blauem, offnen Auge sprach ihn die eigene frische Lebenslust und Weltfreudigkeit an, indeß das nachdenkliche, ernste, fast mädchenhaft sinnige Wesen Giulios, eines Italieners, ihn an die frühe Reife seines eigenen Herzens und Geistes wohlthuend mahnte. Ein Ereigniß, welches den raschen Andreas sogleich zur That reizte, brachte in Giulios Innerem erst jenes heilsame Nachdenken hervor,

welches die Trägerin der Weisheit wird. Beide Jünglinge liebten sich, und beide zusammen gaben gleichsam ein vollständiges Charakterbild. Noch hatte Horace über die tiefer eingreifenden Grundsätze des Ordens nicht mit ihnen gesprochen, ihre jugendlichen Seelen waren nicht reif dazu. Das heitere Reich des Wissens machte er ihnen zugänglich, die Bedeutsamkeit der alten klassischen Schätze deckte er ihren Blicken auf; doch zitterte er vor dem Momente, wo er ihrem Auge nicht allein den Kelch der schönen Blume, sondern auch die im Finstern sich verbergende, an die niedere Scholle sich klammernde Wurzel zeigen sollte; die eigene Thräne, die er damals vergossen, als ein schöner Schleier nach dem andern vor ihm zerriß, brannte wieder auf seiner Wange, doch war er fest entschlossen, ihnen nichts weichlich zu verbergen, was sie als kräftige, zum Kampf gerüstete Männer wissen mußten.

Dieser gefürchtete Augenblick nahte heran. Andreas und Giulio sollten an Einem Tage ihr Gelübde ablegen. In der Stille seiner Zelle mit ihnen eingeschlossen, bestand Horace darauf, daß sein Blick frei in ihre Seele dringe, und auch hier zeigte sich ihr verschiedener Charakter. „Mein Vater!“ rief Andreas lebhaft, indem eine Thräne über seine Wange lief und sein Auge blitzte, „Du hast mir gesagt, daß unser Orden da ist, um

Gutes zu wirken, das Glück der Menschen zu befördern und unsere heilige Religion zu schützen und zu befestigen. Wohlan, was brauche ich mehr zu hören, um mich auf ewig einer so segensreichen Gesellschaft zuzueignen? Kann eine Vereinigung edler Menschen, aus der Könige und Fürsten ihre Rathgeber und Freunde wählen, die das Licht der Wissenschaft und Kunst freundlich anstecken, in der Priester dienen, welchen der heilige Loyola selbst den Hirtenstab in die Hand gegeben, und endlich, zu der Du Dich zählst, mein Vater, kann eine solche Vereinigung wohl jemals ehrwürdiger, trefflicher gedacht werden! Laß mich auch in diese fromme Schaar eintreten.“ Während Andreas Rede hatte Giulio mit leuchtendem Auge ihn angeschaut; jezt, da jener schwieg, senkte er es zu Boden und vermochte nicht, Heraceus Blick zu ertragen, der prüfend auf ihm ruhte. „Nun!“ rief dieser, „geliebter Sohn, Du zögerst, Du findest Bedenklichkeiten?“ — „Ich finde keine!“ rief der Jüngling, „ich will in den Orden treten, weil Du Dich in demselben befindest.“ — „Dies ist kein Grund,“ bemerkte der Greis mit bewegter Stimme; „kannst Du wissen, welche Umstände mich hieher geführt? Rede frei, meinst Du, es sey Deine Bestimmung, einer der Unsern werden?“ Der Jüngling brach auf's Neue in Thränen aus. „Laß mich bei

Dir bleiben!“ rief er, „ich grüble nicht, ich will nicht deuten und fragen; Du bist im Orden, so nimm auch mich auf!“ Heraeens Herz bestand einen schweren Kampf, er glaubte zögern zu müssen, und verschob darum den festlichen Tag; doch als auch diese Frist vergangen und beide Jünglinge fest bei ihrem Willen blieben, vollzog er selbst die heilige Handlung der Weihe und nahm die Gelübde der jungen Herzen im Namen der Kirche an. Als er die welke Hand auf ihre blühenden Lockenhäupter legte, als Giulios Antlitz, von Thränen befeuchtet, zu ihm aufblickte, da glaubte er Constanzens Züge zu sehen, und der Engel einer schönen, sonnenhellen Zeit flog mit rauschendem Flügelschlag an ihm vorüber.

In der Nacht nach jenem Tage senkte sich ein bedeutungsvolles Traumbild auf ihn nieder; sein Blick war in eine ferne Zukunft gerichtet, ein fürchterliches Bild stand vor seinen Augen. In den Gemächern des Vatikans lag ein Pabst sterbend auf seinem Lager: die goldene Krone war von seinem Haupte gefallen, Wahnsinn starrte in seinen Blicken, Todesschweiß perlte an seiner Stirne und schenßliche Pestwunden klafften auf dem im Todeskampfe sich windenden Körper. Eine laute Stimme rief durch die Stille des Gemachs nach dem Mörder, und siehe, auf den Ruf trat eine Gestalt herein, deren Gewand Horace mit

Grauen für die Kleidung seines Todes erkannte. „Unter allen, die da gesündigt, wer hat ein gröſseres Verbrechen begangen?“ rief die Stimme; „das Oberhaupt der Kirche, der Stellvertreter des Apostels, das Herz der Christenheit, gemordet durch einen seiner Söhne! Oeffnet euch, ihr Thore! gebt sie heraus die Zahl der Sünder! wer wird Gnade finden, wessen Gewand wird bleichen vor dem Blicke dieses Sterbenden?“ Die Gestalt des Jesuiten erbebte, in dem Moment traten die Mauern des Sterbegemachs auseinander, und herein drang eine unzählbare Schaar, die Schüler Loyolas, von seinem nächsten Nachfolger bis auf die spätesten Zeiten herab. Horaces Auge konnte sie nicht überschauen, die schwarzen Gewänder verfinsterten den Himmel, da erhob sich der sterbende Blick des Pabstes; von einem zum andern schweifend, überzählte er Alle, doch so finster ihre Hüllen waren, sie wurden noch finsterer, als der brechende Todesblick auf ihnen weilte. „Es ist Keiner unter ihnen,“ rief die Stimme drohend, „Keiner, der gerecht befunden wird!“ Horace erbebte, jezt traf auch ihn der Blick und, o Himmel! die finstern Schatten seines Gewandes wichen; ein freudiges Entzücken übermannte ihn, mit einem Dankgebet erwachte er. Sein ahnender Geist sagte ihm, daſs dieses die Verbedeutung seines nahen Todes sey. Doch ehe er sein

Ziel erreichte, waren ihm noch bittere Erfahrungen aufgespart; die herbste mußte er an seinem Zögling Giulio machen.

Des Jünglings Trübsinn wuchs von Tag zu Tage, sein Ernst verwandelte sich in tiefes, finsteres Schweigen, er mied den Blick seines väterlichen Freundes; diesen bekümmerte es tief. Einst sagte er zu ihm: „Mein Sohn, lastet Dein Gelübde so schwer auf dir?“ — „Ja, mein Vater, ich bin nahe daran, zu bereuen, es geleistet zu haben.“ — „Dann wehe Dir!“ — „Die Heiligen mögen mich schützen!“ — „Sie schützen den nicht, Sohn, der sich selber aufgibt.“ — „So schütze, rette Du mich!“ Horace schloß ihn in seine Arme, er suchte seine Thränen zu trocknen, doch seiner Mühe spottend, flossen sie nur um so zahlreicher. „Vertraue mir gänzlich!“ rief der sanfte Greis, „nur dann kann es mir gelingen, Dir helfend beizustehen.“ Diese Worte lösten jedes Siegel von des Jünglings Lippen. „Erinnere Dich, mein Vater,“ hob er stotternd an, „wie Du mit uns vor drei Jahren an den Kaiserhof nach Deutschland reistest; es erfreute Dich mein Entzücken, mit dem ich alles Neue und Schöne erfaßte, der rege Sinn, mit dem ich die Fremde in mir aufnahm; und in der That, deutsches Leben, deutsche Wissenschaft und Kunst, die Heiterkeit und Freiheit, die dort glückliche Menschen athmen, sie

blieben nicht ohne tiefen Eindruck auf mein Herz. Ach, diese Reise ist ein Born meines Unglücks geworden, dahin, in die lichten deutschen Auen zieht mich die Sehnsucht; Regensburg, Augsburg in seiner Herrlichkeit, Goslar, der alte Kaisersitz, und endlich Nürnberg, wo kostbare Kunstschätze versammelt liegen, alle diese Orte schweben mir deutlich vor, mit ihnen verbindet sich der glühende Wunsch, mich dem offenen, biedern, deutschen Sinn zu verbrüdern. Was ich mir nur denken mag von Menschenglück und Frieden, auf dem Antlitz deutscher Männer scheint es zu wehnen, in den blauen Augen deutscher Frauen zu lächeln! Wahrlich, nur mit getheiltem Herzen kann ich hier einer düstern Pflicht dienen, die die schönsten Blüthen aus unserem Daseyn grausam hinwegsticht. O, mein Vater, rette, rette mich!" Die Stirn des Greises furchte sich: „Du hast es ja gewollt!" rief er ernst; „Dein Wunsch kommt jetzt zu spät; hättest Du damals diese Worte gesprochen!" Die tiefe Bewegung erlaubte dem Jüngling nicht, zu sprechen. „Mein Sohn," fuhr Horace fort, „Du entdeckst mir nicht Alles; die Sehnsucht nach dem fernen deutschen Leben ist's nicht allein, die Dich zieht; laß mich nicht fürchten, daß eine unglückliche Neigung —" — „Du siehst in mein Herz," unterbrach ihn Giulio händeringend. „In Regensburg war es,

wo wir im Hause eines vornehmen adligen Herrn, eines Verwandten von unserem Andreas, gastfrei aufgenommen, länger als zwei Monate blieben. Du erkrankteſt, mein Vater, die Wärterin für Dich theilte ich mit der ganzen ehrwürdigen Familie, an Deinem Lager zeigte ſich bisweilen eine Erſcheinung des Himmels, Cäcilie; ſie war es, die mit weiblich-zarter Sorgfalt die Pflege mir abnahm, wenn ich ermüdete; Du genaſeſt — ich aber erkrankte unheilbar. Jetzt weißt Du, mein Vater, die Quelle meines Elends — nimmer, nimmer kann ich Cäcilien vergeſſen.“ — „Unglücklicher!“ rief Horace, „und warum erſt jetzt dies Geſtändniß, jetzt, da Dein ausgeſprochenes Gelübde mir Deine Rettung unmöglich macht!“ Giulio ſenkte ſeinen Blick zu Boden: „Ich hoffte mich ſelbſt zu bekämpfen, aber ich fühle, der Stachel unbefriedigter Sehnſucht wird und muß mein ganzes Daſeyn vergiften.“

Dieſe Worte trafen Horaces Herz; ſein frühers Leben ging an ihm vorüber, und er konnte kein hartes Wort gegen den Armen über ſeine Lippen bringen. Als er allein war, floſſen ſeine Thränen; er machte ſich bittere Vorwürfe, jene Reiſe unternommen zu haben; doch wie er auch ſeinen Scharfſinn anſtrengte, er konnte kein Mittel entdecken, ſeinen Schüler zu retten. Indeſſen hatte das Schickſal ihn auserleſen, Sebaſtian noch

ein Opfer für den Freund, der ihn so oft verrathen.

Als Andreas und Giulio den unabwendbaren Verlust, der ihnen bevorstand, erfuhren, stürzten sie, die Hände des Greises fassend, Beide vor seinem Lager nieder; der Arzt suchte sie zu entfernen, weil er für den Kranken fürchtete. „Laßt ihn," rief Horace, Giulio's Rechte in die seinige fassend, „es ist mein Sohn!" — „Das ist er," flüsterte ihm eine Stimme, nur ihm hörbar, in's Ohr, und Horace erkannte den treuen Zirza, „laßt mich einen Augenblick mit Euch allein," rief dieser, ich will Euch eine freudige Botschaft bringen." Der Sterbende richtete sich auf. Als Andreas und der Arzt das Gemach verlassen, führte Zirza eine von der treuen Clara geleitete Dame in Pilgertracht herein; es war Constanze. Sie beugte sich ohne Worte über Horaciens Antlitz, ihre Thränen befeuchteten seine Wange, Giulio kniete am Lager. „Meine Constanze!" stammelte der freudig Erstaunte, „mein Sohn! Ach! was kann ich ihm geben!" — „Die Freiheit!" rief Giulio und lehnte die heiße Wange an die kalte Hand. „Löse seine Ketten!" bat Constanze, „denke an die schweren Bande, unter denen unsere Herzen bluteten!"

Ein Diener meldete, daß der Lebensgeneral Einlaß begehre. „Wohlan!" rief der Sterbende, „die

Augenblicke sind kostbar, der Himmel öffne mir jetzt das Herz, das so oft für mich verschlossen war.“ Der Eintretende erblickte mit Befremden die Gruppe am Sterbelager, fragend richtete er den Blick auf die knieenden Gestalten und ein dunkles, ungewisses Erinnern stieg in ihm auf. „Sebastian!“ rief Horace, „hier kniet Constanze della Gloria, einst Deine Liebe, wie es die meinige war. Dieser Jüngling ist mein Sohn! Die trostlose Mutter kam zu spät, ihn zu retten, er hat sein Gelübde schon abgelegt, auf ewig ist er unglücklich, denn auch ihn fesselt eine geheime Neigung. Nur Du kannst ihn retten! — Sebastian, wenn ich Dir jemals Freund war, so vergiß, was Du der Mutter einst gewesen — rette, rette den Sohn!“

Sebastian schwieg eine kurze Pause, dann stürzten die Thränen aus seinen Augen; er reichte dem Sterbenden die Hand. „Du stirbst für mich!“ rief er, „der Augenblick der Vergeltung naht mir! Kann ich wohl für so viele Opfer, die Deine treue Liebe mir brachte, weniger thun? Dein Sohn ist frei! und sollte ich selbst auf meinen Knien die Dispensation vom heiligen Vater erbetteln.“ — „Frei!“ rief Giulio, und sank in die Arme seiner Mutter. Ein dankender Blick nach oben verklärte die letzten Momente des Sterbenden.

Novellen

von

A. Freiherrn von Sternberg.

Vierter Theil.

Zweite Abtheilung.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1831.

Inhalt.

Seite

Die Schlacht bei Leipzig. Eine Novelle. 1

Eine Gespenster-Geschichte aus alter Zeit 61

Die letzte Rose des Kattenfels. Aus Familienpapieren 101

Copernicus 129

Der Herr von Mondschein. Ein Mädchenbild nach Callot 201

Die Schlacht bei Leipzig.

Eine Novelle.

Ein dichter Nebel hüllte die Gärten und Landhäuser um Leipzig in seinen trüben Schleier, kalte Luftzüge verkündeten zugleich mit der Dunkelheit, die sich um eine frühe Abendstunde auf die Gegend lagerte, die Nähe des Winters. Es war der zehnte Oktober, sechs Tage vor der fürchterlichen Völkerschlacht, als ein Mann, in einen Mantel gehüllt, mit seinem Begleiter auf einen von der Straße ableitenden Nebenweg hinlenkte und auf diesem zu einem Landhause gelangte, dessen zierliche Formen nur unvollkommen durch die Hülle der Dämmerung hervorleuchteten. Es wurde angeklopft, Diener mit Lichtern erschienen und der Fremde begab sich in's Haus, indeß sein Begleiter in den Hof einritt; bald darauf erschien ein dritter Reiter, so viel man sehen konnte ein ziemlich starker, unterseßter Mann, der sich nur mit Mühe aus dem Sattel hob und mit schwerfälligen Tritten die Treppe hinauf bewegte. Als die Reisenden sich von den glänzend und reich ausgestatteten Gemächern das nächste und einfachste ausgesucht hatten, beschäftigten sie sich, von dem Diener

unterstüzt, ihre Kleidung zu ordnen. Der eine dieser Männer war Offizier, wie es schien, von hohem Range, militärische Strenge und Ruhe im kraftvollen, männlichen Antlitz; seinem Begleiter sah man seine Stellung als Weltgeistlicher an, wenigstens zeigte er jene behagliche und salbungsvolle Miene, die den Dienern der Kirche eigen zu seyn pflegt im Gegensatz mit den Kindern der Welt, auf deren Antlitz sich die Leidenschaften und Kämpfe widerspiegeln, welche sie während eines unruhigen Lebens verfolgen.

Man war eben mit einigem Gepäck beschäftigt, als der Diener, den der Offizier abgesendet, um seine Ankunft im Hause unten zu melden, in Begleitung eines jungen Menschen von blühendem Aeußern wieder eintrat, der mit den lebhaftesten Zeichen der Freude die Reisenden begrüßte. „Nun willkommen, Viktor!“ rief der Offizier, „wie geht es Ihnen? was sagt die Gräfin, Ihre Tante, zu meiner Ankunft?“ — „Ew. Durchlaucht,“ entgegnete der Jüngling, „meine Tante ist hoch erfreut, und weiß die Ehre doppelt zu schätzen, da wir nicht hoffen durften, so frühe —“ — „Sie wählen Ihre Worte schlecht, junger Mann; sagen Sie statt hoffen fürchten, so schildern Sie richtiger die Gefühle Ihrer Tante; ich weiß, daß meine Ankunft ihr Schrecken verursacht hat.“ Der Jüngling wollte etwas erwidern,

doch der Prinz verhinderte ihn daran, indem er zu ihm trat und ihn freundlich auf die Schulter klopfend sagte: „Sie sind gewachsen, Bernthal, seitdem wir uns in Wien zuletzt gesehen.“ Er stellte den jungen Mann seinem Begleiter vor, indem er rief: „Lieutenant Bernthal und Canonikus Doktor Welsling.“ Der Priester sagte: „Ich meine, ich habe Sie schon irgendwo gesehen, junger Herr.“ — „Vielleicht in Prag,“ erwiderte Viktor; „ich habe dort ein Jahr studirt, bevor ich mich für den Militärdienst entschied.“ — „Und was Sie jetzt bereuen,“ nahm der Prinz das Wort, „nicht wahr? Es wird eine blutige Probearbeit geben, und da wäre es behaglicher und sicherer auf den Bänken in den Hörsälen der gelehrten Herrn.“ — „Eure Hoheit belieben zu scherzen!“ rief der Jüngling und erröthete hoch; „ich wünschte nicht, für einen schlechtern Unterthan meines Kaisers zu gelten, als diejenigen, welche schon früher das Glück genossen haben, unter dem Befehl Ew. Durchlaucht zu stehen.“ Der Prinz lächelte; ein Diener der Gräfin erschien und bat den hohen Gast, mit seinem Begleiter herab zu kommen, um in Gesellschaft der Familie den Thee einzunehmen. Im Niedersteigen faßte der Fürst vertraulich die Hand des Jünglings und sagte leise: „Nun, Sie danken mir doch, Freund, die Bekanntschaft hier im Hause? Nicht wahr, ein paar so bildschöne

Cousinen, die dabei jede eine Million mitbringen, mit denen kann man nicht nah genug verwandt werden? Nur nicht blöde! Alles ist bei Mädchen erlaubt, nur keine Feigheit! Haben Sie sich schon festgesetzt, schon etwas gewonnen? Zeigen Sie mir Ihre Auserwählte.“ — „Ich habe keine,“ erwiderte Viktor leise. „Sie sind nicht bei Sinnen,“ war die Antwort; „seyn Sie dreist, sage ich Ihnen, wir haben vielleicht nicht lange Zeit zum Liebäugeln.“ — „Wenn Ew. Hoheit die Verhältnisse dieses seltsamen Hauses kennten!“ — „Welche Verhältnisse?“

Viktor wollte antworten, da gingen die Flügelthüren auf, und aus einer Reihe hellerleuchteter Gemächer trat ihnen die Gräfin entgegen, gefolgt von ihren beiden Töchtern; die dritte, ein Mädchen von kaum zehn Jahren, blieb einige Schritte weiter bei ihrer Hofmeisterin zurück; seitwärts am Kamin, in ehrerbietiger Entfernung, zeigten sich zwei junge Offiziere, die ihren Chef, den Prinzen, auf militärische Weise begrüßten. Der Fürst winkte ihnen mit Huld zu, die Art, wie er die Begrüßung und elegante Zuvorkommenheit der Gräfin erwiderte, zeigte den vollendeten Weltmann, der sich bewußt war, einer Familie gegenüber zu stehen, die sowohl im Range als an glänzenden Eigenschaften eine der ersten in der kaiserlichen Residenz war. Nach den einleitenden Worten

hesi sich die Gesellschaft um den hellerleuchteten, prachtvoll geordneten Theetisch nieder, und indeß die älteste der Fräulein die Tassen ordnete und vertheilte, ging der Prinz auf die Beantwortung der Fragen ein, welche die alte Gräfin ihm stellte. „Wir kennen den Grund Ihres Erscheinens," sagte die noch immer schöne Frau; „verhehlen Sie uns nichts, sagen Sie es gerade heraus, was wir zu fürchten oder zu hoffen haben. Ist der Kaiser in der Nähe?" — „Er steht nur drei Tagemärsche von hier, und wenn nicht jede Berechnung trügt, so ist unser Zusammentreffen hier um Leipzigs Mauern gewiß." — „Er kommt, er kommt!" rief das kleine zehnjährige Mädchen; „der große Kaiser kommt, ich werde ihn sehen!" Alle Blicke wendeten sich auf die Sprecherin, und diese hielt sich jezt in äußerster Befangenheit hinter der ältern Schwester verborgen. „Sophie!" rief diese, „Du bist sehr unklug, Deine Schwärmerei jezt an den Tag zu legen, denn es ist Jemand hier, der nur zu befehlen braucht und Du wirst sammt Deiner Puppe an den nächsten Baum aufgeknüpft." Die Kleine kam jezt auf der Mutter Ruf herbei und stellte sich dem Prinzen vor, der sie lächelnd und aufmerksam betrachtete. „Sie lieben also den französischen Kaiser, Mademoiselle, unser aller Feind?" Das Kind sah ihn mit seinen großen blauen, offenen Augen an, die Puppe ruhte

in ihren Armen, jezt brach sie plözlich in einen Strom von Thränen aus und hielt die Hand vor die Augen. „Nicht weinen, meine kleine Freundin!“ rief der Fürst schmeichelnd; „sagen Sie mir nur, warum Sie den Kaiser so lieb haben.“ Sophie vermochte nicht zu antworten, sie schmiegte sich schluchzend an die Seite ihrer Mutter und diese mußte ihre Thränen trocknen, ihre Besorgnisse beschwichtigen, indem sie ihr versicherte, der fremde Herr werde sie nicht aufhängen lassen. „Mag er mich aufhängen lassen!“ rief die Kleine leise und immerfort weinend; „aber nicht die arme Bella hier, denn die kann doch nichts dafür, daß ich den großen Kaiser lieb habe.“ — „Weder für Dich noch für Bella ist etwas zu fürchten,“ sagte die Gräfin; „sey nur ganz ruhig und begib Dich in's Nebenzimmer, wo Deine übrigen Puppen schon lange auf Dich warten.“ Die Kleine ging jezt beruhigt, aber noch immer finstere Seitenblicke auf den Prinzen richtend, mit ihrer Hofmeisterin ab. „Diese sonderbare Liebe,“ nahm die älteste Gräfin das Wort, „haben wir unbewußt selbst der Kleinen eingeredet; sie hat natürlich uns oft vom Kaiser sprechen hören, und wißbegierig und lebhaft wie sie ist, nahmen ihre Fragen über ihn zulezt kein Ende. Als wir ihr eines Tags erzählten, daß sich jezt die mächtigsten Fürsten verbunden hätten, um mit Tausenden von Kriegern,

mit Kanonen, Bomben und Säbeln gegen den Kaiser loszuziehen, fing sie an, auf das Lebhafteste zu weinen und sagte: „Der arme, arme Mann! ist es wohl hübsch, daß so viele Leute über Einen herfallen? Gewiß, nun werden sie ihn gefangen nehmen, ihn martern, und er hat auf der weiten Welt Niemanden, der ihn noch lieb hat und bei ihm bleibt! Gewiß, da will die kleine Sophie ihn nicht verlassen, den armen Kaiser!“ Als wir dieses hörten, riefen wir lachend: „Nicht wahr, Du nimmst ihn Dir zum Mann?“ — „Gewiß!“ sagte die Kleine mit einer fast ängstlichen Herzlichkeit, „wenn er mich nur will, ich habe ihn jetzt schon recht von Herzen lieb.“ Seitdem nennen wir sie nur das Kaiserbräutchen.“

Der Prinz lachte herzlich und der Priester sagte: „Wie wird doch alle Politik zu Schanden gegen diese zarte Stimme der Erbarmung.“ — „Ei, ei, ehrwürdiger Herr,“ bemerkte die Gräfin, „Ihr scheint mir auch keine rechte patriotische Farbe zu tragen.“ — „Mag man nun, gnädige Frau,“ entgegnete der Geistliche, „gegen den merkwürdigen Mann sagen was man will, dieses bleibt doch ausgemacht, daß er dem Staat eine feste Form, der Kirche wieder Würde verlieh in einem Zeitpunkt, wo die grausigste Verwüstung herrschte. Es ist am Ende doch ein großes Heil, wenn in einer willenlosen Zeit sich ein Wille zeigt;

ist es auch nicht der rechte, so ist es doch einer, der in seinen Zauberkreis andere hineinzieht und bindet.“ — „Sehr wahr!“ rief der Fürst; „doch gegen diesen einen, auf Unheil ausgehenden, hat sich jezt der dreifach stärkere, auf's Heil der Völker gerichtete verbunden, und da öffnet sich wohl eine freudige Hoffnung auf eine Zukunft, der wir vielleicht jezt recht nahe stehen.“ — „Für mich eine schreckbare Aussicht,“ sagte der Priester, indem er die Theetasse hinsezte; „sollte man wohl in diesen glänzend schönen Sälen, bei dieser schimmernden Bewirthung und in dem eleganten Kreise, in dem wir uns befinden, an die Nähe so drohender Ereignisse glauben? Spricht nicht hier Alles Ruhe, ungestörten Frieden und beglückten Lebensgenuß aus? In der That, gnädigste Frau, lassen Sie mich gestehen, daß ich Sie, wenn auch nicht auf der Flucht, doch in den Mauern Leipzigs eingeschlossen glaubte.“ — „Ich flüchte nicht,“ entgegnete die Gräfin, „nicht früher, als bis die dringendste Gefahr mich dazu nöthigt; und was soll ich vollends in der dumpfen Stadt, wo mich tausend blasse Gesichter, mit den fürchterlichen Zeitungsblättern, diesen papiernen Schrecken, in der Hand, verfolgen? wo aus den engen, kalten und trüben Gassen Grabesbauch mich anweht und man mit der größten Anstrengung nicht zwei Menschen zusammenbringen kann,

mit denen sich ein vernünftiges Wort sprechen läßt? Hier habe ich Musik, Bücher und meine Kinder, die mich die Unbilden der Zeit und des Wetters vergessen machen."

Der Kanonikus hatte während dieser Rede mit dem ältesten Fräulein einige Worte gewechselt, und diese wandte sich jetzt an die Gräfin: „Wissen Sie, liebe Mutter, etwas von dem Umstand, daß an der Stelle des linken Flügels unsers Hauses früher ein Kloster gestanden hat?" — „Kein Kloster," rief der Geistliche, „sondern eigentlich ein Wirthschaftsgebäude, welches mit dem ehemaligen Kloster der Augustiner zusammenhing." — „Darüber müssen Sie sich beim ehemaligen Besitzer dieses Hauses Nachricht verschaffen," entgegnete die Dame, „mir ist dergleichen nicht bekannt; doch darf man wissen, warum Sie sich für diesen Umstand interessiren?" — „Es ist der Grund meines Hierseyns, gnädige Frau; doch freilich kommt mir die Sache etwas seltsam vor, und ich muß fast am Gelingen meines ganzen Vorhabens zweifeln." — „Der würdige Herr," nahm der Prinz das Wort, „hat mich begleitet, um mir die Stätte anzuzeigen, wo ich gewisse höchstwichtige Papiere wiederfinden kann; nun ist aber ein böser Umstand, daß wir nicht nur nicht die Stelle, wo der Schatz vergraben liegt, sondern nicht einmal das Haus, ja sogar nicht

einmal die Gegend kennen, so daß wir im eige
lichsten Sinne des Worts in der Finsterniß heru
tappen. Erzählen Sie, geehrter Freund, w
Sie über diesen Vorfall wissen, sowie die G
schichte Ihres Abenteuers; ich bin gewiß, d
sie den Damen Spaß macht."

Die Gräfin, ihre Töchter und die jung
Offiziere vereinigten ihre Bitten, und der Kano
kus nahm endlich das Wort, indem er sagt
„Ew. Durchlaucht nehmen die Sache zu sehr v
der abenteuerlichen Seite; ich bin versichert,
der Hauptsache keineswegs irre zu gehen.
kommt nämlich darauf an," wandte er sich geg
die Damen, „die Stelle wieder aufzufinden,
sich mir mit aller ihrer Eigenthümlichkeit dadur
fest in den Sinn prägte, daß ich als ein Ki
von fünf Jahren an dem Platze eine gewalt
derbe Maulschelle erhielt." — „Um's Himmel
willen!" riefen beide junge Damen, „man schl
Sie!" — „Nicht anders," entgegnete der Kan
nikus mit einem behaglichen Lächeln; „ich ken
wenig Backenstreiche, die mit solcher Kraft u
Genialität geführt wurden; es war der erste e
pfindliche Schlag, den das Schicksal mir ertheil
und wenn ich später in der Historie von Back
streichen las, die hohe Personen empfingen od
austheilten, so regte sich sogleich die lebhafte
Erinnerung, welche meine Wange bewahrte.

werden sich entsinnen, meine Damen, daß es eine alte Sitte ist, bei Gründung vorzüglicher Gebäude oder der Setzung von Monumenten den Kindern der Umgegend heftige Schläge zu ertheilen, damit diese später als alte Männer, wenn jenes Denkmal oder das Gedächtniß einer dabei vorgefallenen Handlung sich verwischt haben sollte, noch davon zu erzählen wissen. Dazu war auch ich auserlesen worden, und auf meine unschuldige Kinderwange wurde der Brief an die Nachwelt mit fünf harten Griffeln unauslöschlich geschrieben. Jene wichtigen Dokumente, auf deren Auffindung es jetzt ankommt, wurden damals von einem großen, angesehenen Manne an einer Stelle in die Erde versenkt, die, wenn ich nicht sehr irre, beim linken Flügel dieses Hauses, und zwar an der linken Hofmauer befindlich seyn muß. Die Stellung des Gebäudes, als ich heute den Ort wieder sah und mich gerade vor die aufgehende Sonne stellte, rief mir mit einem Male das lebhafte Bild aus meiner Kinderzeit so scharf in die Seele, daß ich — es ist komisch zu sagen — schnell nach meiner Wange griff und sie eben geschlagen glaubte." — „Seltsam!" lächelte die Gräfin, „höchst seltsam! und besinnen Sie sich auf die nähern Umstände von jener Zeit her?" — „Vollkommen, ja ich könnte Ihnen sogar die Blumen zeichnen, die damals, jetzt vor fünfzig Jahren,

zu meinen Füßen blühten und die ich zerrat, indem die ungeheure Ohrfeige meinen kleinen Körper taumeln machte. Sie können sich, Gnädigste, mein Entsetzen denken: mit andern Dorfbuben herbeigelaufen, sehe ich da und sehe mehrere Männer beschäftigt, ein Kästchen mit Papieren, das man mir zeigt, zu versiegeln und endlich in die Erde zu versenken; indem ich noch gedankenlos hinstarre, so durchbricht der damalige Oberpfarrer, ein Mann, von dessen freundlich sanfter Persönlichkeit ich die schönsten Proben erhalten hatte, plötzlich die Reihe der Menge, und ich sehe den hohen Mann im Sturmschritt, so daß der schwarze lange Rock ihm nachflattert, geradewegs auf mich zukommen; ein Schreck erfaßt mich, doch noch ehe ich fliehen kann, hat er mich erfaßt und seine Rechte führt weitausholend jene fürchterliche Ohrfeige, von der gewiß sogar das Wasser des Lethe mich nicht wieder frei waschen wird. Als der Oberpfarrer einige Zeit nach diesem Vorfalle starb, sah ich seinen Tod als eine mir vom Himmel erwiesene Genugthuung an.“ Man lachte und der Prinz sagte: „Und dennoch werden wir diesem verehrten Manne die größte Dankbarkeit schuldig seyn, wenn es uns gelingt, die Stelle und jene Papiere, an denen mir aus mancherlei Rücksichten so viel liegt, aufzufinden.“

In dem Moment wurde das Gespräch durch mehrere Musketenschüsse unterbrochen, welche in nicht geringer Entfernung zu fallen schienen. Vergeblich war es, einen Blick aus dem Fenster zu thun, denn die eingetretene Nacht hatte die ganze Umgegend in tiefe, undurchdringliche Finsterniß gehüllt; nur aus der Gegend von Leipzig schimmerten einzelne Lichter herüber. Leonhard, der Jäger, trat herein und versicherte, daß sich die Zahl der feindlichen Scharfschützen, welche sich seit einigen Tagen im Dorfe gezeigt, heute bedeutend vermehrt habe; mit ihm kam die kleine Sophie gelaufen und schmiegte sich an den Schooß der Gräfin. „Mutter!“ rief sie, „sie fangen an zu schiessen; wenn sie nur nicht aus Versehen ihre knallenden Flinten auf Dich oder mich, oder auf Bella richten.“ — „Sey ruhig, mein Kind,“ sagte diese, „wir haben ihnen ja nichts zu Leide gethan.“ — „Sehen Sie!“ rief die Kleine, „sehen Sie, Mutter, Ferdinand, Viktor und Graf Erwin fangen auch an, mit Puppen zu spielen, und sogar der fremde Herr ist mit dabei.“ Sie lief an einen Tisch, der mit Landkarten bedeckt war, auf denen die Stellung der Heere durch verschieden bezeichnete Nadeln angegeben war. Als die Gräfin mit ihren Töchtern nun auch heranntrat, machten die Offiziere ehrerbietig Platz, und die erstere rief, einen trüben Blick auf die Karte werfend:

„Nun, gnädiger Herr, so machen Sie uns denn bekannt mit dem, was wir zu fürchten haben.“ — „Sie sehen, Gnädigste,“ nahm der Prinz das Wort, „hier die verbündeten Heere sämmtlich aufgestellt am linken Ufer der Elbe: hier bei Borne das Korps des Generals Grafen Wittgenstein, das zweite preußische Armeekorps unter Kleist bei Altenburg und Frohburg, das Kosakenkorps das Attaman Grafen Platow bei Lützen, die erste Armeeabtheilung der Unsrigen unter Graf Meerfeldt, die dritte Armeeabtheilung unter Graf Gyulay und unsere Reserve unter dem Prinzen von Hessen-Homburg hier in Penig; die russischen und preußischen Grenadiere und Kürassiere stehen bei Chemnitz, das Hauptquartier des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg ist in Penig. Dort auf dem linken Elbufer vor Dresden, von Schachwitz bis zum Plauenschen Grund, steht die polnische Armee, hier bei Aussig das Korps des Generals Grafen Tolstoi.“ Die Gräfin war mit aufmerksamem Blicke den Erklärungen des Prinzen gefolgt, jetzt wurde es ihr vor den vielen rothen, schwarzen, gelben und grünen Knöpfchen bunt vor den Augen, und sie unterbrach die Hinweisungen mit der Bemerkung: „Ich sehe nun vollkommen deutlich, wo unsere Beschützer und Freunde zu finden sind, nun möchte ich aber eben so deutlich den Kaiser und seine Stellung wahrnehmen.“ Der Prinz

lächelte, er gab der Karte eine andere Wendung, und es kamen jezt die feindlichen Truppen zum Vorschein. „Was wir von der Stellung des Feindes wissen," rief er, „ist dieses: den König von Neapel sehen Sie hier an der Elster hinter Cyla und Gostewitz; St. Cyr mit dem ersten und vierzehnten Korps hat Dresden und Sonnenstein besezt, in Düben aber, wie man gewiß weiß, ist das Hauptquartier des Kaisers."

Die Schüsse, welche schon früher gehört worden waren, störten auch jezt wieder das Gespräch; Viktor war mit dem Jäger hinausgegangen, der Kanonikus beschäftigte sich mit Sophien, ihr Muth einsprechend, und indeß der Prinz mit der Dame des Hauses in den Sälen auf- und abging, sezten sich die beiden jungen Gräfinnen an's Pianoforte; man ordnete die Notenblätter, die beiden jungen Offiziere trugen Lichter herbei und Sophie wand sich aus den Armen ihres Freundes, indem sie erklärte, jezt, da Musik gemacht werde, müsse sie nothwendig dabei seyn, um die Notenblätter umzuschlagen. Hersilie, die ältere der beiden Schwestern, zog unter den Musikstücken ein schwerfälliges Heft hervor. „Wieder Gluck?" fragte Josephine, die jüngere. — „Diesesmal nicht," war die Antwort; „es ist die Armida von Jomelli; nimm sie: das Duett zwischen Rinald und Armida muß geübt werden, und dabei bringt uns

keine andere Musik so schnell über die vielen Soldaten, Flinten, Angriffsplane und Feldmarschalle, die mir noch im Kopfe stecken, hinüber; schnell, komm und setze Dich.“

Die Musik begann; Herstlie fuhr in rollenden Tönen über die Tasten hin; ein glänzendes Vorspiel drang kurz und gerundet hervor, dann tönten die Worte Rinalds: caro mia ben, mia vita, deh! non turbar que'rai, in voller, tönender Klarheit und Fülle von den Lippen des Jünglings. Rasche Uebergänge flogen auf dem Pianoforte hinauf und hinab; Josephine war aufgestanden, und in weicher Biegung sich anlehnend, mischte sie sich mit süßen, klagenden Lauten, die so rein und himmlisch ihrem Busen sich enthoben, in die Süßigkeit der männlichen Stimme.

„Herrlich!“ rief der Prinz, als das Duett geendet war; er drückte dem jungen Manne die Hand. „Ich weiß nicht,“ nahm die Gräfin das Wort, „ob Ew. Durchlaucht die alte Musik lieben; wo nicht, so bedaure ich, denn Sie werden in diesem Hause wenig andere, als diese finden; ich selbst muß gestehen, daß Seele, Kraft, musikalischer Gedanke nur bei den Alten zu finden sind, und selbst Gluck ist mir zu neu.“ Der Prinz stimmte in seiner Antwort bei, und nachdem Beide wieder den Salon verlassen hatten, sagte die Gräfin: „Eure Hoheit sehen dort zwei glückliche Paare

beisammen; ich habe den Bewerbungen der beiden braven Offiziere, die der Ehre genießen, unter Ihren Befehlen zu stehen, nicht länger Hindernisse in den Weg legen wollen, besonders da wir ja Alle nicht wissen, ob die nächste Stunde noch unser ist. Hersilie, meine ältere Tochter, ist mit dem Lieutenant Baron Rosenberg, Josephine mit dem Major Grafen Edwin versprochen." — „Gnädige Frau," erwiderte der Prinz, „erlauben Sie mir, meinen Glückwunsch von Herzen abzustatten mit der aufrichtigen Versicherung, daß Ihre Wahl keine würdigern jungen Männer hätte treffen können; beide sind aus angesehenem Hause, gebildet, talentvoll und mir sowohl als ihrem frühern Obern als Leute von untadelhafter Aufführung und entschiedener Tüchtigkeit bekannt." — „Wenigstens glaube ich sie," sagte die Gräfin, indem sie mit einem Seufzer zur Erde blickte, „als Männer von sittlichem Werth erkannt zu haben, und dieses ist viel in einer Zeit, wo es Mode geworden, ruchlos zu scheinen, wenn man es nicht im Innern eben ist."

Der Prinz heftete jezt seine Blicke auf die Gruppe am Pianoforte und mußte sich selbst gestehen, nie schönere Gestalten gesehen zu haben. Die beiden Jünglinge, schlank und würdevoll von Wuchs, zeigten in ihrer Haltung eben so die hohe Liebenswürdigkeit und Frische der Jugend, als die

Feinheit im Umgange der höhern Stände, indeß die beiden Gräfinnen, auf das Einfachste, doch mit dem zierlichsten Geschmack der Mode gekleidet, die Ideale zu verkörpern schienen, die die vornehme Welt in weiblicher Erziehung aufstellt und welche so oft in Karrikatur verbildet vorzukommen pflegen.

Man ging jezt in den Speisesaal. Der Prinz erzählte den Damen die neuesten Begebenheiten aus Wien, und ein buntes Gespräch, in das zulezt alle freudig einstimmten, wogte auf und nieder. Der Kanonikus saß neben seiner kleinen Freundin Sophie, und beide besprachen sich sehr ernst über Felix, den Hofhund, und über den Jäger Leonhard und dessen große Flinte; Viktor hatte an der Gouvernante, einem runden freundlichen Geschöpf mit hochrothen Wangen und glänzenden Augen, offenbar eine ihm sehr zusagende Nachbarin gefunden.

Nach der Abendmahlzeit, als der Prinz mit dem Jüngling allein war, sprachen beide über das Verhältniß im Hause. „Reden Sie frei, lieber Viktor," nahm nach wiederholten Aufforderungen der Fürst das Wort; „welcher Umstand ängstigt Sie hier im Hause, warum wird Ihnen in dieser Familie nicht wohl?" Der junge Mann schien befangen, er wollte sichtlich einer Antwort ausweichen, und als dieses ihm nicht gelang,

erwiderte er: „Ich fürchte, kindisch zu erscheinen, wenn ich die Gründe meiner Unzufriedenheit Eurer Hoheit vorlege; offen gestanden, ich bin zu gering für diese vornehme Gesellschaft.“ — „Zu gering?“ fragte der Prinz; „stehen Sie nicht an Geburt, an Erziehung ihr ganz gleich?“ — „Das Erste wohl, das zweite nicht. Meine Eltern, wie Eure Hoheit wissen, waren einfache, biedere, edelgesinnte Menschen; sie gaben Güte, Offenheit, Vertrauen, und man kam ihnen wieder mit diesen Tugenden entgegen, nach diesen Grundsätzen war auch meine Erziehung eingerichtet; das Daseyn vornehmer Laster, entsetzlicher Verirrungen, die das Blut im Busen erstarren machen, berührte auch nicht im Traume mein Inneres.“ — „Viktor!“ rief der Fürst, „geben Sie Acht, was Sie sagen! solche Beschuldigungen diesem Hause!“ — „Es scheint undankbar,“ seufzte der Jüngling, „und so ist es auch, darum kein Wort weiter, gnädigster Herr: ich will auf keine Weise der Ankläger werden.“ Er verbarg sein Gesicht, und der Fürst senkte einen Blick voll Theilnahme auf den noch fast knabenhaften Jüngling: dann entließ er ihn unter dem Vorwand, zur Ruhe gehen zu wollen; allein als jener ihn verlassen, schritt er noch lange im Gemach herum, die eben gehörten Worte erwägend. Er warf seinen Mantel um und trat auf den Vorsprung, der vor den Fenstern

angebracht war. Die Nacht zeigte sich besonders finster, und nur der Lichtschein aus einem unten gelegenen Gemach fiel auf ein paar herbstlich entlaubte Bäume; von Zeit zu Zeit fielen Schüsse in der Ferne, dann klang ein einsamer Gesang mit lang ausgezogenen Tönen von unten herauf; eine weibliche Stimme sang das Lied von Hölty:

Wann, o Schicksal, wann wird endlich
Mir mein letzter Wunsch gewährt!
Nur ein Hüttchen, still und ländlich,
Nur ein eigner kleiner Heerd.

Eine Gestalt näherte sich dem Fenster und schien zu lauschen, der Prinz neigte sich herab und erkannte Viktor; das Fenster wurde geöffnet, Worte freundlich und leise gewechselt. „O Marianne,“ tönte es herauf, „sey gewiß, edles, bestes Mädchen, das Schicksal wird Dir diesen Wunsch gewähren; es wird Dich, es wird mich bald aus dieser beängstigenden Umgebung reißen!“ Der Prinz erstaunte, er glaubte die Stimme der Gouvernante erkannt zu haben; der Nachtwind erhob sich, das Fenster wurde zugeschlagen und bald war die Gegend und das Haus in tiefe Finsterniß versenkt.

Am andern Morgen in der Frühe hatten sich der Prinz, der Kanonikus und Viktor mit einigen Dienern in den Garten des Hauses begeben, um

hier Untersuchungen anzustellen. Der Geistliche bestand auf seiner frühern Behauptung; nach seiner Angabe fing man an zu graben, nachdem Schutt und allerlei Geräthe vom Platze entfernt worden waren. Es zeigte sich nothwendig, eine Wache aufzustellen; denn sobald das Gerücht von der Grabung im Dorfe erschollen war, hatte sich sogleich eine Menge müßiger Zuschauer sogar von der Straße her eingefunden, die sich nun in Gruppen herumstellten. Der Kanonikus lief hin und her, die gehörigen Befehle zu ertheilen; bald stellte er sich mit dem Antlitz nach Sonnenaufgang, bald nach Niedergang, bald bückte er sich nieder, um die Größe seiner damaligen Gestalt, als er den Schlag empfangen hatte, wieder anzunehmen, bald bestieg er mit einiger Anstrengung eine Leiter, um von derselben herab einen Ueberblick zu gewinnen. Der Hausbofmeister, der die Geschichte mit dem Backenstreich auch gehört, schüttelte bedenklich das Haupt, und nur die Gegenwart des Fürsten vermochte die Arbeiter in der gehörigen Achtung zu erhalten gegen die dicke, sich in steter Lebendigkeit bewegende kleine Gestalt des Kanonikus. Man war noch nicht weit gelangt, als plötzlich Sophie, die auch herausgetreten war, einen heftigen Schrei ausstieß, und in dem Moment zeigte sich dicht vor den Arbeitern ein langer hagerer Mann mit einem

verstörten, leichenblassen Antlitze, der mit einem widrigen, tonlosen Lachen auf die Gruppe nieder. sah. Einer der Diener erhob sich sogleich; indem er dem Ankömmling mit dem erhobenen Spaten drohte, rief er: „Was wollt Ihr hier! fort, oder ich schlage Euch nieder!“ Der Wahnsinnige gab einen Laut, gleich einem gescheuchten Thier von sich, zu gleicher Zeit trat hinter den Gebäuden ein breitschultriger, finsterer Mann hervor, der den Unglücklichen, ihn gewaltsam bei der Brust packend, mit sich hinwegzog. Als beide den Platz verlassen hatten, erhob sich die Kleine, welche gleich Anfangs ihr Haupt an den Knieen des Geistlichen verborgen hatte, langsam, und indem sie von Neuem in Thränen ausbrach, rief sie leise: „Das ist mein armer Bruder Julius, mein armer Bruder!“ — „Dein Bruder?“ wiederholte der Geistliche bestürzt und laut; der Jäger wandte sich bei diesen Worten um, und dem Kinde einen finstern Blick zuwerfend, sagte er: „Was schwazt Ihr da, Fräulein? wer ist Euer Bruder?“ Das Mädchen wandte sich weg und weinte nur noch heftiger. Der Prinz und Viktor, die unterdessen abgerufen worden waren, traten jezt wieder hinzu. Es hatten sich schon in diesen paar Stunden wichtige Ereignisse zugetragen, Boten waren angelangt aus dem Hauptquartier, und sowohl der Fürst als auch Viktor und die beiden Offiziere

mußten auf das Schleunigste fort. Die Gräfin zeigte sich gefaßt wie immer; sie nahm vom Prinzen die Versicherung, daß er sie von der geringsten entscheidenden Bewegung im Heere in Kenntniß setzen wolle; er versprach, den jungen Gräfinnen ihre Geliebten so bald als möglich wieder zurückzuschicken, zum Schutz der Damen blieb ein Theil seines kleinen Gefolges, an dessen Spitze sich der Jäger stellte, zurück. Der Geistliche empfing von den scheidenden Kriegern den ehrenvollen Auftrag, die verlassenen Damen zu trösten, und wirklich hätte der heitre, behagliche Mann sich diesem sonst so schwierigen Unternehmen vollkommen gewachsen gefühlt, wenn nicht die unglückliche Grabung und deren ungewisses Resultat ihm seine natürliche Unbefangenheit geraubt hätte. Die Berichte, die nach Entfernung der Männer einliefen, fesselten bald die Aufmerksamkeit aller Hausbewohner; sie folgten immer schneller aufeinander, und kein Abend verging, wo nicht in den Händen der Frauen fünf bis sechs verschiedene Nachrichten von den jungen Offizieren sich befanden. Es schien immer gewisser werden zu wollen, daß der Kaiser den Verbündeten bei Leipzig eine Schlacht liefern werde; immer enger zogen sich die drohenden Truppenmassen in die Nähe der unglücklichen Stadt, immer drohender traten die Vorboten einer baldigen

Schlacht hervor. Die meisten Landhäuser in der Nachbarschaft standen bereits leer; wer irgend fliehen konnte, war geflohen oder hatte sich in die Stadt zurückgezogen, die Landstraße war mit flüchtigen Wagen bedeckt, und zwischendurch erblickte man Reitergruppen und Offiziere, die hin und her sprengten.

Am dritten Tage nach des Prinzen Abreise, als es gerade etwas ruhiger geworden war, saß der Geistliche im Garten auf einem von der Mittagssonne erwärmten Plätzchen. Die Haufen gelben trocknen Laubes, die zu seinen Füßen herabgeweht lagen, der Anblick der herbstlich dürren Bäume und der Hinblick auf die nahen drohenden Ereignisse stimmten ihn ernst und nachdenklich; er meinte, in seinem ganzen Leben keine so finstere, wunderliche Zeit erlebt zu haben. Aus dem Hause trat die kleine Sophie heraus und setzte sich mit ihrer Puppe auf dem Arm zu ihm auf die Bank. „Im Hause drinnen," fing sie vertraulich an, „wird immer nur von Krieg und Zeitungen gesprochen, und da komme ich zu Dir. Du mußt mir eine Geschichte erzählen, damit ich und Bella doch wieder lachen können." Sie schmeichelte bei diesen Worten den gutmüthigen Mann aus seinen Betrachtungen heraus, und fuhr, als er lächelte, selbst heiter fort: „Die Gouvernante ist auch traurig, der Himmel weiß warum;

auch sie sitzt in ihrem Zimmer und hat das Tuch vor den Augen; sonst war sie immer bei der Hand, wo es etwas zu lachen gab, jetzt aber macht sie sich auch über das viele Schießen Sorge; sie glaubt wohl, daß, wenn der arme Kaiser totgeschlagen wird, man bei der Gelegenheit auch ihr das Leben nimmt; aber sie kann nur ruhig sein: was fragen die vielen Staaten nach einer Gouvernante? es ist doch Keiner darunter, der die Grammaire oder das Sticken lernen will, und sonst versteht sie nichts." — „Es könnte ja sein," rief der Geistliche scherzend, „daß der Kaiser sie zu seiner Frau machen wollte, und da müßten schon unsere Soldaten auf sie schießen." Die Kleine sah ihn mit den großen klaren Augen lange fragend an; dann zog ein Unmuth, der fast an's Weinen grenzte, über ihre schöne Stirn und sie erwiderte: „Der Kaiser? und Du weißt nicht, daß der Kaiser mein Mann ist? wie kann er da wohl Mademoiselle Julie heirathen?" — „Sage mir," hob der Geistliche nach einer Pause wieder an, indem er seine kleine Freundin zärtlich umschloß, „war jener blasse Mann denn wirklich Dein Bruder?" Sophie sah sich ängstlich um, dann erwiderte sie leise: „Ich weiß es nicht gewiß, doch die Gouvernante hat's gesagt; mit der Mutter darf ich nie davon reden, und auch nicht mit der Schwester, denn die hat er einmal

küssen wollen, so daß sie vor Schreck fast den Tod davon getragen.“ Dem Kanonikus schien es unerlaubt, sich weitere Fragen der Art zu erlauben, besonders da er glauben konnte, daß man eine so unbefangene kindliche Seele nicht zur Trägerin dunkler Geheimnisse, um die sich's hier zu handeln schien, gemacht haben werde; überdies war des Kindes Aufmerksamkeit jetzt gerade gänzlich von ihm abgezogen und auf den großen Hausbund gerichtet, der nicht weit davon die Erde aufscharrte und das trockne Laub aufwarf. „Davour!“ rief die Kleine, „was machst du da?“ Sie lief hin, der Hund jedoch ließ sich nicht stören, er scharrte immer eifriger, indem er von Zeit zu Zeit die Schnauze wie prüfend an die Oeffnung hielt. Der Geistliche, ebenfalls aufmerksam gemacht, verfolgte die Bewegungen des Hundes; ihm war es nicht unbekannt, daß diese Thiere vermöge ihres Spürsinns öfters vergrabene Gegenstände nach Jahren aufzufinden vermögen; er blickte noch hin, als das Kind aufschrie: „Vater, Davour hat Deinen Kasten gefunden!“ Wirklich zeigte sich, als der Kanonikus jetzt näher trat, die Ecke eines Kästchens von Blech von der Erde entblößt; schnell war auch die übrige Hülle abgeworfen und die kleine Lade herausgehoben; allein es zeigte sich bei der ersten Besichtigung, daß es nicht die gesuchte war. Es gelang dem

Geistlichen, sie zu öffnen, und da fielen ein Porträt und mehrere Papiere ihm in die Hände. Ehe er noch mit sich einig war, was er mit diesem Fund thun sollte, zeigte sich ihm schon auf einem der oben liegenden Blätter die Aufschrift: „Nachrichten von einem unglücklichen Vater, aufgeschrieben von der Hand seines Sohnes, der zugleich sein Neffe war, und gewidmet einer Mutter, die die Natur mir zur Schwester, das Verbrechen zur Gemahlin gab.“ Der Geistliche vermochte es nach diesen Worten nicht über sich, die vergelbten Schriftzüge weiter zu lesen; es war, als mühete sich der kalte Herbstwind, die der Gruft entrissenen Blätter wieder zuzuschlagen, ehe ihr finsterer Inhalt von einer warmen Menschenbrust eingeathmet würde; er war fest entschlossen, die ernsten Geheimnisse, über die ihn ein Zufall zum Meister gemacht, unentweiht in die Hände derer abzuliefern, für die sie bestimmt schienen, und die, wie ihm manche Merkmale verriethen, keine andern waren, als die Mitglieder der Familie, in deren Schooße er sich befand.

Kaum blieb ihm Zeit, für's Erste das Kästchen zu verbergen, als die Gräfin auf ihn zutrat. „Die Nachrichten vom Heere lauten immer drohender,“ begann sie; „hören Sie, verehrter Herr, was mir Graf Erwin schreibt: „Innig geliebte Mutter, das Gefecht bei Dresden, namentlich

im Plauenschen Grunde, wird Ihnen Se. Durch-
laucht der Prinz gemeldet haben; die Russen
zählen sechshundert Todte; mir wurde die Ehre
in der Nähe des preußischen Königs und des
Kronprinzen in's Kanonenfeuer zu kommen und
den Muth, sowie die Gelassenheit dieser Fürsten
zu bewundern. Wir bleiben unter dem Grafen Colle-
redo in Freyberg. Bis auf diesen Tag hatte man
die Meinung, der Kaiser gehe nach Magdeburg;
doch scheint es entschieden, daß er nach Leipzig
geht. Der Himmel schütze Sie und Ihr Haus,
verehrte Mutter. Vom 18ten: Der Kaiser steht
noch in Düben, unsere Stellung ist die gestrige;
schon ist Leipzig von dem französischen Heere halb
besetzt. Fliehen Sie, verehrte Mutter; ich zittere
für Ihre und meiner Josephine Sicherheit. Dres-
den gibt Ihnen Schutz, von dort nach Wien.
Diesen Brief, den letzten, kann ich Ihnen noch
schicken, die nächste Stunde hat schon jeden
Schleichweg gesperrt; alle Landstrassen sind besetzt,
jeder Fußpfad mit Lauern angefüllt, die Armee
in der heftigsten Aufregung; Alles bereitet sich zu
großen Ereignissen vor. Fliehen Sie, theure
Mutter; ich werde Sie zu finden wissen, wo Sie
auch immer sind, und kommt es zur entscheiden-
den Schlacht, so mahne ich Sie, geliebte Frau,
persönlich an Ihr Versprechen. Vitter und Baron
Rosenberg sind wohl." — „Diese Nachrichten,"

setzte die Gräfin hinzu, indem sie das Papier zusammenfaltete, „sind zwar auf sichern, aber langsamen Wegen mir zugekommen; indessen ist heute in der Frühe, wie Leonhard die gewisse Nachricht erhalten zu haben behauptet, bei Lieberwolkwitz ein heftiges Gemetzel vorgefallen. Der Himmel weiß, was die nächste Stunde bringt.“ — „Und was sind Sie entschlossen, zu thun, gnädige Frau?“ fragte der Geistliche gespannt; „Sie wollen fliehen?“ — „Es sind in der Stille,“ erwiderte die Gräfin mit leiser Stimme und indem sie dem Kinde einen Wink gab, sich zu entfernen, „in meinem Hause bereits die Anstalten zur Flucht getroffen worden; doch möchte ich nicht, daß es meine Kinder erführen; ihnen fehlt jene Ruhe und Besonnenheit, fürchte ich, die in solchen Lagen des Lebens unerläßliche Pflicht wird; ich will überall klar sehen und frei handeln, und da könnten sie mich stören. Ich habe die Vollmacht in der Hand, die mir eine ansehnliche Bedeckung von Seiten des Prinzen zugesichert, im Fall ich nach Dresden gehen will; in keinem Fall lasse ich mich in Leipzig einsperren, lieber vertheidige ich mich hier in meinem eigenen Hause. Mein Bruder in Wien ist ebenfalls benachrichtigt, und so brauche ich noch nicht von der allgemeinen Verwirrung mich fortreißen zu lassen.“

Der Geiſtliche wollte eben auf dieſe Mittheilungen etwas erwidern, als eilende Schritte durch den Bogengang ſich näherten und die Gouvernante plötzlich athemlos vor den Sprechenden ſtand; ſie ergriff mit einer heftigen Bewegung die Hand der Gräfin, indem ſie vergebliche Verſuche machte, der bewegten Bruſt ſo viel Athem zu verſchaffen, um ihren Beſorgniſſen Worte zu leihen. „Was iſt Ihnen, Mademoiſelle?“ fragte die Dame. „Um Gotteswillen!“ ſtammelte dieſe, „Sie haben Nachrichten erhalten. Ich ſehe, daß Sie mich vermeiden; der Umweg, den Sie durch den Garten nahmen, als ich auf Sie zueilen wollte — ein blutiges Gefecht iſt vorgefallen, ſechshundert Todte — er iſt — o ſagen Sie mir Alles!“ — Sie konnte nicht weiter ſprechen und barg ihr Haupt in beide Hände. „Faſſen Sie ſich!“ rief die Gräfin gütig, indem ſie ihre Hand der Bewegten hinreichte; „von wem ſprechen Sie? was wollen Sie von mir wiſſen?“ — „Ich,“ ſtammelte jene, „ich frage nur — ob er noch lebt?“ — „Wer denn, Mademoiſelle?“ — „Ach! ob Niemand aus Ihrem Hauſe verwundet, geſtorben.“ — „Tröſten Sie ſich!“ ſprach die Gräfin mit Ernſt, „die beſten Nachrichten ſind eingelaufen; die Unſrigen leben, ſind geſund.“ — „Gott ſey gedankt!“ jauchzte die Beglückte und drängte ſich mit einem Handkuß an die Gräfin; dieſe wandte ſich zu dem Kanonikus,

indem sie mit der gewohnten Heiterkeit sagte: „Nun, würdiger Herr, lassen Sie uns in den Salon gehen; der kurze Herbsttag erreicht schon sein Ende, die Bilder des Unfriedens und der Vergänglichkeit mögen uns nicht in unser stilles Heiligthum folgen; Sie sollen mir Ihr Urtheil über eine neue Musik sagen, die ich vor kurzer Zeit erhalten.“

Sophie kam den Eintretenden im Saale schon entgegen, die Lichter brannten, und vor dem geöffneten Pianoforte, schön wie die heilige Cäcilie, saß die jüngere Gräfin, und rauschende, heitere Klänge begrüßten freundlich das Ohr der Kommenden. Nach einer Weile trat Herfilie herein: Schwermuth und Thränen lagen in ihrem schönen Auge; als sie nach der Schwester den Platz am Pianoforte einnahm, mußten die Lichter weggebracht werden. Im Dämmerlicht saß sie da, das weiße Gewand floß in schweren Falten herab auf den Boden, die schmalen, zarten Hände berührten sanft die Tasten, dem wie in Begeisterung erhobenen Haupt entfielen die reichen Locken und gossen sich auf den Nacken aus. Es war, als senkte sich in dem Augenblick, da sie die Wimper hob und die großen blauen Augen gen Himmel schlug, mit mächtigem Flügelschlage ein andachtgebietender Cherub von der Decke nieder; ungewiß zitterte das Licht der Kerzen, als bebte ihre zitternde Flammenseele

den Geisterthronen entgegen; tiefe Stille herrschte, und an den hohen Wänden rauschten die Schatten künftiger, naher Geschicke mahnend vorüber. Jezt klang der erste volle Akkord aus Händels Messias, und die Worte ertönten nah und jeder Seele lebendig „Blick auf, Nacht bedecket das Erdreich!“ ein schwerer, düsterer Hinblick eines trauernden Engels auf eine finstere Zeit: durch die dunkel aufsprossenden Saaten der im Nachtschatten daliegenden Erde gehen Boten des Himmels mit silberleuchtenden Gewändern, mit klaren, klingenden Fittichen. Verbrannte Saaten, rauchende Wälder kränzen den Horizont, den ein faltiger Nebelschleier mit Gewitterschwere drückt — ach, es flieht die Kreatur! „Nacht bedecket das Erdreich.“ Jezt schwieg die Stimme und ließ Alle in banger Erwartung. „Um's Himmelswillen!“ rief die Gräfin, „so löse doch diese tiefe Dissonanz, führe uns wieder zum Licht hinaus, daß wir nicht in Tod und Nacht verzweifeln!“ — „Ihr habt es ja gewollt!“ rief Herfilie aufstehend; da habt Ihr es nun, kann ich es ändern? Liegt es in meiner Macht, die Umstände andere zu fügen, die finstere Schlacht, die uns bedroht, mit einem Hauch meines Mundes hinwegzublasen? Die Vorgespenster der Gemordeten irren schon herum, das Leben zittert ängstlich am Blutstropfen der lezten Minuten; kann ich's ändern? Blicket hin, Nacht umgibt

das Erdreich!“ — „Du haſt uns verſtimmt, ſtatt uns zu erbauen!“ rief die Gräfin, ſeltſam erſchüttert; in den Händen des Mißlaunigen wird jedes Beruhigungsmittel zum aufreizenden, verwundenden Dorn.“

Der eintretende Diener meldete einen Beſuch, und in dem Moment öffnete ſich die Thür und ein ältlicher hagerer Mann trat herein, den die Gräfin als ihren Beichtvater begrüßte. Er kam aus Leipzig und verſicherte, die ganze Umgegend beim Grimma'ſchen Thor und ſelbſt das Landhaus der Gräfin ſey rings mit Franzoſen beſetzt. „Ich kann,“ ſezte der ernſte, etwas trockene Mann mit einer betrübten Miene hinzu, „nur eine traurige Nachricht geben. Ein Zufall entdeckte mir, daß ein Schreiben vom Grafen Erwin, wie ich vermuthe, angelangt, doch leider aufgefangen worden iſt; der lange Bertram, der jezt auch im Soldatenrock ſteckt und früher dem Grafen gedient hat, verſicherte, den Boten geſprochen zu haben, dem ſie das Schreiben abgenommen.“ — „Ein Brief an mich?“ rief Joſephine; „o geſchwind, Herr Kaplan, ſchaffen Sie mir ihn!“ — „Was kann ich thun, gnädigſtes Fräulein?“ entgegnete dieſer. — „Was Sie thun können? Eilen Sie, ſchaffen Sie mir ihn wieder! Wie kann man ſo kalt, ſo gleichgültig ſeyn!“ — „Um Vergebung,“ ſagte der Beichtvater ruhig, „jezt in finſterer Nacht

mache ich mich nicht vor die Thüre, besonders wenn es darauf ankommt, bei der ganzen französischen Armee nach einem verlornen Brief zu fragen.“ — „Ich muß den Brief haben,“ rief die Gräfin und zog heftig an der Klingel. Die Mutter und der Kanonikus waren aufgestanden; der Jäger trat herein; als sich Alle zu ihm wandten, bemerkte man, daß der sonst so ruhige, sichere Mensch eine auffallende, unruhige Bewegung in seinen Mienen zeigte. „Was ist geschehen, Leonhard? was fehlt Ihm?“ — „Gnädige Frau,“ stammelte der Jäger, „die jüngste Gräfin ist verschwunden.“ — „Sophie? wo ist sie? sie war ja eben hier.“ — „Das gnädige Fräulein,“ nahm der Diener das Wort, „befahlen mir, sie in den Garten zu begleiten, um die beiden kranken Tauben zu füttern; am Eingange ließ ich sie einen Augenblick allein, um eine Laterne zu holen; als ich zurückkam, war sie nicht mehr zu finden.“ — „Er verdient, daß ich Ihn augenblicklich seines Dienstes entlasse,“ rief die Gräfin mit Strenge; „weiß Er denn nicht, daß es seine Pflicht ist, das Kind keinen Augenblick zu verlassen, besonders jezt in dieser unruhigen Zeit?“

Die beiden Schwestern waren auf den Balkon getreten, der nach dem Garten führte, die Glasthüren wurden geöffnet, und indeß der Jäger mit zwei Armleuchtern hinunterleuchtete, wurde die

Verlorene öfters beim Namen gerufen. Der Nachtwind schüttelte die dunkeln Zweige unten, und immer verscholl die Stimme ohne Antwort; endlich zeigte sich etwas Weißes in dem Gebüsche, und bald darauf sah man das blondgelockte Köpfchen der Kleinen, wie es mit klaren, freudeglänzenden Augen von unten herauf sah; sie hatte in ihrer Rechten einen Brief, den sie triumphirend empor hielt.

Als man den Flüchtling wieder in der Stube hatte, erzählte die Kleine mit der ihr eigenthümlichen Lebendigkeit, auf welche Weise sie zu dem Brief gekommen sey, der kein anderer als der war, von dem der Kaplan gesprochen. „Ich blieb," rief sie, „als Leonhard mich verließ, ruhig auf der Treppe stehen; da hörte ich, wie sich nicht weit von mir ein Mann, in einen Mantel geschlagen, näherte und mir auf Französisch zurief: Mademoiselle, gehören Sie in dieses Haus? Ich antwortete: ja, mein Herr; da bat er mich in eben der Sprache sehr freundlich, ich möchte zu ihm kommen; ich that es, und als ich bei ihm am Zaune stand, sprach er in seiner freundlichen Art weiter und fragte mich, ob ich Deine Tochter sey, liebe Mutter, ob wir nicht die Feinde, die Franzosen, fürchteten, und wie es komme, daß wir noch nicht geflohen seyen. Ich blieb ihm keine Antwort schuldig und sagte: Monsieur, wir fliehen nicht, denn wir fürchten die Franzosen

nicht; da lächelte er und rief, ich sey eine artige Demoiselle, die Courage hätte und recht gut französisch spräche; ich machte ihm hierauf eine Verbeugung, welche er auch erwiderte, indem er recht herzlich dazu lachte. Da ich sah, daß er so guter Laune war, fragte ich ihn, ob er nichts vom Kaiser wisse; über diese Frage dachte er lange nach und sagte endlich: Warum fragen Sie das, Mademoiselle? Ich sagte ihm darauf, ich habe den Kaiser lieb und er sey mein Mann. Jezt lachte er wieder, fing mich mit beiden Händen um den Leib und zog mich über den Zaun herüber; ich wollte weinen und rufen, allein er drückte mir einen Kuß auf die Wange, so tüchtig, daß mich sein Bart nicht wenig stach. Wenn der Kaiser Ihr Mann ist, Mademoiselle, so müssen Sie ihm in's französische Lager folgen; kommen Sie! Jezt fing ich an, mich ernstlich zu fürchten; auf der Landstraße brannten Feuer, es gingen Soldaten vorüber, ich sah weder Leonhard, noch sonst jemand Bekanntes und brach darum in Thränen aus; er bemerkte es und suchte mich zu liebkosen, als ich aber immer heftiger weinte, hob er mich wieder über den Zaun, und indem er mir diesen Brief gab, nestelte er einen Orden von seiner Brust los, reichte ihn mir hin und sagte: Behalten Sie das zum Andenken von mir, Mademoiselle. Der Brief hier ist an Ihre

Schweſter gerichtet; die Unſrigen haben ihn aufgefangen, doch ich gebe Ihnen denſelben zurück; leben Sie wohl, vergeſſen Sie mich und mein Geſchenk nicht. Damit ging er fort, und ich hörte Deine Stimme, liebe Mutter, ſah Euch auf dem Balkon ſtehen, und da lief ich ſogleich hieher.“ — „Welche Abentheuer!“ rief Joſephine, „Du kannſt uns noch in den Ruf bringen, als hielten wir es mit dem Feinde.“ Die Mutter nahm ſie ernſt bei der Hand und ſagte: „Du entgehſt jezt noch der Strafe, unvorſichtiges Kind; aber für ein anderes Mal hüte Dich, mir ſo viel Kummer und Schrecken zu verurſachen.“

Der Kanonikus und der Kaplan hatten ſich den Orden zeigen laſſen und fanden, daß es das Kreuz der franzöſiſchen Ehrenlegion war. „Ein ſonderbarer Verfall!“ rief die Gräfin; „ich weiß nicht, was ich daraus machen ſoll; ich bin keineswegs willens, dieſes übel angebrachte Geſchenk zu behalten, und dennoch, wem ſoll ich es zurückgeben?“ Sophie ſchmiegte ſich, trotz der Furcht vor der zürnenden Mutter, zärtlich an ſie und bat, indem ihr die Thränen über die Wangen liefen, daß man ihr das Kreuz laſſen möchte, weil es gewiß vom Kaiſer komme, der es ihr zugeſchickt habe. Joſephine theilte aus dem Briefe die Nachricht mit, daß die beiden Offiziere, vielleicht auch der Prinz und Viktor, am dritten Tag

Abends da zu seyn hofften. Diese Nachricht, so wie Sophiens Abenteuer brachte vielfache Bewegung in die Gesellschaft, und während man noch mit einander sprach und stritt, nahmen der Kanonikus und der Kaplan die Gelegenheit wahr sich zu entfernen.

Als sie schweigend mit einander gingen, nahm der Kanonikus das Wort und sagte: „Ich glaube, daß ich schon die Ehre hatte, würdiger Herr, Sie zu sehen.“ — „Waren Sie nicht der Mann,“ entgegnete jener, „den ich beim Graben beschäftigt fand, als ich mich bemühte, meinen unglücklichen entsprungenen Zögling einzuholen?“ Auf die Bejahung dieser Frage entspann sich jezt zwischen den beiden Männern ein ernstliches Gespräch über die verworrenen und dunkeln Verhältnisse der Familie der Gräfin. Der Kanonikus glaubte zu seinem Amtsgenossen vollkommenes Vertrauen fassen zu können, und theilte ihm im Laufe des Gesprächs jene aufgefundenen Papiere mit. Der Kaplan nahm sie in Augenschein, sein Interesse wuchs, je länger er sich mit ihnen abgab, und endlich erklärte er seinem Freunde, daß sich hier die wichtigsten Aufschlüsse vorfänden, die der unglücklichen Familie Trost und Hülfe zusicherten. Der Kanonikus erstaunte über diese Erklärung. „So sind also,“ rief er, „die Glücksumstände dieser reichen Sippschaft zerrüttet?“ — „Von welchem Glück

sprechen Sie!“ rief der Beichtiger sehr ernst; „das zeitliche Glück hat diesem Hause nie gefehlt, doch leider sind jene himmlischen Glücksgüter, Friede, Unschuld, Liebe, selten hier einheimisch gewesen. Durch diese aufgefundenen Papiere sinkt ein Theil der schwarzen Schuld nieder; doch ich fürchte, der Fluch ist nicht gebrochen; ein drohender Gewitterhimmel schwebt über uns, er kann den Todesstrahl auch für dieses Haus bergen; denn die Schuld der Eltern wird heimgesucht bei den späten Enkeln.“ —

Der Schauplatz um Leipzig, bis jezt noch in ziemlicher Ruhe, nahm am 14ten Oktober einen völlig kriegerischen Charakter an. Es war bestimmt, daß der Kaiser von Düben in Leipzig eingetroffen war; das vierte, fünfte und elfte Korps der Garden nahm auf der Südseite der Stadt ihr Lager; auf der Straße nach Halle befand sich das sechste Korps, welches sich mit dem dritten und siebenten Korps, das von Wittenberg und Dessau nach Leipzig beordert war, vereinigte. Straßen, Felder und Ebene waren mit Soldaten bedeckt; wo das Auge hinblickte, schien eine Welt von Soldaten versammelt. Nachts flammten unzählige Wachtfeuer empor, Unruhe, Verwirrung, Muth und Zuversicht wechselten unter den unglücklichen Bewohnern Leipzigs. Im Hause der Gräfin waren der Kaplan und der Jäger noch gegen

Abend beſchäftigt, einige Koſtbarkeiten in die dazu beſtimmten Kiſten zu packen, an den Wänden des Gemachs rings vertheilt, ſtanden ſchon die gefüllten Koffer, Diener liefen hin und her, im Hofe hörte man Wagen vorfahren und viele Stimmen durcheinander ſprechen. Ein Offizier mit mehreren Reitern hatte ſich eingefunden, um den Zug der Wagen zu begleiten; die Gräfin hatte mit ihrer Familie die Nacht zum Ausbruch beſtimmt; bis ſo lange wollte ſie, ihrem Verſprechen gemäß, auf ihre Schwiegerſöhne, auf Viktor und den Prinzen warten. Der Kanonikus hatte ſich einige Zeit hindurch nicht blicken laſſen, die Dienerſchaft hatte ihn trübſelig herumſchleichen ſehen und auf alle theilnehmenden Fragen nur zur Antwort geben hören, daß er die verfehlte Nachgrabung nicht vergeſſen könne. Er wollte, um neue Verſuche anzuſtellen, die Dienerſchaft in Anſpruch nehmen, allein in der Verwirrung und Unruhe, in der ſich das ganze Haus befand, zeigte ſich Niemand, der ihm hätte hülfreiche Hand leiſten können. Sophie, die ihren Freund nicht verlaſſen, folgte ihm durch alle die leergewordenen Gemächer bis in den Garten; ſie hatte das kleine Kreuz an einem ſchönen rothen Bande um den Hals gehängt, und wo ſich nur Jemand fand, der ſie anhören wollte, dem erzählte ſie, daß dieſes ein Andenken vom Kaiſer ſey. Jezt, da

der Kaplan eben mit einer Kiſte fertig geworden, kam durch die geöffnete Saalthüre die Kleine weinend gelaufen, indem ſie rief: „O Himmel, ſo kommt doch meinem armen Vater zu Hülfe! die Soldaten haben ihn todtgeſchlagen!“ Die Gräfin, die eben eingetreten war, fuhr ängſtlich auf, und in dem Moment brachten zwei Diener den Kanonikus, auf einen Seſſel hingeſtreckt, in's Zimmer. Er lag, das Haupt zurückgelehnt, mit geſchloſſenen Augen; die linke Wange war hoch aufgeſchwollen und mit dunkelm Purpur gefärbt.

„Machen ſich Eure Gnaden keine Beſorgniſſe,“ rief der Jäger; „er hat ſich das Unglück ſelber zugezogen.“ — „Welches Unglück?“ fragten die Gräfin und der Kaplan. — „Keiner von den Unſrigen hat ſich an dem Herrn vergriffen; er hat auf dem Hof herumgeſpürt und endlich verlangt, daß eine Schildwache, die am Thore aufgeſtellt worden, ihren Platz verlaſſen ſolle, weil er gerade auf der Stelle nachgraben wollte; der Soldat hat ſich natürlich nicht wegweiſen laſſen und erklärt, er ſey auf ſeinem Poſten, den er nicht verlaſſen dürfe. Als aber nun der geiſtliche Herr, auf keine Einrede achtend, noch heftiger in ihn dringt, weiß ſich der kräftige Burſche, der keinen Spaß verſteht, nicht anders zu helfen, als daß er dem Herrn einen tüchtigen Backenſtreich verſetzt, worüber dieſer in das Gras gefallen iſt.“

Die Gräfin blickte zu Boden, sie konnte nicht ganz ein Lächeln unterdrücken, das ihr bei diesem tragischen Ereigniß aufstieg. So hatte denn der unermüdlich thätige Mann einen zweiten Schicksalsschlag ausgehalten, indem er der Spur des ersten nachging. Man that alles Mögliche, um den unglücklichen Schatzgräber wieder zu sich zu bringen. Als er die Augen aufschlug, fand er sich zur Seite der Gräfin, die eben ihr seidenes Tuch um die entzündete Wange geschlagen; erschreckt blickte er auf, indem er sich mühsam zu einem Lächeln zwang. „So soll ich denn, verehrte Frau," sagte er mit matter Stimme, „Ihr liebes Landhaus nie und nimmer aus dem Gedächtniß bringen! Glauben Sie mir, es wäre auch ohne diese Kraftäußerung jenes Tölpels von Musketier nicht geschehen. Gewiß," sezte er mit gutmüthigem Lächeln hinzu, „wenn die Todten jemals auferstehen, so ist diese Ohrfeige von den Todten auferstanden: dieselbe Wange, dieselbe durchdringende Schwere, es fehlte nichts." — „Beruhigen Sie sich!" rief der Kaplan; „Ihr Zustand fordert Ruhe, lassen Sie jezt aus Ihrem Gedächtniß die fatale Kiste sammt ihrem Inhalt." — „Sie haben Recht," entgegnete der Kranke, „ich werde diese dornenvolle Untersuchung aufgeben; denn wahrlich, einen dritten Schlag hielte ich nicht mehr aus, und es wäre doch übel, wenn ich hier so in der Stille

an Backenstreichen hingemordet werden sollte, während mir doch in so wichtiger Zeit Manches zu thun übrig bleibt.“ Der Kaplan unterstützte seinen alten Freund und leitete ihn hinauf in ein abgelegenes Stübchen, wo er sich auf ein Ruhebett niederlegte.

Indessen sprengten zwei Reiter, in Mäntel gehüllt, in den Schloßhof; bald darauf sah man die jungen Gräfinnen die Treppe hinabeilen, Lichter flammten hin und her, Geklirr von Sporen und Degen ertönte in den untern Gemächern. Graf Erwin trat der Mutter entgegen, und sich auf ihre Hand herabneigend, rief er: „Theure Frau, wir kommen, Sie an ihr heiliges Wort zu mahnen: feiern Sie unsere Hochzeit heute; die größte Gewißheit ist, daß morgen hier das Schlachtfeld eröffnet wird; nur die drei ersten Stunden dieser Nacht sind noch unser. Lassen Sie diese Nacht die schönste seyn, so wie sie vielleicht die letzte unseres Lebens ist.“ Er erröthete bei diesen Worten und eine Thräne trat in seine Augen; beide Gräfinnen senkten ihre Blicke zur Erde, die Mutter entgegnete mit einem tiefen Seufzer: „Ich war auf dieses Verlangen gefaßt; nun wohlan, so sey es! Mein Herz droht zu brechen unter den Stürmen der Zeit; doch, meine Söhne, das erste Wort, das Ihr von meinen mütterlichen Lippen hört, sey: Folgt der Stimme

der Ehre!“ Die Jünglinge ſanken entzückt zu d
Füßen der würdigen Dame. Die ſpäte Aben
ſtunde hatte die Gräfin dazu beſtimmt, mit ih
ganzen Familie und Dienerſchaft das heil
Abendmahl zu nehmen, die Kapelle am Hauſe w
zu dieſem Zweck bereits feſtlich geſchmückt wor
Man erwartete nur den Prinzen und Viktor

Um eilf Uhr, als rings Schüſſe hörbar wur
und ein Orkan aus Weſten, der ſich plötzlich er
ben, mit fürchterlicher Gewalt über die Dächer
hinbrauſte, Wolken von Schloſſen und Regen ge
die Fenſter der Kapelle werfend, trat die Grä
mit ihren Töchtern, in einfache weiße Gewänder
hüllt, den Schleier auf dem Haupt, in die Kap
Voran ging die Mutter mit Sophien, d
folgte Joſephine am Arm ihrer Schweſter, hi
ihnen der Graf und der Baron. Wie der
langſam dahin ging, trennte ſich zuletzt Her
von den übrigen und betrat die Stiege zu
Orgel hinauf. Bald darauf drangen durch
Stille der andächtig verſammelten kleinen Gemei
wie kühlende Engelsfittiche die Friedensklänge
oben; es waren die heiligen Worte, die Ein
zungsworte des Abendmahls von Paleſtrina
Auszug. Mit erſchütternd weichem Ton, faſt
ein Kind bittend, klangen Herſtliens Wo
Fratres, ego enim accepi a Domino, quod
tradidi vobis, quoniam Dominus Jesu, in

nocte tradebatur u. ſ. f. Der Kaplan erſchien vor dem Altar und winkte die Familie heran; die Gräfin erhob ſich raſch und ließ ſich an der mittlern Brüſtung nieder; rechts kniete Julie mit der kleinen Sophie an der Hand, links hatten ſich Joſephine und Herſilie umſchlungen, die Häupter tief niedergebeugt; die Seitenwände der Brüſtung nahmen knieend in voller Uniform Erwin und Roſenberg ein. Aller Augen ſahen auf die Gnadenſpeiſe, die in der goldnen Kapſel in des Prieſters Hand ſchwebte; er wollte ſie zuerſt der Gräfin reichen, doch ſie wies ihn zu Sophien, weil ſie die Jüngſte im Kreiſe, und darum an Reinheit dem Himmel am nächſten ſtand; dann nahm ſie ſelbſt das geweihte Brod. Als die heilige Handlung auch an den Uebrigen vollendet war, winkte die Gräfin mit Vergießung häufiger Thränen die Liebenden zu ſich; ſie ſelbſt legte die Hände in einander, der Kaplan ſprach die kurze Segensformel aus, und indem beide Paare ſich umſchlungen hielten, lehnte die Gräfin im Uebermaaß des Schmerzes und der Trauer auf der Schulter ihrer kleinen Tochter. Man hörte im hohen Gewölbe kein Wort ſprechen, nur der Sturmwind toſete über das Dach hin und warf einzelne Schiefer klirrend an den Fenſtern nieder. An der Thüre des Gotteshauſes kam den Offizieren der Adjutant des Prinzen entgegen,

der sie auf wenige Augenblicke abrief; einsam, in ihre Schleier gehüllt, folgten die beiden Vermählten ihrer Mutter. Im Hause wurden noch einmal alle Befehle wiederholt; die dritte Stunde der Nacht, wo die Offiziere fort mußten, war auch bestimmt, die beiden jungen Gräfinnen mit der übrigen Familie hinwegzuführen; die Flucht sollte für's Erste nach Dresden gehen, wo die Gräfin ein Haus besaß. Die Mitternachtsglocke tönte durch die Nacht; das ganze Schloß war in Dunkel gehüllt, nur oben die Gemächer der beiden Vermählten waren erhellt; eine Stunde darauf sezte sich in der Stille ein Zug von Wagen und Reitern aus dem Schloßhof in Bewegung.

Die Sonne des achtzehnten Oktobers verbarg sich schon frühe, und schloß einen Tag, der zu den blutigsten gehört, die jemals die Geschichte der Völker gesehen. Die ungeheure Ernte war vollendet, und die Schnitter lehnten müde auf den Leichen ihrer Brüder, mit denen die weite Ebene um Leipzig bedeckt war. Die Gefechte bei Connewitz und Lindenau hatten den blutigen Tag vorbereitet; Europa's Schicksal war entschieden; nur um den Besitz von Leipzig sollten noch die eisernen Würfel fallen. Auf einem Hügel, beleuchtet von den lezten Strahlen der untergehenden

Sonne, standen die Sieger, die vereinten Herrscher, und schauten unter dem Donner des Geschützes auf den Schauplatz dieses bewegten Tages nieder; es war beschlossen, Leipzig am morgenden Tage zu stürmen; die Armee des Kaisers hatte noch auf das Hartnäckigste Connewitz, Probstheida und Schönfeld vertheidigt, nur, wie man allgemein glaubte, ihren Rückzug zu decken; der Kaiser selbst hatte sich in Leipzig eingeschlossen, Lindenau und Weissenfels waren besetzt, und die Stadtmauer, so wie alle Gärten vor dem Grimma'schen Thor, sogar die Mauer des Gottesackers waren mit Schießscharten versehen worden, Gebüsche, Gärten und Gartenhäuser mit Scharfschützen besetzt.

In der Gegend, wo das Haus der Gräfin stand, bewegte sich durch einen Reitervorposten der Verbündeten eine Sänfte, die von zwei Männern zu Pferde eingeschlossen und begleitet wurde; nur mit Mühe gelang es den Reisenden, sich in die Umgebung zu finden, so verändert waren die sonst so bekannten Gebäude und Plätze. Das Landhaus selbst war zerstört, ein Theil der Nebengebäude niedergebrannt, in den leeren Fensterhöhlen zeigten sich Soldaten mit Gewehren, so viel der ungewisse Schein der Wachtfeuer und einer zerbrochenen Laterne, welche an der Sänfte angebunden war, erkennen ließ. Der Prinz und

Viktor, denn dieſe waren die Reiter, ſtiegen ab und näherten ſich der Tragbahre, in welcher ſich jezt eine weibliche Geſtalt aufrichtete. „Wir ſind am Ziel, gnädige Frau,“ rief der Prinz; „beſtehen Sie noch auf Ihrem Vorſatz?“ — Die Dame war jezt ausgeſtiegen, und indem der Nachtwind mit ihrem weißen Gewand ſpielte, ſtand ſie hochaufgerichtet da und warf einen verzweiflungsvollen Blick um ſich; endlich lispelte ſie kaum hörbar: „Dieſes alſo iſt das Schlachtfeld? hier, hier muß ich ihn finden?“ — „Um Gotteswillen, theure Couſine!“ rief Viktor, „was wollt Ihr thun?“ — „Ihn finden;“ entgegnete Herſilie mit einem ſchneidenden fürchterlichen Ton; „auf! zündet mir eine Fackel an — ich muß ihm nach!“

Der Prinz wandte ſich zu ſeinem Gefolge und fragte leiſe: „Hat man die Leiche entdeckt?“ Auf die Bejahung dieſer Frage befahl er, drei Fackeln anzuzünden. Die Unglückliche war nicht länger aufzuhalten; in ihrem weißen Gewande, deſſen zurückflatternde Falten, vom Abendwind gepeitſcht, hier und da an dürren Zweigen hängen blieben, flog ſie über das ſchwarze, ſchweigende Schlachtfeld ſo ſchnell, daß die drei nachwehenden Fackeln der Diener wie im Sturme ihr folgten; der Prinz und ſein Begleiter ſahen von ferne den Zug, den voraneilenden mädchenhaften Todesengel und die im Sturmſchritt nachfolgenden Soldaten. Es überlief

ein eiskalter Schauer seine Brust, er eilte näher und kam eben an, wie die Wolke des zusammenflutenden Kleides ihm die tief zusammengesunkene Stellung der Knieenden zeigte. Vor ihr lag der Leichnam des jungen Offiziers, dem sie durch Unterschieben zweier anderer todten Körper eine fast aufrecht sitzende Stellung gegeben hatte; das Haupt hing zurück und ein Theil der kalten weißen Brust war frei. Das Erste, was sie that, war, in hastiger Bewegung ihr Tuch auf den Blutquell an der Seite zu werfen; dann — der Anblick war erschütternd! umklammerte sie die Brust, horchte bald mit dem rechten, bald, indem sie den Kopf mit krampfhafter Hast wandte, mit dem linken Ohr dicht an der Brust, und als sie dieses fürchterliche Spiel minutenlang fortgesezt, ohne daß sie ein Zeichen des Lebens erlauschte, hauchte sie mit sterbendem Ton: „Wie still!“ und sank zurück. Der Prinz und Viktor heben sie auf, und so ward sie davongetragen. Man brachte sie in die zerstörten Gemächer des Hauses; da lag sie in dem zerrissenen Kleide auf dem Divan, auf dem noch vor wenigen Tagen die heiterste Gesellschaft Platz genommen und wo eine frohe, geistreiche Unterhaltung geblüht hatte. Die Thüren des Salons standen offen, mitten im Gemach brannte das Wachtfeuer, rohe Kriegerschaaren lagen herum, Korn- und Munitionssäcke bedeckten

das zertrümmerte Fortepiano. Viktor betrachtete die Zerstörung mit einem Blick des innigsten Schmerzes, der noch lebhafter wurde, indem er seine Blicke auf die im Sturm geknickte Lilie richtete; er blieb bei ihr zurück, indeß der Prinz forteilte.

Als er, in trübe Erinnerungen versenkt, aus dem Fenster lehnte, hörte er plötzlich hinter sich leise Schritte; er wandte sich rasch um und sah, daß eben eine verborgene Thür geöffnet wurde und ein bleicher langer Mann herein trat, der mit weit offenen, wahnsinnig starren Augen die Ohnmächtige betrachtete, jezt plötzlich mit einem Schrei auf sie zueilte und, indem er die Worte ausstieß: „So finde ich dich endlich, schöne Geliebte! wohlan! die Hochzeitsfackel brenne!“ sie ergriff und umschlang. Viktor hatte im augenblicklichen Zorn den Degen gezückt, und ehe er wußte, was er that, war die jammervolle Gestalt, von seiner Waffe durchbohrt, niedergesunken und hauchte eben mit einem dumpfen Schmerzenslaut ihr Leben aus. „Was hab' ich gethan!“ schrie der verwirrte Jüngling; „o Gott, den Bruder hab' ich getödtet! So trifft auch mich der Fluch dieses unglücklichen Hauses!“ Er hatte diese Worte noch nicht geendet, als man einen jungen Soldaten hereintrug, den Viktor sogleich für denselben erkannte, der ihn im Gefecht mit Aufopferung

des eignen Lebens geschüzt hatte. Er trat zu ihm und blickte ihm mit Rührung in die brechenden Augen; der Sterbende streckte die Hand aus und stammelte die Worte: „Leben Sie wohl, leben Sie glücklich! die Thräne in Ihrem Auge sagt mir, daß ich Ihnen nicht gleichgültig war.“ — „Großer Gott!“ rief Viktor und kniete am Lager nieder; „wie ist mir, welche Stimme!“ Der Verwundete gab ein Zeichen mit der Hand. „Julie!“ rief Viktor; „ja, sie ist's!“ — „Ich bin's,“ stöhnte aus matter Brust das verkleidete Mädchen; „ja ich bin es, Viktor, mein lezter Athemzug gehörte Ihnen! Gott sieht in unsre Herzen, jezt darf ich es ja gestehen: Sie waren mir theurer als mein eigenes Daseyn, ich durfte Sie retten und — sterben.“ Der bestürzte Jüngling wollte um Hülfe rufen, er öffnete die Uniform, doch es war zu spät, das Leben war von der Lippe des kühnen Mädchens entflohen, sie athmete nicht mehr. Aus dem Nebengemach schallte das laute Hurrah der trunkenen Soldaten und das Gepraſſel der Flamme, dazwischen tönte das ferne Schießen.

In den engen Gassen Leipzigs drängten sich der zurückweichende Feind und die verfolgenden Verbündeten in der fürchterlichsten Verwirrung. Unter dem General Woronzow hatten fünf Bataillons russischer Jäger das Hospitalthor gestürmt,

fast zu gleicher Zeit schwankte die Besatzung der andern Thore Leipzigs. Auf dem Wege nach Lindenau, welche Straße der fliehende Feind einnahm, versperrte ein dicht ineinander gefahrener Artilleriepark mit Wagen und Heergeräthe die engen Gassen; ein ungeheures Gedränge, Geschrei, Brüllen des groben Geschützes und Gepraſſel des Musketenfeuers tönten durch die Luft; die anliegenden Häuser, so gut wie möglich zur Vertheidigung eingerichtet, waren mit Bewaffneten gefüllt, aus den Fenstern, Dachöffnungen und Thüren drang Pulverdampf, mit Leichen war das Pflaster hoch bedeckt, Blut färbte die Mauern der Häuser.

Im Hause einer Verwandten der Gräfin befand sich die kleine Sophie; sie war bei der Flucht ihrer Mutter nach Dresden zurückgeblieben, weil das zarte Mädchen sich unwohl gefühlt hatte und die Gräfin durch das kranke Kind ihre Flucht aufgehalten wähnte, übrigens auch für sie fürchten mußte, da man bei Nacht und in höchster Eile reiste. Das Haus der Fürstin von Wellenau, die Sophie aufgenommen, befand sich ziemlich weit entfernt von jenem Platz am Ranstädter Thor. Das Nebenhaus, welches durch eine Gallerie mit dem Hauptgebäude zusammenhing, war von französischen Offizieren besezt. In der wilden Verwirrung, im Tumult der Uebergabe Leipzigs geschah es, daß die Fürstin mit ihrem

ganzen Haushalt ſich in eines der untern Gemächer zurückzog und das ihrer Sorge anvertraute Kind mit herunterzubringen befahl; allein die Diener, die Kleine ſuchend, durchirrten vergeblich die leergewordenen Prunkgemächer; nirgends war ſie zu finden. Sophie hatte unterdeſſen, um ſich zu ihrer Pflegemutter zu begeben, den gewöhnlichen Salon aufgeſucht, und als ſie in dieſem Niemand gefunden, trat ſie, die Gallerie überſchreitend, ſchüchtern in die Reihe von Zimmern, die ſonſt verſchloſſen gehalten wurden. Hier ſtand an einem Tiſchchen, den Rücken ihr zukehrend, ein Mann von nicht hohem Wuchſe und ſtarrte wie in Gedanken vor ſich hin; im Nebengemache ſah man durch die halbgeöffnete Thüre einige reiche Uniformen blitzen; eine tiefe Stille herrſchte im Zimmer, die ſtark abſtach gegen den Lärm auf den Gaſſen der eroberten Stadt. Als Sophie auch hier die Fürſtin nicht fand, übermannte ſie die Troſtloſigkeit ihrer verlaſſenen Lage, und ſie fing an, laut zu weinen, worauf der Offizier, aufmerkſam gemacht, ſich umwandte. „Ah, Mademoiſelle!“ rief er, „ſind Sie da! kommen Sie jezt, um nach Ihrem Manne zu ſehen? Ja, Mademoiſelle, es geht ihm ſchlimm, aber er hat Courage, wie Sie, und wird ſich zu helfen wiſſen.“ Er trat zum weinenden Kinde, und es aufhebend, ſezte er es vor ſich auf den Tiſch;

die Kleine, durch dieſes Betragen eingeſchüchtert, hielt ihre Schürze vor die Augen und wagte erſt ſpät, furchtſam ihren Blick aufzurichten.

Der Offizier hielt Sophien mit beiden Händen umſchloſſen und ſagte: „Kennen Sie mich denn nicht mehr? erinnern Sie ſich, daß wir uns beim Hauſe Ihrer Mutter geſprochen?“ Sophie erkannte jezt die Stimme und das Geſicht des Mannes, der ſie an jenem Abend beſchenkt hatte, ihre Thränen verſiegten und mit einem gewiſſen treuherzigen Muth ſchloß ſie ihre kleinen Arme um den Uniformkragen. Der Offizier bemerkte das Kreuz an ihrem Halſe und ſein Ernſt ging in Lächeln über: „Alſo iſt mein Geſchenk Ihnen doch werth geweſen? Sie lieben noch den Kaiſer?“ Sophiens Herz ſchwoll bei dieſen Worten: „Der arme Kaiſer!“ rief ſie; „die vielen Soldaten, das Schießen! Ach! die häßlichen Menſchen, die einen überfallen, der ſich nicht wehren kann!“ — „Sie irren, Mademoiſelle,“ entgegnete der Offizier; „er hat ſich wehren können und hat ſich auch gewehrt, glauben Sie mir, er hat ſich der Neigung ſeiner Dame werth bewieſen.“ Hiemit bückte er ſich nieder und küßte die Wange der Kleinen. „Kommen Sie,“ ſezte er hinzu, „wir wollen den Blick aus dem Fenſter richten.“ Er hob ſie auf's Fenſterbrett, und ein Fernrohr nehmend, ſchaute er auf die bewegten Maſſen am Ende der Gaſſe; da ſtürzte ein junger Mann aus dem

Vorzimmer, näherte ſich dem Fenſter und ſprach einige eilige Worte, worauf ihm der Offizier eben ſo eilig und kurz antwortete. Gleich darauf erſchien ein ältlicher Mann, auch er näherte ſich ängſtlich dem Fenſter; Sophie verſtand nur die Worte: „Um Gotteswillen, nicht hier am Fenſter, man weiß, daß Sie hier ſind, wie leicht könnte — “ — „Seyn Sie ruhig!“ rief der Offizier; „halten Sie mein Pferd bereit, ich komme ſogleich.“ Noch waren dieſe Worte nicht geendigt, als das Kind in ſeinen Armen laut aufkreiſchte. „Sie wollen auf Dich ſchießen! ſieh — ſieh!“ ſo rief ſie und klammerte ſich mit beiden Armen an den Mann. In dem Moment ſank ſie von einer Kugel durchbohrt nieder; Blut beſprizte das Fenſter und den Boden, der Offizier hielt die kleine Leiche in ſeinen Armen; er war tief erſchüttert, die andern ſtürzten aus dem Nebenzimmer herbei und in wenig Augenblicken war das Zimmer gefüllt. Noch ſtand der Offizier ſtumm da, dann ſprach er tief in ſich hinein, indem er, die Arme verſchränkt, auf die Leiche ſtarrte: „Du, Du haſt mich gerettet! — Ich habe doch Eine Seele gehabt, die mich liebte!“ Er bückte ſich herab auf die kalten Wangen, dann ſezte er mit leiſer Stimme hinzu: „Warſt Du vielleicht mein guter Engel, der mich jezt verlaſſen hat?“ Eine tiefe Stille herrſchte, dann erhob ſich von Neuem der

Donner des Geschützes und der Lärm auf den Gassen, man hörte ganz in der Nähe schießen und verschiedene Stimmen riefen unter dem Hause durcheinander. Der ältliche Mann näherte sich wieder dem Offizier, der noch in tiefen Gedanken dastand, und mahnte ihn zum Aufbruch. „Ich komme!“ rief jener, „ich komme!“ Er hob den kleinen Körper, der schon kalt geworden, auf die Purpurkissen des nahen Divans, dann verließ er an der Spitze seines Gefolges das Gemach. Eine halbe Stunde darauf verbreitete sich die Nachricht, daß der Kaiser die Stadt verlassen habe. Nicht mehr aus dem Ranstädter Thor konnte er hinaus, sondern aus dem Petersthor; hinter ihm flog die Brücke in die Höhe, und von der andern Seite der Stadt zogen unter dem Jubelruf der herbeiströmenden Menge die hohen Verbündeten an der Spitze ihrer siegreichen Truppen in Leipzig ein. Das Schicksal Europa's war entschieden.

Es war im Frühling des folgenden Jahres; die herbstlichen Schatten mit ihrem schwarzen Gefolge waren über die Erde gegangen, das Leichenfeld um Leipzig, seiner schaudervollen Bürde entladen, fing an, sich wieder mit dem jugendlichen Schmuck grünender Saaten zu kleiden, die Stürme hatten ausgewüthet, doch noch lebte die

herbe Erinnerung in allen Herzen, noch zeugten die zerstörten Wohnungen von den Tagen des Gerichts, noch bluteten zahllos geschlagene Wunden. Da geschah es, daß an einem Abende sich dem zerstörten Hause der Gräfin R— zwei Männer näherten, die, im Gespräch vertieft, jezt stehen blieben und Blicke voll tiefer Trauer auf die öden Mauern des ehemaligen Sitzes der Pracht und Schönheit warfen. „Erinnern Sie sich des Abends, Herr Kanonikus,“ begann sein Begleiter, „als dieses Haus zum erstenmal Sie gastlich empfing?“ — „Wie sollte ich nicht!“ war die Antwort; „o Freund, welche Wandlung! was ist es um die Entwürfe und Pläne des Menschen! Sie haben vor Kurzem Nachrichten von dieser unglücklichen Familie erhalten, theilen Sie mir mit, Verehrter, verschweigen Sie mir nichts.“ Der Kaplan sah finster zur Erde, dann erwiderte er: „Wenig Tröstliches kann ich berichten; die alte Gräfin hat den Tod ihrer beiden Schwiegersöhne, den jammervollen, in Wahnsinn übergegangenen Zustand Herfiliens nicht lange überlebt, ich habe die Nachricht ihres Dahinscheidens erhalten. Gräfin Josephine geht in ein Kloster, und so fällt das beträchtliche Vermögen entfernten Verwandten anheim. Das unglückliche Haus, bloßgestellt den Stürmen einer finstern Zeit, ist zugleich mit der Herrschaft eines kühnen

Eroberers untergegangen; ein Beweis, daß ein Gebäude nicht Stand hat, das nicht zu seinen Stützen Gesetzmäßigkeit, Ordnung und Frieden hat, und daß die Verbrechen der Väter sich in ihren Enkeln bestrafen, bei einzelnen Familien, wie bei ganzen Nationen.“

Eine Gespenster-Geschichte aus alter Zeit.

Ward dir einmal eine Geschichte,
Eine recht seltsame bekannt,
Kannst du sie etwa aufschreiben
Auf länost eroauter Kerkerwand,
Oder in Flaschen umhertreiben,
Landend an einem öden Strand,
Oder in aufgesprengtem Sarge
Gedrückt in eine Leichenhand,
Oder in eines Thurmes Spitze,
Gestürzt bei einem jähen Brand,
Oder in einsamer Klosterzelle,
In pulvermorschem Lederband,
Oder auf eines Kamels Schwelle,
Verschüttet durch der Wüste Sand,
O so mach uns, bitte, bitte,
Diese Geschichte mach uns bekannt.

Es war zu den glorwürdigen Zeiten der ersten Regierungsjahre Kaiser Josephs, als eine angesehene Familie, die Grafen von Rolandseck, sich in Wien aufhielt. Verschiedene Umstände machten es nöthig, daß die verwittwete Gräfin, Anna von Rolandseck, eine Reise nach Böhmen antreten mußte; sie wählte hiezu die schönste Jahreszeit, nahm ihre Tochter und eine Gesellschaftsdame

mit sich, hielt sich einige Wochen in Prag auf und ließ sich endlich in ihrem alten Stammschloß nieder, welches ziemlich entfernt von der Hauptstadt in einer einsamen, wilden Gegend lag. Der Kastellan war von ihrer Ankunft schon lange benachrichtigt, und der aufmerksame, kluge Mann hatte alle nur erdenklichen Mittel angewendet, seiner Herrschaft das Schloß ihren Ahnen so freundlich und gesellig als nur möglich einzurichten; sogar war er auf den Einfall gerathen, um Fremde herbeizuziehen, im nächsten Städtchen durch öffentliche Blätter bekannt zu machen, es sey die Umgegend, besonders aber der altertümliche Schloßgarten, reich an Ueberbleibseln und merkwürdigen Denkmalen aus früher Zeit, die jetzt auf vier Wochen, so lange sich die Gräfin, dem Publikum zur Ansicht offen stünden, sonst jedoch durchaus verschlossen gehalten würden. Dieses war dem dienstbeflissenen Manne noch nicht genug, er plünderte ungescheut ein nahgelegenes Dorf und ließ dessen Einwohnerschaft sämmtlich in's Schloß und dessen Nebengebäude ziehen, um, wie er sagte, den Garten und die Gänge des finstern Parks mit ländlichen Gruppen und Wanderern zu beleben. Die Quellen mußten Mägde immerdar Wasser schöpfen, um es unbemerkt wieder zurückzugießen, auf einer Wiese, die durch einen hübschen Durchblick sichtbar

wurde, waren Mähder und Mähderinnen bei einer ähnlichen Danaidenarbeit beschäftigt, indem sie nur zum Schein ihre Sicheln schwangen, an den Seen fasten Fischer, in den Ställen und Nebengebäuden wurde ein stetes reges Leben erhalten, und als die Gräfin vorfuhr, sahen überall aus den Fenstern begrüßende Köpfe bunt geschmückt ihr entgegen, der Kastellan selbst trat zu ihr in einem modischen Anzug, mit der Reitgerte spielend, und auf seinem selbstzufriedenen Gesicht lagen die Worte: „Nicht wahr, wir sind in einem kaiserlichen Lustschlosse bei Wien?“

Die Gräfin jedoch fand dies nicht; das alte wunderliche, dunkle Schloß sah mit ernstem Auge sie an, gleichsam wie grollend über die bunten Lumpen und Gesichter, die man ihm angehängt. Der Kontrast hätte sie noch tiefer ergriffen, wenn sie überhaupt gewohnt gewesen wäre, dergleichen Dingen ihre Aufmerksamkeit zu schenken; so aber war sie theils zu sehr mit Familienangelegenheiten beschäftigt, theils nahm sie, als eine thätige, praktische Frau, sogleich das Leben und dessen nächsten Bedürfnisse in Anspruch. Sie ließ sich in ihre Gemächer führen, fand sie leidlich eingerichtet, machte sogleich Anordnungen auf die nächsten Tage und bestellte die französische Vorlesung ab, welche der Kastellan, unterstützt von einem alten, verarmten Maître der französischen Sprache,

der auch aus dem Dörfchen herüber gekommen
verschlug. „Wie!“ rief der erstaunte Mann
„also kein Salon, und nicht einmal petit cercle?“
— „Nichts von alle dem,“ entgegnete die Dame
„Schlaf, mein Guter, ruhiger Schlaf, weiter
nichts!“ Der Kastellan machte noch einige Vor
schläge; als sie sämmtlich abgewiesen wurden
zog er sich zurück, wünschte der gnädigen Fra
und der Comtesse eine gute Nacht und ging be
kümmert und verwundert von dannen. De
Schlaf raubten ihm Plane, wie er das Uhrwer
seiner ästhetischen Bevölkerung morgen in voll
Gang setzen wolle.

Die Gräfin beschäftigten andere Gedanken
Die erste Nacht, die sie im Schlosse ihrer Vät
zubrachte, war ausschließlich Planen geweiht, wi
sie den Glanz ihrer Familie, die Reichthümer
derselben und mit diesen das Ansehen vermehren
und unterstützen könnte. In ihrem Mutterbusen
schlug ein kummervolles Herz, ihre Seufzer unter
brachen die Stille des Gemachs und ihre Blick
suchten die schlummernde Tochter um auf dieser
Bilde mit Vorwurf zu weilen. „Soll denn die Klug
heit,“ rief sie bei sich, „besiegt werden von kindische
Grillen? Hab' ich denn umsonst mein Leben hin
gebracht mit Versuchen, meinen Willen gegen den
Willen Anderer durchzusetzen, scheinbar nachgebend
und jetzt soll ich von zwei Kindern das Nachgeben

lernen? Und dennoch, hier läßt sich mit Zwang nichts thun.“ Diese Worte bezogen sich auf einen Lieblingsplan, über dem die Seele der unruhigen Gräfin brütete. Sie hatte im Sinn, ihre Tochter Elisabeth mit deren Vetter, dem jungen Grafen Alexander von Hoya, zu verbinden, allein es fand sich, daß beide sich durchaus nicht mochten. Die Verwandten des jungen Mannes wünschten eben so herzlich diese Vermählung; denn es waren auf beiden Seiten ansehnliche Vortheile damit verknüpft. Doch so sehr man sich hatte angelegen seyn lassen, die jungen Leute zusammenzuführen, so listig und geschickt man intriguirte, das feinste System scheiterte an dem seltsamen Charakter der beiden Nichtsahnenden. Graf Alexander, obgleich ein schlanker, schöner Jüngling, mit sanftem Blick, schien doch ein kalter, eigensinniger Dreikopf, der lieber mit der Donaunixe sich vermählt hätte, als mit dem ihm zugedachten Mädchen, und Comtesse Betty war ihrerseits so stolz, reservirend und gleichgültig, daß sie schon deßhalb den Vetter vor allen Andern ärgerlich und langweilig fand, weil er ihr gefallen sollte. Konnte wohl bei solchen Umständen an eine süße Vereinigung beglückter Liebe gedacht werden, und waren nicht die Seufzer der alten Gräfin höchst verzeihlich? Allein sie wären weniger verzeihlich gewesen, wenn sie es hätte bloß bei den Seufzern bewenden

lassen: sie war gerade jetzt in dieser Angelegenheit nicht wenig thätig gewesen; der Besuch in Prag hatte das erwünschte Resultat gegeben, daß Graf Alexander sich entschloß, der Gräfin auf ihrem alten Schlosse Gesellschaft zu leisten. Hier nun, in den einsamen Sälen, abgeschlossen von sonstiger Genossenschaft, bei der Unmöglichkeit, in dieses oder jenes Kaffeehaus zu entspringen, die Reitbahn, ein Militärmanöver, oder die Oper aufzusuchen — konnte da nicht etwas geschehen, was beide Familien so ernstlich wünschten? — Wenigstens war eine Entscheidung zum Glück oder Unglück vorauszusehen.

Den andern Tag, gegen die Mittagsstunde, kam der Graf an. Die erste halbe Woche bot das alte Schloß selbst Unterhaltung genug, mehr als der Gräfin lieb war; denn der unruhige Springinsfeld tobte in alle Gänge hinein, durchzog lärmend jedes Gemach, durchsuchte Keller, Küche, Bersaal und Kapelle, und fragte bei dieser Entdeckungsreise wenig nach den Damen. Als diese Lust gebüßt war, sah er sich nach einem neuen Zeitvertreib um, und faßte endlich den unartigen Entschluß, mehrere Tage lang auf die Jagd auszuziehen, in Gesellschaft des französischen Maitres, der, auf einem Beine lahm, auf dem rechten Auge halb blind, sich dennoch, dem Grafen zu gefallen, von grenzenlosem feurigen Jagdeifer beseelt stellte. Wäre dieser

Versatz durchgegangen, so wäre der Gräfin das Ziel wieder in die Ferne gerückt worden; sie sann hin und her, endlich stieg sie bekümmert zum Kastellan hinab und ließ sich von ihm die kleine Bibliothek zeigen, die der belesene Mann nach und nach zusammengetragen.

Es war damals die schöne Zeit, wo die Clarissa herrschte und der Grandison regierte, wo Siegfried von Lindenberg die lesende junge Welt entzückte; wahrlich eine schöne Zeit! Diese trefflichen Werke standen nun da, in saubern Einbänden den Blicken hingestellt. Die Gräfin öffnete einen der Bände; auf dem Titelblatt fielen ihr sogleich sehr willkommen zwei Liebende in's Auge, die im Grase mit einander musicirten; es ist der zärtliche und äußerst schalkhafte Moment, wo Clarissa Flötenunterricht nimmt. Um das Bild herum lief ein Kranz von Amoretten, die bald die Köpfchen, bald die Füßchen auf zierlich gewundenen Muscheln hervorstreckten, um miteinander zu liebäugeln. Die Gräfin war, wie gesagt, nicht sehr bewandert weder in der schönen noch in der häßlichen Literatur; sie war, trotz jener sentimentalen Zeit, immer mit einer oberflächlichen Romanenkenntniß weggekommen, jetzt war sie nicht wenig erfreut, die Schätze, nach denen sie suchte, so nahe zu entdecken. Sogleich faßte sie den Entschluß, sich den Roman abwechselnd vom Grafen und ihrer Tochter vorlesen zu lassen. Man wählte

einen schönen Platz im Garten, den der Kastellan bezeichnete und von dem aus man die rastlos beschäftigten Mähderinnen, Brunnenmägde und Fischer übersehen konnte; allein als der Graf merkte, daß im Roman das Kapitel der Liebe abgehandelt wurde, so erklärte er kurz, daß er nicht lesen wolle; die Cousine könne, wenn sie so große Begierde trage, sich über diese Leidenschaft zu belehren, für sich lesen. Dies war genug, um zu veranlassen, daß Comtesse Betty ebenfalls die Bücher bei Seite warf und die alte Gräfin mit Clarissens Leidenschaft, die sie weder begriff, noch theilte, allein blieb.

Die alten Jagdpläne kamen wieder in Vorschlag. Die Gräfin war höchst bekümmert, zwei Wochen waren schon dahin gegangen, nutzlos und gänzlich ohne Erfolg vergangen; allgemach mußte man sich doch wieder zur Abreise rüsten. In diese finstern Gedanken vertieft, befand sich die Dame eines Abends sehr spät noch in ihrem Schlafgemach; die Kammerfrau hatte sie verlassen, nachdem sie das Nöthige auf die Toilette zurecht gelegt, düster brannten die beiden hohen Wachskerzen, lautlose Stille herrschte im Gemach, indem die bekümmerte Frau, den Arm auf die vergoldete Einfassung ihres alterthümlichen Himmelbetts gestützt, allein und in Träume versenkt da saß. Sie bemerkte es nicht, daß ein paar zahme weiße Mäuschen,

die hinter ihr im Glasgehäuse schliefen, unruhig sich in ihrem Gefängnisse zu bewegen anfingen, sie wurde erst aufmerksam, als der Bologneser, der auf der seidenen Decke zu den Füßen des Bettes lag, sich aufrichtete und in eine Ecke des Gemachs schaute und endlich laut winselnd und bellend in den Schooß seiner Gebieterin kroch. Wäre diese nur einigermaßen bekannt gewesen mit der Art und Weise, wie sich Gespenster anzukündigen pflegen, so wären ihr diese Anzeigen schon genug gewesen, um sie aus dem Zimmer zu verscheuchen; so aber richtete sie ihren kummervollen Blick ruhig auf das lebensgroße Bild ihres Ahnherrn, das über dem Kamin hing, und von wo aus ein kühler Hauch sie anwehte. „Wenn Du mir helfen könntest!“ reif sie unwillkührlich vor sich hin, und entsezte sich darauf nicht wenig, als sie deutlich zu bemerken glaubte, daß ihr die Gestalt zunickte; allein die Lebenden hatten ihr allzeit zu viel zu schaffen gemacht, als daß sie sich auch hätte vor den Todten fürchten sollen; sie schob daher das eben Geschehene auf eine durch das wankende Kerzenlicht hervorgebrachte Täuschung, dachte schon in der nächsten Minute nicht mehr daran, legte sich zu Bette, und verfiel bald darauf in einen ruhigen Schlummer.

Am folgenden Morgen stand der junge Graf früher als gewöhnlich auf und schlenderte in der Kühlung und Frische die graden Taxusgänge des

Gartens hinab, ohne eben an etwas Anderes zu denken, als wie er die Langeweile dieses Tages wiederum glücklich besiegen wolle. Er ergötzte sich einige Augenblicke, den ästhetischen, immer wiederkehrenden Wanderern in den Weg zu treten, die Mägde am Brunnen zu erschrecken, den Fischern die Angeln in's Wasser zu werfen und die Schwäne auf dem Teich durch Spottlöne in Zorn zu setzen; endlich blieb er in müßiger Stellung vor einem alten Thurm stehen, der von dem Hauptgebäude abwärts, in einen Kranz von finstern Tannen gehüllt, tief im Schatten dastand. Trotz der hellen Morgenstunde, schwebte ein mitternächtlicher Hauch um das ernste Gemäuer; doch zeigten sich die hohen Fenster wohl erhalten und die Gemächer droben schienen in gutem Zustande zu seyn. Als er, dieses betrachtend, noch dastand, tönte eine Stimme neben ihm, die da rief: „Sie scheinen Langeweile zu haben, Herr Graf?“ — „Ja,“ erwiderte der Jüngling, der sich getroffen fühlte, „die habe ich; können Sie sie verscheuchen?“ — „Vielleicht.“ — „Durch welches Mittel?“ — „Ich will Ihnen ein Geschichtchen von Ihrem Stammschloß erzählen, und zwar ein solches, das eben in jenen Gemächern gespielt hat und das Ihnen selbst wohl noch unbekannt ist.“ — „Erzählen Sie!“ rief der Graf; er faßte, indem er sich mit seinem neuen Bekannten

auf einer Bank, dicht am alten Thurm, niederließ, den gefälligen Mann näher in's Auge; doch er fand durchaus nichts Seltsames an ihm; eine ziemlich jugendliche Gestalt, in einen etwas verschossenen Rock geknöpft, feine, ziemlich vergelbte Handschuhe, ein blasses Gesicht, in dem sich ein schwarzer Stutzbart grell auszeichnete. „Sie müssen wissen," hob er an, „daß ich in dieser Gegend zu Hause bin, daß mein Vater genau mit der Geschichte dieses Schlosses bekannt ist, und endlich, daß ich wunderbare Geschichten sammle und gelegentlich herausgebe; die hier vorgefallene ist eine meiner besten, und wenn dieselbe auf Sie nicht die schauererregende Wirkung macht, so schreiben Sie dieses dem hellen Sonnenschein zu, der flüsternd durch die Zweige der Fichten zu uns hereinblickt." — „Erzählen Sie!" rief der Graf ungeduldig.

„Zur Zeit der Beendigung des dreißigjährigen Krieges," begann jener, „besaß die gräfliche Familie Hohen-Relandseck dieses Stammschloß; es existiren noch Urkunden, die, vom kaiserlichen Generalissimus unterzeichnet, der gräflichen Sippschaft dieses Besitzthum zusichern, mit der Bemerkung: für ausschließlich dem kaiserlichen Hause geleistete Dienste. Es gab jedoch damals Leute, welche behaupteten, der Herzog von Friedland habe in seinen ehrsüchtigen Plänen einen gewissen

Grafen von Hohen-Rolandseck so dienstbar gefunden, daß die Klausel eigentlich hätte lauten sollen: für die dem Kaiser bewiesene Untreue u. s. w. Kurz, wie dem auch sey, ausgemacht war es, daß die Grafen treue Anhänger und Verehrer des Herzogs waren, und bei Gelegenheit seines so plötzlich zu Eger erfolgten Todes heimlich seine Mörder bis auf's Blut verfolgen liessen. Das Mißgeschick wollte, daß ein Graf von Hoya auch genannt wurde unter denen, die dem Herzog nach dem Leben getrachtet, ihn des Verraths bezüchtigt hatten. Dieser Umstand machte, daß die verwandten Stämme der Grafen von Hohen-Rolandseck und Hoya sich auf das Heftigste entzweiten und einander ewige Feindschaft schworen. Man kann sich denken, daß in jener wilden, stürmischen Zeit, wo der allgemeine Reichsstreit sich niedersteigend in Familienzwiste aller Art spaltete, wo vielfältige Interessen sich kreuzten, daß da die zarte Stimme der Natur, der süße Schmeichelklang der Liebe wirkungslos untergehen mußte. Böhmen war nach dem Tode des ehrgeizigen und prächtigen Fürsten von fremden Heeren durchzogen, verwüstet von seinen eigenen Kindern, in grausiger Verwirrung, die Reichseinheit war fast aufgelöst und überall zeigten sich übermüthige Fürsten, die bei ihrer Partei Grafen und Barone hatten, und so geschah es, daß die beiden feindseligen

Vettern auch zu verschiedenen Oberhäuptern übergingen und im offenen Kampf einander gegenüber standen.

„Nun ist in alten Geschichten das Ereigniß blühend und lieblich hervorgehoben, wie dem Streit der Väter sich die Liebe der Kinder entgegensezt; so war es auch hier. Meinem Gedächtniß sind die Einzelnheiten dieser Liebe entfallen, doch gewiß ist es, daß sie so schwärmerisch und feurig war, als nur Julia's und Romeo's Leidenschaft gewesen seyn kann. Der junge Graf Hova, so lange er in Prag in des Kaisers Regiment stand, wußte mit seinem getreuen Reitknecht tausend Mittel und Wege, hier an's Schloß zu kommen; bald vermummt als böhmische Spielleute, bald als ungarische Zeichendeuter, auch wohl als Zigeuner; doch das Fräulein Elisabeth wurde nach damaliger Sitte fast klösterlich bewacht, sie konnte nichts thun, als dem Geliebten Blicke senden, wenn's Glück günstig war, auch wohl Zeichen. Freilich eine spärliche Nahrung, aber doch immer eine Nahrung für die Liebe, bei der sie größer und immer größer wuchs, so daß sie die jungen Herzen durchaus beherrschte und sie antrieb, das Verbrechen zu wünschen, vor dem Entsetzlichen nicht mehr zurückzubeben. Der Graf mußte die Garnison zu Prag verlassen, er zog gegen den Feind und wußte nicht, ob er

jemals das blaue Auge seines Mädchens wieder sehen würde; er wollte, koste es auch sein Leben, wenigstens eine Stunde mit der Geliebten ohne Störung hinbringen, und um dies zu bewerkstelligen, führte er einen seltsamen und grauenerregenden Plan aus. Es starb in jenen Tagen hier im Schloß eine Verwandte des Hauses, die noch jung und Aebtissin eines nahgelegenen Klosters gewesen war. Ihre Leiche hatte man in jenem Saal ausgestellt; weil eine pestartige Krankheit sie dahin gerafft, so war sie in den entfernten Thurm gebracht worden, und man hatte sogar erlaubt, daß die bei derlei Fällen üblichen Wachen sich entfernen durften. Alles Lebendige im Schlosse floh jenen Saal, in dem die Leiche allein mit ihren einsam flammenden Kerzen lag; nur das Todtenglöcklein über ihr tönte in klagenden Lauten durch die Mitternacht. Gerüchte wurden wach, die da versicherten, in den Stunden des tiefsten Schlafs werde das Gemach von Gestalten erfüllt, einer andern Welt angehörend. Die Liebe weicht keinem Schreckniß; durch die langen, einsamen Gänge stahl sich, wenn Alles schlummerte, Elisabethens eilender Fuß, hinan die schroffen Mauern kletterte der kecke Jüngling, und im Angesicht des Leichnams tönte das Geflüster, rauschten die Küsse der Liebe, glühten die heißen Zähren der Sehnsucht, lächelte das Entzücken siegender

Befriedigung. Als nun die Trennungsstunde schlug, brach das Herz des Mädchens, sie willigte ein in des Geliebten Vorschlag, mit ihm das Haus ihrer Eltern auf ewig zu verlassen. Der Jüngling zog sie mit einem heißen Kuß an seine Lippen. „Nur wenige Stunden sind morgen Nacht mein," flüsterte er. „Elisabeth! wenn Du mich täuschen könntest, wenn Du nicht erschienest, wenn ich die sichere Leiter anlege morgen um Mitternacht!" — „Ich komme!" rief das begeisterte Mädchen, „und sollte meine Mutter im Sterben liegen, ich will sie verlassen und zu Dir kommen; ehe wird diese Leiche sich lebendig erheben, ehe ich den Schwur meiner Liebe breche." — „Es ist genug!" rief der Jüngling, von einem Schauer durchfröstelt, „ich glaube Dir!"

„Ein trüber Morgen brach nach dieser Nacht an, Gewitter thürmten sich auf Gewitter, in den finstern Bergen polterten die Schläge, vom Echo tausendfältig wiederholt, der Regen strömte in Güssen herab, und früher als gewöhnlich deckte schon die undurchdringlichste Finsterniß die Erde. Da hielt um die zwölfte Stunde ein Reisewagen am Ausgang des Parks, durch die Büsche arbeiteten sich zwei vermummte Männer, leise näherten sie sich dem Thurme, von dem die Lichter niederflammten, vorsichtig setzte der eine die Leiter an, behutsam stieg er hinauf. Kein Stern leuchtete

von oben, der Sturm zog in tiefen Tönen u
das alte Gemäuer, die Glocke schlug zwölf; le
öffnete der Einsteigende das bekannte Fenster, u
siehe! in ihre Schleier gehüllt stand die Geliebt
dicht vor ihm; mit kräftigem Arm umfaßte er
und trug seine Beute die Staffeln hinab. Eile
des Schrittes wollte er den Weg zurück zum W
gen nehmen, doch es war, als habe sich die G
gend verwandelt; so eifrig er suchte, kein Wag
zeigte sich, der Weg verlor sich in wildverwach
nes Gestrüpp. Der Unglückliche arbeitete s
athemlos durch; doch vergebens! die dichte Fi
sternniß ließ ihn keinen Gegenstand erkennen; u
sonst rief er den Namen seines Dieners, All
um ihn war finster und schweigend wie das Gra
Die Kräfte drohten ihn zu verlassen, er sa
auf's Knie, und sich überbeugend, suchte er d
Geliebten Trost einzusprechen, den er selber nic
fand; allein auch sie gab kein Zeichen des Lebe
von sich, er suchte ihre Lippen, sie waren k
und geschlossen, er küßte das Auge, es lag t
in seiner Höhle und war geschlossen. Eine fürc
terliche Beklemmung bemächtigte sich seiner; d
schlug die Schloßuhr Eins, und mit dies
Schlage zeigten sich Lichter, der Diener kam m
der Leuchte auf seinen Herrn zu. Das Erst
was dieser that, war, der ohmächtigen Geliebt
in's Antlitz zu leuchten; doch kaum hatte er dies

erblickt, als er mit einem dumpfen Schrei des Entsetzens zu Boden sank.

„In jener Nacht wo dies geschah, war im Schlosse Bewegung und Unruhe entstanden: Elisabeth hatte ein plötzlicher Krankheitsanfall überrascht; als die Uhr zwölf schlug, lag sie völlig bewußtlos auf ihrem Lager, der Arzt, die Eltern, die Geschwister um sie her. Sie erwachte in den wildesten Fieberphantasien, mit Gewalt strebte sie vom Lager auf; den wilden, starren, weit offenen Blick gegen das Fenster gewendet, rief sie mit einer Stimme, die kaltes Entsetzen über die Umstehenden brachte: „Seht, seht, da steht er! er wartet auf mich! laßt mich! geschworen hab' ich ihm, fürchterliche Eide hab' ich geschworen, ihm zu folgen! Seht, wie er mit dem nackten Schädel winkt! wie er die dürre weiße Todten, hand durch die schwarzen Lüfte hebt! laßt mich fort!“ Als die ersten Strahlen des Morgens durch's verhangene Fenster zogen, lag sie todt, mit kalter Blässe überzogen, eine im Sturm geknickte Lilie. Die Nacht darauf lag sie an der Stelle der beerdigten Nonne im Thurmgemach. Den jungen Grafen hat man nie wieder in der Gegend des Schlosses gesehen; er soll im Wahnsinn gestorben seyn.“

Ein starkes Fröstеln unterbrach bei diesen Worten die Erzählung des Fremden, er knöpfte

seinen Rock fester zu und richtete die düstern Blicke zu Boden. Der Graf, der aufmerksam zugehört hate, rief jezt: „Ist Ihre Geschichte aus?“ — „Noch nicht,“ erwiderte der Fremde dumpf; „der Urtheilsspruch fehlt noch: wir wurden verdammt, unsers frevelhaften Beginnens wegen keine Ruhe im Grabe zu finden, bis — “ — „Wie?“ rief der Graf und rückte mit Entsetzen auf der Bank weiter; „wer sind Sie, mein Herr?“ Der Fremde lächelte mit abgewandtem Gesicht. „Ich habe mich so viel mit der Geschichte abgegeben, sie so oft erzählt, daß ich manchmal in der That meine, ich erzähle meine eigene Geschichte.“

Graf Alexander zwang sich zum Lachen, eigentlich aber war ihm nicht so zu Muth; eine Pause entstand, während welcher beide schweigend dasaßen, der Fremde immer mit abgewandtem Gesicht. Endlich warf der Graf, um die Stille zu unterbrechen, einige Bemerkungen über die Gespensterfurcht hin. „O wenn Sie wüßten,“ rief der Fremde mit schneidender Stimme, „wie weit größer die Furcht der Todten vor den Lebendigen ist! Ich finde keine Worte, das fürchterliche Entsetzen, das namenlose Grausen zu schildern, das die Erscheinung des Fleisches umschwebt für solche, die dieses als ein unreines Kleid abgelegt! Das grobe, erdbefleckte Gebäude

der Sinne, von niedriger Nahrung, thierischer Kost widrig aufgebläht, von einem warmen, dumpfen Athemzug durchzogen, schwerfällig dahinwandelnd, gleich einem ekelhaften Sklaven seine ekelhaften Ketten nach sich schleppend! Ach, wie entsetzlich ist dies für die kalte, befriedigte, athemlose Todeslarve, in einem kühlen, luftigen Auferstehungsgewande dahinschwebend! In jedem Menschen steckt unentwickelt eine herrliche Blüthe, es ist der Tod; dieser funkelnde Kelch ist aber durch den finstern Erdhaufen erdrückt, geschlossen; erst wenn der abfällt, dann fliegen die Blätter des schönen Blüthenkolben mit Sieg auseinander. Ach, mein Herr, es schaudert Ihnen vor dem Kirchhof — es sollte Sie entzücken, die hellen, reinen, vom Körper erlösten, vom Staub gereinigten, zum Schlaf hingelegten Larven zu sehen, wenn der Mond, über sie hinwandelnd, die geschlossenen Augen mit Silberlicht tränkt, auf die Lippen reine Lebensküsse spendet! Müssen sie dann, gerufen, auferstehen, und sie, die Gereinigten, mit ihren weißen Kleidern den Stätten der Menschen sich wieder nahen — ach! da zittern sie unruhig über dem Dampf volkreicher Städte; der erstickende Qualm, die ekelhafte Erscheinung des Lebens bläst sie aus tausend und aber tausend unreinen athmenden Lungen an, der fürchterliche Erdgeschmack befleckt ihre Kehlen aufs Neue, und

schmutzige, sinnliche Bilder thierischer Erhaltung foltern ihre Blicke. So treten sie an das Lager ihrer Lieben, und während man über ihnen sich entsezt, sind sie es eigentlich, die fürchterlich erschrecken. O glauben Sie mir, nie wird ein Abgeschiedener sich freiwillig dem entsezlichen Leben nahen!"

Graf Alexander war durch diese Worte, mehr noch durch den Ausdruck, mit dem sie vorgetragen wurden, sonderbar ergriffen worden; er war auffallend zerstreut, er wollte den finstern, unheimlichen Eindruck bekämpfen und sagte daher in scherzendem Tone: „Sie sprechen ja, als hätten Sie schon im Grabe gelegen." Der Fremde erwiderte etwas, was der Graf nicht verstand; dann erhob er sich und wandte sich zum Gehen. „Halt!" rief der Jüngling, „noch eine Frage! Ich unterbrach Sie früher, als Sie eben die Bedingung nennen wollten, unter welchen den armen Seelen zu helfen ist." — „Diese ist keine andere, als daß sich zwei Liebende aus den genannten beiden Geschlechtern entschließen, mit einander eine Nacht in jenem Thurme oben zu wachen." — „Nichts mehr?" sprach der Graf und schwang sein Spazierstöckchen; „wie gerne übernähme ich die Befreiung meines ehrwürdigen Ahnherrn; doch leider fehlt mir hiezu die Hauptsache, die Geliebte. Um ihm die Ruhe zu

verſchaffen, bin ich eben nicht geſonnen, mir die meinige nehmen zu laſſen. Es wäre ein ſchlimmer Tauſch.“

Der Fremde lächelte, machte eine kurze Verbeugung und ging. Der Graf ſah ihm nach und bemerkte, wie der verblichene ſchwarze Sammtrock, den er anhatte, auf dem Rücken platt gedrückt und mit gelblichten Falten bedeckt war, als hätte der Beſitzer deſſelben lange ausgeſtreckt irgendwo gelegen. Der Graf ſprang ſchnell aus dem Schatten und war froh, als er ſich wieder im hellen Sonnenſcheine befand und nur in der Ferne das Rauſchen der alten Tannen hörte.

Beim Mittagstiſch brannte er vor Begierde, ſein Abentheuer zu erzählen; doch gerade heute mußte es ſich treffen, daß Comteſſe Betty zögerte, zu erſcheinen. Er fragte nach ihr, und die Mutter entſchuldigte ſie, er fragte zum zweiten Male, und dies war der Mutter ſehr angenehm, er fragte endlich zum dritten Male — ein ſolcher Fall war noch nicht vorgekommen; die Gräfin konnte ihre Freude nicht verbergen. Endlich trat die Comteſſe herein; ſie hatte heute, ob aus Eigenſinn oder Langeweile, war ungewiß, etwas mehr Sorgfalt als gewöhnlich auf ihre Toilette verwendet und war wirklich ſo niedlich, ſo elegant, als nur ihre ſchönen Landsmänninnen ſeyn können, wenn ſich an einem ſchönen Tage der

Beaumonde in den Gängen des Praters herumbewegt. Der Vetter erzählte jezt brühwarm die eben gehörte Gespenstergeschichte, erzählte so lebhaft, mit so viel Gefühl, wie man ihn noch nichts hatte erzählen hören, und unterließ endlich nicht, genau den wunderbaren Fremden zu beschreiben. Die Damen waren verwundert, man stritt sich über den Ankömmling hin und her, und indeß man stritt, rieb sich der Kastellan, heimlich lachend, froh die Hände. „So haben denn meine Anzeigen, die ich in verschiedene Blätter habe einrücken lassen," entgegnete der freudige Mann auf die Frage der Gräfin, „doch ihre Wirkung gethan. Fremde, Fremde, nach denen wir so sehr seufzen — da sind sie, da wandeln sie im Schloßgarten, und zwar sind es erzählende Fremde, eine treffliche Sorte, welche jezt beinahe ausstirbt, da es Mode wird, stumm und in tiefsinniger Trockenheit die Welt zu durchtraben." — „Stumm?" rief der Graf; „ich wünschte, mein Reisender wäre stumm gewesen; so aber sprach er so wunderbare und unheimliche Worte; ich versichere Sie, es wurde mir ordentlich bange. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er mit seinem geraden, hölzernen, steifen Rücken fortwandelte, gleich einem im Grabe erkalteten Körper." — „O stille doch! welches Bild!" rief die Comteſſe und hielt sich beide Händchen vor's

Gesicht. Der Kastellan rieb sich wieder lächelnd die Hände. „Nun?“ rief die Gräfin, „was wissen Sie über diesen Vorfall?“ — „Wenn Ihro Gnaden erlauben, so kenne ich diesen Fremden; es ist der Sohn des Pfarrers aus dem nächsten Städtchen, der Advokat Ulrich; jedes Kind kennt ihn und sein schwarzes abgetragenes Röcklein.“ Der Graf erwiderte diese Erklärung mit einem finstern Blick; er war verstimmt, daß die Wichtigkeit seines Abenteuers durch die Dazwischenkunft des prosaischen Advokaten so sehr verlor. Der Kastellan bemerkte sein Versehen und fügte, um es gut zu machen, schnell hinzu: „Uebrigens hat es seine Richtigkeit, daß es in jenem Theil des Schlosses, und besonders im Thurmgemach, spukt.“ — „Haben Sie etwas gesehen?“ fragte die Gräfin. „Durchaus nichts, Ihro Gnaden.“ — „Nun, woher wissen Sie es denn?“ — „Meine Nichte, ein Mädchen von zwölf Jahren, hat mir erzählt, daß ihre Base von ihrer Grosmutter erzählen gehört habe, daß der Schwester ihres Stiefvaters —“ — „Um's Himmelswillen, Herr Kastellan! lassen wir diese Geschichte!“ — „Was mich betrifft,“ rief Betty, „so bin ich so wenig furchtsam, daß ich erkläre, meiner guten Ahnfrau das Opfer einer schlaflosen Nacht bringen zu wollen.“ — „Wenn Sie mich zum Gesellschafter annehmen,“ bemerkte Graf

Alexander eifrig, „so bin auch ich bereit, meinem guten Ahnherrn —“ — Die Mutter gab der Tochter einen leisen Wink. „Nein,“ rief die Comtesse lebhaft, indem sie mit ihrem Teller spielte, „ich bin weit entfernt, Ihnen die Rolle eines Geliebten aufzudrängen.“ — „Doch wenn ich sie freiwillig übernehme?“ fragte der Jüngling, und schaute mit seinen dunkeln Augen zu ihr auf. — „Zu gütig!“ lachte das schöne Mädchen; „ich bin, wenn es ein so gutes Werk gilt, Gott sey gelobt! nicht um einen galanten Ritter verlegen; wenn ich z. B. den gütigen Blick mir deute, den eben unser trefflicher Kastellan mir schenkt —“ — „Ihro Gnaden —“ stammelte der bescheidene, hochbeglückte Mann. Der Graf schlug ein lautes Gelächter auf. „Allerliebst!“ rief er; „auch ich tausche den Gegenstand; wählen Sie den Herrn Kastellan, so wähle ich die Frau Kastellanin; es fragt sich nur, ob der Geist auf eine gesetzliche Weise wird befreit werden können durch zwei Liebende, deren Leidenschaft auf einem so ungesetzlichen Grunde steht.“ — Die alte Gräfin machte dem Streit ein Ende; im Herzen war sie jedoch entschlossen, die willkommene Gespenstergeschichte nicht ruhen zu lassen. Sie sah darin eine unschuldige Spielerei, die, richtig benuzt, doch wohl noch zu einem Resultat führen konnte. „Es wäre in der That seltsam,“

ſprach ſie bei ſich, „wenn die Furcht die Liebe hervorriefe, und einem Geſpenſte gelänge, wonach der Autor der ſchönen Clariſſa umſonſt gerungen hat.“ Aber iſt denn nicht die Liebe ebenfalls eine wunderbare Geiſtererſcheinung? hätte ſie ihrer Bemerkung beifügen können, hätte ein ſolcher Gedanke nicht zu weit von ihrem Bereiche abgelegen.

Wiederum waren zwei Wochen vergangen; der Sommer neigte ſich zu Ende, der Herbſt ließ ſchon ſeine Stürme wehen, es rauſchte melancholiſch um das alte Schloß, die hohen Säle hauchten unbehagliche Kälte aus, und der Tag war feſtgeſezt, an dem die Gräfin den Sitz ihrer Väter verlaſſen und, die ſchaurige Einöde wieder ihrer Grabeseinſamkeit überlaſſend, nach Wien zurückkehren wollte. Der Graf hatte ſich einige Tage hindurch auf der Jagd herumgetummelt; er war von Stunde zu Stunde faſt übelgelaunter geworden, man ſah ihn, eine ſonſt ungewöhnliche Erſcheinung, öfters ſinnend und in ſich gekehrt herumwandeln; mit den Damen ſprach er ſelten. Von der Spukgeſchichte, ſo wie von der beabſichtigten Nachtwache, war nicht mehr die Rede geweſen. Die Gräfin hatte ihren Plan vollkommen aufgegeben und ſich endlich über den Eigenſinn der thörichten Kinder durch den alten gottſeligen Spruch getröſtet: Wer weiß, wozu das gut iſt?

Der Graf hatte, seinem Vater nachgebend, sich entschlossen, Dienste zu nehmen, und wenige Tage vor dem allgemeinen Aufbruch langte die kostbare Uniform des Regiments in Prag an, dem er nun auf eine längere Zukunft hinaus angehören sollte.

So standen die Angelegenheiten, als die Nacht des ersten Septembers erschien. Es war einer jener finstern, trüben Herbsttage gewesen, welche mit früher Dunkelheit die in kalten Regentropfen weinende und ersterbende Schöpfung zudecken. Losgelassen war das Heer der Stürme, kreischend flogen die seit Jahren eingerosteten Wetterfahnen, und in die entferntesten Gemächer tönte das wilde Rauschen, welches bald unterm Dach, bald unten im Erdgeschosse hörbar wurde. Man hatte lange mit der Abendmahlzeit auf den jungen Grafen gewartet; er war auf die Jagd ausgezogen und bei eintretender Dunkelheit nicht wieder erschienen. Einsam vergingen die Stunden, es wurde Nacht, er kam nicht. Lautlos sich gegenüber saßen Mutter und Tochter im alten Familiensaale, der Kastellan hatte sich entfernt, um Boten auszusenden, und die Gesellschafterin der Gräfin war mit Einpacken der Sachen beschäftigt. Sobald die Schloßuhr wieder eine Stunde verkündete, oder der Sturm entfernte Thüren zuwarf, oder der zerbröckelte Schiefer am Fenster niederschlug, lauschten die

Frauen auf. Endlich begaben sie sich zur Ruhe; der Vermißte konnte ja, wie er es schon einmal gethan, beim Förster im nahen Dorf die Nacht zuzubringen den Entschluß gefaßt haben. Comtesse Betty konnte nicht schlafen, eine unbekannte, noch nie gefühlte Unruhe trieb sie umher. Weit entfernt, daß ihre Seele schaurige oder schreckhafte Bilder füllten, durchdrang ihren Busen eine unendliche Trauer, welche sie dem baldigen Abschied von dem ihr liebgewordenen Schlosse ihrer Ahnen zuschrieb. Einem schönen, blüthenreichen Mädchenfrühling fehlen die schwarzen Wetterwolken nicht, ja die herrlichsten Blüthen treiben im Sturme hervor und Thränenbäche machen den Boden quellen. So schlug in dieser einsamen Stunde eine tiefe Schwermuth ihre Flügelschatten um das blonde Haupt des träumenden Mädchens, ihr schöner Busen hob sich, das Auge füllte sich mit Thränen, und dennoch fragte sie sich umsonst: warum weinst du? was quält dich, wunderliches Herz? — Es war ihr zu Muthe, als müsse sie etwas Ungewöhnliches thun. Sie erfaßte einen der silbernen Leuchter auf ihrer Toilette und trat auf den Corridor hinaus, von dort in den Ahnensaal. Ihr goldenes Haar war seiner Fesseln entledigt und floß in schöner Fülle auf den Nacken und auf das einfache Gewand hinab. Die tiefe, melancholische Stille lockte sie immer weiter; man

hätte sie für eine Nachtwandlerin halten sollen, wie sie so in langsamem Schritt, die Lichter in der Hand, an den hohen, finstern Fensterbögen vorüberging. So gelangte sie, selbst nicht wissend wie, in die Nähe des Thurmgemachs. Der Eingang hiezu war seit dem besprochenen Abentheuer geöffnet worden und noch offen geblieben. Es zeigte sich eine hohe, mit Bronze verzierte Thüre, welche Spuren alter vergoldeter Pracht schmückten; die Gräfin blieb einige Zeit unschlüssig vor ihr stehen, endlich öffnete sie sie leise und trat in's runde Gemach, welches in Art einer Kapelle oben in einen spitzigen Bogen, kunstreich mit Steinschnörkeln geziert, auslief; an den Wänden umher stand noch einiges Geräthe nach alter Form; dem Eingang gegenüber befand sich ein geräumiger Kamin, in dessen finsterer Mündung wohl seit einem halben Jahrhundert kein geselliges Feuer gebrannt hatte. Ein Häufchen Hölzer, die der Kastellan hatte hinlegen lassen, befand sich darin. Kaum war die Gräfin über die Schwelle, als sich die schwere Thüre durch einen Luftzug mit Geräusch hinter ihr schloß. Sie befand sich jezt ganz allein im unheimlichen Gemach; die Kerzen brannten auf einem großen Tisch, der mit rothem Tuch behängt war und auf dem ein hohes, eisernes Kruzifix seine Arme ausbreitete. Obgleich sie nichts weniger als schreckhaft war, stieg in der

Seele der Einsamen die Geschichte der wunderbaren gespenstischen Entführung jezt so lebhaft auf, daß sie das Fenster zu erkennen glaubte, durch welches sie vor sich gegangen. Ein Fröstein schüttelte sie; um ihren Geist zu zerstreuen, faßte sie den Entschluß, Feuer im Kamin zu machen; schnell einen Stuhl hinschiebend, ließ sie sich auf ihm nieder, die trockenen Hölzer faßten bald Feuer, und in Kurzem schlugen, vom Luftzug angeschürt, die Flammen lebhaft durcheinander. Da tönte die Schloßuhr die zwölfte Stunde, tiefe Stille herrschte im Umkreis. Zurückgekehrt in ihren Sessel, das Haupt in die Hand gestüzt, blickte die Gräfin in die Flammen — horch! da pocht es, dicht neben ihr, an eines der hohen Fenster; sie fährt auf — es ist still — vielleicht war es Täuschung; doch jezt tönt es wieder und lauter, ihr Herz klopft lebhaft im Busen, sie zögert: soll sie hinschauen? soll sie nicht? Da reißt plözlich ein kräftiger Stoß das Fenster auf, und herein schaut ein bleiches Jünglingsantlitz, halb verhüllt in einen Reitermantel. Zitternd, keines Lautes mächtig, erhebt sich die Gräfin; das Auge auf den Boden geheftet, bleibt sie, auf die Lehne ihres Stuhls gestüzt, der fürchterlichen Erscheinung gegenüber stehen, die Lichter drohen im Winde zu verlöschen, da tönt eine bekannte Stimme: „Betty!“ Das Mädchen erwacht zum

Leben, mit einem Schrei der Freude stürzt sie auf den jungen Mann hin, der, in's Zimmer gestiegen, sie, ohne zu wissen, was er thut, herzlich in die Arme schließt.

„Ist's möglich?“ ruft die Gräfin und windet sich sanft los; „welcher seltsame Umstand führt Sie hieher, um mich so mächtig zu erschrecken?“ — „Verehrte Cousine,“ entgegnete der Graf lächelnd, „mich dünkt, ich habe eher Ursache, zu fragen, warum ich Sie hier begrüße? Was mich betrifft, so hat der ungewohnte Glanz der Lichter in diesem Gemach mich, von einer kleinen Streifpartie durch den Park heimkehrend, bewogen, die Leiter vom nächsten Apfelbaum anzulegen, um einen neugierigen Blick hinein zu thun; konnte ich ahnen, daß meine schöne Cousine die Rolle eines Spukgeistes für diese Nacht übernehmen würde?“ — „Sie sehen hier,“ erwiderte die Gräfin, noch immer blaß, „die unglücklichen Früchte, die Ihre Gespenstergeschichte getragen! Wahrlich, ich bin für meinen Fürwitz hart bestraft worden! Jezt lassen Sie uns heimkehren: sonst mache ich noch den dummen Streich und falle in Ohnmacht — mein Herzklopfen —“ Sie ließ sich auf den Sessel nieder, und die gefährliche Blässe wich nicht von ihrem Antlitz. Der Graf wollte einiges Verbindliche sagen, doch er schwieg, und sein bekümmertes Auge, das lange schmerzlich auf ihr ruhte, sagte

mehr, als seine Lippen hätten aussprechen können. Er ergriff die Hand seiner Cousine, er rückte ihren Sessel näher an's Feuer, er schloß sorgfältig das Fenster, kurz, er that alles, was ihm die augenblickliche Besorgniß eingab. Sie nahm sich gewaltsam zusammen und wollte das Gemach verlassen, er bat sie inständigst, zu bleiben. „Sollen wir unser gutes Werk auf der Hälfte lassen?“ rief er; „noch ein Stündchen, der Morgen bricht an und der Geist ist erlöst.“ Er lächelte und wollte durch seine gewohnten Scherze die Kranke erheitern, doch diese unterbrach ihn, indem sie einen heftigen Schrei ausstieß. — „Was ist da?“ rief der Jüngling entsezt. „Blut!“ schrie das Mädchen und zeigte auf die linke Seite des Grafen; „o Gott! gestehen Sie mir Alles! was ist geschehen? Sie sind in Lebensgefahr gewesen! Himmel! indeß wir hier ruhig im Schooße des Friedens weilten — o, so hat mich meine dunkle Ahnung nicht betrogen!“ Der Jüngling verbarg sein Antlitz, er schien zum erstenmal tief bewegt. „Ihre Ahnung?“ stotterte er und wagte nicht aufzusehen; „so sind Sie also um mich besorgt gewesen?“ — „Gestehen Sie!“ rief sie, „ein Duell, oder auf der Jagd — darum also blieben Sie heute so lange aus?“ Eine Thräne rollte über ihre Wangen, ihr Busen arbeitete heftig. „Betty!“ rief er, und eine schöne Röthe flog seine Wange an; „es ist das erste Mal,

daß Sie nicht spotten, nicht meiner lachen — Sie erscheinen mir anders, ganz anders!“ — „Auch Sie mir;“ lispelte das Mädchen und blickt in die Flammen.

„Ja, ich will es gestehen, ich habe ein Ehrensache mit einem Offizier meines Regiments gehabt; vor zwei Stunden verließ ich dieses Schloß mit der schwarzen Aussicht, es nie wieder zu sehen der Himmel hat mich gerettet: meine Verwundung ist unbedeutend.“ — „Alexander! durften Sie das mir — uns verschweigen?“ — „Konnt ich ahnen,“ stotterte er, „daß Sie an meinem Schicksal Antheil nähmen?“

Die Gräfin weinte heftig. Er wollte ihre Hand ergreifen, sie wandte sich ab und ihre Thränen flossen aus der Fülle eines bewegten Herzens. Eine lange Pause entstand; von beiden nicht gehört, zog der Sturmwind in hohlen, klagenden Tönen durch's Gemach, es bebten die hohen Fenstern, das Grausen des Grabes spielte mit dem Hauch entzückter Liebe. Ohne ein Wort zu verlieren, schlossen sich beide herzlich in die Arme und der Kuß glühender Sehnsucht brannte auf Lippen, die noch von den Thränen des Schmerzes befeuchtet waren. Die Uhr über ihrem Haupte schlug Eins, als sie aus ihrem seligen Traum erwachten und sich verwundert anblickten. So

hatte ein Moment das süße Geheimniß hervorgelockt und enthüllt. „Ich Thor!“ rief der Jüngling, „Wahnsinn blendete mein Auge! Ach! ich habe Dich stets geliebt!“ — „Auch ich war Dein,“ hauchte Elisabeth; „doch wäre diese Stunde nicht gewesen, mein Herz hätte nie gesprochen.“ — „Dank sey es unserm Ahnherrn!“ rief der Graf, unter Thränen lächelnd. Da rauschte es hinter ihnen, beide blickten sich rasch um, und siehe — die alte Gräfin stand da. Die heftige Bewegung der jungen Leute sagte ihr, was vorgefallen war, und obgleich sie durchaus nichts vom Zusammenhang begriff, so war sie zu freudig überrascht, um viel zu fragen. Sie schloß die Liebenden mit Herzlichkeit in ihre Arme, Thränen entrollten auch ihren Augen, und mit zitternder Stimme sprach sie den Segen aus. In dem Moment ging ein leises Klingen durch's Gemach, das sich draußen mit dem Rauschen der Bäume mischte. „Allein wie kommen Sie darauf, mich hier zu suchen, liebe Mutter?“ rief Comtesse Betty und schloß die Gräfin in ihre Arme, indem der junge Graf auf der andern Seite ihr die Hand küßte. Die gute Gräfin war wirklich in Verlegenheit; sie glaubte durchaus nicht an wunderbare Einwirkungen, und doch mußte sie jezt etwas erzählen, das fast so wie eine Spukgeschichte klang.

„Mein Kind,“ sagte die Gräfin endlich, „Du wirst lachen, wenn ich Dir sage, daß Dein Ahnherr mich hieherschickte.“ — „Mein Ahnherr, liebe Mutter?“ — „Kein anderer. Mir träumte, nachdem ich ruhig eingeschlafen war, daß er, aus dem Bilde über meinem Kamin heraussteigend, mich an der Hand nahm und mich hieher führen wollte. Der Traum war so lebhaft, daß ich erwachte und mich sogleich nach Dir umsah; als ich Dich nicht in Deinem Bette fand, wurde ich ängstlich, und unwillkührlich folgte ich der mir angewiesenen Richtung.“ — „Wie wunderbar!“ riefen die Liebenden. — „Durchaus nicht!“ entgegnete die Gräfin; „mein Traum läßt sich ganz natürlich aus meiner Besorgniß um Euch herleiten, so wie von dem Umstande, daß in diesen Tagen von dem Plan gesprochen wurde, eine Nacht in diesem Gemach zu wachen. Das Wunderbare, das ich finde, meine Kinder, besteht darin, daß Ihr Euch lieben konntet, ohne mich nur das geringste Anzeichen davon gewahr werden zu lassen.“ Sie blickte in die blühenden Gesichter ihrer Kinder und sah die Wangen von Purpur geröthet, die Blicke gesenkt. Als sie keine Antwort erhielt, nahm sie sich vor, als eine kluge Frau, die an nichts Wunderbares glaubt, auch hier weiter kein Wunder zu sehen, und so kehrten die drei

glücklichen Menschen aus dem Gespensterzimmer zurück.

Die Liebe aber läßt sich nicht leicht ein Wunder nehmen, besonders nie ein so schönes, das ihre Herzen geöffnet hat. Einige Wochen nach der Vermählung sagte Graf Alexander zu seiner Gemahlin: „Gib Acht, Liebe, es gibt keinen Advokaten Ulrich, oder finde ich ihn auch, so ist's gewiß eine ganz andere Person, als die ich damals im Park gesehen.“ — „Und wer sollte es denn gewesen seyn?“ fragte die junge Frau mit Lächeln. — „Der unglückliche Schatten unsers Ahnherrn, dem wir durch unsere Verbindung Ruhe gegeben.“ — „Wenn das ist,“ rief Betty, „so wäre es seine Pflicht gewesen, uns seinen Dank nicht vorzuenthalten.“ — „Rufe ihn nicht herbei!“ flüsterte der Graf.

Als er diese Worte wechselte, befand sich das zärtliche Paar mit tausend andern fröhlichen Spaziergängern und Gängerinnen in den duftenden Alleen des Praters. Die schöne Frau lockte die Blicke auf sich, und eben streifte ihre flatternde Robe an die Kniee eines Mannes, der gebückt und, wie es schien, in tiefe Gedanken versenkt, auf einer Bank Platz genommen; er blickte auf, und in dem Moment stieß der Graf einen Laut des Schreckens aus. Er hatte den schwarzen Sammtrock erkannt, und seiner Gemahlin diese

Entdeckung zuflüsternd, eilte er, dem Gegenstand seiner Aufmerksamkeit, der sich indeß erhoben und in einen andern Gang gelenkt hatte, nachzukommen. Immer wieder drängten sich bunte Gruppen dazwischen, allein das scharfe Auge des jungen Mannes behielt sein Ziel im Auge; jezt betritt jener den einsamsten Seitenweg, das junge Ehepaar ihm nach; schon sind sie ihm so nahe, daß die Stimme ihn bequem erreichen kann; da öffnet Jener ein Seitenpförtchen, und in dem Augenblick hüllen ihn die Staubwolken eines vorüber fahrenden Wagens ein. Als die sich zerstreut hatten, war vom stillen Wanderer nichts mehr zu bemerken. Verdrießlich blieb der Graf stehen, er blickte herum und sah neben sich einen Mann in ältern Jahren stehen; ohne Weiteres wandte er sich jezt zu diesem. „Mein Herr," sprach er, „verzeihen Sie die Freiheit, die ich mir nehme: kannten Sie etwa jenen Mann, der eben dort durch's Pförtchen verschwand?" — „Nein, mein Herr." — „Er trug einen schwarzen Rock, an den Händen weiße, etwas vergelbte Handschuhe." — „Kann seyn; doch warum fällt Ihnen der Mann auf? Ich finde nichts Besonderes an ihm; oder hat er etwa mit Jemanden, den Sie kennen, einige Aehnlichkeit?" — „Errathen!" rief der Graf lebhaft; „ich kenne einen gewissen Herrn Ulrich, einen Advokaten, mit dem er auffallende

Aehnlichkeit hat.“ Der Fremde sah ihm fragend und lange in's Gesicht; endlich sagte er lächelnd: „Nein, da täuscht Sie doch Ihr Auge, mein Herr; mit dem Advokaten Ulrich hatte der Fremde durchaus keine Aehnlichkeit.“ — „Woher wissen Sie das?“ — „Woher ich's weiß? — weil ich selber der Advokat Ulrich bin.“ Der Graf und die Gräfin verstummten; der Fremde behielt seine ruhige, anspruchslose Stellung. — „Sie, Sie also wären der Herr Ulrich? Sie wären also derjenige, der auf dem Gut des Grafen von Rolandseck sich damit beschäftigt, Gespenstergeschichten und seltsame Abenteuer aufzuschreiben und herauszugeben?“ Der Fremde warf wieder einen langen, mißtrauischen Blick auf den Frager, endlich entgegnete er kurz: „Ja, mein Herr, was Sie auch dazu berechtigen mag, mit Jemanden zu scherzen, der mit Ihnen zu scherzen nicht Lust hat, so wissen Sie, daß ich zwar auf dem Gute des Grafen von Rolandseck gewohnt, mich aber nie damit beschäftigt habe, seltsame Abenteuer aufzuschreiben, ich müßte denn mit dem heute erlebten den Anfang machen.“ Mit diesen Worten drehte er ihnen den Rücken und ging seines Wegs. Die Gräfin sah bald ihm nach, bald ihren Gemahl an, beide wußten nicht, was sie sagen sollten; stillschweigend traten sie ihren Rückweg an.

Die letzte Rose des Hallenfels.

Aus Familienpapieren.

Das Schloß A — weiler im Elsaß, jetzt ein Eigenthum der St — schen Familie, gehörte früher den Grafen von Stein-Kallenfels, einer angesehenen Sippschaft, deren eine Seitenlinie unter dem Kaiser Ferdinand in den Reichsfürstenstand erhoben wurde, und die bald nach Anfang der Schlesischen Kriege ausstarb. Der letzte Sproß, der noch diesen angesehenen Namen führte, war eine junge Dame, von deren Schicksal sich Folgendes aufgezeichnet findet.

Gräfin Anna zählte achtzehn Jahre; sie war von seltener Schönheit, dabei unbefangen und heiter, wie jene Zeit es mit sich bringt, wo noch keine Leidenschaft, weder eine glückliche noch unglückliche, das Herz gefangen genommen. Man pflegte sie nur die letzte Rose des Kallenfels zu nennen, mit Hinweisung auf den traurigen Umstand, daß mit diesem blühenden Geschöpf ein Geschlecht erlosch, welches Jahrhunderte hindurch die Ehre seines Hauses, den Ruhm seiner Ahnen mit eben so viel Verdienst als Glanz zu erhalten gewußt hatte; doch auch die seltene Frauenschönheit,

die von frühen Zeiten in diesem Geschlechte einheimisch gewesen, gab Anlaß zu jenem Beinamen. Die Archive der Familiengeschichten liefern eine Menge Berichte von den Schicksalen der schönen Frauen dieser Sippschaft, von dem Rufe, den sie zu ihrer Zeit genossen, und den Auszeichnungen, mit denen man sie beehrte; und in der That konnte man diese Zeugnisse nicht übertrieben finden, warf man einen Blick auf die noch ziemlich wohlerhaltenen Ahnenbilder, die sich noch im Schlosse zu A — weiter vorfanden.

Es war ein Abend im hohen Sommer, als eine Gesellschaft größtentheils verwandter Familienglieder sich im Stammschlosse versammelt hatte. Nach den Genüssen eines langen schönen Tages kam man im kühlen altertümlichen Saale zusammen, und indeß der Nachtisch mit Früchten und köstlichem Wein aufgetragen wurde, der jüngere Theil der Gesellschaft bei Gesprächen von Jagd- und Reiseabenteuern besonders laut wurde, fanden drei befreundete junge Mädchen Gelegenheit, unbemerkt zu entschlüpfen; eine der andern die Hand gebend, fuhren sie sich lachend, scherzend, bald im Lauf durch die langen Gänge, welche der Mond beleuchtete, und in die obern Gemächer hinauf, deren eines, auf ausdrückliches Bitten, besonders für sie eingerichtet worden war. Auf dieses Zimmer, welches nun Anna mit ihren

beiden Gespielinnen benutzt, müssen wir unsere besondere Aufmerksamkeit richten. Die zwei hohen, aus kleinen Glastafeln zusammengesetzten Fenster zeigten hinunter auf die breiten Häupter der schwarzlaubigen Linden an einer wüste liegenden Seite des alten Schloßgartens. Hinunterschauend, gewahrte man unter dem Schatten der Bäume noch die Gestalt eines zerbrochenen Tritons, der seine Muschel, aus der schon lange kein Strahl mehr heraufsprützte, vor den Mund hielt. Grüne und weiße Vorhänge flossen, die Fenster einschließend, auf den Boden nieder, der getäfelt war; die Wände enthielten keine Gemälde, sondern zeigten nur weiße Flächen, mit schmalen goldnen Leisten umgrenzt. In der Mitte der Wand, den Fenstern gegenüber, befand sich eine tiefe Nische und in derselben das Hauptgeräthe des Zimmers, ein alterthümliches, gewaltig großes, breites und schwerfälliges Bett, welches wohl ein Menschenalter hindurch nicht aus seiner Stelle gerückt worden war. Gleichwie an den Fenstern, hingen auch hier grüne und weiße Vorhänge nieder, eben von einer schwarz vergoldeten gekrönten Krone gehalten. Es zeigte sich in seinen Formen wenig Geschmack, desto mehr Reichthum aber an dem künstlichsten Schnitzwerk, mit Vergoldung untermischt, womit der ganze vordere Theil, so viel von ihr der blendend weiße Vorhang und die seidne

gestickte Decke sehen ließen, über und über verziert war. Nächst diesem wichtigsten und anziehendsten Bestandtheil eines Schlafgemachs, zeigte sich noch zwischen den Fenstern ein nach alter Weise behangener Putztisch, mit seinem runden, mit silberner Einfassung versehenen Spiegel, vor ihm ein Armstuhl, dessen verbogene dünne Beine und vergoldeten Aermchen wohl schon manche zarte Schöne, die längst im Grabe schlummerte, mochten getragen haben. Nächst dem Haupteingang, den eine aus starkem Eichenholze gefugte Thür bildete, befand sich noch eine kaum bemerkbare Tapetenthüre an der Seite des Bettes.

Dieses war das Gemach, in dem sich die drei Freundinnen zusammenfanden. Sie waren so glücklich mit einander, es hatte sie nach langer Trennung dieses Familienfest wieder vereinigt, sie hatten nach Mädchenweise sich tausend und aber tausend Dinge zu erzählen, und welche Zeit kann sich wohl rühmen, zum Austausch so wichtiger Geheimnisse passender zu seyn, als »die Stunde vor zu Bette gehen«. In glücklicher Stille eingeschlossen, gleich sicher vor dem Blick, wie vor dem Ohr des Lauschers, beginnt der geheime Ministerrath. In »der Stunde vor zu Bette gehen« wird so manches Mädchengeheimniß laut, wird so manche Liebesgeschichte ausgeplaudert, so mancher muthwillige Plan, der einem

armen Knaben am Tage die Thräne in's blaue Auge treibt, geschmückt; selbst das stolzeste, verschlossenste Mädchenherz, das am Tage hartnäckig seine Geheimnisse zu verbergen versteht, in »der Stunde vor zu Bette gehen« kann es ihm dennoch die vertraute Freundin ablocken. Da sitzt die Schöne; ist der Tag beunruhigend gewesen, hat der Abend noch freundliche Siege gebracht, so blitzen noch die schönen Augen, so glühen noch die zarten Wangen; an Schlaf ist nicht zu denken. Indessen nun das Prachtkleid niedersinkt, indess durch die gehobenen Finger von Elfenbein die dunkle Haarflechte sacht und bedächtig, Glied vor Glied auflöset, wieder in ihren natürlichen Zustand zurückkehrt, indess die Zofe, niedergebückt, in die Hand den kleinen Fuß nehmend, die dünnen glänzenden Schuhe von den weißen Strümpfen abschält, indessen diese wichtigen Dinge nun geschehen, biegt sich das Köpfchen mit den gelösten Haarflechten zur Seite und die beweglichen Lippen plaudern über die Ereignisse des Tages. Wie mancher schalkhafte Gedanke löst sich da von der Zunge, wie mancher verstohlene Seufzer zugleich mit dem Mieder vom Busen; ach! welches Mädchenherz jung gewesen und Geheimnisse zu bewahren gehabt, das weiß, was »die Stunde vor zu Bette gehen« zu sagen hat.

Auch unsere drei Freundinnen waren so glücklich; sie schickten das Kammermädchen fort, und während eine nach der andern den Platz im Stuhle vor dem Spiegel einnimmt, das Haar vom Puder zu reinigen und unter das niedliche Häubchen zu biegen, hüpfen die andern beiden im Gemach umher, sich unter Scherz und Lachen neckend. Von den heitern Possen ging man auf ernstere Gegenstände über. Die Anzahl junger Herrn wurde gemustert; Eleonore, die muthwilligste, wußte Stellungen und Geberden einiger nachzuahmen, Gertrud brachte die Rede auf den schönsten der Jünglinge, einen Grafen Rothenburg. Die Freundinnen stimmten ihr in seinem Lobe bei, nur erklärte Anna, sie meine, der Charakter des jungen Mannes sey nicht der beste. „Nun!“ rief Eleonore lebhaft, „wenn der Dir nicht gefällt, welcher ist dann Dein Auserwählter?“ — „Ich habe keinen!“ — „Keinen?“ wiederholte Eleonore mit etwas gezogenem Ton; „ich glaube auch, es ist besser, keinen Auserwählten zu haben.“ Sie richtete ihre Blicke fragend auf Gertrud. „Ich meine dasselbe,“ entgegnete diese, „und überhaupt, wir sollten das Gelübde thun, nämlich wir drei Freundinnen, einander nie zu verlassen.“ — „Das wollen wir!“ riefen beide. — „Nicht so schnell! Ihr habt mich nicht aussprechen lassen: ich wollte sagen, daß wir das Gelübde errichten, nie zu

heirathen." — „Ja so!" bemerkte Eleonore und führte den Finger an die Lippe; „es käme auf Umstände an." — „O pfui!" rief Gertrud empfindlich, „eine saubere Freundschaft, die sich Bedenkzeit nimmt." — „Ich willige ein," nahm Anna das Wort, sich vom Spiegel erhebend und das Nachthäubchen tief in die Stirn setzend, so daß die blauen Augen nur noch versteckt hervorblitzen; „was mich betrifft, ich verheirathe mich nicht." — „Du!" rief Eleonore, „Du kannst nun so etwas gar nicht versprechen; als die Letzte Deines Stamms, haben über Dich ganz andere Leute zu entscheiden." — „Wer sind diese andern Leute?" fragte das schöne Mädchen, indem sie, in der Mitte der Stube stehend, eine gebieterische Haltung annahm; „nenne sie mir!" Eleonore wollte antworten, als sich ein Geräusch an der Tapetenthür bemerkbar machte. „Horch, es klopft!" rief Gertrud. Alle drei waren still, das Geräusch ließ sich nicht wieder hören. „Ich bitte Dich, Gertrud, geh an die Thür und sieh nach, ob Jemand im Gange ist." — „Ich soll gehen?" — „Du willst nicht, Fürchtsame? wohlan! so geh' ich hinaus!" Eleonore ging hin, sie öffnete; doch nachdem sie ein paar Mal laut: wer da? gerufen und sich darauf in dem noch ziemlich erhellten Gange Niemand gezeigt, warf sie die Thür wieder zu und kehrte triumphirend zurück.

„Was wird es seyn?“ bemerkte sie den Freundinnen; „vielleicht das Kammermädchen, oder eine Base aus der Gesellschaft unten, oder was weiß ich sonst.“ Als man die Thüre jezt verschließen wollte, fand sich's, daß ihr Schloß, schadhaft geworden, nicht mehr im Verbande hielt; die drei Freundinnen berathschlagten, wie diesem Uebelstand abzuhelfen sey, und endlich blieb kein anderes Mittel, als die Thürhabe mit einem Bändchen an den Pfosten des Bettes anzuknüpfen. Nach Beendigung dieses schwierigen Unternehmens kehrten jezt alle drei in die Mitte des Zimmers zurück. Obgleich der kleine Schreck siegreich überstanden war, so wollte es doch mit dem traulichen Gespräch nicht mehr recht fort. Eleonore machte darauf aufmerksam, daß der Mond ihr gerade gegenüber durch das Fenster schiene; Anna, die, sich hinauslehnend, den Duft der Sommernacht eingesogen hatte, schloß jezt die Scheiben und sprach, sich die Augen reibend, zuerst vom zu Bette gehen. Jezt erhob sich ein Streit, welche im Bette vorne, welche in der Mitte, welche an der Wand liegen sollte; Gertrud, als die zaghafteste, wählte sich sogleich den sichern Winkel an der Wand. Anna erklärte herzhaft, sie schlafe vorne, und so blieb für Eleonoren der mittelste Platz. Als die Rangordnung festgesezt und das Licht auf der Toilette sicher gestellt war, nahm

das alterthümliche Bette seine drei jungen Mädchen in seine sichern Arme auf. Gertrud, die sich an ihrer Wand am sichersten fühlte, überließ sich auch als die Erste dem Schlummer, auf Clemerens Lippen schwebten noch ein paar Scherze, worauf die Freundinnen nur kurze Antworten gaben, und endlich war Alles im Gemache still; man hörte nur die Athemzüge der Schlummernden, die in schöner Gruppe, eine an die Schulter der andern gelehnt, dalagen. Anna allein ist noch wach; nicht Furcht ist der Grund dieses Wachens. Das Geräusch und Getöse, welches aus den untern Gemächern dumpf heraufschallt, verliert sich, die Wachende hört entfernte Thüren zuschlagen, endlich tönt durch die tiefe Stille die Schlosuhr mit zwölf langsamen Schlägen. Anna blickt noch starr vor sich hin; eine Fliege im Winkel erwacht aus ihrem Schlummer, bewegt sich summend an der Wand und fliegt endlich dem Nachtlicht zu, welches, ziemlich niedergebrannt, einen bläulichen, ungewissen Schimmer verbreitet. Eine drückende Schwüle herrscht im Gemach und drückt auf die Augenlieder der Wachenden; sie will sie eben schließen, als sie an der Tapetenthüre etwas sich regen hört; sie horcht und täuscht sich nicht, es ist deutliche Tone, wie kurze Zeit früher; Jemand naht sich im Gange, deutlich zu unterscheiden sind einzelne Tritte, die näher und näher kommen,

endlich scharrt es dicht an der Thüre. Anna, die sich aufgerichtet hat, heftet fest ihren Blick auf das am Schloß befestigte Band, dieses löst sich aus seiner Schlinge, geräuschlos wird die Thüre geöffnet, und mit einem leisen Schreckenslaut hält sich Anna beide Hände vor das Antlitz.

Was sich in jener Nacht ereignet, hat die Gräfin lange Zeit verschwiegen; nur konnte man vermuthen, daß ein wichtiger Grund vorhanden sey, warum von der Zeit an hauptsächlich die Gemüthsart der jungen Dame sich auf eine entscheidende Weise zum Finstern und Träumerischen hinneigte.

Es herrschte damals in Europa, kurz vor dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges, eine allgemeine kriegerische Bewegung. Die junge Welt träumte nur von Schlachten und von Siegen, eine Menge Familien wurden verwaist, indem sich die frische Jugend aus dem alterthümlichen Bezirk der Familienschlösser losriß und in die Fremde drang. Wer nicht im Felde thätig seyn konnte, suchte sich einen ehrenvollen Platz in den Kabinetten der großen Höfe. Dieser Wechsel der Verhältnisse trieb auch dem Herrn von Mehran an, für das Schicksal seines Mündels ernstliche Sorge zu tragen; er wünschte, daß Anna ihre

Wahl bestimmen möchte. Die reiche Erbin von Stein-Kallenfels, dazu im Besitz von Schönheit, Tugend und Liebenswürdigkeit, hatte eine Menge Bewerber herbeigezogen. Unter diesen nahm der Vormund die edelsten, an deren Spitze er den Grafen Rothenburg stellte; allein er mußte zu seiner nicht geringen Verwunderung hören, daß Anna auf das Bestimmteste erklärte, durchaus keine Heirath eingehen zu wollen. Vergeblich drang der Vormund, vergeblich alle Freunde und Verwandte in sie, den Grund dieses Entschlusses anzugeben, die Gräfin beharrte bei ihrer Weigerung, und als man nicht abließ, sie um Erklärung zu bitten, sagte sie sehr ernst: in Beisein Jemandens, den sie achte und fürchte, habe sie selbst das Gelübde gethan, nie in die Ehe zu treten. Man sah diese Aeußerungen für wenig mehr, als eine jener vielen Betrachtungen und Entschlüsse an, die das Steigen einer krankhaften Gemüthsstimmung beurkundeten. Dennoch mußte man ihr den Willen lassen. Nach Ablauf von drei Jahren erklärte sich Anna entschlossen, in ein Kloster zu gehen; auch dieser Schritt wurde nun nicht mehr so auffallend gefunden, als er es seinem Wesen nach bei einem Mädchen ihres Alters war. Ihr Sinn hatte sich jetzt völlig und entschieden auf Stille, Einsamkeit und Betrachtung gerichtet; sie wählte zu ihrer Umgebung

vorzügliche Geistliche, führte lange und ausführliche Gespräche mit ihnen, suchte sich tief und ernstlich über religiöse Pflichten zu belehren, und mit Gertruden, ihrer liebsten Fremdin, die sie stets umgab, sprach sie öfters über die Fortdauer der Seele nach dem Tode, über das Leben jenseits des Grabes und die Gewißheit einer schönen Zukunft. Wurde sie über den Grund ihrer zunehmenden Schwermuth befragt, so pflegte sie wohl zu erwidern, ein solcher Ernst gezieme derjenigen, die als der lezte Sproß eines berühmten Stammes in's Grab zu steigen bestimmt sey, die, um mit den Ihrigen vereinigt zu seyn, stets jene dunkeln Räume aufsuchen müsse, die sich nur dem Glauben, der religiösen Erkenntniß lichten. Mit dieser ernsten Richtung verband sie ein stilles, einfaches Leben, am liebsten fern von der Stadt und vorzüglich gern auf dem Schloß A — weiler, das sie als Vermächtniß ihres Stammes liebte.

Diese Gesinnung Annens schien dauernd; allein wie bei schwärmerischen Gemüthern oft wunderbar schnelle Uebergänge statt finden, so geschah auch hier das Unerwartete, Ungehoffte. Aus ihrem einsamen Zufluchtsort erhielten die Verwandten nach Ablauf eines Jahres plötzlich die Anmeldung, die reiche Erbin sey Braut; die nähern Umstände, die Bekanntschaft eines angesehenen französischen Offiziers, dessen Sieg über

das Herz der Einsiedlerin, alle diese Ereignisse kamen jetzt genau zur Kenntniß der über diese Schicksalswendung erfreuten Verwandten. Die trübe Periode aus dem Leben der jungen Dame glaubte man jetzt der Vergessenheit übergeben zu dürfen, und nur Gertrud, die treue, aufopfernde Gertrud, die das Herz ihrer kranken Freundin kannte, nur sie wollte an keine völlige Genesung glauben, so glänzend und heiter Annens Eintritt in die große, geräuschvolle Welt, an der Seite ihres Verlobten, sich auch zeigte.

Und Gertruds Sorgen ließ die Zeit nicht als grundlos erscheinen. Das erste Merkmal einer noch übrig gebliebenen krankhaften Spannung war Annens Haß gegen Alles, was an ihr Stammschloß nur von ferne mahnte; nur mit der größten Anstrengung konnte sie es über sich gewinnen, dem alten Familienherkommen folgend, ihre Trauung in der Kapelle des Schlosses beaehen zu lassen, sogleich nach diesem heiligen Akt wollte man in die Residenz heimkehren.

Je näher dieser Zeitpunkt heranrückte, desto auffallender zeigte sich Gertrudens geübtem Blick der Freundin Unruhe; sie war entschlossen, die junge Gräfin um den Grund derselben zu fragen; aber diese überraschte sie, indem sie eines Abends ihr folgendes Geständniß machte: „Liebste Gertrud," hob sie an, die Hand der Geliebten in die

übrige schließend, „glaubst Du an die Erscheinung übernatürlicher Wesen?“ — „Es hat sich mir keines jemals gezeigt,“ erwiderte die Gefragte ruhig; sie wollte noch etwas hinzufügen, als die Gräfin ihr in's Wort fiel und rief: „Mir aber, meine Gute, mir hat sich etwas der Art gezeigt!“ Sie stockte, als diese Worte heraus waren, und fügte leise hinzu: „Ich meine freilich bis auf diese Stunde, daß es ein lebhafter Traum gewesen; doch höre. Wir schliefen einmal, ich weiß nicht, ob Du Dich noch darauf besinnst, wir drei Mädchen, in einem Gemache in meinem Schlosse W — weiler zusammen; mir ist noch gegenwärtig, daß ich lebhaft war, viel sprach, erzählte, mir einem Wort, an nichts weniger dachte, als an Schreck, Furcht, Entsetzen. Es war schwül, die Hitze schloß wohl meine Augenlieder, gewiß schlummerte ich ein, doch im Traume glaubte ich völlig zu wachen; da hörte ich im Gange einzelne Tritte, es kam näher, und als die Thür sich aufthat, zeigte sich mir Jemand — ja, die Worte fehlen mir, wenn ich Dir beschreiben soll, was ich damals inne wurde. Es war keine Gestalt, mich dünkt, ich sah keine Formen, und dennoch fühlte ich einen Sinn in mir, der mir sagte: es ist ein Wesen in diesem Gemach, das nichts mit dem Lebendigen gemein hat. Zugleich hatte ich die festeste Ueberzeugung,

daß dieses Etwas mich suche und, als es noch gelebt, zu meiner Familie gehört haben müsse; ja, als ich meine Gedanken fest, mit ganzer Seele auf jene geistige Nähe richtete, so zitterte auch auf einen Moment ein Bild vor mir, und ich glaubte aus einer trüben, stets sich bewegenden Masse ein paar Augen hervorblitzen zu sehen. So lange diese fürchterliche, fremde, geistige Gegenwart in meiner Nähe ausharrte, empfand ich durchaus kein Grauen, ich wußte nur, es war meine Pflicht, meinen Geist mit seiner gespanntesten Kraft auf den fremden, hinzugetretenen Willen zu richten. Während dieses Zustandes erfuhr ich nun, doch nicht durch Worte wurde es mir klar, daß ich, um den unglücklichen, schmerzhaft in der Irre gehenden Willen zu erlösen, das Gelübde thun müsse, mich für die Lebenszeit in ein Kloster zu begeben. Als ich dieses Gelübde abgelegt, folgte ein Seelenzustand bei mir, auf den ich mich als einen wunderbaren, höchst geheimnißvollen deutlich besinne; ich könnte ihn aber jetzt unmöglich auf eine auch nur ferne Weise bezeichnen, er gehörte einem anderen Leben an. So viel weiß ich, daß, wie ich erwachte, ich mich in Thränen gebadet fand; mir war, als hätte ich ein unendlich tiefes, ganz entsetzliches Leid erfahren oder angeschaut. Ich denke mir, daß der unglückliche Wille mit seinem Zustand, in

dem er verweilen müſſe, nahe vorgeführt haben werde.“

Gertrud blickte verwundert und bewegt die Gräfin an, als dieſe ihre Hand faßte und mit einſchmeichelndem Ton, gleich einer, die gerne ihre Anſicht beſtätigt hören möchte, ſagte: „Dieſes, meine Liebe, träumte mir, es war ein Traum!“ — „Und aus welchem Grunde forderte der Geiſt das Opfer?“ — „Das weiß ich nicht, nur das entſinne ich mich, daß ich völlig überzeugt war, er könne nicht anders, als es von mir fordern; ja, ſo ſeltſam verflocht ſich Bild in Bild, daß ich glaubte, im Beiſeyn eines höhern Weſens das Gelöbniß abgelegt zu haben, als der lezte Sproß meiner Familie mein Leben keinem irdiſchen Zweck, ſondern einem ernſtern Beruf zu widmen, gleichſam als eine Leidtragende, die hinter dem unendlich langen Leichenzug von tauſend und aber tauſend Särgen, alle mit meinem Wappen geſchmückt, daher geht.“ — „Du haſt von jeher Anlage zur Schwärmerei gehabt.“ — „Sey's! doch wahrlich, Gertrud, können uns Verſtorbene nahen, ſo nur, ſo können dieſe unheimlichen Beten erſcheinen.“ — „Alſo biſt Du doch gewiß, mit wachenden Augen geſchaut zu haben?“ — „Nichts, wie geſagt, was ich Schauen nennen möchte, und dennoch — o laß mich ſchweigen! ſagt man nicht, daß

man im inbrünſtigen Gebet die Gegenwart Gottes fühlt? ſo fühlte ich, daß ein längſt Verſtorbener aus meiner Familie mit mir ſprach, daß ich ihm zuſchwor, den Schleier zu nehmen — und jetzt, Gertrud — ich breche mein Gelübde!“ Gertrud ſchloß ihre Freundin herzlich in die Arme, in ihrem Auge perlten Thränen. „Schwärmerin!“ rief ſie, „Dein eigenes krankhaftes Ich iſt im Traum Dir vorgetreten, Deine Schwermuth hat ſich Dir körperlich gezeigt.“ Anna ſchüttelte das Haupt, ihr großes helles Auge ſah die Freundin wie prüfend und mißtrauiſch an, endlich bog ſie ſich zu ihr über, und indem ſie ihr einen ſchönen Strauß von gelben Roſenknospen an den Buſen ſteckte, drückte ſie einen Kuß auf ihre Lippen und ſagte: „Du ſchönes, gutes Herz, es iſt mir nur lieb, daß Du mich nicht für eine Geiſterſeherin hältſt; nun iſt ja Alles gut.“ Gertrud nahm die Blumen und befeſtigte ſie an das dunkle Haar der Braut; ſie vor den Spiegel führend, ihr die Stirnlocken ordnend, ſagte ſie: „Meine geliebte, ſüße Anna, Du letzte Roſe dieſes ſtolzen Stammes, ich grüße Dich als Braut!“ Beide Freundinnen küßten ſich nochmals herzlich, und zwiſchen den Kuß der blühenden Lippen fielen die goldnen Blättchen der gelben Knospen gleich zerſtäubenden Flocken nieder.

Am Tage der Vermählung saß Gertrud bei ihrer geliebten Anna, und der Wagen flog den harten Waldweg hinab zu dem Schlosse; den beiden Frauen folgte der Wagen des Bräutigams und seines Freundes; voran fuhren der Herr von Mehran mit seiner Gemahlin und dem Geistlichen. Als das Schloß seine finstern Thürme aus einer Nadelholzgruppe gen Himmel hob, drückte Anna die Hand ihrer Freundin herzlich, ohne dabei etwas zu sagen. Als die Wagen anhielten, zeigten sich zum Empfang eine Menge geschmückter Landleute; ihre junge Gebieterin grüßte überall herum, ihre freundlichen Blicke vergaßen auch das kleinste Bürschchen oder Mädchen nicht. So gefolgt von den Glückwünschenden, stieg sie die Treppe hinauf und betrat die Gemächer ihres alten Stammschlosses. Sie wollte ganz Mutter, Trostgeberin, Stütze ihrer Untergebenen seyn und durch enges Anschließen an das nächste und wärmste Leben jenes kalte, starre, gebieterische, selbstgenügsame Reich fernhalten, das sich ihr entgegendrängte. Vor allem andern stieg sie mit Gertruden in jenes Gemach, wohin uns der Anfang dieser Erzählung geführt hat: das breite, altertümliche Bett stand noch da, unverändert der Putztisch an der gegenüberstehenden Wand. Diese und ähnliche Erinnerungen, denen sich die Braut jezt mit Willen aussezte, nahmen einige

Stunden hinweg, bis die Zeit erschien, wo der Geistliche zu der vorhabenden heiligen Handlung sich in die Kapelle verfügt hatte. Annens heitere Stimmung hielt das Erschütternde der Einsegnungsrede, auch für die zärtlichste Braut schmerzlich ergreifend, mit gleicher Fassung aus; sie zeigte sich entschlossen und innerlich zufrieden, indeß Gertrud eine lebhafte Unruhe nicht bergen konnte.

Die Feierlichkeit hatte länger gedauert, als man gewünscht hatte, der Abend lag auf den Fluren, als man sich zur Heimfahrt anschickte, ein Wetter stand am Himmel, es zog in Gefolge eines starken Sturmwindes mit gewaltiger Schnelle übers Gebirge heran; die Abfahrt wurde verschoben, und indeß die beiden Liebenden verschlungen am hohen, bis auf den Boden reichenden Fenster des Saals standen, strömten in wilden Güssen die Gebirgswasser zusammen, die rauschenden, erzürnten Häupter der Fichten kämpften in ganzen Massen gegen die Stöße des Windes, und breite grelle Scheine flammten fast ohne Unterbrechung durch die Dunkelheit. „Ist es nicht kindisch," rief Anna, „daß ich Euch heute weiter treibe? Ich will es, Ihr sollt bleiben, Ihr Lieben." Der schöne junge Mann küßte seine Verlobte und Gertrud schmiegte sich an ihre Seite. „Ja, ich will es!" rief Anna noch eifriger, indem sie beide abwechselnd ansah. „Es sind nicht die gehörigen

Anstalten getroffen, meine Tochter," bemerkte
Baronin, „keine Zimmer eingerichtet." — „A
im Schlosse meiner Ahnen keine Zimmer für mi
Ihr scherzt, Mutter! im Hause der Meini
keine Zimmer für mich!" Sie blieb bei ih
ausgesprochenen Wunsche, und da es sich zei
daß der Rückweg bei der Verschlimmerung
Wege und in der Finsterniß gefährlich wer
könnte, so waren bald jene leichten Einrichtung
gemacht, die die Aufnahme so weniger Perso
erforderlich machte. Ein rundes Gemach
Schlusse von sechs aneinanderstoßenden gro
Zimmern wurde zum Brautgemach bestimmt, u
die Gäste fanden nach Wunsch bequeme Einri
tungen.

Gertrud war, als man die Abendmahlz
eingenommen und die kleine Gesellschaft sich sch
zerstreut hatte, noch beschäftigt, eine Schnur k
barer Perlen zu ordnen und auf einen ande
Faden zu reihen; sie saß an einem kleinen Tisc
die einzige Kerze, die vor ihr brannte, l
das hochgewölbte Gemach fast dunkel, ihr gege
über stand die große Glasthür, welche auf d
Balkon führte, offen, am beruhigten Nachthi
mel schwamm der Mond dahin, gerade dure
scheinend und den Umriß der Thüre scharf a
das Parquet abzeichnend. Anna tritt hervor,
acht durch's Zimmer und stellt sich schweigend a

den Balkon, als ihr Gertrud nachfolgt, schließt sie die Arme um sie, und beide stehen eine Zeitlang stille, die Ruhe der köstlichen Mondscheinnacht in sich aufnehmend. Eine einsame Nachtigall zieht schwer und langsam ihre melodischen, träumerischen Töne, und als ginge ein leises, oft stockendes Gespräch durch den Wald, so flüstert es und liepelt und braust versteckt und heimlich. Annens Haupt war auf Gertruds Schulter gesunken, der weiße Atlas floß in bläulichem Schimmer um sie her, auf der Brust funkelte ein kleines goldenes Kruzifix, ihr einziger und schönster Brautschmuck, der Mond spiegelte sich drauf, und durch den Strahl wurde Annens Blick dahin gelenkt; sie liepelte vor sich die Worte des Evangeliums: „Ich bin das Licht und das Leben, wer an mich glaubet, wird nicht verloren gehen.“ Sie nahm das Kreuz und küßte es dreimal innig, dann drückte sie es an die Augen und befeuchtete es mit ihren Thränen, indem sie sagte: „So sey denn nun, liebes Bild, auch mir gnädig, mir, der letzten des Stammes, der nun in Frieden ruht.“ Wie sie dieses gesprochen, blickte sie vertrauend und mit innigem Lächeln über die Schulter nach dem Geliebten, der hinter ihr stand; er umschlang sie, sie legte das Haupt an seine Brust, und so gebeugt, schritt sie mit ihm dahin, langsam, als zähle sie jeden Schritt, durch alle

die Gemächer dem übrigen zu. Ein Diener mi
einem Armleuchter ging ihnen voran, Gertru
blieb mitten im Saal stehen und sah dem Paar
nach, wie es, noch lange sichtbar, in weiter Fer
ne, von Gemach zu Gemach schreitend, endlic
in der lezten Thür verschwand. Tiefe Still
herrschte jezt; den Diener mit dem eilig getrage
nen, und darum nur als blaues Pünktchen er
scheinenden Lichte sah man seitswärts sich verlieren

Gertrud blieb noch allein wach; fromme
tiefe Gefühle hatten sich ihrer bemeistert, und be
sonders die lezten Worte Annens machten si
nachsinnen; sie verfolgte in ihren Gedanken da
menschliche Geschick, sie vergegenwärtigte sich se
manches frühere Begebniß, gewohnt, das Leben
in seiner Folge und Verknüpfung zu beobachten
und sich anzueignen, schöpfte sie aus manchem
Umstand, mancher oft flüchtigen Andeutung Be
sorgnisse, die dem Unbefangenen nur unbedeutend
erscheinen. Unvermerkt, wie Perle sich an Perle
reihte, flossen die Minuten dahin, und durch die
Stille der Nacht tönte der zwölfte Glockenschlag.
Jezt zerreißt ein wilder Schrei die Luft, es flöhn
und ächzt Jemand im furchtbar angestrengten
Lauf, es kommt die Reihe der Zimmer heran
mit nachströmendem Gewand, mit weit ausge
holten Sprüngen schießt Annens Gestalt auf sie
zu, doch so fürchterlich schnell, daß, sie im fernsten

der sechs Gemächer bemerken, und sie dicht vor sich sehen, Ein Moment ist. So flieht nicht der gescheuchte Hirte, dem der verfolgende Stier mit gesenkten Hörnern dicht auf dem Fuße folgt; dieser Lauf ist wahrhaft entsetzlich. Jezt liegt sie zu Gertrudens Füßen, sie zerreißt ihr Kleid, indem sie sich in dessen Falten eingräbt, ihr eigenes Gewand zeigt sich halb herabgesunken, und das Pochen ihres Herzens ist von so krampfhafter, wilder Stärke, daß sich seine Bebungen an der Oberfläche zeigen; in der Verwirrung und im Entsetzen weiß Gertrud nichts anders, als ihre Hand auf jene Stelle zu pressen, und in dem Augenblick bricht die schöne Gestalt zusammen.

Der Verfall hatte Alle wach gerufen, aus allen Thüren kommen sie herbei. Der trauernde junge Vermählte ist einer der ersten; er findet seine Geliebte bleich am Boden, ohne Zeichen des Lebens in Gertruds Armen. Man ist in Verzweiflung, keine ärztliche Hülfe in der Nähe zu haben, da zeigt sich der Geistliche als ein mit den wesentlichsten Heilmitteln bekannter Mann; seinen Bemühungen wird die, die er am Altar des Lebens zum schönsten Glücke mit Segen begrüßt, jezt bald als Leiche in die Arme gegeben. Seiner geschickten Sorge gelingt es, den bewußtlosen Zustand zu bannen; die Unglückliche erwacht zum Leben, aber die ersten Momente der erneuten

Thätigkeit bezeichnen auch den Beginn eines Fiebers, das in reissender Schnelligkeit an Macht zunimmt. Man bringt sie in's Bette, und die treue Gertrud wacht an ihrem Lager. Der Geistliche wendet sich jezt an den jungen Mann, ihn um Auskunft über diese räthselhafte Erscheinung zu bitten; doch dieser weiß nichts anderes anzugeben, als daß, wahrscheinlich durch einen Traum geschreckt, die Geliebte, im ersten leichten Schlummer begriffen, plötzlich mit einem Schrei dem Lager sich entrafft und jenen entsetzlichen Lauf begonnen habe. Die Anstalten zur Abreise werden natürlich verschoben, obgleich Anna in den von Fieberphantasien freien Augenblicken mit den eindringlichsten Bitten ihre Angehörigen beschwört, sie aus dem Schlosse zu entfernen. Doch dieses wird von Tage zu Tage immer weniger möglich, so sehr verschlimmert sich der Zustand der Armen; drei der geschicktesten Aerzte aus der Stadt werden herausbeschieden; sie langen an, allein ihren vereinten Bemühungen setzt sich immer wieder der auf das Seltsamste zerrüttete Gemüthszustand der Kranken entgegen. Gertruds innige Treue, ihre aufopfernde Vorsorge, das schonende Verbergen ihrer eigenen Trostlosigkeit — an diese schönen Zeichen einer immer thätigen Liebeswärme kettet sich die arme Verlorene wie an die lezten Lebensstützen noch an; diese erkennt und fühlt sie, als

schen der Gruft der Freunde, die Thätigkeit und Theilnahme der Aerzte, die Worte des Geistlichen für sie nicht mehr verständlich sind; und so, die erkaltende Hand in Gertruds Rechte geschlossen, das goldene Kruzifix an die Lippen drückend, schlummert sie hinüber. — Ihre Hülle stand in jenem Gemache aus, wo die drei Freundinnen einst eine so glückliche Zusammenkunft gefeiert. Mit Annens Sarg wurde die Familiengruft geschlossen, und so schlummert ein ganzes Geschlecht mit seinen gebrochenen und beruhigten Herzen, mit seinen bösen und edlen Werken dem Gerichte entgegen. Sie, die lezte Rose des Kallenfels, ist bei dem Ihrigen.

Copernicus

In dem kleinen Hause, das Nicolaus Copernicus in Bologna besaß, hatte sich am Vorabend eines festlichen Tages eine kleine Gesellschaft von Freunden und nahen Verwandten eingefunden. Es wurden eben Anstalten zu einem kleinen Schauspiele getroffen, welches die beiden Frauen im Hause des Gelehrten, seine beiden Muhmen, veranstaltet und ausgedacht hatten, als sich ein ziemlich ärmlich aussehender, sonderbarer Mann meldete, und auf die ertheilte Erlaubniß, mit zusehen zu dürfen, sich sogleich hinter die Reihe der übrigen Zuschauer begab. Der Meister saß in der Mitte der kleinen Versammlung in seinem Sorgenstuhl, mit dem schwarzen Käppchen geschmückt, und hatte das freundliche beredte Gesicht im Gespräch zu dem Herrn Jacobus Battista gewendet, einem Jugendfreunde, der von Mailand, wo er Professor war, besonders zu diesem Feste nach Bologna gekommen. Copernicus hatte diesem Manne, den er sogleich für einen hellen Kopf erkannt, seine große Entdeckung zuerst mitgetheilt und stand mit ihm fortwährend im innigsten Geistesverkehr. Die andern Gäste,

zum Theil würdevolle Physiognomien, waren ebenso Männer der Wissenschaft und mit dem Astronomen gleichdenkend, daher dieser sich nicht zu scheuen brauchte, seinen noch wenig bekannten muthigen Umsturz des Himmels in ihrem Kreise laut werden zu lassen. Robert und Paul, zwei sehr junge Studenten, waren die Einzigen, die der Meister nur mit Bedingungen in seinem Hause und in sein Vertrauen aufgenommen, weil er ihrer arglosen Jugend nichts Böses zutraute, und weil er wohl wußte, daß sie ihm nicht wegen der großen astronomischen Entdeckung anhingen, sondern wegen seiner kleinen Nichte Sophie, die als vierzehnjähriges Mädchen unter der Hut Frau Genevrens und Fräulein Theresens, der beiden Muhmen des Meisters, stand. Das Spiel, welches diese beiden Frauen nun aufführten, war für die wenigen Mittel, die damals dem Schauspieler zu Gebote standen, und für die geringe Erfahrung der Spielenden in diesem Fach, wirklich recht ergötzlich und geistreich zu nennen. Es galt nämlich nichts Geringeres, als die große Entdeckung des Meisters unter symbolischen Gestalten dramatisch darzustellen. Die Verse theilen wir mit, wie sie sich in ihrer naiven Bedeutsamkeit in einem alten Buche gefunden. Als der Schauplatz sich öffnete, sah man Frau Genevra als eine vornehm gekleidete Frau auf einem prächtigen Thronstuhl,

der mit magiſchen, aſtronomiſchen und telluriſchen Zeichen und Abbildungen geſchmückt war, ſitzen und mit dem Scepter in der Hand eine gebietériſche Stellung behaupten; fünf in verſchiedene Farben leuchtend gekleidete Diener gingen, mit köſtlichen Erfriſchungen und Geſchenken beladen, langſam um ſie herum, an ihrer Spitze eine in glänzende weiße Gewänder gehüllte Frau, mit einer kleinen ſtrahlenden Krone geziert. Dieſe Rolle, die Perſon der Sonne darſtellend, hatte Fräulein Thereſe übernommen. Die auf dem Throne ſitzende Geſtalt hob ihre Rede mit folgenden Worten an:

Ja ich' auf hohem Thron, und Erd' werd' ich genannt.
Mein edles Gebiet iſt Römern verwandt;
Die Diener, die ihr ſchaut, ſind der Planeten Schaar.
Die Sonne, neun ſo ſtolz, ſie trägt mir den Talar.
Und alles, was da lebt im weiten Himmelsraum.
Beugt dieſem Scepter ſich, küßt dieſes Mantels Saum.

Nach dieſen Worten nimmt ſie die Huldigung der Planeten und der Sonne an, und entfernt ſich. Jene, erbittert über dieſen Stolz, treten alsbald zu einer Verſchwörung zuſammen. Jupiter, Mars, Merkur reden der Sonne zu, den Uebermuth nicht länger zu dulden;

Was? (ruft ihr Jupiter zu) biſt du kein Königskind?
Mit deiner Krone Strahl machſt du das Aug' uns blind.
Aus deiner Blicke Glanz trinkt alle Creatur

Des Lichtes Zaubergruß und alles Lebens Spur.
Du bist es, die uns lenkt, dein sey das Firmament.
Als Königin herrsche du, indeß man Magd sie nennt!

Die Sonne erwidert ihm mit einem Seufzer:

So sprichst du, lieber Zeus! wie allen doch bekannt.
Hab' ich von jeher dir nur wenig Licht gesandt.
Gelingt doch unser Plan, so soll du Ehrer mein,
Es stets so hell auf dir, wie hier im Zimmer seyn.

Saturn sagt:

Bin ich gleich altersschwach, an Kräften sehr gering,
Reich' ich, kommst du zum Thron, dir dennoch meinen
Ring;
Nimm ihn und jenen Thron, er war gleich Anfangs dein,
Und uns, du hohe Frau, laß deine Diener seyn.

Die Sonne erklärt, nachdem sie diesen Heirathsantrag abgewiesen hat, daß sie zeitlebens Jungfrau zu bleiben wünsche, ja daß, wenn sie nicht anders befreit werden könne aus der Knechtschaft, als nur unter der Bedingung, einem der Planeten ihre Hand zu reichen, sie lieber der Welt entsagen und in ein Kloster gehen wolle. Wirklich nimmt sie auch den Schleier; als sie sich damit bedeckt, verfinstert sich das ganze Gemach und alle Planeten gerathen in Verzweiflung; sie geben ihren Anschlag auf und erklären, sie wollen die Sonne auf den Thron heben, auch ohne die mindesten Ansprüche auf ihren Besitz zu machen. Hierauf

gehen sie auseinander, sie treffen Anstalten, der Erde eine förmliche Kriegserklärung zu schicken, und da diese mit Hohn zurückgewiesen wird, vereinigen sich die Verschwornen und berennen die Burg der Erde. Nach langem, hitzigen Gefecht, wobei einige Fixsterne und viele Planeten umkommen, andere für todt vom Schauplatz getragen werden, muß sich die Festung ergeben und die Erde geht auf Gnade und Ungnade in die Hände ihrer Sieger über. Die Sonne, obgleich während der schmählichen Knechtschaft schwer gereizt, übt doch Milde und Gnade gegen die gefangene Feindin und weiset ihr unter den Dienern, den Planeten, den dritten Platz an; sie selbst sezt sich auf den Thron und nimmt den ihr gebührenden Scepter in die Hand. Auf Veranstaltung der Planeten wird ein Diener ausgesucht, der den Bewohnern der Erde anzeigen soll, welches Ereigniß ihre Gebieterin betroffen, und besonders soll dieses einem der vielen Tausende angezeigt werden, weil dieser der besondere Liebling der Sonne und aller Planeten sey.

Geh hin (spricht sie zum Boten), und suche dir von allen, die bewohnen
Der Erde dunkles Rund und ihre dumpfen Zonen,
Suche dir den Mann heraus, dem ich vor allen werth,
Ein Theil des ew'gen Lichts, das mir entströmt, beschwert.
Sag' ihm, was hier geschah, und was du mir erblickt.

Und zweifelt er, so sprich, ich habe dich geschickt.
Von allen hochberühmt und des Jahrhunderts Zier,
Ist er der einz'ge Mann, den ich zum Gatten mir,
Zum Freunde mir gewählt; er wird unsterblich seyn,
Und nennen wird man ihn, so lange glänzt mein Schein.

Der Meister hatte während dieses Spiels nach seiner Weise herzlich gelacht und einmal über's andere den beiden Frauen Winke gegeben, wie ihn der Scherz erfreue; auch Herr Jacobus Battista lachte, daß oft die Worte der Sprechenden nicht zu verstehen waren, und beide Freunde drückten sich die Hände vor Lust, wenn hie und da eine Anspielung auf Rom und die Kardinäle vorkam, besonders auf den klugen Doktor aus Padua, des Meisters geschwornen Feind. So saß er denn noch da, als das Spiel schon längst geendet, und trocknete sich unter fortwährendem Gelächter die Thränen von den Wangen, da trat, als die Frauen schon Anstalt trafen, die Bühne vom Geräthe zu reinigen, eine wunderliche, höchst abenteuerliche Gestalt zwischen den Brettern und Lichtern hervor, und indem sie sich mitten auf die Bühne stellte, nahm sie eine drohende und zürnende Stellung an. Ein Geflüster ging durch's Gemach, wer der Fremde sey? man fragte die Muhmen, die selber neugierig, noch halb mit ihrem Flitterstaat bekleidet, am Eingange lauschten, und als diese versicherten, sie

wüßten durchaus nicht das Mindeste von der Maske, ließ man alle Fragen ruhen, um zu hören, was jene Gestalt, in dumpfen Tönen sprechend und sich an den Meister wendend, vorbrachte:

Du mehr als Sündenkinder, den meine Hand' nicht nennt,
Dem keines Himmels Glanz, noch Sonnenlicht sie verbrennt,
Du, den kein Zorn zu hart, kein Fluch zu tief verdammt,
Es lag von dir die Zeit, und was vom Blute stammt,
Denn mehr als Brust hält, als Herz, Gewalt.
Dringst du den Himmel mit deinem bösen Sündenfall?
Es kann die Blume nur'n aus Geist. Weiß. Du wirst sterben,
Ist eine zeitliche Thür noch nicht beanspruchen werden;
Die Erd', die dich gebar, wie sie lacht in dich los,
Wirst sorgenlosem Betruß in ihren Mutterschooß.
Welchen, unbegreifer Sohn! so höre ihre Stimme:
Auch sie verschämet sich in ihrem Muttergrimme.
So lange du auf ihr weilst, die Welt' dich nicht geschenkt,
Und haben sie dich einst in kühlen Grund gesenkt,
Dann speit dich jäh die Erd' und stößt hinaus dich wieder,
Hin zwischen Licht' und Sturm, da treiben deine Glieder,
Und nahst dem Himmel du, auch er stößt dich hinaus,
Der Zwist und Unruh' trägt' in's stille Himmelshaus! —

Diese Rede, seltsam und wunderlich genug in die Ohren der erschreckten Hörer tönend, war kaum beendet und der Mann, der sie vorgebracht, verschwunden, als die Gäste, vom ungewöhnlichen Eindruck zu sich kommend, unter einander sich beriethen, ob man dem Menschen, der so

lose Drohworte vorgebracht, nicht eilig nachsetzen wolle; doch ein Blick auf den Meister belehrte sie eines andern. Er lag, wie beim Anfang der Komödie, heiter lächelnd in seinem Armsessel und scherzte mit seinem Freunde; in dem Moment traten auch Frau Genevra und Fräulein Therese herbei und Copernicus sagte unter Lachen zu ihnen: „Ja, so geht's, man kann es nicht beiden Theilen recht machen; habe ich es mit meiner guten Mutter, wie Ihr eben gehört habt, verdorben, so ist es mir kein kleiner Trost, daß ich dafür eine Frau gewonnen, wie Ihr, liebe Genevra, es mir in wohllautenden Versen versichert habt, und zwar eine Gemahlin, die kein Kaiser und kein König glänzender aufzuweisen hat.“ Er lachte nach diesen Worten noch herzlicher, Herr Jacobus Vattista bemerkte aber mit Kopfschütteln: „Mich gelüstet dennoch, zu erfahren, wer jener advocatus terrae war; denn wahrlich, er hat Worte vorgebracht, die mir unter andern Umständen nicht wenig Entsetzen eingeflößt haben würden. Klang es nicht so, theurer Copernicus, als sollte Euch hinfüro, als dem größten Sünder, der jemals gelebt, die Ruhe im Leben und dereinst im Grabe versagt seyn?“ — „Freilich,“ erwiderte der Astronom, „nichts Geringeres als das; doch glaubet mir, hinter jener Maske steckte wohl einer meiner

lieben Schüler, aber wenn es schlimm kommt, ein Charakter vom Catechter zu Padua, denn weiter hin verbreitet sich mein liebes Geheimniß nicht; seid darob ganz ruhig, Freunde."

Es war gegen Mitternacht desselben Tages, als der Meister in seinem Stübchen bei der Studierlampe arbeitete, indeß die übrige Hausgenossenschaft schon schlief. Da ließen sich leise Tritte auf der Stiege hören und bald darauf trat eine Gestalt, in einen Mantel gehüllt, herein und an den Tisch des Gelehrten, der nicht wenig verwundert in dem so späten Besuch den Neffen des Herzogs, den Prinzen Benedetto, erkannte. Er erhob sich und trat dem jungen Manne entgegen; er blickte in das schöne, aber durch frühe Leidenschaften gebleichte Antlitz, und schien darin lesen zu wollen, was die Wolken des Unmuths und Trübsinns, welche die hohe Stirne deckten, zu bedeuten hatten. Der Prinz bemerkte dieses Staunen und diese Aufmerksamkeit; er warf sich in einen Sessel, und nach einer kleinen Pause hob er an: „Ich komme so spät noch zu Euch, Meister Copernigo, weil mich eine Prophezeihung drückt, die ich mit allem Sinnen nicht enträthseln kann und welche ich vor wenigen Stunden erhalten; hört. Ich sag, es war um die zwölfte Stunde; müßig in meinem Sessel im Vorgemach der Herzogin; des Dienstes immer

gleiche Einförmigkeit, die Langeweile des Hofes, und vielleicht mehr als dieses, der Ueberdruß am Leben selbst hatten mich in einen unmuthigen Trübsinn versenkt; die Erscheinungen des äußern Sinnes verhüllten sich allgemach vor mir und die innern Bilder des Traums stiegen in prophetischem Ernste vor meinem umhüllerten Blick auf. Mein Geist ward aus den glänzenden Gemächern des Pallastes in die düstern Gewölbe der Kathedrale von St. Marco entführet, wo die Gebeine meiner Ahnen ruhen; dort, unter zertrümmerten Särgen, wandelte ich, der einzige Lebendige unter den königlichen Todten, ich, der auf keine Krone hoffen kann.“

„Beschäftigt noch mit den Gedanken des Staubes, wurde ich plötzlich inne, daß die Pforten des Gewölbes sich öffneten; Licht quoll herein, und in dem Lichte trat ein himmlisch schönes Weib hervor. Es war Annonziata, die jüngste Schwester des Herzogs; sie nahte sich mir, und indem eine entzükkende Geberde des Stolzes und der Liebe um ihre begeisterten Züge schwebte, zeigte sie mit der Rechten nach oben, die Gewölbe wichen und mein Auge erblickte den Sternenhimmel in seiner ganzen Pracht, über mir das stolze Diadem des Orion, dieses hehre Sternbild unsers Hauses. Errathe, Meister, welche Gefühle meinen Busen bestürmten;

mir schwindelte, ich mußte mich auf einen Lorbeerbaum stützen, die Blicke breiten zu erklimmen. Die Hand eines Kammerers rüttelte mich aus dem Traume wach, jemig fuhr ich in die Höhe; siehe, da flogen die Thüren auf und in ihrer ganzen Herrlichkeit, mit dem Zeichen der herzoglichen Würde geschmückt, rauschte Annemarie durch den Saal. Jetzt deute mir, was will der Traum, was das Wachen mir sagen?« Der Prinz schwieg nach diesen Worten und sein funkelnd Auge blieb auf die ehrwürdigen Züge des Geliebten geheftet. »Hoheit,« erwiderte dieser, »Du verkennst mich und meine Weisen, wenn Du meinst, ich gehöre zu jenen betrügerischen Leuten, die aus den Sternen wahrsagen; ich weiß Dir nichts zu erwidern. Die Träume sind farbige Blumen, die der dunkle Quell des erregten Blutes treibt, Schatten der Leidenschaften, die uns im Wachen beherrschen. Du hast an die Möglichkeit gedacht, Hoheit, den Thron Deiner Väter zu besitzen, und siehe, der träumerische Schmeichler der Schattenwelt verheißt Dir dessen Besitz, er zeigt Dir die Krone aus der Hand der Geliebten.« Der Jüngling war aufgesprungen, eine helle Glut goß sich auf seine Wangen aus, er faßte krampfhaft beide Hände des Meisters, indem er mit leiser Stimme über die Flamme des Lichts hin ihm zuflüsterte: »Also das ist auch Dein Gedanke,

Meister? das also verheißen mir die Sterne? Habe Dank. Aber," setzte er wiederum in Sinnen versunken hinzu, „aber Alfredi lebt und Giacomo ist ein rüstiger Jüngling; zwei Häupter zwischen mir und dem Throne! Und Annunziata, ist sie nicht Giacomos Braut?" — „Was heute besteht, kann schon morgen nicht mehr seyn!" entgegnete der Meister ruhig. „Du hast Recht, Alter! Weh dem Kleinmüthigen, der an keinen glücklichen Wechsel glaubt! Die Sterne lügen nicht. Hier, nimm dieses zum Dank; Benedetto ist Dir ewig verpflichtet für die Beruhigung, die Du in seine Brust gesenkt." Der Jüngling hatte eine kostbare Goldkette von seinem Halse gelöst und sie auf den Arbeitstisch des Gelehrten hingeworfen, der verwundert und fast beleidigt das Geschenk wieder zurückgeben wollte, allein jener war schon mit einem flüchtigen Gruße verschwunden. „Die Thoren!" rief der Zurückbleibende zornig; „da sehen sie mich nun alle hier für einen Astrologen und Zeichendeuter an. Ja freilich deute ich Zeichen; doch wer wird mir glauben, wer sie verstehen? Du ewiger, wahrhafter Himmel, du, in den ich zu schauen gelernt habe, wie ich einst in das klare Auge meines Vaters schaute, um Wahrheit und Liebe daraus zu lesen, wann wird dein Licht siegen? Ich fühle es, in den verworrenen Händeln einer trüben Zeit steh' ich einsam da, ein

unbekanntes, unglaubliches Evangelium predigend. So wie es Geister gibt, die ihrem Jahrhundert voraneilen, so gibt es andere, die zu einer Zeit erscheinen wo gerade das, was sie lieben und verehren, zu Grabe getragen wird; in ihrem unverstandenen Schmerze erscheinen dann solche der Menge thöricht und verworren. Gleich wie vom Gewölk, das den nächtlichen Himmel bedeckt, ein Theil noch dem entschwundenen Tage nachsieht, indeß der andere einer kommenden Sonne schon entgegenleuchtet, so sehen allezeit aus dem engen Fenster der Gegenwart eine Menge Menschen nach Zukunft und Vergangenheit. Ich darf meine Blicke nur auf die Zukunft richten.“ Er that noch einige unruhige Gänge durch's Gemach, ehe er wieder Fassung genug errang, die begonnenen Studien fortzusetzen.

Giuseppe, der Famulus des Meisters, hatte von den Frauen den Auftrag erhalten, die geliehenen Theaterkleider wieder in's Kloster zu bringen, woselbst eine Menge solch abentheuerlichen Putzes zum Behuf der heiligen Vorstellungen, mit denen die Mönche sich hie und da beschäftigten, angehäuft lag. Als der wohlbekannte Alte erschien, fand er in der Halle die gewöhnliche Gesellschaft lustiger Brüder beim Weine beisammen. „Nun, Gott segne Dich, Seppe!“ rief der dicke, freundliche Mann, der das Amt des

Schenken verlah. „Nennt mich nicht Seppe oder Giuseppe, ich mag das fremde Namengeklimper durchaus nicht hören; habe ich Euch doch eh gesagt, ich heiße Peter Johann Fürchtegott Joseph Bartel und bin aus dem herrlichen Magdeburg gebürtig, wo die tugendsamsten Frauen und die schönsten Männer wohnen.“ — „Hm, das sehen wir ja!“ rief der Wirth, indem er mit einem gutmüthigen Spottblick die kleine verwachsene Gestalt mit dem breiten, blatternarbigen Gesichte betrachtete; „nun Seppe, oder Joseph aus Magdeburg, was habe Ihr denn mit den bunten Kleidern gemacht? etwa eine heilige Komödie?“ — „Was?“ fuhr Joseph in die Höhe, „was heilige Komödie! Ihr meint wohl, der Meister finde auch an derlei Possenspielen Gefallen, wie Ihr sie hier im Kloster der Menge aufzischert? weit gefehlt! unser Geschmack ist fein und gebildet, wir haben eine astrologisch-tellurisch-astralische Tragödie aufgeführt.“ Mehrere der Gäste drückten bei diesen Worten ihr äußerstes Erstaunen aus, andere fragten neugierig, was dieses sey, und Joseph nahm eine sehr wichtige Miene an, indem er den Finger auf den Mund legte und seine kleinen listigen Augen bedeutsam im Kreise herumgehen ließ. „Ich darf nichts verrathen,“ antwortete er endlich; „nur so viel will ich Euch sagen, um Eure ungeheure Unwissenheit in derlei

Dingen etwas zu haben: es wurde nämlich in der Tragödie nichts Geringeres bewiesen, als daß die Erde gleich einer Kugel sich drehe, sich immer gedreht hat vom Anbeginn der Welt an." — „Oho! Jesseh aus Magdeburg!" rief der Wirth, „die Erde sich drehen?" — „Nicht anders," erwiderte der Sprecher, „die Erde, dieses alte, wunderliche Stück, auf dem wir so fest und behaglich sitzen, das dreht sich mit uns und läuft mit uns noch dazu um die Sonne herum." — „Erkläre uns das, Doppel!" rief ein breitschultriger Waffenschmied mit einer drohenden Miene; „ich will bei Sankt Petrus nicht glauben, daß Du Deinen Scherz treibst; sprich! was soll's mit dem Drehen der Erde?" — „Nun gebt Achtung, ihr Leute," nahm mit der wichtigsten Amtsmiene, die der kleine Mann auf seinem breiten Gesichte finden konnte, der Famulus das Wort; „seht Freunde, wir wollen annehmen, es erhebe sich Jemand in die Luft, um die Stadt Rom von oben zu betrachten, wie Krähen, Störche, Schwalben und sonstige unvernünftige reisende Vögel es täglich thun, ohne den gehörigen Nutzen von ihren Reisen zu ziehen, und es gelänge ihm, oben einige Stunden sitzen zu bleiben, indem er auf das Eifrigste die Stadt Rom, ihre Kirchen, Paläste und Gärten in's Auge fasste, so würde er schwerlich genug bemerken, daß die Thürme

anfangen unter ihm weg zu spazieren, ja daß zuletzt die ganze volkreiche Stadt wie ein Traumbild dahinschwindet und statt ihrer andere Städte, ja wohl Fluß, Meer und Landschaft an die Stelle tritt, was dann natürlich spaßhaft genug anzuschauen seyn muß. Ist es nun ein leidenschaftlicher Mann, der dort oben, und hat er nicht genug Kenntniß von der ars oeconomica, so wird auch ihm, wie jenen einfältigen Reisenden, der Nutzen seines hohen Standpunkts völlig entgehen, und er wird dann Alles für Blendwerk und Lüge halten. Ein weiser Mann zieht jedoch aus solchen Erscheinungen den Schluß, daß die Erde sich drehe mit Allem, was auf ihr befindlich. Doch Ihr, verehrter Meister Waffenschmied, was dreht Ihr Eure dicken Fäuste denn so unablässig hin und her? meint Ihr, daß die Klötze, beim Lichte besehen, sich zierlicher ausnehmen?"

„Ich meine," bemerkte der Angerufene, „daß Ihr ein Spaßvogel seyd, wie ich noch keinen gesehen. Drehen, sagt Ihr? die Erde sich drehen? Ei, ei! schaut doch her, was auf meiner Hand oben sitzt, bleibt sitzen, drehe ich aber den Ballen, so muß es herab. Wie kommt es denn nun, Meister Joseph aus Magdeburg, daß Niemand unter uns von der Erde herabfällt?" Die andern stutzten bei dieser Bemerkung und begleiteten sie mit einem fragenden Blick auf den Redner, dieser

zeigte jedoch ein volles Uebergewicht, indem er mit gehobenem Stolze ausrief: „Ei, ei, Meister Christine! Ihr seyd doch sonst ein kluger Mann; kann Ihr Euch denn dieses nicht selbst erklären? Woher kommt es denn, daß in der Nacht am meisten Leute sowohl als Dinge verschwinden, so daß man durchaus nicht begreift, wo sie bleiben? warum läßt der Podesta immer Nachts die Wachen verdreyfach auf den Straßen, um die Leute alle in die Häuser zu schicken, und sind dessen ungeachtet nicht noch vor wenig Wochen sechs Gauner, die in den Pallast einbrachen und die die heilige Justiz schon am Kragen hatte, verschwunden, spurlos verschwunden? Da habt Ihr nun die Erklärung: herabgefallen sind sie, bey einem besonders raschen Umschwung wundert mich das durchaus nicht. Ihr sehr, daß dergleichen Umschwünge mit so heftigen Stürmen begleitet sind, daß den Häusern die Dächer und den Leuten die Hüte abgerissen werden.“ — „Das ist wahr!“ rief der Wirth, „ich kann's bezeugen, am St. Christexhetage ist mir die halbe Scheune eingerissen worden, nur durch ein Wunder ist das alte Wohngebäude stehen geblieben.“ — „Seht,“ fuhr Joseph fort, „das ist nun wieder so ein leidenschaftlicher Umschwung gewesen, wie manchesmal die alte Erde vollführt, gleich einem eitlen, eigensinnigen Mütterchen, die es der Jugend im Tanze gleich machen will und deren Glieder nun

wider Willen in eine so wilde Gelenkigkeit gera-
then, daß sie durch den Saal schaukelt und schwankt
und man ihr nur mit Graus nachsieht, wie die
Röcke fliegen und das Haar auseinander stäubt."
— „Ei, daß sie die Tarantel steche, die Alte!"
rief ein Schneider, dessen hochgerötbete Nase die
Masse des genossenen Landweins und den Grad
seiner Gläubigkeit anzeigte; „ja, ja, ich spüre,
der sehr ehrwürdige und gelehrte Ausländer mag
ganz Recht haben, sitze ich doch selbst nicht mehr
fest auf der Bank; wer hätte auch nur auf solche
Tücke rathen können!" Seine beiden Nachbarn
pflichteten ihm bei, nur der dicke Wirth rief:
„Was wollt Ihr uns aufbinden, Freund Magde-
burger? bin ich doch in Ehren meine sechzig Jahr
alt geworden und habe von dem Teufelszeuge
nichts gehört." — „Weil Ihr überhaupt nichts
hört," erwiderte Giuseppe. „Ihr lebt hier im
Sacke, Freund, allein kommt nur zu uns nach
Deutschland, und Ihr werdet ein Dutzend Ohren
aufsperren dürfen und werdet dennoch nicht all das
Neue und Treffliche vernehmen, was täglich bei
uns auf den Gassen vorkommt." — „Von Deutsch-
land her kam auch das Ketzerthum!" tönte eine
dumpfe Stimme aus der Ecke der Halle, wo ein
hagerer, blasser Mönch Platz genommen. Bei
dem Klang dieser unheilbringenden Worte bekreu-
zigten sich in der Stille alle Gäste, nur Joseph

nicht. „Freilich!“ rief er, „ist Euch jedes Ding Ketzerei, das nach Kunst, Wissenschaft und höherer Erkenntniß schmeckt.“ Der Mönch erhob sich und verließ die Halle, nicht ohne einen finstern, drohenden Blick auf den Sprecher zu werfen. Der dicke Wirth zeigte sich bekümmert. „Was habt Ihr gemacht!“ flüsterte er Josephen in's Ohr; „wißt Ihr denn nicht, daß nicht einmal im Scherz dergleichen Worte hier gehört werden dürfen! wo denkt Ihr auch hin mit all den wunderlichen Reden? Freund, bedenkt, daß Ihr und Euer Meister schon in der Stadt Aufsehen machet. Nehmt Euch in Acht!“ Joseph wollte auf diese gutgemeinte Warnung etwas erwidern, als seine und der andern Gäste Aufmerksamkeit auf eine eben hereintretende Gestalt gerichtet wurde. Es war ein Mann in dürftiger Kleidung, sein bleiches Antlitz war nicht vom Alter in so tiefe Falten gelegt, das Erleiden eines fürchterlichen Schmerzes hatte es verzerrt und ihm seinen natürlichen Ausdruck genommen, ebenso war der Körper, früher wohl lang und aufgerichtet, jetzt tief gebeugt und auf der einen Seite gelähmt, aus dem Blicke der irr umhergehenden Augen sprach der Wahnsinn. Mühsam schleppte er sich auf den von den Andern gesonderten Platz, den der Wirth ihm anwies. „Seht,“ fuhr dieser seine leise Rede fort, „seht, liebwerthester Leute, das lebendige Zeugniß von dem, was

ich Euch eben gesagt: jener da, der gleich einem Gespenste nur noch im Dunkeln herumschleicht, dessen Antlitz und Körper Spuren einer furchtbaren Verwüstung tragen, noch vor wenig Jahren habe ich ihn als einen großen, stolzen, äußerst gelehrten Herrn gekannt, der mit Fürsten und Herrn der Kirche Umgang pflog, an den Höfen wohlgelitten war, wegen seiner Gelehrsamkeit, seiner angenehmen Sitten, und nun seht, eine Nacht, eine fürchterliche Nacht, Giuseppe, eine Nacht unter den Foltern der Inquisitoren — still, mein Sohn, stille! — diese eine Nacht hat den gesunden, schönen Mann zu einem häßlichen Krüppel, den Liebling der Fürsten zum Gespött des Pöbels, den gelehrten Meister in den trübseligen, wahnsinnigen Narren, der er jetzt ist, verwandelt. O, mein Schatz, laß Dir sagen, auch bei ihm brannte spät um Mitternacht die einsame Lampe, auch er blätterte viele alte Bücher auf, auch er hatte einen kleinen puckligen Diener, wie Du bist, auch er hatte Dinge entdeckt, alberne, nichtsbedeutende Dinge; aber Gott sey dem Sünder gnädig! der heiligen Brüderschaft gefielen diese Dinge schlecht, sie zog ihn vor Gericht, und es kam, wie ich Euch gesagt. Jetzt läuft der Blödsinnige umher und predigt, wer es hören will, ein wunderliches Evangelium, das nach der Folterbank schmeckt; ja, er ist ein gänzlich verrücktes Haupt.“ Joseph,

dem in dieser ganzen Rede nur der Umstand einiger Aufmerksamkeit werth schien, daß es das Ansehen hatte, als wolle man sich über seine Gestalt lustig machen, rief jetzt im Zorn, indem er den Werth von sich stieß und in ein verhaftes Gelächter ausbrach: „Ja wohl, Ihr habt ganz Recht, mein Meister steht mit dem Teufel im Bunde, und zwar bin ich der Leibhaftige, der ihm diene und der euch Allen nächstens über Nacht die Hälse umdrehen wird; die Köpfe stehen euch ohnedies verdreht genug.“ Mit dieser Drohung, die bei Einigen Lachen, bei Anderen Unwillen erregte, verließ der kleine ergrimmte Mann die Halle.

Vier Tage waren vergangen seit der Darstellung des Schauspiels und jenen eben erzählten Begebenheiten, als wiederum spät in die Nacht hinein der Meister Copernicus in seinem Studierzimmer saß und arbeitete. Von einem Blatte, auf dem vielfach ineinander gehende Kreise mit Sauberkeit hingezeichnet waren, schaute jetzt der Gelehrte auf, als leichenblaß im Gesicht ein alter Diener des Hauses sich an der Thüre zeigte. „Was ist Dir, Cheico? was bringst Du so spät?“ — „Unglück, Herr!“ stammelte der Alte; „unten steht ein Diener des Herzogs mit noch zwei andern Herrn; sie bringen den Befehl, daß Ihr Euch sogleich anschickt, ihnen in den Pallast zu folgen.“ — „Jetzt, in der

Nacht? Du träumst, Checco.“ — „Ich träume nicht, Herr; Ihr könnt selbst die Leute unten sprechen; mit Mühe ist es mir gelungen, sie abzuhalten, daß sie nicht selbst die Stiege heraufkamen; sie hätten ja das ganze Haus wieder wach gepoltert.“ — „So gib mir meinen Mantel, meinen Hut und Stock,“ rief der Gelehrte, nachdem er nachdenkend ein paar Schritte im Zimmer auf und abgegangen. Der Diener that, wie ihm befohlen, allein mit den Zeichen der äußersten Besorgniß und Furcht. „Aengstige Dich nicht,“ rief sein Herr ihm zu, „wecke auch Niemanden im Hause auf; wer weiß, was der Herzog mir Besonderes mitzutheilen hat; vielleicht will er in der sternenhellen Nacht Beobachtungen anstellen; in einer halben Stunde bin ich wohl wieder da.“ Diese Worte, mit der ruhigsten Miene ausgesprochen, vermochten doch nicht, die Besorgnisse des Alten ganz zu verbannen; er folgte seinem Herrn auf dem Fuße die Stiege hinab und hörte, wie er unten die in Mäntel gehüllten Gestalten begrüßte, mit ihnen Worte wechselte, und endlich, von ihnen eingeschlossen, leise aus der Hausthüre trat. Checco sah dem stillen, unheimlichen Zuge nach, wie er im weißlichen Mondschein sich über die einsame Gasse hinbewegte.

Der Gelehrte, der sich im Innern nicht so ruhig fühlte, als er sich äußerlich gegen seinen

alten Diener gezeigt, bei einem Theil seiner Bedürfnisse überraschen, als er, in einer Seitenabtheilung des Pallastes angelangt, in ein höchst angemessenes, ja sogar mit Bequemlichkeiten aller Art versehenes Gemach geführt wurde. Nach einem kurzem Schlummer hörte er gegen die Morgenstunde den Hauptmann der Wache die Thür öffnen, einem jungen Menschen den Eingang gestattend, der Niemand anders als der Student Paul war, welcher trotz der erzwungenen Fassung den Meister mit höchst bekümmerter Miene begrüßte. Dieser, um dem in der Stube bleibenden Offizier allen Verdacht zu benehmen, als waltete hier ein Geheimniß ob, rief seinem jungen Freund mit heiterer Miene zu, er möge nur frei und ohne Umstände Alles sagen, was er auf dem Herzen habe. „Wir sind Euretwegen nicht wenig in Sorgen, verehrter Meister," nahm der Jüngling nach dieser Aufforderung das Wort, „und wissen nicht, was Eure Herberufung zu bedeuten hat, besonders, kennt Ihr Euch denken, sind Eure beiden Mahnen unerklärlich, sie haben vor, sich im Pallaste verstecken zu lassen, um dem Herzog Euretwegen einen Ueberfall zu thun und um Eure Freigebung zu bitten, falls Ihr dieses Verhaben billiget." Copernicus schüttelte das Haupt; er selbst, erwiderte er, sehe in seiner Lage nichts Schlimmes und erwarte überall das Beste

von der Zukunft, da er sich durchaus keines Unrechts bewußt, und so möge man auch zu Hause sich in Ruhe fassen. Hiermit übereinstimmend, traf er noch einige Anordnungen, befahl herzliche Grüße den Frauen und dem alten Jacobus zu bringen, und reichte dem Studenten, der sich noch immer die Thränen abtrocknete, die Hand. Beim Namen Jacobus winkte der junge Mann mit den Augen, so daß der Hauptmann es nicht gewahr wurde, und zog ein kleines Buch hervor: Dieses schickt Euch der Professor, damit Ihr hier Eure Zeit nicht nutzlos verlieren möget, Euren Liebling, den Pindar.“ Der Offizier trat hinzu und hat sich sehr artig das Buch zum Durchblättern aus, er warf einen Blick hinein und sagte sehr beruhigt: „das sind lateinische Gebete, die sollt Ihr lesen.“ Als Paul und der Hauptmann fort waren, untersuchte Copernicus das Buch, und wirklich fand sich in demselben, wie er gehofft, ein Papier, welches von Jacobus Hand folgende Worte enthielt: „Theurer Freund, wir sind Deinetwegen in Verzweiflung. Du bist verrathen, auf das Schändlichste verrathen! Deine Feinde in Padua haben Mittel gefunden, den Inquisitoren zu Bologna Deine große Entdeckung als die fluchwürdigste Ketzerei anzugeben; das ganze Kloster hast Du gegen Dich. Der Herzog, der Dich kennt und schätzt, seine willkommene

Gegenwart in dieser Stadt ist unser aller Trost; läßt er Dich vor sich, so ist das einzige Rettungsmittel, daß Du Alles für Lug und Trug erklärst und jede Behauptung öffentlich widerrufst. Deine große Entdeckung kann dabei nichts leiden, und wenn Du aus diesem Lande der Falschheit und der trüben Vorurtheile wieder heraus bist, dann magst Du desto freier handeln." — „Nein, edler, aber zu besorglicher Freund!" rief Copernicus, den Brief zusammenfaltend, „verleugnen will ich mein Verdienst nicht; ist es gleich gering, so ist es doch die Frucht redlichen Willens, unausgesetzter, jahrelanger Thätigkeit, und eine eitle Menschenfurcht soll sie mir jetzt zerstören? Nein, mein Bartisa, auch der Gelehrte muß etwas vom Helden an sich haben; fordert ihn ein feindseliger Haufe heraus, so soll er ihm die offene, freie Stirn bieten. Wie seltsam!" setzte er, in Gedanken verloren, im Gemach auf- und abschreitend, seine Rede fort, „die Bitten meiner Freunde haben nichts über mich vermocht, die Uebelwollenden aber bringen mich zum Geständniß."

Eine Stunde hierauf erschien der Hauptmann von Nemem und beschied den Gelehrten in die Gemächer des Herzogs hinauf. Er folgte sogleich und trat, indem er seinem Geist mit Fassung rüstete, in den Saal, dessen Mitte ein Tisch

einnahm, der mit Papieren bedeckt war und an dem ein paar Schreiber Platz genommen hatten. Der Gelehrte, der sie ehrfurchtsvoll begrüßte, erfuhr von seinem Begleiter, daß er im Gemach des Geheimschreibers des Herzogs sey, und daß der Pater Robertus, der jenes Amt bekleidete, sogleich erscheinen werde. Copernicus kannte diesen Mann als einen beschränkten Kopf, zugleich aber auch als einen arglistigen, boshaften Unterhändler im Dienste des Beichtvaters des Herzogs; unruhig wandte er daher seinen Blick auf die Gestalten, die jezt herein traten, fühlte sich aber nicht wenig beruhigt, als mit jenem Robertus ein junger Jesuitenpater, Vinzentius von Bartola, eintrat. Diesen liebenswürdigen und klugen Jüngling kannte er gar wohl, er hatte ihn wenige Wochen hindurch zum Schüler gehabt und seine gelehrten Forschungen, die sich das gleiche Ziel gewählt, geleitet, jezt aber, da er Erzieher eines kleinen Prinzen des herzoglichen Hauses geworden, verließ er nur selten den Pallast. Ein paar andere Herrn, von denen der eine ein rundes, schelmisches Gesicht hatte, traten ebenfalls ein und blieben an der Thüre stehen, so daß man sie für Leute vom Hofstaat halten mußte. Der Pater, nachdem er einige Papiere zusammengeschoben und mit den Schreibern ein paar Worte gewechselt hatte, bat durch

einen gütigen Wink den Gelehrten, näher zu treten. Als dieses geschah, fragte er mit krächzender Stimme: „Wie heißt Ihr, Herr, wer war Euer Vater und wo seyd Ihr geboren?“ — „Nicolaus Copernicus, Ehrwürdiger,“ war die Antwort! „mein Vater war ein rechtlicher Bürger der Stadt Thorn, und in dieser genannten Stadt habe ich auch das Licht der Welt erblickt.“ — „Hm, warum habt Ihr denn Euer Vaterland verlassen und seyd hieher gekommen?“ — „Der Ruhm der italienischen Gelehrten und besonders der Stadt Bologna hat mich zu dieser Reise vermocht.“ Der Mönch bewegte sich schwerfällig in seinem Stuhl: „Die heilige Jungfrau gebe, daß Ihr ein andermal zu Hause bleibt!“ murmelte er in sich hinein, dann wandte er sich an die Schreiber: „Jetzt gebt Acht, was ich fragen werde. Es hat verlautet, Nicolaus Copernicus, als habest Du während Deines Aufenthalts hier große Forschungen angestellt und ein Geheimniß der Natur entdeckt, von dem noch Niemand eine Ahnung gehabt; ist dem so?“ Die beiden Herren an der Thür sprachen lachend und flüsternd mit einander, mit einem drohenden Blick sah sie der Pater an und gebot Stille.

„Ja,“ erwiderte der Gelehrte mit freudiger Stimme, „dem ist so, ehrwürdiger Herr. Zwar findet sich in den Schriften der alten Autoren

Einiges, welches schon auf eine dunkle Kenntniß hinzudeuten scheint; aber doch kann ich sagen, daß ich mit Hülfe meiner Freunde eine ganz neue Entdeckung gemacht." — „Und welche ist diese?" fragte der dicke Geheimschreiber nach einer Pause. Die Gruppe an der Thür bewegte sich wiederum flüsternd, der junge Jesuit hob sich hinter der Lehne des Stuhls höher empor, und während der Gelehrte eben bedachte, daß an den nächsten Worten, die seine Lippe im Begriff stand auszusprechen, das Wohl oder Weh seines ganzen künftigen Schicksals hing, that sich die Thüre auf und ein Kopf mit rothem Haar, einer langen gebogenen Nase und ein paar blassen Augen im Gesicht steckte sich hindurch, mit dem Ausdruck von Lächeln und Neugier auf den Gelehrten sehend. Dieser erkannte nicht sobald den Herzog, als er in der Verwirrung Anstalten zum Grusse machte, doch der Pater winkte, daß er es unterlassen möchte, und der Kopf blieb lauschend zwischen den Thürflügeln stehen. Ja in der Stille, die entstand, während der Meister, im Innersten befangen, zu Boden blickte, hörte man die Worte im Kabinet: „Nun, was wird er sagen? was werden wir zu hören bekommen?" — „Du antwortest nicht!" rief der Pater und lehnte sich verbeugend auf den Tisch. „Ehrwürdiger," entgegnete der Gefragte, „Ihr wißt selbst gar

wohl, das im Felde der Wissenschaft sich manches ergeben kann, was dem Auge des Laien und Weltmanns als nichtig und unmerkwürdig erscheint; so ist es auch mit meiner Entdeckung beschaffen; mir ist sie eine köstliche Perle, der Welt möchte sie jedoch nur als gemeiner Kiesel erscheinen. Bedenkt, daß ich es bloß mit jenen kleinen Lichtfünkchen dort oben zu thun habe, und da werdet Ihr selbst gestehen, daß solches Spielzeug sehr unschädlich ist." — „Ihr machet die Bekanntmachung dessen, was ich eigentlich begehre," rief der Pater; „laßt Euch nicht auf Nebendinge ein, nennt uns vielmehr jetzt die Entdeckung, die Ihr gemacht." Der Kopf zwischen der Thür, der auf einige Zeit verschwunden, kam jetzt wieder hervor und die Hofleute wichen zurück. „Ich habe einen neuen Planeten entdeckt," sagte der Gelehrte endlich zögernd. „So?" rief der Pater, „wie heißt er?" — „Er ist Euch sehr wohl bekannt, frommer Vater." Der Jesuit hinter dem Stuhle griff während der Pause in eine Blumenvase auf dem Fenster und ließ die Erde hoch durch die Finger fallen, so daß ein Theil derselben auf das Papier des Geheimschreibers sich hinstreute. Copernicus mußte lächeln, der Pater jedoch blies emsig die schwarzen Theilchen fort und rief verdrießlich: „Ich ihn kennen? Ihr irrt, Meister, wie soll ich das Ding kennen, das

vielleicht hunderttausend Meilen über meinem Haupte dahin läuft und dort leuchtet? wißt, daß ich die Nächte nicht bei so magerem Zeitvertreib zu durchschwärmen pflege, wie Ihr. Noch einmal, wie heißt das Ding?“ Der Gelehrte erwiderte mit heiterem Lächeln: „Herr Pater, Ihr werdet doch Euer Gemach kennen, in dem Ihr die Geschäfte des Tages betreibt, Euer Lager, auf das Ihr Euch niederlegt?“ — „Freilich, doch was soll das?“ — „Nun so kennt Ihr auch meinen Planeten; glaubt mir, Ihr seyd nicht weiter von ihm entfernt, als der kleine Sprung aus diesem Fenster in den herzoglichen Garten ausmacht.“ — „Beim heiligen Hieronymus,“ schrie der Pater, „ich glaube, Ihr unterfangt Euch, Herr, im Beisein dieser würdigen Herrn Euern Spaß mit mir zu treiben?“ Ein starkes Gelächter im Kabinet. Der Geheimschreiber erhob sich ächzend, wischte sich den Angstschweiß von der Stirn und that ein paar unruhige Schritte im Gemach; dann gab er Befehle an einen Diener, der sich sogleich entfernte. „Laßt sehen!“ rief der verdrießliche Mann; „wenn Ihr nicht bekennen wollt, so wird Eurem Famulus die Zunge leichter zu lösen seyn.“ Copernicus sah mit Verwunderung auf und in das leichenblasse, verzerrte Gesicht seines armen Dieners, der, von der Wache begleitet, eben in den Saal trat und nur einen schüchternen Blick auf

seinen Meister wagte. Der Unmuth über die Behandlung seines Gehülfen stieg jezt in ihm auf. „Nun gesteh, alter Schwätzer!“ rief der Geheimschreiber dem Eintretenden zu: „gestehe, was Du neulich vor Zeugen von den Geheimnissen Deines Meisters berichtet hast. Leugne nichts, verdrehe kein Wort, sonst könnte es Dir übel gehen.“ — „Sehr verehrte Herrn,“ begann der Arme nach einer Pause, während welcher er abwechselnd seinen Herrn und die Gruppe am Tisch angesehen hatte; „ich soll gestehen? Geheimnisse soll ich offenbaren? Du lieber Gott, hier steht ja der, dem es allein zukommt, in gelehrten Dingen Antwort zu geben. Ihr habt mich trefflich bezeichnet, Ehrwürdigster, ja ich bin ein alter Schwätzer, ein Mann, der trotz seines grauen Bartes noch nicht aus den Kinderschuhen heraus ist, der nicht weiß, was er redet, und auf dessen Worte einmal für alle nichts zu geben ist.“ — „Verdammtes Gezüchte!“ brummte der Pater in den Bart; „ich möchte lieber die Stadt Bologna niederreißen und wieder aufbauen, als hier noch eine Stunde mich plagen. So halte ihm seine Sünden vor, Schreiber!“ Der Angerufene ergriff ein Blatt und trug mit eintöniger Stimme folgendes vor: „Der Famulus Giuseppi Bartelli —“ — „Ich bitte Euch,“ flüsterte der Aengstliche, „nicht Giuseppe, Joseph.

Joseph Bartel!“ — „Schweigt!“ rief der Pater von seinem Sitze aus, und der Schreiber fuhr fort: „Er bekennt, daß im Hause seines Meisters hier in Bologna gotteslästerliche Komödien sind dargestellt worden, in welchen die Personen des heiligen Vaters und der Apostel in Frauenkleidern erschienen sind: zweitens, daß sein Meister Zaubermittel erfunden, durch die er die Sonne zum Stillestehen zwingen kann; drittens, daß er machen könne, daß keine fromme Seele die Himmelsthüre finder, und daß der Wache in Bologna Nachts unter den Händen die Gauner verschwinden; viertens —“ — „Genug!“ rief der Pater, „erst antwortet hierauf, Ihr loser Mann! was habt Ihr gegen diese Anschuldigungen einzuwenden?“

Joseph wandte sich mit einer Verbeugung gegen seinen Herrn und sagte, indem jener schalkhafte Zug in seinem Antlitz wieder über Furcht und Schrecken die Oberhand gewann: „Vergebt mir, gnädigster Meister, wenn ich nun in Eurer Gegenwart von hochgelehrten Dingen Bescheid geben soll; aber Ihr seht, die weisen und ehrwürdigen Herrn da zwingen mich, den Mantel der christlichen Bescheidenheit von mir zu thun, um in meinem ursprünglichen Glanze zu erscheinen. Ja, Verehrte, es ist nicht anders, ihr seht in mir einen sogenannten grossen Mann, einen

erleuchteten Kopf, der seinem Jahrhundert vorangeschritten ist, und den man, wie alles Treffliche und Ungemeine, verfolgt und anfeindet. Das Geheimniß muß heraus. Und Ihr, Meister, so sehr ich Euch verehre, so oft ich Euch versprochen habe, vor der Welt Euch den Ruhm zu lassen, so werdet Ihr jetzt einsehen, daß dieses Bündniß nicht länger Bestand haben kann, da ich einmal doch schon aus der Schule geschwatzt habe." — „Zur Sache!" rief der Pater, „zur Sache!" — „Nun seht," hob der Sprecher wieder an: „es geht wohl manchesmal ganz gescheuten Leuten so, daß sie sich für etwas Besseres halten, als sie eigentlich sind; der Diener will gern den Herrn, der Söldner einen Hauptmann, der Laie einen gelehrten Examinator darstellen; glückt es, so erbeuten solche wohl Ehre und Ruhm, allein nur so lange, bis die wahren Kenner hervortreten und den gläubigen Haufen eines Bessern überführen. In diesem Fall einer betrügerischen Einbildung sind nun nicht allein jene denkenden Wesen aller Art befangen, sondern sogenannte leblose Geschöpfe, hinter denen man eine solche Schalkheit gar nicht suchen sollte, zum Beispiel dieses wunderliche alte Stück Schöpfung, das Geschiebe von Kies, Metall und Gewächs, auf dem wir und unsere Väter und Großväter leben und gelebt haben, diese sogenannte Erde,

tellus, oder wie ſie ſonſt heißen mag. Wer ſollte nun meinen, daß dieſe recht eigentlich vom Hochmuthsteufel beſeſſen, und daß es ihr gelungen iſt, Jahrhunderte lang die gelehrteſten Leute an der Naſe herumzuführen? Allein ihre Zeit iſt gekommen, an mir hat ſie ihren Mann gefunden. Berechnungen habe ich angeſtellt, verehrte Herrn, höchſt ſchwierige Berechnungen, gelauſcht habe ich am alten Himmelshaus, und weil das Gebäude nicht mehr ganz haltbar iſt, ſo iſt mir durch die Ritzen und Spalten allerlei ganz wunderliches Zeug zu Geſicht gekommen. Ich konnte ganz deutlich ſehen, wie ſich manche Geſtirne puzten, andere ſich ihre Narben verklebten, wieder andere die von durchſchwärmten Nächten bleich gewordenen Wangen roth bemalten; nicht ſelten hört' ich Zank und Verwirrung unter den hohen Herrſchaften, denn dieſe ſtanden ſpät auf, jene früh, die wanderten langſam mit gichtiſchen Beinen, und kamen nicht ſelten denen in den Weg, die jung und ohne Sorgen unbeſonnen dahinſchwärmten. Kurz, meine Herrn, es war oft eine wahre Schande, es mit anzuſehen. Bei der Gelegenheit kam ich nun auch hinter die Schliche unſerer alten Mutter Erde. Uns, die wir ihr im Schooß ſitzen und aus zärtlichen Rückſichten blind für ihre Schwächen ſind, uns hat ſie weiß gemacht, ſie habe am Himmelsraum den vornehmſten

Platz inne, ja, die Sonne und alle übrigen Sterne seyen nur da, um ihr zu dienen. Wie erstaunte ich nun, als ich einmal auf meinem Lauerposten gerade das Umgekehrte fand? Ich paßte ihr auf, wie sie es am wenigsten vermuthete und entdeckte die Alte, wie sie in ihrem groben Dienerkittel zugleich mit dem andern Pöbel herumtrollte. Wie sah sie da so welk und kümmerlich aus, wie demüthig erbat sie sich das wenige Licht, das ihr zukam, von der Sonne; hatte sie es aber erhalten, dann puzte sie sich schnell hell und glänzend heraus, spielte wieder die alte, übermüthige Thörin, bis die Gabe verschwendet war und sie neue erbetteln mußte. Dieses thut sie jedoch immer Nachts, wenn alle ihre Kinder schlafen, damit keines es erfahre. Allein uns Gelehrten, die, auf der Erde vertheilt, spät bei ihren kleinen Lichtern aufsitzen und grübeln, uns kann sie nicht täuschen. Dieses, meine hochverehrten Herrn, ist nun meine Entdeckung, ich sage meine, und keines andern Menschen. Wollt Ihr mir nun dafür hunderttausend Dublonen geben, so laßt sie mir und keinem andern auszahlen, und wollt Ihr mich auf den Scheiterhaufen bringen, so laßt nur mich, ich bitte Euch, Niemand anders verbrennen als mich."

Der Eindruck, den diese merkwürdige Rede des alten Mannes auf die Anwesenden machte,

gewann die Oberhand. Der Herzog war faſt ganz hervorgetreten, man ſah ihn herzlich lachen, und natürlich theilte auch ſein Hofſtaat dieſe frohe Laune, obgleich die wenigſten begriffen, wohin eigentlich jene Scherze zielten. Copernicus ſelbſt, von jeder Befangenheit, von allem Unmuth befreit, hatte auch ſeine Stimme im fröhlichen Gelächter ertönen laſſen, und nur der alte Schwätzer, der dieſe günſtige Wendung hervorgebracht, ſah kummervoll zur Erde nieder, und auf das Seltſamſte zuckte es in den vielen Runzeln ſeines klugen Antlitzes. Der Vater war zornig und durch das Gelächter jezt aufs Aeuſſerſte gebracht; er warf ſeine funkelnden Augen im Gemach umher und traf überall auf Spott, den er auf ſich bezog. „Ihr ſollt," herrſchte er dem Famulus zu, „in kurzen Worten ſagen, was Eure Entdeckung iſt." — „In kürzern Worten," entgegnete Giuſeppe, „kann ich's unmöglich ausdrücken, als: ich habe entdeckt, daß die Erde ſich um die Sonne und nicht die Sonne um die Erde dreht." — „Schreibt es nieder!" gebot der Vater, „und Ihr," wandte er ſich zum Gelehrten, „Ihr erkennt an, daß jene neue, ſo merkwürdige Entdeckung einzig von jenem Manne ausgegangen, daß Ihr durchaus keinen Theil an ihr gehabt?"

Copernicus zögerte, auf dieſe Frage zu antworten, der Stolz regte ſich in ihm, er war

entschlossen gewesen, die Früchte so vieler Anstren-
gungen und durchwachten Nächte in einem raschen,
kurzen Geständniß der Welt hinzugeben; dann
wieder traten während Josephs Rede warnende
Geister ihm nahe, die Stimmen seiner Freunde
wurden laut, und jezt, wo es noch in seine
Macht gegeben war, die gutmüthige, aufopfernde
Fürsorge des Alten abzulehnen, jezt verwirrte ihn
dessen bittender Seitenblick, der Ausdruck von
Sorge und Bekümmerniß, der auf dem Antlitz
des jungen Jesuiten lag, und endlich der leise,
abmahnende Wink, den er in der Miene des
Herzogs zu lesen glaubte. Er antwortete daher,
daß er wohl wisse, wie sich sein Famulus mit
gelehrten Dingen schon frühe abgegeben, daß er
ihm dankbar sey für manche geleistete Hülfe, und
daß er ferner nicht zweifle, jene Entdeckung könne
auch wohl Joseph Bartel gemacht haben. „Recht
so!“ rief der Alte freudig, „gesteht nur immerhin
jenem armen Joseph Bartel auch einiges Ver-
dienst zu, und wollt nicht immer Alles selbst ent-
deckt und gemacht haben; und nun, ihr Schrei-
ber, sezt jenes Bekenntniß nur aufs Papier.“ —
„Halt!“ rief der Pater, „Ihr habt noch immer
nicht auf die ersten Beschuldigungen geantwortet.“
Im Kabinet wurde wieder gelacht und man ver-
nahm die Stimme des Herzogs, die da rief:
„Hört, hört, was wird er nun antworten?“ —

„Ach, ehrwürdiger Herr!“ rief Bartel, „ich kann Euch versichern, daß wir im Hause des Meisters nichts als eine lustige Kinderkomödie aufgeführt haben, und daß in derselben weder gegen den Staat, noch gegen die Kirche das Geringste vorgekommen, und was nun vollends jene Anschuldigung betrifft, als könne ich die Gefangenen den Wachtmeistern und Büttelu entziehen, so seht Ihr's ja an mir; ich habe ihnen nicht entgehen können, und wahrlich, verstände ich ein solches Kunststückchen, so stände ich nicht hier.“ Der Herzog lachte, er schloß die Thür und mit seinem Verschwinden war auch dieses sonderbare Verhör beendet. Die Schreiber packten ihre Schriften zusammen, und der Pater verließ mit dem Jesuiten den Saal, nicht ohne vorher auf den Meister und seinen Famulus einen finstern drohenden Blick zu werfen. Joseph wurde wieder von der Wache fortgeführt, die es nicht gestattete, daß er mit seinem Herrn noch einige Worte wechselte.

In der Einsamkeit seiner Gemächer angelangt, fand Copernicus Zeit, das Geschehene im Geiste zu ordnen und zu überdenken. Die Nacht überraschte ihn noch am Arbeitertische. Das Fenster vor demselben war mit einem kleinen Balkon versehen, der auf eine enge, finstere Seitengasse ging. Der Anblick des klaren gestirnten Himmels, für den Gelehrten immer und in seiner

jetzigen Lage doppelt erquickend, wurde ihm durch die hohen gegenüberstehenden Häuser faſt entzogen; dennoch ſuchte er einzelne ihm beſonders liebe und vertraute Sternbilder, und war in ihrem Anſchauen vertieft, als ſich unten in der Gaſſe Jemand mit leiſem Huſten vernehmen ließ. Der Gedanke, es könne einer ſeiner Freunde ſeyn, bewog den Gelehrten, die Lampe zu ergreifen und hinabzuleuchten; aber wie entſezte er ſich, als ihm aus der Finſterniß unten die gräßliche beinerne Larve eines Todtenſchädels entgegengrinete. Der Kopf ſtarrte aus den weiten Falten eines ſchwarzen Mantels hervor und dumpf ertönten die Worte:

Kennſt du die Hand, die dich verfolgt,
Die ſchwerverrathne Erde rächend?
Wohin du fliehſt, du entgehſt ihr nicht!

Der Meiſter trat zurück, er ſchloß das Fenſter, und die Lampe an ihren Ort ſtellend, ging er jezt ſchweigend auf und ab. Sein klarer Blick, vor ſich hinſchauend, ſchien die Nachtgeſpenſter, die ſich um ihn ſammeln wollten, zu zerſtreuen. „Ich hätte nie hieher kommen ſollen!“ rief er bei ſich ſelbſt; „weht nicht in dieſem Lande ein geiſtiger Scirocco, der aus den glühenden Wüſten des Aberglaubens kommend, jede geſunde Erſcheinung des Lebens wie der Wiſſenſchaft mit

Tod anhaucht?“ Der Hauptmann im Vorgemach trat jezt anmeldend herein und ihm folgte jener junge Jesuit, der sich mit abgemessenem Gruße dem Meister näherte. Auf seinen Wink verließ der Offizier das Gemach und jezt warf sich der junge Mann mit dem Ausdruck einer stürmischen Zärtlichkeit und Verehrung an die Brust des ältern Freundes. „Versonnen!“ rief dieser, „was bringt Euch so spät noch zu mir?“ — „Sorge um Dich,“ entgegnete der Jüngling: „Du mußt fliehen, mußt Bologna verlassen, ehe drei Tage dahin gehen!“ — „Ihr scherzt, habt Ihr nicht heute selbst mit angehört, wie leicht, wie scherzend jedes Bedränguiß sich gelöst hat?“ — „Glaube das nicht!“ rief der Jesuit, und eine hohe Röthe färbte seine Wangen; „die Klugheit, die unübertreffliche List des Alten hat Dich heute gerettet; er hat als Dein guter Engel Dich von jedem Geständniß abgehalten. Aber meinst Du, daß sich Deine Feinde alle so grob täuschen lassen werden, wie jener boshafte Mönch? Denke an den allgewaltigen Beichtvater des Herzogs, ihn, den Du in der Gunst seines Herrn so verdrängt hast; denke an den Prior des Franziskanerklosters, dessen stolze Unwissenheit Du einst in einem gelehrten Disput vor seinen Untergebenen in ihrer Blöße aufgedeckt! Ach, denke an Deine große Entdeckung selbst und an die Zeit, in der

wir leben!“ — „Wie?“ rief Copernicus erstaunt, „auch Euch, Personner, erscheine ich als ein ketzerischer Fantast?“ — „Mann des Geistes!“ entgegnete der Jüngling mit Begeisterung, „wunderbarer, räthselhafter Sterblicher, der Du, ein mächtiger Gigant, den Himmel erstürmt hast! unbegreiflicher Geist, Lehrer kommender Jahrhunderte! laß mich Dein Vertrauter, Dein Bewunderer seyn! Unerhörte Dinge geschehen vor unsern Augen, was der ausgebildetste Verstand für ein Mährchen erklärt hätte, wird zur großen, unumstößlichen Wahrheit und hinabsinkt, was Jahrhunderte im Glauben bekannten, worauf die ergraute Welt als auf ein Evangelium baute, hinabsinkt es zu einem kindischen Ammenmährchen, und dieses Werk ist das Werk eines Mannes, eines schwächlichen, aus Staub zusammengesetzten Geschöpfes, gebrechlich wie wir alle, ein Sandkorn am Ufer des Meeres! Und mir, o Himmel, gönnst du das Entzücken, diesen Mann umarmen zu dürfen, das entflogene Auge zu schauen, am Busen zu ruhen, der das Schicksal kommender Geschlechter bewahrt, die Hand zu drücken, die das Weltgebäude anders gerückt hat!“ — „Ihr schwärmt,“ rief Copernicus, als der junge Poter inne hielt, „doch Ihr schwärmt auf eine Weise, die mir willkommen seyn muß; gleichwohl, mein Freund, bleibt es Schwärmerei: was

ich gefunden und aufgedeckt, hätte früher oder ſpäter auch ein Anderer gefunden, ja Ihr ſelbſt waret durch Eure eifrigen Forſchungen nahe daran.“ — „Still!“ rief der Jeſuit, „ſtill! nichts von dem!“ Er ſah ſich im Gemach um, ob Niemand lauſchte. „Seltſam!“ begann der Meiſter wieder; „weiß ich denn nicht nach Euren eigenen Worten, aus Euren Angaben und Mittheilungen, wie weit Ihr ſchon gediehen wart?“ Der junge Mann ſtürzte zu den Füßen des Gelehrten: „Bei den Wunden Chriſti!“ rief er leidenſchaftlich, „wollt Ihr mich wahnſinnig machen? Ich weiß nichts von jenen Forſchungen, nie hab' ich ein Wort mit Euch über dieſe Dinge geſprochen!“ Copernicus erhob ſich unwillig und drohend, der Jeſuit umklammerte ſeine Knie, ſeine Wangen waren bleich, die Lippen bebten. „Ehe Du mich als Theilnehmer Deiner Entdekkungen nennſt, ehe ſtoße einen Dolch in dieſe Bruſt!“ Der Meiſter ſtand ganz verwundert. „Schöne, herrliche Seele, durch Kindeslächeln und Einfalt, wie durch weiche, ſüße Fittige geſchirmt!“ rief der junge Mann, indem er ſich bittend überneigte; „Du ſpielſt mit Sonnenſtrahlen wie mit Blumen, und weißt nicht, daß das grobe irdiſche Auge der Welt an jenen Strahlen, die Du ihnen lächelnd reichſt, erblindet! — Wußte ich's doch,“ rief er träumeriſch lächelnd

vor sich hin, „damals, als Du mir zum erstenmal erschienst am Ufer des Arno, dahinwandelnd, gleich einem großen seligen Schatten der Vorzeit, die Blicke hinaufgewendet in unermeßliche Räume und in's verwandte Antlitz des Himmels; sagte mir nicht damals schon eine Stimme: diesem Manne; diesem Gott in irdischer Gestalt, ihm strebe nach, er wird einst einen großen Namen tragen, und ich hörte die Blumen, die irdischen Sterne, zusammenklingend Deinen Namen lispeln."

„Junger Freund!" rief Copernicus, „ich fasse weder Eure zu große Begeisterung, noch Eure übertriebene Furcht." — „Unglückseliger! seyd Ihr denn so blind für die Verhältnisse der Welt? Euer Ausspruch ist wenig verschieden von dem des Antichrist, vernichtend, umstürzend, was der Glaube vieler Jahrhunderte gewesen, was die Satzungen der Kirche angenommen und bestätigt, worauf eine ganze ehrwürdige Reihe von Päbsten bestanden; Kaiser, Könige und Fürsten, hocherleuchtete Männer des Staats und der Kirche, deren Namen staunende Ehrfurcht allen kommenden Zeiten einprägt, alle haben die Wahrheit des Satzes anerkannt und sind im Glauben an den Satz gestorben, den Ihr jezt umstoßt. Rasender, habt Ihr dieses bedacht?" — „Ihr seyd ein leidenschaftlicher, kranker Mann!" rief der Meister und löste seine Rechte aus der umklammernden Hand

des Religioſen, der ihn noch immer mit flammendem Auge und hoch gehobenem Arm anſah; „Ihr widerſprecht Euch ſelbſt, ſoll ich nun Eurer frühern Begeiſterung oder Eurem jetzigen Haß glauben?“ — „Haltet beide für wahr,“ entgegnete der Jüngling, „ſie ſind beide marternde Flammen dieſer Bruſt.“ Er verhüllte ſein Antlitz und ſezte mit dumpfer Stimme ſeine Rede fort: „Ich verbarg Euch, Meiſter, die finſtern, drohenden Anfälle, die ich damals erlitt, als ich noch mit Euch arbeitete, wenn ich in der Stille meiner Studierkammer, beſchäftigt mit jenen verbotenen Dingen, mit Schaudern inne ward, daß ich immer mehr mich vom Glauben entfernte. Damals in der Einſamkeit lag ich über meinen Büchern oft in Thränen der Buße aufgelöst und bat den Himmel die Beleidigung ab, die ich ihm durch verbotenes Forſchen nach dem, was er gütig dem erdgeſchaffenen Auge verbirgt, angethan. O Meiſter! wie verderblich iſt jenes Wiſſen, wie zerſtörend das Gelüſte, Geheimniſſe zu ergründen und zu offenbaren!“ Copernicus hatte während dieſer lezten Worte die Farbe gewechſelt, in ſeinem Auge brannte die lebhafte Flamme des Unwillens. „Genug!“ rief er, „genug! wenn Ihr ſelbſt ſo ſprecht, Beſonnet, dann muß ich ja faſt glauben, daß mein Leben gefährdet iſt, und alle jene als thöricht abgewieſenen Beſorgniſſe treten mir wieder

nah.“ — „So willst Du also fliehen? Du willst Dich uns, deinen Rettern, anvertrauen?“ — „Verlaßt mich jezt,“ entgegnete der Gelehrte; „es ist Euch gelungen, die Ruhe aus meinem Gemüthe zu verscheuchen; ich muß Zeit haben, um wieder zu mir selbst kommen zu können; verlaßt mich, ich bitte Euch, und erwartet morgen nähern Bescheid.“ Der Jesuit entfernte sich und der Meister blieb allein. Eine Stunde ungestörten Nachdenkens kostete es, und er war fest entschlossen, seine Wohnung nicht zu verlassen, um durch eine verdächtige Flucht sich und seiner Sache nicht zu schaden.

Es war in der Nacht des zweiten Tages hierauf, als gegen die Morgenstunden der Gelehrte, aus dem Schlummer aufgeschreckt, ein anhaltendes, tobendes Geschrei vernahm, welches den Pallast umtönte. Ans Fenster eilend, sah er wilde, unbändige Haufen Volks durch die Gassen schwärmen, zwischendurch Soldatenabtheilungen, die sich vergeblich mühten, jene zur Ruhe zu bringen; eine Prozession, aus einer nahen Kirche hervortretend, stob wild e[illegible] einander, und mehrere der Geistlichen in ihr[illegible] fliegenden Oberkleidern retteten sich in die enge Seitengasse, die der Wohnung des Gelehrten am nächsten war. Aus dem verworrenen, dumpfen Gelärm konnte dieser nur so viel merken, daß ein Vorfall im Pallast Ursache

dieſer Bewegung ſey. Als er jezt die Blicke wieder auf die Gaſſe richtete, drängte ſich ein Schreckensſchrei aus ſeiner Bruſt, er erkannte, von einem wilden Haufen eingeſchloſſen, ſeinen alten Famulus, Joſeph Bartel, der mit noch ein paar andern unglücklichen Schlachtopfern, mehr geſchleppt als geführt, ſich über den Platz, der die beiden angrenzenden Straßen verband, hinüberbewegte. Er wollte ihn beim Namen rufen, Hülfe herbeiſchreien! doch im nächſten Moment erkannte er, wie nutzlos dieſes ſey, ja wie jede auffallende Handlung jezt ſeine eigene Sicherheit in Gefahr bringen könne. So mit ſich ſelber kämpfend, ſeinen Muth und ſeine Entſchloſſenheit zuſammennehmend, ſtand er noch auf dem Abſatz des Fenſters, als die Bewegung unter demſelben und auf dem Platze ſich verſtärkte und ſich ihn zum Gegenſtand ihrer erhöhten wilden Thätigkeit auserſah. Scheltende Stimmen tönten nahe in ſein Ohr, tauſend und aber tauſend Blicke richteten ſich auf das Fenſter, und ſchon begannen Steine dagegen zu fliegen. Eine Geſtalt, in eine Kutte gehüllt, warf ſich durch die Menge, drang vor bis an die Mauer und ſchleuderte, indem ſie die eiligen und aus der Umhüllung nur dumpf hervortönenden Worte ſchrie: „Fort, fort vom Fenſter!“ einen mächtigen Stein in's Gemach, der polternd zu den Füßen des Gelehrten niederfiel.

Dieser wurde kaum die Papiere gewahr, welche den Stein umhüllten, als er begierig darauf losstürzte und seinen Fund besichtigte. Er enthielt von Battista's Hand folgende Worte: „Dein Schicksal hat die allerböseste Wendung genommen. In der Nacht ist ein Mordanschlag auf den Herzog vollführt worden; Deinen Feinden ist es gelungen, Dich und noch ein paar hier lebende fremde Gelehrte als Mitschuldige des Verbrechens verdächtig zu machen und der Wuth des Volks zu überantworten. Die Inquisition streckt ihre Krallen nach Dir aus, so wie sie den armen Joseph Bartel schon ergriffen hat; nur eine klug und vorsichtig angestellte Flucht kann Dich retten. Wir sind hiezu schon gerüstet; durch den Klumpen geschmolzenen Goldes, der in diese Papiere gehüllt ist, mußt Du Deinen Wächter zu bestechen suchen; da sie Dich hier Alle jezt für einen Schwarzkünstler halten, so kannst Du den Offizier, der, wie alle Trabanten des Herzogs, habsüchtig ist, glauben machen, daß Du die Kunst besitzest, Gold zu machen; vielleicht flieht er dann mit uns in Erwartung noch grösserer künftigen Schätze. Halte Dich in einer Stunde bereit; während die groſse Feierlichkeit die meisten Menschen in die Kirche lockt, der Pallast und die Wachen noch in Verwirrung sind, wird uns

unſer Vorhaben gelingen. Wir hoffen und beten darum zu allen Heiligen.“

Die Unruhe, in der ſich der Gelehrte befand, erlaubte ihm erſt nach einer Weile, die Hüllen der für einen Stein gehaltenen Maſſe vollends abzuſtreifen, wo ihm nun das koſtbare Unterpfand der aufopfernden Fürſorge ſeiner Freunde in die Hände fiel. Allein die drängende Zeit ließ nicht viel Betrachtungen; er trat an ſeinen Tiſch, ordnete die wichtigſten Papiere, die er mitzunehmen beſchloß, und war eben im Begriff, an den Jeſuiten Perſonnet ein freundliches, dankendes Lebewohl zu ſchreiben, als dieſer, gefolgt von dem Offizier, in's Gemach trat. Seine Miene war ſtreng und die Stimme befehlend, mit der er dem Meiſter zurief, ſich ſogleich anzuſchicken, ihm in das Franziskanerkloſter zu folgen. „Herr, Euer leztes Stündchen hat geſchlagen!“ flüſterte der Offizier dem Gefangenen zu. Der Jeſuite ſchritt voraus, ungehindert und ohne ſich umzuſchauen, durch alle Säle und Gänge. Copernicus fühlte ſich auf das Schändlichſte verlaſſen und verrathen; Schrecken, Todesangſt und Verwirrung bemächtigten ſich ſeiner; mit Mühe ſuchte er ſo viel Faſſung zu erringen, um dem Hauptmann, der ihm immer dicht zur Seite ſchritt, jenes Anerbieten zu machen; doch als er zu dieſem Zwecke das Klümpchen Gold

hervorholen wollte, überfiel ihn der beschämende Gedanke, daß er sich jezt wirklich zu dem elenden Gaukler herabwürdige, für den die unwissende Menge ihn hielt. Doch hier half kein langes Zögern; schüchtern fing er eben die Unterhandlungen an, als der Jesuit sich plötzlich umschaute und das Gold gewahr wurde. „Wer es wagt, von einem zum Tode verdammten Ketzer etwas anzunehmen," herrschte er dem Hauptmann zu, „der wird mit ihm gerichtet." — „Die Heiligen bewahren mich vor diesem Verbrechen!" flüsterte jener.

„Das ist also Dein Freund, Dein Schüler!" rief Copernicus bei sich mit Bitterkeit; „so lohnt sich Liebe, Treue, Anhänglichkeit in diesem Lande!" Der Jesuit schien die lezten Worte gehört zu haben, er hielt an in einem dunkeln Gange und winkte den Gelehrten näher zu sich. Hier, im Schatten der Mauer, dem Hauptmann versteckt, ergriff er die Hand des unglücklichen und verehrten Mannes, und sie mit Wärme an seine Brust drückend, rief er: „Schelket dieses Land nicht, Meister! es gibt auch hier Herzen, die fähig sind, für eine große, erhabene Idee zu schlagen. Seyd unbesorgt, Ihr seyd gerettet; um Euch zu nützen, mußte ich mich für Euern erbittersten Feind ausgeben." Copernicus schloß mit stummer Rührung den wiedergefundenen Freund in die

Arme. „Verhaltet Euch ruhig in diesen Gemächern, bis die eingetretene Dunkelheit mir vergönnt, Euch zu den Eurigen, denen ich bereits Kenntniß von Eurem Schicksal gegeben, zu führen.“ — „O, noch ein Wort!“ rief der Gelehrte; „ehe Ihr geht; sagt mir, was ist aus meinem treuen Joseph geworden? werd' ich ihn bald wieder sehen?“ Der Jesuit schüttelte das Haupt: „Ueberlaßt ihn seinem Schicksal, nur so kann es mir gelingen, Euch zu retten; er hat auf seiner Aussage bestanden und hartnäckig alle Schuld auf sich genommen; er hat sich für Euch geopfert.“ — „Der Himmel verhüte, das dies geschehe!“ rief Copernicus. „Eilt, verehrter Freund, eilt, thut Euer Möglichstes für ihn, überlaßt mich meinem bösen Sterne!“ — „Ich kann nur Einen schützen und retten!“ entgegnete eilig und besorgt der Jüngling; „haltet Euch ruhig, in wenig Stunden sehe ich Euch wieder.“ Er führte den Gelehrten in ein kleines, enges Gemach und entfernte sich; der Hauptmann nahm seinen Platz vor der Thüre ein.

„So ist denn erfüllt,“ rief der Meister bei sich, indem er den Blick auf die dicken schwarzen Mauern seines Gefängnisses richtete, „was jene finstere, wunderbare Prophezeihung mir an jenem Abend ankündigte: aus dem Schooße des Glücks, der Ruhe und Heiterkeit hat mich der tückische

Dämon geschenckt, um in dieses Grab mich herabzustoßen! Und werde ich das Licht der Sonne, das Antlitz der Meinigen jemals wieder sehen? So hätte ich umsonst gelebt und gewirkt!“ Bei diesem Gedanken, dem empfindlichsten und schmerzhaftesten, den seine Seele beherbergte, brachen die Thränen aus seinen Augen und er sank, das Haupt auf die Hand gestüzt, seufzend auf die Ruhebank nieder. Die tiefe Einsamkeit, die Stille des Grabes, die ihn einschloß, ließen seinem Geist volle Freiheit, sich in's Reich der gefürchteten Möglichkeiten zu verlieren; abgespannt von dieser quälenden Beschäftigung, ermüdet von den angreifenden Begebnissen des unruhigen Tages, versank er in jenen Halbtraum, in dessen geheimnißvollem Zustand sich oft prophetische Bilder der Zukunft mischen. Dem geistigen Auge des Gelehrten schwebten jezt die frühern Scenen seiner Kindheit vor. Er fand sich am Ufer der Weichsel; neben ihm wandelte sein früher Lehrer und väterlicher Freund Regimontan; er zeigte dem staunenden Knaben die unermeßliche Sternenschöpfung, welche in ihrem leuchtenden Glanze sich über ihren Häuptern hinverbreitete und ihren Widerschein auf den dunkeln Wellen des Flusses schweben ließ. Entzücken, Ahnung und süße Schauer füllten die junge Brust, mit dem ersten feurigen Wunsche einer noch ungebeugten Seele

ſtrebte ſie nach oben. Da ſtiegen aus den Nebeln des Horizontes finſtere Wolken empor und verhüllten immer mehr und mehr die herrliche Schaubühne; der Knabe fing an zu weinen, er hätte mit den kleinen Händen die dunkle Decke hinwegreißen mögen; doch Regimontan ſagte mit gütigem Ernſt: „Harre aus; der, der dieſe Nebel ſteigen läßt, wird ſie auch wieder ſich zerſtreuen heißen; eine dunkle Zeit iſt für den Kampf der Geiſter erſprießlich! Sieh hin, die Namen derer, die aus der Verwirrung, aus der Bedrängniß ihrer Zeit ſiegreich hervorgegangen!“ Der Knabe richtete ängſtlich ſeine Blicke nach oben, der Wolkenſchleier flog zerriſſen nieder, und welch ein liebliches Wunder! die Sterne flammten und ſpielten durcheinander, bis ſie ſich zu herrlichen Namenszügen formten: es waren die Namen derer, die ein großes Verdienſt erſt ſpät anerkannt ſahen, es waren die Schöpfer und Verbeſſerer der Sternkunde. Seltſame, ſagenhafte Namen aus dem grauen Alterthume Egyptens führten den Zug an, ihnen folgten arabiſche, chaldäiſche Weiſe, dann in leuchtendem Glanze griechiſche Philoſophen. Kein verehrter Name fehlte von jenen Egyptiern, die Martian Capella aufgeführt, des Ptolemäiſchen Syſtems glänzenden Stützen, Pythagoras, Ariſtoteles, Platos, Hipparchs und Archimedes Weisheit, dann die

dem Gelehrten so theuren Namen Nicetas, Heraclides, Ekphontus, sie, die in ihren Schriften vorahnend seine große Entdeckung schon angedeutet, sie, die gleich ihm von ihrer Mitwelt verkannt, vergessen und verhöhnt wurden. Der Knabe lauschte noch verwundert, als er einzelne Sterne sich zu einem neuen Namen formen sah; er forschte den werdenden Zügen nach, begierig, den neuen Gegenstand der Liebe und Verehrung kennen zu lernen, als er mit staunendem Schrekken seinen eigenen Namen erkannte. Die Besinnung drohte ihm zu schwinden; er wollte sich an Regimontans Seite halten, doch dieser hatte sich wegbegeben. Allein, verlassen von aller Welt, mit seinem Entzücken, seinem Schmerz und seinen Zweifeln sich selbst hingegeben, stand er da. Mit diesem quälenden und doch erhebenden Bewußtseyn erwachte er. Versonnet stand vor ihm. Der Meister warf sich an seine Brust. „Jezt führt mich zum Tode!“ rief er; „ich weiß, ich weiß, daß ich lebe!“ Der Jesuit faßte ihn tröstend und beruhigend; sorgsam empfahl er ihm Stille und Besonnenheit. Beide traten jezt ihren Weg an, nachdem der Hauptmann auf Befehl des Paters am Eingang des Vorgemachs zurückgeblieben. Dunkelheit herrschte schon auf der Gasse; doch unter der Decke derselben schlich Verrath und Tücke mordgierig umher. In die Kutte gehüllt,

die ihm Verrſonnet gegeben, ſchritt der Gelehrte mit klopfendem Herzen den wohlbekannten Weg dahin; endlich ſchimmerten die Lichter ſeiner Wohnung; er glaubte ſich am Ziele, als er mit Staunen den Jeſuiten vorbeilenken ſah. „Die Deinigen befinden ſich nicht mehr in dieſen Mauern," ſagte der junge Mann; „ſie haben ſie verlaſſen, und das Volk beruhigt ſich, indem es Dich und Deine Familie im Gefängniß weiß. Doch erſchrick nicht, hier in dieſem kleinen baufälligen Hauſe wirſt Du ſie finden. Sie erwarten Dich um dieſe Stunde; Alles iſt zur Flucht bereitet. Eile, mein väterlicher Freund; fände Dich die morgende Sonne noch in Bologna, ſo hätte ich keine Mittel, Dich ferner zu ſchützen." Mit dieſen Worten wandte der Jüngling ſein Antlitz weg, Thränen fielen auf die Hand des Gelehrten. „Du willſt mich doch nicht verlaſſen, mein Freund und Schüler?" fragte dieſer bange. — „Suche zu vergeſſen," war die Antwort, „was ich Dir einſt geweſen; vergiß es zu Deinem, wie zu meinem Heil!" Er drückte noch einmal die ihm dargebotene Hand und war in der Dunkelheit verſchwunden. Der Meiſter blickte ihm trübe nach; indeß wurde es in der kleinen Hütte lebendig, man ſah ein Licht erſcheinen, flüſternde Stimmen ließen ſich hören, und endlich traten drei Geſtalten hervor, die, ſo viel es die

schwache Hellung, die aus dem Fenster drang zuließ, sich ängstlich umschauten.

Copernicus erkannte die beiden Muhmen; doch waren auch sie wunderlich verhüllt und seltsam gekleidet; er stand dicht neben ihnen, ohne daß sie ihn, durch die Kutte getäuscht, erkannten. Als er sie bei Namen rief, stürzten sie mit einem Freudenruf auf ihn zu. Frau Genevra klagte sich bitter an, daß sie durch jenes Schauspiel die unschuldige Ursache so vielen Elends geworden; auch Fräulein Therese schalt sich und ihre Unbedachtsamkeit; die Klagen und Entschuldigungen der Weiber schienen kein Ende nehmen zu wollen, bis endlich Battista hervortrat und ernstlich an's Fortgehen mahnte. Der kleine Zug ordnete sich in der Stille und Dunkelheit, ein treuer Führer stellte sich an die Spitze; das Gepäck, so viel man davon mitnehmen konnte, war unter des jungen Pauls Aufsicht schon einige Stunden früher abgesendet worden. Des Gelehrten Bücher, die kostbarsten und wichtigsten derselben, hatte Frau Genevra sich nicht nehmen lassen, selbst zu tragen, indem sie sie unter ihren weiten Mantel verbarg. Battista stützte seinen Freund, und beide Männer schritten in tiefer Rührung stillschweigend neben einander. Copernicus dachte schmerzlich an seinen treuen Diener, er hatte noch zuletzt mit Personnets Hülfe seine Befreiung zu

erreichen getrachtet, und nur als dieser geradezu und auf's Bestimmteste jede Dienstleistung der Art von sich wies, suchte er sich jezt mit dem traurigen Gedanken vertraut zu machen, den guten Alten nicht mit in's Vaterland zu bringen.

Als sie sich dem Thore näherten, versperrte ihnen ein Volksgedränge den Weg; Waffen glänzten, Geschrei ertönte und zwischendurch ein wilder Jubelruf, Fackeln warfen ihr rothes, zweifelhaftes Licht auf die bewegten Gruppen. Unsere Flüchtlinge suchten sich an der Mauer hinschleichend Bahn zu machen. Da rief eine Stimme: „Seht, seht einen der fremden Zauberer und Giftmischer, die unserem Herzog das Leben genommen!“ — „Wo, wo?“ schrieen andere, „Der geschlossene Haufe that sich auf und von den Häschern geführt, wurde Joseph Bartel sichtbar. Ihm zur Seite schritt jener blasse Mönch aus der Klosterhalle mit hoch gehobenem Kruzifix und fliegendem Gewande, der Laienbruder und der dicke Waffenschmied zeigten sich im Gefolge; voran aber schwankte eine Gestalt, die mehr dem Tode als dem Leben anzugehören schien. Den blassen, todtenähnlichen Schädel umflatterten graue, spärliche Locken, im rothen Schein der Fackeln sprühten zwei finstere, tiefliegende Augen aus ihren Höhlen hervor ihr fürchterliches Feuer, und eine Stimme, die aus dem Grabe hervorzutönen schien, rief:

„Herbei, herbei, Mann oder Weib, zu schauen die Ketzer, die Erd' und Himmel verrathen haben!“ Das entsetzliche Schauspiel machte, daß die Flüchtlinge unwillkührlich stehen blieben und ihre Blicke darauf wendeten; Copernicus erkannte nicht sobald seinen Diener, als er einen Schrei des Schreckens ausstieß; zum Glück erstarb er ungehört im allgemeinen Lärm. Die Gruppe machte Halt und den armen Schlachtopfern wurde eine kleine Erquickung gereicht; der Laienbruder ließ es sich nicht nehmen, seinem frühern treuen Kunden noch den lezten Trank zu reichen. Joseph nahm ihm das Gefäß aus der Hand und wollte eben einen Zug thun, als seine Blicke denen seines Herrn begegneten, und entsezt fiel die Schaale aus seinen Händen. In dem Moment hatte jener Wahnsinnige auch den Meister erkannt und mit einem Sprunge auf seine Beute zustürzend, sie mit beiden dürren Armen fassend, schrie er laut:

„Du mehr als Schändlicher, den meine Zung' nicht nennt,
Weil deines Namens Klang gleich Schwefel sie verbrennt!
Wohin du fliehen magst, entgehen wirst du nicht
Der tiefverrathnen Erd' und ihrer Rachepflicht!“

„Hier seht Ihr den Hauptketzer!“ schrie er, seine tolle Rede gegen die Menge fortsetzend, indem er den Meister umklammerte und sich wie der

Tod würgend an ihn hängte, so daß Baniſtae, der Frauen Bemühungen, den unglücklichen Freund zu befreien, fruchtlos blieben. Sie wurden von der Wache zurückgedrängt, der Franziskaner bemächtigte ſich ſeines Opfers und führte es vor Bartels Augen. „Geſtehe, Elender!“ rief er dieſem zu, „wer iſt dieſer Mann und warum entſetzteſt Du Dich vor ſeinem Anblick?“ Das Antlitz des Alten, indem er den Meiſter anblickte, drückte jezt die größte Ruhe und Unbefangenheit aus; das Geſchrei der Menge wich einer tiefen Stille, und Aller Blicke waren auf die Hauptperſonen der nächtlichen Gruppe gerichtet. „Was fragt Ihr mich!“ rief jezt der Famulus, „ich kenne den Mann nicht, habe ihn nie geſehen.“ — „Du ſollſt Deinen Herrn und Meiſter nicht kennen?“ rief eine Stimme aus dem Haufen, „den fremden Teufelsbanner, der mit Dir gefangen worden?“ — „Geſtehe!“ rief der Mönch, „Du kannſt Dein Leben retten, wenn Du eingeſtehſt.“ — „Ei, hochwürdiger Herr,“ entgegnete Bartel, „Ihr fangt Eure Sache ſehr klug und fein an; wäre ich nun ein Schurke und Schelm, was ich zum Glück nicht bin, ſo brauchte ich jezt nur zu ſagen: ja, der da iſt Copernicus, mein Herr und Meiſter, und ich wäre frei, und jenen armen, friedfertigen Reiſenden koſtete es Hals und Kragen; aber wir Teufelsbanner und

Magier sind ehrliche, treffliche Leute, die dadurch sich von den sogenannten anständigen, moralischen, in Amt und Würden stehenden Menschen unterscheiden, daß sie noch eine kleine Scheu vor Lügen, Betrügen, Morden und Verbrennen haben. Fragt den guten Mann selbst, er wird ja am besten wissen, wer er ist und was er will." — „Ihr irrt Euch Leute!" riefen mehrere Stimmen, „der Pilgrim da ist erst heute in die Stadt gekommen." Der Wahnsinnige überschrie alle, indem er sich auf den Boden hinwarf, seinen Leib in Zuckungen umherwand und die schwärzesten Flüche und Anklagen gegen den Gelehrten ausstieß. „Wer Ihr auch seyd," rief der Mönch, indem er der Wache einen Befehl ertheilte, „Ihr erscheint verdächtig, und ich befehle Euch, mir zu folgen." Diese Worte tönten einem Donnerschlag gleich in das Ohr Battistas und der Frauen; diese rangen jammernd die Hände, wirklich schien Alles jetzt verloren. Der Zug ordnete sich wieder, schwankend und in wilden Sprüngen tanzend, bewegte sich die dürre Gestalt des Wahnsinnigen im Scheine der Fackeln, aus seinem Munde tönten wieder jene grausigen Anklagen und Flüche. Dem Meister erschien alles um ihn als Wahnsinn, Zerstörung und Entsetzen, er war kaum seiner Besinnung mächtig. Als man um die Straßenecke biegen wollte, kam ein Reiter mit

einer Begleitung angesprengt, die Menge wich ihm aus. „Der junge Herzog!“ riefen mehrere Stimmen; „macht Platz!“ Copernicus blickte auf, er erkannte den Prinzen Benedetto und rief ihn an, als jener, durch's Gedränge aufgehalten, nahe bei ihm hielt. Der Fürst erblickte kaum den in harter Bedrängniß Schwebenden, als er, sogleich mit scharfem Auge des Geistes die Lage der Dinge auffassend und überschauend, dem Zug ein donnerndes Halt zurief.

„Wie kommt Ihr hierher, Anselm? ich glaubte Euch schon nahe bei Rom auf Eurer Pilgerfahrt,“ sezte der Prinz, mit gütiger Stimme zum Meister gewendet, hinzu. „Wie? und in dieser Begleitung!“ Der dicke Waffenschmied hatte allein den Muth, hervorzutreten und in einigen übel zusammenhängenden Worten den Verdacht, der gegen die Reisenden laut geworden, vorzubringen. „Nichtswürdiger!“ schrie der erzürnte Herr, „Ihr wagt es, meinen treuen Diener festzuhalten? fort mit der Wache! und Ihr, Anselm, was auch der Grund der Verzögerung Eurer Reise sey, besteigt jezt eines der Pferde und folgt mir.“ Copernicus küßte mit stummer Rührung die Hand seines Retters. Er wollte sich eben auf das vorgeführte Roß schwingen, als sich mit Geheul der Wahnsinnige an seine Knie klammerte: „Ich lass' ihn nicht!“ schrie die entsezliche Erscheinung; „ich lass'

ihn nicht, er ist mein, mir gehört er, den beleidigten Erdgeistern, die sein Gebein verschlingen wollen! Ich, ich bin der Geist der Erde, in meiner dunkeln Kammer soll er büßen, die finstersten Grotten will ich ihm aufschließen; dort soll sich in das Tosen der unterirdischen Gewässer sein Klagelaut mischen, alle Schrecken will ich gegen ihn loslassen, Jahrhunderte soll er dort unten überdauern, bis eine Steinkruste, härter wie der Diamant, seinen verruchten Leib überzieht, inwendig aber soll ewig rege der brennende, blutige Karfunkel, das Herz brennen, im peinigenden Vorwurf, in stets wacher Selbstklage!" Der Herzog hatte seinen Blick fest auf den Unglücklichen geheftet, jezt gab er einen Wink, und er wurde weggerissen.

Der Zug bewegte sich weiter und auch das Gefolge ordnete sich neu; für Battista und die Frauen war ebenfalls gesorgt worden, sie befanden sich auf bequemen Sätteln und in Sicherheit. Bald war das Thor erreicht, und erst als sich die finstern Mauern hinter ihnen schlossen, athmeten die armen Verfolgten wieder frei. Copernicus durfte neben dem Herzog reiten, und dieser sagte zu ihm, als sie in einiger Entfernung von der Stadt waren: „Erkennet verehrter Herr, in dem, was der Zufall mich vor wenig Stunden für Euch thun ließ, einen kleinen, mir sehr

willkommenen Gegendienſt für jene frohe Stunde, die Ihr mir damals, vor ziemlich langer Zeit ſchon, durch Eure günſtige Prophezeihung bereitet habt. Ich glaubte zuverſichtlich an Eure Worte, obgleich ich nicht begriff, auf welche Weiſe ſie in Erfüllung gehen könnten. Der Himmel hat meine Kleingläubigkeit beſtraft, ich trage jezt den herzoglichen Hut, und was dieſem hohen Geſchenk den größten Werth verleiht, ich bin in ſeinen Beſitz ohne Vorwurf gekommen; meine Bruſt fühlt ſich bei jenem unglücklichen Ereigniß völlig frei von jeder Mitſchuld. Mein Oheim, obgleich nie gütig gegen mich, war mir ſtets ein hochverehrtes Haupt; um alle Schätze der Erde hätte ich nicht an ſein Leben taſten wollen. Doch ſeinen vielen Feinden, unter denen jener heimtückiſche Prieſter, der Schlange gleich, die man unwiſſend am Buſen wärmt, ſich am thätigſten zeigte, ich meine den Beichtvater, der auch Euer Feind iſt, gelang jenes Bubenſtück, ohne daß ich's verhindern konnte; doch ſie ſollen ſich um den Lohn betrogen haben. Dem Alfredi, dem Sohn des Herzogs, dieſem kränklichen, halb blödſinnigen Knaben glaubten ſie die Herrſcherzügel in die Hand zu drücken, doch der Schwächling hat die Früchte dieſer Schandthat nicht erlebt; auch Giacomo, mein Vetter, der nähere Rechte als ich hatte, iſt vor wenig Tagen in einem Zweikampf

gefallen, und so ist wahr geworden, was die Sterne mir geweissagt. Ihr aber, verehrter Meister, seyd der Gründer meines Glücks.“ Copernicus lehnte diese Danksagungen auf das Ernstlichste von sich ab, er berief sich auf seine eigenen Worte damals, die der Prinz falsch gedeutet; doch je eifriger er sich von einem ihm mit Unrecht zugeschriebenen Verdienste lossagte, desto mehr bestand der junge Herr darauf, ihn mit Lob und Dank zu überschütten. „Den schönsten und glänzendsten Bestandtheil meines Glückes,“ sezte er seine Rede fort, „kennt Ihr noch nicht; doch Ihr sollt ihn kennen lernen. Schon sind wir nicht mehr ferne dem Landschlosse, wo Ihr und Eure Frauen Euch gefallen lassen müßt, für diese Nacht meine Gäste zu seyn. Wie glücklich bin ich, Euch dort vor jedem fernern Angriff des dummen Pöbels sicher zu wissen. Von dort aus gebe ich Euch ein sicheres Geleite, das Euch mit meinen besten Segenswünschen bis über die Grenzen hinausführen soll.“

Der Gelehrte dankte auf's Herzlichste. Nicht lange dauerte es, so wurden jezt die erleuchteten Fenster eines stolzen Gebäudes sichtbar, das auf einer Anhöhe, umgeben von einigen befestigten Anlagen, sich in den Nachthimmel emporhob. Die Reisenden stiegen am Thore ab, nachdem sie über eine stattliche Brücke dahingetrabt, die

Gefährten des Prinzen hoben die Damen aus den Sätteln und führten die Erstaunten und freudig Ueberraschten über die Gänge und Stiegen des Schlosses. Der Herzog war verschwunden; erst am Morgen, als seine Gäste durch einen erquickenden Schlummer von den Bedrängnissen der überstandenen bangen Tage sich in etwas erholt hatten, ließ er den Gelehrten und die Damen zu sich entbieten. Die leztern waren erstaunt über die Pracht der ganzen Anordnung, über die kostbaren Stoffe und die Prunkgefäße, die überall vertheilt stauden. Copernicus wurde jedoch vom Fürsten in ein Gemach geführt, wo eine junge Dame von außerordentlicher Schönheit sich bei seinem Eintritt aus dem Sessel erhob. „Dieses," flüsterte der Herzog dem Gelehrten zu, „dieses, Meister Copernigo, ist mein größter Schatz. Ihr seht die Prinzessin Aunonziata vor Euch, jezt noch heimlich meine Braut, bald, nach verflossenem Trauerjahr, meine Gemahlin. Jezt könnt Ihr mir glauben, wenn ich Euch meines Glückes versichere." Die Prinzessin kam mit einem gütigen Gruße auf die beiden Männer zu; sie hörte mit Theilnahme dem Herzog zu, der ihr die traurigen Schicksale des eben der Gefahr Entronnenen erzählte; auch sie hatte von diesen Begebnissen sprechen gehört, sie achtete und ehrte den Fremden, über dessen Verdienste sie aus des Geliebten

Munde so vielfache Lobsprüche vernommen. Von diesen Gegenständen ging das Gespräch auf jene Stifter des Aufruhrs über, und der Herzog erwähnte auch hier jenes Wahnsinnigen, indem er sagte: „Ich muß Euch über diesen Mann, verehrtester Meister, der sich so seltsam in Euer Schicksal eingemischt hat, ja der gleichsam als finsterer Prophet Euch dessen ganze künftige Wendung vorhergesagt hatte, noch einige erklärende Worte sagen, da ich jenen Unglücklichen in bessern Tagen wohl gekannt habe. Mein Oheim, der sich einige Zeit viel mit Erforschung geheimnißvoller Dinge abgab, und unter diesen sich auch die Kunst, Gold zu machen, aneignen wollte, pflegte Leute um sich zu versammeln, die entweder im eingebildeten oder wirklichen Besitz jener verborgenen Kenntnisse sich befanden. So brachte er einstmals von seinen Reisen jenen Roberto mit, der freilich damals nicht von ferne an das Gespenst, welches Ihr gestern sahet, mahnte. Die Versuche, die dieser nun in seiner Zauberküche anstellte, mißlangen durchaus, und es schien, als verschließe sich das Geheimniß desto hartnäckiger vor ihm, je eifriger er es suchte.“

„Es war nicht zu leugnen,“ fuhr der Herzog fort, „daß Roberto sich damals schon thöricht und verrückt zeigte; er schloß einen förmlichen Bund, wie er es nachher gestanden, mit den

Erdgeistern, die er zwingen wollte, ihm die verborgene Mischung zu offenbaren. Zwei herumziehende Magier gesellten sich zu ihm, und der Unfug wurde nun in's Große getrieben; die geistlichen Gerichte, aufmerksam gemacht, fanden Ursache, mit jenen Verirrten nach der ganzen Strenge ihrer Gesetze zu verfahren, und so ereignete sich nun mit dem Armen jene traurige Verwandlung. Der Grund seiner eigentlichen Raserei war der Gedanke, der ihn nie wieder verließ, daß er über die Erde einen Fluch ausgestoßen habe, im Unwillen, daß sie ihm ihre Schätze nicht überliefere, und daß sie, wenn er nun sterbe, ihn nicht in ihrem Schooß aufnehmen werde. Ihr findet auch jenen Gedanken in den Versen ausgesprochen, mit denen er Euch drohte und die er von seinem Zustand auf Euch übertrug. Vielleicht hatte er von den Mönchen oder Eurem Famulus von Eurer Entdeckung reden hören, und sie nun auf seine Weise phantastisch und seltsam genug aufgefaßt; vielleicht, und dieses ist mir nicht unwahrscheinlich, ist in dunklem Ahnungsvermögen ihm dieselbe Idee aufgestiegen, die sich bei Euch zum klaren Bewußtseyn gestaltete, denn er war ein gelehrter Mann, der sich auch mit Eurer Wissenschaft beschäftigte, und eine neue große Idee kann ja wohl, wenn sie sich nicht zum Besten der Welt zum Lichte

ringen kann, den umgekehrten Weg einschlagend, in die Nacht des Geistes hineinragen, wo wir dann als Wahnsinn vor ihr und ihrem unverständlichen Antlitz zurückbeben. Geht es denn mit den Dichtern anders? nur Einem von der großen Anzahl in jeder Zeit verleiht Natur oder Zufall die volle Uebereinstimmung aller Kräfte, räumt jedes, auch das kleinste Hinderniß aus dem Weg, und er darf in voller Gesundheit nach Außen hin die prophetische Stimme klingen lassen, indessen neben ihm an derselben herrlichen Gabe andere, wie an einem fürchterlichen Gifte, das jeden Keim frühe ertödtet, dahinwelken. Ihr, verehrter Meister, gehört nun gewiß nicht zu diesen leztern; zieht hin in Euer freies, schönes Vaterland, und gebt Ihr dort jene Schätze offen hin, die man Euch hier verkümmert hat, so denkt im Vollgenuß jeglichen Glückes auch zuweilen an dasjenige zurück, welches Eure tiefe Weisheit hier hat begründen helfen." Er neigte sich hiemit zu seiner schönen fürstlichen Geliebten, und ein dankendes Lächeln begegnete seinem zärtlichen Blicke.

Nach zwei in glücklicher Ruhe verlebten Tagen nahm nun der Gelehrte von seinem vornehmen Gastfreunde und Beschützer Abschied. Die Prinzessin hatte den beiden Muhmen kostbare Geschenke überreichen lassen, auch die kleine Sophie war nicht vergessen worden. Dem Meister,

als er sich die Treppe hinabwegte, wurde ein kostbar gezäumtes, stolzes Pferd vorgeführt, allein es fand sich, daß, als der Gelehrte es besteigen wollte, seinem Muth weder die Kräfte noch die Geschicklichkeit des Reiters gewachsen waren; dieser bestieg also den alten gewohnten Reisegaul, und der junge Paul genoß der Ehre, das kostbare, stolze Thier einstweilen zu zügeln. So trat nun der kleine Zug, von einigen Reitern des Fürsten eingeschlossen, die weite Heimreise an. Je näher sie den Alpen kamen, desto leichter athmete die Brust des Gelehrten, und als er jene Grenze erreicht hatte, schaute er mit einem wehmüthigen Blicke zurück auf das Land, welches er einst mit so großen Hoffnungen betreten hatte, und daß er jezt gleichsam als Flüchtling wieder verließ. Er hatte den treuen Joseph, die Rettung dieses Unglücklichen noch auf's Dringendste dem Herzog empfohlen, und so durfte er auch hier noch das Beste hoffen und erwarten. Als er nach einem Gespräch hierüber zu den Frauen zurückkehrte, fand er sie Klagen ausstoßend und in Thränen schwimmend. Der Grund dieser Betrübniß war die Nothwendigkeit, sich von dem jungen Studenten zu trennen, der jezt wieder in sein Vaterland heimkehren sollte. Der Jüngling selbst stand ungewiß und zweifelnd da, die Blicke gesenkt, die Zügel seines Rosses in den Händen; nicht

weit von ihm, hinter eine der Tanten halb versteckt, stand Sophie und trocknete sich die Thränen. Frau Genevra trat endlich zum Gelehrten, und indem sie ihn etwas bei Seite führte, sagte sie leise: „Wie wäre es, liebster Vetter, wenn Ihr jenen jungen Menschen statt Giuseppes zu Eurem Famulus annähmet? so dürfte er mit uns die Reise machen, und wenn er daheim ein sicheres Brod findet, so könnte ja wohl seine Absicht auf unsere Nichte Euch und uns eben gelegen seyn.“ — „Ihr Weiber!“ rief der Gelehrte lächelnd, „kaum sind wir der Bedrängniß und den Gefahren aller Art entronnen, so denkt Ihr schon daran, Ehen zu stiften. Nun, meinethalben, will der Bursche sein Vaterland um des Mädchens willen verlassen, so mag er's thun. Zur Wissenschaft ist aber solch junges Blut lange noch nicht tauglich. Weiß ich's doch selbst! in seinen Jahren waren mir die liebsten Sterne die Augen meines Mädchens, und ich wußte von keinem andern Himmel, als dem ewig heitern ihrer lieben Stirne.“ Der Jüngling, die Frauen und der alte Battista vereinten sich dankend um ihn, und Copernicus breitete segnend seine Hände über sie aus. „Gott sey gelobt!“ rief er, „der Fluch ist nicht in Erfüllung gegangen, ich werde bald wieder frei und glücklich in meinem Vaterland athmen; doch dieses schwöret mir, Ihr

Lieben, nie komme ein Wort von meiner neuen Lehre über Eure Lippen; gefühlt habe ich's, daß sie einem zweischneidigen Schwerte gleicht, fürchterlich mordend in der Hand des Aberglaubens und der Bosheit. Erst wenn ich dahin seyn werde, wenn über meinem Grabe eine bessere Zeit wird erschienen seyn, dann soll die Welt in ausführlichen Schriften meinen reichen Schatz, den goldnen Inhalt meines Lebens dahinnehmen."

Er reichte seine Hände hin, und schweigend gaben ihm Alle das geforderte Versprechen. Dann setzten sie frohen Muthes ihre Reise fort.

Der Herr von Mondschein.

Ein Mährchenbild nach Callot.

In einem bekannten Bade an der Nordsee befanden sich im Posthause spät in der Nacht noch einige Fremde an der Wirthstafel beisammen. Sie waren bei überflüssigem Wein und berauschenden Gesprächen in die heiterste Laune gerathen, so daß bei einigen das Uebermaaß schon Ermüdung und Schlaf hervorzurufen begann. Die meisten merkten dieses allgemach und schlichen sich fort, wer sich aber nicht fortschleichen konnte und die triftigsten Gründe hatte, die Bank unter sich nicht zu verlassen, der blieb beim trüben Schimmer der verlöschenden Lampe da sitzen und grübelte in faselnde Reden dem Schlummer entgegen. Zwei Männer oben an der Tafel erhielten sich noch bei ziemlich heiterem Muthe; der Eine, ein dicker Vierziger, war der Amtsrath Pfefferkorn, ein gesunder, begüterter Mann, der durch kleinen Handel zu großen Reichthümern gelangt war; der Andere, ein dünner Herr in einem schwarzen kurzen Röckchen, mit einem alten Gesichte, aus welchem zwei gerötheten, entzündete Augen, wie von schlechtem

Glaſe gemacht, ſtark hervortraten, hieß Doktor Siebenzieher, war ein berühmter Aſtronom und ſtellte den künftigen Eidam des Herrn Amtsraths dar. Beide ehrwürdige Herren hatten auf die nahe Hochzeit getrunken und waren nun in eine trockene Ausgelaſſenheit verfallen, in der ſie eine Menge trüber, verzweifelter Späßchen erſannen. Ihre lezten Bemerkungen waren noch über das kleine neuerrichtete Theater im Ort hergefallen, und ſie tadelten die heute mit angeſchaute Darſtellung.

„Und die Dekoration!“ ſprach ein Nachbar, „haben Sie die bemerkt, geſchäzter Herr Amtsrath? vor allen Dingen den Mond; einen ſo blaſſen, ſchlampigen, ölgetränkten Geſellen habe ich in meinem Leben nicht am Himmel wandeln ſehen, ſelbſt in Holland nicht, wo er doch ſeiner beſondern Häßlichkeit wegen immer Nebelkappen trägt.“ — „Was Mond!“ eiferte der Amtsrath, „ich frage nichts nach dem Monde; mir iſt es völlig gleich, wie ſie ihn in den Pappendeckel einſchneiden. Um ſo geringfügige Nebendinge kümmert ſich kein Mann, dem die große Angelegenheit der Kunſt am Herzen liegt.“ Bei dieſen Worten erhob ein Fremder die Rede, der bis jezt, von Niemanden beachtet, in einer Ecke am Fenſter geſeſſen hatte. Er zeigte ein rundes freundliches Geſicht, deſſen eine Hälfte mit einem

schwarzen Tuche verbunden war. „Erlauben Sie, Gelehrter!“ rief er, „der Mond ist überall keine Nebensache, auch auf dem Theater nicht. Ich möchte es keinem wahrhaft kunstliebenden Maschinisten oder Dekorateur rathen, ihn, wie es heute geschehen, auf jene rohe, liebloſe Weise als simples Loch in den Pappendeckel hineinzuschneiden. Ich gestehe, es hat mir ordentlich wehe gethan, zu sehen, wie dieſes edle, schöne, sanfte Licht mir so elend, so fratzenhaft aus der geölten Fläche eines mit Buchbinderkleister angeklebten Bogens, aus dem Schreibbuche des jüngsten Buben des Prinzipals der Truppe, entgegenleuchtete. Mein Auge, das so gern sich in die klare Scheibe hätte versenken wollen, erkannte darin die elenden Schriftzüge des Schuljungen deutlich, das ganze miserabele A B C, und die ersten verzweifelten orthographischen Spaziergänge seiner ungeschickten Feder. Kann nun, frage ich, meine Herrn, ein solcher Mond wohl begeistern? kann er Liebende zum süſsen Austausch ihrer Empfindungen entzükken? Vernichtet nicht das A B C des Burschen, der Kleister an dem Pappendeckel jede auch noch so leichte Täuschung?“ Die schläfrigen Leute am Tisch sahen den Sprechenden mit einem ungewiſsen spöttischen Blick an; sie mochten nicht antworten, sondern wählten sich lieber, auf ihren Armen liegend, eine Stellung aus, in der es sich

leidlich ſchlummern ließ, nur der Aſtronom ſagte, indem er ſeine entzündeten Augen auf dem Fremden richtete: „Ei, ei, iſt der Herr vielleicht ein Aſtronom, daß er es ſo warm mit dem Monde hält?“ Der freundliche Mann entſchuldigte ſich. „Nur ein Reiſender,“ entgegnete er, „und zwar einer, der lange und beſchwerliche Fahrten bei Nacht gemacht und darum dem Mond nicht weniger Dank ſchuldig iſt, als andere Leute der Sonne.“

Die Geſellſchaft war während dieſer Rede völlig eingeſchlafen, die ſpärlich brennende Lampe erloſch, ohne daß die Träumer es bemerkten. Dieſen Zeitpunkt nahmen ein paar Gauner wahr, die aus dem Nebenzimmer ſich herbeiſchlichen, und von denen Einer ſich leiſe an den Aſtronomen machte und eben im Begriff war, mit einem geſchickten Griffe die goldene Doſe aus der Taſche zu ziehen, als der Amtsrath ſich erhob, mit lauter Stimme: Diebe! Diebe! rufend. Er bewirkte, daß die Spitzbuben ihre Beute fahren ließen und augenblicklich aus dem Zimmer ſich fortſchlichen. Es entſtand Lärm; als die Diener Licht brachten, zeigte ſich die Geſellſchaft in Schrecken und Verwirrung. Der Aſtronom umarmte den Amtsrath. „Freund, Retter!“ rief er, „ohne Sie wäre die koſtbare goldene Doſe mit dem aſtronomiſchen Kunſtwerk auf dem Deckel

verloren gewesen.“ — „Es war nur ein Glück,“ entgegnete der Amtsrath, „daß der Mond so hell schien.“ — „Der Mond?“ fragte der Astronom verwundert; „ei, mein Lieber, wir haben ja heute keinen Mondschein.“ — „Ob wir einen haben!“ rief der Amtmann, „sahen Sie ihn denn nicht? dort durch's Fenster in der Ecke leuchtete er; freilich nur Halbmond, doch hell genug, um die verdammten Bursche deutlich heranschleichen zu sehen.“ Der dicke freundliche Mann am Fenster, der bis jezt still dagesessen, erhob sich, und nach Stock und Hut greifend, sagte er: „Sie sehen, Herr Amtsrath, daß der Mond doch nicht so ganz Nebensache ist; hilft er auch nicht die Kunst verherrlichen, so ist er doch gut, um Diebe zu ertappen; wir wollen ihm daher immerhin alles Gute gönnen.“ Mit diesen Worten ging er hinaus. Die Fremden, die jezt nach und nach zur Besinnung kamen, erhoben Klagen und Verwünschungen, der Wirth besänftigte sie, indem er sie versicherte, daß in seinem Gasthof noch nie ein Diebstahl gelungen sey; „besonders,“ sezte er hinzu, „bin ich gesichert, seitdem jener treffliche Herr bei mir wohnt, der eben jezt hinausgegangen. Es ist ordentlich, als wenn er mit der Polizei im Bunde stände. Dies ist nun schon der fünfte Diebstahl während der Badezeit, den er gleichsam angezeigt.“

„Dummes Gewäsche!“ rief der Amtsrath, „ich sage Ihm ja, der Mond hat die Burschen verrathen, der Mond; der dort durch's Fenster in die Stube schien. In der finstern Kammer hätten wir ja sonst Alle nichts gesehen.“ — „Gleichviel,“ entgegnete der Wirth: „der Mond, oder der Herr von Mondschein.“ — „Was ist der Fremde?“ fragte der Amtsrath verdrüßlich. — „Ich habe ihn schon genannt,“ war die Antwort; „er heißt Herr von Mondschein, ist ein reicher Edelmann aus einer sehr alten Familie und reiset zu seinem Vergnügen durch die ganze Welt, und zwar gewöhnlich in der Nacht. Alles hat er gesehen, überall ist er gewesen, und wenn er manchmal aufgelegt ist, zu erzählen, so kommen ganz kuriose Dinge zum Vorschein. Er muß sein liebes, rundes, freundliches Gesicht wohl erkältet haben; denn so lange er hier ist, trägt er die schwarze Binde darüber, doch rückt sie jezt immer weiter, so daß das andere lebhafte, freundliche Auge, welches immer versteckt war, auch schon halb hervorzuscheinen beginnt. Diese Stunde nun ist die Zeit, in der er seine nächtlichen Spaziergänge antritt. So dick und wohlbeleibt er ist, so wandert er doch rüstig immer weiter und kehrt erst gegen Morgen wieder heim, wo er denn gemeiniglich etwas blaß und übernächtig aussieht. Dabei ist er ein recht wunderlicher

Kauz; oft bleibt er halbe Stunden lang vor einem Wässerchen, wohl auch vor dem Brunnentroge stehen und guckt hinein. Die Hunde, wenn sie ihn sehen, bellen ihn an. Er geht, so lange er hier ist, nie anders als in dem dunkelblauen Rocke, mit den ganz ungewöhnlich vielen kleinen Metallknöpfen besezt. Ich möchte ihn um keinen Preis in der Welt verlieren, denn seitdem der kostbare, liebe Mann hier ist, geschieht in meinem Hause, Hof und Garten durchaus nichts Geheimes und Unrechtes." — „Was ich dergleichen fürwitzige Reisende nicht leiden mag!" brummte der Amtsrath, indem er sich zum Weggehen anschickte. „Sie guckten Einem, wenn man's zuließe, in die Suppenschüssel, um in derselben die Fettaugen zu zählen. Aber freilich, an Badeörtern sind dergleichen Spione und Allerweltsspäher recht an ihrem Platze." Er verließ mit dem Astronomen das Wirthshaus.

An der Mauer des kleinen Gärtchens, vom Hause ziemlich entfernt, in einer dichten Laube saß die jüngste Tochter des Wirths, ein hübsches zärtliches Mädchen, an der Seite ihres Geliebten, des rüstigen Gärtnerburschen, den sie sich heimlich hinbestellt hatte. Das furchtsame Mädchen gestattete eben die ersten Küsse, als sie plötzlich auffuhr: „Ach, Hans! wie hast Du mich betrogen!

Du haſt mich verſichert, der Mond werde heute Nacht nicht ſcheinen, und da ſchimmert er eben am Himmelsrand herauf durch die Blätter!“ Hans war in Verlegenheit, er wußte nicht, was er ſagen ſollte; der ſanfte Schimmer überſchüttete ſo lieblich die Wangen und den Hals des Mädchens, er glitt ſo ſchmeichelnd die blonde Locke herab und bettete ſich auf die purpurne Blüthe der ſüßeſten Lippen. „Allerdings, liebes Gretchen,“ rief er ſtotternd, „ſteht heute kein Mondſchein im Kalender; doch was thut dies? Du biſt nur um ſo ſchöner, ich küſſe Dich um ſo zärtlicher, wo die Nacht mir Deine Schönheit nicht zu verbergen vermag.“ — „Ach!“ ſeufzte das Mädchen, „der Mond wird uns verrathen! Sieh nur, wie er durch die Blätter dringt, ordentlich, als ſchöbe er mit ſilbernem Finger ſie hinweg. Hans, Hans, was raſchelt da im Laube? Gewiß, es belauſcht uns Jemand.“ Das Mädchen täuſchte ſich nicht; in der That war es der Herr von Mondſchein, der auf ſeinem nächtlichen Spaziergange an der Laube ſtehen geblieben war, um über die niedrige Mauer hinweg ſich die Gruppe der Liebenden zu betrachten. „Himmel!“ rief Gretchen, „der Fremde, der bei meinem Vater abgeſtiegen, ſteht hinter uns; er hat uns geſehen und wird uns verrathen!“ — „Das wird er nicht,“ entgegnete der freundliche Mann, indem ſeine ſanfte Stimme

lieblich durch die Stille tönte. „Ihr seyd, gute Kinder, nicht die ersten Liebenden, die ich auf meinen einsamen Spaziergängen belausche; doch seyd nur ruhig, ich verrathe euch nicht.“ Er liebkoste bei diesen Worten freundlich die erhizte Wange des Mädchens, und indem er die schwarze Binde mehr über sein Gesicht zog, sezte er seinen Spaziergang wieder fort. Die Liebenden sahen ihm vollkommen beruhigt und mit dankenden Blicken nach.

Er war nicht weit gegangen, als es ihm einfiel, seine alte, gewohnte Lust am Anblick des Wassers zu befriedigen; er erstieg daher mit einiger Mühe eine kleine Anhöhe am Meeresufer, und schaute nun von dort in die Flut hinab. Alsbald war es nun, als wenn in der tiefen Stille umher die kleinen, flüsternden Wellen am Fuße des Gesteins wie in wundersam heimlichen Gesprächen durcheinander wogten. Von Zeit zu Zeit schwang sich ein Fischlein auf, tauchte jedoch gleich wieder hinein in's schmeichelnde Gekose; von ferner, grauer Meereswelte kamen die Lüftchen und brachten auf ihren Fittichen den frischen Seegeruch, den Duft wunderbarer, in der Tiefe wurzelnder Pflanzen, deren Blüthe kein Menschenauge erblickt, die unter den Wundern der Unterwelt, selber ein Wunder, ihr gespenstiges Daseyn fortführen. Einzelne Schiffe hingen in

der Ferne ihr weißes Segel auf, und glitten leise in der Dunkelheit mit ihren fremden Menschen und Schätzen unbekannt dahin.

Der freundliche Reisende sah sich alle diese Dinge mit innigem Ergötzen an; er wäre beinahe unwillig geworden, als jezt nahe knarrende Laute ihn störten. Ein Fenster in der Nachbarschaft wurde geöffnet, und aus dem Hause, in dem eine Dichterin wohnte, blickte eine weiße Frauengestalt, eine Guitarre im Arm. Sie stimmte leise und sang dann die Worte:

Guter Mond, du gehst so stille
In die Abendwolken hin, u. s. w.

„Ach!“ erklangen die Worte, nachdem der Gesang beendet war, „ach, wie lange soll noch dieses Sehnen, dieses Schmachten, diese heiße Thränenzeit dauern? Wann wird endlich Erhörung diesem Herzen geschenkt, das so glühend und so zärtlich liebt? o, vielleicht zu glühend! Du holder Mond, du sey der stille Vertraute meines Herzens, erfahre in dieser Stunde, was noch Niemand vernommen.“ — „Erlauben Sie, Gnädigste,“ nahm unser Freund das Wort, „es hält sich allerdings Jemand in Ihrer Nähe auf. Ich bin der Herr von Mondschein, der Ihre Geheimnisse durchaus nicht entschleiern will.“ — „O Sie!“ rief die Dichterin, „jezt erkenne ich Sie

rst, verehrter Herr. Mein Himmel! wie konnte
ch auch nur so seltsam mich täuschen! Doch die
Beleuchtung, die aus meinem Fenster auf Ihr
Antlitz fiel, ist an Allem Schuld, ich habe Sie
n meiner poetischen Entzückung in der That für
den Mond angesehen." — „Allzu schmeichelhaft!"
entgegnete der Freund mit Lächeln. Die Dame
kam jezt herab. „Es ist gut, daß ich Sie treffe,"
hob sie nach einer Pause an, indem sie sich an
den Arm des Spaziergängers hing; „die kurze
Sommernacht ist so heiter und lieblich, lassen
Sie uns einen kleinen Ausflug am Meeresstrande
machen. Ich vertraue Ihnen indessen Einiges,
was ich gerade unter der Feder habe."

Der Herr von Mondschein seufzte; er machte
Entschuldigungen und behauptete, daß er nicht
würdig sey, jene kostbaren Mittheilungen in sich
aufzunehmen. „Spötter!" drohte die Dame,
„wem vertraute man sich wohl lieber und offener
an, als Ihnen? Scherz oder Ernst, wie Sie
wollen, doch Ihr Wesen macht auf mich immer
den Eindruck, als sähe ich in den lieben Mond.
Es ist mir, als könnte ich Ihnen kein, auch
noch so verborgenes Gefühl meines, leider nur
zu sehr geprüften Herzens verschließen. Doch
jezt wieder zu meinen Trauerspielen und Gedich-
ten zurück! Allein warum haben Sie, theurer
Mann, immer noch die häßliche schwarze Binde,

die die Hälfte Ihrer anziehenden Gesichtsbildung verfinstert?“ — „Zahnweh, Gnädigste!“ rief Mondschein und zog eine häßliche Grimasse. Die Dichterin fuhr fort: „Ehe ich einen Theil meiner Gedichte hersage, muß ich Sie doch mit einer tragischen Liebesgeschichte bekannt machen, die sich hier vor unsern Augen, nämlich unter den Badegästen, die diesen Ort besuchen, mit allen Gräueln, als da sind Grausamkeit und Härte der Eltern, tiefe Verruchtheit des Liebhabers, Verzweiflung des armen Mädchens, zubereitet hat. Haben Sie vielleicht den dicken, widerwärtigen Amtsrath Pfefferkorn gesehen? Nun, diese personificirte Prosa, diese klassische Ausgabe der niedrigsten, engherzigsten Gemeinheit, hat ein Kind, ein blühendes, ätherisches Kind, wahrlich ein ihm untergeschobenes Sylphenkind. Die kranke Bläße ihrer Wangen ist wie der Schleier einer sanften Elegie über das epische Feuer zweier Augen ausgegossen, die weder an Ausdruck noch an Leben dem lyrischen Lächeln der schönen Lippen nachstehen. Ich sage Ihnen, ein schöneres Geschöpf hat nie mein Auge erblickt.“ — „Ich kenne sie,“ rief Mondschein, „ich habe sie oft belauscht, wenn sie sich allein glaubte.“ — „Wie war dieses nur möglich?“ entgegnete die Dichterin, „ich kenne kein schüchterneres, sittsameres Geschöpf, als Marien; nur der keusche Strahl des Mondes

darf sich in ihr einsames Zimmer stehlen.“ Der Reisende lächelte seltsam. „Doch hören Sie weiter!“ rief die Dame; „diesen Engel will der alte Gewürzkrämer, das Müllerthier, verzeihen Sie meinem poetischen Unwillen diesen Ausdruck, verhandeln an einen dürren, pedantischen Gelehrten, an einen Astronomen, der kein anderes Verdienst hat, als ein Jugendgespiele jenes Gemeinen zu seyn. Aber nein, ehe meine Thetis diesen Peleus ehelicht, ehe ermorde ich, gleich einer rasenden Medea, alle meine Kinder, daß heißt alle meine Trauerspiele.“ — „Morden Sie!“ rief Mondschein, „morden Sie drauf zu, Gnädigste, wüthen Sie recht in Ihrem eigenen Blute! kann es etwas Tragischeres geben?“ — „Nein!“ antwortete die Dichterin, „immerdar haben in meinem Busen die sanfteren Gefühle die Oberhand gewonnen. Die guten Kinder meiner Laune sollen leben; doch jene Liebenden, die ich nun einmal in meinen Schutz genommen, auch sie sollen leben. Und Sie, theurer Mann, werden mir in meinen Plänen behülflich seyn. Der junge Liebhaber, ein trefflicher zarter Jüngling, der hier in der Nähe wohnt, soll sein Bräutchen haben, trotz des Gewürzkrämers und seines Freundes, des langen Fernrohrs.“

Die Sängerin hatte ihren Freund jetzt bei seiner schwachen Seite gefaßt; er mochte nichts

lieber thun, als [illegible] vereinen, ihr Glück begründen. Willig ging er daher auf die Pläne der poetischen Schönen ein, und so wandelten beide am Meeresstrande dahin, bis die Nähe des Morgens und die kühle Luft die zarte Sängerin wieder in ihr Gemach zurücktrieb.

Es war eine große Gesellschaft beim Amtsrath versammelt. Marie, so hieß das zarte hübsche Mädchen, saß an der Seite des Astronomen, August, ihr Geliebter, ging unten auf der Gasse vorüber und schaute sehnsüchtig hinauf zu den erleuchteten Fenstern, hinter denen er sein liebliches Mädchen versteckt wußte. Der Herr von Mondschein befand sich unter den Gästen. Man sprach und scherzte, und nachdem die Dichterin einige Gedichte abgelesen hatte, wurden gute Weine und treffliche Speisen herumgereicht. Der Amtsrath gerieth wieder in seine trockene Lustigkeit, er forderte die Gesellschaft auf, Liebesgeschichten zu erzählen, und brachte selbst ein Abenteuer auf, das einen auffallenden Schluß hatte und eine Menge nicht ganz zarter Späße enthielt. Die Dichterin fand sich hierdurch nicht wenig beleidigt, und der Herr von Mondschein nahm das Wort, indem er lächelnd sagte: „Wie seltsam! diese Geschichte mit der Entführung soll sich in Neapel zugetragen haben, und ich weiß doch, daß sie sich an der Küste von Frankreich ereignete. Nach Ihrem

Berichte soll die Frau den jungen Mann zur Flucht beredet haben, und ich bin selbst gegenwärtig gewesen, wie sie sich auf das Heftigste gesträubt hat, von ihm sich entführen zu lassen.“ — „Sie dabei gewesen?“ rief der Amtsrath verdrießlich; „das ist etwas Anderes, mir ist die Begebenheit so erzählt worden.“

„Ein Beweis,“ nahm ein anderer alter Herr das Wort, „wie Umstände und Thatsachen öfters verdreht werden. So habe ich hier am Ort folgende Liebesgeschichte durchaus verändert erzählen hören, die mir selbst in Ostindien auf einer meiner Handelsreisen in jenes Land begegnet ist.“ Der Sprecher brachte jezt eine nicht minder merkwürdige Geschichte vor. Als sie geendet war, sah Alles den Herrn Mondschein an, der aber zuckte die Achseln: „Ich muß bedauern,“ rief der freundliche Mann; „auch bei diesem Begebniß bin ich dabei gewesen. Allerdings ist es in Indien vorgefallen, allein die Dame, welche ich von Ansehen kenne, war nicht die Tochter, sondern die heimlich vermählte Frau jenes Herrn.“ — „Der Himmel weiß, wer sie war und was Sie sind!“ brummte der Amtsrath. „Sagen Sie mir nur, Freund, wie es möglich war, daß Sie beim Hergang beider Geschichten zugegen gewesen, da beide fast zu gleicher Zeit, eine in Indien, die andere in Frankreich gespielt haben?“

— „Bei einem Reisenden," nahm Mondschein das Wort, „und zwar bei einem, der die Nächte durchreiset, ist hiebei eben nichts Auffallendes. Ich könnte Ihnen noch ganz andere Geschichten erzählen." — „Nein!" rief die Dichterin, „verlassen wir das Feld dieser kleinen anstößigen und halb gemeinen Histörchen. Sollen durchaus Liebesgeschichten erzählt werden, so möge man eine große, edle, schwärmerische, dichterische Liebe schildern; zum Beispiel Julia's und Romeo's Liebe, Petrarka's und Laura's, Dante's und Beatrizens." — „Die Dichter," bemerkte Mondschein, „haben auch hier uns nicht die Wahrheit berichtet. Es verhält sich mit jenen berühmten alten Liebeshändeln, im strengen Sinne genommen, eigentlich auch ein wenig anders." — „Hoho!" schrie der Amtsrath, „auch wohl dabei gewesen?" — „Ich kann's nicht leugnen," entgegnete der Reisende mit gutmüthigem Lächeln, indeß die Gesellschaft ihn erstaunt und verwirrt anblickte. „Ich sehe das alterthümliche Haus der Eltern Julia's in Verona noch deutlich vor mir, die Stiege, den Altan, die halboffenen Säulengänge, in welchen ich so oft bei nächtlicher Stille gewandelt. In's Schlafgemach Julia's durfte ich hineinblicken, ja ich kann sogar behaupten, daß ich mit Romeo zugleich ihre Rosenwange geküßt habe."

Das allgemeine Erstaunen, welches anfänglich geherrscht hatte, nahm jezt einen andern Charakter an; die meisten Zuhörer verzogen die Miene zum Lächeln, oder schüttelten die Köpfe und blickten in den Schooß, der Astronom jedoch zog ein Fernrohr hervor, und indem er es um's Doppelte verlängerte, richtete er es prüfend auf die Gestalt und das Antlitz des Erzählers. Die Gesellschaft brach hier in ein lebhaftes Gelächter aus; kopfschüttelnd steckte der Gelehrte das Rohr wieder ein, man sah ihn nachdenklich im Nebenzimmer auf- und abgehen, endlich entfernte er sich gänzlich aus dem Hause. Man verständigte sich jezt bald darüber, den dicken lieben Herrn von Mondschein für einen lustigen Erzähler und spaßhaften Kopf zu halten. Der Amtsrath selbst begriff nicht, wie er nur im Geringsten habe irre werden können an dem Charakter, wohl gar an dem Verstande des jovialen Reisenden; denn hatte er nicht heitere Spaßvögel der Art in Menge kennen gelernt? Um es Jenem gleich zu thun, behielt man nun diese Gattung von Geschichten bei, und tausend abenteuerliche, wunderliche Mährchen schwärmten wie Nachtschmetterlinge in dem immer trüber werdenden Gemache umher.

Marie saß einsam; ihre Gedanken und Träume brachten sie weit fort aus dem frohen Kreise; sie hätte weinen mögen. In ihrer Abgeschiedenheit

fühlte sie sich nicht wenig erschreckt, als jezt eine freundliche, sanfte Stimme zu ihr sprach und sie den Herrn von Mondschein bemerkte, der von der lustigen Gesellschaft sich geschieden und dicht neben ihr Platz genommen hatte, und mit seinen wunderbar milden, freundlichen Augen in die ihrigen blickte. Das Gespräch, das er jezt, unbelauscht von den übrigen Gästen, mit ihr begann, war so voll heimlich süßer Innigkeit, so voll Schmerzen und Lust, wie des Mondes Leuchte, wenn sie auf einsame Gräber niederglänzt. Marie hatte sich nie so wohl gefühlt; seit dem Tode ihrer Mutter hatte Niemand so warm und lieb ihre Hand gefaßt, mit so keuscher Zärtlichkeit um ihren Leib den Arm geschlungen. Der wunderbare Mann schien mit der ganzen kleinen Geschichte ihres Herzens vertraut, jede schuldlose Heimlichkeit, jede naschhafte Mädchenlaune, jeder noch im Keime zitternde jungfräuliche Wunsch, er berührte sie mit seinen klingenden Worten, und es war, als sprühte ein feiner Silberregen auf nächtliche Blüthenkolben nieder, als sprächte im sichern Hain der Mond mit den kleinen Wellen des Bächleins, und diese vertrauten ihm Alles und Jegliches, was sie von ihrem kurzen träumerischen Daseyn nur wußten. So sprach Marie mit dem fremden Gaste von ihrer Liebe.

Es war schon Nacht, die Kerzen waren verlöscht, die Gesellschaft auseinander gegangen. Marie lag in ihrem Bettchen, die fernen Meereswellen brausten, am Himmel stand der Mond in seiner ganzen Herrlichkeit. Marien war es im Traum, als säße sie noch an der Seite des alten freundlichen Mannes mit dem runden glänzenden Gesichte; dann war er plötzlich verschwunden, und als sie ihn suchte, blickte er durch's Fenster herein, und wieder erklangen jene süßen Reden und beklemmten das Herz des armen Mädchens. Die Sehnsucht ließ sie nicht ruhen; in dem trüben schwankenden Zustand von Wunsch und Willen, der sich ihrer bemächtigt hatte, saß sie auf dem Bette, da that sich leise die Thür auf, und eine seltsame Nachtgestalt, lieblich und schrecklich zugleich, stand vor ihr. Ein schöner schlanker Jüngling, in weiße, silberglänzende Gewänder gehüllt, kam mit unhörbarem Schritte auf sie zu; sein wachsbleiches Antlitz, so weich und schwärmerisch lieblich geformt, wie das Mädchen noch keines Jünglings Antlitz geschaut, wurde durch zwei wundersame Eigenheiten entfremdet. Die eine war ein Kranz feiner silberner Locken, der die hohe Stirn umschloß und bei jeder Bewegung des Hauptes leise erklang, gleich den zartesten Maienglöckchen, wenn man sie sich von Silber zierlich

geformt denkt; die andere zeigte sich mehr grausenvoller Art: die schönen Augen des Jünglings, so offen sie standen, zeigten keine Sterne, nur das Weiße, wie gediegenes Silber, schwamm in denselben. Marie zog sich erschreckt zurück, doch als die Worte erklangen: „Mein süßes, armes Kind, komm, ich führe Dich zu Deinem Geliebten,“ da erkannte sie ihren Freund, den liebevollen alten Herrn, und mußte fast lächeln, wie er sich so seltsam schön und doch wieder so grausenvoll verkleidet hatte. Ohne Furcht faßte sie jezt seine Hand, allein sie vermied es, ihm in die silbernen, sternlosen Augen zu blicken, nur auf seine Stimme hörend, die wie ein Zaubernetz von Millionen durcheinanderfunkelnden Silberflocken sie immer enger und enger umstrickte. So schritt sie sicher an seiner Hand hinaus auf die Flur, und als sie die Thür verschlossen fand, war es ihr als müßte sie weit sicherer und leichter auf dem Treppengeländer des Ganges gehen, der außerhalb um das Haus führte. Wie sie jezt immer weiter und weiter schritt, immer höher und höher stieg, wurde es ihr wunderbar leicht zu Sinne; nur auf einen Moment schien es ihr, als hörte sie unten in schreckenvoller Tiefe das Meer aufbrausen, als sähe sie die Menschen klein und kaum merklich auf der Gasse dahinwandeln; dann zog sich aber wieder das silberne Flockennetz dichter um sie,

muthig schritt sie weiter, betrat enge, gefährliche Wege, oft über lose Steine hinüber, und es schien ihr, als schwebte sie über Grashalmen, und als wären diese gerade fester und sicherer als Mauer und Treppe. So kam sie oben an auf die äussere Abdachung des Hauses, welche auf das Nebengebäude hinüberleitete. Der Nachtwind rauschte in ihren Gewändern, die silbernen Locken ihres wunderbaren Gefährten klangen durcheinander, funkelnd bewegte sich das Netz — da riß es an einer Stelle von einander und sie blickte jezt durch die Oeffnung deutlich hinunter in die Tiefe. Es war ihr, als sähe sie unten Leute stehen, die zu ihr mit angstvollen Blicken hinaufsahen, sie verstand wie im Traume, was jene unter einander redeten. Es waren der Amtsrath und die Dichterin darunter, und die leztere rief: „Um Gotteswillen, Herr Amtsrath, nur nicht die Unglückliche am Namen gerufen! man weiß ja, daß alle Mondsüchtige dadurch bis zum Tode erschreckt werden!“ Ein fürchterliches Entsetzen befiel das arme Kind bei diesen Worten, und sie kettete sich fester an ihren wundersamen Begleiter; der sah sie fest an mit seinen weißen Bildsäulenaugen und führte die Zitternde sicher hinüber bis in's Gemach, wo Mariens Geliebter einsam wachte.

Der Astronom und Professer Siebenzieher hatte sich in's Gasthaus geschlichen, in welchem

der Fremde wohnte, und zwar an die Thür des Gemaches, und legte nun eben das rothe entzündete Auge an eine kleine Oeffnung im Holze. Er glaubte die seltsamsten Dinge drinnen zu gewahren. Es war Nacht und, wie es schien, kein Licht im Zimmer; dennoch wurde es von einem wunderbaren Schimmer erleuchtet. Der Professor rieb sich die Stirne, strich das dünne Haar noch höher hinauf, endlich zog er ein kleines Fernrohr, dann ein größeres hervor, und immer heftiger schüttelte er das Haupt, immer wunderlicher wurden seine Geberden und Sprünge vor der Thüre; er bückte sich, richtete sich auf, ahmte den gekrümmten Rücken eines zornigen Katers nach und spann und schnurrte auf die seltsamste Art; dazu zog er von Neuem das Tüchelchen hervor, die Gläser des Rohres zu reinigen, und blickte wiederum hinein in's Zimmer. Doch die Erscheinung drinnen hatte sich nicht verändert: ganz deutlich stand am blauen Nachthimmel der Mond, zahllose Sterne um ihn her, Wolken zogen am Antlitz des Mondes vorüber, es wehte ein kühler Nachtwind, kurz es war der Himmel selbst, den der Gelehrte anschaute, und dennoch war es zugleich ein Zimmer im Gasthofe zum Posthorn. Dieses war zu viel für einen Astronomen, es drängte ihn, hineinzubrechen, und ehe noch auf sein Klopfen an die Thüre Antwort erscholl, stand

er schon mitten im wunderbaren Gemache; doch umschauend, glaubte er in einem ängstlichen Traume befangen zu seyn: hier gab es keinen Mond und keinen Himmel, das einfache Zimmer im Gasthof zeigte sich mit dem gewöhnlichen Geräthe; auf dem Sopha lag der Herr von Mondschein in seinem dunkelblauen Rock, mit den vielen Metallknöpfen besezt, und blickte fragend den ungestümen Gast an, der gekommen war, um seine Ruhe zu stören. Athemlos vor Verwunderung, ließ sich der Astronom auf den ihm hingeschobenen Stuhl nieder, indem er mit weit aufgerissenen trüben Augen noch immer den wunderbaren Inhaber des noch wunderbareren Zimmers anschaute; endlich öffnete er den Mund zu der kleinlauten Frage: wo die schöne Theaterdekoration hingekommen, die er noch vor wenigen Augenblikken hier erschaut habe? — „Theaterdekoration?“ rief der Fremde verwundert, „ich weiß von keiner solchen.“ — „Ja, ja,“ entgegnete jener, „die schönste Mondnacht, wie ich sie nur in der Berliner Oper gesehen; dazu Sternbilder, der Orion, der große Bär“ — Der Dicke wandte sich unmuthig auf dem Sopha; „ich glaube,“ rief er, „Sie unterfangen sich, über meine Leibesbeschaffenheit Späße zu machen? es war Niemand im Zimmer, als ich.“

Der Aſtronom zog, ohne zu antworten, langſam und lächelnd ſein Fernrohr hervor und richtete es auf das Antlitz des Eiferers. „Ja Sie, Sie,“ ſchmunzelte er, „wer ſind denn Sie eigentlich?“ Der Herr von Mondſchein ſchlug ihm heftig das Fernrohr aus der Hand. „Herr!“ rief er, „wofür halten Sie mich, daß Sie mir ſtets mit dem verdammten Inſtrumente, das ich nun einmal nicht leiden kann, auf den Hals rücken?“ — „Es iſt der Mond!“ ſchrie der Aſtronom, „der Mond iſt's! ich ſehe ja deutlich die Gebirge — Alles ſeh' ich! Trocken die ganze Maſſe, durchaus kein Waſſer. Ha, es iſt richtig, Gruithuiſen, der wahnſinnige Träumer, hatte doch wohl Recht; die gerade Linie da, die ſtarke Erhöhung, faſt wie eine Naſe geſtaltet, könnte ſie nicht eine Art Befeſtigung ſeyn, ein mächtiges Bollwerk? — O halten Sie ſtille, Theurer, da finde ich ja in der That alle meine Entdeckungen, meine koſtbaren neuen Entdeckungen! Edler, trefflicher Mann, laſſen Sie ſich umarmen, an's Herz drücken! So wird das Wunderbarſte wahr, das Unbegreifliche mit Händen greifbar. O wie freue ich mich, daß ich eine poetiſche Natur bin, die überall Zuſammenhang und Beziehung ahnet!“ Er klingelte und ließ Wein bringen. Als die Gläſer gefüllt waren, rief er begeiſtert: „Ha! der Seligkeit, dem Monde am Buſen liegen!

gleichsam Wange an Wange mit einem Planeten, oder vielmehr mit dem Satelliten eines Planeten! Wonne! O theurer Satellit, gewiß, die engste Brüderschaft muß zwischen einem Astronomen und einem Stern, wie Sie sind, herrschen.“ Der freundliche, seltsame Mann lächelte, sein Antlitz färbte sich bei jedem Glase Weines, das er leerte, immer röther. „Freund,“ sprach er zum Astronomen, „Sie schwärmen und sind auf dem Wege, ein Thor zu werden! Was soll es mit Ihren Sternen und Satelliten? Geben Sie, lassen Sie uns das Bette suchen; in der That, es wird spät, der starke Wein fängt an, uns zu Kopfe zu steigen.“

Der Gelehrte hörte diese Worte nicht, wieder hatte sich das Zimmer im Gasthof vor seinen Augen zum Himmel ausgedehnt; ganz deutlich sah er, wie die dunkle Tapete tiefer und tiefer hinwegschwand, die weißen leichten Vorhänge am Fenster wurden zu Nachtwolken, die hoch über seinem Haupte dahinzogen. Er blickte nach seinem Wirthe, doch er war nicht zu finden, statt seiner stand der Mond voll und ungewöhnlich geröthet am Horizont, um ihn herum die Sterne. Der Astronom rieb sich wieder die Augen, er meinte, wiederum im Traume zu seyn, doch er täuschte sich nicht — es war das Antlitz des Herrn von Mondschein, allein seltsam verwandelt und

unheimlich vergrößert; ein höhniſches Lächeln zuckte in den rieſigen Zügen. Immer höher und höher rückte die Erſcheinung, bis ſie zulezt hoch am Himmel erblaßte und von den erſten Strahlen der Sonne verdunkelt wurde. Als der Profeſſor erwachte, hörte er mit Schrecken, daß er die ganze Nacht über im Zimmer des Fremden geblieben.

Er eilte jezt in die Stadt und unterließ nicht, die merkwürdigſten Gerüchte über den im Poſthauſe eingekehrten Reiſenden auszuſtreuen. Die meiſten Badegäſte waren an dem ſeltſamen Manne dergleichen ſchon gewohnt; ſie erklärten ihn für einen Phantaſten und ließen ihn gehen; Andere, noch Einſichtsvollere, nannten ihn einen Thoren, lachten über ſeine Neuigkeiten und banden ihm in der Eile ähnliche auf. Die Dichterin allein meinte, es ſtecke doch wohl etwas Poetiſches in der Träumerei, und ſie wolle ein Stück ſchreiben, etwa dem Shakeſpeare'ſchen Sommernachtstraume gleich, wo ſie denn jene Erfindungen anzubringen gedenke. Am meiſten ärgerte ſich über die Verrücktheit ſeines Schwiegerſohns, wie er ſie nannte, der alte Amtsrath. Er zog ihn einmal nach der Tafel heimlich bei Seite und rief mit zornerſtickter Stimme: „Aber wo iſt denn Ihr Weniges an Vernunft geblieben, Theurer? Wie? Was? der Mond ſoll unter uns herumwandeln, gleichſam

wie ein gewöhnlicher Mensch? — Bedenken Sie doch nur — der Mond! Ein Weltkörper, der so und so viel Quadratmeilen groß ist, der auf seiner Oberfläche —“ — „Kein Wasser hat,“ fiel Siebenzieher ihm in die Rede; „freilich, das Alles weiß ich ganz genau, und dennoch —“ — „Und dennoch?“ rief der Amtsrath — „Sie sind ein Narr!“ — „Geschehen nicht die wunderbarsten Dinge täglich vor unsern Augen?“ fragte der Astronom eifrig. „Hat man nicht Beispiele von planetarischen Einflüssen, von Verkörperung der Naturgeister, von, ich weiß nicht was Allem, wo Ihnen die neuesten Naturphilosophen noch größere Wunder zugeben? Kurzsichtiger, der Sie sind, Prosaischer! Haben nicht die Alten den Mond personificirt, wandelte er nicht da auch ein Lebender unter Lebenden? Doch sehen Sie ja wohl ein, daß bei der jetzigen Verfeinerung des Lebens, bei der herrschenden Moralität er nicht mehr als irgend ein lustig gekleidetes Götterwesen herumlaufen kann, daß er nothwendig, wenn es ihm einfällt, auf die Erde herabzusteigen, als behaglicher, wohlbeleibter Mann in einem dunkelblauen Reiserock mit vielen blitzenden Metallknöpfen erscheinen muß; begreifen Sie dieses Alles nicht?“ — „Die alten Griechen,“ rief der Amtsrath verdrießlich, „waren mit ihren vielen Gottheiten wahre Thoren. In unsern gebildeten Tagen wird

es Niemanden einfallen, jene Träume für Wahrheit zu halten.“ — „Unheilbar!“ seufzte der Astronom. „Sie werden, Freund, den Zusammenhang der Welten nie begreifen; Ihr trübes, stumpfes Auge wird nie tiefere Blicke in's Geheimniß thun. Für Sie und Ihresgleichen ist und bleibt der Mond freilich nichts anders, als ein unförmlicher Klumpen von trockener Substanz, ohne Geist, ohne Leben; Sie werden die Nachtseite der Naturwissenschaft, das Traumleben alles Geschaffenen nie begreifen, nie den heiligen Isisschleier lüften, der über jeglicher Erscheinung hingebreitet liegt.“ — „Den Schleier, der über Ihre Narrheit gebreitet lag,“ rief zornig der Amtsrath, „habe ich aber doch gelüftet, und in der That, ich habe die größte Lust, Verehrtester, mit Ihnen vollkommen zu brechen, wenn Sie sich nicht bessern.“ — „Brechen Sie,“ rief der Astronom, „brechen Sie immerhin!“ Er zog hiemit sein Fernrohr hervor und fing an, den Amtsrath damit zu beobachten, der nun, auf's Aeußerste gebracht, zornig und zugleich verlegen dastand, dem Gelächter der noch dasitzenden Tischgesellschaft ausgesezt. „Ein sauberes Gestirn, das Sie sind!“ rief Siebenzieher jezt, sein Fernrohr einsteckend; der Amtsrath packte ihn am Arm und zischelte ihm in's Ohr: „Verrückter, der Sie sind! wissen Sie, daß wir jezt geschiedene Leute sind?

Meine Marie bekommen Sie nicht; ich gebe sie, ja ich gebe sie, Ihnen zum Possen, an den Habenichts, an den jungen August. Hören Sie! jezt gehen und beobachten Sie, was und wen Sie wollen.“ Er rannte fort und der Professor blickte ihm höhnisch nach.

Während dieses Wortwechsels hatte sich ein nicht geringes Unglück ereignet. Einige Badegäste kamen eilig in den Saal, man sprach von der eben wiedergekehrten Flut, die diesmal besonders heftig und stark sich erwiesen und mehrere Personen, die sich ihr ohne besondere Vorsicht ausgesezt, ergriffen habe. Athemlos stürzte der junge August herein, sein Haar und seine Kleider waren durchnäßt; in seinen Armen hielt er Marien, die ohnmächtig mit geschlossenen Augen dalag; ihm folgte Hans, der junge Gärtnerbursche, der die Dichterin, in gleichem Zustande wie Marie, auf seinen Armen hereinbrachte. Der Saal füllte sich mit Menschen, die alle von dem Unglück erzählten; hundert Stimmen sprachen durcheinander, noch mehrere kranke und ohnmächtige Frauen wurden hereingeführt, da der Saal, in dem man sich versammelte, das nächste Haus am Meeresstrande war. Jezt hörte man auch das Meer auf das Seltsamste brausen und zischen; es hate das Ansehen, als sollte das ganze Städtchen von dem losgelassenen Ungeheuer verschlungen

werden; viele ängſtliche Leute hielten ſich ſelbſt in dem hochgelegenen Saale nicht mehr ſicher und flüchteten unter's Dach; überall hörte man Hülfe ſchreien und ſah Fliehende. Nur ein Mann zeigte ſich, der in dieſer Verwirrung unerſchrocken und, wie es ſchien, völlig ruhig auf der Spitze eines kleinen vorragenden Felſenſtücks ſtand. Der Sturm wühlte in dem kurzen Mantel, den er ſich umgehängt; unverwandt, die Arme verſchränkt, blickte er in die tobende Flut, die ſich zu ſeinen Füßen brach. „Wer iſt der Fremde? Wie wagt er es, dem Gefährniß zu trotzen?“ fragten mehrere Stimmen. Niemand wußte darauf Antwort zu ertheilen: da zog der Aſtronom ſein Fernrohr, und es auf jenen im Wellenſchaume unbeweglichen Gegenſtand richtend, rief er: „Es iſt der Mond, der Mond! ſeht ihr denn nicht, wie er mit ſeinem Planetenantlitz in die empörten Wellen ſchaut, ſo daß ſie ebben und fluten, wie er es will?“

Man erkannte in der That den Herrn von Mondſchein, und Viele lachten über des Profeſſors ſeltſame Rede. Es dauerte auch nicht lange, ſo legte ſich der Sturm der Wogen, und die Gefahr war vorüber.

Eine geraume Zeit war vergangen, die meiſten Gäſte ſchickten ſich ſchon an, das Bad wieder zu verlaſſen, auch der Herr von Mondſchein ſprach davon, daß er jezt wohl wieder weiter fort

müſſe. Der Wirth im Gaſthofe, ſowie die Einwohner des Oertchens beklagten ſich über dieſen Entſchluß, denn alle hatten ſie ſich an den lieben freundlichen Herrn gewöhnt, deſſen rundes Antlitz jezt auch nicht mehr durch die ſchwarze Binde verunſtaltet wurde, ſondern voll und lieblich Jedermann anglänzte. Hatte man früher von den Seltſamkeiten des Mannes geſprochen, ſo hatte man nun vollkommen Recht, ſeine Abreiſe dahin zu zählen. Es hatten ſich mehrere Seilkünſtler am Orte verſammelt, unter denen ſich auch Einer befand, der einen Luftballon ſteigen laſſen wollte. Eine groſſe Menge lief alsbald auf dem großen Platze zuſammen; die Dichterin, der Amtsrath, ſeine Tochter und der junge Auguſt, ſowie der Aſtronom, der jedoch von ſeinen frühern Freunden ſich gänzlich losgeſagt hatte, befanden ſich mit unter den Zuſchauern. Man ſprach über die Füllung des Ballons, über das Herrliche einer Luftfahrt; als jedoch die Anſtalten fertig waren, der gefüllte Ball nur noch an dem Seil feſthing, zeigte ſich Niemand, der, auf die Aufforderung des Künſtlers achtend, ihn beſtiegen hätte. Hin und her ſtreitend, ſuchte Jeder ſeinem Nachbar Muth und Entſchloſſenheit einzureden; endlich erſchien der Herr von Mondſchein und nahm, ohne ſich von ſeinen Freunden und Bekannten, die

ihm wegen seiner eben nicht leichten Leibesbeschaffenheit Vorstellungen machten, abhalten zu lassen, Platz in der Gondel, indem er seinen dunkelblauen Reiserock fester knöpfte und einen freundlichen Abschiedsblick besonders auf die Liebenden zurücksandte. So wie er drinne saß, war es, als wenn der Ball sich von selbst vom Seil löste, majestätisch schwebte er hinauf, höher und immer höher, unter dem Jauchzen und Beifallrufen der Menge. Noch immer sah man das freundliche Antlitz, noch immer blizten die Metallknöpfe, doch aus weiter Ferne; man erwartete, daß der Luftfahrer jezt Anstalten machen werde, wieder herabzusinken; doch er stieg im Gegentheil immer schneller und schneller, so daß sich bald nur noch eine blasse Scheibe am dunkelnden Himmel zeigte.

„Wo ist er geblieben?“ riefen Einige. — „Seht ihr denn nicht?“ antworteten Andere; „dort oben, ganz oben schwebt er.“ — „Das ist der Mond!“ nahmen Jene das Wort. — „Nein, der Herr von Mondschein ist es!“ — „Der Mond ist's!“ schrie der Amtsrath, „ich sehe es ja ganz deutlich; es ist der Mond, er stand ja schon früher am Himmel, doch freilich noch etwas blaß, weil es noch heller Tag. Es ist der Mond!“

Er fühlte sich bei diesen Worten vom Rücken her umfaßt und umarmt; es war der Professor,

der jezt ausrief: „So erkennen Sie denn endlich, theurer Freund, unsern wunderbaren Reisenden für das, was er in der That ist; nun sey wiederum Friede zwischen uns!“ — Der Amtsrath wollte antworten, doch Siebenzieher hatte schon ein ungeheures Fernrohr hervorgezogen, ließ es von zwei rüstigen Burschen unterstützen und blickte hinauf, indem er seufzte und rief: „So ist er denn wieder heimgekehrt, der edle Satellit! Möge es ihm wohlgehen!“ Bei diesen Worten brachen die meisten Frauen und Mädchen im Kreise in Thränen aus; jezt zeigte sich es erst, wie sie Alle den Herrn von Mondschein geliebt hatten; Marie aber, an der Brust ihres Geliebten, sah mit innigem Danke zu ihrem Freunde und Retter empor.

Und in der That kehrte der Herr von Mondschein nicht wieder zurück. Marie und August wurden ein Paar, der Astronom, der noch lange Zeit nachher von Satelliten, von wunderbaren Nächten im Gasthofe zum Posthorn, von dem Zusammenhang der Welten und dem großen Isisschleier sprach, fand endlich in der Dichterin ein Wesen, das seine tiefen Ideen einigermaßen zu theilen im Stande war; er entschloß sich, ihr seine Hand anzubieten, und die edle Dame fand endlich in der Liebe dieses verkannten Würdigen

einen Hafen gegen die Stürme, die ihr empfindsames Herz so lange verfolgt hatten. Der dicke Amtsrath indeß fuhr fort, über alle Dinge zu spotten, die er nicht begriff; nur wollte man bemerkt haben, daß, wenn ihm die Spöttereien über den Herrn von Mondschein in den Mund kamen, er sorgfältig umblickte, ob nicht der Mond am Himmel stände.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck der Officin der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
in Stuttgart.

Molière.

Eine Novelle

von

A. Freiherrn von Sternberg.

Tu réformas et la ville et la cour;
Mais quelle en fut la récompense?
Les François rougiront un jour
De leur peu de reconnoissance.
Il leur fallut un comédien
Qui mit à les polir sa gloire et son étude;
Mais, Molière, à ta gloire il ne manqueroit rien,
Si parmi les défauts que tu peignis si bien,
Tu les avois repris de leur ingratitude.

Pere Bouhours, épitaphe pour Molière.

Ein Seitenstück zum Lessing.

Stuttgart und Tübingen,

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1834.

Vorwort.

Es sey dem Verfasser erlaubt, dieses kleine Gemälde seinem „Lessing“ an die Seite zu stellen. In beiden ist die Lösung einer und derselben Aufgabe versucht worden, nämlich die Schilderung des Streites zwischen einer veralteten und einer neuen Zeit. Der französische Lustspieldichter Molière und der deutsche Lessing sind völlig verschiedene Gestalten; dennoch findet sich in der abweichenden Fächern ihrer Wirksamkeit eines, in welchem sie sich nähern, und dieses umfaßt ihre Bestrebungen, die Bühne ihrer Nation in eine eigenthümliche Form zu bringen, ihr Würde und Gehalt zu verleihen. Von diesem Standpunkt aus konnten sie füglich zusammengestellt werden.

Aus dem großen Reichthum von Gestalten, die ein Gemälde von dem goldenen Zeitalter Ludwig XIV. bietet, sind nur wenige herausgehoben worden; diese jedoch, welche die nächste Umgebung unseres Dichters bilden, sind nach den Schilderungen gezeichnet, die uns die interessanten Memoiren aus jener Zeit geben.

Möchte die nachsichtige Beurtheilung, die dem „Lessing“ geworden ist, auch dem „Molière“ nicht fehlen.

Im Herbste 1834.

A. Sternberg.

Molière.

Seitwärts vom Benediktiner Kloster, das letzte Häuschen an der Mauer des Kirchhofs von St. Joseph bewohnte ein alter Mann, den die Menge verspottete, wo sie seiner nur ansichtig wurde. Er hieß der Wunderdoktor, und die muthwilligen Gassenbuben, die scharfen Kritiker ihres Stadtviertels, erhoben ein Lustgeschrei, wenn einer von ihnen den Wunderdoktor in seinen rothen Strümpfen und schwarzem flatternden Talar, während der Dämmerung, wie vom bösen Gewissen gescheucht, über die Straße hatte fliehen und sogleich sich in die Mauerspalten seines verwitterten Häuschens verbergen gesehen. Dieser Mann war vor noch nicht langen Jahren zurück ein angesehener und selbst berühmter Arzt gewesen; ein Ereigniß, von dem der Verlauf der Geschichte Meldung thut, hatte ihn jedoch in den Zustand versezt, in welchem er sich jezt befand, und wo sein Charakter den Uebergang vom Sonderling zum melancholischen Narren zu bilden schien.

Der einzige Genosse, der den alten Doktor Tristan in seiner tiefen Abgeschiedenheit am Kirchhof zu St. Joseph besuchte, war ein Mann, schon ziemlich vorgerückt an Jahren, mit einem heitern freundlichen Gesichte und von einem Körperbau, der seines Alters zu spotten schien, so jugendlich und gewandt bewegte er sich. Er pflegte gewöhnlich zu kommen, wenn der späte Abendschein die Leichensteine und Hügel des Kirchhofs beleuchtete, und in der Vorstadtstraße dieses abgelegenen Viertels des alten Paris die Handwerksleute Feierabend machten. So sah man ihn nun auch heute auf die alterthümliche, mit vergoldeten Schnörkeln verzierte Kirchhofpforte zuschreiten, sie öffnen und hineintreten, gleichsam als suchte er zu seinem Umgange einen jener Todten auf, die, nach einem verworrenen und beschwerlichen Lebenslauf, jezt dem friedlichsten und süßesten Schlummer im Arme lagen. Der alte Tristan gehörte auch in der That zu diesen friedfertigen Leuten, und wenn man ihn, wie er jezt that, einsam auf dem Kirchhofe stehen sah, die lange starre Gestalt in den Mantel gehüllt, den grauen Hut ohne Feder und Schnalle tief im Gesichte, so daß die eine Hälfte desselben grell vom Monde beleuchtet hervortrat, die andere scharf abgeschnitten in die Schatten des Hutes versank; wer ihn so stehen sah, allein mit seinem langen, eben so dürren Schatten, der sich

über die Gräber hinlagerte, der konnte ihn füglich für einen Nachtwandler aus jener unheimlichen Traumwelt halten, die sich hinterm Rasenhügel und Leichentuche verbirgt. Der Doktor erwartete ruhig, ohne die verschränkten Arme zum Gruße zu bewegen, die Ankunft seines Gastes, und selbst als dieser jezt vor ihm stand, herrschte eine lange Pause, ehe der Träumer es für bequem fand, die Folge seiner tiefsinnigen Betrachtungen zu unterbrechen; er that es endlich mit einem Vorwurfe:

„Das Glöckchen der Minoriten hat schon zehn angeschlagen, und du kommst jezt erst, Baptiste; wenn du täglich eine Stunde später erscheinen willst, so wird dir kurze Zeit mehr übrig bleiben, um die Lebensaugenblicke, denn in der That, es sind ihrer nur noch wenige, eines alten schwachen Mannes zu erheitern.“

„Der Weg bis in deinen Pallast, Alter,“ entgegnete Baptiste, „ist eben nicht der nächste, und dann bedenkst du nicht, daß ich noch in der Welt lebe, und daß folglich mich öfters Geschäfte abhalten.“

„Nichtswürdige Geschäfte, elende Werke sind das! Kein Umstand, er sey welcher er wolle, sollte dich abhalten, deine Freunde zu besuchen, Gevatter. Du siehst, ich statte so eben den meinigen Besuche ab, du findest mich mitten unter

ihnen, und als du vorhin etwas ungeſtüm das Thor öffneteſt, lispelte mir eben die ſchlanke blaſſe Marquiſe hier unten das lange Regiſter ihrer hinfälligen Krankheiten in's Ohr. Namentlich wie ſie ſo ſchwer an der vielen Erde zu tragen habe, die man auf ſie gehäuft, ſie begreife gar nicht weßhalb, da ſie ja doch eigentlich noch nicht todt ſey; und in der That, ſie hat Recht, noch hat die klagende Melodie der Liebe dieſe kleine enge Bruſthöhle nicht verlaſſen, noch empfindet dieſes Herz; doch nur ein Talent wie das meinige vermag es, bis ſo tief hinein in die Werkſtätte zu dringen, nur ich kenne und verſtehe die Sprache eines ſolchen geheimnißvollen, verſchleierten Weſens.“

Der Ankömmling hörte dieſe Worte mit dem ihm eigenthümlichen Ausdruck von Neugier und gutmüthigem Lächeln; er hatte ſich, während Triſtan in ſeiner Stellung verharrte, auf einen der nahen Hügel niedergelaſſen, und blickte zu ſeinem wunderlichen Freunde hinauf. „Was ſagſt du da, Doktor,“ rief er jezt lebhaft, „die Todten ſind nicht todt?“

„Sie leben,“ hub Triſtan an, „gleichwie man von uns ſagen kann, daß wir todt ſind. Wer mag wohl den Moment bezeichnen, von welchem an wir zu den kalten Leuten hier unten gehören, und wer ſagt uns, wie weit dieſe Schlummernden

noch in unser Leben hinausragen. Bretter, Erde und ein Paar geschlossene Augen bezeichnen noch nicht den Tod."

„Und was denn noch sonst?" fragte Baptiste, indem er, sich auf seinen Stock stützend, aufschaute.

„Als ich noch in der Welt lebte," fuhr der Doktor fort, „und jene brausende Stadt, die mit ihren vielen treibenden Städtern jezt weit hinter mir liegt, mich noch zu den Ihrigen zählte; als ich noch kein Bürger dieses freundlichen kleinen Städtchens hier war: da fand ich oft Gelegenheit, der seltsamen Blume des Menschenleibes tief in ihren geheimnißvollen Kelch zu schauen, bis dahin, wo man sagt, daß die Seele wohne. Da habe ich denn Vieles erschaut, und ich gewann diese Blume lieb, weil ich wohl fühlte, daß mich der Himmel zu ihrem Gärtner bestellt. Doch der Mensch mit Seele und Leib ist wohl ein köstlicheres Geschaffenes als alle Blumen in ihrer Pracht — ich sah, daß auf diesen Schatz ein Verderber lauerte, der Tod. Ich schlich ihm nach durch die Straßen von Paris, bald wenn er als unsicher dämmerndes Fantom aus dem Dampf der Kanäle sich erhob, bald wenn er mit der Nebelkappe, jedem Andern unsichtbar, als geheime Pest auf den bunten Marktplatz sich drängte. Doch dieses waren nicht die Orte, wo ich ihn am häufigsten begegnete, nein, ich entdeckte den Schleicher, wie er

am liebsten sich in die dämmernden Kabinette schlich, — dort sah ich ihn bei dem magisch verhüllten Lichtschein sich in das Geflüster der Liebe mischen, der Raserei der Leidenschaft und des Treubruchs sein Ohr leihen. Hier war es, ehrwürdigster Gevatter, wo ich manches süße Kind zusammenbrechen sah — den Tod im Herzen, in der Hand den Brief des treulosen Geliebten; oder wenige Häuser weiter erblickte mein Auge den Minister mit dem bleichen Antlitz, auf dem die Muskeln wie wahnsinnige Nachtwandler durcheinander spielten, hinsinken, während ihm die goldnen Sterne seiner Macht von der Brust fielen. Jenes Mädchen, Baptiste, und jener Mann starben damals, obgleich sie noch lange Jahre lebten, so starben sie dennoch damals; ich weiß wohl, ein geringeres Talent wie das meinige hätte jene Armen, da sie nach einiger Zeit gleichsam wieder aufblühten, für geheilt und völlig gesund gehalten: für mich — für mich waren und blieben sie nur Leichen."

„Mit diesem Scharfblicke," rief Baptiste, „hättest du nie Arzt werden sollen."

„Kann man wohl über sich selbst bestimmen?" entgegnete der Doktor; „habe ich fragen dürfen, ward mir eine Wahl? Sind die Retter und Wohlthäter, sowie die Vernichter und Uebelthäter des menschlichen Geschlechts nicht längst vorher

auserwählt und bezeichnet? Ist nicht unser großer König, von Urgedenken her, zu dem herrlichen Sieger, zu dem erhabensten Fürsten Europas uns zum Heile bestimmt, und haben Sokrates, Augustus, oder auf der andern Seite Herostrat und Nero ihre Bestimmung wählen dürfen? So war es auch schon längst früher bestimmt, daß der große, aber unglückliche Tristan, der Erfinder des Lebenselixirs, geboren werden sollte, ehe noch dieses gebrechliche und schwache Wesen, das du vor dir siehst, Baptiste, das Licht der Welt erblickte."

Der Freund, an den diese Worte gerichtet waren, nahm sie mit einem spöttischen Lächeln auf, das er dem Begeisterten jedoch zu verbergen suchte. „Kommt," rief er nach einer Pause, „die Nächte sind kalt, anstatt daß wir hier philosophiren, können wir das gute Nachtessen, das gewiß eure Katharina, welche sich besser darauf versteht, was dergleichen lebendige Todte wie wir sind, Tristan, noch bedürfen, bereitet haben wird."

„Du sprichst wahr," rief der Doktor, „daß du mich vor allen einen solchen noch lebenden Todten nennst, denn siehe, Freund, den Zeitpunkt, an dem ich starb, kann ich dir auf die Minute bestimmen. Es war an dem Geburtsfeste unseres Königs, am Abend im Schauspiel unter vielen Lichtern und gepuzten Leuten, es war —"

„Ja,“ rief Baptiſte, „ich kenne die Geſchichte; es iſt nur gut, daß wir uns über unſern Tod unterhalten können, und daß es uns vollends dabei nicht an Eß- und Lebensluſt fehlt.“ —

„Ihr habt den berühmten Triſtan nicht gekannt,“ fuhr der Alte in ſeiner Rede fort, „ihn, die Freude und den Stolz der Akademie, die Zuflucht aller Bedrängten, die Stütze des hinfälligen Paris. Hättet Ihr jemals den Mann geſehen, der jezt todt und begraben iſt, Ihr würdet ihn nicht vergleichen mit dem Geſpenſte, das vor Euch ſteht, nicht mit dem einſamen verſpotteten Bewohner eines ärmlichen Winkels der Vorſtadt — und dem man, um ihn vollends elend zu machen, ſeinen einzigen Sohn raubte.“

Die ganze Fülle eines tief verwundeten Herzens ſprach aus dieſen Worten, ſchmerzliche Erinnerungen erwachten, und zwar mit ſolchem Ungeſtüm, daß die Kraft des Geiſtes nicht Widerſtand zu leiſten vermochte; die lange, ſtarre Geſtalt ſank zuſammen, die dürre Hand preßte ſich an's Auge, dem keine Thränen mehr entfloſſen, der herabgefallene Hut zeigte den nackten Scheitel. So lag er gekrümmt auf einem Hügel, die Stirne an den kalten Stein gepreßt, und man hörte ihn ſtöhnen.

Einen ſo heftigen Anfall hatte Baptiſte lange nicht erlebt; er erhob ſich von ſeinem Sitze und

indem er vor den Verzweifelnden hintrat, senkte sich sein Auge, Mitleid und Rührung wurde auf seinem Antlitz bemerkbar, und endlich perlte eine Thräne, von Jenem nicht bemerkt, auf die Erde nieder.

Eine willkommene Störung führte jezt die Annäherung der alten Dienerin herbei, die ihren kranken Herrn zu suchen kam, indem sie meldete, daß der junge vornehme Herr, der schon vor einigen Tagen da gewesen, wieder in dem Hause sey und nun sich nicht wieder abweisen lasse. Er wolle, habe er gesagt, das Geschäft wegen des Kaufkontraktes jezt beendigen.

Tristan stand vom Boden auf, stillschweigend nahm er seinen Freund bei der Hand, und beide schritten dem kleinen Hause zu, das sich in ziemlich freundlicher Umgebung, halb verdeckt von den Bäumen des nachbarlichen weitläufigen Parkes, zeigte. Baptiste fragte, welche Bewandtniß es mit jenem Kaufkontrakte habe. —

„Brauchen Verstorbene noch Häuser, in denen sie wohnen, gleich Lebenden?“ rief der Doktor. „Ich stehe im Begriff, jenes Besitzthum, das Einzige, welches mir noch übrig geblieben, dem fürstlichen Herrn abzutreten, der das alte Schloß in der Nachbarschaft besizt, und aus meinem unscheinbaren Häuschen gewiß ein recht herrliches und stolzes Gebäude machen wird.“

„Ich habe von diesem Schlosse und seinem Besitzer gehört,“ nahm Baptiste das Wort; „ist es nicht dort, wo sich jene seltsamen Leute und schlechten Spaßmacher versammeln, von denen man jezt sprechen hört?“

Katharina, die Haushälterin, erwiderte: „Sprecht nicht so laut, mein lieber Herr, von Dingen, die in dieser unheimlichen Abendstunde und an diesem Orte leicht ihre verderbliche Wirkung auch auf uns ausüben können. Spaßmacher nennt ihr sie? Wollte Gott, ich hätte nie von derlei Späßen gehört, die die Kreatur Gottes um ihr Seelenheil bringen können. Ich wünschte, der Graf risse den alten Bau vollends nieder, damit das Gerede und der Spuk einmal ein Ende hat, der unsere stille Gegend unsicher macht.“

Sie öffnete mit diesen Worten die Thür des Wohnzimmers, in welchem die Eintretenden einen jungen Mann fanden, der eifrig und wie es schien höchst aufgebracht darin auf- und abschritt. Lebhaft fuhr er auf den Doktor los. „Nun,“ tönten seine eiligen Fragen, indem er ein Papier hervorzog und es auf den Tisch hinbreitete, „nun, wie bleibt's? Ihr verkauft das Haus, Ihr nehmt die leztgebotene ansehnlich vergrößerte Summe, die mein Herr Euch auszahlen will, an? Die Sache ist abgemacht.“

Der Doktor Triſtan ſtand dem lebhaften Jünglinge ruhig gegenüber; er hatte ſein graues Hütchen abgelegt, aus ſeinem blaſſen Antlitz war jede Spur des eben beſtandenen ſo heftigen Kampfes verſchwunden, im Gegentheil ſchien er jezt plötzlich aus einer phantaſtiſchen Traumwelt herauszutreten, ſich wiederum ganz dem gewöhnlichen Leben und deſſen Verhältniſſen anzuſchließen; nur eine gewiſſe Feierlichkeit in Ton und Stellung blieb ihm eigen.

„Herr Sekretarius,“ entgegnete er langſam, „Sie haben wohl noch nie ein Haus eigenthümlich beſeſſen?“

„Und wie ſollte ich?“ rief Charlot, ſo hieß der junge Mann; „ich bin ja erſt ſeit einer Woche hier in Paris.“

„Sey es hier oder anderswo, das gilt gleich — ich ſehe nur an der Art und Weiſe, wie Sie mich drängen, daß ſie noch kein ſolches Beſitzthum gehabt. Sehen Sie, mein junger, etwas ungeduldiger Herr, ich bin in dieſem Hauſe geboren worden. Ich bin hier geboren worden.“

„Für Sie höchſt merkwürdig,“ rief Charlot, — „allein für mich — für meinen Herrn?“ —

„Sie wollen ſagen: gleichgültig; ich verſtehe. Sie haben Recht, wem kann daran gelegen ſeyn, den Platz zu ſehen, wo die Wiege eines Armen, Verlaſſenen ſtand.“ Er ſtüzte ſich auf ſeinen

Stock, und, indem er nachdenklich um ſich ſchaute, gewannen ſeine Züge an Leben, ſein Blick an Feuer. „Ja,“ rief er nach einer Pauſe, „die Seele ſchafft und verändert unermüdet an ihrem Wohnzimmer, dem Körper, ſo lange bis er ihr recht und bequem iſt; das Gemach, in dem wir wohnen, iſt eben ſo gut ein Leib unſerer Seele, nur ein weiterer, auch ihn formt die Unruhige, ſtets Bewegliche nach ihren Wünſchen, und ſo kann ich wohl ſagen, dieſes Gemach iſt mir ein zweiter Körper geworden, ſo habe ich mich mit meinen Schmerzen und Freuden hineingelebt. Und nicht ich allein, ſchon mein Großvater hat hier geſchafft. Jener Erker zum Beiſpiel, der an die Feudalzeit erinnert, und ſchon oft den Blick eines vorüberwandelnden gelehrten Forſchers an ſich gezogen hat, ſtammt her von der wunderlichen Baulust dieſes meines Großvaters, es iſt gleichſam ſein Portrait in Stein, das er uns hinterlaſſen hat. Den Garten hier hat der Vater angelegt, damals gerade, als die erſten Unruhen in den Niederlanden ausbrachen. Ja, ich weiß noch, daß viele koſtbare Blumenzwiebeln ausblieben, von denen uns ein ſcherzhafter Freund ſchrieb: in den Streit, den jene Mißvergnügten angefangen, hätten ſich auch einige ſeltne Tulpenfamilien eingelaſſen, und zwar wären ſie, als vornehme und gepuzte altadelige Blumen, auf die Seite des

Adels getreten, und in einem ſcharfen Gefechte ſämmtlich gefallen.“

Der junge Beamte hörte nur halb auf dieſe Rede. „Ihr könnt ſcherzen, alter ſonderbarer Mann, und ſeht doch, daß ich wegen Verzögerung des einfältigen Handels, der mir ſchon ſo viel Zeit und Gänge gekoſtet hat, in Verzweiflung bin. Wahrlich, nicht darum kam ich nach Paris, um hier ein altes verwittertes Häuschen zu erobern. Ach! dieſe Weltſtadt, dieſes Paris! wie lange ſehnte ich mich nach dieſen heiligen Straßen, nach dieſen gebenedeiten Plätzen, wo alle Größe und Herrlichkeit der Erde ſichtbarlich herumwandelt.“ Er eilte jezt wieder mehremal im Gemache auf und ab, und ſchoß endlich auf Baptiſte zu, indem er rief: „Verehrter, wer Ihr auch ſeyd, ich habe nicht die Ehre, Euch zu kennen, allein Ihr ſeht mir aus, als käme man mit Euch ſchneller zum Ziele, als mit dem ſchwärmeriſchen Alten dort; ſprecht ein Wort, bedeutet ihm und bringt ihn dazu, daß er kurzweg unterſchreibt.“

„Das Haus wird nicht verkauft,“ rief Baptiſte mit entſcheidender Stimme, „und Ihr, Triſtan, Ihr ſolltet Euch ſchämen, ſo leichtfertig das Eigenthum Eures Sohnes wegzugeben.“

„Meines Sohnes!“ rief der Alte und faltete die Hände im Schooß — „o mein Claude! — Ja, wenn du kommen wollteſt und mit mir hier

wohntest — doch auch du bist mir geraubt, zum Soldaten haben sie dich gemacht, gegen den Feind haben sie dich getrieben, du, meine Hoffnung, mein Stolz, der du der Erbe seyn solltest meines Namens, meines Ruhms!“ —

„Ehe Ihr über sein Schicksal Gewißheit habt,“ rief Baptiste eifriger, „so darf und kann aus dem Handel nichts werden, hört Ihr, junger Herr.“ „Schon gut,“ entgegnete dieser und raffte seine Papiere vom Tische fort, „schon gut; ich höre, das Haus wird nicht verkauft! mir ganz recht.“ Er sezte sich an den Tisch, ergriff eines der Gläser, die die Alte hingestellt, füllte es mit Wein und indem er Baptiste zuwinkte, rief er: „Jezt von etwas Anderem! Erzählt mir, lieber freundlicher Mann, etwas von der Stadt und den neuesten Ereignissen.“

„Ihr seyd wohl in der Provinz erzogen?“ fragte Baptiste.

„Getroffen! Ich bin aus Languedoc, und zwar aus einem kleinen, verzweifelt langweiligen Städtchen, in welchem der Himmel es gefügt hatte, daß alle Männer daselbst bieder und rechtlich, alle Frauen tugendhaft waren. Man spricht von Zigeunern und daß sie Kinder stehlen und fortführen, ich meinestheils habe oft recht herzlich gewünscht, daß einer jener Leute mich meinen Eltern entwendet hätte, wie leicht wäre ich da in

eine fremde Stadt, wohl gar in einem ganz fremden Welttheil gerathen, wo dann meine natürlichen Anlagen sich höchst überraschend und trefflich ausgebildet hätten, statt daß ich jezt frühzeitig verkümmern muß.“

„Besinnt Ihr Euch wohl noch auf die Zeit, wo eure Provinz unter der Administration des Prinzen Conti stand?“ fragte Baptiste.

„Nur dunkel,“ antwortete Charlot, „ich erinnere mich, daß man mich eines Abends in einen hell erleuchteten Saal brachte, in welchem etwas erhöht unter dem Getöse einer verworrenen Musik sich seltsam gepuzte Leute herumbewegten und mir herzlichen Spaß machten. Nachher erfuhr ich, daß ich ein Schauspiel gesehen, und daß die Leute des Prinzen dasselbe aufgeführt.“

„So sind wir alte Bekannte,“ rief Baptiste, „denn auch ich war damals beim Schauspiel gegenwärtig.“ Charlot sprang auf und schloß den Mann in die Arme, der sich dessen kaum versah. „Ich grüße Euch,“ rief der Lebhafte, „ich wußte wohl, daß wir einander nicht fremd waren, Euer Wesen kam mir gleich vertraut und lieb vor. Nicht wahr, Ihr habt Bekanntschaften in der Stadt?“

„Ziemlich viele,“ entgegnete der Gefragte.

„So kennet Ihr wohl auch den Molière, den großen Dichter?“

„Wie kommt Ihr auf ihn?“ fragte Baptiste.

„Sehr natürlich,“ rief der Sekretär; „ich habe damals in meiner kindischen Dummheit ihn, den großen Meister, spielen sehen. Obgleich ich wenig den Zusammenhang des Ganzen begriff, so sah ich doch ein, daß ein schlauer lustiger Diener sich wacker auf der Bühne tummelte; später sagte man mir, daß der Dichter selbst jene lustige Person dargestellt. Ich will ihn jezt aufsuchen, es wird ihn vielleicht freuen, zu hören, daß er es war, der mich schon damals so lebhaft begeistert hat, und der daran Schuld ist, wenn ich jezt unter die Komödianten gehe.“

„Da solltet Ihr Euch doch noch bedenken.“

„Die Sache ist völlig entschieden; es müßte denn seyn, daß der Meister selbst, den ich so verehre und liebe, meinen Entschluß tadelt.“

Während dieses Gespräches hatte Tristan ungestört seinen Gedanken nachgehangen, doch jezt bei den lezten Reden sah man ihn zusammenschrecken, sein Auge blickte starr vor sich, und wie im Traume sprach er die Worte:

„Seht da den Wunderdoktor! — es ist der alte Tristan! Tristan auf der Bühne, Tristan im Parterre! — ja — ja — wahrlich — zwei Tristan! Seht den schwarzen Talar, die rothen Strümpfe! und jezt hört ihr das Gelächter, das Gezische, Gebrause — ohne Ende — immer lauter — immer heftiger! Es gilt dem alten Narren —

Triumph — Triumph! Molière! Der Hof klatscht Beifall! — Wie sie lächeln, und mit den Fächern nicken die schönen Damen, die seinen Herrn — Triumph, Molière, dieser Streich ist dein Hauptstreich — lacht doch, Freunde!“ —

Der seltsame Alte hatte bei diesen Worten sich immer höher aus dem Stuhl erhoben, immer starreren Blicks vor sich hingeschaut; jezt faßte er krampfhaft die Arme seiner beiden Zuhörer und zog sie an sich, gleichsam als wollte er ihnen einen Gegenstand in einiger Entfernung zeigen. Der Eindruck, den dieser Anfall von Wahnsinn auf die Beiden, die ihm ausgesezt waren, machte, war verschieden; der junge Sekretär blickte scheu und aufgeregt dem Träumenden starr in's Gesicht, indeß Baptiste die früheren Züge von Mitleiden und gerührter Theilnahme wiederum in seinem Antlitz bemerkbar werden ließ. Er war es auch, der zuerst das ängstliche Schweigen, welches nach des Alten Rede eintrat, mit den freundlichen Worten unterbrach: „So kommt Ihr doch immer auf jenes unglückliche Ereigniß zurück, Tristan, werdet Ihr es denn niemals dem Manne, der Euch doch eigentlich nicht beleidigen wollte, vergeben können?“ —

Der Alte entgegnete mit leiser Stimme: „O läge er nur todtkrank auf seinem Sterbelager, sähe ich ihn schmachtend nach einem Tropfen

Heilmittel, der ſeinen Qualen Linderung gewährte — und ich — ich könnte ihm dieſes Tröpflein auf die verdorrte Zunge ſpenden — ha! welche Wolluſt, ihm es zu verſagen, ihn ſterben zu laſſen vor meinen Augen!“

„Triſtan!“ rief Baptiſte, „du biſt ein Unmenſch, empört muß ich mich von dir wegwenden.“

Der Alte ſchlang ſeinen Arm begütigend um den Nacken ſeines Freundes. „Nein, nein,“ rief er, „weiche nicht von mir, du mein einziger Tröſter, der bei mir ausgehalten, weiche nicht von mir! Wenn du wüßteſt, wie mich jener Elende gekränkt, wie er die hohe herrliche Wiſſenſchaft, der ich mit Andacht diene, mit Füßen getreten, ach! wenn du Alles wüßteſt, was ich erfahren, du würdeſt mich nicht ſchelten. Und Ihr, junger Herr geht und bewundert dieſen großen Molière, dieſen herrlichen Dichter, geht und betrachtet, wie man ihn in Gemälden und Gedichten verherrlicht, ſeht ihn ſelbſt auf ſeinem Theater, ihn, das Entzücken der Hauptſtadt, wie er in einer leichtfertigen Geberde, in einem klingelnden Wortſpiel das Glück ganzer Familien, die Ruhe ehrlicher Leute mordet, geht und bewundert dieſe Größe, aber verſchont mich, ich bitte Euch, mit Euren fernern Beſuchen, ſowie mit Euren lobpreiſenden Reden.“

Der Sekretär griff mit Unwillen nach ſeinem Hut. „Das hat man davon,“ murrte er halb laut

vor ſich, „wenn man ſich mit Narren einläßt; jezt erhalte ich noch zum Dank einen impertinenten Abſchied.“ Er ſchloß ſich an Baptiſte an und beide verließen das Haus. Der Leztere ging ſtill und nachdenklich neben ſeinem jungen lebhaften Begleiter, es ſchien, er kämpfe noch mit dem Eindruck, den die lezte Scene bei ihm hinterlaſſen hatte. Endlich riß er ſich wie mit Gewalt von den trüben Bildern los. „Ihr ſeyd alſo,“ wandte er ſich zu ſeinem Geſellſchafter, „Sekretär bei dem regierenden Herrn, dem das alte Schloß gehört, welches wir vom Monde beleuchtet dort vor uns ſehen? Was ſind denn Eure Geſchäfte?“

„Zur Zeit noch eben nicht bedeutende,“ entgegnete Charlot. „Der alte Herr lebt entfernt von hier, durch ſeine lange Abweſenheit iſt dieſes Beſitzthum in nicht geringe Verwirrung gerathen, ſo daß jezt eigentlich der Sohn des Intendanten, oder, wie die Leute behaupten, der uneheliche Sprößling des alten Grafen ſelbſt, der Beſitzer des Schloſſes iſt. Ihr könnt errathen, wie ſchwierig da meine Stellung iſt, und wie ich gerne wünſche, des Poſtens wieder ledig zu ſeyn. Indeß hat mir das Herumſuchen in den Gemächern vielen Spaß gewährt, und ich bin hinter ſo manche alte Schrift gekommen, in der ſich irgend eine denkwürdige Geſchichte oder ſonſt eine Curioſität aufgezeichnet findet. Ich denke, einem

Geſchichtforſcher und Sammler müßte dergleichen gelegen kommen.“

„Gewiß!“ rief Baptiſte; „ich zum Beiſpiel bin ein ſolcher Sammler, Ihr könnt mir einen großen Gefallen erweiſen, wenn Ihr mir Manches von jenen Papieren mittheilen wollet.“ — „So kann ich Euch gleich zu Dienſte ſeyn,“ erwiderte Charlot, „ich führe da einige Bogen bei mir, die, wie mir Schrift und Weiſe der Auffaſſung anzeigen, eine Begebenheit enthalten, die wohl nicht lange vor unſern Zeiten, wohl gar noch in denſelben ſich mag zugetragen haben. Nehmt und leſt, und ſagt mir dann gelegentlich Euer Urtheil darüber. Nun habt aber auch die Güte und erzeigt mir den Gegendienſt, weiſet mir das Haus Molière's.“

Baptiſte brachte die kleine Schrift, welche ihm der Sekretär einhändigte, ſorgfältig in ſeine Rocktaſche, dann ließ er ſich willig finden, das bezeichnete Haus anzuzeigen, nur fand es ſich, daß man einen ziemlich bedeutenden Weg vor ſich hatte, der über mehrere Straßen und Plätze führte. Auf einem der leztern zeigte ſich eine hohe Reiterſtatue zu Pferde, die den vollen Strahl des Mondes auffing und nicht wenig dem jungen Neuling imponirte; er erfuhr von ſeinem Begleiter, daß er das Denkmal Ludwigs des Dreizehnten vor ſich ſähe.

„Herrlich!“ rief Charlot, „wie groß, wie kühn! Ja, in dieſer prächtigen Stadt, unter ſo vielen koſtbaren Denkmälern, bei dieſen prangenden Kirchen und Gebäuden erfüllt einen das ſtolze Bewußtſeyn, ganz ein Franzoſe zu ſeyn. Jezt bin ich wieder mit meinem Schickſal zufrieden und ausgeſöhnt. Aber, Freund, ſagt mir, warum ſehe ich kein Denkmal, dem jetzigen Könige errichtet?“

„Er bedarf deſſen nicht,“ entgegnete Baptiſte mit Wärme, „das blühende, reiche, glückliche und ſtolze Frankreich iſt ſein Denkmal. Wie auch die Erſcheinungen der Weltgeſchichte ſich wenden mögen, welches Mißgeſchick auch dieſen Staat treffe, ſo tief kann der Franzoſe nie ſinken, ſo entartet wird er nie fühlen, daß er das Zeitalter ſeines vierzehnten Ludwigs vergäße.“ —

„Laßt mich Euch abermals umarmen,“ rief Charlot, „Ihr ſeyd jezt ganz der Mann meines Herzens.“

Sie ſchritten die Straße hinauf, der Mondſchein beleuchtete einen kleinen Platz, auf dem ſich einige Leute verſammelt hatten, man hörte Inſtrumente ſtimmen, zwiſchendurch Geflüſter, leiſes Gehen und Kommen, endlich tönten ein paar helle Akkorde durch die Nacht.

„Wer bewohnt das alterthümliche Haus, vor dem die Muſikanten ſtille halten?“ fragte Charlot ſeinen Begleiter; doch dieſer überhörte die Worte

gänzlich, er ſchien ſeine Aufmerkſamkeit lebhaft jener Gruppe zuzuwenden, die eben jezt in Streit verwickelt wurde, denn es hatte ſich von einer Seitenſtraße eine zweite Geſellſchaft genähert, ebenfalls in der Abſicht, Muſik zu machen. Der Sekretär wurde dieſes kaum gewahr, als er ausrief: „Laßt uns näher herangehen, gebt Acht, es kommt zum Handgemenge zwiſchen den beiden Spielerbanden, keine will der andern Platz gönnen, und ich erlebe das Vergnügen, einmal Zeuge zu ſeyn bei den berüchtigten Fauſtkämpfen und Prügelſcenen, die in den Straßen von Paris Sitte ſeyn ſollen. Hört, hört, wie der Zank ausbricht; es ſcheint, daß die beiden Anführer ihn miteinander ausmachen wollen.“

Von dem nahen Treppenabhang, auf den ſich Baptiſte und ſeine Gefährte geflüchtet hatten, ſah man jezt in der That zwei Männer aus den breiten abgeſonderten Truppen hervortreten; es wurden die Worte hörbar, die ſie gegen einander ausſtießen. „Coquin,“ rief der Eine, „misérable! impertinent! wer wagt es, der Muſik in den Weg zu treten, die der eben ſo galante als tapfere Ritter Sacripant der ſchönen Armida bringt, der reizendſten Comedienne von ganz Paris?“ — „Hé mordieu!“ ſchrie die andere Stimme, „wir kennen den Ritter Sacripant nicht, wer iſt er? ein Elender ohne Zweifel gegen meinen Herrn,

den König Arthus, den großmüthigen Fürsten von der runden Tafel, der sich herabläßt, das Ohr der schönen Armida durch die Zauberkraft einiger holdseligen Lieder zu entzücken. „Armselige Prahlerei!“ rief der Gegner, „erspare dir Deine übelklingenden Worte, bis man Dir erlaubt, sie mit Deiner eben so übelklingenden Musik zu begleiten; jezt aber weiche vom Platz, wenn Du nicht den ganzen Zorn des edlen Ritters Sacripant empfinden willst. Herbei, ihr Trommeln, herbei ihr Pfeifen, beginnt euer Loblied.“ — „Nicht einen Laut!“ schrie der Herold des Fürsten Arthus, „oder ich durchstoße die elende hohle Kalbsbrust eurer Trommeln und drehe euren jämmerlichen Flöten den Gänsehals um! Platz da für meine Musik! und nun stimmt an, ihr lieblichen Kehlen, singt um die Wette mit der Königin der Haine, ihr Sänger des unsterblichen Königs Arthus.“

Zu gleicher Zeit fingen jezt die Instrumente zu brausen, die hellen Stimmen zu kreischen an. Eine Partei wollte die andere überschreien, der tolle Lärm wuchs mit jeder Minute, man hörte die beiden Anführer zanken, zwischendurch klang eine zärtliche Flötenstimme, der süßliche Anfang einer galanten Romanze, es flatterten schalkhafte Geister wie mit zerrissenen Sylphenflügeln schreiend in die klare mitternächtliche Stille hinauf. Die dunkeln, in tiefe Schatten gehüllten Nachbarhäuser

ſahen ernſthaft auf dieſen klingenden Spuk nieder, hie und da erwachte einer dieſer ſteinernen Koloſſe, es wurde in ſeinem Innern lebendig, und mancher verſchloſſene Laden ſprang auf, um ſeiner neugierigen Beſitzerin die Ausſicht auf's Schlachtfeld zu geſtatten. Inzwiſchen war die Schaarwache angelangt, ihr gellender Ruf brachte die tolle Muſik nicht zum Schweigen; ſie hörte nicht eher auf, als bis die Waffen der Söldner die Inſtrumente zerſchlugen, und manche Violine kreiſchte, wie der, der ſie trug, auf dem Boden noch die heftigſten Töne aus. Endlich war der Friede hergeſtellt; als jezt der Mond den Kampfplatz beleuchtete, blickte er in ſo manches bleiche Geſicht, dem ein Blutſtrom entquoll, und zwar über die nämlichen Lippen, denen wenige Minuten früher leichtfertige Liederchen entſchlüpften. Die beiden Anführer, von denen der eine als Kammerdiener eines Grafen, der andere als der eines Barons erkannt wurden, nahm die Wache gefangen.

Charlot bemerkte jezt erſt, daß ſein Gefährte ihn verlaſſen hatte; er eilte, ihn zu ſuchen, und gelangte in die Nähe eines der Schaarwächter; dieſen fragte er nach dem Eigenthümer des Hauſes, vor welchem der Streit ſich ereignet hatte.

„Ihr ſeyd wohl ſehr neu in Paris,“ entgegnete der verdrießliche Mann, „daß Ihr noch nicht dieſes Haus kennt.“

„Freilich; doch nennt mir die Schönheit, der das Ständchen galt.“

„Es iſt die hübſche Komödianten-Frau, die Molière. Es vergeht faſt keine Nacht, wo ich nicht Streit hier zu ſchlichten hätte, ich wollte der Henker holte die Madam.“ Ein Söldner ſprang herbei und rief eilig: „In der Straße St. Roche gibt's Händel, macht, daß Ihr fortkommt.“ — „Der heilige Joſeph mag in dieſer verdammten Stadt Schaarwächter ſeyn,“ murrte der Alte und machte ſich auf den Weg.

Unſer junger Freund wußte jezt, daß er vor dem Hauſe ſeines gefeierten Dichters ſtand. Er ſah ſich das Gebäude an von unten, wo ein Krämerladen eingerichtet war, bis oben hinauf zum Giebel, auf dem ein altes Standbild prangte: Alles, ſelbſt der geringſte Schnörkel am Mauerwerk, ſchien ihm bedeutungsvoll und mit dem Leben des Dichters verknüpft. Unter dem Vorſprung des Daches an der einen Seite lief eine Galerie: „auf dieſer“, rief ſich der Jüngling zu, „hat er oft geſtanden, den Blick hinunterrichtend in die Menge, um aus ihr heraus die wunderbar lebendigen Bilder zu ſchöpfen, die er dann mit gewandter Hand in ſein Skizzenbuch eintrug. In der That, wer an dieſem Hauſe vorbei ging, mußte ſich frei von auffallenden Schwachheiten und Lächerlichkeiten fühlen, ſonſt hätte er wohl einen Umweg von

mehreren Straßen nicht gescheut, um sich nur hier nicht blicken zu lassen.“ Noch einmal prägte er sich die Eigenthümlichkeiten der Straße, des Plazzes und des Hauses ein, um es am Tage wieder finden zu können, dann suchte er den Rückweg zu seinem alten Zauberschlosse.

Durch einen Befehl des Präsidenten des Parlaments war die Aufführung des Tartuffe untersagt worden, und zwar langte das Verbot an in dem Momente, als sich der erleuchtete Saal eben mit der glänzendsten Versammlung gefüllt hatte. Schon einige Wochen vorher waren keine Eintrittskarten mehr zu erhalten gewesen; das Gedränge war ungewöhnlich stark, endlich hatte sich die wogende Masse in Ruhe gesezt, man erwartete den Beginn des Stückes, als plötzlich sich der Schrekken verbreitete und jenes unglückliche Gebot laut wurde, das den Schauspielsaal zu schließen befahl. Nie hatten wohl getäuschte Erwartung, Verdruß über die gestörte Freude und auf der andern Seite ein nicht zu verkennender Triumph sich so lebhaft geäußert, als an diesem Abende. Die Abwesenheit des Königs und eines Theils des Hofes machte, daß man sich völlig frei seinen Gefühlen überließ. In den Logen warf man die Bänke um bei dem

unfreiwilligen Ausbruch, es wurde gezischt und gepocht. Dieses seine Geschütz der vornehmen Welt in den ersten Reihen wurde tüchtig von dem groben des Parterre unterstützt; unten fluchte man und schimpfte ziemlich laut, indem man sich boshafte Anspielungen und Scherze über die Hypokriten zuwarf. Endlich rief eine Stimme Molière's Namen, man verlangte, er solle erscheinen, man wollte hören, was er zu diesem empörenden Verbot sagte. Nach langem Rufen theilte sich endlich der Vorhang der Bühne, und in der Tracht Orgon's erschien der Dichter des Tartuffe auf derselben. Sein Antlitz war heiter: „Messieurs," rief er, „nous allions vous donner le Tartuffe, mais Monsieur le premier président ne veut pas qu'on le joue!" —

Das boshafte Wortspiel, das in diesen wenigen Worten liegt und das die deutsche Sprache nicht wiederzugeben vermag, brachte ein erschütterndes Beifallgeklatsche hervor. Nie hatte sich ein Satiriker schärfer gerächt, doch die Buße dafür sollte nicht ausbleiben. —

Nach diesem Ereigniß, welches auf lange Zeit ergiebigen Stoff zu pikanter Unterhaltung bot, zerstreute sich die Menge, um den Rest dieses unglücklichen Abends, so gut es gehen wollte, mit andern Ergötzlichkeiten hinzubringen. In dem Gesellschaftszimmer der schönen Anna Luissigny,

Marquise von Belfort, fand sich ein Kreis Mißvergnügter aus den vornehmen Ständen zusammen.

Dieses Mißvergnügen entstand jedoch nicht aus Mitgefühl zu dem verfolgten Dichter, es äußerte sich vielmehr nur über die gestörten Freuden eines Schauspiels, das man gerne sah. Die Geistreichen unter den Versammelten, die des Dichters Freunde waren, wagten es nicht, ihren Verdruß, der eine reinere Quelle hatte, bei dieser Gelegenheit und in dieser Gesellschaft laut werden zu lassen. Jedermann wußte, daß der Präsident des Parlaments jenes Verbot nicht aus seinem eignen Kopfe genommen; als ein Geschöpf des Erzbischofs von Paris, handelte er nur im Geiste dieses mächtigen, übermüthigen Heuchlers, dieses Chefs gewissermaßen der Hypokriten, dem das devote Paris den Pantoffel küßte und dem Niemand die Stirn zu bieten wagte, als nur Ludwig allein in der kühnen und zugleich milden Herrschergewalt seines durchdringenden Geistes. Harlay de Chanvalon, der Erzbischof, hatte jedoch trotz der Leibwache seiner spionirenden Jesuiten, die ihm die geheimsten Gänge seiner Getreuen berichten mußten, selbst geheime Gänge, bei welchen er die Geleitschaft jener frommen Engel ablehnte, und einer dieser dunklen Wege leitete in das Schlafgemach der schönen Anna Luissigny. Auch dieses wußte das devote Paris, allein es hüllte das

Gemälde menſchlicher Schwachheit in doppelte und dreifache Schleier; Molière's Meiſterſtück hatte mit kecker Fauſt eine mächtige Oeffnung in dieſe Schleier geriſſen, unermüdlich waren die Hände der erſchreckten Frommen beſchäftigt, den Riß wieder zu ſchließen — doch vergeblich; der Tartuffe war einmal in's Leben getreten, das Volk von Paris, dieſes ſchadenfrohe, lebhafte und eigenſinnige Volk, hat ihn nicht wieder nehmen, und Ludwig XIV. ſelbſt war Molière's Schutz und Stütze.

Die Perſonen, die über Molière und ſeine Wirkſamkeit ſich beſprachen, waren vorzüglich: der Marſchall Vivonne, der Dichter Chapelle, der Marquis von Fortinbras, dieſe konnte man ſeine Freunde nennen; ein hagerer blaſſer Mann, der Jeſuit Bertram, zählte ſich zu ſeinen erbitterſten Gegnern, und der dicke ängſtliche Abbé Hautincourt und der Baron Petit-Loiſin, ein Höfling, waren, in ſo weit ſie es ſelbſt beſtimmen konnten, des Dichters Feinde. Der Abt war deſſen gewiß, ja er fand ſich verfolgt, geläſtert von ganz Paris; ohne daß Jemand auch nur von ferne daran dachte, den gutmüthigen Alten zu kränken; er hatte ſtets die lächerliche Stellung eines Menſchen, der ſich vertheidigt, wo kein Angriff iſt, ja er war thöricht genug, zu behaupten, die meiſten Stücke Molière's ſeyen nur geſchrieben, um ihn und ſeine

kleinen Schwächen dem boshaften Gelächter Preis zu geben. Der Baron dagegen war die Eitelkeit ſelbſt, er beneidete die Modelle Molière's, oder die man wenigſtens allgemein dafür hielt, um dieſe zweideutige Ehre; mit aller erſinnlichen Mühe und Anſtrengung ſuchte er einen Platz in dieſer Galerie komiſcher Kabinetsſtücke zu erlangen, ja er log ſich zu dieſem Behuf Schwächen an, wunderliche Eigenheiten, die ſein Kammerdiener, der eigens dazu abgerichtet war, unter's Publikum bringen mußte — allein vergebens, der Fluch lag auf ſeinem Haupte — Molière bemerkte ihn nicht. Dennoch ſprach der Baron von Feindſchaft zu dem Dichter, und wie er eifrig bedacht ſey, dem Gefährlichen aus dem Wege zu gehen.

Dem Marſchall war es gelungen, den kalten, ſchleichenden, zurückweichenden Jeſuiten in ein ziemlich lebhaftes, ſtreitendes Geſpräch über das Schauſpiel, deſſen fördernde oder ſtörende Einwirkung auf das allgemeine Wohl zu verwickeln. „Unſere Väter,“ rief der Geiſtliche, „verſchmähten freiwillig den gefährlichen Reiz, der in dem Spiel der Hiſtrionen liegt, wir nennen uns aufgeklärter, uns gereicht durch den Ruhm der Wiſſenſchaft Manches zum Genuß und Vortheil, was in jenen Tagen zum Verderben geführt hätte; doch ſoll uns deßhalb Zweck und Richtung aus den Augen ſchwinden? ſollen wir ruhig zuſchauen, wie ſich

jenes verwilderte Volk zu unſern Geſetzgebern aufwirft, ſich zu unſern Erziehern ſtempelt? Hier iſt kein ruhiger Genuß erleuchteter Wiſſenſchaft und Kunſt mehr, hier iſt Verblendung und Aufruhr. Der Künſtler darf nie Gewicht im Staate erhalten, nie ſich eine öffentliche Stimme anmaßen: wir aber ſtehen jezt bald unter der Gewalt eines Poſſenreißers: und wie gefährlich dieſes Mannes Lehren, die er unter Scherzen verbirgt, dem Volke ſind, wird erſt die Folgezeit ganz zeigen; ſchon zu ſehr iſt der Franzoſe dieſem umwälzenden Geiſt des Spottes zugeneigt, man laſſe nur dieſem Gelüſte den Zügel ſchießen, und er wird rüſtig an der Auflöſung aller geſellſchaftlichen Bande arbeiten.“

„Es ſind ja harmloſe Wahrheiten, die er ausgibt,“ rief der Marſchall.

„Harmlos?“ fuhr der Jeſuit mit einem lauernden Blick und leiſerem Tone fort, „keine Wahrheit iſt harmlos, jede führt, wie die Biene, einen Stachel bei ſich, den Stachel der Ueberzeugung, und oft haben wir geſehen, daß von den Verwundungen dieſes Stachels ein Volk bis zum Tode vergiftet worden —“

„Wie, mein Herr,“ rief der Marſchall, „dieſes ſollte die Wahrheit wirken?“

„Unzeitige Wahrheiten,“ entgegnete der Pater, „ſind verderblicher als die bösartigſten Lügen; nur

die Kirche, der reinste und höchste Wille, lehrt die Wahrheit, wie sie die Menschen hören dürfen. Doch führen uns diese Betrachtungen wohl zu weit, ich theile sie auch nur mit, verehrter Herr, damit Ihr sehen möget, wie ich dieses Menschen verderbliche Absicht, der unter uns als Spaßmacher lebt, durchschaue. Die Dichter und Künstler am Gängelbande des Staates geleitet, können diesem von Nutzen seyn, doch dieser Molière, ist er uns nicht übern Kopf gewachsen?"

„Ihr stellt ihn zu hoch," nahm der Marschall das Wort, „um ihn nachher desto tiefer zu verdammen." Bertram lächelte: „als Mensch wird er mir stets nur klein und verächtlich bleiben, er ist ein Elender, der sich die niedrigsten Verbrechen hat zu Schulden kommen lassen." Der Marschall hörte dieses harte Urtheil mit Unwillen, er brachte Einiges zu des Dichters Entschuldigung vor, doch jene vornehme Kälte seines Gegners, die ihn schon beim Beginn des Gespräches zurückgeschreckt, nahm ihm bald vollends den Muth; gelegen kam ihm daher die Erscheinung des Marquis von Fortinbras, der sich dem Gespräche anschloß, nachdem er sich dessen Inhalt hatte erklären lassen.

„Wie?" rief der lebhafte Mann, „ich gehöre nicht zu Molière's Widersachern, doch bin ich selbst weit entfernt, sein Betragen in manchen Verhältnissen zu rechtfertigen. Denken Sie an den Duc de

Montausier, den er in seinem Misanthrope geschildert, an Ménage und Cotin, die man vor unsern Augen an den satirischen Geißelhieben dahin sterben sah, und vor allen Dingen denken Sie an den armen wunderlichen Tristan, den wahnsinnigen Wunderdoktor.“

„Es gibt dieser Beispiele noch mehrere,“ seufzte der Abt Hautmcourt, „es ist Zeit, daß der Hof und alle Männer von Bedeutung sich ernstlich gegen diesen Unhold rüsten.“

Der Marquis und der Marschall lächelten, mehrere Stimmen, da das Gespräch allgemein geworden, fragten, welche Bewandtniß es mit dem Wunderdoktor Tristan habe und durch welche Schuld er sich die Verfolgung des Dichters zugezogen.

„Die Geschichte ist etwas lang,“ nahm der Marquis das Wort, „doch sie charakterisirt unsern Mann und zeigt uns das erste Opfer, das er auf seinem Altar bluten ließ, deßhalb möge sie hier Platz finden. Tristan, oder wie er sich selbst in seinem Hochmuth nannte, Hippocrate Dieu-donné, ward von seinen Freunden allgemein, wenn man ihn nicht auf das Kapitel der Medizin brachte, als ein anspruchloser, liebenswürdiger Mann gerühmt; kam er jedoch auf die göttliche Wissenschaft, wie er seine Kunst nannte, so zeigte er sich völlig als Phantast. Jedermann weiß, daß diese

Eigenschaft gerade die schlimmste Charakterschwäche ist bei Ausübung einer Kunst, die einzig sich auf Ernst, Nachdenken, Erfahrung und strenge Prüfung stützt. Zu dieser Unvollkommenheit unsers Doktors gesellte sich noch eine andere, die in der Zeit lag. Wir alle haben es noch erlebt, unsre Stadt von einem Heere von Dummköpfen und Schelmen wimmeln zu sehen, welche man füglich alle privilegirte Mörder hätte nennen können und die kein andres Zeugniß aufzuweisen hatten, daß sie zu dem schwierigsten und achtungswerthesten Amte tüchtig waren, als der schwarze Talar, den sie trugen, und die gepuffte Mütze. Die bürgerlichen Unruhen beim Regierungsantritt unsers Königs, die Schwäche und Hülflosigkeit, in welche hierdurch die öffentlichen Behörden und gelehrten Anstalten versanken, wirkten mit, jenen Unfug zu begünstigen, bis er zu einem Grade anwuchs, der allerdings schreckbar war. Die meisten jener Elenden waren Betrüger, die wenigsten darunter selbst Betrogene, und zu diesen ist nun unser Tristan zu zählen. Sein Lehrer in der Kunst war ein sogenannter Schwärmer und Wunderthäter, er heilte durch Sympathieen, besondere Gebete, durch Händeauflegen und wie jene Mittel alle heißen mögen, die die wundersüchtige Menge anstaunt und welche den Heuchlern so treffliche Wege bahnen. Tristan ergriff seine Bestimmung im vollen

Glauben, seine lebhafte Phantasie schwärmte in unerhörten Wohlthaten, welche er der leidenden Menschheit erweisen wollte, und so trat er seine Laufbahn an, ausgerüstet mit zwar nur dürftigen und verworrenen Kenntnissen, doch desto mehr mit Amuletten, geweihten und ungeweihten Zaubermitteln. Wie wir so oft sehen, daß der Zufall, was thöricht und verkehrt unternommen worden, mit einem glücklichen Ausgang krönt und dadurch gleichsam die Thorheit heiligt, so geschah es auch hier: unser Schwärmer machte einige glückliche Kuren, und sah sich jezt, ziemlich voreilig, auf dem Gipfel seines Ruhms. Der Zulauf war bedeutend, es gab fast kein schönes junges Mädchen in Paris, das nicht auf ihrem Busen ein Amulet, ein sympathetisches Briefchen oder sonst ein Zaubermittelchen des alten Tristan trug. So trieb er sein Unwesen wohl zehn volle Jahre hindurch. Ein deutliches Merkmal, daß er selbst der Betrogene war, zeigte sich in dem Umstand, daß er das ansehnliche Vermögen, welches ihm fast wider seinen Willen zufloß, in zum Theil sehr übel angebrachten Gutthaten und Spenden verschleuderte. Doch unsers Dokters Thorheit sollte noch ihre völlige Reife erlangen, ehe Molière's scharfe Sichel sich anschickte, die Ernte zu halten. Es ließ sich in jenen Tagen ein Prophet hören, der der Welt die noch zu erwartende

Erſcheinung des tauſendjährigen Reiches ankündigte, und zwar ſollte man an dem Kennzeichen den Beginn dieſer glücklichen Periode ermerken, daß der Tod und mit ihm alle Uebel von der Erde verſchwinden würden. Ein Sterblicher, hieß es, war auserſehen, durch die Erfindung eines Wundermedikaments den Tod, dieſen alten Erbfeind, zu verjagen, und dann ſollte während der glücklichen tauſend Jahre Niemand erkranken, Niemand ſterben. Es gehörte eben nicht viel Einſicht dazu, dieſe verrückte Prophezeihung für das zu nehmen, was ſie war, nur in dem Kopfe unſers Triſtans bildeten das tauſendjährige Reich, das Lebenselixir, die Worte des Propheten eine ſo ſeltſame Miſchung, daß unſer Mann nach einigen Wochen tiefen Grübelns endlich mit der Ueberzeugung hervortrat, er ſey dazu beſtimmt, das Wundermittel zu ergründen. Es ſollte, glaub' ich, in einer Miſchung aller bekannten Heilkräfte beſtehen, zugleich mit ſympathetiſcher Beiwirkung und aſtraliſchen Conjunkturen. Wie man von Thoren erzählt, die das Gold ſuchen und durch tauſend mißlungene Verſuche ſich nicht abſchrecken laſſen, ſo war das geheimnißvolle Medikament unſers Triſtans Stein der Weiſen. In der That glaubte er ihn entdeckt zu haben, wenigſtens gab er der Akademie an, er wiſſe ein Lebenselixir zu fertigen, durch deſſen Gebrauch das menſchliche Leben ſo bedeutend

verlängert werde, daß mit einigem Nachdenken und Fortschreiten in der Kunst nur wenig fehle, um das Problem völlig zu lösen. Leider jedoch starben ein paar Kranke, die von dem Wundermittel Gebrauch gemacht, so schnell, daß es schien, als hätten die Armen nicht allein die ihnen zugesagten hundert Jahre, sondern selbst die wenigen eingebüßt, welche ihnen noch naturgemäß bestimmt gewesen. Während dieser Todbeuten des alten Tristan war nun neben ihm eine junge Generation herangewachsen, man fing an, die mißhandelte Wissenschaft in ihrer ernsten tiefen Bedeutsamkeit wieder hervorzuheben, oder vielmehr man fing an, zu ahnen, daß es überhaupt eine Wissenschaft gebe: die neueste Zeit hat sich diesen Ehrenkranz erworben, die Tage des Friedens, die uns zu Theil geworden, haben, wie in allen Feldern des Wissens, so auch in diesen die köstlichsten Früchte getragen. Unseres Tristans Ansehn sank, und vorzüglich war ein Abend dazu erlesen, den alten Charlatan in den Staub zu stürzen. Molière's beißender Grimm gegen die Aerzte ist bekannt; er suchte lange nach einem recht pikanten Original: da trat ihm eines Tages, als er eben sich zum Schauspiel ankleiden ging, unser Hippocrate Dieudonné entgegen, eilig, mit kleinen Schritten dahertrippelnd, in der schwarzen flatternden Robe, gefolgt von seinem Apotheker, der ihm in nicht geringer

Anzahl Binden, Lauergebüchschen, Spritzen und andere ziemlich myſteriöſe Waffen aus Aeſculaps Arſenale nachſchleppt; in der Hand trägt unſer Mann die in koſtbarem ſilbernen Etui verſchloſſene Flaſche ſeines Elixirs. Kaum erblickt der Luſtſpieldichter dieſen turnierfähigen Ritter, als er lächelnd ſtehen bleibt.

„Guten Abend, Hippocrate!“ ruft er ihm zu.

Der Doktor, der den Dichter nicht kennt, dieſer war nämlich erſt kurze Zeit in Paris, fühlt keine Verpflichtung, einem Unbekannten Rede zu ſtehen; erſt da es ihm einfällt, jener möchte ſeiner Hülfe bedürfen, fragt er: „Woran leideſt Du, Freund, welches iſt Dein Uebel?“ —

„Ich bin geſund,“ entgegnet Molière, „doch folge mir in's Theater, dort könnte Dein Beiſtand nöthig ſeyn.“

„Ich beſuche keinen dieſer verabſcheuungswerthen Anſtalten,“ ruft Triſtan; „der dumpfe Raum, ſo viele krankhaft erhizte Leiber!“ —

„Eben wegen dieſes dumpfen Raumes und der kranken Leiber ſollteſt Du hinein,“ entgegnete der Dichter, „oder Du biſt kein Helfer der Menſchheit, der Du zu ſeyn vorgibſt.“ — In dieſer Weiſe geht der Diskurs fort; Molière, den Hut tief in's Geſicht gedrückt, gibt ſich nicht zu erkennen, doch ſeine Worte überzeugen den Doktor und bringen ihn endlich in den Saal. Froh ſeines Fanges

ſpringt er jezt in ſein Ankleidezimmer. Er weiß, daß der König dieſen Abend nicht ganz bei Laune iſt: welch ein Triumph, ihm grade heute ein Lachen abzulocken. Schnell iſt der Anzug geordnet — der unübertreffliche Komiker, mit einem Antlitz geboren, das eben ſo gut der ganzen Welt als ihm gehört, in welchem jede Muskel, gleichſam ein beſonderer Spottvogel, den Ausdruck von tauſend verſchiedenen Phyſiognomien nachzuſpielen weiß, ſteht in einer Viertelſtunde als Doktor Triſtan auf der Bühne. Das Stück iſt eines derjenigen, wo die burlesken Schwächen eines Charlatans dem Geſpötte preisgegeben werden. Kaum zeigt ſich nun die abenteuerliche Figur mit der dicken unförmlichen Perrücke, dem ſchwarzen Talar, den rothen dünnen Beinen, in der Hand das ſilberne Fläſchchen mit dem Elixir, ſo hallt das ganze Theater von einem lachenden Ausruf wider. Triſtan! ruft man im Parterre, Triſtan! in den Logen. Der Bürger vergißt auf einen Monat die Anweſenheit des Hofes, der Höfling die Nähe des Königs — doch dieſen ſelbſt ſieht man, aus ſeinem Sitze vorgebeugt, dem gelungenen Bilde Beifall zulächeln. Und wie ſehr verſtärkt ſich der Enthuſiasmus, als man jezt den wirklichen Triſtan im Parterre gewahr wird! Alle Blicke ſchauen herab; — in dem Moment hört man einen durchdringenden Schrei — es iſt der alte

Triſtan, der ihn ausſtößt; er durchbricht die Menge, eilt in's Freie, und hier nimmt ihn ein muthiges Heer von Straßenbuben in Empfang. Er will dieſen Harpyen entlaufen und rennt mit nachflatterndem Talar in entferntere Gaſſen, hinter ihm der Apotheker, der ſeinen Herrn nicht verlaſſen will; die lebhafte Geleitſchaft plündert dieſen treuen Satelliten, der Eine greift nach den Bändern, der Andre nach der Latwerge, der Dritte bewaffnet ſich mit der Spritze, und ſo von ſeinem eigenen Geſchütz verfolgt, flieht der arme Doktor durch die Straßen von Paris.“

„Der Unglückliche!“ riefen hier mehrere Stimmen; man lachte, und der Erzähler fuhr fort: „Dieſer Abend machte ſeiner Herrſchaft ein Ende. Es gab Keinen in der ganzen Stadt, der nicht jezt von der Unwiſſenheit, dem Aberglauben, der dünkelhaften Aufgeblaſenheit des alten Hippocrate Dieu-donné zu erzählen wußte. Wo er ſich zeigte, ward er nirgend angenommen; doch er ſelbſt wollte ſich nicht zeigen. Es kommt hier der rührende Theil meiner Geſchichte. Ein junger geſunder kräftiger Charakter hätte dieſe ihm zugefügte Unbill ertragen, dem alten Schwächling ſchnitt ſie jedoch mit Einem Streiche alle Spannkraft ab, ſie gab ihm buchſtäblich einen Stich in's Herz, und er verblutete an dieſer tiefen Wunde. Zu

gleicher Zeit erfaßte ihn ein anderes Mißgeschick, bei welchem uns der Alte erst recht bedauernswürdig erscheint. Sein Sohn, sein einziger Sohn, ein schöner hoffnungsvoller Jüngling, den der Vater, gleichsam mit heiliger Schwärmerei, zu seinem Nachfolger erziehen wollte, wurde ihm, durch Unkenntniß der näheren Umstände wohl mehr, als durch Bosheit, geraubt, und zum Soldaten gemacht; so daß unser Freund in demselben Zeitraum sein Amt und seine öffentliche Stellung, den geliebten Sohn und sein Vermögen zugleich einbüßte, gewiß Verluste, die, wenn sie so plötzlich und vereint den armen Unglücklichen treffen, wohl im Stande seyn können, ihn auch noch um den Verstand zu bringen. Dieses soll jedoch, so viel ich aus dunkeln Nachrichten habe erfahren können, bei dem Alten nicht der Fall seyn; unbekannt und verlassen soll er irgendwo in einem entfernten Winkel der Vorstadt wohnen. Vielleicht, wir wollen es hoffen, hat das Unglück bei ihm bewirkt, was ein behagliches Glück nicht vermochte, und er ist, von seiner tollen Schwärmerei geheilt, in sich gegangen und mag dann leidlich wieder zu Vernunft gekommen seyn. Der Charakter unsers Dichters, wie ich gleich Anfangs behauptet habe, zeigt sich bei diesem Ereigniß von keiner sehr liebenswürdigen Seite.

„O gewiß nicht," rief der Abbé, „kann man nicht ein so vorsätzliches tückisches Verspotten einen Mord nennen?"

Der Marschall zuckte die Achsel. „Unglückliches Loos des Satirikers!" rief er, „man verlangt von ihm, er soll ein Arzt der kranken Seele seyn, und dennoch wird er bitter gescholten, wenn er klug und besonnen das wirksamste und kräftigste Mittel ergreift. Gestehen wir es nur: wer hat uns von jenem betrügerischen Heere dieser Giftmischer und Charlatane, die sich Aerzte nennen ließen, befreit, wer hat jene Nichtswürdigen in ihrer ganzen Erbärmlichkeit dargestellt und dadurch belehrt und gewarnt, ist es nicht unser Lustspiel-Dichter? Und darf man, wenn es auf die Rettung einer ganzen Stadt ankommt, die einzelnen Söldner so hoch anschlagen, die bei der Vertheidigung das Leben eingebüßt?" —

„Sophistereien, Verehrtester!" nahm der Kammerherr das Wort, „so wird jedes böse Ding entschuldigt."

„Ja, ja," sezte der Abbé hinzu, „man ist zu milde und nachsichtig. Die Majestät lieben Scherz, bei Hofe soll es stets heiter, geistreich und anmuthig hergehen: man gibt den Dichtern Pensionen, damit sie immer fortfahren, Verse zu machen, man ist großmüthig — Alles schön und trefflich, allein wer bezahlt dieses kostbare Vergnügen? —

Wir, wir Armen, wir müssen unsere Haut zu Markte tragen, um eines Ausdrucks unsers Lustspieldichters mich zu bedienen, damit man Harlekins-Jacken daraus schneidet.“

„Sprechen Sie sich nicht in Ihr Unglück hinein,“ drohte der Marschall lächelnd, „die Callottisten werden sich rächen und Sie in ihre Register eintragen.“

„Ich bin auf Alles gefaßt,“ seufzte der Gemeinte, „ich bin nun einmal ein verlorner Mann und ganz in die Hände des Lustspieldichters gefallen.“

„Sie?“ rief der Kammerherr, „o worüber hätten Sie sich zu beklagen? Wir unglücklichen Leute bei Hofe, wir sind die Zielscheibe seiner Launen, und doch sind wir es, die ihn erhalten und unterstützen, die ihn eigentlich zum gebildeten Dichter gemacht haben, denn was war er, als er eben aus der Provinz kam?“

„Streiten Sie sich nicht,“ meine Herrn, „nahm der Marschall wiederum das Wort, „Jeder von Ihnen hat wohl gleichen Antheil an der Ausbildung unseres Helden.“ — „Wer sind diese Callottisten?“ fragte ein junger Mann, der erst vor Kurzem in die Hauptstadt gekommen war.

„Gerade die,“ rief der Abbé mit Zorn, „müßten mir zuerst auf die Galeere.“

„Es sind junge Leute,“ entgegnete der Marschall auf die Frage, „zum Theil aus guten Häusern, die unter sich einen Clubb errichtet haben und die

eigentlich nichts Geringeres beabsichtigen, als das Skandalmachen als Monopol für sich zu erlangen, um es im Großen zu betreiben. Dabei verfahren sie jedoch bis jezt, so viel man von ihnen weiß, ziemlich harmlos und unschuldig, und meiner Ansicht nach, kann man ihnen recht wohl den Spaß gönnen. An einem verborgenen Zufluchtsorte geschehen die Versammlungen, auf eine phantastische Weise wird Gericht gehalten über jedes Ridicül, das sich in der Stadt ereignet, es mag nun Wahrheit oder Verläumdung seyn, gleichviel, ist es nur belustigend und boshaft, so wird darüber abgeurtheilt. Es werden Verzeichnisse gehalten, und jeder echtkomische Charakter, er mag sich noch so versteckt irgendwo verbergen halten, wird in denselben angemerkt. Aeltliche Eheherrn, die sich mit jungen Weibern verbinden, sollen, wie man mich versichert, in den Verzeichnissen obenan stehen. Jedes Mitglied hat die Pflicht, im Laufe eines Monats als Ausbeute seiner Forschungen wenigstens einen neuentdeckten Narren aufzuführen. Die besten Talente sollen hier beiwirken und sich entwickeln: man schreibt, man dichtet, man zeichnet Karrikaturen und gibt spaßhafte Darstellungen, alle aus und nach dem Leben. Festlichkeiten und Gepränge sind mit der Annahme von neuen Mitgliedern verbunden. Doch, was das boshafteste ist, die Gesellschaft stellt

Ehrendiplome aus und ernennt zu Ehrenmitgliedern solche, die sich durch irgend eine stadtkundige Lächerlichkeit verdient gemacht haben; da mag sich nun ein solcher Unglücklicher wehren, so viel er will, er erhält sein Diplom zugeschickt. Mancher wird auf die unangenehmste Weise überrascht, denn er hat gemeint, die in der Stille begangene Thorheit sey schon längst übersehen oder vergessen worden."

Der Kammerherr und der Abbé hatten die Gesellschaft verlassen, und der Marquis folgte ihnen bald. Das Gespräch nahm eine andere Wendung, man besprach sich über politische Ereignisse, doch auch hier wirkte die Verstimmung, welche sich gleich Anfangs der Unterhaltung bemeistert hatte.

Die schöne Marquise, die wenig Theil an dem geselligen Verkehr ihrer Gäste genommen, fühlte ihre beklemmte Brust erleichtert, als sich jezt die Gemächer leer zeigten und die späte Stunde keinen neuen Besuch fürchten ließ. Die schlanke, schöne Gestalt wandelte durch die Reihe der verödeten Zimmer, sie suchte Emilien, ihre Gesellschafterin, und als das lächelnde freundliche Mädchen ihr jezt entgegen trat, zogen sich beide Frauen in das zierlich ausgeschmückte Kabinet zurück, wo Anna sich ermüdet an ihrem Toilettentisch niederließ. Bald zeigte sich der Mohren-

Knabe, der verschwiegene Bote, und überreichte seiner Gebieterin ein Briefchen. Die Züge Anna's belebten sich, sie winkte Emilien herbei und rief ihr mit schmeichelnder Heimlichkeit in's Ohr: „Liebster Engel, entscheide, ob ich ihn annehmen darf, er bittet um ein Gespräch.“

Emilie schmiegte sich an ihre schöne Freundin. „Ihr wißt, wen Ihr heute zu erwarten habt,“ rief sie leise.

Anna seufzte. „Nur auf ein paar Worte,“ rief sie. Der Knabe enteilte auf das ihm gegebene Zeichen und nicht lange darauf öffnete sich die Thüre eines versteckten Ganges, und ein junger Mann in einem reichen, aber unordentlichen Anzuge, mit wildhängendem Haare und einem blassen, schönen Gesichte, stand vor den beiden Frauen. Es war der Schauspieler Báron.

„Madame,“ lispelte er, „Sie haben mir einige Augenblicke ohne Zeugen geschenkt.“ Emilie erhob sich und trat auf den weit hinausreichenden Balkon, der mit blühenden Sträuchen besezt war. Kaum war sie fort, als der Jüngling neben Annen Platz nahm, ihre Hand ergriff und sie an seine Lippen drückte. „Schöne, reizende Geliebte,“ rief er, „ich komme als ein Unglücklicher zu Ihnen, ich habe gespielt, bedeutend verloren und zähle auf Ihre Hülfe; fünfhundert Louis muß ich diesen Abend noch haben.“

Die Schöne sah verwirrt und ängstlich zu Boden.

Eine dunkle Röthe überzog die blassen Wangen des Jünglings, er suchte mit seinen schwarzen Augen die ihrigen zu treffen. „Wie," rief er, „Sie wollen nicht, Sie besinnen sich, Heuchlerin, Sie haben mich nie geliebt!" Anna reichte ihm ihre Hand, er schob sie von sich, indem er sich von ihr entfernt auf die Polster warf; Thränen entströmten ihrem Auge und sie verbarg ihr Antlitz. Báron sprang auf und ging mit eiligen Schritten im Gemach umher, endlich blieb er vor der Dame stehen. „Ha!" rief er mit Lächeln, „diese schönen Locken, wie sehnen sie sich, ihrer Fesseln entledigt zu werden; bei meiner Ehre, ich kann diese schönen Gefangenen nicht schmachten sehen." Mit diesen Worten löste er zwei kostbare brillantene Nadeln aus Annens dunklem Haar; triumphirend hielt er seinen Raub empor. „Schöne Kinder," rief er, „nehmt von eurer Gebieterin Abschied, und in der That, ihr hattet eine vortheilhafte Stellung, in der Nähe solcher Augen, was wollt ihr armseligen Steine?" Anna sah empor, das reiche Haar wallte herab, die Thräne glänzte noch in ihrem Auge; entzückt, mit der ganzen schmeichelnden Lebendigkeit kecker Jugend, drückte Báron einen Kuß auf ihre Lippen.

Unfähig zu widerſtehen, hing ſie an ſeinem Halſe. „Wann werden Sie dieſe Geſellſchaften meiden,“ rief ſie nach einer Pauſe, „die Ihnen Ihre Jugend und Ihren Frohſinn rauben?“

„O Anna, wie ſehr haben Sie recht, ich will ſie nie wiederſehen, dieſe läſtigen Menſchen, dieſe Elenden, die ihre Freude nur in thörichten Ausſchweifungen finden. Ich will keine Trinkgelage mehr beſuchen, keine jener unwürdigen Weiber wiederſehen — nur Ihnen, meine Anna, will ich leben.“

„Das wollteſt Du, mein Hippolyt?“ rief die Schöne mit Wärme, „o bleibe bei dieſen Entſchluß, erkennſt Du jezt die Unbeſtändigkeit und Frivolität der Frauen, in deren Geſellſchaft Du gelebt, denen Du den Hof gemacht; wie leichtfertig ſind jene Geſchöpfe, und nicht einmal wiſſen ſie durch Jugend zu entſchädigen.“

„Es iſt zum Erbarmen!“ entgegnete der Jüngling und gähnte ziemlich laut.

Die Dame ſah ihm erſtaunt und verwundert in's Antlitz.

„Entſchuldigen Sie, Beſte, fünf Nächte habe ich nicht geſchlafen.“ Er ſtand auf, Anna rief Emilien herbei. Bäron ſtellte ſich in die Mitte des Gemachs, mit einem enthuſiaſtiſchen Lächeln betrachtete er Annen. „Wie reizend!“ flüſterte er Emilien zu, „bemerken Sie das reiche, volle

Haar, ohne Putz, ohne Geschmeide, auf den schönsten Nacken dahin flutend! Ist Ihnen die Marquise jemals schöner vorgekommen?“ Das Mädchen blickte den lebhaften Jüngling, an dem sie schon die seltsamen Launen gewohnt war, fragend an. „Das haben Sie mir zu danken,“ rief er triumphirend, „ich habe Ihre schöne Freundin überredet, ihren Schmuck abzulegen; Sie werden nie wieder an ihr jene brillantenen Nadeln sehen, die sie bis jezt getragen.“

Er machte eine ernste Verbeugung und war verschwunden.

In dem großen Gemache, das die Aussicht auf den Platz hatte und das sein Lieblingsaufenthalt war, saß der Dichter Molière noch in später Abendstunde, beschäftigt mit der Vorlesung eines seiner Lustspiele. Die Zuhörerin, die ihm gegenüber saß, war keine Marquise oder Comtesse, es war des Dichters Haushälterin, die alte Marcella. In dem reinlichen, weißen Leibrock über dem rothen gefalteten gascognischen Rock, an der Seite geziert mit den Anzeichen ihres Standes, dem gewaltigen Schlüsselbunde, das vollwangige gutmüthige Gesicht von einem eng anschließenden Häubchen umschlossen, saß die treffliche Alte da und stützte die dicken Arme, heftig

geröthet im Dienſte am Feuerherd, auf einen antiken römiſchen Senatorſeſſel, der im Schauſpiel gedient hatte und mit einer Anzahl antiker Masken verziert war. Marcella hatte hier nichts Geringeres zu thun, als ihr kritiſches Urtheil abzulegen: dieſe Ehre erwies ihr der Herr öfters, ja er kehrte immer zu der Alten im einfachen Häubchen und mit dem Schlüſſelbunde zurück, wenn er in den Salons der großen Welt, zum Ueberdruß mit Schmeicheleien überhäuft, die witzigſten Urtheile beleſener junger Damen, ſowie die gründlichen Kritiken der Männer vom Fach angehört hatte. Das geſunde Lachen Marcella's war ihm der ſicherſte Beweis eines gelungenen Einfalls, denn Marcella, das wußte er wohl, lachte nicht aus Artigkeit, ſie wußte in ihrem gascogniſchen, einfach derben Sinne nichts von der Kunſt zu lachen, die ein Erzeugniß der feinen Erziehung iſt, und zu der ebenſogut Studium gehört, wie zu jeder andern Kunſt; auch von jenem kritiſchen Lachen wußte ſie nichts, das haarfein auf einer Nadelſpitze balancirt und zu dem gründliche Gelehrſamkeit gehört; wenn Marcella lachte, ſo mußte es wirklich ein guter Spaß ſeyn, ein Spaß von jener handgreiflichen Komik, über die die Welt gelacht hat und immer lachen wird, ſo lange ſie beſteht.

So saß denn der Meister da und las Marcellen sein Stück vor, das einen Bürger schildert, der den Edelmann spielt. Die Scene, wo Jourdain sich die schönen Künste aneignet, wo er die kostbaren Stunden in der Logik nimmt, indem man ihn buchstabiren lehrt, wo er tanzt, indem man ihm die Beine verdreht, und wo er endlich Unterricht im Fechten nimmt und Prügel bekommt, fanden Marcella's Beifall, doch der Schluß gefiel ihr nicht; sie tadelte das Spiel mit der Vermummung und fand es unnatürlich, daß Jourdain, der nur ein Thor, doch kein Dummkopf war, sich so leicht übertölpeln ließe. Der Dichter wollte dieses nicht zugeben, er stritt sich mit seiner alten Muse, doch sie trug den Sieg davon.

Unterdessen war ein Gericht Kastanien fertig geworden; die Alte hörte jezt auf keine Vorlesungen mehr, sie brachte die Früchte in einer zierlichen Schaale und stellte sie dem Herrn hin, dann trippelte sie zum Wandschrank und brachte ein Fläschchen sammt dem silbernen Mundbecher. Molière wies die Mahlzeit von sich, die Alte mußte sich auf sein Geheiß an die Schüssel machen. Die Flamme des Kamins beleuchtete die Gruppe. „Man will mich malen lassen," hub der Dichter nach einer Pause an, „und die galanten Herrn haben sich etwas recht Schönes ausgedacht: auf

Wolken soll ich sitzen, um mich herum die Musen, und Melpomene soll mir den Kranz aufsetzen.“

„Wer ist die Jungfer?“ fragte Marcella, indem sie Butter auf ihre Kastanien legte.

„Niemand kennt sie,“ entgegnete der Dichter trocken, „und sie hat eine so sonderbare Abstammung, daß man gar nicht weiß, woran man mit ihr ist.“ Marcella warf ihrem Herrn einen besorglichen Blick über die Schüssel zu: „Laßt Euch nicht mit dergleichen Frauenzimmern ein, Ihr wißt ja, wie ich hierüber denke, und zu dem seyd Ihr schon in ein recht ehrwürdiges Alter getreten, da will sich dergleichen nun vollends nicht schicken.“

„Das behaupte ich auch,“ entgegnete der Dichter, „ich habe deßhalb auch vorgeschlagen, daß die Herrn, die ein Bild von mir haben wollen, mich sollen malen lassen, so wie ich jezt mit Dir zusammensitze, Marcella! Es gäbe ein hübsches Bild.“

„O, Scherz über Scherz!“ rief die Alte, „wie käme ich zu dieser Ehre, und wem wird es Freude machen, das Bild einer betagten Frau zu sehen.“

„Nun, nun! Marcella, wie lange ist es her, als man noch von der schönen gascognischen Magd sprach in meines Vaters Hause? Ja, ja, damals warst Du ein junges, unerfahrenes Ding, eben erst in die Hauptstadt gekommen. Wie oft vergaßest

Du mir mein Abendbrod zu bringen, wenn im Vorſaale, wo der Vater ſeine Tapeten zuzuſchneiden pflegte, Jereme, der ſchlanke Pierre, oder Jean, der luſtige Junge, Deiner harrten, um von Dir noch einen Gruß zu erhaſchen. Alte, Alte, Du haſt eine raſche und kühne Jugend durchlebt.“

Marcella lächelte verſchämt, die Kaſtanie entglitt ihren Händen und mit einem gutmüthigen Blicke betrachtete ſie der Dichter. „Ich weiß noch ein Liedchen,“ rief er, „das man unter dem Fenſter der ſchönen Gascognerin ſang.“

„Ach, Poſſen! laßt uns von ernſtern Dingen ſprechen.“

„Gib mir die Laute her.“ Molière ergriff das alte abgenuzte Inſtrument, er lag in ſeinem Seſſel zurückgelehnt und indem er ſeine Haushälterin mit dem ihm eigenthümlichen ſchalkhaften Lächeln betrachtete, ſang er mit noch recht wohltönender Stimme:

Je croyois Janneton
Aussi douce que belle;
Je croyois Janneton
Plus douce qu'un mouton.
Helas! helas!
Elle est cent fois, mille fois plus cruelle,
Que n'est le Tigre aux bois!

Bei den Tönen dieſes Liedes war die Thüre aufgegangen und Andreas Chapelle, der Freund Molière's, ſtand lächelnd da, ſich die Gruppe

betrachtend. „Bravo!“ rief der Eintretende, „also hier kann man ihn finden, bei seiner alten Calypso, und im Gesellschaftssaal des Herzogs läßt er vergeblich die schönen Geister nach seiner Gegenwart seufzen.“

Der Dichter stand auf und legte die Laute lachend bei Seite. „Chapelle!“ rief er und drückte dem Ankömmling die Hand, „gut, daß Du da bist, mein Herz ist schwer, Grillen füllen mir den Kopf — ich bin alt, sehr alt geworden, es geht mit mir zu Ende.“

„Er hat es auf der Brust!“ rief Marcella, „erlaubt, gnädigster Meister, daß ich Euch von dem Medikamente gebe, welches ich selbst bereitet habe, nach gelehrten Vorschriften.“ Sie holte aus einer ihrer Taschen ein Fläschchen hervor, Molière ergriff es und schleuderte es zum Fenster hinaus. „Alte!“ rief er mit einem grimmigen Blick, „willst Du auch zur Fakultät gehören? dann mach nur, daß Du aus meinem Hause fortkommst. Du weißt, ich kann keine Arzneiflasche sehen, Närrin!“

Die Alte faßte die Hand des Zürnenden. „Ihr habt gestern Abend einen Blutsturz gehabt,“ rief sie leise, „ich weiß es. Das neue Stück, das Ihr habt in so kurzer Zeit schreiben müssen, die durchwachten Nächte — lieber Herr, was ich Euch

ſage, ſolltet Ihr eigentlich von der Madame hören, allein Madame ſchwärmt herum, Ihr habt nur die alte Marcella, die Euch nicht verlaſſen wird. Hört auf mich, denkt daran, daß Ihr bald dreiundfünfzig Jahre zählen werdet.“ Sie hatte immer eiliger geſprochen, bei den lezten Worten ſtürzten ihr die Thränen aus den Augen. Molière winkte ihr, ſich zu entfernen; als ſie fort war, ſank er in ſeinen Seſſel, das Haupt auf den Arm geſtüzt. Chapelle richtete ſeinen Blick aufmerkſam und mit Trauer auf den Freund, eine ängſtliche Pauſe herrſchte im Zimmer.

„Bereite Dich zu Deinem Abſchied, alter Schauſpieler und Luſtigmacher! dreiundfünfzig Jahre haſt Du Dein loſes Handwerk geübt — es iſt genug!“

„Molière!“ rief Chapelle mit Ernſt.

„Laß mich,“ entgegnete der Dichter, „ich weiß, was Du ſagen willſt. Ach, Chapelle, ich bin müde dieſer Welt, müde dieſes Geſchwirres bunter Larven; meine Seele iſt erlahmt im Kampfe gegen Thorheit und Laſter, meine Sinne ſind ſtumpf, mein Herz verödet. Dreiundfünfzig koſtbare Jahre, der goldne Inhalt eines Menſchenlebens, er liegt vor mir, was habe ich aus dieſem herrlichen Stoffe gebildet? — Ach, welch ein unglückſeliger Geiſt trieb mich aus der ſtillen

Werkſtätte, kettete mich los von dem dürftigen, aber friedlichen Geſchäfte?“ —

Chapelle ſchwieg und der Dichter ſuchte ſich zu faſſen. Er trat an's Fenſter, ſein Blick ſuchten den Sternenhimmel, eine ungewöhnliche Bläſſe lag auf ſeinen edlen Zügen; nach einer Weile wandte er ſich zu dem neben ihm Stehenden: „Was bringſt mir Beſonderes, Du ſprichſt immer ſo viele Leute?“

„Warſt Du von Sinnen, Jean-Baptiſte,“ rief Chapelle, „als Du jene kecken Worte von der Bühne herabriefſt? Jezt biſt Du verloren, die Frommen werden Dich ſteinigen, der Chauvalon wird Dir das nie vergeſſen; ganz Paris iſt in Bewegung.“

„So mögen ſie's denn dahin nehmen! Ich verabſcheue nun einmal dieſe Brut.“

„Fürchteſt Du Dich denn nicht vor ihrer Rache?“

„So lange Ludwig die Krone Frankreichs trägt, fürchte ich ſie nicht.“

„Stets verläßt Du Dich auf den König.“

„Chapelle!“ nahm der Dichter mit weicher Stimme das Wort, „ich werde bald weder auf die Gnade des Einen ſtolz ſeyn dürfen, noch vor der Rache der Andern fliehen müſſen. Ich verlaſſe dieſes Paris. Was will ich mehr; arm kam ich hieher, verſtoßen, ein wandernder Schauſpieler, jezt ziehe ich fort, reich, und das Gerücht nennt meinen Namen — ich kann ſagen, ich habe mein

Glück gemacht. Tauſend Andre würden an meiner Stelle nichts Höheres wünſchen. Jezt will ich den Frieden, die Einſamkeit aufſuchen, in meinem kleinen Landhauſe zu Auteuil will ich als ſtiller friedlicher Bürger leben, und dort fern von der Welt meine Tage beſchließen.“

„Weiß Deine Frau von dieſem Plane, wird ſie Dich begleiten?“

„Gewiß, denn ſie liebt mich — auch könnte ich nicht ohne Dich und Bären leben.“

„Den Leztern laß fort, er kann nur den Frieden ſtören, nicht erſchaffen. Deine Frau —“

Des Dichters Blicke leuchteten von Unmuth: „Elende Verläumdungen! bringe ſie nicht wieder vor mein Ohr.“ Chapelle ſchüttelte das Haupt. „Ich begreife nicht,“ rief er nach einer Pauſe, „was Du an dieſem wilden Buben haſt; wärſt Du ein Weib, ſo könnte ich's mir erklären, denn er verführt alle Weiber.“

„Laß mich Dir etwas von meinem innerſten Empfinden und Denken ſagen,“ nahm Molière das Wort. „Von der Zeit an, wo ich Menſchen beobachten lernte, und dieſes geſchah ſchon in meinem ſiebenten Jahre, daß ich hinter den Tapetenwänden meines alten guten Großvaters hervor die Leute mir betrachtete, welche in unſre Werkſtatt traten, da fühlte ich bei dem Gefühl und dem Weſen einiger mich beſonders angezogen;

bei andern blieb ich ruhig und kalt beobachtend; jene entgingen mir, dieſe konnte ich bis auf den Grund ihrer Seele durchſchauen. Da merkte ich, daß Sympathieen mich beherrſchten. Rühmt man an mir bei der Zeichnung meiner Charaktere Schärfe und Lebendigkeit, und beſitze ich vielleicht in der That dieſe Eigenſchaften in einem gewiſſen Grade, ſo fühle ich dennoch meine völlige Ohnmacht, wenn ich es verſuche, jene mir in wunderbarer Zuneigung nahe tretenden Gemüther aufzufaſſen. Jede Deutlichkeit der Umriſſe verliert ſich, mein Urtheil ſchwankt unaufhörlich, ich liebe, wo ich prüfen, und bewundre, wo ich tadeln ſollte, ja ich weiß mich zulezt in dem Streit meiner Gefühle nicht anders zu retten, als daß ich mich blind jenem Weſen ergebe, und nun nicht weiter frage und urtheile. Oft bin ich bitter getäuſcht worden, oft aber auch habe ich gegen meine blinde Ergebung die ſüßeſten Empfindungen, die zärtlichſten Neigungen eingetauſcht. So iſt es mir auch zum Theil mit dieſem Báron gegangen. Einer Truppe elender Poſſenreißer entriß ich den Knaben, er wuchs unter meinen Augen auf, er ſchmiegte ſich an mich und ich lernte ihn lieben. Später, wie er eine überraſchende Schönheit in Geſtalt und Weſen entwickelte, wurde er mir immer unentbehrlicher. Niemand ſprach wie er mit einem ſo lieblich tönenden, geſchmeidig biegſamen Organ

meine Verse her, und nicht meine Verse allein, er war auch in der Tragödie Meister, und Corneille hat ihm die schönsten Heldengestalten zu danken. Die Frauen, die höchsten wie die niedrigsten, wollten nur ihn sehen, nur ihn hören — mein kleines Theater, als ich noch in der Provinz herumzog, füllte sich oft ganz mit schmachtenden Herzen. Konnte ich's verhindern, daß man mir ihn raubte, daß man endlich ihn, den Unbefangenen, mit tausend zärtlichen Intriguen überschüttete? Dennoch kehrte er sich mir immer wieder zu, hing mir treu an, nannte mich seinen Vater, seinen Freund. — Ich selbst hab' ihn meiner Frau als Hüter bestellt, mein Wille ist, daß er sie nie aus dem Auge lassen soll."

„Und wen hast Du zu seinem Hüter bestellt, wohl Deine Frau, nicht wahr?" rief Chapelle mit spöttischem Blicke. „Doch zurück zu Deinen seltsamen Plänen. Meinest Du, daß man Dich ziehen lassen wird?"

„Gewiß; sie sind schon meiner satt — ich kenne dieses Volk. Nur eine heilige Pflicht, die ich mir selber auferlegt, habe ich noch hier zu erfüllen."

Fragend blickte der Freund den Dichter an: „Du meinst die Heirath Deines jungen Arztes, die Ueberraschung, die Du dem alten Tristan aufgespart?"

„Du haſt es errathen, Chapelle, und dieſer Freudentag für mich iſt nicht ferne. Gib Acht, der alte Trutzkopf wird doch Recht behalten wollen. Der junge Mann iſt ein ſo tüchtiger braver Arzt, ſo ganz nach dem Muſter erzogen, wie ich mir einen Helfer der leidenden Menſchheit denke, und der alte Narr, wenn ich ihm den blühenden, kräftig und tüchtig gebildeten Sohn bringe, wird dennoch murren.“

„Die That macht Dir Ehre.“

„Es ſoll Niemand ſie erfahren,“ entgegnete Molière; „der Alte kennt mich nur als Gevatter Baptiſte, den Buchhändler. Claude und ſein hübſches Bräutchen dürfen nicht plaudern, und Du, mein Lieber, wirſt es auch ohne Verbot nicht.“

„Gib acht, der alte Rath Bertier gehört zu den Frommen, er könnte Dir ſeine Tochter Madelaine entziehen wollen.“

„Sorge nicht,“ entgegnete Molière, „ſchon hat er ſeine Einwilligung gegeben. Dieſe Intrigue ſoll die lezte ſeyn von meiner Erfindung. Ich habe bei dem Alten viel gut zu machen, und muß eilen.“

Der Diskurs wurde hier unterbrochen; ein heftiger Lärm, Gezänk und zwiſchendurch Gelächter ließ ſich im Vorgemach hören, jezt ging die Thüre auf, und vom jungen Schauſpieler Bäron begleitet, flog die Madame Molière hin, eine kleine

Brünette, im Gesichtchen die Flammen des Schrekkens und Zorns. Sie warf sich auf den Sessel des Mannes und lag erschöpft da, indem die Thränen über ihre Wangen liefen.

„Um Gotteswillen, m'amie," rief der Dichter, „was ist geschehen?" Da sie schwieg, wandte er sich an den Jüngling, der am Kamin lehnte und sich einige der besten Kastanien aus der Schüssel suchte. „Laß die Treppe abbrechen," entgegnete er, „es ist das einzige Mittel, um Ruhe zu haben, sobald sich die beiden tollen Weiber auf der Stiege begegnen, so ist der Krieg da. Madame muß hinauf, um in die Küche zu gelangen, und Madame von oben muß herab, um in den Keller zu kommen."

Molière sezte sich zu der erhizten Schönen. Chapelle und Báron verließen das Zimmer, indem sie sich gegenseitig ziemlich laut ihre Bemerkungen über die Ehestandscene, die jezt folgen sollte, mittheilten. „Kannst Du nun nicht in Frieden leben mit dem jungen Weibe," begann der Dichter, „ihr seyd von einem Alter?" —

„Welche Impertinenz!" entgegnete sie, „jene ist wenigstens drei Jahre älter als ich; Ihr versteht Euch schlecht auf die Jahre, mein Freund. Und dann, wir müssen von hier fort, sind wir nicht reich genug, um ein eignes Haus und zwar in der besten Gegend der Stadt zu bewohnen?"

„Du weißt, meine Liebe, daß ich mich ungern von dieſem Hauſe trennen würde.“

„Ich weiß,“ rief ſie, „daß Ihr Alles ungern thut, wodurch mir eine Freude geſchieht.“ Sie hüllte ihr Antlitz in's Tuch und ihre Thränen floſſen.

„So wollen wir nach Auteuil ziehen, dort biſt Du uneingeſchränkte Gebieterin.“

„Nein, mein Freund, ich habe Euch nicht geheirathet, um meine Jugend mit Euch in einem einſamen Landhauſe einzuſchließen. Ich will Paris nicht verlaſſen, ich will hier bleiben.“

Das Geſpräch ſtockte, unmuthig ſah der Dichter zu Boden. „Wenn ich Dir aber nun ſage, gutes Kind, daß ich ſeit einigen Wochen recht ernſtlich krank bin, daß ich mich nach Ruhe und Stille ſehne; Du wirſt mich doch nicht allein ziehen laſſen? Sie blickte hinter ihrem Tuche hervor, in ihrem großen braunen Auge lag auf einen Moment Zärtlichkeit und Rührung. „Alſo krank?“ rief ſie, „das macht das herannahende Alter, lieber Baptiſte; Ich bedaure Euch herzlich, allein Ihr ſeht doch wohl ſelbſt, daß ich nicht Eure Krankenwärterin abgeben kann. Du lieber Gott, was würde da aus mir? Ich, die ſo viel Anlage zur Hypochondrie habe, die ich mich nur dadurch aufrecht erhalte, daß ich täglich einige Luſtbarkeiten und Zerſtreuungen mitmache, die mir freundliche und vornehme Herrn unſerer Bekanntſchaft bereiten.

Und denn das Schauspiel, wie könnte es wohl bestehen, wenn man mich nicht mehr auf dem Verzeichniß der spielenden Personen findet? Wer soll Deine listigen impertinenten Kammermädchen, Deine kleinen coquetten Frauen machen?“

„Freilich,“ bemerkte Molière mit einem bittern Lächeln, „die spielst Du meisterhaft.“

„O mein Freund,“ fuhr sie fort, „Ihr habt Anlage zu einem Tyrannen; dem muß entgegen gesteuert werden. So belustigend Ihr auf der Bühne seyn könnt, so langweilig seyd Ihr zu Hause. Diese Falten, dieses lange bedeutende Gesicht, — o Ihr seyd nicht gemacht, um junge lebhafte Frauen zu unterhalten. Kommt, ich gebe Euch einen Kuß, wenn Ihr mir versprecht, dieses Haus zu verlassen und ein anderes, das ich aussuchen werde, zu beziehen.“

Der Kuß wurde angenommen und das Versprechen gegeben. Madame war jezt heiter und freudig, sie scherzte und tändelte im Zimmer umher, blickte in den Spiegel, schloß das Fenster, indem sie bemerkte, daß die Nachtluft dem Manne schädlich seyn könne; endlich flatterte sie hinaus, und man hörte sie lachend und singend die Treppe hinuntereilen.

Der Dichter blieb allein; ihm war finster und beängstigend zu Muthe. Seine Arbeiten schob er mit Mißvergnügen von sich, es gab nichts darunter,

was ihn hätte zerstreuen können, da kam ihm das Manuscript in den Sinn, das er seit einiger Zeit bei sich trug und welches ihm der junge Charlot, der Sekretär des Grafen, eingehändigt hatte. Er zog es hervor und las folgende

Novelle

von dem galanten Ritter und der schönen Frau.

Eine tugendhafte adelige Jungfrau wuchs in der Gesellschaft derjenigen auf, die sie ihre Verwandten und Freunde nannte, und unter denen tapfre und ernste Männer, kluge und redebegabte Frauen waren. Wenn sie in der Halle beisammen saßen, diese viel edlen Herren und Damen, so pflogen sie köstliche Gespräche untereinander, und diese durfte die Jugend anhören und sich an ihnen bilden. Edler Frauen Mund ist die Quelle des beseelten Wortes, aus der der Dichter unermüdlich schöpft. Virginia, so hieß die junge Schöne.

Zu den ritterlichen Spielen gehören manche, die unter der Leitung besonderer Gottheiten stehen. Mars erfindet die Kriege, die zur Lust gefochten werden, auf einer Aue ruft er seine Vasallen zusammen, statt des Blutes zeigen junge Rosen die Wunden der Helden an, und manche feurige Frühlingslichter brennen auf dem kalten Stahlfelde, womit die junge muthige Brust sich bepanzert.

Diana führt ihre Schaar in die dunkeln, rauschenden Haine und Wälder; — da klingen heitre tändelnde Geschichten, es flattern Liebesworte wie bunte Vögel, und bedächtige Reden wiegen sich auf den Lippen, gleich prächtigen goldnen Papageien auf den grünen Zweigen, und auf den stolzen Rossen schweben die anmuthigen Liebenden wie in alten Bildern König und Königin miteinander, und es beugen sich ihnen die schlanken Pappeln, diese grünen Pagen des Waldes. Oder Neptun schafft schwimmende Wiegen herbei, darin wiegt sich die Liebe groß. Verschlungen Arm in Arm mit seiner Dame, ihr Bild in den Fluten suchend, sizt still der eben so muthige Jägersmann; ein klingendes Streiten von Flöten und Hoboen bläst seine frischen Athemzüge über's Meer hin. Hell und silbern glänzt die Flut, die geschmückten Boote eilen wie stolze Handelsherrn an einander vorüber, jeder in der Meinung, bessere Waaren zu führen als der andre, und wirklich leuchtet hier ein purpurn Gewand, dort ein silbern klarer Schleier in die Flut nieder, hier zieht sich eine Reihe lichtgeschwellter Perlen um einen warmen Nacken, dort trotzen wilde rothe Korallen, die entwendeten Zauberstäbe der Meerfeyen. Doch die schönsten Feste ordnet Venus an. Wenn die Abendkühle weht und das Spätroth leise über die gebückten Blumenhäupter heranschleicht, die

Vögel langſamen Fluges dahinziehen über die friſche weiche Saat, gleichſam wie ſatt von ſo vielen Genüſſen, da läßt ſich ein buntes zierliches Wölkchen nieder, tief in die rothen Blumen der Wieſe hinein, da ſchimmert und gaukelt es, da glühen geküßte Wangen wie heftig aufgeſprungene Roſenknospen auf, da flattern goldne Locken und hoch in den ſeligen Himmel hinauf tönt das uralte heilige Mährchen der Liebe! Und Wald und Flur lauſchen, es lauſcht das weite Meer, der nahe Baum lauſcht mit allen ſeinen Blüthen, und das Abendroth kann nicht weichen. Der Nachtwind flüſtert und ſpricht zu ſich ſelber: weßhalb ſoll ich ſchweifen nach Oſt und Weſt, nach Nord und Süd? hier will ich bleiben und unermüdlich ſpielen mit den ſtolzen Federbüſchen, den zarten Schleiern und mit den ſchönen zärtlichen Worten.

Von dieſen und noch andern zierlichen Spielen ſchloß ſich Virginia aus und zwar zum großen Herzeleid ihrer Verwandten, die ſie ſo gerne ſahen. Es verwahrte aber der Jungfrau Herz ein Geheimniß, Klugheit und Frömmigkeit geboten ihr, dem Beichtiger ſich anzuvertrauen, der ein edler und ihr herzlich ergebener Greis war.

So ſprach ſie denn zum ehrwürdigen Vater dieſe Worte: „Als meine Verwandten mich vor wenigen Monden in die größte Stadt der Chriſtenheit, in das herrliche Paris brachten, um einem

Feſte beizuwohnen, welches man daſelbſt anordnete, geſchah es, daß ich eines Abends vor die Kirche unſrer lieben Frauen trat, als eben die Meſſe beendet war. Der Chöre himmliſche Muſik verhallte leiſe, es zogen die Weihrauchdüfte wie Engel ſehnſüchtig aus den geöffneten Kirchenthüren dem klaren Abendhimmel, ihrer Heimath, wieder zu, da trat in Duft und ſüße Töne gleichſam gehüllt ein Jüngling hervor, und ſchritt die Stufen nieder. Bei allen Heiligen, er hatte nichts Menſchliches an ſich, er war ganz Hoheit, Milde und ſchöne Güte. Sein Auge bemerkte mich und ruhte auf mir, er ſah mich getrennt von meinen Angehörigen und ſprach mir mit holdſeligen Worten Muth ein; bald darauf ſah ich ihn verſchwinden, dunkel wurde es um die Kirche, die Töne, die Weihrauchwolken waren nicht mehr. Solches geſchah aber am Tage des heiligen Bonifazius um die Abendſtunde, als man die Meſſe ausläutete in der Kirche unſrer lieben Frauen zu Paris.“ Sie hielt hier inne, dann ſezte ſie zu ihrem Geſtändniß nur folgende leiſe Worte hinzu: „Dieſes Jünglings Antlitz wird nie aus meinem Herzen weichen! — jezt, heiliger Vater, wißt Ihr meines Buſens Geheimniß; Gott wolle meiner Seele gnädig ſeyn.“

Der Pater ſaß erſtaunt und bewegt da. Die Gitterſtäbe des Beichtſtuhls, durch die die Stimme

in sein Ohr gedrungen, schienen ihm das Gitter eines Kerkers, hinter welchem eine trostlose Gefangene schmachtete; er wandte sich zu ihr und sagte mit sanfter Stimme: „Jener Tag, meine Tochter, ist kein Tag des Heils für Dich gewesen. Der Jüngling, den Du damals geschaut, ich kenne ihn, er kann nie der Deine werden.“

„Nenne mir seinen Namen.“

„Erschrick nicht, meine Tochter, es ist der Enkel des heiligen Ludwig, den Du gesehen! in Frankreichs großen König ist Dein thöricht Herz verliebt.“

Die schöne Dame erröthete und erbleichte, ihr Busen war geängstigt, Thränen löseten sich aus den klaren Augen und rannen über die Wange. „Um Gott,“ rief sie, „ist dieses wahr und wahrhaftig so?“ —

„In Christi Namen,“ entgegnete Jener.

Die Dame weinte, dann rief sie mit fester Stimme: „Nun wohl, ehrwürdiger Vater, ich verlange von Euch, was ich verlangen darf, Verschwiegenheit. Von uns Beiden darf keine lebende Seele erfahren.“

„Meine Tochter,“ rief der Geistliche bittend, „reißet diese Liebe aus Eurem Herzen.“

„Mein Vater,“ entgegnete sie, „ich kann über dieses Herz, das ich selber nicht geschaffen, nicht gebieten. War jener Jüngling der König

von Frankreich selbst, wohl, so will ich ihn lieben, weil ich ihn lieben muß — doch mit stillem verschwiegenen Herzen bis in den Tod."

„So wollt Ihr in ein Kloster gehen?"

„Nein, Ehrwürdiger, jezt, da mein Schicksal entschieden, ist mir die Welt ein Kloster. — Die gebrochenen Herzen bilden mitten im Geräusch der Welt eine unsichtbare Kirche, sie tragen die stille Klostertracht, der Jedermann erschrocken ausweicht, sie wandeln mit so unheimlich sanftem Tritte, doch diese klanglosen Schritte übertönen und verscheuchen die lautesten Gelage. Ich bedarf keines Klosters."

Der Geistliche geleitete die Jungfrau zurück zu ihren Verwandten. Sie that, wie sie es gesagt, jene Feste und Lustbarkeiten vermied sie, doch in der Einsamkeit des Waldes, in der Abendstille der Gärten sah man sie wohl öfters. Nun geschah es, daß Ludwig der Vierzehnte, König von Frankreich, in häufige Kriege verwickelt wurde, es nahmen die Niederländischen Unruhen damals ihren Anfang, die den jungen Adel des Königreichs, den König an ihrer Spitze, in das Feld der Gefahren trieben. An dem Schreckenstage, da das Heer auszog, erblaßte der Glanz der Paläste, die schimmernden Gemächer des Louvre hüllten sich in einsame Trauer, nicht mehr klagten in den Gärten von Versailles Lolli's reizende Symphonien, verstummt waren die neckischen Stimmen,

die aus den erleuchteten Gebüschen das Heer gaukelnder Tänzer hervortrieben, nicht mehr scherzte Columbine mit ihrem flatterhaften Geliebten über die spiegelglatten Parquetböden des Opernsaals dahin, nicht mehr wurden im geheimen Staatsrathe der Liebe verwickelte Streitfragen entschieden, müßig wandelte des Pallastes Göttin, die Intrigue, die Larve in der Hand, durch die leergewordenen Säulenhallen, durch die verschwiegenen mondbeglänzten Gemächer. Erstorben waren sie, das Heer der Schönen war ausgewandert, kniend lag es auf dem Steinboden der Kirchen, für das Heil von Frankreichs Waffen, für die siegreiche Zurückkunft von Frankreichs schönen Söhnen betend. Doch das Herz, das am heftigsten schlug in ganz Frankreich, war das Herz Virginia's. Ludwigs süße unbekannte Geliebte durchbebten Schauer bei dem Gerüchte einer Schlacht, sprachlos faltete sie ihre Hände, ihre Thränen flossen, und sie litt unsägliche Schmerzen um ihn.

So vergingen zwei Jahre, daß die schöne Jungfrau ihr Stillschweigen ununterbrochen hielt. Ihr einziger Trost waren die edlen Dichter, die in schönen tiefgefühlten Worten ihr das Gebilde ihres eigenen Lebens vorhielten; sie ergötzte sich, immer wieder ihre Gesänge zu lesen, ja sie selbst schrieb ihre Klagen nieder, ordnete sie melodisch, und ließ durch ihre bewegte Brust sehnsüchtige

besänftigende Laute ziehen, gleichwie durch den dunkeln schlummernden Wald die einsame Flöte eines am Abhange träumenden Hirten klingt. Wirgis, wie es die schöne Sitte der Zeit fordert, sezte sie in Frage und Antwort ihr Recht, ihr Unrecht hin, sie verflocht den Namen des großen Königs und ihren eignen in sinnige Liedesarabesken, sie ordnete Züge, flocht Blumen und reihete kostbare Perlenschnüre aneinander. Mitten unter diesen kranken Spielen brach ihr das Herz und sie sank mit einem Schrei zusammen.

Am Tage des heiligen Bonifazius erschien ein fremder Ritter, der, man weiß nicht wie, von Virginia's Liebe vernommen hatte und nun kam, um die holdselige Jungfrau zu sehen. Die Verwandten traten ihm entgegen und erwiderten auf seine Fragen: „Herr, die Ihr suchet, ist nicht mehr unter den Lebenden, sie ist gestorben aus Liebe; der Himmel sey ihrer Seele gnädig!“ Bei diesen Worten sah man Virginiens Leichenzug durch die Nacht dem Kloster zuschreiten. Einsam in seinen Mantel gehüllt, folgte der Fremdling; er trat an den Sarg und heftete sein Auge auf das blasse Antlitz der Schlummernden. Stille herrschte im weiten Kreise — langsam löste er seinen Degen aus dem Gehänge und legte ihn auf den Sarg, indem er selbst zu dessen Füßen niederkniete; man hörte ihn die Worte sprechen: „Virginia, vergönnet, daß ich

Euch noch im Tode zu meiner Dame wähle, wollet mir die süße Huld gewähren, daß ich mich Euren Ritter nennen darf, und bei dem Haupte des heiligen Dionys schwöre ich's, nicht ist mir die Krone Frankreichs so theuer, nicht der Scepter des mächtigsten Reiches so werth, als mir der Name ist: Virginia's Ritter!" Er schwieg und erhob sich langsam, die Stufen des Gerüstes niedersteigend. Bald war er mit seinem Gefolge verschwunden.

Durch die Menge aber verbreitete sich das Gerücht, der Fremdling sey Niemand anderes gewesen, als Frankreichs König selbst, Ludwig, der Allgeliebte. Das Schwert mit den drei Lilien ward in die Gruft versenkt mit dem Sarge Virginiens.

Solches hat sich begeben in der Grafschaft Bourbonnois, und ist verzeichnet in den Geschichten des altadeligen Hauses de la Baume; im Jahre unsers Herrn, da man schrieb 16—

Molière hatte die Blätter durchlesen und faltete sie jezt zusammen. Er tadelte die Umgestaltung einer Begebenheit, die sich vor weniger Zeit ereignet, jedoch keinen so tragischen Ausgang genommen hatte. Es dünkte ihm die Geschichte der schönen Herzogin de la Vallière, der jetzigen Geliebten des Königs zu seyn. „Die

reizende Frau," rief der Dichter bei sich, „verdiente diese galante Ritterlichkeit unseres damals jugendlichen Königs, sie ist ihm eine treue Freundin geblieben seiner männlichen Jahre, und dennoch — möchte keine Zeit kommen, wo sie wünschte, dieser erdichtete Schluß ihrer Geschichte wäre Wahrheit gewesen! Ach, nur in unsern Träumen wohnt die ewig tadellose Schönheit."

Der junge Claude Trudon besuchte seine Braut noch zu später Stunde, um ihr einige Kleinodien abzugeben, die er für die bevorstehende Feier seiner Vermählung bei einem geschickten Goldarbeiter hatte verfertigen lassen, und die jetzt nach seinem Wunsche, obgleich nicht ganz zur bestimmten Frist, fertig geworden waren. Er fand Madelainen in einer trüben, nachdenklichen Stimmung; sie saß an ihrem Tische, auf dem eine einsame Lampe brannte, ein Gebetbuch lag vor ihr aufgeschlagen. Frau Bertrand, eine Angehörige des Hauses, behauptete ihren Platz an einem kleinen Betpulte zur Seitenwand des Gemaches und ließ sich durch das Eintreten des jungen Mannes nicht stören. Madelaine reichte ihm die Hand, ihr zärtliches Lächeln verdrängte auf einen Moment den Ausdruck der Wehmuth und des Nachdenkens aus ihrem schönen Gesichte. Sie ergriff ein paar Herbstblumen, die vor ihr lagen und an denen

noch der abendliche Thau funkelte, und reichte sie dem Geliebten. Entzückt nahm dieser sie, und befestigte sie in eine der dunkeln Haarlocken, die unter dem weißen Schleier der Schönen hervorquollen. „O mein süßes Mädchen,“ rief er begeistert, „wie kleidet Dich dieser einfache Schmuck, den Du Dir selber gewählt, um so Vieles reizender, wie viel mehr ist er geeignet, Deine Reize zu erhöhen, als derjenige, den ich Dir mitgebracht habe.“ Madelaine nahm heiter und scherzend die Geschenke in Empfang, freudig breitete sie die hellen Gaben vor sich aus, ordnete sie immer neu und zeigte, indem sie zugleich Sinn für den Werth des Kleinods und Gefühl für die Absicht des Gebers an den Tag legte, die ganze Fülle ihres jugendlichen zärtlichen Herzens. Eine Weile verging den Liebenden mit diesem anmuthigen Spiele, dann kehrte Madelaine zu ihren ernsteren Betrachtungen zurück. Sie entdeckte ihrem Freunde, daß seit seinem lezten Erscheinen in ihrem Hause sich Manches verändert habe, mit Schonung sprach sie von ihres Vaters, des alten Raths, vermehrter Härte und Strenge, von seinen anhaltenderen und häufigeren Anfällen finsterer Frömmigkeit. Claude tröstete seine trauernde Geliebte, sein Arm umfing sie, und sein dunkles Auge blickte mit rührender Zärtlichkeit in das ihrige. „Harre nur aus, Theure,“ rief er, „bald wird die

Prüfungszeit geendet seyn, wir werden uns ganz angehören und Du wirst Dich der Freiheit und der Liebe hingeben dürfen."

„O, diese goldene Hoffnung," nahm Madelaine das Wort, „möchte sie uns nicht täuschen!"

„Wie?" rief der Jüngling, „Zweifel an unsrem Glück, Madelaine? ist das erlaubt — kann denn Dennes Claude's Treue Dir je verdächtig seyn?"

„Nicht das," erwiderte das geängstigte Mädchen, „mißverstehe mich nicht, ganz andere Besorgnisse erfüllen meine Seele. Ach! noch ist der Tag nicht erschienen, der unser Glück befestigen, der das Band zwischen uns auf immer knüpfen soll. Wie? wenn sich so nahe am Ziele finstere Stürme erhöben! Mein Vater, glaube mir, ist argwöhnischer als jemals; wir sind von Jesuiten umgeben, die Schlimmsten fürcht' ich, beherrschen ihn gänzlich — erst vor wenigen Tagen sind mir drohende Winke zugekommen, frage mich nicht, auf welchem Wege, genug, ich weiß, daß man ihn gegen Dich erbittert."

„Gegen mich," rief Claude, „und was habe ich verbrochen?"

„Dein Umgang mit den Schauspielern," erwiderte Madelaine, „Du besuchst öfters das Theater; o, wenn Du mich liebst, Claude, gestatte mir die Bitte, meide diese Vergnügungen, die die fromme und bessere Welt jetzt allgemein gegen

sich haben, und vor allen Dingen reiße Dich los von jenem seltsamen doppelsinnigen Menschen; verlaß den Dichter Molière!"

Der junge Mann fuhr lebhaft und entrüstet auf. „Wie!" rief er, „Molière verlassen? ihn, meinen Freund, meinen Wohlthäter, und das um elender Verläumdungen willen! — Madelaine, das wirst Du nicht von mir fordern. Bedenkst Du wohl, mein süßes Kind, daß er es ist, der mich meinem Vater wieder gegeben hat, der mir die Mittel zu meinem jetzigen Unterhalte verschafft, und dann, Madelaine, um Alles zu sagen, der mich mit Dir vereinigt hat."

Die Braut senkte mit holdem Erröthen ihr Haupt. „Ich kann," nahm sie nach einer Pause wieder das Wort, „Dich nicht schonen, ich darf meines Vaters Gemüthszustand nicht anders schildern, als er ist — wie, Claude, wenn er verlangte, daß Du Dich von diesem Manne, den Du deinen und meinen Wohlthäter nennst, auf immer trennen sollst, wenn er auf diese Trennung meinen Besitz als Preis festsetzte?"

„Du erschreckst mich, Madelaine! Darein könnte ich nie willigen. Doch Du sprichst nicht im Ernste, Mädchen."

„Und wenn es doch wäre?" entgegnete sie mit einem düstern fragenden Blicke. „In der That, man erzählt so viel Schlechtes, so viel

Empörendes von jenem Dichter — laß mich völlig aussprechen, Claude, ich kann meinen Vater durchaus nicht tadeln — der Pater Bertram spricht"

„Bertram?" rief Claude, „wie hat dieser sich in euer Haus gefunden?"

„Er ist's," entgegnete Madelaine, „bei dem ich jezt zur Beichte gehe, meines Vaters Wille bestimmte mir ihn."

Des jungen Tristans Züge beschatteten sich, finstern Blickes sah er vor sich hin, seine Hand spielte mit einer der frischen Blumen und sie fiel entblättert zu seinen Füßen nieder. Die schöne Verlobte bemerkte nicht so bald den tiefer gehenden Unwillen ihres Geliebten, als sie, ihre eigene trostlose Ansicht aufgebend, sich nur bemüht zeigte, die kostbaren Augenblicke vertrauten Beisammenseyns nicht durch Besorgnisse zu trüben, die vielleicht wenig mehr als Träume waren, hervorgerufen durch den vorübergehenden Drang der Verhältnisse. Heiter schlang sie jezt den Arm um seinen Nacken, indem sie rief: „Lassen wir denn diese Betrachtungen, mein Freund, komm erzähle mir, wie Du öfters zu thun pflegst, etwas Heiteres, Scherzhaftes. Du siehst mich bereit, überall Belehrung anzunehmen und dankbar anzuerkennen. Unser Gespräch nahm seinen Anfang von Moliere, wohl, bleiben wir bei ihm; wie oft hast

Du verſprochen, das Leben dieſes Deines Freundes mir zu ſchildern, ſeine näheren Umſtände und Verhältniſſe! Erfülle dieſes Verſprechen, gewiß iſt jezt eine paſſende Stunde hiezu.“ Sie ſezte, da der Jüngling zögerte, noch die Worte hinzu: „Du fürchteſt, daß ich Dich mißverſtehen werde, fürchte dieſes nicht, gib mir ſein Bild, wie Du es anſiehſt, ich weiß, daß Du wahr biſt in der Freundſchaft wie in Deinen andern Gefühlen; mit Willen wirſt du gewiß nichts verſchönern oder mißgeſtalten, und ſo werde ich ſelbſt hoffentlich anders über dieſen außerordentlichen Charakter urtheilen lernen. Vor allen Dingen möchte ich über den Umſtand ſeiner berüchtigten Heirath Licht bekommen, denn hier laſtet der ſchwerſte Vorwurf auf ihm. Warum muß doch die Welt jede Schönheit und Größe in den Staub ziehen! O erzähle, mein Freund.“

Claude's Züge nahmen einen fröhlicheren Charakter an, er ergriff mit Vergnügen den angebotenen Stoff zur Unterhaltung, um die Geliebte und ſich zugleich aufzuheitern. „Liebſte Madelaine,“ rief er, „ich kenne Dein Gemüth, leicht ſind von ſeinem klaren Spiegel die Wolken zu zerſtreuen, die Mißgunſt und Unwiſſenheit Bösgeſinnter auf demſelben geſammelt haben. Dein ſchöner, friſcher Lebensſinn, mein Mädchen, duldet überall weder Irrthum, noch vorſätzliche Verläumdung; Du wirſt

bald mit mir gleich fühlen. Könnte ich nur mit eben so erfreulichem Gelingen die Waffen zügelloser Bosheit und Verstecktheit von dem Haupte unsers großen Dichters abwenden. O, es ist oft nicht zu fassen, wie die Scheuden sich oft muthwillig zu Blinden stempeln, um nur den Anforderungen ihrer eigenen gemeinen Natur genüge zu thun. Sie haben ihn ja gesehen, Sie konnten ihn auf jedem Schritte beobachten; keinem Auge, das prüfen wollte, hat der Edle sich entzogen, er lebt unter Ihnen schon seit langer Zeit — fand sich wohl irgend Grund zur Anklage? Er, der sanfteste, friedfertigste, wohlwollendste Mann, muß es dulden, daß ihm Härte, Bosheit, versteckte Tücke vorgeworfen wird, was irgend der Stand, dem er angehört, verbrechen, wird ihm aufgebürdet. Der tiefschauende Blick in das Wesen des menschlichen Charakters, die kunstreiche, edle Auffassung und Umgestaltung oft niedriger Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens wird durch die elende Anklage stets nur verlästert, als suche er durch persönlichen Spott zu beleidigen und zu kränken. O, ich werde des Klagens nicht müde, bedenke ich die schwarze Undankbarkeit der Welt gegen diesen Mann.“

Madelaine reichte besänftigend ihre Hand dem Zürnenden, ihre Blicke hingen mit verdoppelter Zärtlichkeit an seinem Antlitz. „Es sey,“ rief er,

„ſo laß mich Dir denn das wiedererzählen, was ich aus vertraulichen Mittheilungen theils aus ſeinem eigenen Munde, theils aus dem ſeiner wenigen echten Freunde weiß.

„Jean Baptiſte Poquelin, dieſes iſt, wie Du weißt, unſeres Freundes eigentlicher Name, iſt hier in Paris geboren, das Haus, in dem er das Licht der Welt erblickte, iſt Dir bekannt, denn Jedermann weiß davon zu erzählen, auch von ſeinen früheren Jugendjahren wirſt Du Manches gehört haben.“

„Gewiß,“ rief Madelaine, „mein Vater ſelbſt ſpricht viel und oft von jener unruhigen Zeit, die die lezten Regierungsjahre unſeres vorigen Königs bezeichnet.“

„Wie ſchwer,“ fuhr Claude Triſtan fort, „wurde es dem Talente, ſich in jenen Tagen bemerkbar zu machen. Welcher Geiſt nicht in die Stimmung, die damals galt, eingreifen mochte, wem nicht kleinliche Parteiſachen und kirchliche Zänkereien am Herzen lagen, wer, abgeſondert von der Menge, einen freien Blick that in das Getriebe deſſen, was wir im Großen „Zweck des Lebens“ nennen, der konnte ſicher darauf zählen, im Gedränge ſpurlos unterzugehen. Talente wurden geſucht, doch nur ſolche von ſchnell zerſtörender Wirkſamkeit, Rohheit ſiegte, Schwäche und Unverſtand führten das Ruder des wankenden

Staates. Dieſes war der Zeithintergrund, auf dem ſich das Gemälde der Kindheit unſeres Dichters abbildete. Der junge Jean Baptiſte wurde zum Gewerbe ſeines Vaters angehalten: dieſer hatte nämlich für die Ausſchmückung der Gemächer des Pallaſtes zu ſorgen, und trieb nebenbei einen anſehnlichen Handel mit Tapeten. Kleine Aufträge wurden dem Sohne ſchon anvertraut, man freute ſich, wenn dieſe günſtige Ergebniſſe herbeiführten, die von Geſchicklichkeit und Nachdenken zeugten; Ausflüge in nahe Fabrikſtädte kamen auch wohl vor, am meiſten gab es in dem Kaufladen ſelbſt zu thun. Der Vater faßte immer mehr und mehr Hoffnung, den Sohn in ſein Amt hineinwachſen zu ſehen. Unſer junger Freund ſelbſt träumte damals noch nicht von ſeiner eigentlichen Beſtimmung; doch der Zeitraum war nahe, wo ſich ſeinem Geiſte jene Gebilde der Zukunft nähern ſollten.

„Es gab einen alten Großvater in der Familie, einen würdigen und allgemein beliebten Greis. Er zeigte in ſeiner einfachen Tracht mit dem ſchwarzen Käppchen auf dem ſilberlockigen Scheitel, thronend auf dem mächtigen Polſterſtuhl an der Seite des hellen, mit grünen Vorhängen geſchmückten Fenſters, wie ihn mir Molière ſo oft geſchildert, recht eigentlich das Bild jener ehrwürdigen Familienhäupter der bürgerlichen Klaſſen,

deren bezeichnende Merkmale in Sitten und Kleidung jezt leider immer mehr ſich zu verwiſchen anfangen; jezt, wo Niemand ſeinen Stand achtet, Jeder höher ſtrebt, der Bürger Edelmann, der gewöhnliche Edelmann zu einem Großen des Hofes erhoben ſeyn will. Dieſer Großvater liebte unſeren jungen Dichter, er nahm ihn oft zu ſich, die dürre Hand des Alten ruhte oft auf den gelben Locken des Knaben, und ſein von Welterfahrung getrübtes Auge pflegte gern und oft die friſchen Quellen der Geſundheit, des Frohſinns und der heitern Unſchuld aufzuſuchen, die aus den Blicken des Knaben leuchteten. Das Alter, wenn es warm und noch mittheilend iſt, bezeigt die innigſte Theilnahme immer der Jugend; mit Ausſchluß reiſerer Lebensjahre ſcheint es ſich nur gern mit jenen frühern zu beſchäftigen, die die Herrlichkeit der künftigen Blume aus ihrer Knospengeſtalt errathen laſſen. Der junge Jean Baptiſte, der Enkel, und der alte Jean Baptiſte, der Großvater, wurden die beſten Freunde; man ſah ſie ſelten getrennt, und wo auch der Stuhl des Alten hingerückt wurde, ſey es zum wärmenden Kamin oder zur friedlichen Abendtafel, ihm nach folgte immer das große Fabelbuch des Enkels, und der eifrige Leſer pflegte es auf die Knie des Alten zu legen, um abwechſelnd darin zu leſen oder die Erklärungen des Großvaters anzuhören.

Man nannte sie zulezt nur die beiden Großväter der Familie. Allein es dachte Niemand daran, daß der alte Jean Baptiste, trotz seiner Liebe und Gutmüthigkeit, der Verführer des jungen war und ihn auf die schlimmsten Abwege brachte. Der Alte war nämlich mit ganzer Seele und aus allen Kräften ein Spaßmacher. Es ist der glückliche Charakter unserer Nation überhaupt, daß wir Frohsinn und Munterkeit bis in das späteste Alter mitnehmen: Ein Franzose wird nie alt! sagen unsere Nachbarn, die ernsten Spanier, sprichwörtlich. Diese National-Philosophie besaß nun der alte Poquelin in einem beneidenswerthen Grade. In seinem behaglichen Polsterstuhl, wohin ihn das Podagra festbannte, zeigte er sich immerdar in guter Laune, vorzüglich aber war es die Stunde der Dämmerung, wenn die Geschäfte im Laden ruhten, wo der Alte gleichsam sein muthwilliges Theater eröffnete. Er war einst ein schöner Mann gewesen, damals als mit seinen starken, ehrenfesten Zügen noch ein langer, gesunder Körper harmonirte, jezt aber, da dieser durch Krankheit gebeugt und um ein Bedeutendes sich verkürzt hatte, wollten viele Leute des Grosvaters Gesicht zu groß und stattlich finden; allein ein solches großes Gesicht war nöthig, damit für alle Schalkheiten, Launen und Einfälle, die darauf erschienen, genug Raum da sey; fiel nun der ungewisse

Schimmer der Dämmerung auf dieſes Antlitz, ſo war es, als zögen die Geſ[illegible]ten einer wunderlichen Mährchenwelt ſichtbarlich über daſſelbe hin, vielfältiger Spuk bewegte ſich hinter der großen gewölbten Stirne, und wenn der Alte das Käppchen lüftete, ſo ſchien es, als geſchehe es bloß, um den vielen „wunderlichen Käuzen“, die darunter ſteckten, Luft zu verſchaffen. Zu dieſen Geſchichten des Antlitzes kamen nun die Bewegungen der Hände, und da war in der That jeder Finger für ſich ein völlig ausgebildeter Schauſpieler; der Mittelfinger der Cavaliere, der ſchlanke, etwas dürre Zeigefinger die Donna, und der kleine dicke, verwachſene Daumen die zänkiſche, ſchielende Duenna. War Muſik im Stücke, ſo wurde herzhaft auf die Polſter der Armlehne geklopft, oder auf das Lederbrett im Rücken mit dem Hinterhaupte dumpf angeſchlagen. In der That, der gute Großvater zerarbeitete ſich oft gänzlich, um eine abenteuerliche Begebenheit mit dem vollſtändigen Apparat der ihr zukommenden feierlichen Aufzüge, Kanonaden, ſchauerlicher pfeifender Stimmen und unendlichen Gepolters vorzutragen. Solch eine Geſchichte aber, in der dämmernden Familienſtube erzählt, wenn ſie auch bald darauf von allen übrigen Hausgenoſſen leichtſinnig vergeſſen wurde, — von dem Knaben Poquelin, der zu den Füßen des Alten ſaß, wurde ſie

nicht vergessen. Er sammelte alle einzelnen Bruchstücke sorgsam in seinem Kopfe, lebhaft machte er auf seinem Bänkchen munter alle Bewegungen nach, die im Verlaufe der Handlung oben vom Großvater angegeben wurden, und kam dann die Nacht herbei, wo der alte schlimme Erzähler mit dem ganzen Spuk seiner Vorrathskammer ruhig im Schlummer lag, dann traten die wunderlichen Geschichten neu vor die Seele des Knaben. Die fürchterlichen Kriege der Fronde wurden auf dem kleinen Raume des Hauptpfühls durchgekämpft, und durch den Tumult der streitenden Gestalten flogen die neckischen frischen Geister einer hellen gepuzten Welt, wie sie nur der Großvater zeigen, wie er sie nur beschreiben konnte. Kurz, unser Dichter und Schauspieler war fertig, ehe er sich's selbst nur von ferne denken konnte, und dieses war das Werk des Großvaters. Der Vater Poquelin merkte Unfug, es traten sehr merkbare Pausen im Geschäftsleben des jungen Mannes ein; Anfangs schrieb man diese Störungen kleinen Liebeleien zu, allein es zeigte sich später nur zu deutlich, daß Niemand anders als der Großvater mit seinen tausend närrischen Geschichten die alte wunderliche Geliebte des Enkels war. Ja, dieser sezte nun seinem Werke die Krone auf, und brachte den Knaben zum ersten Male in's Schauspiel."

„Ich fühle,“ rief Madelaine, „die Verwirrung, die nun in dem Kopfe des Dichters ſich bereitete.“

„Sie war allerdings nicht gering,“ fuhr Claude in ſeiner Erzählung fort. „Der Enkel entſchied ſich jezt plözlich und für immer, dem Gewerbe ſeines Vaters den Abſchied zu geben; alles Andere wollte er werden, rief er heimlich ſeinem Großvater zu, nur nicht das, was der Vater war. Die Schauſpieler, die damals unſere Stadt zierten, waren eben ſo dürftig ihrem Gehalt nach, als ſie ſich elend in ihrer äußern Erſcheinung zeigten. Noch ſind die Namen Hardy, Monchrétien, Balthazar Baro in nicht ſehr vortheilhaftem Andenken. Die Thätigkeit eines Schauſpielers ward völlig gleichgeſchäzt der eines Landſtreichers, ja einige gewiſſenhafte Leute ſezten dieſen noch über jenen; denn, meinten ſie, ein Spizbube, ein Betrüger von Profeſſion könne doch noch umkehren und rechtlich werden, allein ein Mann, deſſen Geſchäft es ſey, alle Laſter und Lächerlichkeiten der Menſchen nachzuahmen, müßte, ſchon hieraus gefolgert, auf einer ſo tiefen Stufe ſtehen, daß an keine Beſſerung jemals zu denken ſey. Uebertriebenes, aber doch zum Theil begründetes Vorurtheil, wenn man das Leben der damaligen Komödianten betrachtet. Wie ſehr verändert erblikken wir dieſe Leute jezt, und dennoch ruht noch immer der alte Fluch auf ihnen. Du ſiehſt,

Madelaine, wie heftig es unseres Dichters Vater empören mußte, von des Sohns Liebhaberei zum Schauspiel zu hören, ja endlich seine entschiedene Hinneigung zu jener verderbten Klasse von Leuten zu gewahren. Es ist dieses die schlimmste Epoche in unseres Freundes Leben. Der Kampf im elterlichen Hause drückte seine feurige, junge, strebende Seele nicht nieder, obgleich er sie tief beugte. Der alte Großvater, der das ganze Unheil eigentlich herbeigeführt hatte, trat jezt ernstlich in's Mittel und verlangte, sein Enkel sollte studiren, ja er gab selbst einen beträchtlichen Theil seines noch vorbehaltenen Vermögens zu diesem Zwecke her. Der Vater mußte gut oder böse einwilligen, und so geschah es denn, daß unser Jean Baptiste Poquelin in das Jesuiten-Collegium eintrat. Der erste Sieg, den der junge Held über Vorurtheil und Anfeindung davon trug.

„Um diese Zeit war es, wo Peter Corneille seine große Laufbahn eröffnete. Ein Mann des Lichts schritt er in die Vorhalle der dunkeln Zeit, ihm zur Seite das Geräusch des Krieges, hinter ihm die finstere Nacht der Barbarei. Leuchtende Gedanken warf er in den Streit der Zeit. Zum ersten Male zeigte sich auf der Bühne des bewegten Lebens die zarte Muse bedeutsamer Gesänge — Melpomene erschien, und ihrem Erscheinen jauchzte das von Kriegen und Mühseligkeiten ermüdete

Frankreich entgegen. Peter Corneille führte sie an seiner Hand die Stufen zum Tempel der Mitwelt hinan, und sie empfing der große Richelieu, ein Mann, an dessen durchdringender Politik, wie an seinem großartigen Lebenssinne wir noch jezt staunend hinansehen. Bühnen wurden erbaut, eine begeisterte Menge strömte heran, vergessen waren die bedeutungslosen Possen unserer Nachbarvölker, die Geschichte mit ihrem tiefsten Ernste hatte sich eines Schauplatzes bemächtigt, auf dem früher nur kindische Thorheit und läppische Frivolität sich getummelt hatten, um erhabene Lehren der Milde und dichterischer Menschlichkeit dem entarteten Geschlechte vorzutragen. An Mährchen grenzt fast, was wir über jene Zeit hören von dem thätigen und begeisterten Mitwirken solcher Männer, die bis dahin ihren tiefsinnigen Ernst, sowie ihre ehrgeizigen Pläne nur dem Staatsleben gewidmet hatten.

„Nicht fehlen konnte es, daß das Geräusch des Tages, die wunderbaren Triumphe einer bisher verachteten Kunst auch in die Zelle des Jesuiten-Collegiums drangen, wo unser Molière über die philosophischen Systeme der griechischen Weltweisen brütete. Träumend erhob sich der zum Jüngling gereifte Knabe — ihn erschreckte und erschütterte der heftig ausgesprochene Zeitgedanke, es schienen tausend wunderliche Stimmen ihm

zuzurufen, und vor seine Seele trat Peter Corneille, der neue Priester, und winkte ihm bedeutsam in das geöffnete Heiligthum. Wie rührend, Geliebte, ist dieses Erwachen des Genius in unserem Dichter, wie überzeugend weiß er von dem mächtigen Entschlusse zu sprechen, der jezt sein Inneres füllte. Ach, hätte er voraussehen können, welches Ziel seinem Bestreben gesteckt war, er wäre vielleicht nie diese gefährliche Bahn gegangen.

„Fünf Jahre waren im Jesuiten-Collegium dahin gegangen mit ernsten Studien, unter Anleitung Gassendy's, des größten Gelehrten unserer Zeit; jezt forderte des Vaters zunehmende Kränklichkeit – der alte Großvater war gestorben — einen Gehülfen, und von Neuem drang er in den Sohn, sich wiederum dem Geschäfte zu widmen; doch wie weit war dieser unmerklich schon aus jener engen Bahn herausgewichen! Heimlich entwich jezt unser Freund und gesellte sich einer Anzahl junger Leute zu, die Anfangs in der Faubourg St. Germain und in dem Stadtviertel St. Paul spielten. Der Vater sah den Sohn nicht anders als auf den Brettern wieder. Dieses ist der Zeitpunkt, wo er nach dem Beispiele vieler seiner Mitschauspieler seinen Namen ablegte und sich Molière nannte.

„Inzwischen verdunkelte der Ausbruch der bürgerlichen Kriege wiederum den Schauplatz, welchen

sich unser Held gewählt. Er benuzte die Zeit, wo er, unbekannt der Menge, nur wenige Freunde seines Talents zählte, um sich auszubilden und zu seiner Laufbahn vorzubereiten. Das Theater Italiens studirte er zugleich mit dem spanischen, ja die ältern Bestrebungen, und was später Jodelle in unsrer Bühnenkunst geleistet, blieb ihm nicht unbekannt; überallhin prüfte und sammelte er. Auch auf die Veredlung seines Aeußern wandte er Sorgfalt und Mühe, indem er an seine Leistungen den Maßstab anlegte, welchen sein kühner Geist, die Schöpfungen seiner Zeit verachtend, von den glänzendsten Mustern des Alterthums entlehnte. Sein Organ, ursprünglich hart und nicht frei von niederer Tonbildung, stimmte er durch musikalische Uebungen zu einem seltenen Wohlklange, zu einer freien und schönen Beweglichkeit; den Körper mußten kecke und gewandte Uebungen ausbilden, seine sprechende Physiognomie, ein Erbtheil des alten Großvaters, brauchte nur wenig Nachhülfe, um zu jedem Dienste der Kunst geschickt zu seyn. In dieser Zeit schrieb er auch einige Komödien, welche er jedoch, wie er mir selbst versichert, zum Theil vernichtet hat, als völlig unbedeutend und ohne Eigenthümlichkeit; vielleicht sind uns hiedurch schätzbare Gaben seiner Muse verloren gegangen; manche Bestandtheile

jener Werke ſind jedoch in ſeinen ſpätern Schauſpielen aufbewahrt. Lyon iſt die erſte Stadt, in der wir unſern Freund wiederfinden und zwar in voller Wirkſamkeit: er hatte ſeinen „Etourdi“ geſchrieben und ihn mit Hülfe einer ebenfalls wandernden Schauſpieler-Truppe zur Aufführung gebracht. Von Lyon ſehen wir ihn nach Languedoc gehen, wo damals gerade Armand von Bourbon, Prinz von Conti, die Stände zu Béziers zuſammenberufen hatte. Dieſer Fürſt kannte den Dichter aus dem Jeſuiten-Collegium her, er erinnerte ſich ſeiner huldreich, und Molière durfte vor ihm einige ſeiner neu verfertigten Komödien darſtellen laſſen.“

„Ich habe,“ bemerkte Madelaine, „dieſen Herrn immer als großmüthig und edel rühmen hören; wie viele Bedürftige danken ſeiner Huld reichliche Mittel zum Fortkommen.“

„Auch unſerm Dichter,“ fuhr Claude fort, „wollte der Fürſt auf ſeine Weiſe gnädig ſeyn; er bot ihm eine Stelle unter ſeiner Dienerſchaft an, und wollte ihn zu ſeinem Sekretär machen, allein Molière hatte ſeinem großmüthigen Beſchützer gegenüber den Muth, dieſes Anerbieten auszuſchlagen. Es folgen jezt mehrere Jahre, die mit verſchiedenen Reiſen und Wanderungen bezeichnet ſind. Grenoble, Lyon, Rouen waren abwechſelnd

zu längern Aufenthalten der Truppe bestimmt; endlich kam Molière in seine Vaterstadt zurück. Wie ganz anders kam er, als er ging; wer mochte sich ihm jezt wohl noch entgegenstellen? Der Prinz Conti empfahl den Mann, der ihm durch seine Talente nicht minder als durch seinen Charakter Achtung eingeflößt hatte, den Großen des Hofes; selbst Monsieur, der Bruder des Königs, lenkte, in Folge jener Winke, dem Dichter seine Theilnahme und Aufmerksamkeit zu, ja er führte ihn endlich vor die Blicke des Königs. Im Saal der Garden im alten Louvre fand die erste Darstellung der Molière'schen Truppe statt, die jezt den Namen Troupe de Monsieur annahm."

„Hatte er sich schon damals verheirathet?" fragte Madelaine ihren Geliebten.

„Noch nicht, vier Jahre darauf wurde dieser Bund geschlossen, der, wenn wir auch auf keinen andern Umstand Rücksicht nehmen, schon wegen Ungleichheit des Alters Unheil prophezeite. Mademoiselle Bejart, ein kaum aufgeblühtes sechzehnjähriges Mädchen, wurde die Frau eines Mannes, der von seinem fünfzigsten Lebensjahre nicht mehr weit entfernt war."

„Welche Thorheit," rief die Verlobte eifrig, wo blieb da der Rath seiner thätigen Freunde!"

„Er war völlig unwirksam, wie man mir versichert hat," erwiderte Claude. „Die Reize

dieſer jungen Schönen, die er ſich ſelbſt herangebildet, deren Talente zur Kunſt er entwickelt hatte, machten ihn taub gegen jede wohlmeinende Vorſtellung. Und urtheilen wir nicht zu ſcharf, ihre Jugend, ihr Stand kann gewiß Vieles entſchuldigen. — Wir alle kennen ſie, wer hat dieſem zarten Geſchöpfe von Schalkheit, Laune, Muthwillen, Zärtlichkeit und ſprödem Reiz, wie es ſich auf dem erhellten Raum der Bühne in ſeiner ganzen anmuthigſten Friſche und Jugend zeigt, nicht verzeihend zugelächelt? Gewiß iſt es aber die ſchändlichſte Verläumdung, die jemals erſonnen worden, die da behauptet, Molière habe ſchon vor der Geburt ſeiner Frau mit ihrer Mutter in einem Verhältniſſe geſtanden.“

„Freilich,“ rief Madelaine, „wird er dieſes auch ſeinem vertrauteſten Freunde nie eingeſtehen.“

„Nein, nein,“ entgegnete Claude eifrig, „es iſt völlig genügend, daß ich ihn kenne; er iſt durchaus ein ſittlicher edler Menſch, er tadelt nichts ſo ſehr bei ſeinen jungen Freunden, die ſich der Kunſt widmen, als Zügelloſigkeit und Leichtſinn. Doch freilich, ein Komödiant und ſittlich! Faſt ſcheint ſchon in dieſen Lauten ein mißtönender Widerſpruch für unſer Ohr zu liegen. Iſt es nicht genug, daß der Arme in ſeinen häuslichen Verhältniſſen unglücklich iſt, muß man ihm noch Verbrechen zur Schuld legen?“

„Zum Mindeſten," rief Claude's Braut, „iſt es Schwäche von ſeiner Seite, daß er, da die Aufführung ſeiner Frau ihm bekannt iſt, das Unweſen duldet."

„Wie viel er von ihren Verirrungen weiß, iſt ſchwer zu ermitteln," entgegnete der Jüngling. „Ich muß, durch ſeine öftern Aeußerungen veranlaßt, ſchließen, daß er ſie für treu hält und feſt auf ihre Zärtlichkeit baut. Dieſer Mann, der ſo klar die Thorheiten ſeiner Nebenmenſchen durchſchaut, bewahrt in ſeinem eignen Herzen unvertilgbare Schwächen. Doch laß uns zurückkehren zu ſeinem öffentlichen Wirken. Unſer Dichter hatte jezt ſein eignes Theater, die kleinen herumziehenden Geſellſchaften, die früher das Publikum beſchäftigten, mußten ihm weichen, und er begann jezt, unmittelbar von der gnädigen Theilnahme des Königs begünſtigt, jene werthvollen groſſen Erzeugniſſe ſeines Genius aufzuſtellen, die wir bewundern: die Schule der Frauen, den Menſchenfeind, den Geizigen und dann eine Menge kleinerer Schöpfungen, welche das große Publikum hinriſſen, indeß einſichtsvolle Kritiker ihnen früher den gebührenden Werth anwieſen. Dieſe Jahre waren es nun auch, in denen er ſich unſern großen Geiſtern verband; Racine, deſſen ſteigende Sonne uns jezt blendet, empfing vor kurzer Zeit von Molière die erſte belebende

Aufmunterung, er war es, der dem völlig unbekannten jungen Dichter die Aufmerksamkeit des Ministers verschaffte, doch dankt ihm der Uebermüthige dieses wenig. Der Hof hat durch ihn an Glanz und Heiterkeit gewonnen, der Componist Lulli hat einige Festspiele mit Musikstücken versehen, und Du erinnerst Dich, Madelaine, wie viele Stimmen uns die beispiellose Pracht beschrieben haben, die bei den Festlichkeiten zu Versailles herrschte, wo alle Künste mitwirkten, die höchsten Standespersonen sich den Vergnügungen thätig anschlossen, ja wo der König selbst in einem Ballet tanzte und auf diese Weise die Schöpfungen unsers Dichters für alle Zeiten verherrlichte."

„Wie freudig mußte Molière diese Auszeichnung fühlen und anerkennen!" rief Madelaine.

„Wäre ihr nur nicht so vieles Bittre beigemischt gewesen," entgegnete ihr Geliebter. „Die ungestüme und leidenschaftliche Menge, geleitet von einzelnen Stimmen, wogt wie ein stürmisches Meer auf, um dann nach einem kurzen Zeitraume der Erregung sich wiederum zu glätten. Indeß der Dichter sich einige aufrichtige und großmüthige Freunde erwarb, indeß er im Auslande wahrhaft vergöttert wurde, wuchs die Zahl seiner Feinde und Neider zu einer drohenden Masse an. Freilich hätte er manchen Widerspruch vermitteln, manchen Angriff ablenken können, wenn er hiezu

nicht zu ſtolz geweſen wäre; nie ließ er ſich jedoch auch ſelbſt nicht zu den verzeihlichen Künſten der Klugheit herab, er wußte nicht zu ſchmeicheln, und ſelbſt ſeinem Könige gegenüber behauptete er neben ſeiner grenzenloſen Verehrung für dieſen Herrn den ſelbſtſtändigen Geiſt, die ungebeugte Miene eines Mannes von unbeſcholtenem Namen. Die Höflinge ſind daher nie mit ihm zufrieden geweſen, noch weniger waren es die Prieſter, und der offne Kampf gegen ihn brach los, als der „Tartuffe“ erſchien. Genug, meine Madelaine, haben wir nicht neuerdings die unwürdigſten Ausfälle erlebt? O des Bedauernswerthen, der dem friedliebenden Alter jezt ſo nahe iſt, dem nicht mehr die ſtürmende Kraft der Jugend, der feſſelloſe edle Uebermuth zu Gebote ſtehen; er hat jezt die Welt in Waffen gegen ſich. Ueber ihn, dem die eigne Waffe aus der ſchwachen Hand ſinkt, fällt jezt der rohe Haufe ſchonungslos her. Wie niedrig, wie tiefentwürdigend! Als ſie ihn ſcheuen mußten, hielten ſie ihre Bosheit und Tücke zurück, jezt, da ſie glauben, ihn mit Sicherheit überfallen zu können, brechen ſie alle, auch aus dem verborgenſten Schlupfwinkel, gegen ihn los. Wie, und auch ich ſollte mich jenen Elenden beigeſellen? Auch ich ihn verlaſſen? nimmermehr. Gab es eine Zeit, wo ich ihm feind war, ſo hat er durch die edelſte Reue, durch das großmüthigſte Betragen

jene Schuld längst getilgt, und könnte ich ihm auch noch zürnen, jezt wäre der Augenblick, wo ich dem Unglücklichen Alles vergäbe, wo ich mich ihm fest und unzertrennlich anschlösse.“

Diese heftig und mit tiefbewegter Stimme ausgestoßenen Worte zeigten die auf's höchste gesteigerte leidenschaftliche Stimmung des Jünglings. Madelaine bemerkte es mit dem Gefühl innern Vorwurfs. Die Erzählung hatte sie erschüttert, sie sah ein, wie ganz anders sich ihr das Bild jenes Mannes zeigte, dem sie in ihrer frühern irregeleiteten Ansicht Unrecht gethan, erröthend neigte sie ihr Haupt an die Brust des Geliebten und bat diesem ihre Schuld in so rührenden Ausdrücken ab, daß der junge Claude seine schöne Braut jezt mit Entzücken in seine Arme schloß. „Ich habe Dir nichts zu verzeihen, süßes Mädchen,“ rief er, „suche nur auch Deinen Vater zu überzeugen und umzustimmen.“

Die zärtlichen Besorgnisse und Gefühle, die durch diese Worte wiederum in Fülle heraufbeschworen wurden, beschäftigten unsre Liebenden so lebhaft, daß bald der Dichter und sein Interesse in den Hintergrund traten. Der Gegenstand des Gesprächs wechselte, wenn gleich die Wärme der Unterredung dieselbe blieb. Claude Tristan, der junge Arzt, fühlte sich so glücklich in dem Bewußtseyn, daß jezt bald der Tag erscheinen

werde, der ihn, auf immer verbunden mit der Geliebten, in die Arme seines Vaters zurückführen sollte. Die alte Verwandte Madelainens mußte erinnern, daß die Stunde des Scheidens geschlagen habe.

Als Claude das Haus verließ, glaubte er auf der Flur eine Gestalt an sich vorüber gleiten zu sehen, die ihm bekannt schien; den Eilenden fester in's Auge fassend, wurde es ihm deutlich, daß es Niemand anders seyn könne, als der Jesuit Bertram. Zweifel und Unruhe stiegen in seine Brust auf, er versank auf einen Moment in quälende Gedanken; dann aber war es Madelainens Bild, das mit heiterem Glanze ihm vorschwebend seine Seele beruhigte. Auf den Gassen war es stille geworden, dem jungen Manne schien dieser Zeitpunkt gerade gelegen, um sein Vorhaben auszuführen, nämlich seinem alten Vater einen Besuch abzustatten, ohne daß jedoch dieser etwas davon wissen durfte. Molière's Bitten hatten den Sohn vermocht, die Scene des gegenseitigen Wiedersehens auf einen Tag zu verschieben, der nicht mehr ferne und der Jahrestag war, an dem der alte Einsiedler sich von der Welt geschieden hatte, und der nun ihn wieder mit derselben versöhnen sollte. Eilig durchschritt der Jüngling die Gassen und Plätze, bis er zu dem einsamen Kirchhof zu St. Joseph gelangte, und die Mauer überkletternd vor

dem kleinen erleuchteten Fenſter des Gemaches ſtand, das, wie er wußte, des alten Hippocrate Dieu donné Arbeitsſtube war. In der That befand ſich auch der alte illuſtre Arzt, der zum Heil der Menſchheit geborene, in dem Zimmer und zwar beſchäftigt, ſeinen Vorrath von Pillen, heilſamen Decocten und Cliriren zu ordnen. Auf dem Antlitze des greiſen Schwärmers lag bei dieſem Geſchäfte die ganze Fülle andächtigen Ernſtes, mit dem ein Weltverbeſſerer auf die geringen und unſcheinbaren Mittel hinſchaut, welche dazu dienen ſollen, ſeine erhabenen Pläne in's Werk zu richten. An den Wänden der einſamen Klauſe herum zeigten ſich, theils in Kapſeln hängend, theils in ſaubere Kiſten verſchloſſen, eine Anzahl Amulette und geweihter Zeichen, die die Welt ſtaunen gemacht hatten, und deren dienſtbare Geiſter ſich jezt eben dem verderblichen Müſſiggange hingegeben ſahen, wie ihr Meiſter. Zwiſchen den Gläſern und zinnernen Büchſen waren verſchiedene gelehrte und monſtröſe Kurioſitäten unordentlich angehäuft und mit Ueberbleibſeln alten Geräthes vermiſcht. Gebeine von Menſchen und Thieren bildeten an der Decke groteske und phantaſtiſche Gehänge. In dieſer Umgebung erſchien ein ſanfter lieblicher Fremdling nicht wenig bemerkenswerth, nämlich eine kleine Laute, die, an einem rothen, verblichenen Bande befeſtigt,

nahe dem einfachen Lager des Anachoreten hing. Sie war bestimmt, die Gespielin ihres Herrn zu seyn, die einzige Stimme schmeichelnden Wohllautes, der er bis zu seiner Einsamkeit zu dringen gestattete, er that ihr sogar die Ehre an, ihr Spiel mit seinem Gesange zu begleiten, und zwar wenn die einsamen Stunden der Nacht die Begeisterung früherer Zeiten in ihm wach riefen. Die Nachbarschaft des Viertels beurtheilte jedoch diese melancholischen düsteren Klagen durchaus nicht nach ihrem musikalischen Werthe; im Gegentheil, sie erschrack, wenn der Doktor sich hören ließ, und es ging die Sage, daß, wer das Geheul der Eule oder den Gesang des alten Tristan in jenen Stunden vernahm, wo die Nacht am geheimnißvollsten zu seyn pflegt, der kehre bald als Gast in die einsame Herberge zu St. Joseph, und es wölbe sich nun bald ein Hügel mehr in dem traurigen Bezirke desselben.

Der Sohn vertiefte sich in das Anschauen der ehrwürdigen Züge seines Vaters, sein kindliches Herz vergaß, daß in diesen Zügen sich auch die Thorheit eingegraben hatte, ihm waren die bleiche Stirn, das dunkle Auge Gegenstände aufrichtiger und ungetheilter Verehrung; ach, er hätte in die stille Behausung dringen mögen, um sich an die Brust seines Erzeugers zu werfen!

Indeß der junge Claude Triſtan vor dem Zimmer ſeines Vaters ſtand, ſchwankend in dem Entſchluſſe, den ſeine kindliche Zärtlichkeit ihm eingab, ob er die Molièren verſprochene Friſt nicht überſchreiten ſollte, befand ſich der Dichter in Geſellſchaft mit Charlot in der nämlichen Gegend, und zwar in der Nähe des alterthümlichen Schloſſes. Der junge Sekretär konnte nicht Worte finden, ſein Erſtaunen paſſend über ſeine erſte Zuſammenkunft mit dem Dichter zu äußern. „Wie ſtark mußte mein Auge mit Blindheit geſchlagen ſeyn,“ rief er, „daß ich Euch, verehrter Herr, nicht erkannte, waren denn die Gefühle der Hochachtung, der unbewußten, aber zärtlichen Hinneigung, die ich zu Euch an jenem Abend empfand, nicht deutliche Anzeige meines innern Gefühls, das mir ſagte, du biſt dem gefeierten großen Manne, den du ſuchſt, nahe! er ſpricht zu dir, es ſind die holdſeligen Worte ſeines Mundes, die in dein Ohr tönen.“ Molière lächelte, indem er ſagte: „Auch Ihr erwecktet meine Theilnahme, auch zu Eurem lebhaften empfänglichen Weſen empfand ich Zuneigung.“ Der junge Mann zeigte ſich jezt völlig begeiſtert. „Wirklich,“ rief er, „in der That, Zuneigung zu mir! O Ihr macht, daß ich vor Freude, vor gerechtem Selbſtgefühl thöricht werde; hätte ich mir nur dergleichen träumen laſſen können! Ja, jezt iſt es entſchieden,

ich bin der Eure, wir dürfen uns nicht mehr trennen; ſagt nur, wann wollt Ihr mich die erſte Schauſpielprobe beſtehen laſſen, um zu ſehen, ob ein guter Wille zum Werke Euch genügt.“

„Lieber junger Freund,“ entgegnete der Dichter, „Ihr ſprecht da eben ſehr richtig bloß von Eurem guten Willen, für mehr könnt Ihr allerdings ſelbſt nicht Gewähr leiſten, dieſer genügt aber nicht, es iſt noch manches Andere erforderlich. — Doch wollen wir dieſe Betrachtungen noch ruhen laſſen; Ihr ſeyd jezt in einer trefflichen Stellung, Euer Amt iſt weder wichtig noch ſehr beſchwerlich, dabei geſtattet es Euch ein ſorgenfreies Leben und Muße zu ſonſtiger Beſchäftigung. Ihr könnt für's Erſte ganz zufrieden ſeyn.“

Der Sekretär überhörte dieſe Worte, er war wieder völlig zerſtreut geworden. „Ja, ja,“ rief er, „ein Cinna, ein Brutus ſind nicht für mich — ich liebe nicht das Trockene, Düſtere dieſer Leute, noch weniger könnte ich mich zu einem recht übergroßen Helden hergeben. Dieſe Männer haben es äußerſt beſchwerlich, ſtets müſſen ſie auf dem Cothurn einhergehen, die vielen übertriebenen Redensarten und das ewige Fiebern verdirbt den Magen und ſtört den gehörigen Umlauf der Säfte; es ſind am Ende unbequeme Leute, die Niemand gerne mag. Ich ſehe mich am liebſten als Hausvater auftreten, da iſt Ruhe und Friede in Fülle.

Man wirthschaftet so hübsch unter den vielen Lichtern herum, man macht sich's bequem, die Familie, die man für den Abend übernommen hat, fällt mit der Maskentracht zugleich von uns ab; — hat man ungerathene Söhne, zu feurige verliebte Töchter — ach, man weiß, beim fünften Akt ist man ihrer ledig, und bis dahin hält es auch der Ungestümste wohl aus; ein böses Weib darf ebenfalls nur bis zum fünften Akte uns plagen, und dann, wie glücklich geht man nach Hause als lediger Mann, befreit ohne Schuld und Reue von einem Jammer, in welchem Tausende im Leben untersinken. Ja, Freund, ich spiele Eure Familienväter."

„In Betreff Eurer Jugend," bemerkte Molière lächelnd, „sollte man Euch eine andere Wahl zutrauen, Leute von Eurem Alter sieht man stets nach Liebhaberrollen greifen."

„Nein," entgegnete Charlot ernsthaft, „um dergleichen Rollen zu spielen, muß man etwas von der Liebe verstehen, und ich habe mich nie mit ihr abgegeben, sie ist mir völlig fremd und soll es auch bleiben."

„Könnt Ihr das so keck behaupten?"

„Schlimm," rief Charlot, „wenn das Schicksal mich zu bekehren strebte. Mir schweben schreckliche Beispiele vor von weisen achtungswerthen Männern, welche über Nacht zu Thoren geworden."

Der Dichter ſah ſeinen jungen Freund mit einem aufmerkſamen, prüfenden Blicke von der Seite an. „Wen meint Ihr mit dieſer Bemerkung,“ fragte er in einem Tone, der nicht frei von Befangenheit und Argwohn war; allein Charlot's unbefangene Antwort zeigte, wie ohne Grund jede Beſorgniß eines perſönlichen Angriffs ſey. Der Fackelträger, der unſern einſamen Spaziergängern vorleuchtete, bog jezt in die Straße ein, welche zum alten Geſpenſterſchloſſe führte. Der Verabredung gemäß wurde bald darauf ein verſteckter Fußpfad gewählt, der durch die dunkeln nächtlichen Gebüſche in einen Theil der Garten-Anlagen auslief. Hier war es, wo ihnen aus der Finſterniß plözlich eine ſeltſame Geſtalt entgegentrat. Sie erſchien in alterthümlicher Tracht, eine wunderliche hohe Mütze zierte oder verunzierte vielmehr das Haupt, deſſen Antlitz eine ſchwarze Halblarve deckte, ein kleines weißes Mäntelchen flatterte im Winde. „Woher kommt Ihr und wer ſeyd Ihr?“ rief die Maske, indem ſie dem Fackelträger in den Weg trat.

„Wer hat das Recht, dieſes zu fragen?“ entgegnete Charlot mit feſtem Ton; „ich gehöre hieher, und meine Pflicht iſt's, nach den Gründen Eures Hierſeyns zu forſchen.“

Mit unverſtändlichem Gemurmel wich die Erſcheinung bei Seite. „Ihr ſeht, verehrter Herr

Moliere," rief Charlot, „wie es hier zugeht, sogar mich, den Sekretär des Grafen, will das übermüthige Gesindel nicht dulden. Der ganze Garten spukt von tollen Figuren, wahrscheinlich hat sich die ehrenwerthe Versammlung schon zusammengefunden; in der That, wir müssen eilen, damit es uns gelingt, ohne weitere Störung den Saal zu erreichen, um keinen ihrer Possen zu versäumen. Aber ich rathe Euch nochmals ernstlich, laßt uns lieber noch umkehren."

„Und weßhalb?" fragte der Dichter, „was kann uns denn Mißliches begegnen?"

„Wie Ihr's nehmt, es hat sich Mancher schon selbst da gesehen. — Sie treiben es wahrlich zu arg." Er sezte mit leiser Stimme hinzu: „Gebt Acht, plözlich wird man Ihnen den Garaus machen. — Ich waſche meine Hände in Unschuld, ich weiß von keinem Dinge was, bin eben erst in's Amt gekommen, wie kann ich Kenntniß haben von dem, was in den Gemächern vorgeht, deren specielle Aufsicht man mir nicht anvertraut hat?"

Unter diesen Gesprächen war man in einen kleinen Seitenhof des weitläufigen Gebäudes eingetreten, das seine altertümlichen dicken und geschwärzten Steinwände in die Nacht erhob. Dürftig zeigte der Schimmer der einzelnen Fackel die kolossalen Formen, indem er ihre Umrisse mit

röthlichen Streiflichtern färbte. Die Stiege, die jezt die Wanderer betraten, war eng und führte in großen Stufen steil in die Höhe, oben zeigte sich eine geräumige Mauerblende, ursprünglich für einen Wachpoſten bestimmt. Charlot zündete eine Handlaterne an und die Fackel ward ausgelöscht, welche durch ihr starkes Licht die Aufmerksamkeit hätte auf sich ziehen können. Es wurden jezt Gänge sichtbar, die nach der äußern Mauer hinführten und sich in Gemächer endigten, welche sämmtlich für die Dienerschaft bestimmt zu seyn schienen. Bald zeigten sich willkommene Spuren eines mehr bewohnten Zustandes, es öffneten sich Zimmer, die durch ihre Höhe und Einrichtung zu den ausgezeichneten gehörten und deren noch vorhandener Schmuck auf ihre einstige Pracht schliessen ließ. Es war dieses die Pracht jener mehr rohen und verwilderten Zeiten, die den Beschauer des modernen Frankreichs in der kunstliebenden und galanten Epoche Ludwigs XIV. an das alte, unruhige, rohe und in ewige blutige Kriege verwickelte Frankreich, wie es zum Theil unter den frühern Ludwigen bis auf Ludwig XIII. herab bestand, mahnte. Charlot's Geist wurde durch diese sich unwillkührlich aufdrängenden Betrachtungen unfreundlich berührt, indeß der seines Begleiters sich mit besonderer Liebe und Aufmerksamkeit ihnen zuneigte. Molière's Charakter, durch alles

Außerordentliche angezogen, verweilte eben so gern bei einem Stück Mauerwerk, dem eine interessante historische Erinnerung anklebte, als er Zeit und Mühe auf eine fesselnde Erscheinung aus der sittlichen Welt wandte. Bekannt mit der Geschichte seines Vaterlandes, fand er hier vielfache Gelegenheit, entweder die unvollkommenen Ansichten seines Gefährten zu berichtigen oder ihnen neue geistreiche Bemerkungen zuzufügen. Ein Thurm, dessen Erbauung dem achten Heinrich zugeschrieben wurde, reizte die Wißbegierde vorzüglich; der Dichter ließ sich nicht abhalten, die Platform desselben zu ersteigen, und achtete es nicht, daß der kalte Nachtwind seinen Körper durchfröstelte und dadurch den Krankheitsstoff mehrte, der seit einigen Wochen in demselben überhand zu nehmen begann. Charlot's Bitten bewogen ihn endlich, den Platz zu verlassen, man nahte sich jezt dem eigentlichen Ziele der abenteuerlichen Wanderung, nämlich dem Saale, in welchem die berüchtigte Gesellschaft der Calottisten ihre geheime Versammlung hielt. Die große alterthümliche Halle, die sich den Blikken zeigte, war mit getäfelten Wänden versehen, denen dunkle Holzfarbe ein düsteres Ansehen verlieh, welches die einzelnen kolossalen Wandgemälde, die hie und da eingefugt waren und Schlachten und feierliche Aufzüge darstellten, eher vermehrten als verminderten. Eine Galerie lief in gewisser Höhe

um den ganzen Saal und ſchien dazu beſtimmt, in den Zeiten des Glanzes die Menge der Zuſchauer zu faſſen, wenn unten irgend ein ſchwelgeriſches Mahl oder eine Feſtlichkeit, jenen Tagen angemeſſen, bereitet ward. Auch hier war die derb und ſchwer gearbeitete Bruſtwehr von Holz hie und da zertrümmert, und ließ eine gefährliche Durchſicht nach unten offen. Nur mit äußerſter Gefahr wurde es möglich, die aufgethürmten alten Waffen, Gemälde und vermorſchtes Geräthe aller Art bei Seite zu ſchaffen, um den Weg zu bahnen, der unſere Wanderer zu einem Standpunkt führte, von dem aus ſich ihnen offen das Gemälde der unten handelnden Perſonen darſtellte, ohne ſie zugleich der Gefahr auszuſetzen, von jenen bemerkt zu werden. Dieſes Gemälde war von der bunteſten und eigenthümlichſten Art. Vierzig bis fünfzig Jünglinge lagen in nachläſſigen Stellungen um eine reichbeſetzte Tafel herum, auf der ſilberne Pokale zwiſchen hohen Armleuchtern glänzten. Die friſchen jugendlichen Geſtalten athmeten eine Fülle taumelnder Freude. Feurig blizten die Augen und hie und da wölbte ſich aus dem verſchobenen Wamſe eine jugendliche Schulter hervor oder es zeigte ſich ein entblößter Hals, dem goldene Ketten und Geſchmeide zu eben ſo reicher als unordentlicher Zierde dienten. Zur Seite der Tafel an der Wand, aus einer

dunkeln Nische hervor erhob sich die weiße Marmorstatue Catharinens von Medicis. Auf der mit stolzem Uebermuth emporgerichteten Gestalt ruhte ein rothes, von einem der Anwesenden im Scherz umgeworfenes Mäntelchen, und ein Hut mit wallendem Federbusch, keck aufgesetzt, zierte seltsam das weiße rechte Steinantlitz dieser Dame, die so gerne, wenn sie gelebt hätte, die lüsternen Blicke auf den Kreis jugendlicher Schönheit, der sie umgab, gerichtet haben würde. Zu den Füßen der Bildsäule, etwas erhöht, zeigte sich das Wahrzeichen der geheimen Versammlung und ihrer Zwecke, ein Todtenschädel, mit der runden Kappe geziert; von dieser Kappe, Calotte genannt, leitete die erhabene Gesellschaft ihren Ursprung her. Gelächter, wilde Späße und zwischendurch Musik tönten von unten herauf.

„Da seht Ihr die Verbesserer des alten verderbten Paris," rief Charlot mit Lächeln, „es sind junge kecke Lehrmeister." Molière schüttelte das Haupt, sein Blick heftete sich auf den Schaustellerbären, der sich am Ende der Tafel befand und zurückgelehnt in seinem Stuhl gleich einem jungen Manne dalag. „Es scheint," nahm Charlot wieder das Wort, „die eigentlichen Verhandlungen haben schon ihr Ende genommen, die Verzeichnisse auf die kommenden Tage sind angefertigt, Belehnungen und Diplome für die neu aufgefundenen

Narren ausgetheilt, in jedem Falle die ernsten Geschäfte schon beendigt worden, sonst hätten sich diese würdigen Leute nicht der sorglosen Ruhe überlassen. Seht, seht, den alten Mann mit dem schneeweißen Ziegenbarte, der jezt der Tafel sich naht, es ist Scaramouche, der heruntergekommene Unternehmer des italienischen Theaters. Hört, was er vorzubringen haben wird."

Die alte gebrechliche Gestalt wurde mit Geschrei empfangen, umsonst suchte sie sich einen festen Platz am Tische aus, jeder der Richter schob sie seinem Nachbar zu, endlich gebot eine Stimme Stillschweigen, und des Alten Worte wurden vernehmbar.

„Gerechtigkeit! unbestechliche und erhabene Richter," rief er, „Gerechtigkeit!"

„Welche Verdienste hast Du Dir um die Thorheit erworben, Alter," rief eine Stimme, „daß Du hier Gerechtigkeit verlangen darfst?"

„Sehr große," war die Antwort, „ich habe mein Leben der mächtigen Göttin gewidmet, sie stand schon an meiner Wiege, sie wurde meine Amme, Erzieherin und Geliebte, sie hat mich und die Meinigen bis jezt ehrlich ernährt, da — o Wankelsinn der Welt! da hat man sie gezwungen, mich zu verlassen — — Gerechtigkeit, edles Tribunal!"

„Was begehrst Du?"

„Meine Theater stehen leer," rief der Alte mit fast heulender Stimme, „ich mag die göttlichsten Capriolen machen, die unerhörtesten Possen treiben, umsonst. Der alte Scaramouche war noch nie so witzig, seine Colombine noch nie so zierlich, sein Arlechino versuchte sich noch nie in so muthwilligen Stellungen, es regnet goldene Gedanken, silberne Einfälle auf den alten Gratiano nieder — und, o Götter Himmels und der Erde! — immer, immer sind die Bänke leer, leer, leer! Begreift ihr dieses fürchterliche Wort, meine Herrn? — Frankreich!" fuhr er fort, indem er sich erhob und der dünne weiße Bart im Lichtglanze flimmerte, „du verkennst deine großen Männer! Es ist entsetzlich! Was war die Bühne, was die göttliche Kunst, meine Herrn, bevor Scaramouche sein himmlisches Theater zusammen zimmerte und aus seinem Garderobekasten die großen Gedanken der Dichter, in Sammet und Seide gekleidet, hervorgehen ließ? Das Parlament steckte, die Philosophie war lahm, der Patriotismus kränklich, der Ruhm der Franzosen verkümmerte, als Scaramouche fehlte. Ach, meine Herrn! Rührung überfällt mich, wenn ich an die Zeiten meines ersten Glückes zurückdenke, als noch nicht dieses Ungeheuer Poquelin mich verdrängt hatte, wie die Frauen und Jungfrauen von Paris in mein Theater strömten, um Würde und Sittlichkeit zu

lernen, wie oft ein einziger Abend sie alle gestärkt und gebessert entließ, wie in den Sprüngen Colombinens die ganze Fülle edler Weiblichkeit sich kundgab. — Wozu Worte, meine Herrn, wozu besondere Charaktere, Verwicklungen und Leidenschaften, wozu die unnützen und unerhörten Forderungen an Verstand und Urtheil? — Colombine tanzt, Arlechind betrügt, Pantalone bekommt Prügel — da ist das ganze Bild des Lebens; und o wie süß, wie überzeugend geschildert! kann das auserlesenste Drama mehr wirken?

„Du hast Recht, Alter!“ riefen mehrere Stimmen.

„Bildung!“ fuhr der Redner fort, „Bildung, ruft jezt die ganze Welt, Bildung soll man sich aus dem Theater holen, die Zeit ist vorgerückt, unsere Eltern waren Narren, aber wir sind weise, wir wollen etwas für Verstand und Herz! Und indem sie so sprechen, lassen sie den alten bunten Mantel der Thorheit von den Schultern fallen und fahren in die neue Jacke der Bildung; allein die ist knapp zugeschnitten, sie preßt hie und da, der Körper muß sich an das vornehme Kleid gewöhnen, und Manche, dürften sie es nur gestehen, möchten wieder nach dem lustigen Mäntelchen greifen. Die Einfältigen, da sitzen sie jezt im Schauspiel und ärgern sich, und Mancher geht todtkrank nach Hause. Bei mir lachten sie, und lachende

Menſchen ſind immer geſunde Menſchen. Doch alles dieſes mag hingehen, das Jahrhundert iſt krank und bei kranken Leuten muß man ſchon Einiges durch die Finger ſehen: wenn es nur nicht jener Mann wäre, dem ich weichen muß! Wer iſt er, was will er ſich einbilden? ſeine beſten Einfälle hat er ja mir geſtohlen, mein Theater hat er geplündert. Was iſt ſein Tartuffe? Bis auf die Scene, wo der Ehemann unter dem Tiſchtuche hervorkriecht, iſt Alles trocken und langweilig, Turlupin macht die Sache weit einleuchtender und ſpaßhafter. Darum Gerechtigkeit, meine Herrn Richter, Gerechtigkeit dem alten Scaramouche!"

„Alter," bemerkte einer der Zunächſtſitzenden, „was können wir hiebei thun? Reiß Dir deinen Ziegenbart aus, Du biſt ein verlorner Mann."

„Was Ihr dabei thun ſollt?" wiederholte der unglückliche Spaßmacher, „eine ſchöne Frage für Weltverbeſſerer! Ihr habt ja die Zuchtruthe in Händen, mit der ihr dieſen mißgeſtalteten, unerzogenen Buben, der ſich Publikum nennt, regiert; wohlan, gebt ihm die Ruthe! Treibt die Thoren aus dem Tempel des falſchen Götzen hinaus und bringt ſie wieder in meine fromme Klauſe! Füllt wieder meine Bänke, ich ſage Euch, füllt wieder meine leeren Bänke! — Was ihr thun ſollt? — ſo muß der Schüler den Meiſter lehren; ſchreibt Kritiken, Kinder, recht biſſige, und ſtreut ſie ohne

Unterschriften unter's Publikum. Ist denn nicht von hier aus schon mancher Rippenstoß ausgetheilt worden, ohne daß der ehrliche Mann, der ihn empfing, sagen konnte, wem die derbe Faust gehörte, die sich mit seiner Seite vertraut machte? O ich habe viel behenderes Wild hetzen und fangen sehen! Er gibt sich ja auch in die Hände, bringt nur Systeme in Eure Verfolgungen hinein, läßt z. B. die alten Autoren sprechen, Menander und Peripander, Plautus und Flautus und wie sie alle heißen, je bunter, je besser; glaubt mir nur, er ist nicht der erste Neue, den die Alten haben todtschlagen helfen. Und wenn Alles nicht hilft, so hetzet die Frommen ihm über den Hals, damit sein Theater geschlossen wird."

„Und das Deinige geöffnet werde?" rief Baron lachend, „das hieße Satan mit Beelzebub vertauschen."

„O nein," entgegnete der Alte, indem ein boshaftes Lachen sein ganzes Antlitz verzerrte, „da kennt Ihr die Welt schlecht, junger Herr. Ich greife in Possen nur den lieben Herrgott an, und das kümmert Niemanden; er aber greift die Frommen an, und da hat er die ganze Welt zum Feinde."

Während dieses satirischen Hiebes, den Scaramouche auf seinen Feind führte, wurde er in der Fortsetzung seiner Klagen durch heitre Töne einer

Musik unterbrochen, welche aus einem geöffneten Nebenzimmer erschallte und die das Zeichen gab, daß die ernsten Unterhandlungen jezt beendet seyen, um den Schwänken und Possen der ehrwürdigen Brüderschaft Platz zu machen. „Genug des Discurses!“ riefen alle Stimmen, „macht, daß Ihr fortkommt, Scaramouche, helft Euch selber, alter Narr, Euer Witz ist leck geworden, Ihr seyd ein faules Wrack, das untergehen muß.“ Mit diesen liebloſen Aeußerungen mußte der Schauspielunternehmer sich begnügen und so eilig als möglich seinen Rückzug antreten, wenn er nicht wollte unter die Füße der halbtrunkenen Calottisten gerathen, die jezt alle von ihren Sesseln aufstaumelten, um sich in der Halle zu zerstreuen. Indem flogen die Thüren des Saals auf und ein sonderbarer gespenstischer Zug schleppte hinein. Die Figuren, die sich hier zeigten, erinnerten an die tollen Gebilde, welche die an dem Gemisch von Wunderbarem und Possenhaftem sich entzündende Phantasie einiger alten Maler erschaffen hat. Spielleute in Masken, halb Thiere, halb menschliche Mißgeburten, führten, auf gellenden Instrumenten blasend, den Zug an, ein Hahn mit rothem militärischen Federbusch krähte, aus ihrem spanischen Faltenkragen hervor kreischte eine breitschnabelige Ente, an ihrer Seite stolzten zwei Störche, als standesmäßige Kavaliere angethan,

mit Degen und Federhut, darauf folgten ernsthafte Gestalten in schwarzen Röcken, Parlamentsherrn, sie trugen eine Wiege auf ihren Schultern, die sie in die Mitte des Saals niedersezten.

Ein allgemeines Gelächter ertönte, man stellte sich dicht um den Zug, Lichter wurden gebracht, Jedermann wollte sehen, was sich in der Wiege regte. „Die Geburt der Thorheit!“ riefen mehrere Stimmen — „o seht das wunderliche Kind!“

Die bunten Gewänder in der Wiege hoben sich jezt, ein unförmliches Perrückenhaupt fing an, seine tausend und aber tausend Locken zu schütteln, immer noch sah man keine Gestalt: da strebte aus dem Gewirre ein feingebauter weißer Arm empor, es machte sich ein glänzender Nacken frei, und endlich erhob sich die schlanke volle Gestalt eines sechzehnjährigen Mädchens, auf das seltsamste ausgepuzt. Ihre dunkeln feurigen Augen blizten unter dem Wuste der Perrücke hervor, aus deren staubigen Wellen einzelne schwarze glänzende Locken sich über die zarte Stirn und über die Wangen stahlen. Ein schwarzer Rock, in Schnitt und Form der Kleidung der Parlamentsmitglieder ähnlich, mit unförmlichen langen Schößen, saß schlotternd auf dem zierlichen üppigen Mädchenkörper, dessen zarte Umrisse unter der tollen Umhüllung siegreich hervorschimmerten; ein buntes Beinkleid, zugeschnitten nach der Weise, wie Arlechino es zu

tragen pflegt, vollendeten mit einem paar Brillantschnallen, welche den glänzendsten Schuhen des kleinen Fußes anpaßten, den neckischen Anzug. So hüpfte die neugeborne Thorheit aus ihrer Wiege und schaute sich mit großen schalkhaften Augen in dem Kreis der ernsthaften Schwarzröcke um, der sie umstand. Zugleich brauste eine schallende Musik daher, wilde phantastische Töne ließen ihre Lockungen hören, und nun begann Colombine in ihrer Maskentracht das zierlichste Solo eines Ballets, in welches zulezt das ganze, in verschiedenen Verkleidungen versteckte Personal der Truppe des Scaramouche mitcinstimmte. Zuerst sah man zum allgemeinen Vergnügen die trocknen Gestalten der Parlamentsherrn in wahnsinnigen Sprüngen sich herumbewegen, dann trat eine Maske auf, auf die es recht eigentlich die muthwillige Thorheit abgesehen zu haben schien. Mit Scepter, Krone, Reichsapfel, einigen großen Folianten unterm Arm, einer Brille auf der gewaltig gebogenen Nase, erschien der berühmte Weise des Morgenlandes, der König Salomo. Nachdenken thronte auf seiner Stirn und Zorn funkelte in seinen Augen; doch die kleine Tänzerin ließ sich nicht abschrecken, ununterbrochen, in den reizendsten Stellungen umhüpfte sie den grämlichen Beherrscher der Geister, bis sie diesen endlich besiegt hatte. Er ließ die Folianten fallen, die Brille

entglitt seiner Nase, zugleich Scepter und Reichsapfel, die Musik schwirrte in toller Ausgelassenheit, und der weise König flatterte an der Hand der Thorheit den Saal hinauf und hinab. Immer mehr und mehr Verschlingungen bildeten jezt die Tanzfiguren, immer mehr wunderliche Tänzer meldeten sich, die alle den Reihen mit der Thorheit anzuführen strebten, bald sah man den goldgestickten Talar des frommen Königs herumkreisen, bald die schwarze Robe eines Parlamentsherrn; hier bewegte sich seufzend der schwerfällige Trott eines unförmlichen Wackelbauches, dort glitt das schmächtige Figürchen eines Pagen dahin; endlich tobte der ganze Saal, und durch die Reihen der Tänzer flog unermüdet in ihrer stäubenden Perrücke die kleine Thorheit, gleich einem kolossalen Nachtschmetterling. Endlich sank Colombine unter der Bürde ihres Putzes nieder, ihr Tänzer hob sie vom Boden auf, streifte die Perrücke ab, und ohnmächtig hing jezt das rothergluhende Gesichtchen mit den geschlossenen Augen auf die Brust herab. Als sie sich wieder erholt hatte, reichte sie dem jungen Báron die Hand. Dieser stellte den Gott Phantasus dar, und in der That, die Gestalt des schönen Jünglings zeigte sich hier in ihrem eigensten Glanze. Kein ungeeigneter kleinlicher Putz der Mode verdeckte einen Wuchs, der dem jungen Antinous abgeborgt schien,

ſo frei voll Würde, Anmuth und Zartheit erhoben ſich die vollendeten Formen; romantiſche Begeiſterung glänzte auf dem friſchen ſtolzen Antlitz, ein Kranz breitblättriger Reben ſchlang ſich um die Fülle des gelockten Hauptes und hing mit einem Theil ſeines ſaftigen dunkeln Laubes auf die geröthete Wange nieder. Triumphirend führte dieſer junge Gott ſeine Göttin zu einem in der Schnelligkeit aufgeführten Thronſeſſel, auf welchen Beide ſich niederließen; Scaramouche nahm als Diener und erſter Vaſall hinter dem Herrſcherpaare Platz.

Jezt taumelte Gros-Guillaume hinein, der beliebte Spaßmacher, der franzöſiſche Hanswurſt, der Abgott des Pariſer Pöbels, ein langer unbeholfener Körper, der das Anſehen hatte, als verlöre er bei jedem ſeiner Schritte eines ſeiner nur loſe befeſtigten Gliedmaßen. Bald ſchien es, als hielte kein Gebein ſeinen Leib zuſammen, bald konnte man glauben, er hätte einige Gelenke zu viel, ſo überraſchend und widerſprechend waren ſeine Bewegungen. In dieſem ſeltſamen Körper ſteckte gleichſam ganz Paris. Es gab keinen Charakter, den er nicht nachmachen, kein Geſicht, keine Geſtalt, die er nicht auf einige Augenblicke Jedem erkennbar wiedergeben konnte. Seinen ganzen Vorrath an Coſtüm führte er in einem kleinen unſcheinbaren Bündel ſtets mit ſich, ſeine Hand war eine vollſtändig beſezte Palette, jeder

Finger enthielt eine eigene Farbe, die er im Augenblick seinem Gesichte mittheilte und wieder fortbrachte. Gros-Guillaume konnte ein Mädchen von 18 Jahren seyn, wenn er sein kleines Häubchen aufsezte, das Antlitz schalkhaft abwendend, das roth gestreifte Tuch um den Busen, mit dem sittsamen Röckchen die tief eingebogenen Knie deckend; er konnte aber auch einen Moment darauf den schönen René abgeben, den größten Schweizer aus der königlichen Garde. — Jezt zog er ein Tüchelchen hervor, ein seltsames schwarzes gebauschtes Tüchelchen: dieses über den Kopf geschlagen, und man sah das kleine gelehrte Fräulein Scudery, wie sie zu Hofe ging, um der Ducheſſe de la Valliére ihren neueſten Roman vorzulesen. Das hüstelnde zarte Fräulein, tausend schlaue Liebesgeschichten in dem blassen Gesichte und hinter den erloschenen Augen, wer konnte sie besser darstellen, als Gros-Guillaume? aber wer konnte auch den unsterblichen Condé, den Helden des Jahrhunderts, besser darstellen und zwar wenn er in der Versammlung des Hofes zu Versailles die Glückwünsche annimmt. Jenes zauberische Lächeln des Helden um Mund und Wange, wer konnte es so täuschend nachahmen? ein Lächeln, das jene Zeiten auszeichnet — denn damals lächelte Alles, die Tugenden lächelten, die Gelehrsamkeit lächelte, die Musen lächelten. So verboten

es war, zu lachen, so streng gefordert wurde die Kunst zu lächeln. Es war dieses kein bestimmter Zug; das eigentliche Lächeln zeigte sich vielmehr als ein Glanz, der sich über das ganze Antlitz verbreitete, ihm zugleich Würde, Anmuth und die höchste Liebenswürdigkeit verleihend — so pflegte Ludwig zu lächeln, und so lächelte auch Gros-Guillaume. Alles jauchzte ihm Beifall zu, die Musik schwieg, man sah und beklatschte nur die Metamorphosen Gros-Guillaume's. Die Ausgelassenheit erstieg die höchste Stufe: man ging jezt daran, die verbotensten und geheimsten Zerrbilder aus der Chronique scandaleuse darzustellen. Die berüchtigtsten Scenen aus dem Tartuffe machten den Anfang. Hier sah man jedoch die Originale, die, nach der Meinung von Paris Molièren vorgeschwebt hatten. Der Erzbischof, mehrere Geistliche und Parlaments-Mitglieder wurden mit Namen genannt und kenntlich gemacht; die Zuschauer schrien vor Freude, man erkletterte die Stühle und Bänke, selbst die Schultern der Vorstehenden, um keines der Worte Gros-Guillaume's zu verlieren, deren jedes einzelne ein Geißelhieb war. Die Darstellungen erreichten ihr Ende, da ertönte noch einmal Bärens Stimme, der die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf ein neu errichtetes Gemälde lockte. Man erblickte Molièren in seiner Stube, Haltung, Stellung, Miene des

Dichters vollkommen getroffen, es war Abend, er saß an seinem Tische, die Lampe brannte vor ihm und er schien beschäftigt mit Schreiben; hinter seinem Rücken zeigte sich die muthwillige Colombine als la Molière, halb auf den Knien Bárons, der sie umfangen hielt, und sah mit listigen Blicken auf den Dichter. Diese Gruppe, die leicht zu erklären war, füllte den ganzen Saal mit unaufhörlichem Gelächter. Man schien wie besessen und polterte mit den Bänken; ein paar Stimmen machten sich Platz, indem sie riefen: „Schaut schaut den größten Thoren von Paris, schaut ihn dort in seiner Studirstube, wie er eben seinen betrogenen Ehemann schreibt, indessen sein zärtlichster Freund ihm in der Wirklichkeit die Krone aufsezt! O schaut den größten Thoren von Paris!“

In dem tobenden Beifall, der diesen Worten folgte, hörte man nicht den Ruf einer Stimme von der Galerie herab, die mit schmerzlichem Laut den Namen Báron nannte. Es war Molière, der in diesem Moment mit seinem jungen Begleiter den Saal verließ. Noch hatten sie nicht den Ausgang gewonnen, als die Scene unten plötzlich eine andere wurde. Man hörte von aussen verworrene Stimmen, Thüren wurden aufgebrochen, und wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel verbreitete sich das Gerücht, das Schloß

ſey von der Wache umgeben. Völlig ſinnlos ſtürzte jezt die bunte Maſſe durcheinander, vergeblich war das Rufen und Ermahnen Einzelner. Die Calottiſten griffen nach ihren abgelegten Larven, einige nach den Waffen; indem wurde die mächtige Thüre eingeſtoßen und die bewaffneten Söldner drangen in den Saal. Der Hauptmann ließ ſogleich die Eingänge umſtellen, er gebot Stille, doch vergebens; mit Gekreiſch eilten die Flüchtlinge ſich zu retten, ein Theil die Galerie hinauf; oben ſah man nun die wunderlichen Geſtalten mit der Wache handgemein werden — Arlechino hatte ſich mit Gratiano hinter die Statue Katharinens von Medicis gerettet, und ihre erhizten lauſchenden Geſichter bildeten einen Gegenſatz zu der ſtarren Unbeweglichkeit der Steingeſtalt. Bären ſtand im Saal, den Degen in der Hand, muthig und herausfordernd — zu ſeinen Füßen wand ſich Colombine.

Während dieſe Ereigniſſe im einſamen alten Schloſſe die Bewohner des Stadtviertels zu St. Joſeph nicht wenig ſtuzig und aufrühreriſch machten, wurde der Dichter Molière von ſeinem jungen Freunde, dem Sekretär, in das nahe Haus des alten Triſtan gebracht. Heftige Gemüthsbewegung, die er vergeblich zu verbergen trachtete, verbunden mit den ſchädlichen Einflüſſen der Nachtluft, hatten die Kräfte des ſchon Erkrankten völlig

erschöpft, er mußte sich auf die Schultern Charlot's stützen, und erst in des Doktors kleiner Behausung angelangt, wurde es ihm wieder besser. Der alte Herr, der in seine nächtlichen Studien vertieft war, empfing seinen Freund mit den bittersten Vorwürfen. „Wie?“ rief er, „muß ich Euch noch daran erinnern, daß Ihr nicht mehr der jüngste Knabe seyd, und daß es nicht mehr für Euch paßt, auf Abenteuer auszugehen? Alter Freund, Ihr habt, wie Ihr mir erzählt, ein Weib, vielleicht auch Kinder, denkt doch an diese! Ich Einzelner, der ich kein Weib habe, vielleicht nicht einmal einen Sohn, mir könnte dergleichen Thorheit eher verziehen werden.“

Der Dichter hatte sich aufgerichtet und sah mit mattem Auge den Besorgten an. „Ihr seyd ohne Weib,“ rief er, „danket Gott, Freund, Ihr seyd glücklich — o wie gerne tauschte ich mit Euch! Ach Bären, Bäron!“

„Wen ruft er?“ fragte Tristan, indem er sich zu dem jungen Charlot wandte, „was ist unserm Freunde begegnet? Sprechen Sie, lieber Herr, wo sind Sie mit ihm gewesen und was soll ich zu diesen abgebrochenen Aeußerungen sagen?“

Charlot bedeutete ihn, still zu schweigen, indem er auf den Kranken hinwies. Dieser lag zusammengebrochen im Lehnsessel, das bleiche Antlitz tief auf die schwerathmende Brust gesenkt.

Die Kloſterglocke ſchlug in langſamen Tönen Mitternacht.

Im Gaſtzimmer des reichen Buchhändlers Pigault verſammelten ſich gewöhnlich zu beſtimmten Wochentagen die in Ruf ſtehenden ſchönen Geiſter von Paris. Manche lebten unter ſich in Feindſchaft, andere ſuchten um engere Freundſchaftsbündniſſe nach, und ſo gab es in Pigaults kleinem Salon Kriege und Friedensſchlüſſe, von welchen oft in einem nicht unbedeutenden Grade das Wohl und Wehe des ganzen gelehrten Europa's abhing. Denn, welche Schule der Bildung gab es, die damals ſich mit der franzöſiſchen meſſen konnte?

Ein kleiner Kreis hatte ſich um Molière verſammelt, unter dieſen befanden ſich Chapelle und Boileau; ſeitwärts am Fenſter, ſcheinbar ganz abgewendet vom Geſpräch, ſaß ein junger Mann und heftete die mißmuthigen Blicke auf die Straße; ſeine Geſtalt konnte man eher klein als groß nennen, ſein Antlitz zeigte edle Formen. Boileau war ganz von vollem, gedrungenen Wuchſe, er war eine von den „derb gehämmerten“ Geſtalten, die in ihrem Geſpräche ſowohl als in ihren Mienen nur mit Mühe einen Anflug niederer Natur zu verſcheuchen ſtreben, und die, ſelbſt wenn ſie

witzig und geiſtreich ſind, immer daran erinnern, daß man bei ihren Einfällen auf Koſten Anderer zehrt.

Molière fand, als Chapelle ſeines Freundes Entſchluß, bald das Theater zu verlaſſen, mitgetheilt hatte, die überraſchendſte Theilnahme; von allen Seiten her ſuchte man ihn andern Sinnes zu machen, und Pigault umfaßte ihn ſogar ungeſtüm, indem er die bekannten Worte wiederholte, die eine Stimme aus dem Parterre bei der Darſtellung der „Précieuses ridicules“ gerufen hatte: „Courage, Molière, voilà la bonne comédie!“

„Wie war Euch, theurer Freund,“ rief Bernier, ein junger Schriftſteller, „als Ihr dieſe Worte hörtet?“

„Sie enthielten,“ entgegnete der Dichter, „den ſchönſten Lobſpruch, der mir jemals zu Theil geworden.“

„Ihr könnt damit zufrieden ſeyn,“ rief Boileau; „für einen Pariſer war es ein recht geſundes Urtheil, und Ihr Spötter habt es kaum verdient.“

„Wer von uns iſt wohl mehr Spötter?“ entgegnete Molière.

„Ihr!“ rief Boileau, „ganz ohne Zweifel.“

„Vor dieſem Vorwurfe,“ fuhr der Dichter fort, „habe ich mich immerdar ernſtlich zu verwahren geſtrebt. Nie habe ich es mir erlaubt,

einen Mann lächerlich darzustellen, einzig aus der Absicht, ihm zu schaden, ihn in der Meinung seiner Mitbürger herabzusetzen.“

Boileau warf einen triumphirenden Blick auf seinen Gegner. „Werfet die Larve ab,“ rief er, „denket an Euren Tartuffe, alter Sünder. Leget die Hand auf's Herz, Freund, und antwortet mir, habt Ihr es nicht auf den Priester gemünzt, der Euch stets zuwider, allein zu hoch war, um ihm offen es zu zeigen? Und Ihr habt recht, ich hätte eine Krone hingegeben, bloß um der Verfasser der einzigen Scene zu seyn, wo der alte, lüsterne Ritter von der traurigen Gestalt dem hübschen Kinde das Tuch zuwirft, um ihren Busen zu bedecken. Besinnet Euch, wie zum erstenmal diese Meisterscene über die Bühne ging, wie man sich in den Logen zuflüsterte, sich die Straße, den Platz und selbst den Namen jenes Mädchens nannte — und das hättet Ihr nicht Alles vorher so abgekartet? — Macht das uns Leuten vom Handwerk nicht weiß!“

„Boileau hat Recht!“ riefen ein paar jüngere Freunde.

„Er hat Recht in seinem Sinne,“ entgegnete Molière ruhig, „in dem meinigen nicht. Ich gebe Euch mein Wort, nie habe ich etwas von jenen Geschichten, die man als so ärgerlich ausgibt, gewußt.“

„Ei was!“ rief der Satiriker, „wir kennen das! Und wäret Ihr denn wirklich der, der Ihr seyd, der Gründer unseres modernen Lustspiels, wenn Ihr nicht wüßtet, gerade dieses frische Leben hineinzubringen? der herkömmlichen Lederpuppe, dem todten, abgeschmackten, regelrechten Dinge eine eigenthümliche Physiognomie aufzudrücken?“

Der Dichter sah sich im Kreise um. „Ihr wollt meine Freunde seyn,“ rief er jezt schmerzlich, „und ich muß von Euch diese Mißdeutung erfahren!“

Chapelle drückte die Hand des Freundes. „Ich mißverstehe Dich nicht, Poquelin, ich weiß, wie Du über die großen Zwecke der Kunst denkst.“

„Phrase über Phrase!“ höhnte Boileau, „sollte man nicht denken, wir stritten uns in einer zierlichen, eleganten Assemblée mit den herkömmlichen Redensarten, und Jeder suchte den Andern an nichtssagenden Kostbarkeiten zu übertreffen. Warum nicht gestehen, Freunde, daß wir dieses burleske, wunderliche, aus Alter wieder kindisch gewordene Paris als unsere milchende Kuh ansehen? Weßhalb leugnen wollen, daß Jeder von uns seine kleine Privatsammlung von Narren angelegt hat, die er nur für Geld zeigt? Mann, hätte ich Euer Talent, glaubt mir, ich sezte mich leicht über jedes alte Vasen-Vorurtheil hinweg,

ich hielte luſtige Ernte, und kein Tag ſollte vergehen, wo ich nicht, wie jeder Bürger zu Heinrich des Vierten Zeiten ſein Huhn im Topfe, meinen Narren auf der Schüſſel hätte, um ihn gemächlich zu verſpeiſen. Es iſt ein ſüßes Eſſen, das wißt Ihr, wenn man es gehörig zuzubereiten verſteht und die gewürzigen Brühen nicht ſpart. Ihr ſeyd ein geſchickter Koch, Molière, wie es wenige gibt, und verſteht allen Euren Schüſſeln den haut-goût mitzutheilen, der die feinern geübten Zungen entzückt. Ich arbeite mehr im Rohen, doch habe ich auch meine Kunden, ja, ich könnte ſchon reich ſeyn, wenn ich es nur verſtände, mehr Haus zu halten mit meinen Narren, ich gebe ſie alle zu ſchnell aus; viele von ihnen, und zwar die ausgeſuchteſten, ſollte ich einpökeln und einſalzen, damit mir auch auf den Winter der Vorrath nicht ausgehe; allein man lernt erſt ſparen mit den Jahren."

Die Anweſenden lachten, Molière ſah jedoch finſter vor ſich hin.

„Als ich an dem Beginne der Laufbahn meines Ruhmes ſtand," fuhr der Erzähler fort, „das heißt, als ich der Jeſuitenſchule entſprungen war, ein Burſche mit zerriſſener Jacke auf dem Leibe und den unſterblichſten Idealen im Herzen, ſchlich ich mich vor die Thüre Corneille's, unſers großen Dichters. Er trat hervor und auf einen Moment

ſtanden ſich die zwei größten Geiſter Frankreichs ſchweigend gegenüber; dann brachte ich aus ſchmuziger Taſche mein Trauerſpiel hervor und reichte es dem Meiſter. Er blätterte darin und gab es mir zurück, indem er die große, bedeutungsvolle Naſe, die Naſe, die jezt ganz Frankreich bewundert, rümpfte. War es nun mein Trauerſpiel, das ihm nicht behagte, war es meine anſpruchloſe Kleidung, die ſeinen Augen mißfiel? ich errieth es nicht; jedoch die feurig-junge Dichterſeele, die in mir wohnte, ſtrebte zornig empor. Ich ſprang an die Straßenecke, nahm dem Bürſchen im nächſten Krämerladen die Tafel und den Stift aus der Hand, beſchrieb in ein paar Verſen den großen Corneille, malte die Scene, die wir eben miteinander aufgeführt, und reichte ihm die Tafel hin. Er las, und ſiehe da, das große kritiſche Ungeheuer in ſeinem Geſichte, die Naſe, verhielt ſich diesmal völlig ruhig, wohl aber zogen ſich die feinen Lippen, die ſo zart, empfindſam und blühend ſchön ſind, wie die Tragödien des Meiſters, zu einem bedeutungsvollen Lächeln. Gut! rief er in einem Tone, den wir alle kennen, gut! und damit gab er mir die Tafel zurück. Was meint Ihr aber, mit welchen Gefühlen ich die Schwelle ſeines Hauſes verließ?“

„Und dennoch habt Ihr Euch nicht entblödet, ihn auf das keckſte anzugreifen,“ bemerkte Chapelle.

Boileau lachte. „Der Angriff paßte damals gerade in meinen Plan, jezt aber ſind wir gute Kameraden und werden's hoffentlich bleiben.“

„Freunde!“ rief Pigault, „kommen wir auf den Anfang unſeres Geſpräches zurück; ich möchte gerne ſo viel wie möglich Nutzen aus Eurer Unterhaltung ziehen. Durchaus haben die verehrten Herrn verſchiedene Anſichten über die Kunſt. Belehrt Ihr mich, vortrefflicher Herr Poquelin, Ihr ſcheint jene Grundſätze nicht zu theilen, und ſeht die ganze Angelegenheit nicht von der ſpaßhaften Seite an.“

„In der That,“ rief der Dichter, „für mich iſt die Kunſt etwas Höheres, als ein Backenſchlag, den ich meinem Gegner gebe, weil er mich zuerſt geſchlagen; doch ſehen freilich viele, ja, die größte Zahl meiner Zeitgenoſſen meine Thätigkeit bloß als einen ſolchen Akt der Wiedervergeltung an. Es wird ihnen daher immer auf's Neue der Standpunkt entrückt, von dem aus ſie die Kunſt des Luſtſpieldichters und die Bühne überhaupt anſehen ſollen. Ich ſtelle das eigentliche Luſtſpiel ſo hoch, daß ich es dem Trauerſpiel gleich, wenn nicht gar höher achte.“

Bei dieſen Worten wandte ſich der junge Mann am Fenſter um, indem er einen ſtolzen Blick auf den Sprecher warf. „Erkläre dich näher!“ rief Chapelle.

„Zu welchem Zweck alle Poesie," fuhr der Dichter begeistert fort, „wenn sie nicht dienen soll, uns zu einem geläuterten, erhebenden Selbstgefühl zu führen, wenn sie nicht in dem Bilde des Einzelnen das Bild des Ganzen uns lebendig vor die Seele bringen soll? Der Dichter, wenn er seine Bestimmung erreichen will, ist in seiner Erscheinung nichts anders, als eine zum Bewußtseyn hindurchgedrungene Zeit. In seiner Person, in seiner Ansicht repräsentirt er die Menge, er ist ein Spiegel, und je reiner und klarer seine Fläche, desto lebendiger sieht sich das Jahrhundert heraus. Gilt dieses für den Dichter überhaupt, so ist der Lustspieldichter recht eigentlich dieser Bestimmung unterthan. Ihr seht es, Freunde, ich nehme hier Lustspieldichter in einem höheren Sinne, als das bloße Wort andeutet. Wir haben in der That noch keinen reinen Begriff für das, was ich meine: Drama ist viel zu oberflächlich bezeichnend. Unsere Nachbarn, die Spanier, suchen das Wesen des Lustspiels in kunstvoll verwickelter Intrigue, indeß die Italiener es durch das Spiel ihrer herkömmlichen Maske schon frühe zur Volkspoesse herabgezogen haben. In keiner jener Schöpfungen erblicken wir das komische Element durch die geistigen, edlen Motive des Charakters bestimmt. Diese Spiele gleichen den anmuthigen Räthseln, die, wenn wir sie erforscht, ihren Reiz verloren

haben; es ist nicht der Nerv innerer Nothwendigkeit, der die Verhältnisse und Personen aneinander kettet, nicht das tiefe Studium des Menschen, das den Dichter leitet und seinen Werken Inhalt und Würde verleiht. Der Lustspieldichter, wie er seyn soll, kann nur erscheinen, wenn die übrigen Künste, vor Allem aber das sociale Leben, in allen seinen Formen, politischen wie moralischen, völlig zur Reife gediehen ist. Er ist es, dem die Bestimmung geworden, aus der Blüthe der höchsten Verfeinerung seinen Honig zu sammeln."

„Ziemlich bescheiden gedacht!" rief Boileau.

„Die Alten," entgegnete Molière, „bestätigen diese Ansicht; erst mußte sich die Poesie nach allen andern Richtungen ausbilden, bevor sie reif genug wurde, jenes Element in sich aufzunehmen, welches wir bei den Schöpfungen ihrer Lustspieldichter bewundern. Dem Epiker wie dem Lyriker genügen zu ihren edlen Gemälden die einfachsten Formen, sie führen den Streit der Naturen auf die uranfänglichen ersten Motive zurück. Noch enger begrenzt sich der Tragiker die Welt. Seine Sprache ist die des Herzens, und je einfacher, je inniger, desto rührender. Ihm ist es keine strenge Nothwendigkeit, seine Zeit, sein Volk zu studiren, die vielen durcheinander greifenden Fäden des gesellschaftlichen Beisammenseyns zu verfolgen; einsam in seinem Gemache verschlossen, läßt er den

Born der Gefühle quellen, ſie ſind ewig dieſelben und gerade in dieſer ihrer ſteten Unveränderbarkeit liegt ihre tiefe erſchütternde Bedeutung, zugleich die weltgeſchichtliche Würde der Tragödie. Was heute ein Herz zerreißt, hat auch vor Jahrtauſenden ein Herz zerriſſen, der erſchütternde Schmerz um einen geliebten Todten iſt in dieſer Stunde derſelbe, wie er es war, als die Erde zum erſten Male einen ſtarren Leichnam in ihrem Schooße empfing. Selbſt äußere Verhältniſſe können nichts als eine leichte Färbung mittheilen, der innere Gehalt bleibt derſelbe. Der Bettler, der niedere Sklave opfert ſich auf für das Wohl eines geliebten Gegenſtandes, und kann der mächtige, gefeierte Held mehr thun? Die Tragödie malt die Menſchheit, das Luſtſpiel den Menſchen; die Tragödie zeigt uns bloß glänzende Eigenſchaften des Geſchlechts, das Luſtſpiel gibt uns die kleinlichen Schwächen deſſelben, und in dieſen Schwächen die Größe, denn um einen Maaßſtab von Größe zu erhalten, iſt uns nächſt der Kenntniß des Erhabenen nichts ſo nöthig, als die Kenntniß der Schwäche.“

Der junge Mann war vom Fenſter an den Tiſch getreten, die Bläſſe und Unbeweglichkeit ſeiner Züge hatten ihren Charakter in etwas geändert, das dunkle Auge blieb auf Molièren geheftet, der alſo fortfuhr:

„Die Kunst des Tragikers ist ein Kultus, sie ist an Einfachheit der Religion verwandt, von der sie ihre Würde leiht; die ersten Tragödiendichter waren Priester, und Geschichten der Götter waren die ersten Tragödien. Erst als die ausgebildeten politischen und sittlichen Lebensformen jenes Ideal starrer Größe zum Menschlichen herabgemildert hatten, erst als sich im Streite die Kräfte entwickelten, in der Zersplitterung die Motive sich vervielfältigten, erscheint der Komödiendichter. Sein Beruf ist, in einer völlig in Atome aufgelösten Welt das leitende Gesetz erst aufzufinden, welches der Tragiker bei seinen Schöpfungen schon als gegeben annimmt, und an dessen heiliger Ueberlieferung er nicht zu tasten wagt. Weßhalb werden Werke dieser Gattung bei unserm Nachbarvolke, den Spaniern, nie an Kraft und Leben gewinnen? Unstreitig, weil ihre Dichter sich zu sehr von altreligiösen Formen binden lassen.“

Die Meisten schwiegen zu diesen Worten; Boileau wandte sich jedoch langsam und mit dem Lächeln des Spottes zu dem jungen Manne, der neben ihm Platz genommen hatte. „Was sagt Ihr hiezu, Racine? Ihr glaubtet mit Eurer Tragödie auf dem Pferde zu sitzen und sitzet am Ende nur auf dem Esel. Ich habe allerdings nicht geglaubt, daß das Verhältniß sich so gestaltete unter Euch, meine Herrn.“

„Wir können uns auf jeden Fall die Hände bieten!“ rief Molière, und reichte ſeine Rechte über den Tiſch hin. Racine verweigerte ſeine Hand, indem er mit einem ſpöttiſchen Blicke zur Seite ſah. Ueber Molière's Antlitz zog eine leichte Wolke des Unwillens, mit Wärme rief er die Worte: „Gebt mir die Hand, wenn Ihr meint, daß ich ſie als Dichter nicht würdig ſey zu erfaſſen, gebt ſie mir als Freund!“ — Racine ſaß unbeweglich. Boileau lachte heimlich. Molière fuhr nach einer kleinen Pauſe in ſeinem früheren Geſpräche fort. „Zum Beweiſe, daß wir beide nicht ſo weit von einander ſtehen, diene Euch dieſes. Meinen Tartuffe ſchrieb ich glühend begeiſtert von der Göttlichkeit unſerer Religion. Ein langes Krankenlager hatte mich an die Stube gefeſſelt, ich befand mich allein, verlaſſen; Umſtände, die ich hier nicht berühren will, hatten mein Innerſtes erſchüttert, zum erſten Male that ich einen langen erquickenden Zug aus dem tiefen Borne der heiligen Tröſtungen, und da empörte mich im Innerſten der frivole Mißbrauch, den ich die Welt um mich her treiben ſah. Ich faßte in meinem Grimme eine jener heuchleriſchen Geſtalten feſt und ſcharf, und zeichnete ſie auf's Papier. Wäre ich ſelbſt nicht ernſt und gläubig geſtimmt geweſen, glaubt Ihr, mir wären jene Bilder und Worte zugeſtrömt? Wie flach beurtheilt

man dieſes Gemälde, wenn man bloß Stoff zu einer Poſſe darin ſucht. Mein Tartuffe iſt vielleicht ſogar ein tragiſcher Held.“

„Man kann auch eigentlich über ihn nicht lachen,“ bemerkte Pigault, „in ſeiner innern bejammernswerthen Zerriſſenheit, in ſeiner ſtarren Lüge liegt ſogar etwas Schreckbares; nur die umſtehenden Perſonen mildern das unbehagliche Gefühl.“

Boileau rief: „Kommt auf Eure erſte Behauptung zurück. Ihr nennt es eine Eigenthümlichkeit des Weſens der Tragödie, daß ſie nur einfache Beweggründe zu ihren Handlungen haben dürfe, daß die Zahl der ihr zuſtehenden Charaktere nur gering ſey: trifft nicht beim Luſtſpiel ein Gleiches ein? Mit dem erſten Mann, der ſein Hab und Gut mißgünſtig und thöricht verſchloß, ſind alle Geizigen bis auf unſere Zeiten herab beſchrieben.“

„Ich beſtreite dieſes,“ entgegnete der Dichter. „Man hat mir vorgeworfen, mein Geiziger ſey der Geizige des Plautus; und dennoch habe ich einen Geizigen dargeſtellt, einen Pariſer, und zwar einen, welcher in einer beſtimmten Straße wohnt, mit den und den Leuten umgeht, in beſtimmten Verhältniſſen ſeiner Zeit aufgewachſen iſt. Freilich ſind ſie beide geizig, doch der Römer von dem Pariſer ſo verſchieden, daß, kämen ſie zuſammen, ſchwerlich beide ſich als Geizige erkennen würden. Der groſſe Zeitſtrom mit ſeinem

ewig wechselnden Wellenschlage fließt zwischen diesen beiden Masken vorbei; jene sieht am jenseitigen, diese am diesseitigen Ufer, ihr Bild, das sich im Wasser spiegelt, kann nicht dasselbe seyn.“

Boileau unterbrach das Gespräch, indem er unwillig die leere Flasche, die vor ihm stand, emporhob. „Verehrter Herr Pigault,“ rief er, „da Ihr das unnennbare Glück habt, aus den unsterblichen Werken unserer Dichter den materiellen Vortheil zu ziehen, so solltet Ihr uns, schon Eures eignen Vortheils willen, nicht verschmachten lassen. Oder seyd Ihr am Ende wohl auch eine neue Ausgabe des Geizigen, und zwar einer, der unter dem Scheine des Verschwenders und gastfreundlichen Wirthes die peinlichste Sparsamkeit übt?“

Der Diener erhielt den Auftrag, die Tafel neu zu versehen, und Herr Pigault rief: „Seyd mir nur nicht böse, ich muß Euch mir durchaus als Freund zu erhalten suchen!“

„Weßhalb?“ entgegnete Jener, „meine Freunde kommen sehr schlimm weg, ich liebe sie bloß, und bei dieser Liebe werden sie vergessen, es kümmert sich Niemand um sie; meinen Feinden jedoch schaffe ich Berühmtheit, sie haben es gut bei mir. Ja, ich muß mit meiner Feindschaft und meinem Groll so sparsam umgehen, wie Andere mit ihrer Gunst: es sind zu viele Bewerber. Gleich den

Fürsten, muß ich erst lange prüfen, um die Würdigsten zu finden, die ich mit meinem Hasse beglücke. Gewiß sizt der sicher und warm im Schooße der Nachwelt, der einen Satiriker zum Feinde hat. Schon öfters habe ich herzlich bedauert, daß ich mich selbst nicht beim Schopf nehmen und tüchtig herumzausen kann. Wie berühmt würde Boileau, wenn Boileau sich über ihn lustig machte!"

„Tollheiten!" rief Chapelle.

Der Satiriker hatte sein Glas ergriffen und rief jezt: „Bei dem großen Namen Corneille's wollen wir Frankreichs schöne Geister leben lassen; gebt uns Bescheid, Molière!" Alle brachten die Gesundheit des Dichters aus, nur Racine erhob sich nicht von seinem Stuhle. Auf Molière's auffordernde Bitte erwiderte er in kaltem Tone: „Wozu Euch Ruhm und Glück wünschen, da Ihr schon Beides habt? Auch Gesundheit fehlt Euch nicht, Ihr seyd ja für Eure Jahre recht rüstig. O gewiß, wir dürfen uns das Glück versprechen, noch recht lange durch Eure Meisterwerke belehrt und erhoben zu werden."

Diese Worte, die einen Theil der Anwesenden trotz ihrer heitern Stimmung schmerzlich ergriffen, machten die Farbe von Molière's Antlitz verschwinden. Es herrschte eine lange Pause, während er seine Blicke stumm auf den Gegenstand seiner

ſchmerzlichen Aufmerkſamkeit richtete, endlich rief er: „Racine, ſollen dieſe Worte Spott über mein Alter ausdrücken? willſt Du den verſpotten, den Du einſt Deinen Freund nannteſt?“ — Mit einem bittern Lächeln ſezte er hinzu: „Fürchte nichts für Deinen Ruhm! Du ſtehſt in der Blüthe Deiner Kraft, ich bin ein lebensmüder, bald ſechzigjähriger Greis, ich trete Dir nicht in den Weg. Komm, reiche mir die Hand, — die Zeit, wo ich noch bei euch weilen darf, iſt vielleicht ſehr karg gemeſſen, laß uns nicht im Mißverſtändniß von einander ſcheiden!“ —

Dieſe rührende Anrede bewegte Alle, nur nicht denjenigen, an den ſie gerichtet war. Racine erwiderte einige gleichgültige, vornehm-höfliche Worte; Moliere trat zurück. Bald darauf verließ er mit Chapelle das Zimmer. Die Verſtimmung, die hierdurch herbeigeführt war, bewirkte, daß die kleine Geſellſchaft allgemein an den Aufbruch dachte. Boileau, der ſich ungern von ſeinem Glaſe trennte, ſagte zu Piganlt, als Alle das Zimmer verlaſſen hatten: „Begreift Ihr das Weſen dieſer Leute, Freund? Mir iſt es völlig unverſtändlich. Das haßt ſich, das lobt ſich, heute ſo, morgen anders. Sie ſollten nur den alten ehrlichen Moliere ruhig gehen laſſen, er iſt ein grundguter Menſch.“

„Das ist er,“ entgegnete Pigault, „vorzüglich ist Racine's Betragen unverzeihlich, da Moliere ihm so viele Gutthaten erwiesen.“

„Da steckt es wohl,“ rief der Satiriker; „nichts kommt unsrer lieben Natur ungelegener, als Ansprüche auf Dankbarkeit. Doch mögen sie nur! mir völlig gleich! Boileau's Satiren werden gelesen werden, wenn längst schon die Namen Moliere und Racine vergessen sind.“

Mit dieser stolzen Prophezeiung schied der zuversichtliche Mann von seinem Wirthe.

Der feindselige Ueberfall im alten Schlosse hatte den geheimen Bund der Colonisten aufgehoben; es wurden Verhaftungen angestellt und ein gerichtliches Verfahren eingeleitet. Der Abbé Chantincourt und der Kammerherr Petit-Loisin machten sich bei den Verhandlungen und Verhören besonders wichtig. In allen Gesellschaften bemühten sie sich, über die Verläumdungen und empörenden Zerrbildungen, die man ihrer Person anhängt, Klage zu führen. Die Behörden jedoch griffen bald zu gelinden Massregeln, man fand für gut, die Miene des strengen Ernstes aufzugeben und für jugendlichen Muthwillen gelten zu lassen, was die besonders hier Betheiligten mit dem Namen Verbrechen bezeichneten. Diese Nachsicht

hatte zum Theil in dem Umstand ihren Grund, daß viele der jungen Spötter aus den besten Familien waren und daß die Verspotteten Ursache hatten, der Welt zu verbergen, wie viel Wahres an den ihnen zur Schuld gelegten Thorheiten sey. Der Sohn des Intendanten, sowie der junge Charlet waren jedoch unter denen, welchen man eine längere Haft nicht erlassen konnte.

Am schmerzlichsten mußten die beiden Liebenden für die Vergehungen der Calottisten büßen. Der Parlamentsrath Bertier, von dem Jesuiten Bertram eifrigst angeregt, versagte seine Einwilligung zu der Heirath jetzt auf's ernstlichste. Der Gedanke war ihm empörend, sein Kind einem Manne anzuvertrauen, den er mit jenen leichtfertigen Bösewichtern in einem so engen Bunde wähnen mußte. Des jungen Claude Schmerz war im höchsten Grade heftig; er vermochte seinem gequälten Busen keinen Trostgrund zu erschließen, seine Hoffnung auf Lebensglück lag zertrümmert. Molière, der mit dem besten Vorsatze nicht viel zur Rettung seines Freundes hierin hätte thun können, befand sich überdies in einer Stimmung, wo es ihm unmöglich wurde, sich dem Anblick irgend eines, selbst des befreundetsten Wesens auszusetzen. In seinem Zimmer eingeschlossen hatte er auf einige Wochen völlig Abschied von der Welt genommen. Dieser Umstand einer freiwilligen

Absonderung zeigte jedoch für seine Umgebung nichts besonders Auffallendes; man war gewohnt, ihn zu diesem Mittel greifen zu sehen, wenn irgend eine Arbeit, deren Anfertigung der König oft zu einer nah bestimmten Zeit angeordnet, seine volle, von aller Zerstreuung abgesonderte Thätigkeit in Anspruch nahm. Seine Freunde ließen ihn in diesem Falle gewähren, und es wurde für ein Verbrechen angesehen, den Einsamen zu stören. Dieser Vorwand mußte jezt dienen, dem Unglücklichen jene Stille und den tiefen Frieden zu sichern, in der allein es einem edlen Charakter möglich wird, sich von den erschütternden Schlägen des Schicksals zu erholen. Hier finden wir nun unsern Dichter wieder, wie er, das Haupt in beide Hände gestüzt, sich dem vollen Erguß seines Schmerzes überläßt, und Thränen, seinem männlichen Auge sonst fremd, die Wange netzen. Welch schneidende Widersprüche muß dieses Bild hervorrufen. Wir sehen den Mann, der unerschöpflich für die Belustigungen eines glänzenden Hofes, einer gebildeten Hauptstadt sorgt, der in tausend Herzen Frohsinn und Lebenslust hervorgezaubert, unter der Bürde eines Schmerzes erliegen, der ihm das Leben zu rauben droht, mitten in seinen Bemühungen, es Andern zu versüßen. Gewiß nie fühlen wir die fürchterliche Ironie des Schicksals ergreifender, als in Beispielen dieser Art.

So waren denn plötzlich und mit den empfindlichsten Schmerzen fast alle Bande gerissen, die ihn an das Leben ketteten. Der wohlverdiente Ruhm drohte bei dem Wankelmuth seiner Landsleute ihm von Neidern entrissen zu werden, schändliche Gerüchte verklagten ihn als niedrigen Spötter und Verläumder, derjenige, dessen Talente er mit Bewunderung aus dem Dunkel gezogen, durfte ihn jetzt kalt verachten und tadeln, und so tief diese Verletzungen waren, noch tiefer blutenden die Wunden, die seinem treuen argglosen Herzen den Verrath des Freundes, die Untreue des geliebten Weibes schlugen. Molière gehörte nicht zu jener Klasse einer ältlicher Männer, die an die Zärtlichkeit einer jungen Frau thörichte und unstatthafte Forderungen machen; was er forderte, durfte jeder rechtliche Mann fordern, der die Welt und das menschliche Herz kennt. Allein die Schuld, die ihm aufgebürdet werden mag, war die, daß er seinen Ernst und seine Wachsamkeit immer wieder von einer unwiderstehlichen Schwäche blenden ließ. Diese Schwäche kleidete sich in das Gewand eines unbedingten Vertrauens, dem er kein Wanken gestattete, auch dann nicht, als ihn oft wiederkehrende Beispiele überzeugten, daß das leichtsinnige jugendliche Gemüth seines Weibes unempfindlich für ein so zartes Geschenk war. Die Warnungen seiner Freunde wies er standhaft

zurück. Sie hat völlig Recht, rief er bei dergleichen Gelegenheiten, ich habe sie geheirathet, nicht damit sie den erlaubten Genüssen ihrer Jahre entsage. Sie ist schön, wie eigensinnig wäre es, wenn ich forderte, nur meine Augen allein sollten ihr diese Zeugniß ablegen; schon der Stand, in den ich sie eingeführt, verbietet mir, wenn ich auch Anlage dazu hätte, jene tausend und abertausend kleinlichen und beleidigenden Quälereien, mit denen die Eifersucht jedes alten Mannes die glücklichsten Träume des jungen Weibes zernichtet. Nein, ich schenke ihr mein volles Vertrauen, und kann irgend ein Mittel mir ihre Liebe stets neu erwerben, so ist es dieses, daß ich ihr Herz mündig erkläre, über mein Glück zu wachen. Welches Weib, deren Busen nur irgend Empfindung verschließt, hätte diese Sprache zarten Gefühls nicht gerührt, allein die kleine hübsche Comödienne Violette war ein völlig seelenloses Püppchen, die geringste Betrachtung der Art wäre ihr schon viel zu schwerfällig erschienen. Sie fand in ihrem Manne nichts anziehend, als seinen Ruhm, den sie theilte, ohne daß die geringste Anstrengung von ihrer Seite nöthig war, denn die Bewunderer dieser kleinen Schönen fanden immer ihr Spiel, es mochte seyn wie es wollte, entzückend. Der erste Tadelton, dessen sie sich schuldig machte, zerriß vollends das schwache Band, das sie an ihn

gefeſſelt hatte. Die Leichtfertige fügte nun bald zu ihrer kindiſchen Gefallſucht eine verderbliche Schlauheit, ſie freute ſich, einen beſchwerlichen Rathgeber und Beobachter zu täuſchen, es gelang ihr meiſterhaft, die kleinen ihr zugetheilten Rollen von der Bühne in's wirkliche Leben überzutragen, und ſo bewegte ſie ſich ſcherzend und ohne Kenntniß der Gefahr in immer verworfenern Kreiſen. Báron ward ihr Begleiter, und trotz ſeines eigenen Leichtſinns wußte er ſie, durch die Gewalt, die er ſich über ſie anmaßte, von manchem thörichten Unternehmen abzuhalten. Jezt, da die Handlungsweiſe Beider Molieren kein Geheimniß mehr war, zeigte ſich in ihrem Benehmen gegen den beleidigten Mann die große Verſchiedenheit ihrer Charaktere, wenn man überhaupt ein ſo ſchwankendes gehaltloſes Element, wie es dem Weſen der Moliere eingeprägt war, mit der ehrenvollen Benennung eines Charakters bezeichnen will. In Bárons Seele ſchlummerte dagegen eine Fülle edler jugendlicher Kraft, die durch dieſes Begebniß, wie durch einen erſchütternden Schlag, zu völliger Selbſtſtändigkeit erwachte.

Trotz der Stürme, die auf unſern Dichter einwirkten, entging ſeinen Gedanken nicht das Bild Triſtans und ſeines Sohnes. In der Einſamkeit hatte er nichts von dem Gange der Ereigniſſe vernommen, die ſeinen Plänen nothwendig

eine andere Richtung gaben, ja sogar ihm mit Vereitelung seiner schönsten Hoffnungen drohten. Der einzige Trost, für den sein erschüttertes Gemüth sich empfänglich zeigte, war der Gedanke, Zeuge des Wiedersehens zwischen Vater und Sohn zu seyn; ihm ahnete nicht, daß dieser langvorbereitete Moment schon vorübergegangen war. Der unglückliche Claude hatte in seinem Schmerze Trost am Busen seines Vaters gesucht. Doch welche Hülfe, welchen Trost konnte ihm dieser gewähren? Der Jüngling mußte die volle Kraft seiner Seele anstrengen, um ein wirksames und schnelle Hülfe sicherndes Mittel der Rettung zu finden. Der Schutzgeist seiner Liebe gab ihm den Namen des Marschalls von Vivonne ein. Er wußte, daß dieser angesehene und allgemein beliebte Mann sich lange vergebens bemüht hatte, die frei gewordene Stelle seines Hausarztes würdig besetzt zu sehen, es konnte sich fügen, daß er Claude's Anerbieten, in seine Dienste zu treten, mit Güte aufnahm, und war einmal die Theilnahme dieses Würdigen gewonnen, so konnten wirksame Schritte geschehen, die die Lage der Dinge plötzlich änderten.

Der Schwarm von Bittenden und Besuchenden, der stets des Marschalls Haus umstellt hielt, machte es dem Jüngling schwer, zu einem besondern Gesuche vorgelassen zu werden. Als er seine Absicht erreicht sah, flößten ihm die Miene und

die Haltung des vornehmen Mannes Muth und Zuversicht ein. Des Marschalls Interesse ward schon bei der Nennung seines Namens rege. „Wie," rief er eifrig, „ein Sohn seyd Ihr von dem Arzte Tristan, der auch mein Hausarzt einst gewesen und den wir alle auf eine so seltsame Weise verloren haben? Junger Mann, ich kann mir denken, daß Ihr ohne Schutz und ohne bedeutende Verbindungen seyd; was soll ich für Euer Bestes thun? Sprecht frei, ich betrachte Euch als den Sohn meines Freundes!" Claude dankte für diese ermuthigenden Worte, und indem er seine Zeugnisse vorbrachte, bat er um die Vergünstigung, in die Dienste des großmüthigen Beschützers seines unglücklichen Vaters treten zu dürfen. „Mein junger Freund," entgegnete der Marschall, einen flüchtigen Blick auf die Papiere werfend, „es bedarf dieser Bescheinigungen nicht; mehr als diese todten Schriftzüge spricht Euer Aeusseres für Euch, und daß Ihr in Eurer Lage mit Vertrauen die Zuflucht zu meinem Beistand nehmet, bürgt mir dafür, daß wir miteinander wohl zufrieden seyn werden. Er ließ sich auf einen Sessel nieder, und indem er den Blick auf die Züge des Jünglings richtete, bemerkte er, daß noch eine Wolke diese beschattete. „Setzt Euch," rief er nach einer Pause, „und erzählt mir Einiges. Nicht wahr, Euer Schicksal ist gleich Anfangs kein freudiges gewesen, ich

glaube gehört zu haben, daß Ihr gezwungen worden, in militärische Dienste zu treten.“

„Mein Herr,“ entgegnete Claude, und ein Erröthen färbte seine Wange höher, „gezwungen hätte man mich zu dem Dienst meines Königs — wofür haltet Ihr mich?“

„Für einen trefflichen Unterthan,“ fuhr der Marschall lächelnd fort, „allein mehr dazu geschaffen, Eurem Herrn im schwarzen Talar als in dem bunten Rocke zu dienen; habe ich's getroffen? Doch nun erzählt mir die nähern Umstände Eures veränderten Entschlusses.“

„Ihr seyd, Excellenz, mit dem Schicksal meines Vaters bekannt, auch mit den nähern Umständen jener traurigen Ereignisse?“

„Ich kenne sie und errathe, wen ihr als Urheber derselben anklagen werdet, doch laßt mich hierüber meine eigene abweichende Gesinnung hegen: sprecht mir nichts von Molière.“

Claude schwieg; auf einen Moment bewegten Zweifel seine Seele, ob er das dem Dichter versprochene Wort brechen dürfte, doch forderte das abzulegende Bekenntniß die strengste Wahrheit. „Wenn ich den Namen Molière's nenne,“ rief er mit bewegter Stimme, „so geschieht es nicht, gnädigster Herr, um ihn anzuklagen, sondern um ihn als meinen Wohlthäter zu preisen!“ Der Marschall gab seine lebhafte Verwunderung zu erkennen,

und der Jüngling fuhr fort. „Wie lange habe ich mit Sehnsucht die Gelegenheit erwartet, die Geschichte meines Herzens auszusprechen! Wie Euch bekannt ist, Excellenz, hatte der Dichter Molière durch eine, von seiner Seite nicht bös gemeinte Neckerei sich die Erbitterung meines Vaters zugezogen, mehrere Unglücksfälle vereinigten sich, um den Gekränkten wahrhaft schmerzlich zu beleidigen, selbst äußere bedeutende Mißgeschicke fehlten nicht, so wie zum Beispiel der Verlust seines Vermögens; alles dieses vereinigt fesselte ihn auf's Krankenlager und entzog ihn auf immer dem öffentlichen Leben. Mein jugendliches Alter war damals schon zu der Reife gediehen, daß mir die jammervolle Lage meines Vaters klar wurde; ich sah ein, daß ich dazu bestimmt sey, seine Stütze, sein Versorger zu seyn: dieses Verlangen war so heftig, daß ich nur strebte, ihm bald Genüge zu thun. Ohne Kenntniß der Welt, ohne Freunde, denn diese hatten uns alle verlassen, bestimmte ich mich schnell, einen Weg einzuschlagen, den ich damals einen großen Theil meiner Genossen freudig betreten sah, nämlich dem Ruf des Kriegs zu folgen. Eine dunkle Vorstellung von großer Beute und von Reichthümern wirkte mächtig mit und machte einem leichtsinnigen und gewissenlosen Werber, in dessen Hände ich gefallen war, sein Werk bei mir sehr leicht. Ich ward Soldat und

bereute es gleich darauf schmerzlich; denn fühlte sich mein guter Vater unglücklich bei den vielen ihn niederbeugenden Leiden, so zeigte er sich jezt völlig der Verzweiflung nahe, als er von mir die Nachricht meines neu angetretenen und heimlich erwählten Berufes erhielt. Er zweifelte durchaus nicht, daß man mich mit Gewalt ihm geraubt habe; ich suchte ihn zu trösten, indem ich ihm meine eigene Trostlosigkeit verbarg, denn ich wußte wohl, daß ihm gänzlich die Mittel fehlten, mich wieder loszukaufen, um mich, wie er mir rührend vorstellte, der erhabenen Wissenschaft, dem einzig möglichen Ziele irdischer Glückseligkeit zuzuführen. So standen die Angelegenheiten meines Schicksals, als mein Vater sich in seiner tiefen Einsamkeit einen Freund erwarb, der ihm mit bewundernswürdiger Treue und Ergebenheit anhing, jezt, da alle Menschen ihn flohen und verabscheuten, einen Freund, den er so edel und theilnehmend in den Tagen des Glücks selbst nicht gehabt hatte; dieser Freund nun, gnädiger Herr, war Niemand anders als Molière. Unter einem fremden Namen, von meinem Vater nicht gekannt, hatte er erlangt, was er beabsichtigte. Er that noch mehr; mit Hülfe seiner eigenen Mittel machte er mich von meinem Zwangberufe frei und führte mich in die gelehrte Hochschule ein, wo er keine Mühe, keine Kosten gescheut, um mich zu einem Wirkungskreise

einzuweihen, den er ſelbſt nicht achtete. Meinem Vater blieb die Veränderung meiner Lage bis jezt ein Geheimniß.“

Der Marſchall hatte ſich erhoben; im Gemache auf und abſchreitend, rief er jezt: „Wie trefflich, wie liebenswerth zeigt ſich der Mann, der ſchon frühe mir Achtung abgewann, wie finde ich in dem Bilde alle Züge wieder, die ich oft und im Geheim an dem Würdigen beobachtet habe! Nun, junger Freund, Ihr ſteht noch bekümmert da: iſt vielleicht nicht Alles ſo geworden, als man hoffte?“

„Leider nicht,“ entgegnete Claude; „außer dem wiedergeſchenkten Sohn ſollte auch die Liebe einer Tochter meinen Vater neu an das Leben feſſeln. Ach, Mißgeſchick und niedrige Kabale haben dieſes ſchon geknüpfte Band zerriſſen!“

„Erklärt Euch deutlicher.“

„Hat der Rath Bertier die Ehre, von Ew. Geſtrengen gekannt zu ſeyn?“

„Im Jeſuiten-Seminar,“ entgegnete der Marſchall, „haben wir auf einer Schulbank geſeſſen; das Schickſal hat uns ſpäter getrennt. Iſt es ſeine Tochter, die Ihr erwählt habt?“

„Sie ſollte die Meinige werden,“ entgegnete der junge Arzt bewegt; „der Vater hat ſeine Zuſtimmung wieder zurückgenommen.“

„Ihr ſeyd ihm nicht reich, nicht von guter Familie?“

„Diese Gründe haben auf seinen Entschluß nicht eingewirkt. Man hat ihn gegen Molieren aufgebracht. Er weiß, daß ich diesen Trefflichen meinen zweiten Vater nenne und es nie zulassen werde, daß man ihn der niedrigsten Theilnahme an den Spöttereien und Versammlungen der Caletisten beschuldigt. Bertier aber behauptet, man habe ihn und seinen Stand dort auf das empörendste verspottet, er sieht mich selbst für einen Mitschuldigen jener zügellosen Bande an, und sein Zorn hat beschlossen, mich jezt auf das schmerzlichste büßen zu lassen.“

In des Marschalls Antlitze zeigte sich bei diesen Worten eine düstre Befangenheit. „Sehr schlimm!“ rief er nach einer Pause; „wenn dem so ist, was könnte ich denn für Euch thun? Die Vermessenheit jener Witzlinge ist in der That zu weit gegangen, ich kann dem Rath die Erbitterung nicht verdenken, die er über jene Vorfälle äußert.“

„Allein warum mich, den Unschuldigen, strafen?“ —

Der Marschall blieb vor dem Jüngling stehen, indem er den Blick auf dessen trauernde Züge richtete. „Faßt Muth, mein Freund,“ begann er, „ich will mit dem alten Bertier sprechen; doch vorher müßten wir genau wissen, wie weit sich die Caletisten gegen ihn vergangen haben und welchen Antheil Molière an jenen Späßen gehabt.

Er ſelbſt wird uns hierüber am beſten Auskunft geben können.“ Claude führte an, daß der Dichter ſich zurückgezogen habe und für Niemanden zu ſprechen ſey. „Freilich dann,“ fuhr der Marſchall fort, „dürfen wir ihn nicht ſtören.“ Er blieb einen Augenblick ſinnend ſtehen. Es zeigt ſich von anderer Seite Hülfe; da iſt ein gewiſſer Charlot, ein gutmüthiger und, ſo viel ich beurtheilen kann, an dem ganzen verdrießlichen Handel unſchuldiger junger Menſch — auch er ſizt verhaftet und hat mir heute ein rührendes Schreiben zufertigen laſſen, in welchem er in ſeinem Elend um meinen Schutz nachſucht. Bereits habe ich ihm verſprochen, für ihn einige Schritte zu thun, ſobald es meine Geſchäfte erlauben; ſo begleitet mich zu ihm, dann wollen wir die fernern Maßregeln unſers Operationsplanes beſtimmen.“

Es wurde feſtgeſezt, an welchem Tage man ſich in die Gemächer begeben wollte, in welchen ſich die wenigen noch verhafteten Calottiſten befanden. Die Freude, ſowie die lebhaften Dankſagungen des mit neuer Hoffnung ſich berauſchenden Geliebten rührten ſeinen großmüthigen Beſchüzzer und machten, daß er keine Mühe ſcheute, theils um dem Sohne ſeines alten Arztes Triſtan zum Glücke zu verhelfen, theils aber auch um von Molière's Charakter jeden auch nur leichten Flecken getilgt zu ſehen.

Es war um die Abendstunde, als diese beiden Besucher in die Zelle traten, in der der junge lebhafte Sekretär schon ein paar Wochen hindurch schmachtete. Er stürzte eiligst den Eintretenden entgegen, trat jedoch mit Ehrfurcht und freudiger Ueberraschung zurück, als er den Marschall erkannte. „Ist's möglich," rief er, „hochverehrter Herr Marschall, Ihr kommt selbst? In der That viel zu viel Ehre für einen bösartigen Skandalmacher, in welchem Charakter ich hier festsitze." Bivonne unterbrach den geläufigen Fluß der Klagen, indem er fragte, wie lange er schon Sekretär beim regierenden Grafen sey. „Wollte Gott, ich wäre es nie geworden!" entgegnete Charlet; „welch ein verwünschter Posten! Als ich ihn annahm, war es lediglich auf ein ruhiges anmuthiges Leben abgesehen. Geschäfte hatte ich keine anderen, als meinen Geist auszubilden, indem ich mich in der Hauptstadt der Welt herumtrieb; nebenbei lag es mir ob, jenes alte wüste Schloß zu bewachen oder eigentlich nur von ferne ein beobachtendes Auge darauf zu richten. Was im Innern des Gehäuses sich zutrug, durfte mich nicht kümmern. O hätte ich doch nie den Bitten des verehrten Herrn Moliere nachgegeben, ich sagte es gleich, zu welchem Zwecke soll eine so schädliche Neugier führen? allein der eigensinnige Mann wollte durchaus in sein Unglück; nun hat er es:

allerlei verwünschte Neuigkeiten hat man ihm zugesteckt, unerfreuliche Erklärungen sind ihm geworden, und er hat auf eine lange Zeit genügende Erfahrungen eingesammelt. Mich aber, den unschuldigsten, friedfertigsten Menschen im Königreich, brachten die Henkersknechte in dieses Gewahrsam, wo ich nun auf keine Weise gehörigen Spielraum habe, meine Talente auszubilden, der Welt und mir selbst nützlich zu seyn."

Diese Worte, obgleich sie scherzhaft klangen, wurden dennoch mit dem Ausdruck von Schmerz und Reue vorgetragen, der da zeigte, daß es dem Redner vollkommen Ernst mit ihnen war. Der Marschall brachte jezt seine umständlichen Fragen vor, und erhielt genügende Antworten; überhaupt bei Gelegenheiten, wo der Sekretär nicht nöthig hatte, seine eigenen tragischen Ergebnisse zu schildern, in welchem Falle er seiner Beredsamkeit völlig den Zügel schießen ließ, zeigte er sich besonnen und kurz in seinen Antworten; doch freilich suchte er bei jedem geringfügigen Umstande gerne auf diesen Hauptgegenstand seines Interesse's einzulenken, besonders da er jezt die Nothwendigkeit fühlte, die Bitten um seine baldige Befreiung mit dem rührendsten Eifer vorzutragen. „Bedenket selbst, gestrenger Herr und Gönner," rief er lebhaft, „ein Mann, der nach langem vergeblichen Trachten endlich in der Hauptstadt des über alle Vorstellung

herrlichen französischen Königreichs anlangt, der von dem glühendsten Wunsche beseelt ist, den Ruhm der großen Nation, den Glanz des Hofes zu bewundern, der nichts so Eiliges kennt, als sich nur recht bald in Kenntniß aller Merkwürdigkeiten dieser Stadt zu setzen — darf man wohl einen solchen Mann gleich bei seiner Ankunft in's Gefängniß setzen? ist dieses die Weise, jungen empfänglichen Gemüthern mitzuspielen?"

„Ueberzeugt mich nur, Herr Sekretär," rief der Marschall mit ernster Miene, „daß Ihr Euch wirklich nie, auch auf kurze Frist nicht, zu jenen Spöttern gehalten habt."

Charlot hatte Thränen im Auge, als er erwiderte: „Bei Allem, was mir heilig ist, schwöre ich Euch, Excellenz, mein Gemüth hat nie Anlage zum Spotte gehabt; ich kenne diese Schwachheit gar nicht, im Gegentheil, ich leide seit meiner frühesten Kindheit an der entgegengesetzten Krankheit des Bewunderns. Stets habe ich zu viel und im Voraus bewundert. So zum Beispiel bewundere ich jetzt, gnädigster Herr, Euren mir gütigst geleisteten Beistand, und noch habe ich kein Zeichen erhalten, daß Ihr mir wirklich beizustehen die Absicht habt."

Der Marschall und Claude lächelten. „In der That," bemerkte der Erstere, „ich werde Sorge tragen müssen, Eure gute Meinung mir zu

verdienen. Gebt mir Euer Ehrenwort, daß Ihr Euch ruhig verhalten wollet, so will ich für Euch gut sagen und Ihr sollt frei seyn.“

Charlot dankte in den begeistertesten Ausdrükken. „Ihr seyd mein Schutzengel!“ rief er, „schon quälten mich die finstersten Bilder von meinem künftigen Schicksal. Ich sah mich im Geiste geächtet, den Gerichten schimpflich überliefert, meinen Namen auf immer den Verwünschungen preisgegeben. Ach! seufzte ich öfters, wärest du doch in deinem kleinen Geburtsstädtchen geblieben bei den tugendhaften Basen und den abgeschmackten Vettern! Wie friedlich erschienen mir die Beschränkten, wie thöricht ich in meiner Wuth, die Welt zu sehen und zu bewundern; allein ich bin nach Verdienst bestraft worden. Heißt es doch in den kostbarsten Sprüchen der heiligen Schrift: Züchtigt die Albernen, so werden sie witzig, und gebet Schläge auf der Narren Rücken, auf daß sie weise werden.“ Der dankbare Philosoph machte sich nach diesen Bemerkungen bereit, sein kleines Stübchen zu verlassen. Der Marschall, der neue Hoffnungen auf des Sekretärs Aussagen baute, entschloß sich, sogleich den Rath Vertier aufzusuchen. Er nahm Charlot mit, den jungen Arzt ersuchte er jedoch, den Verhandlungen, bevor sie ein ziemlich bestimmtes Resultat ergeben haben würden, nicht beizuwohnen.

Claude, nachdem sein Beschützer ihn verlassen, fand in der Unruhe, in dem drängenden Gefühl von Hoffnung und Muthlosigkeit kein anderes Mittel, seinen Ungestüm zu besänftigen, als die Wohnung seines Vaters aufzusuchen, der ihn schon lange erwartete. Dieser alte würdige Forscher war durch den Sturm der Begebnisse, die so plötzlich auf ihn eingedrungen, fast in Gefahr gerathen, seinen aus den ersten Unglücksfällen geretteten Verstand jezt völlig einzubüßen. Sein Betragen bei diesen Anlässen war das eines Mannes, der aus dem engen Gewahrsam seiner Stube plötzlich in eine freie unwirthbare Haide versezt wird. Alles um ihn her fremd, stürmisch und unbegrenzt. Allein, verlor sich auch der Geist des guten alten Doktors Hippocrate Dieu-donné in Räume, wo er sich nicht wieder zu finden vermochte, sein Herz lenkte ihn bald auf die rechte Bahn, indem es ihm sagte, daß er unumgänglich den Mann lieben müsse, der so aufrichtig sein Vergehen, welches freilich sehr bedeutend war nach Tristans Ansicht, bereute. Diese Stimme, wenn gleich immer neu von dem beleidigten Geiste übertönt, drang dennoch durch. „Ja," rief er, in seinem Selbstgespräch unter den Gräbern des Kirchhofs zu St. Joseph stehend, „ist jener freundliche, ehrliche Gevatter Jean Baptiste, ein Mann, mit dem ich so oft in Frieden ein Gläschen Wein

gelcert habe, der mir ſo oft die Thränen von der Wange getrocknet hat, iſt dieſer — in der That Molière“ — er fuhr unwillkührlich zuſammen bei dieſem Namen und hüllte ſich feſter in ſeinen ſchwarzen Mantel, — „Molière, mein Feind, mein erbittertſter Feind — ſo, ſo darf ich ihm nicht mehr böſe ſeyn. Nein ich will — will ihm vergeben! Doch halt, Triſtan, alter weichherziger Narr, haſt du vergeſſen, wo du ſtehſt? hier auf dem Felde deines Ruhms! ſie, die hier ſchlummern, ſie nannten dich einſt den großen, den unſterblichen Triſtan, den größten Geiſt des Jahrhunderts, und biſt du es nicht mehr? — Ha, wer wagte es, die Hand an dich zu legen, wer ſtürzte dich von deiner Höhe?“ Bei dieſen Worten ſtampfte er heftig mit dem Fuße — „Wer anders als jener elende Poſſenreißer, Molière iſt ſein Name!“ Er warf einen großen Blick über die im Frieden ruhenden Hügel dahin. „Doch nein,“ ſezte er hinzu, und die ſchroffen ernſten Züge glätteten ſich faſt zu einem Lächeln. „Du biſt noch wer du warſt; wer hätte ſich ſchmeicheln dürfen, dich von deiner Höhe herabzuſtürzen? Machtloſe Angriffe thörichten Uebermuths! Iſt die Welt für den einen Gaukterſtreich, den ſie ſich gegen ihren Retter erlaubte, nicht genug geſtraft durch deine jahrelange Zurückgezogenheit? geziemt Geiſtern wie dem deinigen, ſtarre und ſelbſtiſche

Unversöhnlichkeit?“ — Er sank auf den nächsten Hügel hin, seine Thränen flossen. „Was will ich?“ rief er leise, gleichsam als dürfte es keiner der Schläfer umher hören; „wozu noch Stolz und Uebermuth? Lerne dich endlich einmal beugen, altes thörichtes Herz! — Ich bin ein getretener Wurm, der sich krümmt, er, der mich getreten, hebt mich liebreich auf, er gesteht, daß es ihm leid gethan — ist das nicht schon viel für eine Menschenseele? Er hätte mich völlig zertreten können und kalt vorübergehen — Tausende an seiner Stelle hätten es so gemacht und wären darum um keinen Grad geringer geachtet worden. Du kennst die Menschen, Alter — darum Vergebung! — Sein Haar ist grau, das deinige weiß — wir schlummern vielleicht Beide hier friedlich neben einander; darum Friede, jezt, da es noch Zeit ist.“

Er erhob sich und schritt langsam auf sein Häuschen zu. „Wo nur der Gevatter Jean Baptiste heute“ — er hielt inne und sezte erschreckend hinzu — „ha, der kommt nicht mehr — es naht statt seiner meinem Hause Molière — Fort!“ schrie er und floh wie geschreckt auf den Kirchhof zurück — „fort, ich kann ihn nicht sehen, heute nicht — sagt, daß ich nicht zu Hause sey.“

Die lezten Worte und der lebhafte Ausruf des Alten hatten Claude, der eben angelangt war,

herbeigelockt. Sohn und Vater lagen sich jezt in den Armen. Der Leztere fragte nach einer Pause: „Wo ist er? Du hast ihn wohl mitgebracht, mein Sohn?“ — „Wen meint Ihr, Molièren?“ — „Still,“ entgegnete Tristan, „nenne ihn nicht so, es ist ja Jean Baptiste, mein Freund, wo weilt er?“ — „Ach,“ seufzte der Jüngling, „wäre er nur hier. O mein Vater, meine Brust beklemmen dunkle Ahnungen, er litt, als ich ihn zulezt sah, so heftig an geistigen und körperlichen Schmerzen, die er meinem Auge vergeblich zu verbergen strebte. Dürfte ich nur zu ihm, mit Gewalt würde ich ihm meine ärztliche Hülfe aufdrängen!“

Der alte Tristan sah seinen Sohn mit verwildertem zornigen Blicke an. „Unglücklicher!“ rief er, „was sagst Du da? — So wenig also bist Du durchdrungen von der Würde unsrer ewigen göttlichen Wissenschaft, daß Du es wagst, ihre Segnungen einem Unwürdigen anzutragen, einem Elenden, der sie verschmäht und lästert? Geh, Du bist nicht mein Sohn!“ — Claude wandte sich auf einen Moment unwillig weg, doch siegte die kindliche Achtung und Zärtlichkeit über die Aufwallungen seines gekränkten Freundschaftsgefühls. „Mein Vater,“ sagte er, „Ihr selbst könntet nicht ihm Hülfe versagen, wenn er Euch darum anspräche.“ Tristans Miene nahm den Ausdruck des feierlichsten Ernstes an; er fand es

für gut, seinem Sohne bei dieser Gelegenheit seine eigensten Grundsätze und Ansichten merken zu lassen. „Du bist im Irrthum, junger Freund,“ rief er, „kann ich jenes Mannes Betragen ihm vergeben, wo er mich als Mensch beleidigt hat, so wäre es dagegen die keckeste Vermessenheit von mir, eine strafbare Milde walten zu lassen, da wo er es gewagt hat, mich als Repräsentanten der Wissenschaft anzugreifen. Nein, mein Sohn, hier ist mir auf immer eine Schranke vorgezogen, und käme er in den Fall, welchen übrigens der Himmel verhüten wolle, daß er eines Arztes bedürfte, dieser Spötter, und könnte dann mein herrliches, bewundernswürdiges Elixir ihm schnelle Hülfe zusichern, in der That, es würde mich schmerzen — allein die Würde meines beleidigten Standes verböte mir strenge, an seinem Lager zu erscheinen. Ja, ich würde sogar Dich, meinen Sohn, von allen Deinen Pflichten der kindlichen Liebe und des Gehorsams freisprechen, erblicktest Du mich jemals, so tief herabgesunken von meiner Höhe, am Lager Molière's, dieses Spötters und Verächters unsrer Kunst.“

Claude umarmte den Alten. „Mein Vater,“ rief er, „ich würde, wenn ich Euch dort sähe, Euch um so herzlicher lieben, um so höher achten.“ Trisian hörte mit dem höchsten Unmuthe diese Worte, sie erschienen ihm als Anzeichen einer

tiefen unheilbaren Verblendung, die ſich des Jünglingsgeiſtes bemächtigt hatte. Er ſah in ihr die Folge jener ſinnloſen Neuerungen, die ſich, ſeitdem er den Schauplatz verlaſſen, in das Heiligthum der Wiſſenſchaften eingeſchlichen hatten und ihre feſteſten Stützen zu untergraben drohten. Sein kummervolles Herz erſeufzte ſchwer. Indem er den Sohn in den geweihten Bezirk ſeines Schreibzimmers einführte, unternahm er es, ihm einige der wichtigſten Erfahrungen und Ergebniſſe ſeines reichen Lebens mitzutheilen, um durch ſo bewundernswürdige Beiſpiele an der Bekehrung des jungen Mannes zu arbeiten; leider hatte jedoch der alte Schwärmer zu ſeinen Erörterungen die übelſte Zeit gewählt: Claude's Gedanken, mit der fernen Geliebten beſchäftigt, entflohen den beſtäubten Pergamentbänden, und keine, auch die tiefſinnigſten Sprüche des Hippocrates und Galen vermochten ihn zu feſſeln.

Die Darſtellung des „Malade imaginaire“ war angeſagt worden, und Paris erwartete mit Ungeduld das Widerauftreten Molière's nach Verlauf einer ziemlich langen Pauſe, während welcher einige von den lezten, den Dichter betreffenden Ereigniſſen als Gerüchte ſich im Umlauf befanden. Die genauern Freunde des Dichters befanden ſich

in ängstlicher Spannung, man mußte fürchten, daß die Uebelgesinnten sich Luft machen würden in irgend einer dem Verläumdeten sowohl als seinem Anhange angethanen Kränkung.

In der Krankenstube unsers Freundes lagen auf den Stühlen umher die einzelnen Bestandtheile seiner Maske für den heutigen Abend. Marcella, oder, wie sie sich lieber nennen hörte, Jeanneton, die Einzige, der der Zutritt zum freiwillig gewählten Gefängnisse ihres Gebieters gestattet war, hatte öfters durch die halboffene Thüre des Nebengemachs gelauscht, ob sie nicht endlich zur Handleistung ihrer Dienste herbeigerufen würde, denn schon hatte die Glocke des nahen Thurmes den baldigen Beginn des Schauspiels angekündigt, und noch immer saß der Dichter in seinem Nachtgewande im Lehnsessel, das Haupt, dessen blasse Züge unbeweglich starrten, auf den Arm gestützt, die ganze Gestalt zusammengesunken. Jezt hob sich plötzlich die Brust gewaltsam, ein dumpfes Stöhnen entquoll seinen Lippen und er preßte die Hand anhaltend an die linke Seite. Marcella trat herein; sie blieb stehen und schüttelte das Haupt. Da das laute Sprechen ihr untersagt war, rief sie die ihrer Ansicht nach jezt sehr nöthigen Mahnungen vor sich hin. „Den Rock anzuziehen, die alte Hülle abzustreifen, kostet uns gewiß eine Viertelstunde, die zweite wird nöthig

seyn, um die köstlichen blauen Strümpfe mit der gehörigen Nettigkeit und Glätte am Bein zu befestigen — der Kopfputz wird ebenfalls auch nicht das Werk von einer Sekunde seyn und — ei ei, wir haben nur eine halbe Stunde zum Beginn der Vorstellung. Oder sollten wir diesmal, was wir noch nie gethan haben, das Publikum auf uns warten lassen?"

Molière richtete den Blick langsam auf die Alte — „Du hast Recht," rief er, „es muß seyn. Wer fragt den alten Possenreißer, ob er Lust hat oder nicht! — So gib mir denn die Narrenkappe."

Die Garderobe-Meisterin war völlig ihrem Amte gewachsen. Ihr Mitgefühl zu dem erkrankten Herrn verlor merklich an Stärke, als sie sah, daß er wiederum Theilnahme zeigte am Putz. Sie faßte nicht die Fülle des tiefen Leides, welche in jenen wenigen Worten lag, die der Arme ausstieß in dem Moment, als die bunten Kleider ihm angelegt wurden. Ohne Willen, einer Gliederpuppe gleich stand er da und ließ sich mit ihnen behängen; nur wenn sein Blick sich zufällig in den gegenüberhängenden Spiegel verirrte, schauderte er zusammen, wie vor dem Anblick eines Gespenstes.

„Ich muß Euch loben," rief Marcella, „Ihr seyd mir noch niemals so gehorsam gewesen; seht aber auch nur, wie Euch diesmal der Rock unvergleichlich kleidet — halt! o ich unbedachtsame

alte Närrin — da fehlen ja die beiden Büchsen mit Medikamenten, welche Ihr in der Tasche Eures Unterkleides haben müßt! — So, da habt Ihr sie — o, unvergleichlich — wenn ich Euch so ansehe, muß ich lachen.“ Sie blickte in das Antlitz und rief erschrocken: „Nein, ich kann doch nicht lachen — um Gott, was habt Ihr da für ein fatales Gesicht!“ — Und in der That, unter dem possenhaften Putze schaute sie ein Leichenantlitz an. Kaum vermochte sie den Wankenden zu halten; als der Anzug vollendet war, sank er in seinen Stuhl zusammen. Die Alte stand still und faltete die Hände. — Draußen von der Gasse hörte man Musik heraufschallen, zugleich jubelnde Stimmen; von Neuem tönten Glockenschläge.

„Wir können heute nicht spielen,“ bemerkte Marcella, in der Gewohnheit, sich als eine Person mit dem Dichter zu betrachten, „so wie wir dasitzen, können wir keine Späße machen. O du heilige Veronika und du gebenedeiter Antonius! In der That, wir müssen in den Pallast schicken und absagen lassen. O Himmel, wer kann denn Possen treiben, wenn einem vielleicht schon gar auf der Lippe da —“

Molière heftete einen langen Blick auf die Sprechende. „Vollende nur,“ rief er, „was Du sagen willst. Wenn einem auf der Lippe

ſchon der Tod ſchwebt! — Du haſt es getroffen, Alte. — Ja, mir iſt zu Muth, wie dem Sterbenden nur ſeyn kann; es will mir ſcheinen, als ſollte jezt Alles ein Ende nehmen. Nicht wahr, Marcella, das iſt Euch zum Lachen?“

Die Alte ſank tief erſchüttert auf die Knie. „Nein, nein,“ rief ſie, indem ſie ihre Hände in einander ſchlug — „das iſt nicht zum Lachen, des Menſchen lezte Augenblicke ſind furchtbar heilig und ernſt.“ — Molière blickte vor ſich hin. „Das habe auch ich geglaubt; — ſieh, Alte, ich dachte mir, in ſolchem Augenblicke müßte der Menſch — der alte ſterbende Menſch noch einmal alle ſeine Lieben um ſich verſammeln: dort das Weib ſeiner Jugend, hier den Freund, der mit ihm durch's Leben gegangen und nun weint, daß der Genoſſe ſich früher losreißt — dann die Kinderſchaar, liebende Geſchwiſter — ach, und wie die Namen alle heißen mögen, die der Menſch ſo gerne ſpendet, weil ſie einen ſo herrlichen Glanz haben; ſiehſt Du, ſo ſtarb mein guter Vater. Mit mir iſt es anders — horch, wie ſie mich rufen, die entſezlichen Töne! Was will die Menge, die die Gaſſe hinaufeilt? — den alten Mann will ſie ſehen, Marcella, der wahnſinnig genug iſt, mit ſeinem grauen Haar zu ſpielen, der mit den elenden Lügen auf der Lippe noch unter Larven herumſcherzt, indeß der Schreiner ſchon die Bretter

zuſammenſchlägt zu ſeinem Sarge. In der Stunde, Marcella, wo des Herrn Gericht über mich kommt, möchte ich nicht auf der Bühne ſeyn; mag ſeine Hand, bin ich reif zu meinem lezten Augenblicke, mich faſſen, wo es ihm gutdünkt, nur nicht dort, nur nicht auf der Bühne!“

Er hatte bei dieſen Worten die Hände gefaltet, ſein Haupt war tief geſunken, die bleichen Lippen bewegten ſich. Als die beſtimmte Stunde jezt ſchlug, erhob er ſich völlig gefaßt, die einzelnen noch fehlenden, geringfügigen Stücke des Anzugs legte er ſelbſt an. Chapelle trat herein und ſchloß den Freund in die Arme. „Wie freue ich mich, daß ich Dich ſchon völlig gekleidet und ſo rüſtig finde! Was man mir noch geſtern von Deiner Krankheit geſagt, verurſachte mir nicht geringe Sorge; allein ich ſehe, Du haſt nur eine Studie zu Deinem Malade imaginaire machen wollen.“

„Immer der heitre, beſorgliche Freund!“ rief Molière; „doch nun komm, laß uns eilen. Ich habe Manches gut zu machen und möchte nicht die Leute durch langes Wartenlaſſen in noch üblere Laune bringen.“

Sie gingen. Die Stimmung, in welcher die alte Marcella zurückblieb, war keine freudige. Sie blickte durch das Fenſter ihrem Herrn nach, wie er mit ſeinem Begleiter Platz in der Sänfte nahm, ſie verfolgte dieſe bis oben, wo die Träger um

die Straßenecke bogen. In der ungestörten Einsamkeit, die jezt im Gemache herrschte, brachte sie ihr Andachtsbüchlein hervor und begann mit lauter Stimme einige Psalmen abzusingen, die sämmtlich fromme Ermahnungen enthielten, die Eitelkeiten der Welt zu fliehen und gegen ihre Versuchungen sich zu wappnen. Nie hatte die tugendhafte Gascognerin zu diesem Troste ohne die entschiedenste beruhigende Wirkung ihre Zuflucht genommen; selbst in der Periode ihrer jugendlichen Zerstreuungen, wo oft irgend eine kleine verliebte Neckerei ihren Kopf schwindeln machte, war der Sturm bald beschworen, wenn sie mit lauter Stimme die ersten Strophen jenes Psalms singen durfte, der schon in ihrem elterlichen Hause ertönte und auch da in Bedrängnissen mancher Art immer Ruhe schaffte.

Völlig getröstet legte sie das Buch hin, um die Zeit, die ihr noch vor der Zurückkunft ihres Herrn übrig blieb, zu einem äußerst nöthigen Gange zu benutzen, dessen Zweck sie stets sorgfältig vor Molière verbergen mußte; nämlich es mußte das geleerte Döschen mit einem neuen Vorrath magenstärkender Pillen gefüllt werden. Sie puzte die Lampe, schürte das Feuer im Kamin und verließ die Stube, indem sie ein schwarzes Mäntelchen gegen die Nachtluft umgeworfen hatte. Als sie die Gasse betrat, erblickte sie im

ungewissen Lichte, welches der verdeckte Mond warf, eine Gruppe von drei Gestalten, die sich langsam auf sie zu bewegte; es war ihr, als hörte sie stöhnen. Indem standen jene stille, die eine von den Dreien kam eilig auf sie zu; Marcella erkannte an der Kleidung eine Nonne aus dem Orden der barmherzigen Schwestern. Es gaben sich diese Religieusen damals in Paris mit der Pflege der Kranken ab, auch fielen ihrer Obhut alle jene Unglücklichen anheim, die auf der Straße und öffentlichen Plätzen ein hülfloser Zustand erfaßt hatte. Die Nonne wandte sich mit einem ängstlichen Tone der Stimme an Marcella: „Wer Ihr auch seyd, liebe Frau, helft uns einen armen Mann zu geleiten, der heftig erkrankt ist; unsre Kräfte sind erschöpft, wir haben ihn von der Mauer des Klosters der Benediktiner, wo wir ihn fanden, bis hieher in die Straße Richelieu fast mehr getragen als geführt.

„Ehrwürdige Schwester," entgegnete Marcella, „legt es mir nicht übel aus, wenn ich Euch meine Hülfleistung abschlage; allein ich habe einen Herrn, dem ich diene und der sehr böse seyn würde, wenn ich von meinem kleinen Gange, auf dem ihr mich jezt treffet, nicht zu gehöriger Zeit wieder heimkehrte."

„Könnt Ihr so hart seyn!" rief die Nonne; „soll denn der Arme, den wir nicht weiter geleiten

können, auf der Straße sterben? Er hat wohl nicht weit mehr zu den Seinigen."

„Seinigen?" wiederholte Marcella spöttisch, „glaubt doch das nicht; ein Landstreicher mag er seyn, ein Trunkenbold, dem schon recht geschieht, wenn er einmal dem Verkümmern nahe gebracht wird." Sie machte sich mit diesen Worten vom Arm der Nonne los, die Neugier trieb sie jedoch, indem sie die Straße hinaufeilte, einen Blick auf den Kranken zu werfen. So eben drang sein lautes Stöhnen zu ihr herüber. Diese Töne in der schauerlichen Stille der dunkeln Straße erfüllten sie plötzlich mit Angst und Schrecken, sie wurde inne, daß ihr die Stimme nicht fremd war. Jezt fiel auch ein Lichtstrahl aus dem geöffneten Fenster eines Ladens über das Antlitz des kranken Mannes, der an einem Eckstein der Straße lehnte — es war Molière. Mit einem Schrei stürzte die alte treue Magd zu seinen Füßen; sie faßte den völlig Bewußtlosen und trug ihn mit Anstrengung aller ihrer Kräfte zu dem Hause, welches sie eben verlassen hatte; die frommen Schwestern folgten. Oben angelangt, ward der Kranke auf's Ruhebett gelegt.

„Bleibt bei ihm, bewacht jeden seiner Athemzüge!" rief Marcella; „ich eile, einen Arzt aufzutreiben, in wenig Minuten bin ich wieder da."

Sie stürzte fort und die Nonnen sezten sich stille, die eine zum Haupt, die andere zu den Füßen des Lagers nieder und huben an, ihre Rosenkränze abzubeten. Indessen erwachte der Ohnmächtige, er schlug die Augen auf und blickte im Zimmer umher; er sah es leer, unbeweglich saßen die schwarzen Gestalten vor ihm — dennoch war es sein Zimmer, er fühlte die stille wohlthuende Umgebung, nicht mehr blendete ihn der grelle Schein der Lichter, nicht mehr starrten ihm die tausend gleichgültigen Gesichter entgegen. Er schloß die Augen wieder und ein Zug friedlicher Ruhe glättete die bleiche Stirn. Er machte Versuche, sich zu erheben; die Schwestern leisteten ihm Beistand. „Warum hat man mich so allein gelassen?“ fragte er; „kommt Niemand, mir die Augen im Tode zuzudrücken?“

Die Nonnen schüttelten auf diese Fragen das Haupt. „Wir kennen Euch nicht,“ entgegneten sie, „wir wissen nicht, wer Eure Angehörigen sind; wir werden, wenn Ihr sterbt, Euch den christlichen Liebesdienst erweisen.“

„Fremde Hände, Gott!“ seufzte der Sterbende. — „So hat mich denn Alles verlassen, auch Du, alte treue Marcella, auch Du! — ach wie fürchterlich bitter ist mein Tod! — allein, allein! —

„Ihr seyd nicht allein,“ rief die eine Nonne, indem sie das Kruzifix emporhielt, „es ist Euer Gott und Herr, der mit Euch ist.“

Moliere nahm das heilige Bild und küßte es. — Von Neuem regten ſich die Zuckungen in ſeiner Bruſt, er ſtieß einen lauten Schrei aus. — „Gebt mir Papier, ich muß an mein Weib, an meine Freunde ſchreiben.“ Er erhielt das Geforderte, doch der Bogen entglitt ſeiner ſterbenden Hand.

„Holt einen Prieſter, Schweſter Roſalia,“ rief die eine Nonne, „Ihr hört, er bedarf ſeiner — doch wartet lieber, bis die Magd kommt, ich kann nicht mit ihm allein bleiben. Hat denn der arme Mann Niemanden, der ihm angehört?“

„Er wird ſterben unter unſern Händen,“ entgegnete Schweſter Beata mit gleichgültigem Tone, indem ſie ſich im Zimmer umſah. „Er ſcheint wohlhabend, das Geräthe umher iſt nicht ärmlich, wie er nur heißen mag?“ — „Ich bin zu neu in Paris,“ nahm Roſalia das Wort, „als daß ich ſchon alle Häuſer kennen ſollte. Bemerke den koſtbaren Spiegel dort, Schweſter Beata.“ — „Weltlicher, ſündiger Putz, Roſalia! Doch wenn ich von dem Geräthe umher mir etwas wählen dürfte, ſo nähme ich eine jener goldenen Näpfe, die dort durch die Glasthüre des Schränkchens leuchten, das gäbe ein hübſches Geſchenk für den Pater Guardian.“ — „Oder für Dich ſelbſt!“ nahm Roſalia das Wort; „ſprich doch die Wahrheit, ſeit wann hätteſt Du aufgehört, Wohlgefallen an

solchen blitzenden zierlichen Sächelchen zu haben, und wer weiß, was geschieht; die Verwandten und Erben sind oft in ihrer Freude ganz besonders zur Mildthätigkeit gestimmt, ist erst der Todte aus dem Hause. Man kann schon in solchem Falle die Bitte um ein besonderes Geschenk wagen, versteht sich, immer zum Besten unsers armen Klosters."

„Die Leiche aus einem solchen Hause," hub Beata an, „das schon zu den angesehenern gehört, bringt uns hundert Francs ein, davon gehen jedoch für das Leichenhemde, welches das Kloster liefern muß, zwanzig ab."

„Ich sehe nicht ein," entgegnete Rosalie, „weßhalb dieses Hemde von so sehr feinem Stoffe zu seyn braucht, es wird ja doch von den Verwandten nicht genommen; man verkauft es unter der Hand."

„Närrin!" rief Schwester Beata, „wer wird Leichenhemde kaufen? Hast Du jemals einen glücklichen Handel der Art geschlossen?" — „Und weßhalb sollte ich dieses nicht?" war Rosaliens Antwort in einem empfindlichen Tone; „ich habe viele arme Bräute gekannt, die sich glücklich schätzten, so wohlfeilen Kaufs ein gutes Stück Leinewand zu ihrem Brautkittel zu erhalten, und die wenig darnach fragten, ob es ursprünglich

beſtimmt geweſen, mit einem Todten zu Grabe zu gehen. Es iſt Alles eitel in dieſer Welt, Beata!“

Das Röcheln des Sterbenden unterbrach dieſes Geſpräch, man ſah ihn unter den heftigſten Krämpfen ſich winden, ein Blutſtrahl entquoll ſeinem Munde. Als der Anfall nachließ, ſchien auch das Leben entflohen.

Die Eine der barmherzigen Schweſtern hatte ſeine Hand gefaßt, um den Puls zu prüfen; nach einer Pauſe winkte ſie ihrer Gefährtin, indem ſie rief: „Es iſt aus mit ihm, wir können nun wieder gehen.“

„Ich verlaſſe dieſes Zimmer nicht,“ war die Antwort, „bevor Jemand kommt. Man könnte glauben, wir hätten Einiges von den herumliegenden Sachen mitgehen heißen. Ja, ja, die Welt ſteckt heutzutage gar zu tief im Argen, ſelbſt den Bräuten Chriſti traut man nicht mehr.“

Marcella's Tritte im Vorſaal wurden jetzt gehört; ſie trat athemlos in's Zimmer, hinter ihr ein ältlicher Mann in der Tracht der Fakultät. „Ach, Himmel ſey mir gnädig!“ rief die treue Magd, als ſie den blutigen Körper erblickte; „es iſt zu ſpät, er iſt todt! O Tag des Entſetzens!“ Sie warf ſich am Bette nieder. Der Arzt vernahm den Bericht der Kloſterfrauen, er prüfte ſelbſt, und auf ſeinem Antlitz, das Marcella mit

starrem Blicke beobachtete, zeigte sich bald der Ausdruck völliger Hoffnungslosigkeit.

Indem flog die Thüre auf: mit geschminkten Wangen, noch in der völligen Theaterkleidung stürzte Béron herein; er wechselte einige Blicke mit Marcellen und dem Arzte, und als auf diesem Wege die erschütternde Nachricht ihn erreichte, drängte er sich heran, fasste die kalte Hand des Todten und rief mit herzzerreissendem Ausdruck des Schmerzes: „Molière, Molière, mein Vater, stirb nicht früher, als bis Du mir verziehen! Vernimm, vernimm! O Gott, er hört mich nicht!“

Vom Lager nicht weit entfernt kniete die Molière; in ihrem Auge, das sie nicht aufzuschlagen wagte, zitterten Thränen.

Eine tiefe Stille herrschte im Gemach — da hörte man die Thüre gehen, und im langen schwarzen Mantel, das Sammetkäppchen auf dem Haupte, stand der alte Doktor Hippocrate Dieudonné auf der Schwelle: in seinen dürren Händen hielt er das in silberner Kapsel enthaltene Lebenselixir. Alle Blicke richteten sich auf die seltsame Gestalt, die Niemand kannte: er aber winkte, daß man ihm Platz machen möchte, und schritt zitternd zum Sterbelager. „Ich komme,“ tönten seine leisen Worte, „Euch meine Hülfe anzubieten, Molière — erkennt mich — erkennt den alten Tristan, Jean Baptiste! Es hat ihm

einen schweren Kampf gekostet, aber er ist doch gekommen! Da, nehmt mein Heilmittel, Freund! ein Tropfen davon auf Euren Lippen und Ihr seyd genesen.“ — Der junge Arzt trat hinzu. „Alter Herr!“ rief er mit ernster Stimme, „wer Ihr auch seyd, hier ist jede Hülfe zu spät; seht Ihr nicht, daß Ihr eine Leiche vor Euch habt?“ — Tristan warf einen kalten, verächtlichen Blick auf den Sprechenden. „Eine Leiche?“ rief er, „und was nennt Ihr eine Leiche? Ich sage Euch, er lebt, er weiß es, daß ich jetzt vor seinem Bette stehe, seht Ihr, wie ein glänzender Zug von Befriedigung um seine Lippen schwebt? Er sieht mich — obgleich sein Auge geschlossen ist, er hört meine Worte, obgleich nicht mehr mit dem irdischen Sinneswerkzeug. Ich eile ihn vollends zu erwecken, er muß zum Leben erstehen, mir, mir gehört er, ach, ich kann nicht ohne ihn leben!“

Die Versuche des Alten, sein Heilmittel in Anwendung zu bringen, wurden von den Umstehenden vereitelt. Jetzt sah man Chapelle, den Marschall von Vivonne und den jungen Claude erscheinen. Sie wagten es nicht, Jene vom Sterbelager zu verdrängen, die gegründetere Ansprüche auf den Verstorbenen hatten und deren Busen außer dem Schmerze noch eine geheime Schuld drückte, die ihren Zügen das richtende Gefühl

der Scham einprägte. — Selbst Chapelle zählte sich zu diesen; er tadelte sich bitter, seine Sorgfalt um den Kranken nicht zu einer schärferen Prüfung seines Zustandes gesteigert zu haben. Mit tiefer Rührung verhüllte er sein Antlitz. Dem Marschall, der ihn zu trösten suchte, erwiderte er: „Ich kenne den Werth meines Verlustes; Paris hat einen seiner größten Männer, ich aber habe einen Freund verloren!“

Der Tod Molière's erregte die größte Bewegung; jezt erst schien man zu bemerken, wer der Mann gewesen, der den Schauplatz so eilig und so unerwartet verlassen hatte. Noch lauter erhoben sich die Stimmen als man erfuhr, daß von Seiten der Geistlichkeit dem Verstorbenen die lezte Ehre des Begräbnisses versagt worden sey. Die erbittertsten Feinde des Dichters, die dem Lebenden gerne jede mögliche Kränkung zugefügt hätten, vereinigten sich in dem Spruche, daß diese Rache an dem Todten zu nehmen unwürdig und grausam sey. Dennoch bestand das Gesetz, welches den öffentlichen Komödienspielern jene Ehre verweigerte; hinter dieses Gesetz, welches jedoch schon häufig Ausnahmen und willkürliche Einschränkungen erlitten hatte, konnte sich die Arglist

verſtecken und ſie that es auch. Dem ſchmerzvoll bereuenden Freunde blieb es vorbehalten, hier einen ſchönen Sieg zu erkämpfen.

In ihrem Putzgemache, beſchäftigt mit einer modiſchen Lektüre, faß die ſchöne Marquiſe Anna Luiſigny, als gegen die Mittagſtunde unangemeldet der Schauſpieler Böron vor ihr ſtand. Die Dame ſchreckte auf, nie hatte ſie ihren Freund mit dieſer Miene, in dieſer Haltung geſehen. Aufgelöst glänzten die dunkeln Locken um ſein bleiches Antlitz; der Strahl der Augen leuchtete verzehrend, die Lippen bebten — der Schritt, mit dem er ſie verfolgte, als ſie vor ihm in die Vertiefung des Zimmers floh, war ſchwankend. „Hippolyt!“ rief ſie endlich, als jener das Schweigen nicht brach; — „was iſt Euch! wie kommt Ihr zu dieſer Stunde und unangemeldet in mein Gemach?“

„Es bedarf,“ entgegnete ſeine dumpfe Stimme, „dieſer armſeligen Vorſichtsmaßregeln nicht mehr. Ich komme, um auf immer von Euch Abſchied zu nehmen; vorher wage ich es jedoch, Euch noch eine Bitte vorzulegen, deren Erfüllung Ihr nicht abſchlagen dürft.“

Sie blickte ihn lange und durchdringend an. „Abſchied nehmen?“ rief ſie; „und weßhalb? was iſt geſchehen?“

„O, eine Kleinigkeit,“ entgegnete er mit einem höhnenden Gelächter, „nichts von Bedeutung.

Ich will nämlich ein anderer Mensch werden, die Tugend fängt an mich zu interessiren. Ich war ein niederträchtiger Bube, und möchte gern ein Stück von einem ehrlichen Manne werden."

Anna hatte wieder ihren Platz eingenommen, sie reichte ihre schöne Hand dem Jünglinge, indem sie lächelnd rief: „Also ein Scherz, eine Bizarrerie — seht, wie Ihr mich erschreckt habt! — Nun erzählt, jetzt will ich Euch anhören und lachen." Borens Blicke loderten auf. „Lachen!" rief er mit einer Stimme, die völlig fremd klang; „lachen und immer nur lachen! O über dieses schöne Saitenspiel, bringt es nur diese Mißtöne hervor? — Ja, ich will Euch eine komische, seltsame Geschichte erzählen. Gestern Nacht lag ich, es war die fürchterlichste Nacht meines Lebens, am Busen einer Leiche; diese Leiche war einst mein Freund gewesen, ich hatte ihn schändlich verrathen, sein Tod war mein Werk und doch hatte er mich gerächt — mich mit Wohlthaten überhäuft. Wie ich so an dem starren Busen lag und mit blutendem Herzen um Verzeihung flehte, da — o, es war schrecklich! — da zuckte es um die bleichen Lippen und ich hörte die Worte: Dem Verräther keine Vergebung! O, nicht wahr, Ihr fühlt Mitleid mit mir, Ihr hättet sehen sollen, wie ich die Rolle des Verzweifelnden trefflich spielte!"

„Seltsamer Mann!“ rief Anna, „Ihr verwirrt mich, was ist an Eurer Erzählung Wahrheit, was Erdichtung?“

Büren verbarg sein Haupt in die Hände und man hörte ihn weinen. Anna verließ ihren Sitz, sie wußte nicht, was sie zu dem Auftritte sagen sollte; es herrschte eine ängstliche Pause. „Ich möchte vergehen vor Wehmuth,“ hub der Klagende von Neuem an; „auf eine ganz neue, unerhörte Art möchte ich der Welt meinen Schmerz, meine Reue zeigen. Ein Brandmaal sollte meine Stirn furchen; es müßte, wer mich sähe, rufen: Dieser war es, der den besten, edelsten Freund verrieth, der das Weib seines Wohlthäters verführte und endlich damit endete, den Erzieher seiner Kindheit, seinen zweiten Vater öffentlich zu verhöhnen. Ha! wie er mir gestern noch entgegentrat; sein Auge gütig und ernst auf mich gerichtet, kein Vorwurf entglitt den bleichen Lippen, und dennoch erröthete ich unter der Schminke. Ich suchte ihn auf, ich wollte ihm zu Füßen fallen; doch er war früher fort, als er gewöhnlich pflegte, leise hatte er sich fortgeschlichen, um fern von uns, fern vom Anblick derjenigen, die sein Herz brechen gemacht hatten, zu sterben. Wie ich kam, lag die stumme Leiche da. — O, diese Stunde wird mich noch wahnsinnig machen!“

Anna ließ sich zu dem Verzweifelnden nieder; so hatte sie ihn noch nie gesehen; er erschien ihr in seinem Schmerze unendlich liebenswerth. Sie faßte jetzt den Inhalt seiner Klagen. „Ich bedaure Euch!“ rief sie; „allein das ist auch Alles, was ich hiebei thun kann.“

„Fluchwerthe Lüge,“ fuhr der Jüngling in seiner Selbstanklage fort, „wie hast du dich in dieses Herz so fest eingestohlen! Jahrelang konnte ich ihm gegenüber die niedrigsten Künste der Heuchelei ausüben. An seinem Herzen durfte ich ruhen, und schmiedete Plane, dieses Herz zu durchbohren! Doch, ich bin erwacht; — ja, ich will mich seiner Freundschaft werth machen, so lange will ich streben und kämpfen, bis ich das Zürnen seiner Manen besänftigt habe.“

„Heilsame Entschlüsse!“ rief Anna; „wie oft habe ich Euch nicht schon Betrachtungen der Art vorgelegt!“

„Ihr?“ höhnte der Jüngling, „thatet Ihr das? O, dann war es wohl nur ein holder Scherz, wie er oft auf Euren schönen Lippen schwebt. Wie konntet Ihr zur Tugend rathen und doch dabei die Freundin eines Schurken bleiben?“

„Mäßigt Euch!“ drohte Anna, und ihre Wangen überzog eine dunkle Röthe.

„Wozu Mäßigung? wen habe ich zu ſchonen?“ rief Böron heftiger. „Es iſt völlig aus mit uns. Oeffnet Eure Thüre jenem ſchleichenden Bertram, lockt ſie alle zu Euch, dieſe glatten Schlangen, buhlt mit allen zugleich! mich ſollt Ihr dieſe Schwelle nicht mehr betreten ſehen. Und was würde Euch auch der Jüngling ſeyn können, der nicht mehr ſchmeichelt und lügt, der Euch nicht mehr mit tändelnden Liederchen in den Schlaf ſingt oder die dunkeln Bilder verſcheucht, die mitten aus den berauſchenden Wellen der Luſt auftauchen? War Euch der laſterhafte Böron ein angenehmer Geſellſchafter, ſo fürchte ich, der tugendhafte könnte Euch nur Langeweile machen.“

Anna hatte ſich abgewendet, ſie vermochte in der Aufregung, in welcher ſich ihr Gemüth befand, nicht zu antworten. Böron erfaßte ihre Hand. „Wenn ich zu weit gegangen bin,“ rief er mit ſanfter Stimme, „ſo vergebt mir; in der That, der Schmerz hat meine Sinne zerrüttet, Ihr habt noch nicht das Schrecklichſte gehört.“

„Noch mehr Mißhandlung alſo!“ rief Anna, „was ſoll ich noch hören?“ — Sie verhüllte ihr Antlitz. „Ja, ich leide verdientermaßen, ich Thörin, wie konnte ich mich in Eure Hände geben! Doch iſt denn Niemand da, mich zu retten?“— Sie wollte in's Nebenzimmer enteilen, Böron vertrat ihr den Weg. „Fürchtet nichts mehr,

schöne Frau," hub er nach einer Pause an, „nicht für mich bitte ich, nein, für jenen Todten nehme ich Eure Huld in Anspruch; gewiß, es ist das letzte Mal. Man hat Molieren das ehrenvolle Begräbniß verweigert! Der Mann, vielleicht der edelste und beste in Paris, soll mit dem Fluche des niedrigsten Verbrechers beladen werden; das letzte Lager, das Menschenhände für Menschenruhe bereiten, das Lager, auf dem auch das müde Haupt des Bettlers ausruhen darf, man entzieht es ihm; nicht genug, daß diese Frommen ihn verwundet haben mit ihren Skorpionsstichen während seines Lebens, auch in den Schooß der Erde verfolgen sie den Unglücklichen; der Gesang des Priesters verstummt vor ihrem Drohen, das Gebet wird zum Fluch, der geweihte Schooß der Kirche verschließt sich dem neuen Ankömmling, alle die köstlichen und süßen Zeichen von Priesterweihe und Gnade, an die sich der Schmerz der nachgelassenen Lieben klettet, um Trost zu saugen, vernichtet ein einziger höhnender Machtspruch. O, denkt Euch, Anna, das Entsetzen, den Jammer, die Stätte eines geliebten Todten suchen zu müssen unter den faulen Ueberresten der niedrigsten Verbrecher, unter dem Auswurf der Menschheit!"

„Ein unvermeidliches Schicksal!" rief Anna; „der Stand, dem er angehörte, entschuldigt diese harten Maßregeln."

„Kein unvermeidliches Schickſal," entgegnete Bären; „ein Wort von Euch, ſchöne Anna, und das Mißgeſchick iſt beſiegt."

„Was könnte ich thun? Iſt es in meine Macht gegeben, die Geſetze der Kirche umzuſtoßen?"

Des Jünglings Wangen glühten, ſeine Stimme nahm an Kraft zu, als er rief: „O, Schmach unſerm großen Jahrhunderte, daß von ſolchen Geſetzen noch die Rede ſeyn darf. Zu welchem Zwecke ſtimmen unſere großen Dichter ihre unſterblichen Geſänge an, wozu die prangenden Syſteme unſerer Philoſophen, die geläuterte Lehre unſerer Prieſter, wenn noch ſo beſchimpfende Vorurtheile an unſerm edelſten Leben haften dürfen? Iſt das das Frankreich, welches die Feſſeln dunkler Jahrhunderte ſiegreich von ſich ſchleudert und zugleich einem ſeiner größten Männer das Begräbniß verweigert, weil er ein Schauſpieler war? Doch nein, vergebens verbirgt ſich die feige Tücke hinter dem durchlöcherten Schild alter Vorurtheile. Sie wollen nicht, dieſe Pfaffen; und darum dürfen ſie nicht. Ihr fragt, Anna, was Ihr thun könnet! — Alles, Alles vermöget Ihr — nicht umſonſt ſind die Seelen dieſer Heuchler in Eure Hände gegeben, nicht umſonſt ſpielt Ihr mit dieſen Götzen, vor denen ganz Paris zittert. Wendet nur einen Theil der Gewalt an,

die in dem Zauber Eurer Schönheit Euch verliehen, und Frankreich iſt von einem Schimpf befreit; eine kändelnde Bitte, halb hingeworfen unter traulichem Geflüſter, und es öffnen ſich fern von hier die Thore des Kirchhofs zu St. Joſeph, um einen ſtillen Gaſt einzulaſſen, der ſo lange wartend davor ſteht, bis es Euch gefällt, das Zeichen zu geben. Ja, Anna, ich ſehe es Euren ſchönen Augen an, Ihr ſeyd gerührt, Euch dauert der Arme, der ſelbſt im Leichentuche nicht Ruhe finden ſoll. Vergebt mir, Geliebte, die Worte, die Unmuth und Schmerz mich ausſtieſſen ließen. Glaubet mir, ich kenne Euch beſſer: nur um geſchehenes Unrecht zu vergüten, drohendes abzuwenden, habt Ihr Euch dieſen Elenden, die Ihr verachtet, angeſchloſſen. Beweiſet dieſes jezt, Anna; noch heute beſucht Euch der Erzbiſchof — er kommt — gewiß in guter Laune, weil ſie jezt alle aufathmen, da die Geiſſel ihrer geheimen Schwächen nicht mehr iſt — benuzt dieſen ſanften Augenblick bei dem mordſüchtigen Tiger! Laßt ihn nicht früher aus dieſem Gemache, bis er das ſchimpfliche Verbot zurückgenommen."

„Ihr beurtheilt meine Macht zu günſtig, Hyppolyt."

„Zu günſtig," rief Biron, und in ſeinen Zügen lag jene gewinnende Zärtlichkeit, die den

Ausdruck ſeiner männlichen Schönheit ſo ſehr erhöhte, „bin ich etwa mit dieſer Macht unbekannt, weiß ich etwa nicht, wie viel ſie vermag, Anna?“

„Ihr vergeßt,“ rief Anna mit Befangenheit, „wie ſchwer durch jenen Molière die Empfindlichkeit des Erzbiſchofs gereizt iſt — noch mehr ſind ſeine Diener und Freunde beleidigt. Gebt der Witwe den Rath, daß ſie ſich an den König wende.“

„Der König iſt gegenwärtig nicht in Paris; langſam und beſchwerlich wäre dieſer Weg, zum Ziele zu gelangen,“ entgegnete Bären; „und auch ſelbſt der König könnte als abhängig in dieſem Falle erſcheinen. Nein, Anna, verſtellt Euch nicht länger, zürnt mir nicht wegen einer kindiſchen Uebereilung! Ihr ſeyd im Innern ſchon längſt entſchloſſen, thut es nun auch kund!“ Er ſank bei dieſen Worten zu den Füßen der Dame, ſein Antlitz drückte er unter Küſſen und Thränen an ihre Hände. Anna hob den Verzweifelnden vom Boden auf. „Wie Ihr mir nur heute erſcheint!“ rief ſie, und ihre Stimme verrieth ihre Verwirrung; „zuerſt verletzt Ihr mich, dann ſchmeichelt Ihr wieder mit gleichem Ungeſtüm — unwiderſtehlich reißt Ihr mich in Eure ſtürmiſche Aufregung mit hinein. Wohlan, ich will die Bitte wagen, doch ſtehe ich nicht für den Erfolg.“

Bären ſchloß die ſchöne Frau entzückt in ſeine Arme, erröthend wandte ſie ſich von ihm ab. „Eulet, verlaſſet mich,“ rief ſie, „erinnert mich nicht länger durch Euren Anblick, wie thöricht ich wiederum gehandelt. Geht, triumphirt über die Schwäche des Weibes, die erſt geduldig die Mißhandlungen eines zornigen Knaben erduldet, um ihm nachher deſto bereitwilliger ihre Dienſte anzutragen. — In der That, es iſt Zeit, daß wir uns trennen; lebt wohl!“

Sie erhob ſich, und Thränen glänzten in ihrem Auge, ſie wollte dem Jüngling ihre Hand entziehen, doch dieſer drückte ſie deſto feſter an ſeine Bruſt. „Nicht im Zorn, Geliebte,“ rief er, „dürfen wir von einander ſcheiden; bei dem Angedenken des Todten, für den Du heute bitteſt, Anna, verſprich, daß Du mir nicht zürnen willſt!“

Sie antwortete nicht, ihre Hand aus der des Jünglings löſend war ſie verſchwunden. Mit den getheilten Gefühlen des Schmerzes und der Dankbarkeit blickte ihr der Zurückbleibende nach.

Der Erzbiſchof von Paris hatte die Erlaubniß ertheilt, Moliere's Leiche auf dem Kirchhofe zu St. Joſeph zu beſtatten, jedoch mit der Bedingung, daß der Zug in der Nacht aufbreche.

Dieſes Mittel, die Theilnahme des Publikums an der Feierlichkeit zu verhindern, machte ſie im Gegentheil um vieles gröſſer. Zahlloſe Schwärme verſammelten ſich in der Straße Richelieu und in den anſtoßenden Gaſſen und Plätzen um Moliere's Haus. Man ſah Damen von Stande am Arme ihrer Begleiter die Tragſeſſel verlaſſen, um in die Nähe des Zuges zu kommen, Mütter hoben auf ihren Händen die Kinder empor, indem ſie ihnen zuriefen: „Was Ihr jezt ſehet, davon werdet Ihr in ſpätern Zeiten zu erzählen wiſſen!“ Da Fackeln und Lichter unterſagt waren, ſo ſah man die Gruppen im Schimmer des Mondes, der in dieſer Nacht ſein Licht in beſonderer Klarheit und Fülle ausſtrömte. Jezt zeigte ſich der Sarg, ragend über die Häupter der Menge; er war offen und in ihm ruhte die Leiche mit unbedecktem Antlitz. Der Mond verklärte die bleichen Züge, ein Lorbeerkranz ſchmückte die Locken. Stille herrſchte in der gedrängten Menge, jedes Auge hing an dem Todten, man hatte noch vor wenig Tagen das Antlitz, das jezt ſo kalt und regungslos den Strahl des Mondes zu trinken ſchien, gepuzt und unter Schmerzen auf der Bühne geſehen. Welches Gemüth, ſelbſt das rohеſte, hätte nicht den ſchneidenden Gegenſatz fühlen ſollen, der in dieſer Betrachtung lag! Von ihren weiblichen Verwandten umgeben, folgte die Molière, die

Schauspieler der königlichen Truppe machten den Hauptbestandtheil des kleinen Zuges aus; von seinen Gefährten etwas abgesondert erschien Báron: seine Schritte wankten, sein Auge sah starr auf den Boden. Unter den nähern Freunden des Dichters, die, ohne zum Zuge zu gehören, freiwillig ihm das Geleit gaben, zeigten sich der Marschall und Charlet. Claude und seine Geliebte waren zurückgeblieben; auf ihre Seele hatte der Schmerz mit doppeltem Gewicht sich gesenkt. Als die Leiche des Dichters an dem Ort ihrer Ruhe angelangt war, wurde ein frisch aufgeworfener Hügel sichtbar; er befand sich dicht neben dem Grabe Molière's und unter seiner Hülle ruhte Tristan. Wenige Stunden nach dem Tode seines Jean-Baptiste war auch Hippocrate Dieudonné in jene Gefilde übergegangen, deren Geheimnisse während eines langen Lebens der Gegenstand der Forschungen eines so mächtigen und durchdringenden Geistes gewesen waren. So ruhte er neben dem Manne, der von seinem erbittertsten Feinde sein treuer Gefährte und innigster Freund geworden war.

Als die Menge den Kirchhof wiederum verlassen hatte und in der tiefen Stille der Mondnacht sich im weiten Umkreise kein Wesen blicken ließ, öffnete ein junger Mann das Gitterthor,

näherte ſich dem Grabe Molière's und kniete darauf nieder, indem ſein Blick lange auf die finſtern Schatten geheftet blieb. Dieſer Jüngling war Racine.

Es iſt noch von Claude Triſtan's fernerem Schickſal zu erzählen; es war ein glückliches. Den fortgeſetzten eifrigen Bemühungen des Marſchalls von Vivonne wich endlich das finſtre Vorurtheil des Raths Vertier. Er ertheilte Madelainen ſeine Einwilligung. Zu ſeiner Sinnesänderung trug mit die Ungnade bei, in die der Jeſuit Bertram durch entlarvte Ränke gefallen war. Claude's Glück durch des Marſchalls Fürſprache, ſo wie durch ſeine eigene Tüchtigkeit, war bald entſchieden. Er war dazu beſtimmt, den Namen Triſtan in der That zu jener ehrenvollen Berühmtheit zu bringen, den ſein Vater nur in ſeinen phantaſtiſchen Träumereien als ſich gebührend betrachtete. Der junge Charlot wurde nicht Schauſpieler; Molière's Schickſal, beſonders ſein Tod, hatten auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht, er ſah ein, daß die Berühmtheit oft mit den bitterſten Schmerzen und den größten Opfern erkauft werde. Bärons Namen nennen die Annalen des Theaters der damaligen Zeit mit der ehrenvollſten Auszeichnung; er wird als derjenige

bezeichnet, deſſen Charakter ſowohl als Talent ihn berechtigten, unter den Schülern des groſſen Meiſters den erſten Rang einzunehmen. Molière's Wittwe heirathete nach Verlauf eines Jahres einen jungen Schauſpieler der königlichen Truppe, mit dem ſie eine glückliche und zufriedene Ehe führte.

Druck der Cotta'ſchen J. G. Buchhandlung
in Stuttgart.

Die Nachtlampe.

Die Nachtlampe.

Gesammelte kleine Erzählungen, Sagen, Mährchen
und Gespenstergeschichten

von

A. von Sternberg.

Berlin, 1853.

Verlag der Deckerschen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Inhalt.

Seite

Der Bilderkalender meiner Großtante. (Eine Erzählung) 1

Der Palast der Zukunft. (Ein Mährchen) 25

Der Rathsherr von Bremen. (Eine Gespenstergeschichte) 39

Das Edelstein Mährchen 69

Diamant 80

Smaragd 91

Rubin 101

Saphir 122

Amethyst 135

Die Perlen der See 147

Wiener G'schicht'l.

Der alte Gram 171

Der alte Herr aus dem Stephan 185

Die Geschichte vom Knaben, der seinen Bart sucht 195

Der

Bilderkalender meiner Großtante.

Eine Erzählung.

Ich kenne ein Buch, das der Himmel selbst sich herabläßt zu schreiben, und zwar ist es ein Roman von ziemlich alltäglicher Erfindung, eine Liebesgeschichte wie sie schon tausendmal dagewesen, eine durchaus abgenutzte und in keinem Dinge mehr pikante Intrigue. Die Sonne ist darin die Geliebte, und der Mond der sentimentale, bald begünstigte, bald unterdrückte und vernachlässigte Liebhaber, der, nachdem man ihn eilfmal aus dem Hause geworfen hat, zum zwölftenmale wiederkommt. Ich weiß in der Welt nichts Geistloseres als diese Composition, und doch findet das Buch, in welchem dieser Liebeshandel Tag für Tag beschrieben steht, Absatz und Leser, und der Verleger steht sich gut dabei, und weder er, noch das Publikum klagt über die Fruchtbarkeit des himmlischen Schriftstellers, der nun bereits sechs-

tausend Jahr alljährlich einen Band schreibt, immer dieselbe Geschichte, immer dieselbe magere Erfindung enthaltend. Ich wüßte nicht was die Recensenten und Verleger sagen würden wenn Einer von uns irdischen Romanschreibern dies versuchen wollte! Wenn Unsereins sechs Jahre hintereinander alljährlich einen Roman herausgiebt, so schreit die Welt: Wie fruchtbar! Das ist zu viel! Die ersten Werke waren vortrefflich, aber die letztern — wie matt! Bei den Romanen, die der Himmel schreibt, sagt man dieses nicht. Oder sagt man's doch? Es könnte sein daß die Geologen, die Astronomen, die Physiker, und wie die Kritiker unsrer alten Erde und unsers Sonnensystems Alle heißen, in der That finden daß der Roman nach und nach schlechter wird, und daß die ersten Theile mit ungleich mehr Feuer geschrieben worden, als die letztern und letzten. Ich sage, es könnte sein, offenkundig bewiesen ist aber nichts, und die Herren sind so klug daß sie nicht früher von Fehlern sprechen, als bis sie deren Dasein recht gründlich beweisen können. Darin

unterscheiden sie sich vortheilhaft von den Kritikern, mit denen wir irdische Schriftsteller es zu thun haben.

Dieser betagte langweilige Roman findet nun überall eine große Anzahl von Lesern. Er ist so populär geschrieben daß man ihn in der Hütte wie im Palast gleich gut versteht, das zeugt aber wiederum von der mageren Erfindung. Doch genug hiervon; ich will nur sagen, daß meine Großtante ebenfalls eine sehr eifrige Leserin dieses Buches war. Sie, die nie einen Roman zur Hand nahm, konnte ohne Lachen nicht existiren, sie, die gutmüthigste Seele von der Welt, bekümmerte sich dennoch sorgfältig nachzuspüren, in welchen Nächten es dem armen blassen Liebhaber erlaubt war, auf den Fußspitzen schleichend den blauen Sternenteppich im Schlafgemach seiner übermüthigen Schönen zu betreten, und dann in welchen Nächten er aus dem Hause geworfen wurde und nicht mit der Nasenspitze durch die Kammerthüre Hacken durfte. Die Weiber bleiben immer Weiber! Meine alte Tante hatte recht gründlich alle schlechte

Liebeshändel hier unten auf der Erde, aber dort oben ließ sie sich den Treubruch und die Schalkheit eines unverschämten Weibsbildes ganz wohl gefallen und sah lachend drein.

Der Leser weiß nun, daß dieses himmlische Buch schlechtweg der allbekannte Kalender ist, der in keiner Haushaltung fehlen darf. Meine Großtante hatte sich einen angeschafft, der mit bunten Bildern verziert war, die beim Beginn jedes Monats angebracht waren. Diesem Kalender that sie die Ehre an, die Summe aller Erfahrungen der andern Kalender in ihn einzutragen, und da er einer der letzten war, den sie überhaupt kaufte, so war dieser Bilderkalender eine Art Tagebuch, und als er, unter andern Dingen ihres Vermächtnisses, in meinen Besitz überging, konnte ich mir das Vergnügen nicht versagen, die Monatsüberschriften, die unter jedem Bilde standen, zu sammeln, und somit meiner Großtante Leben in einer sehr faßlichen Biographie vor mir auszubreiten. Ich will den Leser an diesem Genuß Theil nehmen lassen. Was die Bilder betrifft, so waren

es Holzschnitte im alten Styl, und so grob geschnitzt daß der Beschauer zufrieden sein mußte wenn er einen Mann von einem Weibe unterscheiden konnte. Die Könige waren durch ihre Krone und ihre Zepter auf eine erkenntliche Art kenntlich gemacht. Die Gegenstände der Darstellung waren bekannte biblische Geschichten; meine Großtante hatte sie sehr modern auf sich und ihre Schicksale gedeutet.

Diese Schicksale waren sehr einfach. Das Leben dieser Frau war wenig verschieden von dem so vieler Frauen. Es war arm an äußerlichen Vorgängen, aber reich an innerlichen. Der Bilderkalender gab hiervon Zeugniß. Wir wollen nun gleich das erste Monatsbild aufschlagen.

Zwei Männer trugen jene bekannte Riesenweintraube Kanaa's und darunter hatte meine Großtante geschrieben: Siehe da das Leichenbegängniß meines theuren Vaters. So trugen ihn die Männer fort, eine reife Traube Kanaa's, voll süßen Saftes guter und gerechter Thaten. Ich sage euch, die Tage dieses Mannes glichen an Zahl und Trefflichkeit den Beeren

ter Riesentraube. Als die Traube noch unreif am Gitter hing kam ein Sturm ins Land, der den Weinstöcken verderblich ward, (ein fremder Zieger und Ueberwinder knechtete das Land,) die Traube aber wußte sich tapfer zu halten daß keine ihrer jungen, noch grünen Beeren abgeschüttelt wurde. Dann kamen später arger Thau und frostige Nächte, aber siehe da die Traube ging auch durch diese Fährlichkeiten und so gelangte sie ans Ziel. O ihr Männer tragt sie vorsichtig in das Herrathshaus, der Herr des Weinbergs sieht auf euch und eure Last! — Ich aber stand und sah zu wie sie den besten der Väter in Nacht und Dunkel versenkten. Es war im Januar, die Erde war hoch mit Schnee bedeckt. Es gingen Lichter über den Kirchhof und verschwanden an der Mauer; es waren die Männer, die heimkamen. Ich kam ihnen entgegen und hielt auf einem großen Teller Wein und Ruhen. Habe Ruhe, habe Ruhe du Traube Kanaa's!

Das Februarbild zeigt den starken Simson wie er die beiden Säulen des Tempels faßt und sie

zertrümmert. Meine Tante hatte darunter geschrieben: „Ich sage meine beiden Gouvernanten, die französische und die englische und zertrümmre sie, das heißt ich schaffe sie aus dem Hause und entschließe mich ein deutsches Mädchen zu sein, zu meinem Volke zu gehören und keine andere Sprache als die seine zu sprechen. Damit stürze ich das ganze Erziehungssystem, nach welchem man mich bisher geleitet hat. Es war ein Zimsenstreich, aber ich bereue ihn jetzt noch nicht. Es war damals eine Zeit, die manderlei Gedanken in ihrem Schooße trug. Es war im Februar als die beiden Gouvernanten unter Dach verschwanden; ich, der Zimson sah ihnen nach von der Schwelle unseres Hauses und belustigte mich als der Schlitten über den Schneewall am Gitterthor nicht hinüberkonnte und umwarf. Die englische Gouvernante lag unter der französischen und diese fing an merkwürdiger Weise englisch zu schimpfen während die Engländerin französisch fluchte. Zimson lachte.

Das Märzbild zeigte die keusche Susanna im

Bade nebst den zwei alten Richtern, die hinter den Bäumen lauschten, und meine Tante hatte Folgendes hinzu geschrieben: Ich sitze im Bade zu Spaa, und zwei alte preußische Geheimeräthe werden auf mich aufmerksam. Das Badeleben in Spaa ist äußerst belustigend; ich bin jung, lebensfroh, man sagt mir daß ich hübsch sei. Ich trage eine Robe von gestreiftem Mousseline mit einem rosenfarbenen Atlasjäckchen, ein weißes Hütchen sitzt mir schief auf einem Ohre, einen Bologneser trag ich auf dem Arm. O Susanne ist recht artig, die alten Richter werden sie aber doch nicht bekommen. Susanne liebt alte Richter nicht, nein, wahrlich sie liebt sie nicht! Ach, das göttliche Bad von Spaa! Besonders ist da ein junger hannöverscher Offizier! — Susanna, Susanna! nimm dich in Acht! Im Monat März ist's wo die preußischen Geheimeräthe von mir einen Korb bekommen, Einer um den Andern. Es ist Frühlingsluft — ich öffne das Fenster und blicke hinaus auf die Dächer unsrer Nachbarn. Es tropft der geschmolzene Schnee aus den Dachrinnen; Crocus und

Hyazinthe duften an meinem Fenstern. Meine Mutter sitzt am Klavier und singt: „Mich fliehen alle Freuden, ich weiß' von Unschuld; an allen meinen Leiden, bist du, o Liebe, Schuld!" Susanne nickt mit dem Kopfe und trommelt den Takt auf den Fensterbrettern.

Das Märchen stellt die Erzählung Moses vor, und meine Tante sagt: Meine gute Mutter ist die Prinzeß und erhascht einen Liebesbrief, den ich heimlich meinem Geliebten habe zukommen lassen wollen. Sie zieht das lauter gefaltete Papier aus der Wolle hervor, in die es gefallen war als ich eben aus meinem Mansardenstübchen es hinunterschleuderte mit einem Steine beschwert, der sich leider ablöste, und so den Wurf über den Gartenzaun des Nachbarhauses mißlingen machte. Dort hatte Gustav eine Wache aufgestellt, die den Brief entgegennehmen sollte. Jetzt war er in den Händen meiner Mutter, und sie wunderte. Die Tochter Pharaonis läßt mich vor sich kommen und hält mir eine lange Strafpredigt, die etwas von den ägyptischen Plagen an sich

hat. Ich gestehe beschämt Alles ein, denn ich verstehe nicht zu lügen. Die Tochter Pharaonis sagt daß sie im Leben nicht ihre Zustimmung geben wird zu meiner Heirath mit Gustav. Aber siehe da, der Brief war ein ächter Moses, er wuchs heran, nehmlich meine darin ausgesprochene Liebe, und geleitete sein Volk aus der ägyptischen Knechtschaft. An einem schönen Morgen entfloh ich mit Gustav; mein treues Kammermädchen begleitete mich. Solches geschah im April. O April, Mond meiner Liebe! wirst du so wechselnd und launisch auch gegen mich sein, wie du es gegen alle Welt bist? Nein — nein! ich blicke in die treuen Augen meines Gustav, ich fühle den Druck seines meinen Leib umspannenden Armes und rufe: Nein! die Enkelin Pharaonis wird glücklich sein!

Das Monatsbild für den Mai zeigt den frommen Sänger David, wie er vor dem zürnenden Saul die Harfe spielt, und darunter die Worte der Tante: Ich gerathe in eine Familie, die mich stolz und frostig aufnimmt; besonders ist die Mutter meines

gestab mit mir empfinden. Hier steh' ich nun und spiele vor der steinen Frau die Harfe. Aber alles Harfenspiel der Welt kann unsere Feinde nicht besänftigen wenn sie ernstlich zürnen. So hebt denn auch meine Schwiegermutter den Speer gegen mich auf, um mich damit an die Wand zu spießen, wie Saul es mit David im Sinne hatte. Aber nein, ihre Hand führet keinen Speer, ihr Mund nur führt böse Worte, ihr Auge giftige Blicke. Ich thue als habe mich heute ich nicht, und spiele ein meisterhaftes Capriccio, dann kommen Variationen nach Text. Ich spiele mir die Finger wund, aber Saul bleibt böse. Endlich steht der arme David schweigend und betrübt seine Harfe an die Wand. Da plötzlich ruft Saul: „Die letzte Variation war nicht richtig, ich will sie ihnen auf dem Piano vorspielen, so wie sie sein muß." Und Saul setzt sich hin und spielt. Ich stehe hinter dem Stuhl und lobe mit Bescheidenheit, aber immer an der rechten Stelle: Saul findet sich geschmeichelt, bleibt aber böse. Die Variation geht ihren Gang. Zuletzt kommt ein schönes Finale, das

Saul im Augenblicke improvisirt und das mich in Entzücken setzt. Beifallsgeräusch von meiner Seite, feines Lächeln von Seite meiner Schwiegermutter! Triumph! Der Bund ist geschlossen. O Schmeichelkünste wie seid ihr wichtig, wie geschieht nichts Großes und nichts Kleines ohne euch in der Welt! — Solches ereignete sich im Monat Mai, wo die Erde sich von der Sonne, die Blume vom Frühlingshauch, das Menschenherz sich von der Liebe schmeicheln läßt. Gustav vergilt mir die kleinen Künste durch erhöhte Liebe.

Das Monatsbild für den Juni zeigt wiederum Simson, der mit dem Eselskinnbacken die Philister schlägt, und darunter die wenigen Worte: Ich besiege die Schaaren meiner Feinde, einige Tanten, einen Oheim, sechs schwatzende und schnatternde Cousinen. Triumph! Der Monat Juni ist ein heißer Monat, jetzt aber hab' ich mich festgesetzt: meine Feinde bluten und bitten um Pardon, meine Freunde hängen mir fester als jemals an. Simson hat die Feinde bezwungen und wohnt fortan im Lande friedlich.

Das Abendrot glänzt auf der fernen Kirchturmspitze; das kleine friedliche Dorf, durch dessen Straße sie zogen, liegt wie in Träume gewiegt. Das Kornfeld wogt, Vögel ziehen, es singt ein Wanderer, der des Weges kommt, ein wehmütig Lied. Ich lege mein Haupt an die Schulter meines Gustav und rufe: „Herr nimm uns das Glück und gieb es den Lieblingen! Wir wollen darben, nur sie laß glücklich sein! — Ich geh' am Abend ins Dorf, und bringe den armen Tagelöhnerfrauen, die Kinder in der Fremde haben, Almosen.

Der August-Monat zeigt die drei Männer im feurigen Ofen, und meine Tante ruft: O Glut, o Schmerzensfeuer, o brennende Trübsal! Meine drei Söhne befinden sich im Kriege. Eine große Schlacht wird geschlagen, sie sind mitten drin, die drei Männer sind im Feuerofen! Ich stehe daher, sehe das Feuer brennen, kann's nicht löschen. Ich sehe die Männer wie sie sich in den Flammen bewegen, und kann nur stumm meine Arme gen Himmel strecken und stell mein wundes Herz klagen. Ich bin

meinen Mann keine Ruhe gelassen, wir befinden uns in der Nähe des Orts, wo die große Schlacht geschlagen wird. Der Donner der Kanonen wirbelt meine arme Seele in immer neuen Schrecken auf. Ich liege auf meinem Angesicht im Staub und bete, ich zerre und reiße am Mantel Gottes, und zeige mit furchtbaren Winken auf meine drei Männer: Diese soll er retten! Da fährt es mir durchs Gehirn: Wahnsinnige, warum grade diese drei? Sind nicht tausend und aber tausend Mütter, die ebenso ihr Theuerstes im feurigen Ofen sehn? — „Lehre deine Magd Demuth!" rufe ich zerknirscht und im nächsten Augenblick bäume ich mich wieder empor und will die ganze Welt verderben, wenn nur mein Eigenthum gerettet wird. Die drei Männer werden nicht gerettet, sie gehen unter, aber lobsingend, und den Herrn preisend. Die rothen Wunden ihrer Brust und die brennenden Perlen meines Rosenkranzes. Ich geh' in mein Kämmerlein und demüthige mich vor Gott, ich sehe an die verwundeten beiden Leibs, ich hülle meinen Kopf in das kalte Grabtuch der

Mutterauge. Hinfort rühre keine Hände an dies geweihete, der Ewigkeit erkaufte Herz. „Ich sah sterben was ich liebte, soll ich noch leben was sterben kann? — „Ich habe meine Söhne begraben, ich komme von ihrem Todtenhügel, wie ich einst von ihrer Wiege kam, wenn ich sie in den Schlaf gesungen. August, du heißer Monat, wo die Saaten reifen, erinnere mich daß auch ich Korn gesäet, und daß auch ich auf eine fröhliche Erndte hoffe.

Das Septemberbild zeigt den weisen König Salomo, wie er von der Königin von Saba besucht wird, die ihm Geschenke bringt und ihm huldigt, die Fama sagt: Mein Mann wird zu einer hohen Stelle im Staat berufen, das Volk sieht ihn an, und staunt, die Fürsten lieben ihn, er erhält der Welt Ehrenzeichen in Fülle. Die Königin von Saba macht sich auf, erscheint vor seinem Antlitz und huldigt ihm. ich mache die Reise in die Residenz, und besuche meinen Mann, den Minister, in den Prunkgemächern, die er bewohnt. Gustav eilt mir entgegen und drückt mich herzlich an sein Herz, das

immer noch das alte ist, oder vielmehr das junge, wie es einst war. Ich trete einen Schritt zurück, und beuge mich voll Ehrfurcht, wie es der Königin von Saba geziemt, Angesichts des Weisesten und Erhabensten der Sterblichen. Ich bringe ihm Geschenke, das heißt, meine zwei Töchter, die ich in der Einsamkeit, auf unserm Landsitze erzogen habe. Diese Geschenke werden angenommen, und die Königin von Saba wird belehrt. Es folgen nun Aufzüge in geschmückten Gemächern, dann ein Tanz bei Hofe. Der weise Salomo tanzt eine Polonaise mit einer kleinen verwachsenen Gestalt, während die Königin von Saba, ihm nachblickend, von dem Kriegsminister geführt wird. Man spielt und tanzt, und streitet witzig und anmuthig. O du altes Mutterherz, willst du nicht mehr lernen froh zu sein? Hängst du immer nach dem hin, was du verloren? Ja, ja, so ist's, es will keine Freude mehr zu mir ins Haus kommen.

Das Bild, das dem [illegible] vorangestellt ist, zeigt den armen Hiob, wie ihn mannigfache Plagen

heimsuchen, und er von Gott hart gerufen wird: darunter die Worte meiner Tante: Wir verloren durch den Treubruch eines Freundes einen großen Theil unsers Vermögens; mein Mann wird krank, und muß sein Amt niederlegen. Trübsal im Hause, Trübsal außer dem Hause; das Glück und unsre Freunde wenden uns den Rücken. Hiob klagt, und ich sitze an seinem Lager, und tröste ihn. — Ich grüße euch ihr Tage mit dunklem Himmel umzogen, ich grüße euch ihr Nächte, die ihr mir Kummer und Wachen statt Schlummer und Wohlbehagen bringet. Als ich im Lichte des Reichthums und des Glücks weilte, schlug mein Herz unruhig; jetzt da ich im Schatten sitze, fühle ich Frieden. Unser kleiner Haushalt wird jetzt ausschließlich von mir und meinen Töchtern geführt. Ermüdet schlafen die Mädchen am Abend früher ein, ich aber bringe dann einen Pack Zeitungen hervor, setze meine Brille auf, rücke mich auf dem alten Lehnstuhl zurecht, und lese meinem Hiob vor. Die leichtsinnige Welt hat immer Händel, und diese Händel beschäftigen Hiob's Gemüth,

und rufen früherer Tage Gedächtniß in dem Greise wach. Wir disputiren oft weit über Mitternacht hinaus. Der Oktober ist der Monat der Weinlese: wir pflücken Beeren am Weinstock des ewigen Lebens. O Stille und Weltentfernung, wie seid ihr süß der Seele, die das Ewige sucht! Kommt ihr Nächte voll Dunkelheit, ich will Licht schaffen.

Der November. David tanzt vor der Bundeslade. Meine Tante sagt hierüber: Ich verheirathe meine älteste Tochter an einen zwar nicht reichen, aber rechtlichen Mann. Die Aussteuer fällt gering aus, es ist eine kleine Lade, gefüllt mit den Resten unserer frühern Herrlichkeit, ein wenig Schmuck, ein wenig Leinwand, eine alte Familienbibel und ein silbernes Besteck für zwei Personen, nicht für drei, denn das hieße einen Hausfreund begünstigen. Ich tanze vor dieser Lade her, und eröffne den Hochzeitreigen an der Hand des Bräutigams. Auf einem Rollstuhle wird Hiob herbeigeschoben; er sieht unsre Heiterkeit und Thränen glänzen in seinen Augen. Er zieht mich leise und unbemerkt bei Seite und

flüstert mir zu „Weißt du noch, Alte, als wir —“ Ich lasse ihn nicht aussprechen, drücke ihm eben so verstohlen die Hand wie er mir, und sage: ich weiß, ich weiß, Gustav! Beim Abschiedsstündlein schließe ich meine Tochte ans Herz, und rufe ihr zu: Kind geh und sieh zu daß du mit Gott und den Menschen dich gut stellst. Es warten allerlei Beschwerden und Ungemach auf das Weib, das dem Manne folgt, aber es warten noch mehr dergleichen auf das Weib, das ohne Mann durchs Leben wandelt. Leide aber sind in Gottes Huth. So gebe denn und halte Maaß für Liebe und Haß; für die Liebe daß sie nicht emporwachse zu unerlaubter Größe und Macht, und dir das Ewige verdunkele, für den Haß daß er nicht zu gering an Kräften sei, um dem Bösen und der Thorheit kämpfend zu begegnen. Nun geh, Weib eines Mannes, nicht mehr meine Tochter, denn Alles was du bist sei ganz, und so sei nun ganz und ungetheilt das Weib des Mannes. — Stürmender November, sei immerhin kalt und rauh, innen in der Hütte ist's doch lieblich, es rast

ein altes Paar am Feuer, und träumt sich die Jugend neu.

Das Schlußbild, das Dezemberbild, zeigt den Mannaregen in der Wüste. Mit schon müder und zitternder Hand hatte die fast achtzigjährige Greisin unter dieses letzte Bild geschrieben: Segen Gottes in der Wüste — Glückeslächeln im Alter. Wir sind arm, wir sind von der Welt verlassen aber wir sind glücklich. Stürme und Sonnenschein der Welt sind abwechselnd über unsre Häupter dahingegangen, wir haben erprobt was die Welt Süßes und was sie Bitteres hat, aber es hat unseren Stämmen weder das Eine noch das Andere gemundet, wir hoffen auf eine Speise, die da auf immer sättigt. Demnach lesen wir das Manna begierig auf, denn wer hätte nicht gerne frohe Tage im Alter? Meine verheirathete Tochter kommt und besucht uns, sie bringt die Enkel mit, die unsre Kniee umspielen; das andre Mädchen ist unverheirathet geblieben, und der Trost unsres Alters. Sie ist vierzig Jahr alt, und ich bin oft überrascht. Wer weiß, vielleicht kommt doch

noch ein Freier. Darauf antwortet stets mein gutes Kind, daß sie nie und nimmer uns verlassen wolle. Das ist auch Manna in der Wüste, denn ehe das liebe Mädchen vierzig Jahr alt wurde, hat sich mancher stattliche Freiersmann gemeldet, dem sie aber nicht gefolgt ist. O du letzter Dezember, Sylvesterabend des Lebens, wie wundersam und lieblich nistest du in mein Kämmerlein! Ich soll gehn und Rechnung ablegen dem Wirthe der draußen wartet. Gut, laßt mir Zeit daß ich meine Bücher zusammen suche und die kleinen Posten, die ich gut habe, summire. Ach es sind ihrer gar so wenige — die Schuld ist groß. Das süßeste Glück, für das ich dem Himmel noch danke, ist daß er mir meines „Alten" Leben noch erhalten hat, er möge mich vor ihm abrufen, denn ich verstände nicht ohne ihn zu leben.

Dieser Wunsch meiner Großtante wurde nicht erfüllt, sie starb als die letzte des Hauses, denn vor ihrem eignen Tode traf sie der des Mannes und der beiden Töchter. Als ein theures Vermächtniß bewahre ich den Bilderkalender meiner Großtante.

Der Palast der Zukunft.

Ein Märchen.

„Und Sie, mein Freund, haben Sie uns nichts zu erzählen?“

Diese Frage wurde an einen jungen Mann gerichtet, der in der Ecke am Kamin saß, und mit behaglicher Miene seine Cigarre schmauchte indem er dann sein Glas neu füllte. Wir befanden uns nämlich in einer Jagdgesellschaft, die nach beendigtem Vergnügen auf einem alten Schlosse sich versammelt hatte und sich nun nach der Sitte aller Jagdgesellschaften darin gegenseitig Geschichten zu erzählen, die den Charakter des Unwahrscheinlichen an sich trugen.

„Ich habe allerdings ein Abenteuer erlebt,“ erwiederte der Gefragte, „und zwar nicht vor so gar langer Zeit. Es fragt sich nur ob man mir glauben wird. Ich erwähne beim großen Namen unsers Landsmannes, des Freiherrn von Münchhausen und

bei der Ehre eines Jagdgeschichten Erzählers, daß Alles sich grade so verhalten hat, wie ich's erzählen will."

„Man glaubt Ihnen."

„So will ich erzählen. Sie wissen ich stamme aus einem Staate, dessen Gesetze allen seinen Kindern vorschreiben ein oder mehrere Jahre unter die Waffen zu treten. Auch an mich kam die Reihe, mein Dienstjahr in der Residenz auszuhalten. Ich stand eines Tages als gemeiner Soldat auf meinem Wachposten und dachte lächelnd daran, daß meine Vorfahren einst souveraine Fürsten gewesen waren, und daß sie, wenn sie auf die Erde hernieder sähen, wohl nichts weniger zu erblicken vermuthen würden, als ihren glorreichen Enkel wie er im grauen Kittel eines Soldaten in einer schönen Sommernacht vor einem Pulvermagazin auf und ab marschirt. Mein Posten war einer der einsamsten, ich hatte in weiter Runde umher kein menschliches Geschöpf zum Gesellschafter. Der Pulverthurm stand abgesondert von allen Wohnungen; nichts als eine hundertlange

Haide, ein Kornfeld, und in neblichter Ferne die dunklen Häusermassen der Stadt, aus denen einzelne Lichtsterne aufblitzten. Ich blieb stehen, ich blickte herum; die Einsamkeit wurde mir plötzlich wie etwas, was mich beängstigte und niederdrückte, und um mich zu zerstreuen trällerte ich eine Arie aus einer Oper.

Der Himmel weiß, ich bin nie ein guter Sänger gewesen, desto mehr überraschte es mich, als ich meine Arie beendet hatte und nun noch, aus musikalischem Uebermuth, eine Schlußkadenz daran setzte, ein deutliches Beifallklatschen dicht in meiner Nähe zu hören. Ich sah mich um, es war Niemand zu erblicken. — Ich lauschte, es rührte sich nichts; ich untersuchte einen Nußbaumstrauch, der sich seitwärts am Graben befand, ich entdeckte nichts. Jetzt fing ich meine Arie nochmals an, und hatte sie diesmal, mit etwas zitternder Stimme, noch nicht zu Ende gesungen als wieder das Klatschen anhub, und eine Stimme: Bravo! Bravo! rief. „Das ist Einer meiner Kameraden!“ rief ich, „Einer jener lustigen, aufgeweckten Taugenichtse, die ich bei der Punsch-

bowle zurückgelassen habe, und der sich jetzt ein Vergnügen draus macht mich an diesem einsamen Orte in Schrecken zu setzen, doch ich will ihm Gleiches mit Gleichem vergelten!"

Mit diesen Worten nahm ich mein Gewehr, legte an und rief: „Ich gebe Feuer, wenn man mir nicht Antwort giebt. Wer da? — Jetzt rauschte es im Gebüsch und — eine junge Dame, in einen leichten Seidenmantel gehüllt, in einem weißen Hütchen mit einer langen, im Winde flatternden rosenrothen Feder geschmückt, trat hervor und sagte lächelnd: „Schießen Sie, mein Herr! Ich bin es gewesen, ich, eine Bewunderin Ihres Talents. Tödten Sie immerhin Ihre guten Freunde!"

Ich setzte erröthend mein Gewehr zur Ruhe. In der jungen Dame hatte ich eine Operntänzerin erkannt, der ich den Hof machte. Das gute Geschöpf war mir bis hierher nachgegangen, gewiß in der menschenfreundlichen Absicht mir die zwei grenzenlos langweiligen Stunden durch ihr Geplauder zu versüßen.

Voll Dankbarkeit wollte ich ihre Hand ergreifen, doch sie zog sie zurück und rief: „Still, hier keine Liebe! der Ort ist zu gefährlich. Folgen Sie mir; dort ist der Garten meines Onkels, ich habe den Schlüssel zum Pavillon; wir sind in jenem Schlupfwinkel völlig einsam."

„Ach Therese, welche Freude! Wissen Sie nicht daß ich Wache stehe?"

„Besser! Man wird diesen alten Thurm nicht betreten, während wir miteinander plaudern."

„Aber die militärischen Pflichten! —"

„Sind wie alle anderen Pflichte. Wenn Niemand ihre Uebertretung bemerkt so sind sie so gut wie gar nicht vorhanden."

„Gut, Therese, ich folge. Ich begehe ein Verbrechen, ich setze meine Freiheit, vielleicht mein Leben auf's Spiel, aber ich folge. Geben Sie mir aber Ihr Wort daß Sie mich nicht länger als eine halbe Stunde zurück halten. Bis dahin erwarte ich die Patrouille mit dem diensthabenden Offiziere."

„Sie sollen in einer Viertelstunde wieder zurück sein; ich gebe Ihnen mein Wort."

Ich legte meine Muskete leise ins Gebüsch nieder und folgte dem verführerischen Mädchen, das, leicht wie eine Feder, die der Nachtwind wegbläst, über die Haide dahinflog. Ich sah den Mond aufgehen, und seine sentimentale Scheibe sandte ihr nicht zu meiner nächtlichen Frevelthat. Mir war nicht wohl zu Muthe. Die Muskete im Gebüsch schien sich gegen mich aufzurichten, und ohne daß ein Arm sie hielt, nach mir zu zielen. Meine eigne Muskete lehnte sich gegen mich auf; sie hatte ein regeres Pflichtgefühl als der, der sie bis jetzt trug, und wollte mich strafen. Der Thurm wackelte im Mondschein, und machte schwerfällige Anstalten mir zu folgen. Ich stürzte athemlos dem Mädchen nach, das über die dunkle Fläche dahin wirbelte, als wenn sie ihre Sprünge auf den Theaterbrettern machte, immer toller, immer wilder. Zuletzt schien sie sich in eine einzige rosenrothe Feder aufzulösen. „Therese!" schrie ich, „Therese! ein wenig langsamer, wenn ich bitten

darf! Wo ist denn der verteufelte warten „Ihres Onkels? Wir laufen ja wie nunles in die Oede hinein!“

Ich erhielt auf mein Fragen und Rufen keine Antwort, und stürzte nur immer wilder der gottlosen Gestalten nach. Endlich blieb sie am Eingange eines Wäldchens stehen. Ich holte sie ein, aber wie erstaunte ich als ich sie nicht fand. Was ich für die weisse Gestalt des Mädchens gehalten, war der im Mondschein flimmernde Stamm einer Hängebirke. Weder ein Thurm, noch irgend sonst bekannter Gegenstand war zu sehen, ich befand mich tief in einem unbekannten Walde, dessen Riesenbäume über meinem Haupte zusammenrauschten, und in dessen dunkle, verwirrte Schatten der Mond einzelne räthselhafte Strahlen gleiten liess. Wie ward mir! der verlassene Posten, die spukhafte Erscheinung, der Pulverthurm, der mich selbst überlassen war, die Muskete, die im Gebüsch rumorte, der patrouillirende Offizier — alle diese Dinge fingen an sich in meinem Schädel herumzudrehen, und zum erstenmale

ſeit meinen Kinderjahren kamen Thränen in meine Augen. Ja, ich lehnte mich an den Stamm einer Eiche, und weinte bitterlich. Dies war keine Schande; ich war nicht mehr Soldat, ich war ein armes verlaſſenes Geſchöpf, das, der Himmel weiß von welchem boshaften Dämon geäfft wurde.

Doch dieſe Augenblicke der Entmuthigung gingen ſchnell vorüber. Ich ſuchte jetzt angelegentlichſt den Ausgang des Waldes; aber der war nicht zu finden. Je mehr ich nach meinem Sinn dem Ausgang zuſtrebte, um ſo tiefer gerieth ich in's Innere des verwünſchten Gehölzes. Es war nur ein Glück daß der Mond ſo hell ſchien, ſo hell wie ich ihn nie im Leben hatte ſcheinen ſehen. Ich konnte auf einem kleinen freien Platze, wo ich jetzt anlangte, jeden Zweig am Baum unterſcheiden, und da ſah ich denn daß dieſe Zweige ein ſehr ſeltſames Anſehn hatten. Sie waren alle von einem dichten Spinnengewebe umzogen, und es lag fingerdicker Staub auf den Blättern. Es rührte ſich kein Lüftchen, das dieſen Staub hätte abwehen können. Ich zog mein Taſchentuch

hervor und wischte ihn hier und da ab; da ich aber unmöglich einen ganzen in Unordnung gekommenen Wald abstäuben konnte, so ließ ich die Dinge wie sie waren, und bahnte mir einen Weg weiter, wobei Staub und Spinnengewebe an meinen Kleidern haften blieben. Die Spinnengewebe wurden aber immer zahlreicher und zuletzt bildeten sie über dem Walde eine dichte graue Decke, durch die der Mond nur mühsam dringen konnte. Endlich zeigte sich die vorspringende Ecke eines Gebäudes; es war ein Palast mit Säulen. Ich hatte nie von der Existenz eines so grandiosen, und in so fremdartigem Style zusammengesetzten Bauwerks an diesem Orte gehört. Unmöglich konnte dies der Gartenpavillon von Therese's Onkel sein; überhaupt hatte ich bereits Therese und ihren Onkel völlig vergessen. Wie ich dem Palast zuschritt, bemerkte ich daß die fatalen Spinnengewebe auch ihn ganz umsponnen hatten, und daß der Staub auch hier fingerdick auf allen Gegenständen lag. Eine Schwalbe hatte ihr Nest gerade auf dem Thürschlosse erbaut, doch der Vogel war nirgends

zu erblicken. An allen Zeichen war zu bemerken daß über dieſe Treppen, und durch dieſe Thür ſeit undenklichen Zeiten Niemand gegangen war. Sollte ich nun der Erſte ſein, der einen Verſuch der Art machte? Wer wohnte im Hauſe? Oder vielmehr wer hatte hier gewohnt?

Ich rief mit der ganzen Stärke meiner Stimme, aber der Ruf hatte keine andere Wirkung als daß durch die Erſchütterung der Luft ein paar Stücke vom obern Ueberwurf des Frieſes an dem gewölbten Eingangsthore nieder fielen, und dies machte in dieſem verrotteten Winkel der Schöpfung einen ſolchen Spektakel daß man hätte glauben ſollen das ganze Gebälk ſtürze zuſammen. Ich beſchloß in die Fenſter des Erdgeſchoſſes zu blicken, doch dieſe ſchillerten, wie altes verſtäubtes Glas zu thun pflegt, in allen Regenbogenfarben, und man konnte durchaus nicht ſehen ob drinnen im Hauſe Nacht oder Tag war. Ich faßte mir ein Herz, und nachdem ich den ſonderbaren Palaſt rund umgangen hatte, entdeckte ich eine Thür, die ſich öffnen ließ, und durch die ich eintrat.

Was jetzt kommt, meine Herren, ist sehr sonderbar.

Ich ging durch hohe Säle, in denen ich eine Menge Menschen beschäftigt fand aber sie regten und rührten sich nicht. Obgleich mein Eintritt einen nicht geringen Lärm verursachte, so gelang es mir nicht auch nur einen Blick dieser Leute auf mich zu lenken. Hier saß ein Maler vor der Staffelei und malte, dort meißelte ein Bildhauer an einer Statue; so viel ich sehen konnte, waren sowohl Gemälde wie Figur wunderbare Meisterwerke, wie ich deren noch nie gesehen. Aber der Maler hielt den Pinsel mutlos in der Hand und seine Augen waren geschlossen; der Bildhauer stand vor seinem Kunstwerk und schien nachzusinnen, ebenfalls mit geschlossenen Augen. Ich trat näher heran und sah daß auf diesen gestalten Staub lag, freilich nicht so dicht wie draußen. Ich machte mir das Vergnügen von der Nase des Malers den grauen Puder wegzublasen, er ließ es geschehen, ohne aufzusehen und mir zu danken; dies verdroß mich und ich bekam eine üble Vorstellung

von der Artigkeit und guten Lebensart dieſer unvergleichlichen Geſellſchaft. In dem anſtoßenden Saale ſaß ein Dichter und dichtete an einem unſterblichen Werke, nicht weit von ihm ſchrieb ein Hiſtoriker die Thatſachen der Geſchichte auf; beides erfuhr ich indem ich in die, vor ihnen aufgeſchlagenen Bücher blickte. Aber auch ſie paußirten. Weiter gehend ſah ich eine Geſellſchaft von Damen und Herren an einem runden Tiſche ſitzen auf dem eine Anzahl Kerzen mit einem trüben Schimmer brannten. Ein Herr las aus einem Buche vor, oder las vielmehr nicht, denn Alles war ſtill wie das Grab. Zwei Pagen ſtanden an der Thür, und es war ein Jammer anzuſehen wie dieſe armen kleinen Geſchöpfe beſtäubt waren, wie die Puppen eines Antiquitätenladens. Das Zimmer war mit grünen Seidentapeten behangen und Gemälde zierten die Wände. War es nun dieſe unheimliche Stille oder war es die verſchloſſene Luft, das Athmen wurde mir ſchwer, und ich empfand einen dumpfen Schmerz im Kopfe. Die Angſt befiel mich, ich konnte auch hier einſchlafen,

und Jahrhunderte betaubt liegen bleiben. Deshalb machte ich dass ich weiter kam, um die Wunder, so viel deren noch sein mochten, rasch zu betrachten, und dann hinaus zu eilen. Dicht neben der Gesellschaft mit dem Vorleser befand sich ein Vorgemach und daran stossend eine Rotunde, in deren Mitte ein Bett stand und eine Ampel brannte. Im Vorgemach sah eine junge Schöne am Flügel und neben ihr eine die die Harfe in den Armen hielt. Beide spielten nicht. Ich warf einen Blick auf die Notenblätter und sah den Namen eines Komponisten darin verzeichnet, den ich nie nennen gehört. Nichts gleicht jedoch meinem Erstaunen, als ich in die Rotunde eintretend auf dem Bette eine schlafende Frau von unvergleichlicher Schönheit erblickte. Gegen dieses Wunder verschwanden alle andere Wunder. So etwas an Pracht der Glieder, an Weiße der Haut, an Lieblichkeit des Ausdrucks hatte mein armes Auge, das nur an indische Schönheiten gewohnt war, nicht erblickt, ganz ohne Zweifel lag hier eine Tochter des Himmels oder der Hölle vor mir. Vor

sichtig, auf den Zehen schwebend, nahte ich mich dem Bette, und stand endlich nah genug um den Athem der Schlafenden, wenn sie überhaupt einen hatte, hören zu können. Allein diese Marmorbrust schien nichts der Art zu beherbergen; ja der fatale Staub lag sogar hier auf den Wölbungen dieser Alabasterhügel, die sich nicht regten und nicht rührten. Ich zog abermals mein Taschentuch heraus, und begann abzustäuben, und ich muß bekennen daß dieses Geschäft für mich einen eigenthümlichen Reiz hatte. Kein Alterthumsforscher, der in den Katakomben nach Denkmälern gräbt, kann erfreuter sein als ich es war, wenn unter meiner Hand eine Schulter, eine Brust in ihrer ursprünglichen Vollendung erstand. In der Hitze des Geschäfts kam ich dem schönen Bilde immer näher und als ich mich an das zarte Inkarnat der Lippen machen wollte wählte ich klüglicherweise meine eignen Lippen, um diese schönen Lippen zu reinigen. Unversehens wachte die Schöne auf.

Ich war einer Ohnmacht nahe. Sie richtete

sich langsam im Bette auf und sah mit einem neugierigen Blicke im Zimmer umher und dann auf mich. Wie ein Schulknabe, der auf einer Näscherei ertappt werden, stand ich vor ihr, unfähig ein Glied zu rühren. Sie druckte die Augen halb zu, und ihr Gesicht nahm einen Ausdruck unbeschreiblicher Verachtung an, als sie mich ansah, und endlich murmelte sie: Miserabel!

Ich glaubte nicht recht gehört zu haben; aber die Dame war so gefällig das unangenehme Wort rasch zu wiederholen, indem sie hinzufügte: Also das ist der — welcher! — Schwächlich! — Noch hundert Jahre schlafen um auf den Rechten zu warten! — Peinvoll! — der große Moment kommt, aber er findet ein kleines Geschlecht! — Schwächlich! — Miserabel!

Aber erlauben Sie, meine Schöne! rief ich, indem ich jetzt meinen Muth zusammenfaßte, was finden Sie hier miserabel?

Dich! sagte sie, und blickte mich wieder mit den zugekniffenen Augen unbeschreiblich hochmüthig an.

Oder — setzte sie hinzu — habe ich mich geirrt; hatten du Muth dieses Lager zu besteigen?

Statt der Antwort ging ich sogleich daran die Atlaswand hinauf zu klettern; aber ich rutschte immer wieder zurück und die hochmüthige Dame machte nicht die geringste Anstrengung mich zu sich empor zu ziehen. Sie sah ruhig zu wie ich mich abarbeitete. Endlich als ich oben war, stieß ich mich so empfindlich an einem der marmornen Knäufe, die an den Ecken des Bettes angebracht waren, daß ich unwillkührlich in Thränen ausbrach. Kaum bemerkte sie das, als sie mich mit einem Stoß ihres Fußes vom Bett wieder hinabschleuderte. Dazu sagte sie in einem seltsamen schläfrigen Tone: Wenn du der gewesen wärest, der du sein solltest, so würde eine große Zeit angebrochen sein. Alle jene staunenswerthen Kunstwerke würden ins Leben getreten sein, und die Heroen in Kunst und Wissenschaft, die mit mir in diesem Palast eingeschlossen sind, würden über freie und große Völker ihre Segnungen verbreiten; so aber —

Und jetzt fing sie wieder an von „miserabel!“ zu sprechen.

Meine Ehre duldete es nicht daß ich dies weiter anhörte. Ich drehte also der Schönen und ihren Reizen den Rücken und blieb verdrießlich in der Ecke des Gemachs stehen, immer erwartend daß die unglückliche Person wieder zur Vernunft kommen und mich zurückrufen würde. Denn unmöglich konnte ich glauben, daß man eine fernere sanfte Einsäuberung, die wiederum hundert Jahre dauerte, meiner liebenswerthen Person und meiner feurigen Umarmung vorziehen würde. Allein die Schöne war nicht dieser Meinung, sie sank allgemach wieder in Schlummer, und kümmerte sich um mich nicht so viel, als sich ein handfester Schläfer um eine Fliege kümmert, die um seine Nase herumsummt.

Mittlerweile hatte ich Zeit zu bemerken, wie Alles um mich her lebhaft wurde. Der ganze Palast tönte wider von geschäftigem Treiben. Die Spielerin am Piano brachte staunenswerthe Rouladen hervor, und die Harfenvirtuosin glänzte in einem

Capriccio, das ich nie vollendeter auf diesem schwierigen Instrumente gehört hatte. Aber das Spiel wurde immer leiser und nahm immer mehr Pausen in sich auf, je nachdem die Dame auf dem Bette tiefer in Schlummer sank. Im Saal nebenbei war die Gesellschaft von ihren Stühlen aufgestanden und wogte lebhaft durcheinander. Aber sie setzte sich wieder und versank von neuem in ihr voriges Schweigen. Der Maler hatte einige Striche des Pinsels, der Bildner ein paar Hammerschläge auf den Meißel gemacht, der Dichter einige Strophen gedichtet, der Historiker seinen Satz vollendet — jetzt schwiegen sie wieder. Ich Unglücklicher war die Ursache dieses erneueten Zauberschlafes; oder vielmehr der Eigensinn der Schläferin, die mich nicht für den Rechten anerkennen wollte.

So, meine Herren, verließ ich nunmehr den Palast — doch nein! ich verließ ihn noch nicht, denn ich hatte in einem Kabinette, dessen Thüre halboffen stand einen Mann sitzen sehen, der über einen Bogen Papier sich hinbeugte, und über irgend eine

schwierige Rechnung zu nennen schien. Dieser kleine Mann hatte eine verwirrte, benarbte Perrücke, rothe, vorstehende Augen und eine spitzige Nase, an der ein, durch die Länge der Zeit versteinerter Tabakstropfen hing. Natürlich blickte ich ihm über die Schultern um zu erfahren über welches Zahlengeheimniß er brütete. Wie erstaunte ich, als ich eine vollständige Aufzählung meiner Schulden bemerkte mit der dabei gelegten Quittung aller meiner Gläubiger. Welch' ein sonderbares Dokument! Und dieses Wunderwerk wäre ins Leben getreten, sammt allen anderen Wunderwerken dieses Wunderbaues, wenn es mir gelungen wäre die schlafende Sphinx völlig aus ihrem Schlafe zu bringen. In der That, meine Herren, jetzt überfiel mich bittere Reue. Ich schied von meinem kleinen Mann und seinen Quittungen, wie ein Freund scheidet von seinem Busenfreunde."

Das ist ein seltsames Abenteuer! hub Einer der Zuhörer an. Man muß gestehen, es würde noch belustigender sein, wenn es nicht die Anspielung auf unsere Zeit hätte.

Sie meinen weil so viel von Schlaf und schlafenden Leuten darin vorkommt, bemerkte ein Anderer.

Jedermann versteht was ich meine, entgegnete der Sprecher gereizt. Ich bin kein Freund von langen Erklärungen meiner eignen Reden. Mit einem Worte, ich wünschte die politische Anspielung hinweg.

Und ich finde es doch belustigend, hub ein Dritter an, daß diese ganze bezauberte Gesellschaft nicht aus dem Palaste heraus kann bis Einer kommt, der sie gleichsam hinaustreibt.

Ist dies nicht mit allem Großen so? sagte ein älterer Herr; die Zeit ist ein Weib, sie wartet auf die Umarmung des Heros um das Staunenswerthe, das große, das Erhabene zu gebären.

Was mich betrifft, hub ein junger Mann an, so möchte ich nur wissen wie Sie wieder zu ihrem Pulverthurm kamen, mein Prinz, und welche Bewandtniß es mit der Opernsängerin Therese hatte. Alles Uebrige kümmert mich wenig.

„Ich werde eilen Ihre Neugier zu befriedigen,“

nahm der Erzähler wieder das Wort. „Ich gelangte aus dem Walde viel leichter und viel rascher als ich hinein gekommen war. Meine einzige Besorgniß war nunmehr, in welchem Zustand ich den mir anvertrauten Pulvervorrath und meine Muskete finden würde. Auch kam mir der patrouillirende Offizier nicht aus dem Sinne. Nach meiner ungefähren Berechnung hatte ich mehrere Stunden in dem Palaste zugebracht; denn wie viele Zeit hatte ich nicht gebraucht und erhalten, so mußte mich daher nicht wenig befremden als ich, auf die wohlbekannte Halde gelangend, immer noch denselben Mond und immer dieselbe stille Nacht sah, wie ich sie sah als ich einging. Sollten also nicht ein ganzer Tag und eine halbe Nacht vergangen sein? Dies erschreckte mich. Demnächst schlich ich an meinen Thurm heran, neugierig wahrend wer wohl statt meiner jetzt den Posten inne habe. Er war unbesetzt. Der Thurm war ohne Wache. Unerhört! Jetzt kam ich heran und suchte meine Muskete, sie lag noch im Gebüsche. So bin ich wirklich nur eine Viertelstunde fort

gewesen! rief ich bei mir selbst, die geheimnisvolle Thüre, denn die wirkliche schlummernde Julia in ihrem Bette, während ich dieses Abenteuer bestand, hat ihr Wort gehalten.

Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, so hörte ich den Ruf der Patrouille und der Offizier rief mir lachend zu, wie es mir ginge.

Dem Himmel Dank! Niemand hatte etwas davon erfahren, daß ich den Thurm verlassen.

Der Rathsherr von Bremen.

in dem Augenblicke wurden mir gegenüber die Thüren eines bretternen Verschlages aufgestoßen, und ein Mann in Hämdeärmeln bog sich heraus. Ich konnte den Mann deutlich sehen; es war eine kleine, gedrungene Gestalt, etwa sechzig Jahr alt, mit kahlem Scheitel. Er sah sehr bleich aus, trocknete sich wiederholt den Schweiß von Stirn und Wangen und machte eine unruhige, schwankende Bewegung gegen die Fensterbrüstung. Endlich sah ich ihn eine kleine Laterne erfassen, und über einen weiten Bodenraum sich in die Tiefe hin verlieren. Der Laden blieb offen, und die Zugluft fing an mit den morschen Holztafeln zu spielen, wodurch für mich eine höchst lästige Nachtmusik zu wege gebracht wurde.

Wieder in meinem Lehnstuhl angelangt, dachte ich darüber nach was jener Mann wollte. Sein Hin- und Herlaufen an der gefährlichen alten Brüstung, sein bleiches, schwitzendes Gesicht gefielen mir nicht. Ich kam mit mir überein, daß der Mann ein Selbstmörder habe werden wollen, daß aber

trank in eine Ecke zu rücken und zu stricken trachtete. Er hielt mir als das Stück, wie es mir schien, nur halb vollbracht war, und eilte nämlich und noch die Sturme trocknend von dannen.

Mein Aufenthalt in Bremen neigte sich seinem Ende zu, als ich eines Tages als Stellvertreter meines Kranken, der selbst unwohl war, einen Kranken besuchte, der vor dem Thore ein hübsches Landhaus bewohnte. Wie soll ich mein Erstaunen beschreiben, als ich in das Krankenzimmer eintretend in Patienten meinen Giebelnachbar und nächtlichen Tumultuanten erkannte. Es war nicht möglich zu irren, dieses Gesicht hatte sich mir zu lebhaft eingeprägt. Die Krankheit war ein Fieber mit Nebenumständen, die den Zustand gefährlich machen konnten, wenn nicht sogleich angewendet wurde. Ich gab mein dem Pflegebefohlenen daher das Beste an, und machte ihm begreiflich, das auch jegliche Anlass zu Gemüthserregung vermieden werden müsse. Die Angehörigen des Mannes, eine hübsche, verheirathete Frau und hübsche Kinder, versprachen ihrerseits

sage der Frau auf den Kopf zu, daß sie mich belüge, daß ich meinen Patienten in der Nacht gesehen, und zwar in dem und dem Hause. Jetzt dringe ich durch, das kleine, ängstliche Weib bekennt mir endlich, ihr Mann sei ausgegangen, er sei nicht zu halten gewesen, man habe ihm den Willen thun müssen, sonst wäre es sein Tod gewesen. „Ei!“ rief ich ärgerlich, „da mag der Teufel Doktor sein! Was hab' ich mit Patienten zu thun die, anstatt, wie meine Verordnung lautet, ruhig im Bette zu liegen und zu schwitzen, in Bodenkammern herumkriechen und alte Kleiderschränke hin und her rücken!“

Ich hatte diese Worte halb im Scherz gesagt, aber die arme Frau wurde bleich wie der Tod. Sie erwiederte nichts, sondern ging, wie es mir schien, weinend von dannen. Unterdessen wurde mein Rathsherr, denn dies war die amtliche Stellung meines Patienten, immer kränker. Ich blieb noch einige Tage, als aber meine Abreise nicht länger verschoben werden konnte, hatte ich in der Abschiedsstunde eine vertrauliche Unterredung mit dem kranken

ihn nicht empfinden zu lassen. Der Knabe war schwächlich gebaut, mit übermäßig langen dünnen Armen, an denen große skelettartige Hände einen besonders schauerlichen Effekt machten; sein Gesicht hing, in Folge beständiger Nervenzuckungen, auf eine Seite, und seine grell hervortretenden, mißfarbigen, fortwährend von einer unreinen Feuchtigkeit überflossenen Augen nahmen in jenen engen Räumen von beobachtem Schielen an, der mir, wenn dieser Blick mich traf, eine nicht zu vermindernde, fast leidenschaftliche und ans Krankhafte streifende Pein verursachte. Dennoch war das Geschöpf an mich besonders attachirt, ja es äußerte gewissermaßen Zärtlichkeit und Anhänglichkeit für mich. Ich war der Einzige im Hause, der es aus seiner Starrheit und Apathie wecken konnte, und ich besinne noch eine kleine von ihm gebäkelte Geldbörse, das einzige Produkt, das aus diesen übelgeformten und arbeitsunfähigen Händen jemals hervorgegangen.

Als Rupert, so hieß der arme Krüppel, heranwuchs, trübte und verschleierte sich seine Seele immer

mehr; er wurde zuletzt völlig der thierisch-blödsinnige, der unheilbar geistig und körperlich Verunglückte, als welchen ihn die ganze Nachbarschaft noch wenige Tage vor seinem Tode gekannt hat. Nie wäre es mir in den Sinn gekommen, gegen dieses arme Wesen muthwillig Zwangsmaßregeln in Anwendung zu bringen oder wohl gar durch rohe Behandlung seinen Zustand zu verschlimmern; und dennoch — ich weiß es, bin ich die unmittelbare Ursache seines Todes. Ich habe mich hier schwer anzuklagen, obgleich ich jetzt noch nicht begreife, wie die Sache eigentlich, so wie sie geschehen, sich hat zutragen können. Ich besinne mich nämlich sehr wohl, obgleich ich mich in jenem unseligen Momente vor Wuth außer mir fühlte, daß ich dennoch dabei wußte was ich that, und was ich allenfalls thun durfte.

Die Veranlassung aber war diese: Ich fand eines Tages unter meinen physikalischen Instrumenten eine Unordnung angerichtet; nachdem ich vergebens bald Diesen bald Jenen meiner Hausgenossen

in Verdacht gehabt und befragt, fand sich's zu meinem großen Verdruß, daß der Blödsinnige der Urheber des Schadens gewesen. Ich gab ihm einen derben Verweis, entzog ihm, das fast einzige Korrektionsmittel, auf einen Tag die Nahrung und schärfte nun das Verbot, jenes Zimmer zu betreten, auf das bestimmteste. Eine Woche verging, während welcher Rupert krank wurde. Es ging, ich weiß nicht welche Veränderung im Wachsthum seines Körpers vor; seine fehlerhafte, gebrechliche Constitution mochte peinlich danach ringen die Gesetze geltend zu machen, welche die Natur in jedes der Entwickelung fähige Wesen gelegt hat. Der Arme klagte nicht, aber sein stilles Leiden war uns Allen noch unbehaglicher als es uns seine lauten Klagen gewesen wären. Selbst die Sanftmuth und das Dulden schienen bei diesem armen Krüppel eine widrige, die Sinne verletzende Form annehmen zu wollen. Trotz seiner Krankheit unterließ er nicht, die gewohnten Streifereien im Hause und in der Nachbarschaft zu machen. Da fand ich eines Tages wieder eine Zer-

heerung in meinem Naturalientum angerichtet, und diesmal noch eine schlimmere als früher. Mein Verdacht fiel jetzt sogleich auf [illegible]; man suchte ihn überall, er war nicht zu finden. Endlich entdeckte ich ihn in einem Winkel der großen Bodenkammer zusammengekauert, und noch mit einem Stück einer zerbrochenen [illegible] in der Hand. Er zeigte mir das Stück vor und lachte dazu. Mich übermannte der Zorn derartig, daß ich zu meinem Schreibtisch eilte, wo der [illegible] lehnte, mit diesem auf den [illegible] zusprang, ihn bei seinen langen, [illegible] Armen festhielt und ihm einige derbe Hiebe über die Schultern gab. Er stieß ein widriges, katzenartiges Miauen und Knurren aus, das ich für Spott und Hohn hielt und das mich deshalb noch mehr erbitterte. Ich verdoppelte die Hiebe, und während ich noch schlug, sah ich den Glanz und Schimmer seiner [illegible] Augen wunderlich aus dem Dunkel hervorleuchten, und zugleich tönte eine ganz fremde, sanfte, und mit einem gewissen unnachahmlichen Wohllaute mein Ohr treffende Stimme

vom Boden herauf, die da rief: „Jetzt ist's genug! Ich sterbe!“

Wie durch einen elektrischen Schlag wurde durch diese Worte mein Arm gelähmt; ich hielt ein mit Schlagen und rief dem Burschen zu: „He! hast du nun genug? Und wirst du's künftig nicht mehr thun, böser Bube du! —“ Er antwortete nicht. Ich wollte ihn aus dem Winkel hervorziehen — er war todt.

Was war es nun? Hatte ich ihn getödtet? War er plötzlich und ohne mein Verschulden vom Tode hingerafft worden? Ich weiß es noch jetzt nicht. Und woher kam ihm plötzlich, und gleichsam als Schwanengesang die klangvolle, süße und liebliche Stimme, ihm, der bisher mehr thierisch gegrunzt als menschlich gesprochen hatte? Und diese rührende Bitte, die mir durch's Herz schnitt! Alles dies machte, daß dieser unglückliche Moment sein Eigenthümliches an Schauer und Wunderlichkeit beibehielt und noch jetzt in mir rege macht, so lange Zeit auch darüber hingegangen. Ich ließ den Körper

er hatte es uns Allen zum Possen oft produzirt, und besonders mir damit manchen zornigen Ausruf entlockt. Jetzt, in tiefer Mitternacht, höre ich den wohlbekannten Laut; ich lausche hin — er tönt wiederholt; ich fahre in die Höhe, kalter Schweiß perlt auf meiner Stirne, das Geräusch kommt aus der Ecke her, aus jener Ecke, wo ich den Knaben erschlug. Meine aufgescheuchten Seelenkräfte wieder der Arbeit zulenkend, zwinge ich mich einige Zeilen zu schreiben, aber das unheimliche Geräusch fährt fort und raubt mir alle Fassung. Heftig greife ich nach dem Licht, stürze in die Ecke und entdecke — natürlich nichts. Als ich mich aber mit dem Lichte wegwende und nur noch flüchtig über die Schulter meinen Blick in den jetzt finstern Winkel werfe, sehe ich deutlich die Umrisse einer kauernden Gestalt, aber in der Weise, wie etwa eine ungeübte Hand auf einen schwarzen Papierbogen mit schwachen Kreidelinien eine Figur hinzeichnen würde. Ein Frösteln durchrieselt mich, ich will dieses Gefühl bekämpfen und nehme den Regenschirm, der neben mir steht, aber seinen Platz in

jener Ecke hat, und will ihn dorthin stellen — es ist mir nicht möglich. Es ist mir, als wäre der Winkel schon von irgend einem Gegenstande ausgefüllt, obgleich ich deutlich sehe, daß er leer ist.

Alles dieses, mein Herr, werden Sie für krankhafte Phantasien erklären, aber ich kann diese Erklärung nicht annehmen. Ich weiß, was ich gelitten habe; denn der Spuk war mit jener Nacht nicht vorbei, er dauerte viele Wochen, ja Monate hindurch, immer jene knackenden Töne, jene im Dunkel nur halb erkennbare, tanzende Gestalt! Und einmal, ich werde den Abend nie vergessen! sahen mich aus dem dunklen Versteck heraus zwei Augen an; sie drangen mit ihrem unheimlichen Strahl mir tief in die Seele. Ich flüchtete einige Zeit hindurch die Kammer, ich verließ das Haus, aber — „aber," fiel ich ihm in die Rede, „Sie kommen doch allmählich auf jenen Flecken zurück und wohnen und hantieren daselbst!"

„So ist's," versicherte er mit schwacher Stimme. Wenn es mir erst gelungen sein wird, den großen schweren Schrank allein in jene Ecke zu rücken, dann

ist das grauenvolle Etwas verdeckt, dann hört es auf zu existiren. Ich werde von einer unheimlichen Macht getrieben, immer und immer wieder in jene Kammer zu eilen, wo ich nichts mehr zu suchen habe, um die alten peinvollen Erinnerungen neu zu beleben und ein unnützes, ja schädliches Werk zu treiben. Es wird mein Tod sein' — Ach, mein Herr, darf man glauben, daß die Todten wieder kommen?

„Mit dieser Frage," sagte der Arzt, „will ich meine Erzählung endigen. Wer giebt eine befriedigende Antwort?"

Das Edelstein-Mährchen.

Es wird Zeit, daß ich für meine Braut einen Schmuck bestelle! sagte ein junger Dichter.

Aber was wähle ich?

Einen kostbaren Ring? Nein. Sie hat so schöne Hände, und eine schöne Hand zeigt sich, wie überhaupt die Schönheit, am vortheilhaftesten ganz ohne Putz. Trägt die Venus von Medicis Ringe? Aber sie trägt weder Ringe noch sonst etwas; sie kann also hier nicht in Betracht kommen. Wie schön stehet den Frauen des Rubens und Paul Veronese der Schmuck an Händen und Hals! — Ja, diese epigrammatischen Farben haben ihren Reiz, sie erheben den blaßgelblichen Fleischton, sie strömen funkelnd [illegible] [illegible] Lichter über eine warmleuchtende Carnation aus. Aber dennoch — meine Braut soll keinen Ring tragen. Es giebt da eine

Stelle an ihrer Hand, an jedem Finger, gerade d
wo die Ringe sitzen — es ist ein Grübchen, od
es ist kein Grübchen, der Himmel weiß was es i
aber ich küsse diese Stelle so gern, und wenn nu
ein Ring diese Stelle umpanzerte! Nein, die weich
kleine Hand, die vor der Hand der Lady Macbet
noch das voraus hat, daß sie durch Wohlgerüch
noch versüßt werden kann, diese Hand, die sie mi
gegeben hat zum Zeichen, daß die ganze Person, da
kleinste Lächeln, wie die kleinste Thräne, der tiefs
Seelenschmerz und der Schmerz, den ein zu eng
Schuh verursacht — alles, alles mein sein soll —
diese Hand will ich mit keinem, auch nicht dem kö
barsten Ringe schmücken.

Also den Hals? — Auch nicht. Ich habe ein
mal eine Geschichte gelesen wo eine guillotinirt
Frau durch allerlei Zaubermittel den abgehauene
Kopf wieder auf die Schultern angepaßt erhielt, s
geschickt, daß Niemand merkte was ihr mit dem Kopf
passirt war. Nur einen ganz dünnen, blutrothe
Streifen rund um den schneeweißen Hals herum, de

konnte man nicht vertilgen und versteckte ihn daher unter ein kostbares, diamantnes Halsband. Einst in der Nacht löste sich dieses Halsband, und der Kopf rollte aus dem Bette auf den Boden hin, zum Entsetzen des jungen Mannes, der die wundersame Schöne heimgeführt hatte. Zwar meine Braut, die wird sicherlich nie guillotinirt werden; sie ist so sanft, so engelgut, und dabei wird sie sich wohl in Acht nehmen sich in eine Revolution zu mischen. Wo es irgend gefährlich ingeht, da bleibt sie weg. Zu den genialen Frauen gehört sie durchaus nicht, und ich danke dem Himmel meinerseits, daß sie weder Tabak raucht, noch Pferde besteigt. Das Halsband will ich aber nicht. Die fatale Idee mit dem herabrollenden Kopfe könnte mich zu Zeiten nicht ruhig schlafen lassen.

Was aber nun? Welchen Theil des schönen Körpers meines lieben Kindes soll ich mit Gold und Edelsteinen umspinnen? Soll ich ihr kleines Ohr wählen und eine Perlenthräne daran hängen? Nein, nein! Dieses Ohr ist so hübsch und zierlich geformt, daß man es sehen und bewundern muß, und da

würde jeder fremde Schmuck stören. Ich kenne eine kleine häßliche jüdische Banquierfrau mit fatalen, innerlich wie eine schlechte Perlenmuttermuschel schmutzig rothen schlappen lederweichen Ohren, und diese muden alten Ohren, diese Ohren, die so viel Böses und Gemeines gehört haben, das nicht von fremdem, nein vom eignen Munde ausgesprochen worden, sie trugen ein ganzes Bouquet von edelsteinen, abwärts niederhängend. Nie sah ich diese Frau im Gedränge ohne daß ich fürchtete, eine dreiste Hand möchte die kleinen Tausendthalersträuchen sammt einem blutigen Fetzen des alten Perlenmutter-Ohrs abreißen und triumphirend in die Luft recken. Himmel, wie sähe die Frau dann aus! In meinen Träumen sah ich sie blutend und erbost ihrem Manne nachsetzen, indem die Ohrente an die geschwollenen Wangen schlugen.

Also keine Ohrgehänge!

Etwa dann ein Edelsteinschmuck an der Brust? Eine Agraffe, um einen faltigen Schleier festzuhalten, der dann im Winde anmuthig wehen kann so viel

ihm beliebt, ohne daß er davon flattern darf. Auch das nicht. Ich würde immer an die berühmte Frau von Sevigné denken, nach der dieser Schmuck benannt ist, und die gar nicht meine Passion ist. Sie und ihre Tochter Madame de Grignan sind so grade zwei Exemplare von der Gattung Frauen, die ich um den Tod nicht leiden kann. Die Mutter eine gekehrte Narrin, die Tochter ein Zierpüppchen. Ich weiß was es mich gekostet hat, die berühmten Briefe der Frau von Sevigné vom Anfang bis zu Ende durchzulesen; ich lese sie nicht zum zweitenmale und wenn man mir als Preis dafür Frau von Grignan zur Frau gäbe? Nein, da ist mir meine Kleine tausendmal lieber. Ihre unorthographischen Briefe, ihre nie endenden Zerwürfnisse mit der Grammatik, wo sie aber immer das letzte Wort behält, ihre Oppositionsgelüste gegen den rechtmäßigen Artikel und ihr revolutionäres Begünstigen des falschen machen mir mehr Freude, als alle jene Briefe zusammengenommen dem größten Verehrer der Frau von Sevigné machen können.

Dann bleibt nichts als — ein Armband! Ja, ein Armband soll es sein! Man hat deren so schöne! In Form von Schlangen. Aber ich werde mich wohl hüten grade ein solches zu wählen, schon wegen der alten ärgerlichen Geschichte, die das erste Weib und die erste Schlange miteinander ge- habt haben. Es fehlte nur noch, daß wir Männer unsern Weibern selbst Schlangen schenkten, als könnten wir es nicht erwarten aus dem Paradiese wieder herauszukommen, in das wir erst vor einem Stündchen hineingekommen sind. Nein, meine Gat- soll kein boshaft symbolisches Geschenk erhalten, dessen Deutung ich und mein ehelches Glück später ächzen müßen!

Hiermit nahm der junge Dichter Hut und Stock und eine Viertelstunde darauf befand er sich in den reichsten und geschmackvollsten Juwelier laden der Hauptstadt. Das Fräulein mit den Armbändern wurde hervorgebracht, und auf dem Ladentische vor den Käufer hingestellt. Da lagen sie nun die schö- nen Goldreifen, die schimmernden Ketten, die

denen mancher Mädchenblick sehnsüchtig gehaftet, an deren scharfen Steinspitzen sich manche Tugend blutig gerißt, da lagen sie nun: für dünne, für volle Arme, für die Arme einer Hebe und für die einer geadelten Küchenmagd, Allen passend, Allen recht, nur nicht für den Arm der Armuth. Da paßte auch kein noch so weiter Ring, die dünnen Handknöchel des Elends zu umspannen. Dazu war dieses vornehme Gold nicht gemacht, diese edlen Steine nicht geschliffen. Die Hände, die sich zum verzweifelten Gebete zusammenkrampfen, die gebräunte grobe Haut der hagern Arme, die man im Sarge zusammenbiegt über die eingesunkne Brust, diese Hände, diese Arme, sie tragen nie Ringe und Spangen.

Doch nun schnell gewählt! Da — dieses Armband! Der Preis ist etwas hoch, aber die Börse ist gefüllt. Wie geschmackvoll ist der schwarze Emailguß rund um die leuchtenden Augen der fünf kostbaren Edelsteine hingezogen, es sind dies ein Diamant, ein Rubin, ein Saphir, ein Smaragd und ein Amethist.

Das Armband ist gewählt, bezahlt, es ist in das Futteral gelegt und der junge Dichter bringt seinen Schatz nach Hause. Ermüdet wirft er sich in einen Stuhl am offenen Fenster. Er sieht nochmals sein erhandeltes Kleinod an, setzt es dann aufs Fensterbrett, und — was Dichter so gern thun — versinkt in Träumereien. Unterdessen geht der Mond auf, streut sein Silber über die Wipfel der Pappeln und schleicht sich dann neugierig ins offene Fenster hinein, alle Dinge genau betrachtend, bis es auf dem Fensterbrette finden. Da liegt eine moderne Miniatur-Ausgabe eines Dichters; er beachtet sie nicht, wahrscheinlich ist ihm der Druck zu fein, er will sein altes Auge nicht belästigen. Dann liegt da ein zartes Damentaschentuch, von Wohlgerüchen durchduftet; dieses Tuch erinnert ihn an Desdemona's Tuch, das er einst in Jago's Händen sah, und er lächelt im Andenken an diese und tausend andere Liebesgeschichten, bei denen man ihn mit ins Vertrauen gezogen. Endlich streift sein Blick eine kleine Blumenvase, in welcher ein verkümmertes Veilchen,

wie ein pensionirter Dichter, zwischen Tod und Leben schwebt, und dann geht er auf das Armband über. Hier freut er sich über das Blitzen der Edelsteine und verbindet sein Milchweiß vertraulich mit den hellen und fröhlichen Farben. Zuletzt entsteht eine Art Geplauder zwischen den Mondstrahlen und den Farbenlichtern. Der Dichter, der aus seiner Träumerei zur rechten Zeit aufwachte, war so glücklich zu erlauschen was sich diese geheimnißvollen Wesen einander erzählten.

Aus dem feuchten, glänzenden Bette eines jeden Edelsteines stieg ein besonderer kleiner geflügelter Genius hervor, der Geist des Steines, und erzählte dem Monde die Geschichte des ersten Eigenthümers des Kleinods.

Zuerst kam der Diamant, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil seine Geschichte am weitesten zurückreicht. Es war ein allerliebster kleiner Knabe, dem sehr prahlerisch über die Schultern eine römische Tunika hing, und durch dessen goldgelbe Locken ein Diadem sich zog. Er blieb auf der scharfen

Kante seines Steines stehen und balancirte sehr künstlich, wie der geübteste Seiltänzer, während er erzählte.

Diamant.

Der erste Lehrer meines Steins war ein junger Grieche, der am Hofe Nero's lebte und bei Seneca Philosophie studirte. — Der Mond rief hier dazwischen: Halt! den Seneca kab ich gekannt, es war ein Mann mit einem kahlen Scheitel und trug in späteren Jahren den einen Arm in der Binde. — (Man sieht, der Mond macht es den modernen Biographen und Memoirenschreibern nach, er misshandelt den Ernst der Geschichte, um sie zu einer Sammlung kleiner skandalöser Anekdoten zu machen.)

Der kleine Steingenius fuhr unbekümmert fort. Mein Schützling hieß Perikles; nicht der große Staatsmann, auch nicht entfernt mit ihm verwandt. Mein armer Junge war nichts weniger als berühmt, auch nicht reich; sein ganzes Besitzthum war ein

munteres Gesicht und eine frische Jugend, die durch die Buhlerkünste Rom's noch nicht entnervt war. Er hatte zum Erbtheil das schönste Exemplar einer griechischen Nase erhalten, und sein Profil, wenn man es in unsern Tagen sähe, würde das Entzücken der Alterthumsfreunde, so wie es damals das Entzücken der Jugendfreunde war. Dann hatte er auch die schöne, kurze, schmollend aufgeworfene Oberlippe, die den jungen Antinous so gut kleidet; was ihm aber abging war — Geist.

Vielleicht taugte er darum um so besser zum Studium der Philosophie! rief der Mond pedantisch lächelnd, und sehr froh einen sogenannten guten Einfall angebracht zu haben.

Mein schöner Grieche, fuhr der Genius fort, fühlte sich alsobald als ein so unnützes Möbel im Hörsaal der Philosophie, daß er sich öfter außerhalb als innerhalb der Halle befand, und so schlenderte er denn auch eines schönen Morgens die Straße nach Baja hin, und gelangte in die Nähe eines der Landhäuser, welches Poppäa, die Geliebte Nero's be-

wohnte. Unter den Säulen des Portikus wandelte die junge Frau, blühend wie eine Rose und weiß wie der junge Tag. Ein ganzes Heer ägyptischer Sklavinnen mit klappernden Goldblechen in den Ohren und in Gewändern von phönizischem Purpur schritt ihr nach, wie ein Schwarm Nachtgeister am verödeten Himmel dem Morgenstern nachjagt. Eine Musik von Saiteninstrumenten tönte aus dem Innern der Vorhalle. Die junge Frau wankte still und einsam: plötzlich glitt ihr Blick über die Marmorstufen hinweg und traf den jungen Philosophen. Sein Auge hatte schon lange auf ihr gehaftet, jetzt begegneten sich Beider Blicke. Mein junger Freund befand sich eben in einem Zustande angenehmer Aufregung; der fortgesetzte Mundgasang sagte ihm sehr zu, und dann gab ihm das Bewußtsein, sich gegenwärtig weit weg von dem verhaßten Katheder zu befinden, sein Ohr nicht belästigt zu fühlen von den schwerfälligen Dogmen der Pythagoräer, die er nicht begriff und dennoch mühsam seinem Gedächtnisse einprägte, eine äußerst befriedigte Stimmung. Sich

fernte er sich nur auf wenige Stunden und kehrte dann zurück in den Arm der Liebe. Eines Tages, wo er eben ein kleines, schwelgerisches Mahl mit seiner hohen Beschützerin in einer Grotte des Gartens einnahm, meldete man Nero's Ankunft. Die Liebenden fuhren erschrocken in die Höhe, und Petron eilte den Beherrscher der Welt zu empfangen. Der Tyrann kam gefolgt von einer ganzen Schaar besiegter Könige, die ihn als eine Trabantenwache begleitete. Herkules sah hier zum erstenmale den Schrecken und die Bewunderung der Welt, das gekrönte Ungeheuer, das die Erde zittern machte, das die Welt mit einer Fülle frecher Laster überschüttete, das zu gleicher Zeit Vergnügen fand die Zither zu spielen und Städte zu verbrennen. Wie erstarrten Aller Blicke bei seinem Nahen, wie bebte das Herz der Sklaven und wie zitterten die Könige, wenn sein grobes, rollendes schwarzes Auge über sie hinglitt, wenn aber die in ewiger Spottsucht verzogenen wulstigen Negerlippen jene kleinen gemurmelten Worte fuhren, die Bluturtheile enthielten, in Sarkasmen

die goldne Schwelle des Palastes hatten [illegible] Laune eines gekrönten Spötters sich fügen, rückte vor und stellte sich zum Tanze. Den Reigen eröffneten zwei dürre Orthographen, die ihre [illegible] Gliedmaßen mit dem Anstand eines [illegible] und der Grazie eines [illegible] hin- und [illegible] teten; dann theilten sich die [illegible] und die [illegible], [illegible] Figur eines [illegible] auf dem [illegible] merkbaren Laden, und [illegible] Seele aus, unter dem Geklapper der [illegible] und dem dumpfen Ton der [illegible] Trommel. [illegible] Figur verschwand in eine Tonne, und aus [illegible] Tonne schwangen sich in schnellen [illegible] die [illegible] linger der Stoa, graue, langbärtige [illegible] lächerlich pedantischem Ernste in den [illegible] Zügen. Ganz von fern [illegible] die [illegible] vorsichtig versteckt vor den Blicken [illegible] er in diesem Moment in den [illegible] [illegible] wünschte, weil der [illegible] stolze philosophische Seele beleidigte.

Der Tanz war beendet. [illegible]

den Scherz gut aufzunehmen, es regte sich Eifersucht in seiner Brust, und abwechselnd die Geliebte und den jungen Mann musternd, sagte er zu Letzterm: Ich bin gütig, ich lasse die Menschen sterben wie sie selbst es wollen. Wähle Dir eine Todesart. — Petrás's Wangen wurden bleich, und sie rief: Du darfst ihn nicht morden lassen! Du darfst nicht — ich — ich, Poppäa, verbiete es Dir! — Diese Sprache hatte ihre Wirkung bis jetzt nie verfehlt, aber die arme Petrás! sie war schon zu lange in der Gunst; eine unerhört lange Zeit. Der ganze Hof prophezeite ihr den sichern Sturz, nur sie allein glaubte den Prophetenstimmen nicht. Nero widersprach nicht; auf seinen Wink entfernte sich Petrás, und es schien als habe er ihm begnadigt.

Am Tage darauf führte Nero Petrás zum Schauspiel. Die Arena war besonders festlich geschmückt; es traten Gladiatoren aus Afrika auf, schwarze Gestalten, die unter Strömen von Blut sich wie wilde Thiere mit Nägeln und Zähnen das Fleisch von den Knochen rissen, indem sie dabei unter

dem Zorn des Weibes, dann lächelte er ihr kalt und höhnend zu, indem er rief: Versäume nichts vom Schauspiel. Und Perikles wurde vom Unthier gepackt, zerfleischt, auf der Bühne herumgezerrt als blutiger Fleischballen, in dem noch Leben zuckte, hin und hergeworfen. Entsetzen! — Nero ließ jenes fette, ekelhafte Lachen erschallen, das, so spät der Sonne schien, nur ihm eigen war, dem Ungeheuer.

In derselben Nacht warfen zwei vermummte Sklaven den Körper einer ohnmächtigen Frau, die sie aus dem goldenen Hause Nero's herausgetragen, in die Fluthen der Tiber. Poppäa war nicht mehr. Der Tyrann, sich fürchtend vor dem Stich der Schlange, die sich unter seinem Fußtritt bäumte, hatte die schöne bunte Viper schnell zertreten.

Dies ist die Geschichte des armen Perikles.

So sprach der kleine Genius, und tauchte wieder, ohne das Beifallgemurmel des Mondes abzuwarten, in die schimmernde Krystallwiege, aus der er emporgestiegen. Ein anderer kleiner Genius, dem grünen Steine sich entwindend, wurde sichtbar. Er hob

kann und vermöchte, in ein tiefernstes, grosses verwandt schallt. In seinem Herzen melancholischen versucht plötzlich ein heller Gedanke. Seine Stimme klang wie helle Cymbelklänge. Er machte ihm Mienen und bot verschiedene Verbindungen, kann sich es an zu bieten.

Smaragd

Eines Abends ist er bei Gast zum Thronen zusammentraf, die in der Nähe vom Jerusalem hätte, in der Zeit als die Mutter seine Kammer hatte gut Hand.

Bei dem Namen der Mutter wandte der Diener wieder eine Verneigung und trat ferner treten, sondern wartete Herrn Irrungen über die Wand.

Wie gut sich die Mutter Jesus hatten Kinder und Hand. Seine Stimme war voll und den Gewandten der Welt ergriffen. Er hatte mit ihren guten Bräuten, die in Neue Freudenfeuern be-Schätzen und an Ohren trocken. Reihen in Herzen-

land und in Afrika gemacht; überall war sie bewundert worden und Fürsten hatten ihre Kronen zu ihren Füßen niedergelegt, aber sie hatten nicht vermocht den freiheitsliebenden Sinn der reichen Erbtochter in Fesseln zu schlagen. Sie zog es vor auf ihrem Landsitze einen fürstlichen Luxus zu entwickeln und sich jene fremden Genüsse dort einzuführen, die sie in den phantastischen Palästen Roms, in den Thälern und Hainen des alten Hellas, und in den berühmten Harems Aegyptens kennen gelernt. Ihr Landsitz war eine Schule des modernen Lebensgenusses; man kam zu ihr, wie man in Griechenland zu Athen kam, um zu lernen was das Leben süß und reizend macht. Die Weltleute sahen sie als ihr Orakel an, und die eleganten Spötter, die an Allem etwas zu tadeln fanden, die, sich vom Genusse zu müde schleppend, an Allem Ekel empfanden, waren dennoch am Hofe meiner Gebieterin die am unterthänigsten Sklaven.

Es gehörten die großen Reichthümer dazu, aber die meine Herrin besaß, um eine solche glänzende

waren genügend, sie für den, der sie ausgesprochen, einzunehmen. Aber die Welt, immer das Schlimme für das Wahrscheinlichste haltend, war sehr geneigt diese unverfänglichen Abenteuer zu den verfänglichen zu machen, und meine Gebieterin zu verdammen. Das heißt, die Welt der Pharisäer that dies, und diese fing an damals herrschend zu werden. Man sah eine Secte Heuchelei sich verbreiten, die eine unerhörte Sittenstrenge predigte und nicht die Sünde, sondern nur deren öffentliche Ausübung tadelte. Mit Recht höhnte meine Gebieterin über diese Nichtswürdigen.

Da wir in unsern kleinen Abendzirkeln öfters geschichtliche und römische Schriftsteller bei uns lasen, so kam eines Tages, ich weiß nicht durch welchen Ungefähr veranlaßt, die Rede auf den Marquis von Sade, der grade damals anfing viel von sich sprechen zu machen. Meine Fürstin erkundigte sich bei dieser Gelegenheit etwas näher über einige Besonderheiten seines Lebens. Ich mußte ihr die gehässigen Dinge über ihn mittheilen; die scheußlichsten

Ha, beim Herkules! eine hübsche Lehre! Gut für diesen kleinen Stamm der Hebräer! für diese aus Aegypten fortgejagten Tagelöhner, die ihre Arbeit schlecht machten und die man ins Meer peitschte, damit sie darin ertrinken möchten; aber diese Elenden hatten ein zähes Leben und schwammen hindurch wie die Katzen. O die Lehre ist gut! Armuth! Entsagen! für Leute die nichts Genußvolleres kennen als an einer Zwiebel zu nagen, und sich dadurch den Athem zu verderben.

Wer von ihnen, meine geehrten Freunde, hat ihn gesehen und kennt ihn von Person? fragte meine Gebieterin.

Mir ist dieses Glück zu Theil geworden, entgegnete Einer der Parasiten. Er ist klein, von untersetzter Figur, kahlköpfig und mit einem Höcker versehen.

Alsdann wird er bei den Frauen kein Glück machen, nahm Aristipp das Wort, und ordnete dabei, einen kleinen Metallspiegel hervorziehend, seine salbenduftenden Stirnlocken.

Weshalb? sagte meine Herrin rasch. Sollte denn in der That uns Frauen nur gefallen was körperlich, nicht auch was geistig schön ist?

Hierüber habe ich kein Urtheil, rief Phokas, der Cyniker. Ich bekenne für meine Person, daß die erhabenste Lehre, wenn sie aus einem zwiebelduftenden Munde kommt, vergeblich arbeiten würde mich zu ihrem Bekenner zu machen.

Ueberdies, haben wir nicht Götter genug? fragte ein Stoiker, mehr als wir deren bedürfen. Fehlt es noch, einen neuen Pantheon?

Und wenn wir eine neue Göttin wählten, hub Aristipp an, indem er zärtliche Augen machte und eine Rose pflückte, um sie meiner Gebieterin zu überreichen, ist sie nicht hier gefunden? Venus und Pallas zugleich, übertrifft sie die Erstere an Schönheit, die Letztere an Geist.

Ja — ja! Diese neue Göttin lebe! So riefen alle Stimmen, und der dicke Phokas warf sich vor der jungen Fürstin nieder, indem er sie bat, sogleich das Fest ihrer Erhebung in den Göttersaal zu feiern.

Meine Gebieterin ging auf dichten Teppichen um. Es war Abend geworden, auf ihren Wink gestaltete sich schnell ein Fest. Bunte Flammen beleuchteten den Garten und den daranstoßenden Hain. Die Gemächer des Palastes ertönten vom Schall der Instrumente und ganze Chöre von Nymphen ordneten sich zum Tanz. Ein prachtvoller Ehrenhimmel wurde gebaut, mit Blumen geschmückt und mit den Emblemen der vereinigten Göttinnen Pallas und Aphrodite bekleidet. Auf diesem Throne nahm meine Gebieterin Platz und im Triumph, unter Gesängen und Beifallrufen, wurde sie der versammelten Menge, die sich an das Gitter des Gartens drängte, vorbeigetragen.

Der Rosenthron hielt gerade an einer Stelle, wo abgesondert von den übrigen Gruppen eine Anzahl Männer fast im Schatten stand. Sie hielten sich absichtlich zurück, doch meiner Herrin Blick hatte sie herausgefunden und besonders einen jungen Mann ins Auge gefaßt, der unbeweglich stand und sein dunkles ernstes Auge mit Festigkeit auf sie richtete. Er war einfach, aber nicht ärmlich gekle-

der. Ein weißes faltiges Untergewand ließ den Wuchs erkennen, der in dem Ernst und zugleich in der Jugendlichkeit seiner Formen das Erhabene zeigte. Ein Obergewand von dunklem Stoffe war nachlässig über eine Schulter geworfen. Der Abendwind spielte mit den langen, dunkelblonden Locken, die auf Brust und Nacken niederwallten. Die Begleiter oder die Gefährten dieses Mannes waren so wie er gekleidet, doch waren sie [illegible] älter und man sah ihnen an, daß sie [illegible] einen beschwerlichen [illegible] gewählt hatten.

Es war eine Laune der jungen Fürstin, daß sie gerade auf jenen jungen Unbekannten zuschritt und ihn aufforderte, an ihrer Hand sich dem Festzuge anzuschließen.

Er antwortete nicht; er erhob nur seine Hand und mit einer [illegible] aber ausdrucksvollen Bewegung wies er gen Himmel. Dabei trat er einen Schritt zurück und war plötzlich seinen Begleitern verschwunden.

Ich weiß nicht wie es kam, aber die Musik verstummte, und es herrschte eine augenblickliche Stille um die etwas befangene Fürstin, die erstaunt und befremdet um sich blickte, als wollte sie die Umstehenden fragen, was eigentlich geschehen sei. Die Umgebung war bestissen, sie durch verdoppelte Heiterkeit wieder froh zu stimmen und scheinbar gelang es auch. Der Fremde und seine geheimnisvolle Gesellschaft schien vergessen. Im Geheimen hatte sich jedoch meine Herrin erkundigt, ob Jemand den Mann gekannt, und man hatte ihr gesagt, dies sei der Rabbi Jesus gewesen, der so viel von sich sprechen mache. Demnach merkte die junge Fürstin, daß der Philosoph sie belogen hatte, als er ihr den Namen verschrieb.

Seit jener Nacht war meine Gebieterin wie umgewandelt. Sie konnte den Blick der Augen nicht vergessen, die in jener verhängnisvollen Stunde mit einem so tiefen Ernst, zugleich mit einer so großen Güte auf ihr geruht.

Sie dachte und träumte nur von dem Rabbi Jesus. -

Endlich gelang es ihr, ihm in den Straßen von Jerusalem wieder zu begegnen. Mit einer Anzahl Frauen aus niedrigem Stande stieg sie einen kleinen Hügel hinan, und lagerte sich in der heißen Sonne, sie die sonst um ihre Schönheit zu wahren hinter den feinfarbigen Schleiern sich geborgen hatte, um einen Vortrag zu hören, den er an die Versammlung richtete. Als er noch sprach, führte man eine Frau in die Versammlung, die des Ehebruchs angeklagt war. Ihr beleidigter Mann folgte ihr, indem er die Häscher antrieb ihre Härte zu verdoppeln, mit der sie die Unglückliche, die sich dem Geschrei und den Scheltworten des Pöbels ausgesetzt sah, behandelten. Die Zuhörer standen auf, als die Frau mühsam und an den Füßen blutend den Hügel heraufkam. Man machte sich bereit, sie auch hier mit Hohn zu empfangen, als der Rabbi hervortrat, und nachdem er sich mit den nähern Umständen des Vorfalls bekannt gemacht, richtete er sich mit den Worten an den Umstehenden: Wer von Euch frei ist von Sünde, der hebe den ersten Stein auf gegen diese!

Diese Worte machten einen gewaltigen Eindruck. Der Hohn verstummte und die Frau glitt vorüber, indem sich ein kummervolles Lächeln auf ihren bleichen Zügen lagerte und sie eine leichte dankende Verbeugung gegen ihren Beschützer machte. Der Mann schrie laut gegen den Rabbi und nannte ihn einen Verführer des Volkes; die Häscher drohten ihm, die Menge stand jedoch beschämt und ruhig. So ging dieser merkwürdige Auftritt vorüber. Als sich der Rabbi wieder zum Fortgehen anschickte, lag eine Frau zu seinen Füßen und umklammerte diese. Da Du Jener verziehen! so rief sie und Schluchzen unterbrach ihre Worte, so wirst Du auch mir verzeihen, denn ich habe gesündigt wie sie!

Die Menge staunte, die reiche, junge, schöne Fürstin zu den Füßen des Mannes aus dem Volke zu sehen.

Als meine Gebieterin wieder nach Hause kam, verkaufte sie ihren schönen Palast, ihren Schmuck und ihre Gewänder, indem sie den Erlös davon den Armen und den Kranken schenkte. Sie selbst zog arm dem

Rabbi Jesus nach, dem Sohne Gottes, dem sie sich ganz zu eigen gab. Als seine treue Tochter nahm er sie in seine göttlichen Arme auf, und sie war es, die in seiner Todesstunde am Fuß des Kreuzes lag und mit ihren Thränen den Stamm des Marterholzes netzte.

Das ist die Geschichte der Maria Magdalena, schloß der kleine grüne Genius seine Erzählung, die als eine reiche Fürstin geboren ward, und die als eine arme und verlassene Magd starb.

Ich entsinne mich des ganzen Vorfalls recht wohl, sagte der Mond dann, obgleich ich grade damals an einer kleinen unangenehmen Verdunkelung litt, die mir meine alte Feindin, die Erde, zufügte, in dem Momente wo mir darum zu thun war, grade recht hell zu sehen. Dennoch weiß ich, daß diese Maria Magdalena, wie Du sie nennst, eine sehr hübsche Person war. Um ihre Bekehrung kümmere ich mich weiter nicht, denn alle Welt weiß, daß ich ein Heide bin und bleiben werde. — Bei diesen Worten lachte der Mond auf jene anmuthige Art, wie alte

Herren zu lachen pflegen, die aus dem Bekenntn
ihrer losen Grundsätze kein Geheimniß machen.

Beleidigt und erschreckt tauchte der kleine Genin
schnell in sein grünes Bette hinab. Statt fein
stieg aus dem Rubin ein kleiner geflügelter Geist
Hofkostüm Ludwig des Funfzehnten, mit Chapea
bas, Degen und gepudert und frisirt. Die rot
Wolke, die ihn einhüllte, verzog sich erst nach u
nach, und als dies geschehen war erhob der ne
Ankömmling seine Stimme wie folgt.

Rubin.

Ich saß am Finger der Pompadour.

Der Marquise de Pompadour! rief der Mon
Mein Freund, vergiß bei vornehmen Damen d
Titel nicht. Uebrigens war diese weltbekann
Marquise nicht so schön als man gewöhnlich a
nimmt. Dies muß ich, der Mond, wissen, vor d
nun einmal kein Geheimniß existirt. Wenn ich pla
dern wollte, so — doch fahre nur fort in deiner E
zählung.

Also, sprach der Genius, ich saß am Finger der Marquise de Pompadour. Ich könnte wohl zierlicher sagen, ich schmückte den Finger der Marquise, allein dies wäre nicht die Wahrheit, denn sie besaß viel kostbarere und schönere Ringe, die neben und über mir glänzten und mich verdunkelten. Allein keine dieser schimmernden Prätiosen konnte sich rühmen der allgewaltigen Frau so theuer und unentbehrlich zu sein, wie ich. Oft hatte ich Gelegenheit dies zu bemerken. Wie mancher hochmüthige Diamant, wie manche naseweise und von ihrer Schönheit lächerlich eingenommene Perle sah ich eines schönen Morgens nicht mehr an ihrem Platze; sie waren verschwunden, spurlos untergegangen, irgend ein vornehmer Hofkakei, irgend ein untergeordneter Finanzpächter hatte die Kleinode erhalten und von diesen wanderten sie in die schmutzige Hand eines Juden. Ich allein, der mindest kostbare unter den Ringen der schönen Frau, ich blieb und zwar beständig am Ringfinger, am bedeutungsvollsten und uns Ringen liebsten Platz der Hand.

Kam ich etwa vom König? Hatte der „Vielgeliebte" mich seiner Vielgeliebten gegeben? Nein. Wie hätte Ludwig es vermocht, einen so einfachen prunklosen Stein zu verschenken! Aber wo kam ich denn her? Nun, man höre.

Eines jener reizenden Feste sollte in Versailles gegeben werden, die noch die Frische und Anmuth der glücklichen Periode der Macht an sich trugen, noch nicht das Verwelkte, Abgenutzte der Vergnügungen eines der Welt und seinem Volke zuwidergewordenen alten Wüstlings. Ludwig war noch der zärtlichste Ritter, und seine Geliebte die schönste Frau. Also an diesem Festtage befand sich gegen Abend die Marquise in ihren Gemächern beschäftigt ein Bouquet gelber Rosen an den Ueberwurf von perlgrauem Atlas, den ein Untergewand von blaßrother überdurchwirkter Gaze zierte, zu heften. Sie hatte dieses selbst, weil Niemand in ganz Paris so viel Geschmack besaß als sie. Die Diamanten waren an diesem Tage verbannt, die Schönen des Hofes waren glückliche Schäferinnen geworden, die von arkadischen

Hirten unter den Klängen der Schalmei zum Tanze geführt wurden. Eine Pastoral-Mennet, von Lulli komponirt, enthielt jene scherzhaften kühnen kleinen Passagen, jene hübschen frischen Flöten-Solo's die die Heiterkeit des arkadischen Himmels wiedergeben sollten, und die in der That die Luft mit Wohlklang füllten. Die Herzen, die die Hofluft beengt, die die Intrigue vertrocknet hatte, hoben sich wieder unter jugendlichen Pulsen, und die Pastoral-Mennet machte alle Welt heiter.

Die Marquise befestigte also, statt des Bildnisses des heiligen Ludwigs in einer Glorie von Diamanten, das Bouquet gelber Rosen an ihre Schulter. Dabei setzte sie ein Hütchen auf und ergriff einen Schäferstab. Eben reichte ihr die erste Kammerfrau den parfumirten Fächer, mit einem kostbaren kleinen Gemälde von Watteau geschmückt, als im Vorsaal eine heftige Stimme gehört wurde, die da rief: Laßt mich zu ihr ein! Ich muß sie sprechen! Ich gehöre nicht zu den Supplikanten, ich bitte um nichts, ich begehre nichts, ich will ihr nur ein paar Worte sagen!

Die Marquise blieb in einer anmuthigen Stellung am Pfeilertisch unter dem Spiegel stehen, während sie jenen Worten lauschte, rief die Kammerfrau:

„Gewiß ein Ueberlästiger! Sie sagen immer, daß sie nichts beachten, und sind sie einmal vor Ihrem Angesicht, Madame, so zeigt sich's, daß sie die ganze Welt und wo möglich noch etwas darüber begehren. Ich will sagen daß man ihn fortschickt.

Die Marquise machte eine unwillkürliche Bewegung, doch in dem Augenblicke ward die Thür aufgerissen und ein jugendliches Gesicht blickte herein mit dem Ausdruck der Trauer und dem Ruf:

„Hören Sie mich, Frau Herzogin, hören Sie mich!"

Das Gesicht verschwand wieder, denn der draußen stehende Thürhüter riß den Armen mit Gewalt hinweg.

„Laß ihn eintreten, sagte die Marquise. Er ist jung; wer weiß welcher Verfolgung er ausgesetzt in Paris ist so verderbt.

Lächelnd gehorchte die Zofe, und jetzt stand der

junger Mann vor der allmächtigen Beherrscherin Frankreichs, ein junger Mann, der zitterte und dessen Wesen und Kleidung halb einem protestantischen Geistlichen, halb einem Bauer abgeborgt schien. Eine dürftige kleine Perrücke mit Locken, denen der Puder durch den eiligen Gang und den Kampf an der Thüre entfallen war, umschloß ein fast noch kindliches Gesicht, das aber durch den Ausdruck von Trauer und Ernst Reife und Bedeutung erhielt. Man sah es diesen Augen an, daß eine Seele im Innern rastlos thätig war.

Die schöne Marquise, die überall, wo sie nicht Politik vermuthete, Liebesschmerz sah, bildete sich sogleich ein, der junge Mann sei ein unglücklicher und verfolgter Liebhaber und komme um gegen irgend einen Großen des Hofes Klage zu führen. Fälle dieser Art gehörten zu den gewöhnlichen Zerstreuungen ihrer Morgenstunden; deshalb sagte sie auch mit einem milden aber vornehmen Lächeln: Mein Herr, Ihre Klagen bringen Sie zur unrechten Stunde an. Sie wissen, daß mein Kammerdiener beauftragt

in Pantheller Ihrer Art auf eine bestimmte Note
bringen und mir dann Vorträge darüber zu halte
Wenden Sie sich an Florian Baptiste.

Was soll mir Florian Baptiste? Ich will S
sprechen, Sie, Frau Maranise.

Und was können Sie mir zu sagen haben?

Viel — unendlich viel!

Sie sehen, daß ich ausgehen im Begriff bin.

Ich werde Sie daran hindern.

Sie? Wer sind Sie?

Ein Mann ohne Macht und Ansehn, aber e
Mann der Sie liebt; der gekommen ist Sie zu rette

Droht mir Gefahr?

Nur einige Minuten unbewachten Gespräche.

Die Maranise sah den jungen Mann zweifel
an, da sie jedoch mit ihrem weltkundigen Blicke
seinem ergebenen Gesichte las, auch nicht das leise
Anzeichen einer ihr drohenden Gefahr bemerkte
winkte sie ihrer Kammerfrau sich zu entfernen un
nahm auf dem Polstersessel am Fenster Platz, dem
gab sie ein Zeichen daß er sprechen solle. Sie la

unterdessen hinab auf den schattigen Gradplatz, über welchen geschmückte Frauen leichtfüßig hinglitten um den Versammlungssaal zu umkreisen, den die große Fontaine besprudelte. Der Himmel war heiter, der Abend besonders schön, die Maranise etwas ungeduldig, und da ihr Mann noch immer nicht sprechen wollte, klopfte sie mit dem Absatz ihres kleinen goldgestickten Schuhes heftig auf den Boden, indem sie rief: Wie langweilig ist das! Man hält mich hier fest, man martert mich, man läßt mich nicht frei! Das ist mehr als ich ertragen kann! — Mit diesen Worten wollte sie eilig aufstehen, als ihr Auge auf das ihres schweigsamen Gatten fiel und Thränen darauf schimmern sah. Ueberrascht senkte sie den Blick und sagte sanft: Sie weinen, mein Herr?

Ueber Dich! rief der junge Mann und warf sich zu ihren Füßen. Ueber Dich! O kann man so schön sein und doch so entwürdigt und getreten!

Die Maranise, als sie solche Anrede vernahm, bog sich zu ihm mit kaum bewegten Unwillen zurück. Sie wußte nun, daß der junge Mann von den

Fremmen gesendet war um ihr eine Predigt zu hal
ten, wahrlich sehr zur ungelegenen Stunde. Sie
wollte zu der Klingel greifen, um sich des Ueber
lästigen zu entledigen, aber dieser vertrat ihr den
Weg. Mit einer Miene voll Trotz sagte er: Man
muß mit euch Weltleuten freie Sprache führen. Ich
bin arm, ich bin unbekannt, ich habe nichts zu ver
lieren; ich verlasse morgen Paris wieder, und was
ich jetzt thue, geschieht nur Gott und meinem Er
lösser zu lieb. Bekehre Dich! schönes, aber verlore
nes Weib, bekehre Dich!

Genug, mein Herr, ich kenne diese Sprache.
Wer sendet Sie? — Niemand, ich sagte es schon,
Niemand. Von meinen Schweizerbergen komme ich
her: ein freier Sohn der Natur! Ich komme mit
Angst und Schaudern, um Dich im Pfuhl, im
Abgrund dieser Welthadt aufzusuchen. Weil ich
Dich liebe, und weil Du so schön bist, und weil Du
so groß sein könntest, wenn Du wolltest, deshalb
komme ich. Wenn ich eitel wäre wie eure Frem
men, so würde ich sagen, Gott sendet mich; so

sage ich aber, mein eigen sündhaft Herz treibt mich zu Dir.

Sie sind kein Geistlicher? fragte die Marquise.

Ich verachte Deine Mönche! rief der junge Mann. Ich schmähe auf ihre Satzungen. Verderben und Zwietracht haben sie in die schöne Welt Gottes gebracht.

So gehören Sie zu den modernen Philosophen?

Diese sind mir vollends ein Gräuel. Lerne diese Sophisten kennen, wie ich sie kenne; sie setzen die Welt in Flammen, nur um ihrer Eitelkeit einen ungewohnten Kitzel zu bereiten, sie geben die Unschuld preis, lediglich um die Leere einer müssigen Stunde zu füllen; sie zerreißen einen ehrlichen Namen, um einen leichtfertigen und gotteslästerlichen Vers mehr in ihre verbrecherischen Gesänge zu flechten.

Wenn Sie aber nicht Philosoph, und nicht fromm sind, in welcher Eigenschaft wollen Sie mich denn belehren?

Als Mensch! Als Dein Bruder.

Die Marquise wandte sich lächelnd zur Seite,

und indem sie den Fächer durch die Finger gleiten ließ, bewegte sie das Haupt zweifelnd und sagte: die Sprache ist mir neu!

Weil Dir die wahre Liebe neu ist! rief der Jüngling stürmisch. Versuche es, liebe wie ich liebe, und Du wirst meine Sprache verstehn.

Eine lange Pause entstand, dann fuhr er mit erschütternder Stimme und mit fest auf sie gerichtetem Auge fort: Du beherrschest eine Welt, sei groß, wirf diese Welt von Dir und kehre zur Einfachheit und Natur zurück! Jetzt bist Du Königin im Reiche der Lüge, sei wieder, wozu Du erschaffen wurdest, Dienerin im Reiche der Wahrheit, der Tugend, der Liebe! — Jetzt, da Du in der vollen Macht bist, zeige der Welt wie gering Du sie achtest, wie wenig Du durch ihren Glanz Deine edle Seele hast blenden lassen, neige vom Thron herab und flüchte in meine Schweizerberge, um dort am Busen der Natur ein stilles, glückliches Weib zu sein! Verlaß diese Paris mit seinen glänzenden Heuchlern, Parasiten und Sophisten, verlaß diesen Hof, den Du am Hungerstabe

leitest, gieb diese mit Schmach erkaufte Ehre hin um frei zu sein. Es kommt eine neue Zeit; schon leuchten ihre Fackeln am Horizont! Es stürzt das Reich der Lüge! — Du, Frankreichs schönste Tochter, sei auch die Erste, die siegestrunken dem neuen Tage entgegenfliegt! O komm, komm! Folge mir!

Er hatte seinen Arm um ihren Leib geschlungen, er war ganz Feuer, Muth und schöne Jugend. Ein so begeistertes Antlitz, eine so feurig aus einem schönen Auge blinkende Propheten- und Dichterseele hatte die stolze, verwöhnte Frau noch nicht geschaut. Am Hofe Ludwigs des Funfzehnten waren derlei Gesichter und Gestalten nicht anzutreffen. Ein junger Mann der da kam, nicht um ihr einen Kuß zu rauben, sondern um ihre Seele zu retten, sie eine überirdische Liebe und Reinheit kennen zu lehren, war ihr neu. Wie alles Neue die Frauen fesselt, so ward auch sie gefesselt und durch den Moment gleichsam überwunden. Sie hörte von jetzt an Alles, was er sprach, mit jener feinen, seelenvollen Aufmerksamkeit an, die man ein „Hinhörchen des Herzens“ nennen möchte,

und worin die Frauen unübertrefflich sind. Die Extase des Jünglings ging als zarte Glut in ihren Busen über, der schimmernde Glanz seines Auges, in dem sie zum erstenmale den reinsten Spiegel der Seele erkannte, die stammelnde, von Schmerz und Klage überfließende Bitte, die scheue und keusche Berührung seiner zitternden Hand, alles drang tiefreich in ihr Inneres. Die Zeit verging; das bescheidne mahnende Klopfen der Kammerfrau hatte sich schon oft wiederholt, allein stets vergebens. Die von Entzücken überschauerte Seele der schönen Frau hatte alles Gefühl für die Außenwelt verloren. An ihrem rasch klopfenden, heißen Busen welkten die Rosen. Endlich, da ein lautes Vivatrufen vom Platze der Fontaine her sie vom Erscheinen ihres königlichen Freundes in Kenntnis setzte, flog sie auf, griff nach Fächer und Tuch und eilte, doch nicht bevor sie eine neue Zusammenkunft mit ihrem seltenen Gaste verabredet hatte.

Zum erstenmale erschienen der Marquise die Freuden des Hofes gedankenlos und leer. Der Chor

der arkadischen Tänzerinnen in ihren Reifröcken von golddurchwirkter Seide machte seine Manöver, und die Schwenkungen desselben, die geputzten und gezierten Gruppen erschienen der zuschauenden Favorite gezwungen und kalt. Das Feuer in den Blicken der jungen Herzöge, die sich um die Gunst der Gebieterin bewarben, verlor seinen prächtigen Schimmer, wenn sie dasselbe mit dem reinen verführerischen Jugendblick ihres Gastes verglich. Wer ist der Mann dort, der sich in Tänzerstellung an die Bildsäule des Herkules lehnt? Der magre Höfling mit der schmächtigen Taille dicht an der grandiosen Herrlichkeit des antiken Halbgottes? Wer ist dieses Gebilde voll Spottsucht und Frivolität in der Nähe der gewaltigen Kraft, der heroischen Ruhe, des ungebeugten Trotzes? Wie kommt dieser Rücken, der sich ewig und nach allen Seiten hin bückt, zu dem Rücken, der sich nie bückte, selbst vor einem Gott nicht? — Still, nicht so laut, damit er euch nicht hört und schnell sein Füllhorn giftiger Spöttereien über euch ausgießt! — Es ist Voltaire — Voltaire, der sich so

gern dem Herkules vergleicht, weil er behauptet auch berufen zu sein, der Welt durch Säuberung mehr als eines Augiasstalles zu dienen. Es ist Voltaire, der nach Paris gekommen ist, um der Pompadour zu huldigen, weil er neben dem Altar der Wahrheit auch einen Altar der Lüge hat, an dem er Hoherpriester werden möchte. Wie schmeichelte es die schöne Marquise, diesen Götzen des Tages unter ihren Anbetern zu sehen, wäre es nur nicht gerade heute! Heute ist ihr Voltaire nicht mehr Voltaire, er erscheint ihr klein und unwürdig. Immer schwebt ihr neben diesen, vom Weltdienst durchfurchten, vom Unglauben gestempelten Zügen das reine und begeisterte Antlitz jenes Jünglings vor. Selbst Ludwigs graziöse Aufmerksamkeit erscheint ihr als Maske, und immer tönen ihr jene Worte ins Ohr: Wirf diese Welt von Dir, diese Welt voll Lüge und Falschheit, und kehre zur Natur, zur Wahrheit, zur Liebe zurück!

Die Melodieen Lulli's sind verklungen. Nacht und Einsamkeit umgiebt die schöne Trauernde. Sie denkt ihrem Geschick nach, das in Unschuld und Glück

liebst in dem freien Ebenbilde Gottes nur den käuflichen Sklaven, den geknechteten Sänger! Welche Schmerzen bereitet Dein schmählicher Antrag meinem Geiste! Ich gab Dir den kostbaren Inhalt meiner Seele, und Du — bietest mir Geld, entweihtes Geld! Auch ich war Dir nichts als ein besudeltes Werkzeug Deiner Macht, und ich dachte Dein Retter und Dein Freund zu sein! Laß mich in meine Gebirge zurückfliehen! Lebe wohl — lebe wohl! Nie — nie siehst Du mich wieder!

Und er floh, und kehrte nicht wieder. Erst viele Jahre später tauchte in der gelehrten Welt ein Name auf, der Aufsehn machte, und dessen schnell wachsender Ruhm Neider weckte. Dieser Name war Jean Jacques Rousseau.

Die Marquise aber, die ihre glänzende Straße weiter wandelte, vergaß nie des jungen Mannes, dem es einst gelungen war, ihr kaltes und starres Herz mit der Zaubermelodie aus einer andern Welt zu erweichen. Stets gedachte sie jenes Abends, wo er im heimlichen Dämmerschein am Fenster zu ihren

Füßen lag und ihrer von der Weltluft berauschten Seele vom Glück des Friedens und der Unschuld sprach. Die Bahn der Thorheit und der Tyrannei, die sie wandelte, erschien ihr zu Zeiten, wenn sie sich im Geiste diesen Jüngling ihr zur Seite dachte, minder gefahrbringend. Heimlich, und wenn der Hof sie nicht belauschte, las sie seine Schriften und berauschte sich an dem süßen — ach, auf immer ihr entrissenen Glücke. Der von ihm geschenkte Ring, ein Andenken jener unvergeßlichen Stunden, kam nicht von ihrem Finger. Sie hatte ihn nicht beschenken können, er hatte sie beschenkt; sie hatte ihn nicht erheben können, er hatte sie erhoben.

Rousseau selbst trat jedoch früh in Zwiespalt mit der Welt. Er bildete eine Lehre, die anfangs sanft und edel auftrat, zu einem mißlaunigen, ungerechten und grausamen System aus. So gingen denn zwei Wesen, die ein gütiges Geschick zu edlem Zwecke zusammengeführt, ihre eigne Straße, auf immer getrennt in Starrheit und Eigenwillen; aber sie hielten beide den schönen Traum der Jugend fest. —

lichen Einfall anzubringen, der darin bestand, noch irgend ein Geräthe, das fehlte, anzugeben, um den Ausputz des Brautgemachs zu vollenden.

Indessen fehlte demselben noch die wesentlichste Zuthat, nehmlich die Person des Bräutigams und der Braut selbst.

Als der Bojmeria hörte, welche Rolle zu spielen ihm allerhöchsten Orts bestimmt war, verschwand er und war trotz alles Suchens in der ganzen Residenz nicht zu finden. Es war ein grämlicher alter Mann, der nach einem langen Leben voll Possen auf ein ruhiges und behagliches Alter hoffte und nun mit Schrecken hören mußte, welch ein grausames Schlußtableau in dem Narrenspiel seines Lebens ihm zugedacht war. Es gelüstete ihm wenig nach einem Brautbette, und am wenigsten nach einem von Eis. Da die allerhöchste Person die allerkleinste in ihrem Reiche nicht finden konnte, gerieth sie in einen Zorn, der dem Schicksal des Tages eine unglückselige Wendung verhieß. Es flogen Eilboten nach allen Gegenden aus, die den Auftrag hatten, alle diejenigen

getreuen Unterthanen aufzuweisen, die es in ihrem üppigen Wachsthum nicht weiter als bis zu höchstens drei Fuß gebracht hatten. Man fand davon eine Anzahl und in das Thor der Residenz wanderte eine seltsame Schaar kleiner Geschöpfe mit krummen Beinen und großen Buckelköpfen. Aus dieser Sammlung Miniaturen wurde ein Männlein und ein Fräulein ausgewählt, und er in eine enge und steife Hoftracht, sie in einen kostbaren Reifrock von Silberstoff gesteckt. Die noch übrig bleibenden Zwerge wurden zum Gefolge verwendet, auch wurde ein kleiner Zeremonienmeister geschaffen, der dem Amt mit vieler Würde vorstand. Das ungeheure Eisplateau der Newa war mit einer unzählbaren Menge Zuschauer bedeckt; Lichter, Fackeln, bunte Laternen schufen die Nacht zum Tage, und in der Nähe des Eispalastes konnte das Auge kaum den flimmernden Glanz der Krystalle ertragen, die zu gleicher Zeit das Licht von Innen und das von Außen empfingen und widerstrahlten. Dabei erklang eine betäubende Musik, ein Zusammenschmettern von hundert Trompeten, Posau-

nen und Blechbecken. Die Kanonen der nahen Festungswerke ließen ihre dumpfen Donner erschallen in dem Augenblick, als sich der Brautzug in Bewegung setzte. Nie sah die Residenz ein Schauspiel, das so neu und von so eigenthümlichem Reize war. Ganz Europa sprach davon, und man erzählte sich in Paris und London von der Zwergenhochzeit und dem Gepränge auf der Tafel. Elisabeth's Neugierde war befriedigt, der Tag wurde eingetragen als ein besonderer in den Annalen des Reichs.

Der Genius des Steins war bis hierher in seiner Erzählung gelangt; jetzt hielt er erschöpft inne, indem er sich den Pelzrock auf der Brust etwas aufknöpfte und seiner zierlichen Perrücke einen kleinen Stoß versetzte, wodurch sie wieder in die gehörige Lage sich fügte, aus der sie im Eifer des Gespräches gekommen war. „Wie glücklich sind die hohen Herren dieser Erde, sind sie wieder an, sie haben alles, was ihnen gefällt! Welche eigenthümlichen Genüsse wissen sie sich zu bereiten. Der Eine sendet eine Stadt an, lediglich um zu sehen, wie sie sich brennend aus

anlassung war die. Elisabeth hatte sehr kleine Hände; sie verschmähte es daher, Ringe zu tragen; der einzige, den sie nicht ablegen durfte, war ein sehr kostbarer Karniol, den ihr erhabener Vater, der fast in jedes Fach menschlicher Kunstfertigkeit hineinpfuschte, höchstselbst mit einem plump geschnitzten Amorknopfe geziert hatte. Dieser unglückliche Amor mit seinem verkrüppelten Beine und seinem schiefen Munde, denn der kaiserliche Stift war bei der Arbeit mehr als einmal ausgeglitscht, sah traurig Elisabeth an, als sie noch Kind war, und verfolgte Amor begleitete sie in derselben widrigen Verzerrung bis auf den Thron. An diesem Tage, den ich eben zu beschreiben die Ehre gehabt, kam, ich weiß nicht durch welche Mittel, ich an den Finger der glücklichen Frau. Als sie ihren Handschuh abzog, fiel ich herab; man suchte mich, und endlich fand mich der Kammerherr — der Erwählte! Dieß sah die Kaiserin als ein glückliches Omen ihrer eben geschlossenen Verbindung an, und von diesem Augenblick kam ich nicht wieder von ihrem Finger. Man kann sich denken, wie lästig mir bei

Mignon! rief der Mond, Mignon! wunderliches seltsames Kind, wo kommst Du her? Ich sah Dich auf dem Seile tanzen, ich sah Dich in den Armen des großen schönen Mannes, der Dich aus der Gauklerbude rettete, und der mit seinem eigentlichen Namen —

Still! rief der kleine Geist, ich bitte Dich, nenne ihn nicht. Nur ich habe das Recht, ihn zu nennen — nur ich! Mich hat er an sich gekauft mit Seele und Leib, und wie ich auf der Erde ihm folgte, so folge ich ihm jetzt im Himmel. Auf der Erde hieß ich Poesie, im Himmel heiße ich — doch höre nun mein einfaches kleines Geschichtchen.

Ich hatte an Gothe's Finger meinen Platz. Meine Erzählung ist sehr kurz, sie spielt nur während einer einzigen Abendstunde, die der große Dichter träumend auf einer Bank im Park zu Tiefurt verbrachte.

Nach einem Tage voll anstrengender Festlichkeiten, voll langwieriger und pomphafter Ehrenbezeugungen, begonnen mit schüchternen Glückwünschen

umrauscht von dem Gesange der Poeten und geliebkos't von dem Geplauder schöner Frauen! Es floß mit klaren Wellen ein Flüßchen durch diesen Park, und dieses Flusses Spiegel nahm die nachdenklichen Gestalten der großen deutschen Dichter auf, die, ewige Gesänge dichtend, an seinem Ufer wandelten. An jenem Baum lehnte die ernste, imposante Gestalt Schillers, der, sein großes Auge träumend in das Dunkel des Hains richtend, aus seinem Geiste Gebilde erstehen ließ, an denen Deutschlands Jugend erstarkte und erglühte. An jenem Altar, von grünlichem Dunkel umspielt, der irgend einem poetischen Gotte gewidmet war, ruhte der Greis Wieland, dieser nie alternde Liebling der Musen, dieser Stolz und Schmuck der Fürstenhöfe. Zu diesem dunklen kleinen Altar kamen die ewig frischen, jugendlichen drei Schwestern, die Grazien Homer's, und führten ländliche Tänze auf zum Klange der Lyra des Orpheus und zu den Tönen von Oberon's Hüfthorn. In dieses murmelnde Wasser stieg die schöne Rezia, und ihr nach stürzte sich die schalkhafte Zemire, Liebe lacht

kleine dunkle Fleckchen Erde, diese paar alten Bäume, diese vermorschten Altäre, diese Bilder und Gebilde, diese verschont! Laßt Euren kommenden Dichtern das eine Winkelchen, wo sie träumen, weinen und — Euch und Eure Maschinen verwünschen können, nein — nur vergessen! Dazu, ich versichere Euch, eignet sich der Park von Tiefurt vortrefflich.

Ich kehre zu dem Dichter zurück, den wir auf der einsamen Bank verlassen haben. Es wäre ein gewagtes Unternehmen, und dabei durchaus nicht der Wahrheit anpassend, wenn ich Göthe wie einen sentimentalen jungen Träumer wollte sprechen lassen. Wir wollen ihn gar nicht sprechen lassen, wir wollen nur das stumme Spiel, mit dem er den großartigen Gang seiner Träume und Phantasien begleitet, zu deuten suchen.

Vorsichtig späht er, ob er allein sei; er sieht den kleinen dunkeln Taxusgang hinab und beobachtet das schimmernde Gewand einer Dame, die sich langsam entfernt, eine von den vielen Leonoren, die den Weimarischen Tasso in anmuthigem Kultus des Genies

erwarten. Sie hat den Dichter nicht bemerkt, sonst würde sie unfehlbar ihre Schritte zu ihm gelenkt haben, denn welch ein schöner Moment für eine schwärmende Prinzessin, ihren Gott allein und nur ihr angehörend zu haben! Aber sie geht. Göthe's Auge blickt den andern Gang hinab; dort wandelt ein Herr des Hofes, ein Mann des Ceremoniels und der Geschäfte. Er wartet auf die Wagen, welche die Vorräthe der Küche bringen, ihn beschäftigt die Vertheilung der Plätze beim Souper, kein Wort der Welt könnte in diesem Augenblick den Lauf seiner Betrachtungen stören. Er ist unschädlich. Von ihm hat der große Dichter nichts zu fürchten. Er würde in den Katakomben von Rom, unter den Cedern des Libanon, in der Kirche des heiligen Grabes ebenso gleichgültig und mit derselben Zufriedenheit und Ruhe umherwandeln, er würde auch dort auf die Küchenwagen warten. Er würde, wenn er den einsamen Mann auf der Bank bemerkte, sich zwar respektvoll nahen, aber nicht, um den Dichter des Faust zu begrüßen, sondern um dem neuen Minister

die graziöse Geschmeidigkeit seines Rückens zu zeigen. Doch auch er bemerkt ihn nicht und so zieht Göthe vorsichtig und schüchtern ein kleines Etui aus der Tasche, öffnet es und nimmt mit zitternder Hand einen Ring hervor, einen einfachen Goldreifen mit einem in Herzform gefaßten Amethist.

Was ist das? Welch wundersame Veränderung geht mit dem Manne der Kälte und der höfischen Formen vor? Ist die nachlässig gebeugte Gestalt dieselbe, die so eben noch in der Mitte eines Schwarms von Verehrern und Schmeichlern gerade aufrecht in fürstlicher Haltung stand? Hier ist's der unbewachte, unbeachtete Mann, der seine Jugend nochmals durchträumt, der die Bitterkeit und das Weh vergangener Jahre über sein gebeugtes Herz unbehindert hinschauern läßt. Dort war es der Mann, der selbstbewußt und vorsichtig einer Welt entgegentritt, deren Lob ihm verdächtig, deren Treue ihm ohne Werth, deren Ruhm er entbehrlich findet; hier auf der einsamen Bank sitzt der Mensch und Dichter, der arme von Gott gebeugte und geliebkoste

Sterbliche, der in Demuth der großen Weltseele sich Unterwerfende. Dort stand der moderne Prometheus mit der vollen Kühnheit, dem Trotz und dem Uebermuth seines Vorbildes, der Freund eines Fürsten und der Stolz seines Jahrhunderts. Hier ist der Mann ohne Stern, aber mit einem Herzen, dort der Mann ohne Herz, aber mit dem Stern. Ihr, die Ihr den großen Dichter schmäht, ihn kalt, herrschsüchtig und egoistisch nennt, geht in den Park zu Tiefurt, laßt Euch die Bank zeigen, auf der Göthe oft einsam ganze Stunden verträumte, und wenn Ihr irgend an göttliche Naturen glaubt, an ihre Geheimnisse und stillen Verklärungen, an ihre Demuth und Entsagung bei allem nach außen hin gezeigten weltlichen Stolz und Uebermuth, dann glaubt auch an die Herzensgröße des Mannes, vor dessen Dichtergröße Ihr Euch willig beugt.

Doch von wem kommt der Ring mit dem Amethistberuben?

Ist er das Geschenk einer Fürstin, das Andenken einer poetischen Gräfin, oder irgend einer Baronesse,

die einen Band Gedichte oder eine Sammlung religiöser Betrachtungen veröffentlicht hat? Ist er ein Vermächtniß jener berühmten Frau, jener patriotischen Tochter Neckers, der Dichterin der Corinna, die nach Weimar kam, um sich zu Göthe's Füßen zu werfen? Oder stammt er von der Freundin Wieland's, der genialen Sophie von la Roche, die so unbedeutende Romane und so wunderschöne Briefe schrieb?

Nein, Ihr rathet es nicht.

Ihr, die Ihr Euch den großen Dichter immer mit dem Gedanken an Ruhm und Glanz beschäftigt denkt, Euch wird der Name jenes armen, einfachen Mädchens nicht in den Sinn kommen, ihr werdet nimmermehr glauben, daß an dem Tage, wo der Dichter die höchste Staffel äußerer Ehren erstieg, ihm nichts so theuer und werth erschien, als ein Zeichen der Liebe, das ihm einst ein armes unbedeutendes Kind gab, als er selbst noch ohne Namen und Ruhm war, daß es der Ring Friederikens von Sesenheim war, den der Dichter jetzt voll Trauer

und Liebe betrachtete. Jene selige schöne Jugendzeit in Straßburg trat vor seine Seele; er sah sich wieder auf dem Pferde, durch Nacht und Dunkel hinfliegend, um die Lichter des Pfarrhauses zu erreichen, die unter dem Laubdach der ländlichen Linden hervorschimmerten und wie Sterne der Liebe durch die Nacht leuchteten. O welche Zeit! —

— [illegible]

[illegible] —
[illegible] —

Und er sah sich wieder auf den Treppenstufen, Abschied nehmend, und — heimlich ward ihm von der Geliebten der einfache Ring mit dem Veilchensteine an den Finger gesteckt.

Das ist die Geschichte des Ringes, dessen Schimmer ich sah, endete der kleine Mann seine Erzählung. Ja, mir lebt Friederike von Sesenheim, in mir lebt [illegible], in mir leben Clärchen und Gretchen, und einem [illegible], in mir lebt das Herz des Dichters, wenn auch nur [illegible].

Die Meister der Steine hatten aufgehört zu sprechen, und auch der Mond war verstummt. Verwundert und überrascht betrachtete der Dichter sein Armband. Er hütete sich wohl, das Geheimnis derselben zu verrathen; nur den Wunsch sprach er heimlich aus: möchte die, die diesen schönen Reif künftig trägt, nie aufhören zu sein so lieblich wie Portia, so demuthig wie Maria Magdalena, so schön wie die Marquise von Pompadour, so großmüthig wie Elisabeth und endlich ihrem Auserwählten so treu wie Friederike von Sesenheim.

Die Perlen der Fee.

Nalaé, eine junge Fee, erschien vor der Königin der Meere und trug die Bitte vor, auf die Erde entlassen zu werden. Die Königin sah die Bittende mit einem mitleidsvollen und erstaunten Blicke an, indem sie fragte: Auf die Erde? Was bewegt Dich, diesen traurigen Aufenthalt des Kummers und der Schwachheit, diesen fernen, ewig beschatteten Planeten aufzusuchen? Es giebt Sterne, die Licht und Freude auf ihrer Oberfläche verbreiten, und wo Du die Tage Deiner Jugend mit ungleich mehr Genuß würst hinbringen können, als auf jenem freudlosen Ball, den Du Dir ausersahst.

Dennoch bitte ich auf meine Bitte, holde Beherrscherin, entgegnete die junge Fee.

In welcher Gestalt willst Du die Erde betreten? Mit welchen Mitteln soll ich Dich bekleiden?

Du bist zu schwach, um mit Wolken und Winden zu kämpfen, sonst würde ich in Deine Hände eine Flotte geben, die eben jetzt ein junger und schöner Prinz befehligt; Du könntest ihm den Schutz gewähren, den wir den Sterblichen gewähren dürfen. Auch bist Du zu unerfahren, um Dir die politischen Maasmen zur Bewachung anzuvertrauen, die den Saal der zwei Kammern eines großen Inselvolkes füllen, und die mit Vorsicht abgewickelt werden müssen, um das Volk und seine Regierung gesund zu erhalten, und dabei zugleich einem Minister, der seit vielen Jahren schon mein Liebling ist, den Besitz der Macht zu sichern. Auch kann ich Dich bei den Dichtern, wie sie heut zu Tage sind, nicht in Thätigkeit setzen, dazu bist Du zu jung und zärtlich. Ein paar schöne Verse würden Dir den Kopf verdrehen und Dich blind machen gegen die zahllosen Unarten und Thorheiten, die gerade jetzt unter dem Volke der Poeten herrschen, die nicht mehr in Armuth und Neuschheit, sondern in Ueppigkeit und Laster leben. Also wozu willst Du verwendet sein? Ueber ein

Blumenfeld hinfuhren? Denn ist die Welt so ernst, die kleinen Neckereien der Verliebten zu überwachen? Es giebt keine Verliebten mehr. Es giebt nur Männer und Frauen, die sich gegenseitig kaufen und diesen Kaufcontract eine Ehe nennen. Die Spiele der Kinder anzuordnen? Es giebt auch keine Kinder mehr, es giebt nur kleine verkrüppelte lebendige Mumien, die auf die Tasten eines Piano's hämmern, oder in einem Ballet als Automaten figuriren. Also was willst Du meine kleine?

Ich will eines Mannes Weib sein.

Tiefe Stille herrschte im Zeltsaal nach diesem Ausspruch. Man hörte, so still war es, die kleinen Geister, die wie ein Strauß lebendiger Feuer hoch über dem Haupte der Königin ihre blüthenweißen Körperchen in einander verschlangen, ihre feinen flatternden Flügelchen regen.

Eines Mannes Weib sein? wiederholte die Königin lächelnd, dieser alte Traum der Titania, immer von neuem taucht er in diesen Räumen auf! Immer von neuem kommt der so oft verlachscheuchte Schatten

einer Fieberphantasie der Seele, eines traurigen, gefährlichen Irrthums in diese Regionen des Nichts! — Aber es sei! Können wir weiter das Bild der ewigen Weltschönheit ändern? und in diesem Bilde steht der Liebesirrthum als ein ursprünglicher Charakterzug fest. So geh denn, mein Kind! Aber sage mir vorher, welchen Mann hast Du Dir ausgesucht? Zeige ihn mir auf dem Spiegel jener Wolke, die eben dort im weichen Morgenhimmel vorüber schwimmt.

Die junge Fee senkte erröthend das Haupt. Es war ihr nicht gelegen, daß eine ganze Versammlung neugieriger Feen sehen sollte, was sie bis jetzt allein in süßer Einsamkeit mit trunkenem Auge erschaut; doch mußte sie gehorchen. Ihren rosenfarbenen Schleier gegen die Wolke schwenkend, gebot sie dieser zu stehn und das Bild erschien. Am Abhange eines dichten Waldes sah man einen jungen Jäger ruhen, sein Hund und seine Büchse lagen neben ihm. Die Feen bogen sich neugierig vor und Eine rief: Schade, der Zweig des Hollunders beschattet gerade

seine Augen und Stirne! Entferne diesen Zweig, Aglaë! Das kann ich nicht, entgegnete die junge Fee. — Sie konnte es, aber sie wollte es nicht: schärfer blickend als die Anderen hatte sie bemerkt, daß der junge Jäger nicht schlief, sie wußte, wie schön seine Augen waren, und sie wollte sie ihren Gespielinnen nicht zeigen. Der wohlthätige Zweig blieb also, wo er war. Nach einer kleinen Weile verschwand das Bild, nachdem der Anzug des Jägers, seine Stellung, endlich sogar sein Hund, seine Jagdtasche und sein Gewehr auf das genaueste von den Beobachterinnen skizzirt worden waren.

Also dieses Mannes Weib willst Du sein? fragte die Königin.

Die junge Fee neigte das Haupt bejahend.

Glaubst Du, daß er Dich lieben und Dir treu sein wird?

Ach Königin, welche Frage! Er liebt mich glühend, obgleich ich ihm bis jetzt nur im Traume erschienen bin.

Eine Fee, die große Aehnlichkeit mit dem ge-

wissen Etwas hatte, was man auf Erden eine „alte Prüde" nennt, flüsterte ihrer Nachbarin zu, indem sie ihre Lilie vor dem zahnlosen Mund hielt, um das boshafte Lächeln zu verbergen. Die Männer lieben nur treu — im Traume!

Ist er wohlhabend und angesehen? fragte die Königin mit der Miene einer guten Mutter, die ihre Tochter versorgen will.

Weder das Eine noch das Andere, entgegnete Aglaë. Er bewohnt eine Hütte im Walde.

Und Du willst ihm Glück bringen?

Das Glück der Liebe, das er mir zuerst gebracht hat.

Die Fee mit dem zahnlosen Munde machte hier eine Miene der Ungeduld. Es war ihr verdrießlich, daß man in ihrer Gegenwart so lange und in so schwärmerischen Ausdrücken von Liebe sprach. Sie machte daher eine kleine graziose Verbeugung gegen die Königin und sagte: Daß das gute Kind nur immer gehen, Gebieterin. Was wetten wir, ehe ein Jahr vergeht, klopft sie an die Thür dieses Saales,

Er schlug ihn heftig, und der Geschlagene blieb nichts schuldig; nach einem heftigen Kampfe lagen Beide blutend am Boden. Der dicke Dorfrichter, der die Sache zu untersuchen hatte, klagte, daß dies nun der zehnte gefährliche Streit unter den jungen Burschen im Dorfe sei, seitdem Margot im Kirchsprengel sich niedergelassen habe. Und wer ist diese Margot? rief er keuchend. Selbst ich, der Dorfrichter, weiß es nicht. Wenn sich Niemand findet, der sich der Dirne auf eine ernsthafte respektable Art annimmt, so werde ich sie auf dem Schub aus dem Dorfe schaffen lassen.

Thut das! rief ein häßlicher rothhaariger Bursche, der es bis jetzt nicht hatte erlangen können, auch nur einen Tanz mit der Fremden bei den Dorffesten zu machen. Thut das, ich rathe Euch dazu und will Euch hülfreiche Hand dabei leisten. —

Im ärmlichen Winkel einer verfallenen Hütte, die gegen Sturm und Regen nicht mehr schützte, saß

sich bücken mußte. Rudolph ist abwesend, sprach Aglaë, ich kann Dir also Alles zeigen, was ihm gehört und zugleich mir, denn wir besitzen unsere Armuth und unser Glück gemeinschaftlich. Sie öffnete einen kleinen Wandschrank. Sieh hier den aus Holz geschnitzten Becher, aus dem Rudolph bei festlichen Gelegenheiten trinkt. Unten im Grunde des Bechers ist eine kleine Goldmünze eingelassen, die ein Vorfahr Rudolph's, ich weiß nicht bei welcher Gelegenheit, von einem Fürsten erhalten. Wenn wir daraus trinken, so setze ich die Lippen hier an, wo sich der Rehkopf befindet, er dort, wo der wilde Eber ausgeschnitzt ist; aber ich kann Dich versichern, in der Zerstreuung vergißt Rudolph nach den zwei ersten Zügen den Eber und kommt zum Reh, und ich — doch das sind alles Kleinigkeiten, die Dich nicht interessiren; ich will Dir meinen Talisman zeigen.“

Die glückliche Mutter hob den Säugling aus der hölzernen Wiege empor und mit Freudestrahlen rief sie: Da ist er!

Zelmira hob den Blick vom Kinde und schaute

das Geld dazu; ist's verloren, so giebst Du nichts wieder; gewinnst Du, so theilen wir den Gewinn.

Ich habe meinem Weibe versprechen müssen, nicht zu spielen. Es macht ihr Kummer.

So, also Dein Weib ist Dein Polizeimeister. Das ist etwas Anderes, das habe ich nicht gewußt.

Schweig! hämischer Bursche! Es ist allbekannt, daß sie Dich und Deine Bewerbungen abgewiesen hat, deshalb neidest Du mir mein Glück.

Sicherlich nicht. Ich habe Dir sogar etwas verschwiegen, was Dein Weib betrifft, und was Dich sehr nahe angeht. Ich bin zufällig dahinter gekommen.

Was ist's?

Daß ich ein Narr wäre, es Dir zu sagen. Erstlich würdest Du mir nicht glauben, und zweitens — nun zweitens würdest Du Deinem Weibe es wiederplaudern, daß ich's gesagt, und da sie — eine Hexe ist, so könnte es mir schimm gehen.

Rudolph zog sein Messer, doch Ralph sagte

In der That — Perlen! Das ist seltsam.

Ob seltsam oder nicht, das ist gleichgültig. Genug, Du hast einen Seckel, in den Du nur zu greifen brauchst, um ein reicher Mann zu sein.

Wie verstehst Du das?

Nun das ist verständlich zur Genüge! Du hast nur nöthig, Dein Weib zum Weinen zu bringen. Weint sie, so hast Du Perlen, und hast Du Perlen, so giebt Dir der Jude Geld. O wenn ich an Deiner Stelle wäre, machte ich's zu meinem Tagewerk: meine Frau müßte alle Tage ihr Pensum weinen oder alle Nacht, wenn ihr das lieber wäre. Dann würde ich ihr freie Hand lassen.

Unmensch! Also Du würdest Deine Frau peinigen, um Deine Tasche zu füllen?

Ralph erwiderte mit höhnischem Lächeln: Habe ich denn gesagt, daß es Kummerthränen sein sollen? Es können ja Freudenthränen sein. Genug, sie muß weinen, wie sie es anfängt, das ist Deine Sache.

Lieber verzichte ich auf alles Gold der Welt, ehe ich es veranlaße, daß Margot eine einzige Thräne

davon erfahren. Dennoch mußte sie um Alles. Ein Stück des Haushalts nach dem andern schwand, aber sie machte ihm keine Vorwürfe. Nur als der Becher fortgegeben wurde, vergoß sie ihre ersten Thränen.

Als Rudolph sie um das Geheimniß fragte, entgegnete sie: Nun ja, wenn Du es denn durchaus wissen willst, so bekenne ich Dir, daß es mit jener wundersamen [illegible] seine Richtigkeit hat. Unter meinen Taufpathen erschien eine fremde Fee, die Niemand kannte, und die sich wieder entfernte, ohne daß man ihren Namen erfuhr. Sie war es, die meinen Thränen diese magische Eigenschaft verliehen, sich in Perlen zu verwandeln.

Welch ein Wunder!

Allerdings ein Wunder; aber nun bekenne auch, von wem und woher Du mein Geheimniß erfahren.

Mein Kind, das kann Dir ja wohl gleichgültig sein.

Durchaus nicht, denn nur der Kummer, der Schmerz, und zwar schon ein recht empfindlicher erpreßt mir diese Thränen, und seitdem ich an Deiner

ersten Tage, als Du mich in die Arme schlossest und mit so treuer, ehrlicher Stimme sagtest: Du bist mein! hättest Du's gewußt!

Er küßte sie und sagte mit jenem Tone, der aus glücklichern Tagen herüber tönte: Sei ruhig, Du sollst auch nie weinen, der Schmerz wenigstens nicht!

Er ging in den Wald, suchte das einsame Plätzchen und überließ sich seinen Träumen. —

Rudolph bewohnte ein schönes Haus in der Stadt, seine Geliebte wohnte bei ihm, Margaretha lebte mit ihrem Kinde im Waldhause. Es ging lustig zu beim jungen Jäger, der in der Gunst seines Obern gestiegen war, weil er ihnen alle Abend Spiel und Gelag bereitete. Es wurde ihm sogar die Aussicht eröffnet, daß er die einzige reiche Tochter des Oberförsters würde zum Weibe erhalten, wenn er sich von seinem Weibe würde entledigt haben. Wein war sein täglicher Genosse. Eines Tages sagte er zu ihm:

täglich wiederkehrende Qual, wirkt nicht rasch genug, und schafft das, wonach ich verlange, nicht auf einmal und in großen Massen herbei! Hier giebt's eine Goldquelle, die meinen Durst endlich vollkommen stillt.

Ungeheuer! tönte eine Stimme in seinem Herzen. Du hast ihr Alles geraubt, willst Du ihren Himmel, das einzige Glück ihres Daseins, ihr auch noch rauben?

Aber wenn es sein muß! nahm die erste Stimme wieder das Wort. Und Frauen trösten sich so leicht. Ich bringe den Knaben nur auf eine kurze Zeit bei Seite; ist sie gar zu untröstlich, so gebe ich ihn ihr wieder. —

Und er raubte ihr das Kind. Die Unglückliche sank in Ohnmacht zusammen. Ihr Herz brach, sie vergoß die bittersten Thränen. Ein Mann kniete auf dem Boden und sammelte in Schaalen kostbare Perlen.

Die eitle Gräfin.

abschlagen konnte, machte er sich, wiewohl ungern, auf den Weg und klopfte Nachts an die Thüre der Frau. Als sie aufmachte, stand er davor und sprach: Weib, ich habe gehört, daß Du so unbändig eitel bist, da handelst Du sündlich! Sieh her, dies Tüchelchen ist mein ganzer Schmuck, und ich trage kein ander Gewand mein Lebelang. Thue Du desgleichen.

Wenn ich erst diese magern Knöchelchen haben werde, entgegnete die Frau, die nie um eine Antwort verlegen war. Geh, sonst hetze ich meine Hunde auf Dich.

Der Tod, dem für seine magern Waden bange war, floh eilig von dannen, indem er seine Hippe im Stich ließ. Die Frau reichte sie ihm durch's Fenster, indem sie rief: Sie, Hören's, da haben Sie ihren Barbiermesser'l vergessen! —

Nun trat die Mutter Gottes ein.

Die Gräfin erhob sich und machte der Himmelskönigin eine höchst respektable Verbeugung und nöthigte sie zu sitzen. Die Mutter Gottes, die keine

Zeit verlieren wollte, hub gleich an Buße zu predigen, und die Gräfin hörte ihr geduldig und mit großer Aufmerksamkeit zu.

Gnädige Frau, erwiederte sie, als die Mutter Gottes mit ihrem Sermone zu Ende war, ich bin bereit, nie und nimmer anders als ein hären Gewand zu tragen, mit einem Strick umgürtet, wenn Eure himmlischen Gnaden mir die Ehre erzeigen wollen, einen Wettkampf mit mir zu beginnen und in diesem Wettkampfe mich zu besiegen, was Eurer Heiligkeit gewiß nicht schwer fallen wird.

Laß hören, meine Tochter, sagte die allerliebreichste Mutter, in welcher Art soll dieser Wettkampf seyn?

Wir wollen wetten, hub die Gräfin wieder an, welche Eine die Andere in kostbaren und schönen Kleidern übertreffen kann. Geht mir mein Vorrath aus, wie denn daran nicht zu zweifeln ist, so hat Eure Heiligkeit gewonnen, sollte ich aber wider Vermuthen doch noch ein neues, sauberes Kleidchen an den Tag fordern, noch mehr, als sich in Eurer

himmlischen Garderobe befindet, alsdann habe ich gewonnen, und alsdann soll man mich gefälligst in Frieden lassen mein Lebtage lang.

Es sei! sagte die Mutter Gottes.

Kaum war die Wette abgeschlossen, so lief sogleich die Gräfin und miethete alle Putzmacherinnen und Nätherinnen von ganz Wien zusammen; sie erhielt deren an dreitausend und ein Stück. Diese setzten sich nun nieder und schwangen ihre funkelnden kleinen Nadeln Tag und Nacht. Dabei kaufte die Gräfin siebenhundert Läden leer und ließ eine ganze Schiffsladung goldener und silberner Borden kommen. Alles das ging mit großer Geschwindigkeit, denn als Zeitpunkt, wo die Wette entschieden sein sollte, war ein Jahr festgesetzt, und an jedem Tage des Jahres zogen die Mutter Gottes und die Gräfin beide zusammen ein neues Kleid an, das sowohl an Stoff wie an Muster gänzlich verschieden war von dem, was sie gestern getragen.

Die Mutter Gottes ließ sich dreihundert und fünf und sechzig Anzüge machen; die Gräfin ließ sich

war auch, so wie die Sachen jetzt standen, nicht mehr zu machen.

War die Gräfin früher übermüthig gewesen, so war sie es jetzt doppelt. Wenn sie Leute in Kirche gingen, so saß sie vor ihrem Spiegel und putzte sich. Wenn das Allerheiligste vorbeigetragen wurde, fiel sie nicht auf die Kniee, denn sie sagte, ich verderbe meine Kleider. Endlich wurde sie auch mit ihrer Hoffarth so arg, daß sie der Erde und dem Himmel ein Aergerniß gab.

In einer Nacht geschah es, daß eine arme Bettelfrau an ihre Thür pochte. Als ihr Einlaß gewährt wurde, sagte sie: Ich habe hier in meinem Korbe ein abgelegtes Kleidchen meines Töchterleins, wollt Ihr mir das abkaufen, gnädigste Gräfin?

Alte! sagte die Gräfin, ich habe aller Welt Pracht zu meinem Eigenthum, und ich soll gehen und Dir Deine Lumpen abkaufen?

Ihr könnt immer das Kleidchen Euch ansehen, sagte die Alte.

Und dabei brachte sie das Gewand hervor.

es war das Prachtvollste, was man sehen konnte. Selbst die Gräfin hatte dergleichen noch nicht geschaut. Alte! rief sie und klopfte in die Hände, dies Kleid muß mein sein.

Wie viel gebt Ihr?

Mein halbes Vermögen!

Kein Geld, kein Geld! mein Kind, murmelte die Alte; ich begehre kein Geld. Ihr sollt mir für das abgelegte Kleid meines Töchterleins nicht einen Kreuzer zahlen. Ich verlange nur, daß Ihr mir zum Lohne dafür, daß ich Euch erlaube einen ganzen geschlagenen Tag bis zu Mitternacht das Kleid zu tragen, dasjenige gebt, was keine Noth, wenn ich komme es abzuholen.

Das sollt Ihr haben! sagte die Gräfin.

Und wie sie das Kleid angelegt, lief ganz Wien zusammen, denn eine solche Pracht war nicht erschaut worden. Einen ganzen vollgeschlagenen Tag behielt die Gräfin das Kleid am Leibe und selbst zur Nachtzeit wollte sie es nicht ablegen, allein sie erinnerte sich der Worte der Alten. Wie die Stunde kam,

wo diese es abholen wollte, bemühten sich beide Kammerfrauen vergeblich, es ihr vom Leibe zu ziehen; es löste sich nicht ab. Und so geschah es, daß die Alte um Mitternacht kam, und die Gräfin selbst steckte noch im Kleide.

Jetzt bist Du mein! sagte die Alte.

Herr des Himmels! Wer bist Du? schrie die arme Frau.

Das sollst Du sogleich erfahren! rief das Ungeheuer, indem es seine höllischen Fänge wetzte und seine Drachenflügel ausspannte. Es umfing die Gräfin und nahm sie mit sich in die Lüfte; da half kein Jammern und kein Wehklagen. Nie hat man sie wieder gesehen. Das Haus, in dem sie gewohnt, sank in den Boden. So wurde die Hoffarth dieses eitlen Weibes bestraft.

O Weib, aus Staub geboren,
Erkenne Deinen Staub!
Es schuf der Herr der Welten
Aus Erden Dein Gewand.

Der alte Herr aus dem Stephan.

Um die zwölfte Stunde hörte der Wächter am St. Stephan, daß Etwas an der Begräbnißthür hämmerte und klopfte, als wolle es mit aller Gewalt hinaus. Als er öffnete, trat ein alter Herr hervor, in einem Mäntelchen gehüllt, der sagte: „Ich bitte Euch, mein Lieber, haltet die Thüre ein wenig offen, ich komme alsobald wieder. Es ist mir gar so still hier im Haus, ich gehe, einen kleinen Besuch abzustatten.

Sehr wohl, entgegnete der Wächter und sah sich den Herrn ein wenig genauer an. Derselbe hatte ein verwittertes Ansehn, und bei der kühlen Nachtluft schauderte er sichtlich zusammen und wollte sich in seinen Mantel hüllen; derselbe riß aber voneinander, so morsch war der alte Seidentaffet.

Auf den Straßen und Plätzen lag mattes

Mondenlicht, weil die Mondscheibe hinter Wolken stand; dennoch sah der Wächter deutlich, wie der alte Herr seinen Gang antrat und bald seltsam hüpfte, bald eine ganze Strecke weit mit geschlossenen Beinen dahinglitt, als führe eine Feder im Winde dahin. So ging das Fantom die Kärnthnerstraße hinab. Im Wandeln rieb es sich vor Vergnügen die Hände und rief: Das wird ein Spaß werden! Die Kleine erwartet mich nicht, aber wie wird sie sich freuen, mich wiederzusehen. Die Oper ist zu Ende, und sie wird nun schon seit einem Stündchen zu Hause sein.

Bei dem Reiben der Hände verlor der alte Herr einen Finger, und als er sich bückte ihn aufzuheben, stieß er mit der Nasenspitze an und auch diese bröckelte ab. Ach, rief er:

Wie ist's so übel mit uns lustigen Herrn:
Wir verlieren so gern
Bald Dieses, bald Jenes; ein Schnupftuch, eine Dose,
In eines Mädchens Schooße

[illegible]

Er steckte Nase und Finger in die Westentasche und sah sich vorsichtig um, ob Niemand es bemerke, dann eilte er weiter. Endlich blieb er vor einer Reihe Häuser stehen und blickte hinauf. Im obersten Stockwerk war noch Licht. Er lächelte und sagte:

[illegible]

Nun wartet, Ihr Tröpfe,
Ich komm' Euch zu wecken,
Ihr sollt Euch schon regen,
Ihr sollt Euch schon strecken!
Auf, auf, ihr Würmerlein!
[illegible]
Der Zauberstab,
Der [illegible] ist da! —

Oho! sie hören's schon! lachte er [illegible] und rieb sich wieder die Hände, aber mit mehr Bedacht. Ich kann mich nicht besinnen, seit lange nicht so lustig gewesen zu sein. Nur ein wenig fröstelt's mich; aber das wird vergehen, wenn ich erst drinnen in der Kammer bin und ein Gläschen Wein trinke. Teufel, welch einen Spaß kann man sich doch machen, wenn man nicht faul und träge zu Hause bleibt! Uebrigens, ich wohne etwas kühl; auch friert mich in meiner Wohnung. Laß doch sehen, habe ich denn kein Zuckerplätzchen zu mir gesteckt, um es dem lieben Kinde zu geben? — Er fuhr in die Tasche, aber was er hervorbrachte waren Würmer. Schnell steckte

er sie wieder ein und murmelte verdrießlich: Wie schlecht werden meine Kleider gewaschen.

Als er die Thüre des Hauses öffnen wollte, vermochte er es nicht, die Hand war so schwach und drehte im Gelenke abwärts, wie der Finger abgebrochen war. Deshalb setzte sich der alte Herr auf die Treppenstufe und wartete, daß Jemand die Thüre öffnen würde, wo er dann die Gelegenheit wahrnehmen und hineinschlüpfen wollte. Es kam auch Jemand heraus, und der alte Herr schlüpfte herein. Wie ein Kater schlich er die Treppe hinauf und blieb dann vor einer Thür stehen, an die er leise klopfte. Als nicht geöffnet wurde, klopfte er nochmals und dann nochmals und endlich trat er leise ein. Das junge Mädchen, das einst hier gewohnt hatte, war längst todt und begraben, aber es wohnte wieder ein junges Mädchen in der Kammer, und zwar war es ebenfalls eine Operntänzerin, wie Jene es gewesen war. Sie lag auf dem Bette, in Schlummer gesunken, und neben ihr brannte das Licht auf einem Tischchen, auf welchem

auch eine halb geleerte Weinflasche stand. Das Gespenst setzte die Flasche an den Mund und trank in gierigen Zügen, zugleich richtete es seine verglasten Augen mit großer Inbrunst auf das schlummernde Kind. Aber je länger es hinglotzte, desto heftiger fing es zu frösteln an. Es schlugen seine Gebeine zusammen, als schüttelte man Würfel im Becher. Er seufzte tief auf, setzte sich am Bette nieder und klagte:

Erbarmen! Erbarmen!
Es hat mich Armen
Der wüste Schlaf dort unten
Zu lange gebunden
Im feuchten Raume,
Bei jämmerlichem Traume,
Daß ich die Weise
Des Anstand's verletze,
Und durch Zappeln am Bette
Erschrecke die Kleine!

Es leerte nun die Flasche völlig aus, und als es dadurch das Frösteln überwunden hatte, wurde

Wie der Stadt neue Park bekommt und ihn wieder verliert.

über Deine Lippen bringst. Alsogleich wird der Bart fort sein, und Du wirst viel Mühe haben ihn wieder zuerlangen.

Der Kadet versprach, das Wort Abacadabra unter keiner Bedingung, weder bei Tag noch bei Nacht auszusprechen, und nun hatte er einen Bart.

Er war von der schönsten Sorte: schwarz, glänzend, etwas gekräuselt. Wer war nun glücklicher als der Kadet.

War der Kadet früher schon ein bezauberndes Geschöpf gewesen, so war er nunmehr unwiderstehlich.

Der Kadet führte jetzt seinen Bart allenthalben spazieren, in die Kirche, auf die Promenade, in die verschiedensten Kaffeehäuser und ganz besonders dorthin, wo er hoffen konnte schöne Frauen zu finden, unter denen ihm die reichen jungen Wittwen wiederum die liebsten waren, denn er dachte daran, sich mit der Zeit zu verheirathen, und dazu sollte ihm der Bart ganz besonders behülflich sein. Nur Eines war ihm unangenehm, daß er das Wort Abacadabra nicht sollte aussprechen dürfen, ein so unschuldiges und

Gegenüber dem Kadeten wohnte ein alter Herr mit einem jungen Barte. Sein Haar war schon grau, aber der Bart war wider Erwarten von dem schönsten Schwarz. Der Mann muß meinen Bart haben! sagte der Kadet, und ließ sich melden. Der Eigenthümer des schönen Bartes lag gerade im Bette und hatte den Bart in einem Kästchen neben sich am Bette, wo auch ein paar falsche Zähne lagen. Herr! Sie haben meinen Bart! rief der Kadet.

Daß ich nicht wüßte, entgegnete der alte Herr, ich trage nie fremde Sachen.

Aber meinen Bart haben Sie doch! rief der Kadet.

Der alte Herr wurde unwillig, ein Wort gab das andre und zuletzt lagen sich Beide in den Haaren. Aber es waren nicht die rechten Haare. Der Kadet durchsuchte das ganze Zimmer und endlich fand er den abgelegten Bart. O pfui! sprach er, das sind schnöde Pferdehaare, dicht gefärbt, und im nahen Laden gekauft. Mein Bart ist das nicht. Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, wenn ich gestört habe.

Der Teufel soll Sie entschuldigen! schrie der alte

Abermals macht der Kadi einen Versuch, seinen Lauf einzufangen.

Die Nachbarn beschwichtigten ihn, indem sie ihrerseits bemerkten, daß Damen mit Altstimmen manchermal kleine sehr zierliche Bärte trügen und daß offenbar die Signora eine solche Dame sei, und daß man nichts gegen ihren Bart einwenden dürfe. Damit gab sich der Kadet nicht zufrieden; die Unruhe, die ihn befallen hatte, wurde immer heftiger, endlich sprang er auf und gab deutlich zu verstehen, daß er mit der Signora Katzifinka ein Wörtlein im Vertrauen zu sprechen habe. Dies ließ sich aber nicht thun, denn die Sängerin fing ihre große Arie an und hatte die dritte Verbeugung eben auf das aller Anmuthigste vollendet. Mitten im Gesange hörte man die laute Stimme des Kadeten, der da rief, die Sängerin solle ihm sogleich den Bart zurückgeben, den sie ihm gestohlen habe.

Alles gerieth in Verwirrung und Bestürzung. Die Arie wurde unterbrochen und die Musiker fielen in Unordnung. Diesen Zeitpunkt benutzte der junge Mann, um geschwind auf die Tribüne zu klettern, in der Absicht, der Signora selbst auf den Leib zu gehn.

Diese flüchtete in den Zuhörerraum und der Kadet, der erst in großen Sprüngen nachsetzte, war eben im Begriff sie an ihren langen schwarzen Haarflechten zu fassen, als er selbst ergriffen und unter starkem Toben und Schreien aus dem Saal geschleppt wurde. Das Concert hatte somit sein Ende und die Menge zerstreute sich scheltend und ergrimmt nach allen Richtungen. Einige lachten und erklärten den jungen Mann für einen trefflichen Spaßmacher. Die Signora reiste den andern Morgen ab, indem sie gelobte, nie wieder in diese Stadt zu kommen.

Wie sich der Kadet in allen Teufeln begiebt und dort seinen Bart sucht.

Der Vorfall mit der Sängerin hatte den Muth und den Eifer des Kadeten in etwas gedämpft. Er sah ein, daß es nicht so leicht war seinen Bart wiederzuerlangen, dennoch gab er die Hoffnung nicht auf.

Als er eines Tages mißvergnügt herumschlich, kam er in eine öde Gegend, und in dieser hieß er auf ein Haus, das ein seltsames und verwittertes

Ansehn hatte. Dabei war es sehr weitläufig gebaut und hatte unendlich viel Kammern und Gelasse. Dabei ein großes, weites Thor, über welchem in großen Lettern auf einer schwarzen Tafel die Inschrift stand: „Wirthshaus zu allen Teufeln!“

Ist's möglich! rief der Kobold, also es giebt ein solches Hotel? Da hätte ich ja den Ort gefunden, wohin der alte Herr mit dem [illegible] [illegible] mich hingewiesen. Wir wollen einmal an der [illegible]

Er that es und sogleich meldete sich der Wirth des Hauses.

Ist's wahr, Herr Wirth, daß dies das Wirthshaus zu allen Teufeln ist?

Freilich, entgegnete der Mann. Es kommt Alles zu mir, was von seinen Angehörigen zu allen Teufeln gewünscht wird. O, ich habe immer reichlichen Zuspruch, und meine Gäste kommen oft mitten in der Nacht, bei Sturm und Regen an. Und ich habe vornehmen Besuch. Erst gestern kam ein Herr Minister hier an, den das Land in corpore dorthin gewünscht hatte, und vorgestern gar eine fürstliche

Endlicher Schluß der Abenteuer.

lichem Zustande. Er legte ihn an die Lippe und er blieb daran haften, so daß man sah, er gehörte dort hin zu Hause. Wer war nun glücklicher, als der Kadet. Er kam zu seiner Braut zurück, und diese sagte: Habe ich Dich früher schon lieb gehabt, so habe ich Dich jetzt noch viel tausendmal lieber. Laß uns nun geschwind ein Paar werden.

Es hat damit keine Eile, sagte der Kadet. Jetzt, da ich meinen Bart wieder habe, kümmert mich alles Andere nicht. Ich will das Leben genießen und recht lange in der Freiheit herumziehen, bis ich endlich eine reiche Wittwe heirathe.

Und somit lebten der Kadet und der Bart noch recht lange und recht glücklich mit einander.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

[illegible] Druck der Deutschen Ges. [illegible]

Die Nachtlampe.

II.

Die Nachtlampe.

II.

von

J. von Strobtz

Berlin. 1851.

Inhalt

	Seite
Der Balsam von [illegible]	1
[illegible]	83
[illegible]	117
Die Claviermamsell	152
Die Kate des Sultans	179

Der Balsam von Mecca.

Wenige Stunden vor Einbruch der Nacht kam ich in Prag an. Es war einer jener langweiligen regnigten Sonntage, die am Schlusse von sechs hellen und freundlichen Wochentagen stehen wie die Reue eines Leichtsinnigen nach einem halben Dutzend lustiger und verderblicher Thorheiten. Ich stieg im Gasthof zur goldnen Kugel ab. Mein Gepäck ward hineingeschafft und mir ein Zimmer zur ebenen Erde angewiesen. Der Raum war hoch und gewölbt, und nichts weniger als anheimelnd. Eine alte düstere Tapete deckte Wände, die massenhaft und schwer ein hohes, thurmartiges, mit Giebeln und Erkern reichlich versehenes Oberhaus zu tragen hatten, und der Zuschoben war von Stein, mit einem Teppich belegt, der jedoch nicht ausreichte und in den Ecken des Gemachs Sprünge und Vertiefungen im Steingefüge

sehen ließ als wären überall Fallthüren und geheime Kellereingänge angebracht. Eine Stunde brachte ich zu, meine Phantasie spazieren zu führen, und sie mir von den alten Geschlechtern berichten zu lassen, die hier gehaust; dann aber zog mein brauender Thee-kessel mich in eine noch ziemlich wohnliche Ecke der Halle und ich ließ mich auf einen alterthümlichen Sopha nieder, der, was Bequemlichkeit anbetraf, mit einem Lager der frommen Einsiedler in der Thebais kühnlich einen Wettstreit hätte eingehen können.

Ich hatte bisher nicht bemerkt, daß ich nicht allein war. Dicht neben mir, nur durch eine vermorschte Thür, die ein kleines Schiebfensterchen hatte, getrennt, führte eine lustige Gesellschaft ein trinkendes, singendes und schwatzendes Leben, das ich bis tief in die Nacht hinein verlängern zu wollen schien. Die Stimmen klangen jugendlich, und ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, leise das Schiebfensterchen zu öffnen und mir meine Nachbarn zu betrachten. Es waren Studenten. Die große weitläufige

Wirthsstube blieb ihnen ganz allein eingeräumt; nur wenige schattenhafte Gestalten sahen jenseits des ungeheuren runden Tisches, und verschwanden nach und nach, je deutlicher durch die Stille die Glockenschläge von der nahen Kirche herüber das Kommen der eigentlichen nächtlichen Stunden verkündeten. Als der letzte Gast fort war, wurden frische Flaschen aufgesetzt, und die jungen Ritter der Tafelrunde gingen jetzt in die süße Gemüthlichkeit über. Ich schob leise den Tisch mit meinem Theegeräthe näher an die Thüre, öffnete das Schiebefenster, und indem ich meinem aufgestützten Arme ein paar Ruhestellen unterschob, lehnte ich mich vor, sah durch das Fensterchen, schlürfte meinen Thee und hörte ganz behaglich in mich hinein lauschen.

Das Gespräch war über die Schätze und Annehmlichkeiten des Weines hingerollt. Der Gegenstand wurde gänzlich ohne Philosophie behandelt, man genannte sich einstimmig, daß es weit vorzüglicher sei und einem Manne anhängiger, ein schönes Reitpferd zu besitzen, einen brennenden Blauen und eine hübsche

Gelehrte sein zu nennen, als lange Winternächte hindurch über einen hebräischen Buchstaben zu grübeln. Diesen Betrachtungen hatte eine dickleibige Flasche ihren Untergang zu danken, die ein Hundert-tausendtheilchen irgend eines köstlichen Weinjahres in ihrem Innern geborgen hatte.

Plötzlich rief eine Stimme lauter wie alle andern: „Wißt ihr, was ich denke?“ Eine Stille erfolgte, und der Sprecher fuhr fort: „Ich will's euch sagen: Alles was ihr da vorgebracht habt, ist doch nichts, beim Lichte besehen. Ein Vergnügen, eine Seligkeit bleibt uns doch immer verschlossen. Der Reichste wie der Aermste, der Klügste wie der Dümmste kann sie nicht erlangen, und ich fürchte sehr, meine Brüder, grade dieses verbotene Glück, das wir auf keine Weise kosten können, ist das herrlichste, wünschenswertheste. Ich sage nichts weiter als — ich wünschte zaubern zu können!“

„Also dies wäre das Glück?“ fragten einige Stimmen.

„Nein, fuhr der Sprecher fort; ich sage nur,

ich wünschte zaubern zu können, um jenes uns versagte Glück mir, euch, allen Männern zu verschaffen."

Man rückte näher zusammen. „Was kann es sein?" murmelten die mir zunächst Sitzenden. Weder der Reichste noch der Aermste kann es erlangen, weder der Klügste noch der Dümmste? In diesen Kreis ist ja alles menschlich Erreichbare eingeschlossen."

„Du wirst doch nicht ein Engel werden wollen?"

„Etwas dem Aehnliches!" entgegnete der junge Redner, indem er stolz und lachend das Haupt zurückbeugte. „Mit einem Worte, ich möchte ein — Weib werden."

Der ganze Kreis brach in ein schallendes Gelächter aus. „Ein Weib! ein Weib will er werden! O freilich, auf dieses Wunder von einem Wunsche waren wir nicht vorbereitet!" So riefen die Jünglinge und lachten laut, die vollen Gläser schwingend.

„Hört mich an, ehe ihr mich verurtheilt,

nahm der Sprecher das Wort. Genuß ist unsere Losung! das haben wir eben kund gethan. Wir wollen das frische, schöne, volle Leben genießen; war's nicht so? Nun fragt sich's, welches der beiden Geschlechter genießt besser, voller, kräftiger, schöner?" — „Wir Männer ohne Zweifel," riefen Alle. — „Das ist durch nichts entschieden!" entgegnete der Sprecher. Die Frauen können ganz dasselbe sagen. Es ist zum Beispiel nicht zu leugnen, daß wir eine leibliche angenehme Empfindung haben, wenn wir eine schöne Frau betrachten; aber können diese schönen Frauen nicht eine tausendmal, was sag' ich, eine millionenmal angenehmere Empfindung haben, wenn sie uns betrachten?"

Man senkte lächelnd die Köpfe, man murmelte ein dumpfes: Hm! hm! und eine Stimme sagte: „Das könnte wohl sein." Sogleich fielen Alle lachend über diesen Einen her, rufend: „Das sagt Cyrill! Das hat der eitle Cyrill gesagt! Seht, wie er roth wird! Er möchte gern ein Mädchen sein, um sich nach Herzenslust bewundern zu lassen!"

Der Verspottete wandte sich schnell zum Sprecher, indem er rief: „Dein Wunsch ist bald erfüllt, Urban. Stecke Dich in Frauenkleider, laß Dir den Bart abnehmen, setze ein Häubchen auf; so hast Du, was Du willst. Aber bei alle dem glaube ich, daß Du ein erbärmliches Weibchen abgeben würdest." — „Du hast mich sehr schlecht begriffen, entgegnete Urban, wenn Du meinst, daß nur ein gewöhnlicher Maskenscherz meinem Sinn vorschwebt. Nein, ich will durch und durch, bis in die Fingerspitzen hinein Weib sein; ich will empfinden wie ein Weib, ich will denken, fühlen — kurz, Alles thun und treiben, wie's ein Weib thut." — „Curios!" riefen einige Stimmen. — „Wir kennen, fuhr der Sprecher fort, immer nur eine Seite der Menschheit, nur die, zu der wir selbst gehören, das ist ein einseitiges Wissen, und dabei kann unmöglich etwas Rechtes herauskommen. Wir müssen die andere Seite auch kennen lernen. Wie kann ich über die Gedanken und Empfindungen einer Frau aburtheilen, da ich selbst nie eine gewesen? Freilich das Geschlecht macht uns Gegenstände, wir

erfahren aus diesen so ziemlich genau, daß dasselbe bei ihnen Lust und Schmerz heißt, was wir so nennen, und dennoch, welch unendlich weiter Unterschied kann zwischen ihren und unsern Empfindungen sein! Die Männer in ihren Zweifeln über das eigentliche Wesen der Frauen sind ja so weit gegangen, daß sie in ihnen gänzlich von uns verschiedene Geschöpfe erblicken wollten. Mehr als eine Kirchenversammlung beschäftigte sich mit diesem Thema, und das Concilium zu Mons ging so weit, zu debattiren, ob Frauen auch Menschen seien? Das Alles hätte nicht vorkommen können, wenn wir Männer nicht von jeher in den Frauen eine uns fremde, besondere Natur geahnt hätten. Ich fasse meine Sätze kurz zusammen und behaupte demnach: nur ein Mensch kann sich einer gründlichen Kenntniß menschlicher Dinge rühmen, dessen Leben achtzig Jahre dauert und der vierzig davon Mann und vierzig davon Frau gewesen ist."

Die nächsten Nachbarn des Sprechers bemerkten, gegen diesen Satz ließe sich viel einwenden, und

der eitle Cyrill rief, er wolle denn die ersten vierzig Jahre als Weib zu existiren sich ausbitten, indem sehr wenige weibliche Erfahrungen von der angenehmen Art übrig bleiben möchten, wenn das Frauenthum erst mit dem vierzigsten Jahre anfangen sollte. Man gab ihm darin Recht. — Plötzlich riefen Alle: „Ja, wir möchten Weiber sein, wenn auch nur auf eine Stunde." — Der Erzähler sah sie verächtlich an. „Ihr Männer!" rief er, „ich glaub' es; so weit bin ich schon Dame geworden, und ich hätte nicht das Wort ergriffen, um Euch zu predigen, wenn ich nicht sagen könnte: wir möchten nun — kann auch." — „Er scherzt Urban!" riefen Einige, und Andere, sich verwundernd, fragten: „Wie, Urban, hast Du einen Zauberer gefunden? ist Dir eine Hexe begegnet? hast Du mit einem Dämon Freundschaft geschlossen?" — „Still, Freunde! laßt erst die Glocke ausschlagen, wir hört, sie schlägt eben zwölf Uhr!"

„Es ist in meiner Familie, daß ein schalkhafter, blonder Jüngling ... ein seltsamer Fall erlebt

worden. — Meine Urgroßmutter ist von einem erzürnten Magier — ach, ich darf kaum sagen in was verwandelt worden." — „So sprich doch, Stephan! in was verwandelte der Magier Deine Urgroßmutter?" — „In ein Meerschweinchen." — „Blieb sie lange in diesem Zustand?" — „Man sagt dreißig Jahre. Doch behielt sie ihre Sprache und setzte ihr Testament auf, legte sich hin, segnete uns Alle und starb." — „Mein Urgroßvater, nahm ein anderer Student das Wort, wurde in einen holländischen Käse verwandelt und meine Urgroßmutter, dies nicht wissend und sehr genäschig nach Käse, schnitt sich im Geheimen ein Stück davon ab, das sie mit großem Appetit verzehrte. Als der Urgroßvater bald wieder zu seiner gewöhnlichen Gestalt kam, fand sich's, daß ihm ein großes Stück aus der rechten Wange fehlte." — „Ihr übertreibt spottend, rief Cyrill, auf diese Weise kommen wir nicht zum Ziel. Es ist die Frage, ob es überhaupt magische Mittel giebt, durch deren Hülfe wir unsere Gestalt, ja sogar unser ganzes Wesen verändern können."

Gebt Acht, Urban hat ein Buch herbeigebracht, in weichem rothen Einband; wir wollen hören, was er uns daraus vorzutragen haben wird."

Die Aufmerksamkeit der Tafelrunde war jetzt auf Urban gerichtet, der schweigend und mit starrem Blicke da saß, einen mächtigen Folioband, wie es mir schien, mit vergilbten Pergamentblättern gefüllt, vor sich haltend. Er erhob seine Stimme feierlich, und indem er sich im Kreise umsah, rief er: „Habt Ihr jemals schon gehört von einem wundersamen Elixir, welches man den „Balsam von Mekka" nennt?" — „Noch nie," lautete die Antwort. — „So erfahrt, daß es einen solchen Wundertrank gibt, der Männer in Frauen, und umgekehrt, Frauen in Männer verwandeln kann, und daß dieser Wundertrank „Balsam von Mekka" heißt, aus keinem andern Grunde, als weil Mahomet, der Prophet, sich zum ersten Male desselben bedient haben soll. Als er die Reise mit dem Engel Gabriel durch die sieben Himmel machte, gab ihm, als sie zur Erde zurückgekehrt waren, der Engel ein Fläschchen,

gefüllt mit einer dunkelrothen Flüssigkeit, lehrte ihn die Bereitung und nannte ihm die Eigenschaft derselben. Der Prophet empfing dankbar diese Gabe, es leuchtete ihm ein, da er erschienen war, um das [illegible] der Menschheit zu gründen, so sei es nöthig, in doppelter Natur, als Weib und als Mann das sterbliche Geschlecht zu erforschen, seine Gedanken, theils angeboren, theils [illegible], in allen ihren mannigfachen Beziehungen zu ergründen, um sie allgewaltig dessen Erretter und Beherrscher zu bleiben.

„In der Einsamkeit eines heiligen Haines bei Medina lebte er sechs Jahre als das Weib seines niederen Tagelöhners, dem er sieben Kinder gebar. Als er aus dem Stande der Niedrigkeit genugsame Kräfte gesammelt, verwandelte er sich wieder in einen Mann und Krieger. Als seine Heerführer ihn in jenen stillen Hain zurückführten, nahm er die sieben Mägdelein, die er selbst geboren und die unterdessen zu stattlichen Jungfrauen herangeblüht waren, unter die Zahl seiner Gemahlinnen auf. Alles dies that Allah in seiner unerforschlichen Weisheit zu [illegible].

es glücklich bestanden, dann wähle Dir unter den Kostbarkeiten, die Du hier geschaut hast, die besten und reichsten, sie sollen Dein sein."

„Nun?" riefen die Zuhörer lebhaft. „Was thätest Du? welche Entscheidung gabst Du?" — „Vor allen Dingen begehrte ich zu wissen, was es mit der Phiole und deren Inhalt für eine Bewandtniß habe. Darauf gab der Alte mir dieses Buch, in welchem er mir fleißig zu lesen empfahl bis zur nächsten Abendstunde, wo wir uns wieder sehen wollten. Ja, meine Freunde, das Abentheuer hatte für mich einen zu großen Reiz, als daß ich es hätte von mir weisen sollen; ich nahm den Vorschlag an. Den ganzen darauf folgenden Tag schloß ich mich ein und lag grübelnd über diesen Blättern. Sie enthielten die Geschichte des Balsams von Mekka, wie ich Euch schon erzählt, auch konnte man daraus ersehen, auf welchen Wegen das wundervolle Elixir [illegible] nach Prag und in die Katakomben der Domkirche gekommen war. Vor allem lockte die Geschichte des jungen maurischen Ritters Abdul [illegible], der durch [illegible]

rostete Bruchstück eines eisernen [illegible], das [illegible]
Boden lag, auch sahen wir [illegible] mannigfa[illegible]
Art im Dunkeln auf feuchtem Boden dahin schlei[illegible]
Ein noch viel engeres Pförtchen öffnete sich [illegible]
ließ uns in einen Steindarm schlüpfen, der in [illegible]
ter, glitzender Kälte abwärts führte, auf [illegible]
kaum Stufen zu nennen waren. [illegible]
überwachsen stellten sie sich dem [illegible]
Wir hatten unsere Laternen auf den [illegible]
um die Hände frei zu haben und uns [illegible]
Mauern tastend und weiter zu fördern.

„Der lange gewundene Gang wollte kein [illegible]
nehmen, er schien in den Mittelpunkt der Erde [illegible]
führen zu wollen. [illegible]
schwerte das Athmen, der Pfad wurde immer [illegible]
und gefährlicher und das Ende der Reise [illegible]
wir auf dem Rücken rutschend und unter [illegible]
nachschleifend. Jetzt war eine kleine Kammer [illegible]
und ein kühler Luftstrom drang von oben ein. [illegible]
Führer sagte mir, wir befänden uns auf dem [illegible]
eines ehemaligen Brunnens, welcher [illegible]

Pforte der Sakristei und hielt, mit wehenden W
wändern und blau schimmernden Fackeln in den
fleischlosen Händen, den Umgang. Freunde, nie
aus meinem Ohr jener Klang verschwinden:
einförmige Klagetön, den die Todten anstimmten.
Es lag alles herzzerreißendes Weh der Erde,
dumpfe Schmerz gänzlicher Hoffnungslosigkeit
diesem Miserere, und dennoch wehte ein Geist
Gesange, der von keinem Zeichen mehr
diesen Geist kann ich Euch aber nicht beschreibe
könnt' ich's, das Mark Eurer Knochen würde
ewig von seiner Stelle weichen, der Wärme
Herz verlassen und der Fluch des Grabes
aneinander schlagen. Laßt mich schweigen. —
Todten kamen endlich wieder zur Ruhe, wie
Schneegestöber in dunkler Novembernacht, so
die leichten Schatten durcheinander und
dem sie sich wieder in Gestalt verdichteten,
die Verwirrung zusammen. Die Lichter auf
Altar flackten in langen blauen
allen Richtungen hin und

„Wer kann dort weilen?“ flüsterte er mir zu. „Niemand in ganz Prag, außer mir, kennt diesen geheimen Zufluchtsort tief unter der Erde. Wer kann in der Klause des Magiers eingeschlossen sein?“

„Ich vermochte natürlich auf diese Fragen nichts zu erwidern; ich konnte in diesem bedenklichen Augenblicke nichts thun, als dem alten Manne zusprechen, denn er war beinahe Willens, unverrichteter Sache wieder umzukehren. So hatte ihn [illegible] unvermuthete und unerklärliche Dasein eines Bewohners jener Zelle in Schrecken gesetzt. Wir näherten uns endlich der Thüre und thaten drei Schläge an dieselbe, die dumpf wiederhallten und worauf wir eine Stimme vernahmen, die uns aufforderte, [illegible] einzutreten. Wir öffneten die Thüre und [illegible] blickten —“

In diesem Moment wurde plötzlich [illegible] Thüre der Gaststube aufgerissen und ein Trupp Studenten stürzte lärmend herein. Die [illegible] um die runde Tafel starrten die Eintretenden an, als wären sie Gespenster, diese [illegible]

mich erschüttert hatte — einen wohlthuenden Eindruck. Zuvörderst sank ich von der anstrengenden lauschenden Stellung am Schiebfenster zurück, und indem ich mich, so gut es gehen wollte, auf meine harten Polster hinstreckte, versank ich in Träumereien über den Armenier und über dessen geheimnißvolle Unternehmung.

Die Nacht war bedeutend vorgerückt, doch der Morgen noch fern. Trotz der Ermüdung der Reise verfolgten mich die Phantasiegebilde, und meine Versuche einzuschlafen, blieben ohne Erfolg. Unwillig stand ich auf, ging herum und stand bald hier bald dort stille, um mir die unheimlichen Winkel meiner Zelle zu besehen. Alle Augenblicke dachte ich, der Armenier müsse erscheinen und auch mich in den Kreis seiner Zauber ziehen. Ich betrachtete die Stellen der Wand, die mir heimliche Eingänge zu verschließen schienen; ich leuchtete mit dem silbernen Armleuchter an die schlecht eingefügten Steine des Fußbodens und rüttelte an den Thüren eines alten, deckenhohen Kleiderschranks — Alles umsonst, es

seiner Schöne auf sie niedertreuste und sie zum
baren Abbild der Gefilde des Paradieses m
ward zur Zeit, als die maurischen Fürsten no
vollen Glanze daselbst herrschten, ein Fest ge
das die Vermählung Abdul Zaid's mit der sch
Leila, einer Fürstin aus dem Geschlecht der
ertragen, verherrlichen sollte. Nirgends sah
wundersameren Glanz und üppigere Pracht
glänzenden Hallen des alten maurischen Pa
dufteten von Blumen und schwammen in
Meer von Lichtern. Im Innern der Gem
plätscherten die kunstreichen Brunnen und
drängen die warme Sommernacht mit Mu
Den Tag hatten Tonmeere und Spiele aller
gefüllt, den Abend nahmen Gesang, Tanz und
tenspiel ein. Unter dem dunkeln Laub der Mor
büsche, umduftet von Orangen und Mandelblü
knüpften und lösten sich die Reigen der Nim
die beim Schall der Harfen und im Flimmer
des Mondes Tänze aufführten. An einsamen Qu
sangen geschmückte Schäferinnen, in Schleier

herrschte rings umher, denn ein goldnes Gitter umgab in einiger Entfernung den Pavillon, ihn vor unberufenem Zudrang schützend. So saßen die Liebenden in Einsamkeit und Nacht, und nur von fern tönte das Rauschen des Festes in ihr Ohr, den Frieden um sie her nur noch entzückender gestaltend.

Abdul brach zuerst das Stillschweigen, und einen Kranz von Granatblüthen in's schwarze glänzende Lockenhaar der Geliebten drückend, rief er: „Wie schön bist Du, Leila, wie glücklich macht mich Deine Liebe! Erinnerst Du Dich, wie wir uns zum ersten Male erblickten? Du wandeltest mit Deinen Jungfrauen am Ufer des Flusses, zu dem ich herab kam, erschöpft von der Jagd und nach einem frischen Tranke dürstend. Wie lieblich gingst Du dahin, eine zauberische Blume, unter Blumen wandelnd! Der Strom gab Dein Bild wieder und tausend holde Reize tanzten auf den flüchtigen Wellen. Deine Jungfrauen sangen das Lied Soleima's, jenes königliche Loblied der Schönheit, das in die Herzen der Söhne der Erde wiederzittert wie die strahlenden

Sonnenfunken in den Schooß der Blumen. Ich stand hinter den Gebüschen und sah Dich vorbeiwandeln; Du setztest Dich auf der nahen Wiese und der Gesang verstummte. Nie werde ich dieses Tages vergessen."

„Und meinst Du," fiel Stela ein, indem sie lächelnd ihr [illegible] Haupt [illegible] und mit Augen voll Liebe den Jüngling ansah, „meinst Du, ich hätte Dich nicht bemerkt? ich hätte nicht die Blicke nach Dir gewandt und Deine Spur verfolgt? Der junge [illegible] Jäger im [illegible] Schmucke, [illegible] Macht des Waldes [illegible] vertretend, meinst Du, er wäre für mich nicht ein Gegenstand [illegible] Beachtung gewesen? Mikal, auch mir schlug das Herz höher, auch ich [illegible] jenes Tages [illegible] — [illegible] Mikal, das Vorrecht, Dich auch geliebt zu haben."

Stela lächelte [illegible], indem sie [illegible] „Mein Mikal, dieses Vorrecht lass ich Dir eben so wenig, als [illegible] stärker [illegible] zu lieben als ich — [illegible] auch

behaupten, daß ich weniger glücklich bin im Gefü
der Liebe, wie Du?" — „Das behaupte ich!
Mann kann nie so empfinden wie ein Weib, d
Gefühl der Zärtlichkeit und Hingebung ist bei
ein Kind, beim Weib ein Riese." — „Thörin,
ich Dich an die Gesänge unserer Liebesdichter m
nen, an die Glut, die sie athmen?" — „Und
ich Dich daran mahnen, daß noch kein Mann in
Herz eines Weibes schaute? Wer dichtete jene
sänge? ein Mann; er malte die Glut mit Farb
so wie er sie bei der Hand hatte. Für Euch Man
genügt das Gemälde, aber laß ein Weib komm
gewaffnet mit der Kraft himmlischer Begeisterun
und sie wird die Flammen des Abendroths zu fah
Schatten machen, indem sie die Rasereien und
zückungen der Liebe schildert."

„Wahrlich, Leila, es giebt Einige unter
die so empfinden können, ich gebe es zu." — „Ein
nur, Abdul? Wir Alle empfinden so, nur mit
nigen Ausnahmen. Es ist das Gesetz des Lebe
das anders in unsere Brust geschrieben, als in

eure. Allah machte unsere Seelen, indem er ihnen die Schwere nahm, die Euch zu Beherrschern der Erde und der widerspenstigen Elemente stempelt, empfänglicher und feuriger. Er ließ durch unser leichtes und feineres Gewebe ein durchdringenderes Feuer brennen, dessen sengende Flammen uns rettungslos verzehren, wenn günstige Geschicke sich nicht kühlend dazwischen werfen. All unser Sein wird von der Berührung der Liebe entzündet, es ist kein Nerv, keine Faser, der nicht empfindet, und wie der Saft des Baumes die gewundene Wurzelfaser durchfließt, wie er das Blatt noch am bewegten Gipfel tränkt, so ist unser, von der Kraft der Liebe durchströmtes Wesen in allen seinen Theilen von Schmerz und Wollust durchdrungen."

„Und meinst Du, schöne Rednerin, rief der Jüngling, entzückt im Anschauen der belebten Züge seiner Freundin, daß es uns anders gehe? Dein Bild mit dem Baume paßt völlig auf uns." — „Nein, nein! rief Leila, Du verstehst mich nicht. Du wirst mich nie verstehen ... Euch Tod überwunden, das ist das

Klügste, was Du — und alle Männer thun kö
Ihr seid doch immer im Vortheil; denn emp
Ihr nicht so wie wir die Lust der Liebe, so faßt
auch nicht der Schmerz, so wie er uns faßt."

Der Jüngling umfaßte das Mädchen rasch
heftig, und indem er ihren Lippen einen la
heißen Kuß aufdrückte, rief er: „Wie, die Süß
dieses Kusses sollte von mir nicht ebenso, nicht
viel stärker empfunden werden als von Dir?" —
ich rufe den Mond zum Zeugen, hob Leila kö
an; sie zeugt für mich, die Rose. Sieh, hier au
ser goldenen Schaale nehme ich Dein und mein
die weiße Rose mit der leisen, flüchtigen Gl
der Mann, die in Purpurflammen glühende
Weib." — „O meine Geliebte, rief er, wie se
trübst Du mich! Ist's wahr, was Du sprich
ungerecht vertheilte denn Allah seine Gaben? W
Euch so viel und uns so wenig?" — „Weil Ihr
ner, entgegnete Leila, außer der Liebeslust n
viel andere Lust habt, die Lust der Jagd, di
des Krieges, die Lust des Herrschens. Wir

aber, in den stillen Gemächern großgezogen und eingeschlossen, wir haben und bewahren keine andere Lust als die Lust der Liebe. Alles Süße und Schöne, was wir treiben, sind nur die Stäbe, an denen die jungen Ranken der Liebe schmuck angebunden werden. Ist die Liebe groß und stark, so brechen wir die dünnen Stäbe entzwei. Federspiel und die Kunst der Blumenmalerei sind nur solche Gartenstäbe. Mährchenerzählung und Blumendeutung sind ebenfalls nur solche Stäbe. Wenn großgezogen und stark geworden, die Liebe zusammenfaßt den schwachen Leib der Jäter und wirft den Boden mit den bunten Farben um, für sie giebt es dann keine andere Musik als den Wohllaut der Stimme des Geliebten, für sie keine weiteren Farbenspiele als den Liebesglanz seiner Blicke, die angenehmer, als das feurige Braunroth seiner Wangen, vom Blut durchstreift, wenn Rosen der Liebe ihre sprühende Sonnenflecke darauf hinmalen. Für sie giebt es dann kein anderes Mährchen als das, welches die goldenen Ranken jener Zukunft um die Pforte des Freundes und

der Freundin wölbt. Sie dichtet selbst an diese
Mährchen, und nur mit dem Tode reißen die Fäd
des goldenen Gespinnstes entzwei. Sieh, Geliebte
so ist ein Frauenleben Inhalt und Zweck der Vie
zugleich. Urtheile nun selbst, ob eine solche Lu
nicht doppelte Lust ist, ob solcher Schmerz nicht do
pelt Schmerz."

Abdul Zaib saß düster und in Träume versen
neben der Geliebten. Sein schönes Haupt war
die Schatten des Gedankens getaucht wie der Mo
in Wolken. Er fuhr jetzt, da Leila schwieg, heft
in die Höhe, schloß die Liebreizende in die Arme u
rief: „Laß uns genießen! Jeder sein Theil, und l
uns nicht mit den Göttern rechten, warum sie's
und nicht anders gemacht!"

„So sei's, rief Leila. Horch, die Nachtig
singt, die Granatblüthe duftet, der Geist Gottes wa
delt durch die Nacht. Umarme mich, Geliebter, l
uns vereint ihm danken, der die Erde so schön, d
das Menschenherz so zärtlich geschaffen."

So endigte sich Abdul's und Leila's Liebestre

Aber im Herzen des Jünglings brannte das Feuer fort. Er mochte den Gedanken nicht ertragen, daß das Weib stärker liebe und größeren Genuß empfinde als der Mann. Als er den blühenden Garten verließ, und die einsamen Straßen mit seiner Dienerschaar durchritt, nagte ihm fort und fort der Widerstreit, und er mochte es nicht dulden, daß Indra Recht behielt. So eifersüchtig ist das Herz, wenn es sich um seine ursprünglichen Kräfte und das Maß seiner Leidenschaft handelt; der Stolz kam noch dazu. Mehr als einmal hielt er im Reiten an und murmelte vor sich hin: Ich liebe stärker! Dann trieb er sein Roß heftig an, indem er wild in die Nacht rief: Aber wie will ich's beweisen? könnt' ich ein Weib werden, ich wollte bald des Streites Ziel und Ende vor mir sehen. Doch Thorheit ist's, solches auch nur zu begehren. Was bedarf es auch dessen? Bin ich nicht Mann, ist mein Muth, meine Thatkraft nicht erprobt? Hat mich irgend ein Feind je besiegt? und ich sollte einem Weibe mehr Stärke zugestehen, ich sollte vor einem Weibe mich beugen

bekennen? — Nein, beim Propheten, ich liebe
mehr Stärke und mit mehr Genuß als Leila
hat Unrecht, ich habe Recht! —

Als er diese Worte mit großer Freudigkeit
sprochen, wurde er einer Gestalt ansichtig, die
beginnenden Morgenlicht im Schatten eines Port
wandelte. Abdul erkannte den berühmten arabi
Arzt und Zeichendeuter Mehmet al Zofer. Seg
stieg er vom Pferde, befahl seinem Gefolge
zu reiten und näherte sich mit ehrerbietigem G
dem Magier. Nach einigen einleitenden Worten
er den Muth, sein Anliegen vorzutragen, da
nichts Geringerem bestand als im Verlangen,
Zauberkräfte in ein Weib verwandelt zu sey
Der Magier schalt ihn anfangs als Einen, de
wünschte, was dem Propheten mißfällig wäre
jedoch der Jüngling mit seinen Bitten nicht na
und reiche Schätze bot, willigte Zofer in das
gehren und bestimmte eine Stunde, wo Abdul
in seinem Schlosse im Gebirge aufsuchen sollte.
Zeit dieser Zusammenkunft ward auf den nä

ner, unter denen die Vornehmsten des Reichs sich befanden, mit den ausgesuchtesten und, wie man erzählte, üppigsten Genüssen. Abdul hatte bis jetzt nicht zu diesen Auserwählten gehört und war dem mächtigen Magier fremd geblieben, obgleich er viel von ihm gehört, und darunter manches Seltsame. Die Betrachtungen des Jünglings, indem er sein gutes Roß die gefährlichen Pfade hinab und hinauf lenkte, waren der fernen Geliebten gewidmet. Ihr Bild umschwebte ihn, er sah sie lächelnd und zärtlich vor sich, wie sie an jenem schönen Brautabend in ihrem fürstlichen Schmuck sich mit den Schwüren der Liebe an ihn schmiegte.

Abdul näherte sich jetzt der Grenze des Gebiets Zohir's. Bis jetzt war sein nächtlicher Ritt ohne Abenteuer hingegangen, aber kaum hatte er das Gitterthor durchritten, das, zwei Felsblöcke mit einander verbindend, den Eingang ins Reich des Magiers bildet, als er sich schon nicht allein sah. Zwei Ritter erschienen, die Schlucht herausprengend, und mit artigem Gruß sich ihm neigend, fragten sie ihn

welches Geschenk er habe. Michal nannte das Schloß des Ritters, und die Beiden baten sich auf eine Strecke Weges zu Führern an. Sie ritten neben ihm, der eine zur Rechten, der andere zur Linken. Es waren schweigende, dunkle Gestalten, mit Panzer und mit hohen Federbüschen. Michal redete sie an, erhielt jedoch keine Antwort; aber wie entsetzte er sich, als nun ein wunderbares Spiel begannen. Sie warfen Ball, und zwar mit ihren eigenen Köpfen, die sie einander über Michal hinüber zuwarfen. Unter Michel bäumte sein Roß, um dem unheimlichen Treiben zu entgehen, doch Reiter, ebenfalls kopflos, blieben hart an seiner Seite. Bald war ihnen der Kopf nicht genug, sie rissen sich einen Arm, ein Bein aus und warfen sie einander zu. Ueber Michal's Haupt kreisten Regen der abgerissenen Glieder, und ein fürchterliches, wildes Hohngelächter klang aus den Schlünden heraus. Die ungeheuren Stimmen des alten Ger... klang ein schauerliches Glockengeläute, der in den letzten Tönen heulte, zuweilen auch klang es wie das Kläffen von Hunden. Michal legte aber

bekannt." — „Sagtest Du nicht eben, o Leila, Abdul erschiene Dir als der minder Schlimme unter den Männern?" — „Ich sagte es," erwiderte Leila sanft, „doch nicht in dem Sinne, wie Du es meinst. Ich beklage die Männer, ich schelte sie gering und nenne sie schlimm, weil sie des Adels von Liebe und Hingebung nicht fähig sind, die unser Wesen ziert. Sie sind mehr oder minder Undankbare; allein sie tragen dessen nicht Schuld: ihre Natur bringt es mit sich. Allah schuf sie aus gröberem Stoff." — „Ist dies nicht Stolz, Leila?" — „Nein, denn wir bezahlen den Vorzug des feineren Stoffes oft mit dem Tode. Aber wenn man so empfindet, wie Du, dann freilich lebt man lange und wählt nur die Freuden und den Genuß des Lebens."

Abdul empfand den Stachel dieses Vorwurfs. Er war unter der zarten Hülle des Weibes immer noch der rohe und eigensüchtige Mann geblieben. Das Zaubermittel hatte nur gedient, ihn zu verwandeln, nicht zu veredeln. Von diesem Augenblick an haßte er Leila, denn sie hatte ihn jetzt durch

nicht mit gleichem Rechte wie ich," erwiderte er [illegible]
Er flackte von Neuem, er hielt das [illegible]
der Hand, und indem er die [illegible]
reckte und Ohren in die [illegible], war es, als [illegible]
er das [illegible] Meisterstück des [illegible]
Zosaim einer jammervollen Vernichtung [illegible]
führen. Endlich warf er das [illegible] hin und [illegible]
„Wenn ich selbst ein Weib werde, so ist ja Zo[illegible]
nicht mehr Zosaika für mich!" — „Sie haben [illegible]
rief ich. Das Unglück Akkul's [illegible]
warnen."

„O nicht das! erwiderte er rasch. Mir ist [illegible]
daran gelegen, zu wissen, ob ich [illegible]
Zosaika; weiß ich doch, daß wir Jeder auf seine [illegible]
bis über die Ohren verliebt sind, und daß uns [illegible]
häßlicherer Streich gespielt werden könnte, als [illegible]
wir Beiden zwei Zosaika's würden, so wie es [illegible]
minder toll wäre, wenn zwei Urban's entstän[illegible]
— „So würde ich an Ihrer Stelle, sagte ich [illegible]
den Balsam unangetastet lassen." — „Beim [illegible]
Nepomuck! rief der Jüngling, ein weiterer [illegible]

allerliebste Rechthaberei, die mandelsüße Bosheit [illegible]
all das Getändel und [illegible], wie es in dem [illegible]
Herzkästchen eines Mädchenbusens liegt, glitzert [illegible]
durcheinander kichert und spielt, käme nun all [illegible]
Balsam zu mir und ich erwachte und wäre Jos[illegible]
Gretchen, trüge ein Mieder wie sie, [illegible]
schwarze Locken wie sie und ginge mit trippel[illegible]
Tritten des Sonntags zur Kirche wie sie! [illegible]
wundersam! Könnte da nicht die [illegible]
fernen Verschluß der Phiole sprengen! Aber [illegible]
Josefka ist dann nicht mehr Josefka, wenn ich [illegible]
mehr Urban bin. Es bleibt dabei, den Balsam [illegible]
nicht gebraucht."

„Aber noch immer weiß ich nicht, nahm [illegible]
Wort, wen Ihr im Kabinet fandet. War [illegible]
leicht der Magier Mehmet al Jefir in eigener [illegible]
sen? Hatte er Jahrhunderte hindurch, eines [illegible]
Magiers würdig, im unterirdischen Laboratorium [illegible]
gebracht und trat Euch nun entgegen im weiten [illegible]
tigen Talar, mit dem goldenen Gürtel, wie [illegible]
den jungen Abdul entlassen zuletzt gesehen ha[illegible]

dem Aussehen und dem ganzen Wesen des räthsel-
haften Grafen, der mich immer, wo ich auch von
ihm gehört, lebhaft angezogen hatte. Mein Erzähler
befriedigte meine Neugier, so gut er konnte. Er
sagte mir, der Graf sei in der Bekleidung Lud-
wig XVI. erschienen, heiter und gepudert, als käme
er eben aus dem Salon, aber seine Kleidung habe
einen widrigen Moderduft verbreitet und seine Züge
seien gespenstisch verzerrt gewesen. Die Unterredung
habe nur wenige Sekunden gedauert und hinter dem
Forteilenden sei die Thüre der Klause mit einem
dumpfen, donnerähnlichen Schall zugefallen.

„Aber nun, fuhr der Student lebhaft fort, nun
müssen Sie mir auch die Freude machen, mein
Mädchen anzusehen. Sie wohnt hier dicht nebenbei,
und da sie mich erwartet, wird sie wachen. Wir
wollen sie belauschen. Ich führe Sie die Hintertreppe
dieses Hauses herauf, wir steigen auf den Boden,
kriechen durch etwas, was einer Dachluke ähnlich
sieht, und sind bald vor Zelaida's Mansardenstüb-
chen. Nicht wahr, mein Herr, [illegible]

weht. Aber Jefaika war kein Weichen, sondern eine echt böhmische Schönheit. Schwarzes Haar floß um ihren Scheitel und dunkle Augen blitzten unter langen Wimpern hervor. Ihr schlanker Wuchs war vollkommen geeignet, jede Leidenschaft auszudrücken. Sie stand eben vor einem Spiegel und drückte einen Männerhut auf ihre dunkle Locken, zugleich band sie ein schwarzes Halstuch um den Nacken, nachdem sie zuvor den geflickten Frauenkragen von den runden Schultern abgeworfen hatte; eine Freundin war ihr bei dieser Toilette behülflich. Wir hörten beide Mädchen lachend ausrufen: „O wenn wir doch Männer wären! wie hübsch wäre das!“ „Ich würde mich auf's Roß schwingen,“ rief Jefaika, „und ich würde mit dem Säbel in die Feinde hauen!“ setzte die Gespielin hinzu. — „Da haben wir's!“ murmelte Urban; auch sie sind mit ihrem Geschlecht nicht unzufrieden, auch sie wollen in das unruhige hinüber desertieren! Das ist doch toll! Welche Ursache haben diese hübschen Geschöpfe, mit ihrem Geschlechte unzufrieden zu sein? Wenn man so niedlich ist und so jung ist

keiner Stelle, so sollte man doch wohl zufrieden seyn."

„Sie sehen," nahm ich das Wort, „der Hang, das Geschlecht zu wechseln, das nicht das unsrige ist, liegt tief in der menschlichen Natur. Er ist so alt, wie das Menschengeschlecht selbst, und wird nur mit ihm aussterben. Selbst die Philosophen haben dergleichen Untersuchungen angestellt und Plato meint, manche Frauen müßten in einer früheren Existenz ganz Männer gewesen seyn, weil sie es nicht lassen könnten, tolle und seltsame Streiche zu begehen, die ihrem Geschlecht völlig unnatürlich seyen. Ein anderer Philosoph sagt von den Männern: Wie kämen wohl Einige unter uns zu weibischen Liebhabereien, zu einem Hange zu weichlichen und kleinlichen Genüssen, zu einem unbegreiflichen Mangel an Muth und Thatkraft, wenn ihnen nicht eine unbewußte Erinnerung an eine Existenz anklebte, die sie früher als Weiber verbracht!" — „Das alles ist sehr schön und klar und bequem," erwiederte Urban zerstreut; „aber ich muß nothwendig zu meinem Mädchen hinein, um sie von dem albernen Gedanken abzubringen, ein

Mann werden zu wollen. Leben Sie wohl,
Herr; philosophiren Sie nur immer zu; we
wieder herauskomme, finde ich Sie wohl no
auf dem Dache."

Er kroch ins Fenster und glitt vorsich
Dachfläche hinab. Der Morgen war ange
und empfindliche Kühle verbreitete sich. J
glücklich in meine Stube zurück, suchte den
und diesmal ließ er sich auch finden.

* * *

Nach einigen Monaten sah ich unve
Urban wieder. — „Mein Herr, rief er, i
mich geheimnißvoll bei Seite zog, ich habe
zu vermuthen, daß mit jenem verwünschten
dennoch ein Unglück geschehen ist, ein jamm
recht heimtückisches, hinterlistiges Unglück.
Sie! meine Josaika ist verwandelt, eben so
sten Mädchen der Umgegend. Und mit der
ist es so zugegangen. Plauderhaft, wie i
bin, hatte ich etwas vom Balsam und seine
ausgeschwatzt; Josaika gelebte mir, das ri

tönten die immer sich wiederholenden Strophen eines Gesanges, der dem Bacchus und dem Mars in Ehren gesungen wurde. Die Stimmen der Sänger wurden von Zeit zu Zeit übertönt von einem rohen jubelnden Chor, der im Innern des Palastes von den Schmausenden und Zechenden geschrieen wurde.

Durch das Triumphthor des Claudius, auf der Straße hin, welche in die Gegend führte, wo die reichsten Familien ihre Landgüter hatten, schritt eine Frau, in lange weiße Gewänder gehüllt. Sie ging eilig, als sie aber das Thor hinter sich hatte und bemerkte, daß Niemand sie anhielt oder sie anredete, mäßigte sie ihre Schritte und blieb vor einem Hause stehen, das einem Winzer zu gehören schien. Sie rief in die offene Thür hinein und bald zeigte sich am Eingang ein ältlicher Mann, der mit ehrfurchtsvollem Gruß die Frau bewillkommnete. Ist der Knabe mit der Fackel bereit? fragte die Verhüllte. Er wartet schon lange auf Deine Befehle, lautete die Antwort; aber bedenke wohl, Gebieterin, was Du thust. Bis zum Hause der Sibylle ist's weit.

die Taschen von unter Einem gefunden. Die Götter mögen ne segnen!

Die Dame antwortete darauf nichts. Ein heftiger Nachtwind erhob sich und sie hüllte sich fester in ihre Schleier. Das Paar ging eilig dahin. Man verließ eine Anhöhe, durchschnitt einen Hohlweg und erklimmte mit einiger Mühe einen Felsenpfad. Das Licht der Fackel kämpfte mit dem Winde und die rothen Zungen der Flammen spielten in die Nacht hinein. Die weißen Schleier der Dame und die überhängenden Gebüsche erhielten flüchtige rothe Scheine, die eben so schnell erloschen, als sie aufgetaucht waren. Noch immer fiel kein Regen, obschon die Blitze den Horizont umflammten und dumpfe Donnerschläge ihre rollenden Akkorde durch die Nacht tönen ließen. Schneller! rief die Dame, schneller! Ist jene schwarze Masse dort nicht der Palast? — Nein, edle Frau, das ist der Tempel der Arbrekte, ein alter Tempel, den die Priester verlassen haben, weil er den Einsturz droht. Mein Urgroßvater weiß noch von der Zeit zu erzählen, wo dieser Tempel

einer der berühmtesten und ältesten in dieser Gegend war. Als er sich mit meiner Großmutter vermählte, legten sie ihre Gelübde ab. Jetzt hausen nur Eulen und Fledermäuse darin. Das Bild der Göttin ist von einer Italienerin, die im vorigen Herbste hierher kam, vollends nach Rom gebracht worden. Seitdem, sagt man, wohl es im öden Tempel und um Mitternacht geht Niemand hier vorüber, aus Furcht, den wilden Gottesdienst der alten Hekate zu stören. — Desto mehr Ehrfurcht von dieser Göttin, sagte die Dame ernst, gerade in einer Nacht wie diese, hat sie die Herrschaft in Händen. — Das kann ich, entgegnete der Knabe; ich habe sie auch nicht gekränkt. Sehr, edle Frau, wie dunkel, wie unheimlich sich der Tempeleingang darstellt. Die zertrümmerte Pforte steht halb offen und Schutt und Steine liegen auf den Stufen. —

Nun aus eilig vorüber gehen! rief die Dame und sie bogen in den Seitenpfad, der von dem öden Tempel abwärts ins Thale leitete. Hier erblickten sie ein Feuer, das in der Tiefe zu brennen schien.

es wechselte seinen Platz und brannte bald hier, bald da; jetzt schien es zu glimmen wie ein Kohlenhaufen, jetzt warf es Strahlen aus und leuchtete, dann zog es sich wieder in einen Punkt zusammen und schimmerte in grünem Lichte. — Die Hexe hat Gäste bei sich, murmelte der Knabe, sie halten Aufzüge. — Du irrst, entgegnete die Frau, sie ist allein; jene Feuer sind Täuschungen, durch den Nebel und den Widerschein der Blitze veranlaßt. Was uns eben! Hier dieser Weg scheint schneller hinabzuführen! — Ja, edle Dame, allein er ist gefährlich durch steile Abhänge. — Gleichviel, laß uns ihn wählen; es ist schon spät und ich darf die mir bestimmte Stunde nicht versäumen. — Der Führer erwiderte hierauf nichts; er hielt mit der linken Hand die Fackel, die zu erlöschen drohte, und mit dem rechten Arm unterstützte er beim Niederneigen seine Gefährtin. Sie langten endlich vor dem Palaste der Sibylle an, gerade im Momente, wo die heftigen Donnerschläge erschallten. Die Dame wandte sich um, und indem sie den Schleier zurückschlug und

dem Führer ein todtbleiches Antlitz, umwallt von schwarzen Locken, zeigte, sagte sie gebieterisch: Verlaß mich jetzt und warte meiner am Eingang des Thales.

Als sich die Frau allein sah, erstieg sie zitternd die Marmorstufen und betrat die Vorhalle, die von zwei [illegible], in denen Flammen loderten, erleuchtet wurde. Sie faßte den Ring der Pforte und schlug dreimal an die eherne Platte. Sie schauderte dabei zusammen und lehnte sich ohnmächtig an einer Säule. Eine Stimme von innen fragte, wer Einlaß begehre. Die Dame antwortete: Lucilia, die Wittwe des Arrius! Auf diese Worte öffnete sich die Thüre, wie von unsichtbaren Händen aufgestoßen, und mitten im hintern Vorsaal stand riesengroß eine weiße Gestalt, unbeweglich und starr. Lucilia stürzte zu den Füßen des Phantoms, indem sie rief: Hier bin ich, mächtige Locusta! ich komme, um Deine Hülfe anzurufen. Nimm hin die Gabe, die ich Dir schulde! — Sie wickelte ein goldenes Gefäß aus

ihrem Schleier los und stellte es auf einen kleinen Altar in einer Nische des Eingangs.

Noch immer stand die Zauberin unbeweglich; ihre starren Züge schienen kein Leben zu bergen, ihre auf der weißen Tunika [illegible] Arme schienen verlernt zu haben, sich zu einer Bewillkommnung ihrer Gäste mit freundlichem Gruße zu öffnen. „Was ist Dein Begehr, Lucilia, Witwe des Attus?“ fragte endlich die Sibylle, indem sie feierlichst einen Schritt vorwärts that. — „Sind wir hier allein?“ erwiderte die Witwe, indem sie sich schaudernd umsah und vergebens den dunkeln Raum zu durchdringen trachtete. „Folge mir,“ sagte die Sibylle, und einen Teppich wegschiebend, zeigte sie voranschreitend eine Rotunde von mäßigem Umfange, die durch eine von der Decke herabhängende Ampel erleuchtet wurde. Hier standen zwei Ruhebetten, nah aneinander gerückt; auf dem einen nahm die Zauberin Platz, auf dem andern ihr Gast.

Nach einigen Minuten tiefen Schweigens hob Lucilia an: „Als ich Dich das letztemal in Rom

sah, mächtige Locusta, hieltest Du mich für würdig, von Dir unter der Menge der geputzten, eiteln Weiber dieses eiteln, geputzten Hofes ausgezeichnet zu werden. Große Götter, welches Entzücken fühlte mein Herz, als ich in Deiner Nähe athmen durfte, als ich die berühmte Frau vor mir sah, der die Könige sich beugen und der selbst die Götter sich nicht versagen dürfen. Damals sagtest Du mir, wenn ich jemals Deiner Hülfe bedürfte, sollte ich eine der Nächte wählen, wo der Mond seine ganze Schattenseite der Erde zuwendet. Eine solche Nacht ist die heutige, und ich mahne Dich an Dein Wort, leiste mir Deine mächtige Hülfe.

Die Zauberin wiegte ihr Haupt, ohne zu antworten und ohne ihre strenge Miene zu mildern. Die Dame fuhr fort: Die Schrecken, die Dich umgeben, die ehrfurchtsvolle Scheu, die das Volk vor Dir hegt, hat bis jetzt meine Schritte hierher gehemmt; bis mein Elend eine solche Höhe erreichte, daß jede andere Rücksicht aus meiner Seele schwand. Allein, ohne alles Gefolge, stahl ich mich aus

meinem Hause, und nur ein armer Winzerknabe leitete mich hierher; ich trotzte der Unbill des Wetters und des Weges. O meine Brust hegt keine Schrecken als die, die das eigene Herz mir bereitet! Vernimm, Locusta, daß ich die Qualen des grimmigsten Hasses empfinde, Qualen, die das Ziel meiner Tage beschleunigen werden, wenn es Deiner Kunst nicht gelingt, ihren verborgenen Grund zu heben. — Wen hassest Du? fragte Locusta. — Meinen Sohn. Die Sibylle warf einen langen, prüfenden Blick auf die in Leidenschaft erregte Frau, dann fragte sie langsam: Warum hassest Du ihn? — Weil ich seinen Vater hasste, rief Lucilia, weil er die Last des Verhassten trägt, und jetzt hasse ich ihn dreifach, weil er es wagt, mir Gesetze vorschreiben zu wollen, weil er sich zu meinem Richter aufgeschwungen hat, weil er es nicht dulden will, daß ich dem Tullius Probus meine Hand reiche. — Dein Sohn ist noch ein Knabe, rief Locusta. — Ein Knabe? erwiderte die Wittwe des Attus rasch; nenne ihn nicht so! Er trägt in seiner Seele all die rauhe Männer

tugend des alten Roms, des Roms der Republik, jenes unverdorbenen, noch nicht durch fremde Künste entnervten Roms. Von jenen Helden stammt er ab, die wild und trotzig in ihrem Ungestüm die junge Welt erschütterten, die sich anbetend vor ihnen niederwarf. Nenne ihn nicht Knabe! Er zählt erst 18 Jahr, allein er ist mehr Mann, als die bärtigen Helden, die in unsern Heeren an fernen Küsten sich vorbeeren erfechten. — Und was soll mit ihm geschehen? fragte die Sibylle. — Mit leiser Stimme und halb in ihren Schleier sich hüllend, antwortete Lucilia: Reiche ihm eine jener goldenen Schalen, die Du auf Deinen Marmortischen stehen hast. Laß seine frischen Lippen sich netzen mit dem Tranke, der einschläfert und stille macht.

Die Sibylle konnte sich eines augenblicklichen Schreckens nicht erwehren. Wie? rief sie, Deinen Sohn willst Du vergiften? Bedenke wohl, Wittwe des Attus, daß Dir der Schatten des Knaben an den Ufern des Acheron einst begegnen wird, daß Du

seinen klagenden Schmerzenstönen dort Dein Ohr nicht wirst verschließen können!

Tullius Probus will es so, erwiderte Cacilia. Er verläßt mich, er entzieht mir seine Liebe, wenn ich nicht meinen Sohn ihm opfere. — So schicke ihn nach Germanien, laß ihn im Kriege fallen. — Neue Gesetze, erwiderte die Wittwe, ändern mir dann nur das Vermögen des Jünglings, wenn er vor Erreichung seiner Mündigkeit in Rom selbst stirbt. Darum bitte ich Dich noch einmal, reiche ihm eine Deiner Schalen.

Die Sibylle hatte sich erhoben und machte einige unruhige Schritte durchs Zimmer; dann blieb sie vor ihrem Gaste stehen und sagte: Es steht mir nicht an, die Sittenpredigerin zu spielen; ich habe Frauen die Schwelle meines Hauses betreten sehen, die tiefere Verderbniß als die Deinige in ihrem Busen bargen, und habe ihnen ihren Willen gethan. Die Launen einer geweihten Nacht vergeben nie, ohne daß das lasterhafte Rom mir seine gefallenen schönen Söhne derinnen sendet. Gleichviel, ich schaffe Glück, wenn

auch auf dunklen Wegen. Sende mir Deinen Knaben; kränze ihm noch einmal die braunen Locken mit den Rosen der Jugend, laß ihn sich festlich schmücken, und um diese Stunde über einen Monat laß ihn an die Pforte dieses Palastes klopfen. Ich werde ihn Dir zurücksenden mit dem Tode im Herzen. — Und im meinigen wird neues Leben erblühen! rief Lucilia. Welchen Preis bestimmst Du? — Ich baue dem egyptischen Isis einen Altar, sagte die Sibylle. Auf dem Altar soll mein Bild mit dem des Gottes zusammen prangen. Ich brauche zu dem Baue Gold; der Tempel der Vocusia soll den Tempeln Roms nicht nachstehen, er soll sie übertreffen an Reichthum und Pracht. Gieb mir den Werth dreier Landgüter. Dies kann bei Deinem Reichthum kein Opfer von Bedeutung für Dich sein. — Es sei, entgegnete Lucilia.

Sie entfernte sich, und indem sie ihren Führer aufsuchte, der ihrer am Eingange einer Grotte wartete, murmelte sie für sich: Unersättliche! sind die Schätze, die Nero Dir mit vollen Händen spendet,

Dir nicht genug? Mußt Du Deinen Freunden solche Erpressungen auflegen? Armselige! einen Tempel willst Du erbauen, einen Tempel, in welchem Du Dich als Gottheit anbeten lassen willst! Du eine Gottheit, elende, feige Giftmischerin! Hat der edle Germanicus durch Dich nicht seinen Tod gefunden? Hat Agrippina Dich nicht gedungen, um ihren Gemahl Claudius verschwinden zu lassen? Würde ein Nero herrschen, wenn Du nicht wärst? Und einen Tempel willst Du Dir bauen? Ihr Götter, duldet es nicht! — Mit diesen Gedanken beschäftigt, erreichte die Wittwe des Attus Rom.

Der Mond hatte den Kreislauf seiner Phasen vollendet, es war dieselbe Stunde der Nacht einen Monat später, als der junge Attus sich auf dem Wege zum Palaste Locustas befand. Ohne den mindesten Argwohn zu hegen, glaubte er einen Auftrag seiner Mutter an die Sibylle auszurichten. In der Gegend des verlassenen Tempels der Aphrodite warf er sich aufs Moos eines Abhangs, um auszuruhen. Der Schlummer überfiel ihn; kurze Frist mochte er

so hingebracht haben, als ein heller Lichtglanz ihn das geschlossene Auge zu öffnen zwang. Er sah den Tempel erleuchtet, ein sanftes Licht strömte aus dem verfallenen Eingang und überglänzte purpurn die mit Gras und Gestrauch bewachsenen Stufen. Der Jüngling sprang verwundert auf und näherte sich der Ruine. Eine Musik, in so weichen Akkorden hinspielend, wie das Gestimmer der Liebe in verschwiegener Nacht, drang aus dem innern Heiligthume. Der Wanderer betrat die Stufen, und siehe, auf dem Altare stand die Göttin der Schönheit und Liebe in ihrer ganzen Herrlichkeit, in ihrem vollen, verführerischen Liebreiz. Goldgestickte Schleier umwallten sie und flossen in duftigen Falten zu den blühenden Rosenbüsche zu ihren Füßen nieder. Der junge Römer sank entzückt und berauscht an den Stufen des Altars nieder, indem er bittend seine Hände empor hob und dann sie, wie durch den Glanz geblendet, vor seine Augen preßte.

Die Göttin sprach mit süßer Stimme: Atticus, sah in dieser Nacht keinen Tropfen Wein. Deine

Lippen benetzen; zur Feier meiner Erscheinung sane, bis die Morgenröthe sich wieder hebt. — Ich gelobe es Dir, Göttin! erwiderte der Jüngling. — Brich eine Rose, sagte die schöne Erscheinung, reiche sie zu Dir; sie wird Dich an Dein Gelübde mahnen.

Attus pflückte die Rose, und mit tiefer Ehrfurcht, aber immer den Blick auf das reizende Weib gerichtet, verließ er den Tempel. Der Glanz erlosch und die frühere Dunkelheit umgab wieder den Schauplatz eines so lieblichen Wunders. Der Jüngling, fest überzeugt, die Göttin sei ihm erschienen, und für diese Gnade sich ihr und ihrem Dienste gelobend, setzte, um die Stunde nicht zu verfehlen, mit größerer Eile seinen Weg fort. Bald war der Palast der Sibylle erreicht und kaum hatte sein Tritt sich auf dem Marmorboden der Vorhalle vernehmen lassen, als sich ihm auch schon die Pforte öffnete.

Diesmal war Locusta nicht allein, sie prangte, festlich geschmückt, am Mahle, und um sie saßen Frauen und Männer und aufwartende Knaben liefen mit goldenen Gefäßen hin und her. Die Halle war

tagshell erleuchtet und purpurne Decken umhüllten die Säulen und den Fußboden. Als Attus sich zeigte, erhob sich Pecunia und ging ihm mit gnadenvoller Freundlichkeit entgegen. Die Schönheit des Jünglings schien nicht ohne Eindruck auf ihren stolzen, kalten Sinn zu bleiben. Sie führte ihn zur Tafel und ließ ihn an ihrer Seite Platz nehmen. Spiel und Gesang machten die Freuden des Mahls vollkommen, die Gäste ergingen sich in Scherz und Heiterkeit, die Pokale kreisten und die Schönheit der Frauen gewann an verführerischem Reiz. Attus wurde von ihnen bemerkt und vorgezogen, er ward der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit, aber so lächelnd ihre Mienen, so lockend ihre Worte, auf das Herz des Jünglings machten sie keinen Eindruck. Das Bild im Tempel nahm in voller Gewalt seine Sinne und Gedanken ein; er versank in Träumereien und Seufzer entstiegen seiner Brust, während der Taumel um ihn her immer wilder wurde. Plötzlich fühlte er eine Hand sich auf seine Schulter legen; es war die Sibylle, die einen goldenen Pokal ihm

reichte und ihn mit den Worten anredete: Trink, Attus! Du verschmähst die Speisen und Weine meiner Tafel, hoffentlich wirst Du den Becher nicht zurückstoßen, den die Frau des Hauses selbst Dir bietet. Nimm, Attus, und leere diese Schale auf das Wohl derer, die Du liebst, seien es nun Götter oder Sterbliche.

Bei diesen Worten erglühte der Jüngling, seine Leidenschaft übermannte ihn, er wußte sich nicht zu fassen, und schnell den Pokal ergreifend, rief er: Du hast Recht, Locusta, auf das Wohl derer will ich die Schale leeren, die ich liebe, seien es nun Götter oder Sterbliche! Er setzte an und schon netzte der dunkle Saft seine Lippen, als er seine Hand verwundet fühlte; es geschah durch einen Dorn der Rose, die an seinem Gewande befestigt war. Schnell fiel ihm sein Gelübde ein, er setzte den Becher nieder und blickte, von plötzlichem Grauen erfaßt, in die rothe Fluth. Er nahm den Pokal und leerte ihn unbemerkt auf den Estrich aus. Locusta, die sich abgewendet hatte, als sie ihn trinken

sah, nahm den leeren Becher und setzte ihn auf einen erhobten Platz im Saale.

Nach kurzer Zeit trat Attus den Rückweg wieder an, von der Sibylle mit freundlichen Worten verabschiedet. Ein Diener erhielt den Auftrag, den Jüngling bis auf die Grenze des Gebiets der Gärten zu begleiten. Dieser Führer war ein Greis, der mit den Blicken der regsten Theilnahme den Jüngling, der die Stufen herabstieg, betrachtete. Als sie an den Scheideplatz kamen, fasste der Greis die Hand seines jungen Genossen und sagte mit zitternder Stimme: O Attus, so jung, so blühend, ein Liebling der Götter, verlässt Du diesen Ort, und ehe die Sonne ihr Strahlenhaupt erhebt, wird fahle Blässe diese Wangen decken und Deine salbenglänzenden Locken werden dem Hades geweiht sein. — Was sagst Du? rief Attus, und fasste heftig den Arm des Greises. Dieser warf das mächtige Mitterthier um, und hinter demselben rief er: Du erreichst Rom nicht mehr. Das schnellste, das wirksamste Gift ward Dir gereicht. Alle, die Du an der Tafel

sitzen sahest, sie sehen die Sonne des neuen Tages nicht! O hättest Du dieses Haus der Schrecken nie betreten!

Mit diesen Worten verschwand der Greis und der Jüngling warf sich in brünstigem Gebet zu den Göttern auf die Kniee, und vor allen Aphroditen dankend, die ihm sein Leben gerettet. Er suchte den verfallenen Tempel auf; die Schatten der frühen Tagesdämmerung umspielten deren Trümmer und hüllten sie in blassen Nebel. Der Tempel war öde und so laut Attus auch seine rufende Stimme erschallen ließ, es herrschte Schweigen und Grabeseinsamkeit. Am Altar, wo die Liebliche geglüht, kniete er hin und drückte seine heiße Stirn an das verwitterte Gestein. Sie wollen mich morden! rief er in dumpfem Schmerze, — morden in der Blüthe und Fülle meiner Jugend! Wie grausam und entsetzlich! Das Leben und die Kränze des Ruhmes, die zu erstreben meine junge Seele dürstet, sie sollten mir mit einem tückischen Streiche mir geraubt sein. Nicht im ehrlichen Kampf, nein, unblutig, in den Schleier der

Dunkelheit und des feigen Geheimnisses gehüllt, sollte meine Leiche stumm die Thäter so grauenvoller Thaten anklagen! Ich errathe — ewige Götter, vergebt mir, wenn meine getrübte Seele durch solche Anklage euch beleidigt! aber ich darf es nicht hehlen, ich errathe die fluchwürdige Hand, die mir dieses bereitet. Ich kehre nicht nach Rom zurück! Ich fliehe und suche glücklichere Tage! Gieb mir Deinen Segen, Göttin! unsichtbar umschwebst Du mich! gieb mir Deinen Segen!

Es war dem Sinnenden, als rührte sich der Rosenstrauch und spendete die süßesten Düfte. Der goldene Strahl der Sonne erhellte die Säulen des Einganges, und muthig gestärkt verließ der Jüngling den Tempel.

Mehrere Jahre waren nach den eben erzählten Begebenheiten vergangen. Die siegreichen Legionen, die in Afrika gekämpft, kehrten nach Rom zurück, und unter den triumphirenden Feldherren, die mit Lorbeeren geschmückt von der Vaterstadt empfangen

wurden, war auch Attus. Er war zum Manne gereift, die Thaten, die er früher zu vollenden geträumt, er hatte sie jetzt wirklich vollbracht. Roms schönste Frauen und Jungfrauen beeiferten sich, den jungen Helden mit Lobliedern und Siegespalmen zu empfangen. Aber Attus schien unempfänglich für den zärtlichen geheimen Sinn dieser offen ausgesprochenen Huldigungen. Die Scheubeit und der Liebreiz liessen seine Seele kalt, die nur für den Ruhm glühte. Lucilia, die sich unterdessen mit Tullius Probus vermählt, diesen jedoch in Folge einer neuen verbrecherischen Leidenschaft ebenfalls mit Hülfe Locustas ermordet hatte, war das Wiedererscheinen ihres todtgeglaubten Sohnes ein so entsetzenvoller Anblick, daß sie zu seinen Füßen hinstürzend, ihre Schandthat gestand, und ihn anflehte, ihr den Tod zu geben. Attus verzieh, aber er verbannte seine unnatürliche Mutter aus Rom. Sie bekannte in ihrem Exil die Verbrechen, mit denen sie ihr Gewissen beladen, und nachdem sie der Zauberin geflucht, endete sie im Wahnsinn ihre Tage.

Nero's grausame Regierung erreichte zu gleicher Zeit ein Ende. Die Schrecken, welche die Hauptstadt während einer Reihe von Jahren gefesselt hatten, entflohen jetzt gleich den Schatten der Nacht, wenn der Tag anbricht. Die Giftmorde, die unter den vornehmsten Geschlechtern gewüthet hatten, hörten auf, und Gesetz und Ordnung kehrten zurück. Das wüthende Volk zerstörte den Palast der Giftmischerin, und sie selbst entrann nur mit Mühe, um wenige Monate darauf, durch einen Urtheilsspruch des Senats zum Feuertode verdammt, ihren Lohn durch die Hände des Blutschergen zu empfangen. Man fand ungeheure Schätze in ihren Kammern angehäuft, zugleich eine Anzahl Schriften, die theils die Verzeichnisse der durch ihre Hand heimlich hingerichteten Personen des Hofes und der Stadt enthielten, theils die blutigen Annalen des Giftmordes selbst, dessen in ein System gebrachte Anwendung und die Aufzeichnung der Mittel und Handgriffe zur Bereitung des nächtlichen Trankes der Hölle. Nie hatte Rom ein gräßlicheres Geschöpf in seinen

Mauern gehegt, als diese Locusta, die, bekannt mit allen Lastern und Verbrechen, stets willig die Hand bot, wo es galt, Leben und Tugend zu gefährden. Ein Hof, wie der unter Nero, mußte ein Weib wie diese Locusta zur Seite haben, und es fehlte ihr nie an Arbeit. Da sie nicht für Angehörige, für Kinder oder Freunde mordete, denn sie war eine Fremde und stand völlig allein, so war nur ihre Habgier, ihr maßloser Ehrgeiz, ihr Verlangen, sich göttliche Verehrung zu sichern, die Quelle ihrer Unthaten. Rom jauchzte, als diese Hekate die Erde, die sie entweiht hatte, endlich verließ.

Die Ehrenbezeugungen und Triumphe, die den heimkehrenden Kriegern bereitet wurden, hörten allgemach auf und machten der ruhigeren Freude Platz, die lange Vermißten im Schooße ihrer Familie aufgenommen zu wissen. Die Verwundeten wurden von der Hand der Liebe gepflegt, die jungen Helden schlossen beglückende Bündnisse und die Hallen der Tempel ertönten von bräutlichen Gesängen. Nur einer dieser Krieger ging einsam umher in den Gärten

seines ererbten reichen Besitzes und achtete nicht der blühenden Myrthenbeeten, der Lorbeergebüsche, der grünen Hügel, die der Strahl der Sonne vergoldete. Dieser Einsame war Attus. In seiner Seele brannte noch immer, ewig neu und blühend, jenes Bild, das in Nacht und Dunkel einst vom Altar Aphroditens ihm entgegengelächelt hatte. Wer war diese holde Gestalt? Aber kann ein Traum mit so viel wirklichem Glücke das Herz erfüllen? Nein, dieses Antlitz lebte, entweder im Himmel oder auf Erden. Doch lebte es im Himmel, wie mochte es da der arme Sohn des Staubes erreichen? War er denn nicht bestimmt, ewig in hoffnungslosem Schmerze zu trauern? Armer Attus! Hoffe nicht, die Göttin werde sich Dir neigen und aus den Räumen des Olymps niedersteigen, wie sie einst Aeneas beglückt. Die Zeit dieser himmlischen Wunder ist nicht mehr. Die Götter haben es verlernt, die Straße zur Erde hinab zu wandeln.

Wie Attus einmal so träumte und sein Geschick beklagte, hörte er Hilferuf von der nahen Land-

straße her. Ein Trupp Reiter wurde verfolgt von einer überlegenen Menge und ein Gefecht hatte sich entsponnen. Zwei Frauen, in Sänften getragen, waren zur Seite des Weges in Sicherheit gebracht worden; doch als das Getümmel auch dorthin wälzte, entflohen sie und eilten Hülfe rufend dem offenen Gartenthore zu. Die ältere der Frauen erreichte es, die jüngere jedoch sank ohnmächtig auf dem Grasplatz nieder, der das Becken eines Springbrunnens umschloß. Attus, seine Diener herberufend, nahte sich den Frauen und hob die Liegende auf, er hielt sie in seinen Armen, aber im Augenblick, wo er ihre Schleier zurückgeschlagen, stieß er einen Ruf des freudigen Schreckens aus, denn das Bild aus der Tempelruine athmete an seiner Brust. Keine Täuschung umflorte sein Auge, zu deutlich waren diese Züge seinem Herzen eingegraben. Als die Ohnmächtige erwachte, sah sie sich in einem kostbaren Gemache, die ältliche Begleiterin zu ihrem Haupte sitzend, und zu ihren Füßen, auf die Zeichen ihres wiederkehrenden Lebens lauschend, kniete Attus.

Eine sanfte Röthe überzog das Antlitz der Jungfrau. Auch sie erkannte ihn, aber kein Wort des gegenseitigen Verständnisses entglitt den Lippen der Beiden; das Entzücken, die Liebe machte sie stumm. Unterdessen waren die sieben Räuber, die jenen Zug der Reisenden angegriffen hatten, in die Flucht geschlagen worden. Attus erfuhr, daß Claudia, so hieß die junge Dame, aus Syrakus kommend, im Begriff stehe, in Rom eine bedeutende Erbschaft anzutreten, daß ein Bewerber, dem sie ihre Hand verweigert, aus Rache ihr aufgelauert, um sie und ihre Begleiterin zu entführen.

Drei Monate waren vergangen; Claudia lebte in Rom und Attus bot seinen Einfluß auf, um die Angelegenheiten, die sie hierher geführt, zu betreiben. Er sah sie öfters, doch noch war nie ein Wort zwischen ihnen gewechselt worden, das jenes räthselhafte erste Zusammentreffen berührt hatte. Attus suchte sich einzureden, daß die Aehnlichkeit eine zufällige sei, und daß Claudia in keiner Verbindung mit jenem nächtlichen Gebilde stehe. Aber sein Herz

ließ sich nicht täuschen; es gab Augenblicke, wo er sich sagte: Du liebst Claudia! Sie ist es, die dich in jener Nacht auf ewig in Fesseln geschlagen, keine Andere. — Diese quälenden, sich widersprechenden Bilder und Träume machten ihn zerstreut und trüb gestimmt; er floh Claudias Nähe, weil er sie nicht für die Auserkorne hielt, und dann lag er wieder zu ihren Füßen, weil er sich zurief, daß nur sie es sein könne.

Das Fest der Aphrodite nahte heran. Claudia hatte nur noch diesen Tag abwarten wollen, um ihre Rückreise nach Syrakus anzutreten. Ganz Rom ertönte vom wilden Jubel der Feste. — Welchen Tempel wirst Du besuchen, Claudia? fragte Attus mit Ehrerbietung. — Und welchem Altar giebst Du den Vorzug? fragte Claudia, und ein Lächeln schwebte um ihre Lippen. — Ich? entgegnete Attus düster, frage mich nicht. Meine Gelübde empfängt keiner dieser schönen, geschmückten, goldenen Altäre. Ich weiß einen zerstörten, halb verfallenen Tempel; dort

gehe ich hin, um in Einsamkeit der Leben spendenden Göttin zu dienen. Claudia erwiderte nichts; sie gab Befehle, ordnete den Zug ihrer Dienerinnen an und bezeichnete den Tempel, wohin sie sich begeben wolle. Attus nahm von ihr Abschied; sie erschien ihm heute mehr als jemals fremd.

Als die lauten Straßen und Plätze vom Lärm der Tanzenden und Schmausenden widerhallten, schlich Attus den dunklen Hain entlang und betrat beim letzten Schein der niedergehenden Sonne die Trümmer des verlassenen Tempels. Er drang in's verwüstete Heiligthum und warf sich auf den Stufen nieder. Nacht sank auf sein Haupt wie auf seine Seele. Da ertönte plötzlich eine sanfte Musik, ähnlich der, die er in jener Mitternacht vernommen. Die Klänge kamen immer näher und lispelten immer süßer. Voll Entzücken richtete er sein Haupt empor und — o ihr Götter! da stand sie wieder vor ihm, die himmlische Erscheinung, die schönheitstrahlende Aphrodite selbst! Er wich voll Ehr-

furcht zurück, da tönten vom Altar die Worte: Fliehe mich nicht, Attus! ich bin es, Claudia, nicht Venus, die Dich ruft! — Und Attus sank in die Arme des Mädchens und Aphrodite selbst legte ihre Hände zum Bunde zusammen.

Als Dir damals Gefahr drohte — erklärte Claudia ihrem Attus — ließen es die Götter zu, daß ich Dein rettender Genius wurde. Locusta war aus derselben Provinz, wie ich; sie hatte mich an sich gezogen, sie wollte mich vielleicht in ihre Geheimnisse einweihen. Noch ahnete ich nichts von ihren Greueln; da hörte ich zufällig, in der Vorhalle versteckt, mit an, wie Deine lasterhafte Mutter den Anschlag auf Dein Leben mit der Zauberin besprach. Dieser Tempel stand im Rufe, daß sich hier nächtliche Erscheinungen blicken lassen; diesen Glauben des Volks benutzte ich, Dich zu warnen. Ich rettete Dich mit eigener Gefahr; aber der Tod für Dich wäre mir auch gewesen; Dein Leben war auch das meine. —

Später, als Du Rom verließest, verlor ich Deine Spur, und klagte in der Einsamkeit um Dich. Eben war ich Willens, das Gelübde ewiger Weltentfremdung abzulegen, als die Götter mich Dich und mit Dir Glück und Leben wiederfinden ließen. — Dies, Attus, ist's, was ich Dir zu sagen habe.

Günther.

Unter der Menge deutscher Dichter des siebzehnten und der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zeichnet sich eine Anzahl aus, die nicht allein die Aufmerksamkeit des literar-historikers, sondern im höhern Grade die des Menschenkenners auf sich zieht. Es sind einer jener wenigen, die mehr in ihrer Erscheinung als in ihren Werken sich als Dichter bekunden. Sie gleichen den durchsichtigen Gefäßen, in denen der köstliche Balsam durchschimmert, vielleicht reichlicher und von vorzüglicherer Güte sich darbietend, als er bei näherer Prüfung sich wirklich findet, indes andere in einem unscheinbaren, undurchsichtigen Gefäß den Inhalt und seine Kostbarkeit und Fülle nicht verraten.

Neben der prächtigen Gestalt des „Freundes der Farben," der in Sammt und Seide prangenden

Martin Opitz von Boberfeld, neben der nicht minder stolzen, aber gefälligeren Erscheinung jenes Paul Flemming, der durch seine Reisen, seine wohllautathmenden kleinen Liebesgedichte und durch seine Liebe selbst der Welt sich bekannt machte, steht ein Jüngling, bleich, krank, prunklos und doch mit falschem Prunk behangen, zusammengebrochen und doch stolz, den entweihten Gott im Gesichte und in der jugendlichen Gestalt tragend; eine der hochblonden Gestalten mit schwarzen Augenbraunen und dunkeln Augen, von denen die Sage behauptet, daß in früher Jugend Elfen sie angeschaut und ihnen die seltsame Farbe mitgetheilt haben. In der That liegt in dem Blicke dieser Augen etwas zugleich Tiefsinniges und Frivoles, ein wildes Lächeln und ein trüber Glanz, eine unendliche Wehmuth und ein frecher, listiger Scherz. Man könnte sagen, daß durch solche Augen tausend Gedichte in unsere Seele geflößt werden; wir schauen sie unermüdlich an, und indem wir ihrem Schimmer folgen, möchten wir ihre Räthsel ergründen und ihren Zwiespalt lösen.

Ihr neckender Scherz verwundet uns, aber reizt uns zugleich. Lebt hinter diesen betrüglichen Spiegeln ein Herz? Wie wunderlich muß dieses Herz schlagen, wie abenteuerlich muß es fühlen! Wenn wir unser Bild diesem Herzen einprägen könnten, dann würde das Rätsel der Augen gelöst sein und wir hätten den Damen in unsern Fesseln. Das sind die Gefühle, die uns bei schönen dichterischen Augen überkommen.

Der Jüngling, von dem hier die Rede ist, hieß Johann Christian Günther. Von seinem Leben wissen wir nur wenig. Es scheint, daß die Zeitgenossen es nicht der Mühe werth hielten, dieses Leben in seiner kurzen Dauer und in seinem mit Lastern und Schwächen angefüllten Laufe der Nachwelt aufzuzeichnen. Wirklich bezeichnet jeden Lebensabschnitt dieses armen Knaben eine Thorheit oder ein Frevel. Seine Gedichte bluten oft bei seinen Verirrungen; sie sind die zu Versen gewordenen Reuethränen. Manche und wieder im äußersten Grade frech und sinnlich; in manchen herrscht eine

trübe Erinnerung an frühe Unschuld und frühe Religion. Alle aber sind sie wahre Gedichte in ihren Schmerzen, in ihrer Unvollendung, in ihrer Gesundheit und ihrer Krankheit wahre Gedichte, und man sieht aus ihnen, wie der arme Knabe, der sie niederschrieb, durch seine Erscheinung mehr als durch diese Lieder manches Herz für sich einnahm und wieder abstieß. Wir sehen ihn von Stadt zu Stadt wandern, an den Thüren hübscher Mädchen pochen, in kleinen finstern Gassen bei später Abendstunde rothe Vorhänge wegziehen und sein bleiches Gesicht mit den schwarzen Augen in ein jungfräuliches Stübchen stecken und dort Schrecken und Liebe entzünden. Wir sehen ihn an den Höfen der Fürsten zitternd und zugleich unverschämt, durch Epigramme antwortend und den Hochmuth, der ihn niederbeugen will, selbst niedertretend, dann aber wieder durch eine zu üppige Tafel in den Staub geworfen, und die Menge durch die niedrigsten Possen eines Trunkenbolds unterhaltend. Armer Günther! wir wollen Dir auf einigen Deiner irren Gänge folgen.

Deutschland war funfzig Jahre früher in eine freudige Aufregung versetzt worden. Der Stolz der Gelehrten, die Freude der Fürsten, Adam Olearius, ein holsteinischer Mann, trat seine große Reise in den Orient an. Man sah ihn mit einem ansehnlichen Gefolge von dem Hofe des Herzogs von Schleswig-Holstein abreisen. Mehrere Jahre vergingen ohne Nachricht, unterdessen saß der kostbare Mann auf einem prächtigen Schiffe und wurde von den Wellen des kaspischen Meeres geschaukelt. Er kam zurück, und ein dicker Band in Schweinsleder und ein Lorbeerkranz waren die Früchte dieser außerordentlichen Reise. Europa staunte, Adam Olearius hatte es möglich gemacht, jene wilden Völkerschaften zu besuchen, die bis jetzt der Schrecken des furchtsamen deutschen Gelehrten und das Entzücken der deutschen Jugend gewesen waren. Adam Olearius hatte mit ihnen zu Tische gesessen, er war mit ihnen zu Bette gegangen. Sein Gefolge war von ihnen verstümmelt worden und er hatte die Denkmünzen holsteinischer Herzoge unter ihnen ausgetheilt. Zu

jenem schweinsledernen Bande fanden sich eine Reihe von Vogelscheuchen, die Abbildungen moskowitischer, türkischer und persischer Regenten, mit denen Adam diplomatisirt hatte. Man erfuhr darin, daß die slavischen Völkerschaften schrecklich trinken und daß bei ihren Gastmahlen die Weiber sich auf die Körper ihrer betrunkenen Männer zu setzen pflegen; eine Notiz, die Jahrelang die deutschen Prinzessinnen schaudern machte und sie mit Vergnügen auf einen orientalischen Thron verzichten ließ. Diese wilde Reise machten einige zaghafte Naturforscher mit, die unter Zittern und Beben Kräuter sammelten und mit nicht minder unruhigen Bewegungen ihrer Herren die Bewegung der Magnetnadel beobachteten. Inzwischendurch wurden sie von den Barbaren geprügelt, ein wenig geschunden, mit Salz bestreut und dann an die Sonne gestellt; alles Dinge, die ein deutscher Naturforscher nicht gewohnt ist, und die geeignet sind, die tiefsinnigste Beobachtung zu zerstören und zu nichte zu machen. Adam Olearius führte zwar hierüber an den Höfen der Fürsten Klage, aber die

orientalische Kultur kann solche kleine Abweichungen von den gewöhnlichen Regeln des geselligen Umgangs zu geringfügig, um besonders darauf zu achten.

Unter diesen gemischhandelten Forschern befand sich nun auch Paul Flemming, und dieses ist der Umstand, daß jene Reise unmittelbar mit dem Leben unseres Günther in Verbindung bringt. Schwerlich hätte ein landstreicherischer Junge, der halb fahrender Schüler, halb roher Bänkelsänger war, von der weitkundigen Fahrt des Adam Olearius in den fernen Orient viel Notiz genommen, wenn er nicht zufällig eines der Abschiedslieder Pauls zu Gesicht bekommen. In diesen wenigen Versen sprach sich jenes dunkle, schmerzliche und doch unendlich freudige Gefühl aus, das die Brust eines Mannes füllt, der „in die Ferne wandert." Damals war mit diesen Worten noch etwas ganz Anderes gesagt, wie heutzutage. Damals war die Ferne noch gleichbedeutend mit dem Wunder. Wer über zwanzig Meilen wanderte, wurde ein Abenteurer, wer sich bis über hundert Meilen von seiner Heimath entfernte, der

Held eines Gedichts. Man staunte ihn an, man machte Verse auf ihn und ließ in der Kirche für ihn beten. Man spotte nicht über diese Schwäche. So entstanden die entzückenden Gesänge Homers, so die anmuthigen Possen Ariosts. Wer die Fremde schaute, hatte ein Wunder geschaut, und wer ein Wunder geschaut, verfällt der Poesie. Wie arm sind wir, die wir keine Wunder mehr schauen!

Günthern faßte das brennende Verlangen, eine Reise mitzumachen, die siebenzig Jahre nach Olearius zu ähnlichen Zwecken unternommen wurde. Vielleicht, wenn dieses gelungen wäre, hätte sein Leben eine würdigere Gestalt angenommen, vielleicht hätte edler Männer Nähe und Liebe ihn vor dem Elend und der Selbstentwürdigung geschützt; allein es sollte nicht sein. Der träumerische Wildfang hatte sich um die Abfahrt nicht gekümmert, man hatte auf seine irren Fragen auch wohl falsche oder ausweichende Antworten gegeben; kurz, als er sich zur Mitreise meldete, erfuhr er, daß schon vor einem Monate die Schiffe abgesegelt seien. Man

lachte ihn aus, und er selbst machte ein possenhaftes Gedicht, in dem er sich zur Vereitelung seines Planes Glück wünschte und das Schiff der Gesandtschaft mit Sebastian Brand's Narrenschiff verglich.

Es scheint, daß er nach dieser verfehlten Expedition sich nach Leipzig zurückwandte und daß dieses der Schauplatz seiner zahlreichsten und betrübendsten Verirrungen wurde. Sein Jünglingsalter begann mit Niedertretung der Kräfte des Knaben. Frühzeitige Genüsse mußten die keuschen Keime vernichten und besudeln, die dazu bestimmt sind, späte fröhliche Erndten einzuleiten.

Das Leben eines Leipziger Studenten damaliger Zeit muß ein seltsames Gemisch von Abenteuerlichkeit, Pedanterie und Unsauberkeit gewesen sein. Unterdrückt, und doch sich frei nennend, in diesem Moment gegen die Gesetze der Gesellschaft aufrührerisch, und im nächsten ihnen sklavisch unterthan, immerdar aufgelegt zu Händeln, und immerdar zur Ruhe gewiesen, arm, um eine Brodrinde bettelnd, und dabei aus Reden Cicero's und Demosthenes' über die

Richtigkeit des Reichthums im Munde führend, ein Pedant in diesem Augenblick, und ein junger, ausgelassener Gott im nächsten; bekränzt, verblendet und entzückt und gleich darauf gedemüthigt, mit Schmutz beworfen, von Lakaien aus dem Hofe geprügelt. Die Studenten unter sich hatten eine Menge barbarischer Proben, denen sich der neue Ankömmling unterwerfen mußte; es gehörte eine Gesundheit dazu, sie zu überstehen, und noch mehr Charakterfestigkeit, die angezwungenen Genüsse nicht zur Gewohnheit werden zu lassen. Unser Gunther scheint diese Kraft nicht besessen zu haben. — Es geht aus mehreren seiner Gedichte hervor, daß er sich allein und verlassen befand. Unbestimmt bleibt es, ob er seine Eltern schon damals verloren hatte, oder ob diese ohne Macht oder ohne Willen waren, ihn zu unterstützen. Fast scheint das Letztere gewiß, denn der Vater grollte ihm schon lange vorher. Günther selbst spricht dieses Bewußtsein einer verlorenen Jugend in einem seiner rührenden Gedichte

aus, das wir den „Traum von der verlorenen Jugend“ nennen wollen. Hier ist es:

Ich [illegible]
Und dachte [illegible]
Woran ich mich [illegible] hätte
Und welches [illegible] war.
Ich [illegible] den [illegible]
Ihr [illegible]
[illegible]
Ich [illegible]
Und kam auf [illegible]
Die [illegible]

[illegible]
Ein [illegible]
Ein [illegible] und [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Die Schrecken [illegible]
[illegible]
Und ich [illegible]
[illegible]

Der [illegible] und [illegible]
Die [illegible] und [illegible]
Die [illegible] und [illegible]
Die [illegible]

Das Mitleid sah die Angst von weiten,
Wollt' helfen, ward von allen Seiten
Vom Aberglauben weggejagt
Die [illegible] auch mit ihrer Länge,
Und sprach: O halt nur im Gedränge!
Du bist noch nicht genug geplagt.

Die Gegend von dem Trauerspiele
Wies in der Nah' ein lustig Feld,
Auf diesem lacht und scherzten Viele,
Wie wenn man etwa Hochzeit hält.
Es waren Freund' und Anverwandten,
Die unsrer Aermsten Noth wohl kannten.
Sie rief, sie schrie, sie weint', sie bat,
Und streckte die zerfleischten Armen;
Nicht einer war, der aus Erbarmen
Nur wenig Schritte näher trat.

Drauf ächzte sie zum letzten Male:
Ach Himmel! hilf mir aus der Noth!
Er that es mit dem schärfsten Strahle,
Sein Mitleid war ihr schneller Tod.
Die Feinde schleppten ihre Leiche
Durch Wege, Sand, Morast und Sträuche;
Ihr Grabmal war ein wüster Ort.
Mein Aug' erschrak vor solchem Grimme,
Ich wachte auf, und hört' die Stimme:
„So schickt man deine Jugend fort."

Wer so rührend den Verlust der Seelenreinheit und der Blume der Unschuld beklagt, zeigt, daß er den ganzen Werth dieser himmlischen Güter erkennt. Günther wäre auch kein Dichter gewesen, wenn er nicht um ein „verlorenes Paradies" zu klagen gehabt hätte. Welcher Dichterseele ward jemals volles Genügen gegeben? Daß Günther diese Befriedigung auf rein sinnlichem Wege suchte, machte, daß die Entsagung desto bitterer wurde und schneller eintrat, als wenn er sein geistigen Illusionen gefolgt wäre. Wir wollen sein Leben an der Stelle beleuchten, wo jene irrigen Jugendgenüsse noch mit den unverwandtesten, glänzendsten Farben sich bekleideten. Offenbar war dieses in Leipzig der Fall.

Günther kam in das Haus des gelehrten Magisters Burkard Menken. Seine Verrichtungen in diesem Hause scheinen zwischen dem bescheidenen Beruf eines Schuhputzers und dem eitlen, hoffärtigen eines Jüngers der Wissenschaft getheilt gewesen zu sein. Ein armer Student muß sich seinen Freitisch oft durch seltsame Künste erobern; er muß dienen

im eigentlichsten Sinne des Worts. Hier war es aber, wo das klassische Alterthum unserm Günther nahe trat. Vor seinem entzückten Blick wandelten die alten Philosophen Athens und Roms vorüber. Die süßen Gesänge, die einst um die bekränzten Säulen des Tempels Aphroditens getönt, sie kamen in reicher Fülle, wie ein Häuflein geflügelter und geputzter Knaben, in die kalten Hörsäle der nordischen Stadt. Die bleichen Jünglinge horchten den Gesängen, ihr Herz schlug heftiger, ihr träges Blut erwachte und sie lallten die griechischen Verse nach so gut sie es vermochten. Dieses waren die Exercitien des Magisters Burchard Menken. Dieser würdige Mann lebte ganz in Rom und Griechenland. Er, ein gelehrter, mit Puder und Perücke gezierter Herr, lebte mit den alten Helden der Iliade auf dem vertrautesten Fuße. Mit brausender Leidenschaftlichkeit zog er vor Troja; mit unbeschreiblicher Verachtung sprach er von den Liebeshändeln des Aeneas mit der Dido; seiner Ansicht nach war im ganzen Virgil kein Vers, würdig, von der g-

lehrten Junge eines Kenners der griechischen Musen ausgesprochen zu werden. Er saß ganze Sommernächte hindurch in einer versteckten Laube seines kleinen Gartens an der Leipziger Stadtmauer und lallte die süßen Gesänge Theokrits und vergoß dabei bukolische Thränen. Wenn rings um ihn her die Stadt in Schlummer lag und klebejische Träume auf die eiserne Stirn der ehrlichen Pfahlbürger nelen, da kamen ihm die herrlichen Gebilde des Alterthums, da schnallte er sich leichte goldene Sandalen an die Füße, und der deutsche Professor ging auf die Hochzeit der Thetis. Er tanzte mit den geflügelten Göttern einen schwierigen antiken Tanz auf dem Gipfel des Ossa und entschlummerte dann ermüdet, indem er sein Perückenhaupt in den Schoß einer Nymphe niederlegte. O welch ein Entzücken! Den Morgen darauf sprach er dann in den schönsten, begeisterten Strophen und erklärte die alten Dichter mit so jugendlichem Feuer, daß sein ganzes Auditorium schwärmte. Man kann sich denken, welchen Eindruck dieses auf Minchen hervor

bringen mußte. Eine Menge von Gedichten waren die Echos dieser stürmischen Klänge.

Leider aber hält die Schalkheit der alten Poeten mit ihrer großen Schonheit gleichen Schritt. Es ist so viel Reiz und so viel Verführung in ihnen, und Günther war gerade ein solches Jugendblut, welches das todte Wort ins warme Leben zu übersetzen verstand. Er mochte nicht, wie Herr Burckard Menken, archäologisch lieben, und noch weniger mochte er nur in seinen Träumen glücklich sein. Ein schöner schlanker Knabe, wie er war, thöricht und sonderbar in seinem Wesen, nachlässig geputzt, fiel er mit seiner sinnlichen Erscheinung vielen Mädchen in die Augen. Er trug, wie er es in einem seiner Gedichte selbst beschreibt, ein sandfarbenes kurzes Röckchen, eingefaßt nach damaliger Mode mit hochrothem Seidenband, dann einen weiten, zurückfallenden Kragen, ein schwarzes Mäntelchen, ebenfalls blaßgelbe Beinkleider mit rothen Bändern, und einen Hut, geziert mit weißer Feder. An diesem Hute befand sich versteckt manch Liebeszeichen, und unter

dem gelben Rock hingen auf der Brust, ebenfalls tief versteckt, an buntfarbigen Bändern wiederum Liebeszeichen. Das war ein Schmuck, den unser Ritter nie ablegte.

Nahe dem Hause des Professors lebte ein munteres Mädchen, das Günthers Herz raubte und ihm den Schwur ewiger Treue abnahm; ach! ein Schwur, der leider bei unserm Helden später nichts als eine poetische Floskel wurde. Wir wollen annehmen, daß Leonore seine erste Liebe war. Seine Gedichte sagen, wie er sie am Fenster eines Nachbarhauses zum ersten Mal sah, wie sie ein schwarzes, faltiges Kleid trug, und wie er sich alle Mühe gegeben, von ihr ein Nädeln der Aufmerksamkeit zu erringen. Man hört bei nächtlicher Weile eine verstimmte Mandoline und ein klapperndes Horn in der engen Gasse ertönen, und zu diesen Klängen schickt Günther eines seiner hübschesten Lieder hinauf in das kleine Ohr des Mädchens. Die Gevatterinnen der Nachbarschaft werden wach, es flattern Laternenscheine an den dunklen Häusern hin, man hört den Ruf der Wache,

und fortgeweht ist das Häuflein Sänger wie Spreu im Wind. Aber Günther hatte erreicht, was er wollte: Leonore wußte jetzt um seine Liebe. Es kamen die warmen Monate und man sah sich im Freien. Leonorens Eltern erfuhren aber dennoch etwas von dem Einverständniß, und man stellte den Liebenden nach. Sie flüchteten sich auf — den Kirchhof.

Das Gedicht, in dem Günther diese Flucht der Liebe in's Reich des Todes beschreibt, ist eins der gelungensten unter den zahllosen Liebesgedichten. Hier ist es:

Zeitz den 22. August 1719.

Nun Kind, ich kann Dich nicht mehr hüten,
Behalt' mein Herz in treuer Brust.
Das Denkmal Deiner muntern Sitten
Erweckt mir auch vom Westen Lust,
Und wo ich reise, wohn' und bin,
Da folgt mir Dein Gedächtniß hin.

Ein Waldhorn klingt in Abendstunden
Von Weitem durch die Gärten schön:
Es lahlt Erinn'rung unsre Wunden,
Und läßt den herben Schmerz vergehn.

Wie fern aus Nebelgrau ein Licht
Winkt mir Dein holdes Angesicht.

Das Glücke [illegible] mit tausend [illegible]
Und hält mich auf des [illegible] Eis;
Ich folg' dem Ruf und unverdrossen,
Obgleich ich keine [illegible] weiß.
Die Welt mag [illegible], wie sie will,
Ich halt' in allen Stürmen still.

Die Gegend, wo ich bin und bleibe,
Ist einsam, schaurig, kalt und arm;
Hier hör' ich, bei der [illegible]
Den kalten Wind [illegible]
Und [illegible]
Viel tausend [illegible] an Dich.

Erinn're Dich der stillen Küsse,
Die Niemand, als die Nacht nur sah,
Erinn're Dich, wie rein und süße
Was uns're stille Weihe da!
Gedenk an [illegible], denk an Stunden,
Wo wir [illegible] und [illegible].

Das Mütterlein wird uns [illegible],
Wir [illegible] die [illegible] Bahn,
Wir [illegible] die [illegible]
Im Zimmer unsres [illegible] an;
Und [illegible]
Den [illegible]

Aber die Nähe dieser Todten konnte die Liebe nicht weihen, konnte ihr keinen Beistand verleihen. Der Mond blickte nieder auf die Leichensteine, und manche lange, lange Nacht sah er die Gruppe der Liebenden, und ihre Schatten zeichneten sich auf den Stein. Das war dem Herzen des jungen Dichters lieb; in seiner Seele vermählte sich gerne Todesgrauen und Liebesgluth. In diesen stillen Nächten, unter den stillen Todten, da floß seine beredte Lippe über von Liebesschwüren und Küssen; da erwachten die Schatten der alten Dichter, wie er sie am Tage vorher im Hörsaale hatte kennen gelernt, und schritten durch die dunkle Bläue des Himmels, aus ihren Kronen und Liebeskränzen Schauer und Entzückungen niederträufelnd in sein berauschtes Herz.

Seine Liebesgedichte sind köstlich; schade nur, daß die meisten von ihnen in zu kraftvollen Metaphern sprechen. Unser verwöhntes Ohr ist an diese rohe Plastik des Ausdrucks nicht gewöhnt, aber sie sind alle frisch, lebendig, in tüchtiger Situation immerdar den Kern auffassend, nie halb, nie zwei

deutig. Was Flamme ist, brennt auch; wo ein Stachel ritzen soll, ist er nicht mit Baumwolle umwickelt. Der Dichter bittet nie um Verzeihung, daß er Dichter ist, er wirft uns seine kecken Worte leichtsinnig lachend zu, wir mögen sehen, wie wir mit ihnen fertig werden. Darum sind die meisten Liebesgedichte, so schön sie sind, doch kaum wiederzugeben. Wer sie in ihrer ganzen Ungebundenheit kennen lernen will, lese sie selbst nach. Man findet da den wilden Trotz der Liebe, die derbe, fast ekelhafte Ausschweifung neben dem rührendsten, zartesten Hauch der Sehnsucht, dem innigsten Seelenschmerze. Eine tolle Frivolität herrscht in dem Liede: „Als er ihretwegen viel leiden mußte," ausgehaucht; die anmuthigste Schalkheit lebt in den Zeilen, die die Ueberschrift führen: „Als sie in ein Kloster gehen wollte," und „die verworfene Liebe" weicht an Kraft und Adel der Bilder keinem Petrarkaschen Sonett.

In dem letztern Liede zeigt es schon prophetisch die Periode düsterer Reue an, die jetzt nicht mehr

lange ausblieb. Das Heer von Liebschaften, viele erniedrigend und fast alle beschämend, warfen seine Seele in Bande und lähmten die Fittige seiner Dichterkraft. Ein rohes, zügelloses Leben begann; er entfernte sich aus dem Hause seines früher so geliebten Gönners und zog mit noch andern verlorenen Söhnen in der Irre umher. Die Armuth und das Elend folgten ihm auf der Ferse. Wo in den Nachbarstädten, oder auf einem Rittergute, selbst bei reichen Bauern auf dem Lande eine Hochzeit gefeiert wurde, da zog Günther ein und erwarb sich für ein Hochzeitgedicht auf einige Wochen eine schwelgerische Existenz. Sie endete mit Schelten und Schlagen, und am frühen Morgen trieb die Hetzpeitsche des Pförtners den betrunkenen Dichter aus dem Hofe. Im nahen Walde fand er dann seine hungrigen Genossen; jetzt wurde die vorbeifahrende Kutsche umlagert und mit weit vorgestreckten Hüten von den erschreckten Reisenden Almosen erbeten, indem dazu der laute Ruf: „Arme reisende Studenten, ihr Herren!“ ertönte.

Dieses Elend des armen Gunther wuchs zu einer grauenerregenden Höhe. Seine Freunde, er hatte deren noch, obgleich Niemand sich öffentlich dazu bekennen wollte, sahen ihn mit bitterm Schmerz einem schmachvollen Ende entgegeneilen. Kaum war er ihnen noch kenntlich; in diesen verwilderten Zügen war nichts mehr von dem schönen Jünglinge zu sehen, der einst so herrliche Hoffnungen erregte. Die Kleidung war zerrissen, die Lumpen selbst mit wilder Sorglosigkeit umgehängt, die Sensualität im Antlitz eines jungen Trinkers war in den Schmutz und die freche Unbekümmertheit des Vagabunden ausgeartet.

Herr Burchard Menken fand diese Ergebnisse ganz besonders betrübend. Er hatte bei seinem einsamen Leben erst spät die Umwandlung seines früheren Dieners und Pfleglings erfahren, und sein Herz blutete bei dem Gedanken, daß den Musen ein Jünger entzogen werden sollte, der da versprach, ihnen dereinst Ehre zu machen. Der Kenner von „Ovids Kunst zu lieben" konnte sich nicht vorstellen,

daß man auf den Gedanken kommen könne, diese Kunst ins wirkliche Leben zu übersetzen; er erstarrte, als er sah, wie diese Uebersetzungen seinen frühern Schützling umgewandelt hatten. Ohne ein Wort zu sagen, schlupfte er an ihm vorüber, schloß sich in seine einsame Zelle ein und vergoß Thränen über den verlornen Jüngling. Aber der edle Herr ließ es bei den Thränen nicht bewenden, er gedachte mit rascher That zu helfen. Ein Diener wurde mit Geld in die elende Herberge geschickt; dieser kaufte den Dichter frei und führte ihn zum zweiten Male in die Behausung seines ersten und aufrichtigsten Gönners. Hier wurde nun Rath gehalten, und das Resultat war ein tiefgefühltes Reuebekenntniß des armen Günther, und das Versprechen, ihm eine ehrenwerthe Stelle zu verschaffen, von Seiten des Professors.

Der Hof August des Starken, Königs von Polen, war damals der Vereinigungspunkt aller Talente, die den guten Geschmack, den Glanz und den Luxus zum Theil ausmachen, zum Theil befördern

helfen. Es befanden sich an diesem Hofe italienische Sänger und orientalische Gaukler, französische Tänzerinnen und germanische Celebrité. Alles im bunten Gemisch. Was nicht amüsiren konnte, mußte wegbleiben; daher kam es denn auch, daß ein deutscher Professor damals ganz nahe an den Hofnarren grenzte. Die erhabene Wissenschaft mußte sich zu kleinen, unangenehmen Taschenspielereien herablassen, um in dem Gerüste des Hofes auch eine Stimme zu behalten. Man sah Perücken, mit Lorbeer und Flittergold gekrönt, sich im weltlichen Gedränge bewegen, und die scholastischen Systeme eines Leibniz wurden in kurzen Dialogen als Zwischenspiele unter die Akte eines Ballets geschoben. Man disputirte über den Plato dicht an der Kulisse, hinter welcher eine hübsche Tänzerin sich ankleidete.

In so frivoler, lebenslustiger Welt hatte die Poesie nichts weiter zu thun, als immerwährend zu loben. Zu diesem Zweck stand ihr der ganze Olymp zu Dienste. Jene strengen Götter Homers wurden graziöse, schmeichelnde Begleiter der Fürsten

und tanzten an ihren Festen. Mars bekränzte unaufhörlich seine Helden, Venus warf ihnen ihre Myrthenbouquets in den Schoß, Pallas gab ihnen die Attribute der Wissenschaft in die Hände, und Apoll seine Lyra. Diese Art zu leben erscheint uns jetzt als fade, allein damals war sie fein und sinnreich. Wer am meisten Allegorien häufen konnte, war der größte Dichter, wer die Autoren am unverschämtesten plünderte, der gelehrteste Panegyriker. Etwas hiervon hat sich noch bis ans Ende des achtzehnten Jahrhunderts erhalten, und selbst Göthe verschmähte es nicht, diese prunkenden Puppen der Allegorie bisweilen in Bewegung zu setzen.

Herr Burchard Menken wußte, daß sein Schüler Glück machen würde mit seinen Versen, wenn er nur auch Glück machte mit seinen Versen, und dieses stand zu bezweifeln. Indessen hoffte man das Beste, und unser Günther kam nach Dresden. Er sollte jetzt „des Hofes Eis" betreten, wie er selbst in jenem Gedichte aus Berau sagt, das wir angeführt hatten. Er war auf's Beste ausgestattet, und

alle Fehler seiner verlorenen Jahre waren unter Sammt und Seide versteckt. Der Erfolg war bei alledem unendlich betrübend.

Die polnischen und deutschen Großen am Hofe August's führten jeder einen Hanswurst mit sich, den sie ihren Kammerpoeten nannten, und von denen einige die elendesten Gestalten, die unverschämtesten Tanzmeister, wo nicht noch etwas Schlimmeres waren. Dieses Gesindel scharrte sich um den neuen Ankömmling, und da sie in ihm einen Beeinträchtiger ihrer Rechte und Ansprüche sahen, waffneten sie sich gegen ihn. Günthers Charakter war weit entfernt von jener kriechenden Speichelleckernatur, die jene unwürdigen Satelliten bezeichnete. Das Glück hatte ihn bekümmert, aber nicht gebeugt. Er, der Mann, der von den Gnaden leben sollte, sagte diesen Mächtigen Wahrheiten, die oft bitter und treffend waren. Gegen ein fremdes Lobgedicht machte er zwölf gelungene Satiren. Diese Sprache im Munde eines damaligen Dichters war neu. Günther erwarb sich Feinde, seine Sache war

so gut wie verloren, und Alles kam jetzt auf eine Audienz beim Könige an. Unser Poet wußte das, und er bereitete sich mit den indirekten Mitteln auf diese Audienz vor. Seine Feinde waren ebenfalls thätig.

Als der Tag erschien, that Gunther das Gelübde, keinen Tropfen Wein über seine Lippen kommen zu lassen. Er hielt dieses Gelübde, bis sein Fuß die Schwelle jener ominösen Treppe betrat, die zur Macht hinauf leitete. Er wurde in einen der entlegenen Korridore gerufen und fand hier eine kleine heitere Gesellschaft versammelt. Man spielte die Zither, man saß unter Blumen und man trank Wein. Das waren Scenen, wie sie damals häufig vorfielen. Günther liebte leidenschaftlich diese Scenen, aber heute fand er für gut, sie mit dem Rücken anzusehen. Man ließ ihn nicht fort. Ein großes korpulentes Violoncelle postirte sich vor die Thür, eine dünne Flöte schob sich als Riegel vor, eine Mandoline klagte in süßen, zärtlichen Tönen. Dabei wurden die Pokale gefüllt, der Wein perlte, die

Düfte einer Pastete wirbelten empor. „Nur ein Glas, nur ein Glas, Freund Günther!“ so tönten die Stimmen. Er wandte sich ab, aber es zogen ihn schöne Hände herbei, und die Ueberredung siegte. Er saß auf dem Sessel am obersten Platze und zwei tüchtige Trinker übernahmen es, ihn zu bearbeiten. Armer Poet! Mit deinem Glück, deinem Ruhm, deiner Ehre ist's aus! Als du nun vor dem Könige erschienst, da taumeltest du, da warst du nicht fähig, eine zusammenhängende Rede hervorzubringen. Ein finsterer Wink der Augen, und du warst verabschiedet, verabschiedet, um zu deinem Elend, deinem trostlosen Jammer, und zu deinem Verderben zurückzukehren. Die Feinde hatten gesiegt.

Das Uebrige von Günthers Leben kann füglich als „das schwache Aufflammen und jähe Verlöschen des Lichts“ bezeichnet werden. Wir erschrecken oft, und es überschleicht uns ein grausiges Gefühl, wenn wir den an unheilbarer Auszehrung Leidenden von weit hinausreichenden Lebensplänen sprechen hören; aber weit stärker muß der düstere Eindruck sein.

wenn wir den rettungslos moralisch Versunkenen von Planen des Glanzes, des nahen Ruhms und der zu erwerbenden anerkennenden Achtung sprechen hören. Wir sehen die Hebel nicht, die dieses bewirken sollen, wir sehen die Fülle gespannter Kräfte nirgends, die eine so gewaltsame Veränderung herbeizuführen im Stande wären. Die allein gültige und wirksame Buße entspringt nur aus einem Boden, der die geistige Zeugungskraft noch nicht verloren hat; Günthers Entschließungen zur Reue wären nur Symptome seiner äußersten Schwäche.

Die Wissenschaft der Heilkunst, der er sich früher mit sehr zweifelhaftem Erfolge zugewendet, sollte jetzt, mit Ernst und Eifer ergriffen, der Zweck seines Lebens und das Mittel zu einem ehrlichen Auskommen werden. Aber hier zeigten die Musen jene Widerspenstigkeit, die ihnen eigen ist, wenn der ihrem Dienste Geweihte sich den Pflichten bürgerlicher Existenz nebenbei verkaufen will. In Günthers schwacher Seele entstand Streit und Zwiespalt, er wollte und wollte nicht. Das Bedürfniß drängte,

der innere Widerwille wandte alle Kräfte an, den Gehorsam zu verweigern. Hier wird nun unsers Dichters Leben farblos und ohne Interesse. Die Keckheit der Jugend, der Uebermuth der Kräfte ist entschwunden, und die moralische Tüchtigkeit ist nicht an ihre Stelle getreten, um uns wegen der verlorenen poetischen Reize zu versöhnen.

Gunther lebte nun abwechselnd in Boran, in Schweidnitz, in Leipzig ein trostloses, verlassenes Leben, endlich brachte ihn sein Schicksal nach Jena, und dort starb er.

Der Biograph Gunthers fügt tröstend hinzu: „Ihm, dem Armen, dem Verlassenen, fehlte bei allem dem doch das ehrliche Begräbniß nicht.“ Ja, seinem Sarge folgten erkaufte Leidtragende, die man aufputzte mit der Garderobe des Todes, und die man gleichgültig wieder verabschiedete. Doch wir wollen annehmen, daß unserm armen Dichter wenigstens ein unerkauftes Herz folgte, ein Herz, das um ihn blutete, ein Auge, das um ihn weinte,

eine Hand, die zitternd die Erde auf seinen Sarg warf.

Aus der Asche dieses unwürdigen Todes entstand das wahre Leben, ein Leben, dem kein Tod droht; der Geist des Dichters schwang sich empor, und von den irdischen Mängeln gereinigt, erschien er in einem seiner würdigen Lichtgewande. Dieses ist die Sammlung seiner Gedichte, von denen bald nach seinem Tode mehrere Auflagen schnell nacheinander erschienen. Der Zweck dieses Aufsatzes ist, auf diese aufmerksam zu machen. In unserer Zeit, wo die Lyrik sich so viele Freunde erwirbt, ist es nöthig, vor falschem Geschmack zu warnen und freundlich zu werben um Theilnahme für jene frischen jugendlichen Geister früherer Tage. Günthers Gedichte sind darum so vortrefflich, weil sie echt menschliche Zustände uns vor die Seele führen. Es ist da nichts Ueberreiztes, fremdartig Herbeigezogenes. Die Wahl der Bilder ist immer passend, treffend, weil sie sich der Natur und den Sitten

anpaßt. In einer mit Geschmack geordneten Auswahl würden sie noch jetzt große Theilnahme finden. Es weht ein anspruchsloser, heiterer Geist durch die Sammlung, und die Verirrungen einer poetischen Jugend sind mit den lebhaftesten Farben darin geschildert.

Daß Günther seinen Werth fühlte, und daß hierin ein Trost für sein brechendes Herz lag, bezeugt ein Abschieds-Lied, das er spät noch sang, und von dem wir, ebenfalls zum Abschied von dem Leser, nur zwei Strophen ausheben wollen.

Euch Musen dankt mein treu Gemüthe,
Wofern ich etwas gilt und bin;
Der Leyer ewig sichern Güte
Grünt jetzt schon auf die Nachwelt hin.
Ihr habt mich von Geburt umfangen,
Gesäugt, gewiegt, geführt, ernährt,
Und wenn es übel mir ergangen,
Dem Herzen allen Gram verwehrt.

Sprecht nur, ihr hochmuthsvollen Spötter,
Ich hielte nichts von Lob und Ruhm.
Mein Name dringt durch Sturm und Wetter
Der Ewigkeit in's Heiligthum.
Ihr mögt mich rühmen oder tadeln,
Es gilt mir beides einerlei:
Den wahre Lieb' und Weisheit adeln,
Der ist allein vom Sterben frei.

Die Claviermamsell.

Glaubt nicht, daß ich eine komische Geschichte schreibe, der Titel könnte euch dazu verführen; nein! die Claviermamsell soll euch Stoff zu ernstem Nachdenken geben, vielleicht sogar zu einer Thräne. Hört mich an.

Es fällt schwer, [illegible], wie die Großen, die Reichen, die [illegible], die Vornehmen und die dem Vergnügen lebenden — wie fühlt ihr euch. Seht nur auf ihre Vereinigungsplätze, seht sie euch an. Sie kommen unter Lachen, Gekreisch und unter tausend guten und schlechten Späßen zusammen, sie verplaudern den Abend und einen Theil der Nacht, Blumen, Spitzen und ächte Steine schmücken sie, und doch gebe ich mein eigenes Herz hin, wenn ihr etwas bei ihnen entdeckt, das einem Herzen ähnlich sieht. Es ist so viel von der

falschen Welt geredet worden, nun will ich auch einmal davon reden.

In einer großen Stadt, denn ich zweifle, daß die Geschichte die ich euch erzählen will, je in einer kleinen Stadt sich hätte zutragen können, lebte eine Wittwe, die eine schöne Tochter hatte. Die Frau war wohlhabend und wandte ihre Mittel redlich dazu an, der Tochter eine treffliche Erziehung zu geben. Wir wollen das Mädchen Victorine nennen. Victorine war schön, sie war noch mehr als schön, sie war gut, lebenslustig und fröhlichen Herzens; denn ihr wißt wohl, daß es eine ernste, trübe, unheimliche Schönheit giebt, eine Schönheit, die, wenn man sie bei einem jungen Mädchen findet, uns eher einen peinlichen, als einen angenehmen Eindruck macht. Victorinens Gesicht war der Spiegel ihrer Seele, und da die Seele rein und schuldlos war, so zeigte das Gesicht vor allem Reinheit und Schuldlosigkeit. Ihre blonden Haarflechten, ihr offenes klares, blaues Auge, ihre frische morgenschöne Farbe, ihr leichter Gang und ihre Bewegungen, ihr

mender Töne hinein, und ließ sie da nach Herzens-
lust untertauchen, wieder auftauchen, wieder unter-
tauchen und so fort, bis Jugend und Muthwille
ihr Ziel erreicht hatten. Das war eine Lust! Die
grämlichen Tanten und Mütter durften nicht nein
sagen, denn die Mode brachte den neuen Tanz mit
sich. Oft fand es sich auch, daß eine im Monat
ergraute und gesteifte Schöne es noch wagte, sich in
den Walzer zu stürzen, und da sah man mit Ent-
setzen das alte Bild im wirbelnden Tumult dahin
fliegen und ohne Rettung verloren. Der Tanzgott,
der eigensinnigste und am wenigsten Vernunft an-
nehmende Gott unter allen Göttern, die den Olymp
der freudeberauschten Jugend bilden, strafte den
Bruch des Gesetzes, das dem Alter Mäßigung und
Enthaltsamkeit auflegt, grausam und unerbittlich
mit Schwindel und Ohnmacht. Aber ein Walzer
war unter den Walzern! ich wünsche ihr hättet ihn
gehört, um flugs alle Sorgen und alle Mühe des
Lebens meilenweit hinter euch zu fühlen. Alles was
sich an Fröhlichkeit, an Töne-Tollheit, an sich über-

Erdensohn tanzte. Um den Flora-Walzer zu componiren und ihn auch noch ins Leben einzuführen, mußte eine Menge Glück, guter Laune und edler Fröhlichkeit zusammenkommen, sonst konnte ein solcher Walzer gar nicht bestehen. Der Tonsetzer gleich von vorn herein mußte in einer Stimmung sein, wie sie nur ein sehnsüchtiger Bräutigam hat, der so eben das Jawort von seiner Schönen empfangen. Dann — und dies war unerläßlich — mußte der Instrumentenmacher, als er das Piano zusammenleimte, unter nicht minder glücklichen Constellationen sich befunden haben, und endlich, wenn auf diesem Piano und von diesem Tonsetzer der herrliche Walzer ins Leben gerufen worden war, gehörten noch Tänzer dazu, gerade solche und keine andere, wie Victorine sie hatte, um diesen Walzer zu tanzen. Dann erst war er vollständig und ganz was er sein sollte. Aber nein, noch Eines fehlte: Victorine mußte mit dem schönen Leon tanzen; und Victorine tanzte mit Leon. — Ihr wundert euch, daß ich von einem simpeln Walzer so viel Aufhebens mache, aber weiß.

ihr auch, in welch kleine, unscheinbare Dinge sich die Liebe oft versteckt? Ist's euch lieber, sie in ein Stückchen Flor verhüllt zu sehen, in eine Pappschachtel, in einen Streifen Papier, den die Hand der Geliebten in der Zerstreuung zusammenrollt? Ich trage euch, das Geheimniß, wohin ihr wollt; diesmal müßt ihr es, wie es mir übrigens die strenge Wahrheit auferlegt — denn ich erzähle keine erfundene Geschichte — in einem Walzer hinnehmen.

Leon war der Sohn eines reichen Handelsherrn; er hatte die Wahl unter sehr vielen hübschen Töchtern der Vaterstadt, und er wählte Victorinen. Die beiderseitigen Eltern des Paars waren es zufrieden. Es waren schöne Wochen und Monde, wo die Liebe ihr Reich in zwei gleich jungen, der Welt und ihren Freuden entgegenblühenden Herzen gründete. Die Voranstalten zur Vermählungs-Feier wurden bereits getroffen, als das Unglück herannahte und sein eherner Schritt vor der Thüre des Hauses hörbar wurde, wo Glück, Frieden und

Unschuld sich eingebürgert hatten. Victorinens Mutter verlor durch den Bankerott eines befreundeten Handelshauses ihr Vermögen und wurde arm, ganz arm. Welch ein häßliches Wort für eine frivole, in Genüssen schwärmende Welt! Wie widrig ist sein Klang dem Ohre, das den wollüstigen Melodien lauscht, die durch die goldenen Säle hallen, an den Tischen ertönen, wo Ueppigkeit und Muthwille schwelgen! Niemand hatte aber daran gedacht, daß dieser Unglücksfall irgend eine Störung angeknüpfter Verhältnisse zur Folge haben würde, am wenigsten dachte hieran die Wittwe. Sie wußte ja, daß der Verlobte ihrer Tochter reich war, daß er nicht nöthig hatte, durch seine Heirath Schätze zu erwerben. Wie erschrak sie daher, als ein Brief des alten Handelsherrn sie eines Andern belehrte! Dieser ehrwürdige Mann, der keinen Begriff davon hatte, wie man bei so bewandten Umständen noch die Forderung an ihn stellen könne, daß er seinem gegebenen Worte treu bleibe, zerriß das Band mit der größten Kälte und Leichtigkeit. Man wußte nicht, ob er es gern,

schreckte, es genügt zu wissen, daß er überhaupt schreckte und daß man ihn hinfort im Hause der Wittwe nicht mehr sah.

Ich will euch die arme Victorine nicht verfolgen in ihrem Schmerz und in ihren Thränen. Habt Erbarmen, gebt ihr Einsamkeit, Dunkel, Entfernung, Zeit, vor Allem gebt ihr Arbeit, schwere, anhaltende Arbeit, damit die mit Kummer beladenen Stunden ein wenig schneller hinweggehen. Die Wittwe, zur äußersten Dürftigkeit herabgesunken, bezog eine ärmliche Wohnung, gewann durch Handarbeit kärglichen Lohn und Victorine gab Musikunterricht für Geld. Aber es fanden sich wenige Schülerinnen; gerade dieser Erwerbszweig wurde von so vielen armen Mädchen gewählt und alle hatten mehr Mittel, sich bekannt zu machen. Victorine, die fromme, schüchterne, mit ihrem Weh und der schweren Demüthigung kämpfende Victorine, blieb in diesem Wettkampf weit zurück. So fand sich zum Glück ein anderer Ausweg. Es wurden kleine Tanzgesellschaften in der Nachbarschaft gegeben, und

es fehlte an Tanzmusik. Man wollte nicht viel au
geben und doch wollte man das Vergnügen in reic
lichem Maaße genießen. Victorine bot sich an, f
ein billiges Honorar zum Tanze zu spielen, u
man ging darauf ein. Es war grausam, das jun
Mädchen, das selbst noch der Ruh, dem Spiel u
dem Vergnügen angehörte, lange Stunden hindur
am Clavier gefesselt, für das Vergnügen Ande
sorgen zu lassen. Ich sage, es war grausam, ab
was kümmert das die Welt? Nur selten verir
sich ein Blick auf das bleiche Antlitz zwischen d
zwei Lichtern, das hinter den Notenblättern herv
sah. Die jungen Mädchen, die geschmückt und l
lend im Wirbel des Tanzes vorbeiflogen, hatten
mitleidiges Lächeln, wenn sie eine ihrer Schwest
so arm, gefesselt und geknechtet dasitzen sahen, ab
keiner kam es in den Sinn, die Länge des wonn
vollen Tanzes auch nur um eine Minute zu kürz
Die Arme möchte vor Ermüdung zusammenbrech
der Ball mußte die gehörige Anzahl Freudenstund
behalten. Und welches Recht hatte sie, sich

beklagen? Empfing sie nicht ihren Lohn? Hatte der Diener nicht den Befehl erhalten, der „Clavier-mamsell“ eine Tasse Thee aufs Notentischchen nebenan hinzusetzen? Konnte sie sich nicht sogar auf ein Glas Punsch Rechnung machen? Geschah es nicht, daß Einer oder der Andere der jungen Herren ein ziemlich artiges Wort an sie richtete, das beinahe so klang, als wenn dieser wohlwollende und gütige Herr ihr blondes Haar nicht ganz unschön fände? Dürfte sie mehr verlangen? — War dies nicht Herablassung und Güte, so groß, so wunderbar, so völlig unerwartet und unverdient? Gewiß, die fieberhafte Röthe auf den Wangen des armen Mädchens, wenn sie endlich nach sechs Stunden peinlichen Sitzens sich erhob, wenn sie die krampfhaft zuckenden und mit brennenden Schmerzen erfüllten Hände endlich mit den Handschuhen verhüllen durfte — gewiß, diese Röthe war eine Röthe der Freude, des Entzückens, des Danks für einen so herrlichen Abend! Aber so schlimm diese Pein, so wurde sie dennoch übertroffen vom Moment, wo die Silberlinge ihr

in die Hand gezählt wurden, so roh, so schonungslos und mit so viel Vorwurf und Geiz, zuletzt sogar mit der Drohung, daß man eine „Claviermamsell“ annehmen würde, die anhaltender, taktvoller und dazu noch eine Stunde länger für denselben Lohn spiele. Das war so süß zu hören für die Arme, das begleitete sie wie die Nachtmusik des Festes, wenn sie in früher Morgenstunde ihren einsamen Weg nach Hause schlich, ohne Begleitung, ohne Trostspruch, ohne auch nur ein Wort des Abschieds. — So gehen die Miethlinge ihre nächtlichen Pfade nach Hause, wenn der reiche Herr aus seinem Palaste sie entläßt. Es kümmert ihn nicht, ob und in welcher Höhle des Jammers und des Verbrechens sie ihr Lager finden.

Eines Tages erhielt Victorine Befehl, in einem ihr noch unbekannten Hause zu erscheinen. Sie ging arglos hin, unterm Arm ihre Notenbücher, welche die herrlichsten, neuesten Tänze enthielten, Tänze, die im Stande waren, eine Welt von Kummer und trüber Stimmung wie mit einem Zauberschlage zu ver-

Abends. Erst als sie ihren Platz am Clavier eingenommen, erfuhr sie, daß man in kleinerem Familienkreise die Nachfeier einer Vermählung feiern wolle. Es konnte ihr dies gleichgültig sein; genug daß, wie fast immer, das eitle Glück das Unglück berufen hatte, um ihm lustige Weisen aufzuspielen, daß die Freude dem Schmerze ihre Triumphlieder abzwang. Bleich und stumm, wie immer, saß unsere Unglückliche zwischen ihren zwei feuerbrennenden stolzen Wachskerzen. Ihre Hände — diese Hände wären lange nicht mehr schön — wühlten in den heiteren Tönen wie ein frischer Zephyr auf Beeten unter buntflammenden Tulpen wühlt. Jeder Ton war eine helle, blitzende Farbe, doch fehlte es auch nicht an klagenden, schmachtigen Klängen, die wie kokette Mädchen nur zum Schein unglücklich waren, um ihren hübschen Gesichtern auch die rührsame Miene des Leids für wenige Sekunden anzuprägen; dann aber war alles wieder toller Scherz und stürmischer Muthwille.

Mitten im Spiel öffnete sich plötzlich eine der Seitenthüren, und von einem Schwarm fröhlicher, ge-

puzter Mädchen mehr hereingezogen als geführt, erschien der junge Vermählte, den man zwingen wollte, sich auf kurze Zeit von seiner Schönen zu trennen, um nun noch dem Tanze anzugehören. Der schöne junge Mann erfüllt den anmuthigen Zwang mit sehr viel gutem Geschick und großer Heiterkeit. Er blickte im Kreise herum: sich eine Tänzerin zu wählen, sein Auge flog gleichgültig an dem Clavier und dem Platze, den davor die Spielerin einnahm, vorüber; aber die Blicke Victorinens, gewöhnlich auf die Notenbücher gerichtet, hatten sich beim frohen Tumult im Saale erhoben, und — ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen — sie hatte Leon erkannt. Einen Augenblick steckte die lustige Musik; alle Blicke wandten sich unwillig zum Clavier; der heitere Takt ging wieder vorwärts. Victorine hatte mit aller Anstrengung ihrer Kräfte den entsetzlichen Schmerz überwunden, sie zwang Leben und Bewegung in die erstarrten Hände, und diese gaben mechanisch jene hüpfenden, zierlichen Töne, die wie fröhliche Kinder um das verhüllte Haupt einer Leiche

spielten, nicht wissend, welchen Graus sie mit Hymnen der frischesten, frohesten Jugend umtanzten. O ihr, die ihr noch ein Herz habt, zu fühlen, was Leid und Weh ist, ihr begreift, welch eine Pause dies war, die jene wenigen Takte fehlen machte!

Einen Augenblick hielt Victorine so aus, doch schon weniger von ihrem Schmerze überwältigt; das Bewußtsein, daß Leon sie nicht erkannt, gab ihr Muth; bald aber merkte man ihrem Spiel an — und jedes Ohr, das unter der Herrschaft einer Seele stand, mußte es merken — daß eine große, erschütternde Bewegung in dem Herzen der Spielerin vorging. Jetzt veränderte sie den Gang des Musikstücks und — o Wunder des Frauenherzens! — jetzt gingen die Takte unmerklich und leise in eine andere Melodie über, und diese Melodie, wie wunderbar und fremd sie auch war, Einem in der Gesellschaft waren es bekannte Töne: es war der Flora-Walzer, den die zitternden Hände der einst Geliebten, jetzt Verstoßenen vertrugen. Dieser Walzer, diese für ein fröhliches Herz geschaffenen Klänge, sie wurden

mahnende Stimmen, die die Untreue, den Verrath züchtigten. Leon richtete seinen Blick auf Victorinen, er erkannte das Opfer seiner Treulosigkeit, und wagte nicht, ihr zu nahen; doch sie — verzieh ihm. Schnell in den früheren Walzertakt übergehend, begrub das arme Mädchen ihre Qualen, ihre schnell vorübergehende Rache, ihren Zorn. Niemand in der Gesellschaft ahnte, daß hier zwei Herzen miteinander Rücksprache genommen, daß hier ein Verbrechen eingestanden und gesühnt worden.

Die Nase des Sultans.

Ich kam von einem weiten Spaziergange spät am Abend ermüdet nach Hause und fand auf meinem Schreibtisch folgendes Billet von einem Freunde: Wir erwarten Dich auf ein Stündchen in unserem Dir wohl bekannten Abendkreis. Du findest einen hoch gelehrten Reisenden bei uns, der eben aus dem Orient kommt, dessen Bekanntschaft zu machen Dir nicht anders als erwünscht sein kann. Zudem versprech ich auch Deinem Gaumen einen Genuß; unser Reisender hat eine Menge fremder eingemachter Früchte mitgebracht, von denen er uns einige zum Dessert für unser Souper gönnen will. Wir erwarten Dich, komme bestimmt und laß nicht, nach Deiner alten schlechten Gewohnheit, auf Dich warten.

Ich drehte das Billet zwischen den Fingern hin

und her, ich prüfte die Glätte des Papiers und roch die Oblate ab; gähnend besann ich mich, ob ich zum Freunde gehen sollte oder nicht. Endlich warf ich einen Blick auf die Uhr; es war zehn, also die bedeutende Zeit, um noch zum Souper mich einzufinden. Eine flüchtige Toilette wurde gemacht, und ich weiß mich zu erinnern, daß ich mich einen Augenblick besann, ob die trüben Augen, die mir aus dem Spiegel entgegen blickten, auch die meinigen seien. Meine Schläfrigkeit wich aber nach und nach, rasch verfolgte ich meinen Weg, den Gendarmenmarkt entlang, am großen Opernhaus vorbei und dann noch einige Straßen, bis ich in die Nähe des Flusses kam und das Haus meines Freundes erreichte.

Man empfing mich mit Vorwürfen, die Hausfrau drohte mir mit erhobenem Zeigefinger und mein Freund verschluckte sich an einem Glase Wein und gerieth in ein wildes Husten, das zum Glück seine Verweise erstickte. Als er wieder zur Besinnung kam, hatte er genug zu thun, mich seinen

Gäste, dem berühmten Reisenden, vorzustellen. Dieser Herr sah mich nur flüchtig von der Seite an; ich hatte ja keine tätowirte Haut, keinen Rock von Binsengeflecht, keine Schuhe aus Baumrinde; was konnte ihm an mir Interesse einflößen? Auf einem Seitentische stand eine bauchige Flasche von seltsamer Form; aus ihrem geöffneten Schlunde strömte ein aromatischer Duft. Ich näherte mich diesem exotischen Gebilde. Halt! rief mein Freund, rühre nicht daran! Zum Nachtisch wirst Du schon Deinen Theil erhalten. Ich bitte Dich, zügle Deine Neugier und raube uns nicht Allen den Genuß, diese eingemachten Wunder, diese tutti frutti eines andern Welttheils von der Hand ihres Spenders selbst uns präsentirt zu sehen. Natürlich stand ich ab und wartete, bis dieser große Moment erscheinen werde. Er kam.

Mein Freund nahm das Gefäß, wie ein Antiquar eine altegyptische Vase anfaßt, mit derselben Weihe und Ehrfurcht, und setzte es vor uns auf den Tisch. Er verlang eine silberne Gabel, und

als dieſe ihm gereicht worden, zog er aus dem dunklen Schlunde eine parfumirte Frucht nach der andern hervor, und gab ſie uns auf die kleinen Porzellanteller. Dieſe einbalſamirten Fruchtmumien ſahen nicht zum Beſten aus, ſie zeigten ſich welk und vertrocknet, wie menſchliche Mumien; aber es iſt wahr, ihr Geſchmack war ſo köſtlich, als der Feinſchmecker nur irgend wünſchen und hoffen konnte. Der Reiſende nannte ſelbſtgefällig die Namen der Früchte, und gab eine kurze Beſchreibung ihres Wachsthums und der Pflege, die man ihnen widmete. Nur eine Frucht wurde von ihm mit einem kleinen unzufriedenen Murmeln bei Seite gelegt, und gerade dieſe hatte eine ſchöne, goldgelbe, ins Rothe ſpielende Färbung. Sie war nicht groß und hatte die Form einer Birne.

Was legen Sie da bei Seite, mein verehrter Herr? fragte mein Freund. Gewiß etwas, das für uns zu gut iſt.

Der Reiſende lächelte. Im Gegentheil, erwiederte er, die Frucht iſt zu ſchlecht; ich begreife

nicht, wie sie mit den andern in die Flasche gekommen ist.

Zu schlecht? haben Sie mich toten.

Nein, nein! Ich sage Ihnen, sie taugt nicht.

Aber sie sieht so schön aus.

Gleichviel taugt sie nicht. Man erzählt sich ein wunderliches Märchen von den Wirkungen, die sie auf den Genießenden machen soll; ich glaube nicht daran, allein sie ist überdies widrig von Geschmack.

Ein Märchen? rief ich lebhaft, erzählen Sie.

Die Frucht ging jetzt auf ihrem kleinen Teller von Hand zu Hand, Jeder besah sie genau. Ja, sagte der Reisende, in der Türkei und an den Küsten Asiens, wo sich diese Sorte Feigen findet, nennt sie das Volk „die Nase des Sultans" und erzählt, wer von ihr genieße, erlebe allerlei Seltsames und Verrücktes. Ihm geschehe, was keinem Andern geschieht, und er erblicke, was kein Anderer erblickt. Von einem Märchenerzähler, der die wunderlichsten Erfindungen vorbrachte, und den ich in einem bekannten Kaffeehause oft in jener Gegend hatte,

ſagten mir die Nachbarn, die mein Ergötzen und Erſtaunen ſahen, heimlich ins Ohr: Er hat in die Naſe des Sultans gebiſſen. Anfangs hielt ich dies für einen burlesken Scherz, ſpäter erfuhr ich aber vom Daſein dieſer Feigengattung und von dem magiſchen Einfluſſe, den man ihrem Genuſſe zuſchreibt.

Wie ſonderbar! riefen wir Alle, und die kleine Birne wurde noch genauer betrachtet. Sie hatte allerdings die Form einer häßlichen, dicken, gebogenen Naſe, an der plumpen Spitze gerötbet wie bei einem Weintrinker.

Ob ich wohl davon koſte? rief ich und hob mein Meſſer, um ein Stückchen abzuſchneiden. Mein Freund nahm mir den Teller aus der Hand. Wozu dieſe Lüſternheit! rief er unwillig. Du hörſt ja, daß ſie ſchlecht ſchmeckt.

Aber ich möchte gern etwas Ungewöhnliches erleben.

Das wirſt Du ohnedies, wenn Du heute um zwölf Uhr Dich zu Bette legſt, da Du gewohnt biſt, um zehn Uhr ſchon die Ruhe zu ſuchen.

Ich schwieg und der Teller mit der Frucht wurde von der Hausfrau mit einem kleinen Schauer abergläubischer Furcht auf die Console des Kamins gesetzt.

Ich weiß in der That nicht, wie es kam, allein ich befand mich bald in unmittelbarer Nähe des kleinen Fruchtellers. Die Erzählungen des berühmten Reisenden vermochten mich nicht so anzuziehen, wie dieser kleine Teller mit seinem geheimnißvollen Inhalt. Ich konnte nicht widerstehen, ehe ich's mir selbst versah, hatte ich ein Stück von der Sultane Nase abgeschnitten und verzehrte es heimlich; ein zweites größeres Stück folgte, dann ein drittes und endlich der Rest. Der Teller war leer. Ich hatte die verzweifelte Frucht in mir. Was nun? Sie hatte nicht gut geschmeckt, sie erregte einen herben Kitzel im Gaumen, sie war, wie manche Freuden im Leben, zugleich bitter und süß. Ich ging im Zimmer auf und ab, und hielt mir selbst eine kleine strafende Vorlesung über den Aberglauben. Sie übte die gewünschte Wirkung; meine

Vernunft sagte mir, daß eine Feige eine Feige und nichts mehr und nichts anderes sei, und als ich dergestalt mein Gewissen beruhigt hatte, kehrte ich zum Tisch, zu den Freunden zurück. Es war aber mittlerweile spät geworden; man trennte sich. Ich nahm Abschied und ging gleichfalls. Noch warf ich einen Blick auf den leeren Teller zurück.

Als ich mich auf der Straße befand und unter manchem Händedruck Abschied von dem berühmten Reisenden genommen hatte, gedachte ich eines Versprechens, das mir in den Zerstreuungen dieser Tage gänzlich entfallen war, nämlich einem kleinen Familienfeste beizuwohnen, das in einem befreundeten Hause gegeben wurde. Das Haus war nicht sehr entfernt, und ich bog sogleich dahin ab. Der herrlichste Mondschein erleuchtete Straßen und Plätze. Es mochte ungefähr Mitternacht sein. Alles still. Alles einsam. Die Nachtwächter halten ihre Runde, oder sitzen auf den Treppen der Häuser, dürre, schweigende Gestalten; ein einsames Pärchen eilt um die Ecke, ein Trupp später Schwärmer rei-

schwindet über jene Brücke, in der Schattenlinie wankt unsrem Wagen ein alter Anakreon der Vorstadt, der sich schweren Gewissens und schwerer Zunge seinem Hause nähert. Ich gehe an diesen Schattenbildern rasch vorüber und ersteige bald die erleuchtete Treppe des Kaufhauses. Sie ist mit Blumen geschmückt, und mit einem Teppichstreifen bedeckt. Auf diesem rothen Grunde sehe ich einen kleinen weißen Damenhandschuh liegen, den ich sogleich aufhebe und zu mir stecke.

Als ich in den Saal trete, tanzt man eben und die Paare fliegen an mir vorüber, einen Strom von Wohlgerüchen aus den aufgerauschten Florärmeln und flatternden kleinen Shawls ausblasend. Kaum finde ich eine schmale Straße, wo mein Fuß wandeln kann, um in das Zimmer zu gelangen, wo Wirth und Wirthin einen Kreis müder Gäste am Einschlafen zu hindern suchen durch die banalen Phrasen, die bei solchen Gelegenheiten in Bewegung gesetzt werden. Als ich komme, entsteht eine kleine Heiterkeit, man ermuntert sich, man fragt, man

rückt zuſammen, um mir Platz zu machen. Ich erzähle einige Stadtanekdoten; mittlerweile hat der Tanz aufgehört und eine junge erhitzte Schöne kommt, um in dem kühleren Zimmer auszuruhen.

Dieſes reizende Mädchen mit ihrer Munterkeit, die nicht erkünſtelt iſt, mit ihrem Witze, der nicht erborgt iſt, mit ihrer Gutmüthigkeit, die nicht zugleich fade iſt, wie die Gutmüthigkeit leider zu ſein pflegt, hat mich ſchon lange angezogen, und jetzt, da ihre Bewunderer ſie auf wenige Augenblicke verlaſſen haben, übernehme ich dieſe Rolle mit großer Bereitwilligkeit. Dabei habe ich jedoch noch Zeit, ihren Anzug zu muſtern; er iſt, wie immer, ſehr einfach aber geſchmackvoll, und hier und da nicht ohne Verſchwendung, die aber ſehr fein und faſt mit Koketterie verſteckt iſt. So hat gewiß keine der jungen Damen einen ſo ſchönen künſtlichen Kranz weißer Roſenknospen auf dem Haupte. Obgleich nur Blumen von Flor, haben ſie die Friſche und den Glanz der wirklichen. Meine Augen werden nicht müde, dieſen ſchönen Kranz zu betrachten, aber wie wird

mir, als ich ganz deutlich zu bemerken glaube, daß in Zeit der wenigen Minuten, seit wir mit einander sprechen, die Knospen sich öffnen und zu Rosen erblühen. Immer weiter öffnen sich die Kelche — jede Knospe wird zur Rose. Ich kann mich von meinem Erstaunen nicht erholen.

Was ist Ihnen? fragt endlich meine Nachbarin. Warum blicken Sie mir so starr auf das Haupt?

Ich betrachte die weißen Rosen, die Sie in den Haaren haben.

Ja, und sind sie nicht sehr schön?

Allerdings. Ich kann nichts mehr sagen, denn meine Schöne ruft jetzt überrascht ganz erstaunt: Was ist das? Sie haben da einen Damenhandschuh?

Ich fand ihn auf der Straße.

Aber es ist ein Handschuh mit sechs Fingern.

Ich sehe meinen Fund näher an, und in der That! es ist ein zierlicher kleiner Damenhandschuh von dem feinsten Leder aber — mit sechs Fingern. Ich schleudre ihn fort, als hätte ich eine Spinne in

den Händen, indem ich vor mich hinmurmle: We
kann denn hier in der Gesellschaft eine Hand m
sechs Fingern haben? Solche Disharmonien sind m
in der Seele zuwider. Ich denke noch hierüber nac
als mein Auge wieder auf den wunderbaren Strau
fällt, dessen Rosen jetzt völlig aufgebrochen sind, un
dessen Zweige so lang zu wachsen anfangen, daß s
schon die Locken durchbrechen und ins Gesicht hän
gen. Ei, denke ich, sie verwächsn wohl endlich ga
in ihren Kranz, der eine Art undurchdringliche
Laube um sie her bilden zu wollen scheint. Ver
trefflich! Das wäre also das bekannte Mährchen
die Schöne im Dornbusch. Auf einen solchen Scher
ist es auch wohl abgesehen, obgleich ich nicht be
greife, wie man dies so täuschende Wachsen der
Rosenzweige hervorgebracht hat.

Der Tanz hat wieder begonnen und meine
Schöne bewegt sich rasch im Walzer, während die
langen Rosenzweige um sie her flattern und den
Nachbarn in die Augen schlagen. Ich nähere mich
einer alten Dame und mache sie auf dieses Schauspiel

aufmerksam, völlig überrascht, sie in großem Erstaunen über dieses Wunder zu sehen, allein sie antworteten mir in gleichgültigem Tone: Es ist nicht ganz hübsch, allein die Mode will es so. Seit diese künstlich wachsenden Kränze erfunden worden, will Jede einen solchen Schmuck.

Also eine neue Erfindung! sprache ich zu mir selbst, und trete an einen Spieltisch, wo vier ältliche Herren sehr eifrig mit den Karten beschäftigt sind. In der Zerstreuung den Blick auf die Blätter heftend, werde ich durch einen besonderen Umstand aufmerksam: die Karten sind völlig weiß, keine Spur eines Abzeichens auf ihnen, dennoch geben die Spieler sie eifrig hin, als wenn es die gewöhnlichen Karten wären. Was ist das? rufe ich plötzlich, das sind ja weiße Blätter! Welches Spiel spielen Sie, meine Herren? Whist! ist die Antwort, und man würdigt mich weiter keiner Aufmerksamkeit.

Indem wende ich mich um, und erblicke eine graue Säule im Saal, ein Gebilde aus Rosenzweigen, in welchem ich eine lebende Gestalt ragt. Ich trete

hinzu — es iſt meine Schöne mit dem Roſenkranz. Alle ſind um ſie beſchäftigt, das Gitter zu durchbrechen und ſie zu befreien. Auch ich arbeite daran, da berührt meine Hand die meiner Nachbarin, und ich erfaſſe die Hand mit den ſechs Fingern. Erſchreckt trete ich zurück und gewahre jetzt eine neue wunderliche Erſcheinung. Der Saal, der früher ſehr geräumig geweſen, hat ſich, der Himmel weiß wie, um die Hälfte verengt. Erſt jetzt ſehe ich, daß die Wände langſam und kaum merklich zuſammenrücken.

Ich gerathe in ein Entſetzen, das ich nicht beſchreiben läßt, ich laufe umher, um Jedermann auf dieſen bedrohlichen Umſtand aufmerkſam zu machen; man lacht mir ins Geſicht und ſagt das ſei ja die neue Einrichtung bei den Häuſern, durch die man nach Belieben kleine oder große Räume hervorbringe.

Wohl! aber das Zimmer wird immer enger! Schon iſt der Saal zu einem Kabinet geworden, und die Herren am Spieltiſche, die mit den weißen Papierſchnitzeln ſpielen, als wären es Karten, rücken

uns immer näher und näher kaben, als müßte es so sein. Ich sehe mich überall um und jetzt endlich bemerke ich, daß auch Andere meine Bestürzung theilen. Man läuft zusammen, man flüstert; der Raum wird immer enger, Alles sucht die Thüre und Niemand kann sie finden.

Das ist mir eine schöne Ueberraschung! ruft die Wirthin mit schlecht verhehlter Angst. Der Diener weiß mit dem Schraubenzuge noch nicht umzugehen, er hat zu stark geschraubt, und die Thüre dabei versperrt. Retten Sie sich, meine Herren und Damen, das Zimmer wird immer kleiner!

In der That stehen und wir aneinander gepreßt wie die Blätter eines Buchs; immer näher rücken die Wände, die Hitze wird unleidlich. Einige klettern an den Wänden hinauf, vergebens; der entsetzlichste Tod, der Tod des Erstickens wird sie auch dort ereilen. Man will sich aus den Fenstern stürzen, aber auch die Fenster weiß man nicht zu finden; keine Oeffnung, weder Thüren noch Fenster! Mich faßt ein Grausen, ich sehe Licht an mich heranac-

drängt lauter verzerrte und aufgedunsene Gesic
Endlich ruft eine Stimme: Die Thüre! die Th
Ich breche mir Bahn und glücklich gelingt es
einen Spalt der Thüre zu erreichen, im Augenbl
da sie eben wieder verschwinden will.

Ich bin im Freien, ich bin gerettet, leuc
stürze ich die Treppe hinab und athme wieder
als ich die Straße erblicke, den Kanal, den h
Mondschein. Wer ist glücklicher als ich! Noch
mal wende ich den Blick zurück auf's Haus,
nun erblicke ich im Glanze des Mondes oben
dem Dache den Diener, wie er an einer mächt
Schraube arbeitet. Halt ein! schreie ich ihm
es ist genug! Er hört meine Stimme, er hält
und siehe da, das Haus erweitert sich wieder,
Fenster treten in ihre alten Stellen zurück,
hört einen lauten Schrei der Freude von innen
ausschallen. Die Armen! rufe ich, indem ich
Straße verlasse, sie sind gerettet! Wer heißt
aber auch alle neuen Erfindungen nachmachen
kann auf diese Weise so grausenvolles Unz

geschehen. Jetzt muß ich aber machen, daß ich nach Hause komme, es muß stark über Mitternacht sein. Ich biege in die nächste Straße und eile fort, als verfolge mich Jemand. Plötzlich ist mein Fuß gehemmt, ich kann nicht vorwärts und nicht zurück. Zugleich fühle ich auch meine Arme gehalten und erkenne jetzt ein feines Netz, das seine Maschen sehr eng, im Mondschein kaum sichtbar in der Luft ausbreitet. In diesem Netze bin ich und noch mehrere Andere; wir schweben unbeweglich in der Luft, unmöglich ist es, die kleinste Bewegung zu machen, so eng haben sich die Maschen des verwünschten Netzes um unsere Glieder gespannt. Was ist das? rufe ich. Ist's wohl erlaubt, auf öffener Straße hier Netze auszuspannen?

Allerdings! entgegnet mir mein Nachbar. Der kürzlich angekommene berühmte Gelehrte hat sich diese Erlaubniß ausgewirkt. Sie sehen jenes seltsam gestaltete große Gebäude mit dem einen großen runden Fenster, dieses Haus ist ein kolossales Daguerreotyp, das beim Mondlichte fungirt, weil man

gefunden, daß das Sonnenlicht zu viel Farbenst
hat. Dabei geräth alles Lebendige, was hier ver
beikommt, in dieses Netz und wird auf wenige Mi
nuten seiner Bewegung beraubt, um so mit ge
nauigkeit auf die Platte der stets arbeitenden Ma
schine zu kommen. Morgen wird Ihnen der äußerst
humane und gefällige Professor einen Abdruck dieser
nächtlichen Scene in's Haus schicken. Sie werden
dann mit Lachen sehen, in welchen oft sehr verun
lichen Stellungen wir hier figuriren.

Ich hörte diese Erklärung und wußte
vor Staunen, Aerger und Verdruß, glücklicher
weise ließ man uns nicht lange parteln; das Netz
wurde entspannt, und wir konnten unsern Weg un
gehindert fortsetzen. Meine Phantasie war jedoch
jetzt so gereizt, daß sie überall Netze in der Luft
erblickte und keinem Schatten an der Wand mehr
traute. Wenn ich nur endlich zu Hause ankomme,
denke ich, mir Muth einsprechend, dann soll in
meinem sichern Zimmer kein neues Abenteuer mich
belästigen.

Ich erlange in meine Straße und vor mein Haus, wenigstens kommt es mir so vor, als sei es mein Haus. Ich betrachte es mit Wohlgefallen und gehe schon den Schlüssel hervor, um die Hausthür zu öffnen, als Jemand, der eilig die Straße herab kommt, mir zuruft: Nun wo bleiben Sie denn? Sie sind ja vollzählig nur Sie fehlen noch. Wenn Alle so saumselig sein wollten, so würde die herrliche Erfindung ganz nutzlos sein, und der Staat bezahlte umsonst seine Räte.

Ich sehe mir den Mann genauer an, der mir diese unverwandlichen Vorwürfe macht und bemerke, daß er in einer Art Uniform steckt, und einen tornisterartigen Ranzen auf dem Rücken trägt. Es ist nämlich ein Hut mit einer langen Straußenfeder darauf. Das nimmt mich sehr wunder auf. Statt zu antworten lache ich. Darüber ärgert sich der Stangen-Mann, packt mich bei der Brust und zerrt und reißt mich so, daß ich vor Aerger in Neid und Wuth mit einer großen Anzahl Leute komme, die alle in einer langen Linie aufgestellt sind, und

alle eine so seltsame Kopfbekleidung haben. Eben eine solche setzt man mir auf.

Nun! ruft man, ist Alles in Ordnung? Der Telegraph kann nun operiren.

In diesem Augenblicke schnurrt und wispert etwas über uns dahin und aus jeder Stangenspitze sprüht ein elektrischer Funke.

Was soll das? frage ich.

Was das soll? wiederholt mein Nachbar. Dies ist der neue ambulante Telegraph. In jedem Stadtviertel bildet sich ein solcher und dadurch wird möglich, daß wichtige Nachrichten in jedes beliebige Haus geleitet werden können. Die Erfindung ist unbezahlbar. Eben jetzt hat der Polizeichef erfahren, daß in einer entfernten Stadtgegend das Rad am Wagen eines Mitgliedes des königlichen Hauses gebrochen ist.

Und dazu mißbraucht man mich! rufe ich ärgerlich. Zu solchen Zwecken nimmt man mir meine Freiheit! Raum den Reifen eines impertinenten

Daguerreotyps entschlüpft, falle ich in die eines eben so unverschämten Telegraphen.

Ich erhalte keine Antwort. Die Linie geht auseinander und man läßt mich ebenfalls frei. Jetzt will ich mit Ungestüm in mein Haus dringen. Als ich schon den Schlüssel im Schlosse umdrehe, höre ich ein diabolisches Pfeifen und zugleich mehrere Stimmen, die rufen: Nur schnell zu den Plätzen!

Ja wohl, schnell zu den Plätzen! rufe ich und will eindringen, als eine Stimme ruft: Schon besetzt!

Durch die geöffnete Hausthüre sah ich auch, daß eine große Menschenmenge sich meiner ehemaligen Wohnung bemächtigt hat. Zu gleicher Zeit fühle ich einen Stoß, und der Boden schwindet unter mir. Was ist das? frage ich. Ei, entgegnet man mir, Sie befinden sich auf der neuen Eisenbahn.

Ich? auf der Eisenbahn? rufe ich entsetzt. Was soll das bedeuten?

So wissen Sie noch nicht, entgegnet man mir sehr artig, daß man neuerdings ganze Straßen

auf die Bahn gebracht hat, und sie so weiter fördert?

Kein Wort weiß ich davon, und mein Wunsch ist in mein Haus zu gelangen, je eher je lieber.

Aber Sie sind in Ihrem Hause! schreit man mir entgegen.

Es ist keine Zeit zur Erwiderung; ich fahre immer weiter. Es ist allerdings mein Haus, aber dieses Haus geht mit mir in alle Welt; da muß ich natürlich folgen. Ich suche mein Bette, allein in demselben sitzt ein Eisenbahn-Konducteur, der ruhig seine Cigarre schmaucht, und mich höhnend von der Seite betrachtet, als wäre ich ein frecher Eindringling.

Das ist zu viel! rufe ich, die neuen Erfindungen treiben uns noch von Haus und Hof.

Nicht mehr wie billig, entgegnen mir viele Stimmen; man muß den Fortschritten der Zeit sein eigenes kleinliches Interesse opfern.

Sein eigenes Interesse! Wohl, aber nicht sein Bett. Ich will in mein Bett. Ich bin heute,

bereits länger als je unter nach geblieben, und jetzt will ich zur Ruhe! —

Indem ich dies sage, mache ich einen gewaltigen Sprung, um mich in meine Schlummerstätte zu schwingen. Halt! halt! ruft man von allen Seiten, allein ich achte nicht darauf; endlich fühle ich Arme und Beine gefesselt, und eine Stimme ruft mir in's Ohr: Aber lieber Freund, macht man einen solchen Lärm im Hause eines alten Bekannten?

Ich schaute auf und sah meinen Freund und Wirthgeber dicht vor mir. Neben ihm stand seine Frau, die eine Flasche Kölner Wasser in der Hand hielt. Ich erkannte alsbald das wohlbekannte Zimmer und vor mir stand noch der Tisch mit den Resten des Soupers.

Wo bin ich? rief ich und rieb mir die Stirne.

Nun bei uns, in unserm Zimmer.

Entsetzt sprang ich auf und rief: Ich befinde mich also nicht auf der Eisenbahn, die ganze Straßen mit sich fortnimmt? Ich habe nicht beim ambulanten Telegraphen manövrirt und habe nicht vor dem

Daguerreotyp des fremden Professors im Netze gesteckt? Ich habe nicht auf dem Balle den Anblick des Dornröschens und die Angst wegen der sich verengenden Zimmer erlebt?

Nein, nein! sagte mein Freund. Du hast hier gelegen und geträumt. Die langen Erzählungen des interessanten Reisenden haben Dich in Schlummer gewiegt.

Und die Nase des Sultans?

Die steht dort auf der Ofenconsole.

Gott sei Dank, so war Alles nur ein Traum!

Berlin, Papier und Druck der Decker'schen Geh. Ober-Hofbuchdruckerei.

Die Nachtlampe.

III.

Die Nachtlampe

III.

Von

A. von Sternberg.

Berlin, 1854.

Verlag der Deckerschen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei

Inhalt.

Seite

Giſella 1

Scenen und Gruppen aus der Geſellſchaft.

Das Leſepult 143

Die Jugendfreunde 159

Der Krankenbeſuch 172

Der Profeſſor 183

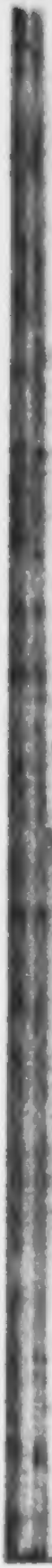
Gisella.

Drama in drei Abtheilungen.

Perſonen.

Graf Amadeus von Fels.
General von Fels, ſein Oheim.
Graf Wenzel von Truchſeß.
Arabella, ſeine Schweſter.
Ehrenbaum, fürſtlicher Geheimſchreiber.
Martha, Wittwe eines Stadtmuſikus.
Giſella, ihre Nichte.
Carl, Giſella's Bruder, ein Knabe von 8 Jahren.
Taubmann, Hausbofmeiſter } beim Grafen Fels.
Franz, Lakai }
Chriſtine, im Dienſt des Grafen Truchſeß.
Hauptmann } unter Commando des General v. Fels.
Gefreiter }
Pater Urban.
Ein Ordensgeiſtlicher.
Soldaten. Diener.

Scene: Eine kleine Grenzſtadt. Zeit der Handlung: Die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts.



Erste Abtheilung.

Erste Scene.

Nacht. Straße. Gisella in Frauenkleidung, doch in einen weiten Männermantel gehüllt, mit einem Federhut auf dem Kopfe, sitzt auf den Treppenstufen eines Hauses links im Vordergrunde. Taubmann und Franz treten auf.

Taubmann.

Hier warte auf den Grafen, aus jener Gegend da muß er kommen. Ich will zurück, die Nachtluft schadet mir.

Franz (mit Mantel und Degen, die er trägt).

Sagt mir nur, Herr Hausbofmeister, wie ich mich zu betragen habe, wenn der Herr mich anredet?

Taubmann.

Du antworteſt.

Franz.

Wenn er mich aber nun nicht anredet?

Taubmann (ärgerlich).

So antworteſt Du nicht.

Franz.

Ganz wohl, aber —

Taubmann (mit dem Fuß ſtampfend).

Gott ſtraf mich, wenn ich jemals einen dummeren Jungen in die Livree geſteckt habe als Dich.

(Schnell ab.)

Franz.

Da geht er und läßt mich allein, auf dunkler Straße in einer Stadt, die ich nicht kenne, in die ich heut Morgen zum erſtenmale eingewandert bin. (Sieht ſich um.) Alles fremd, alles wunderlich — nichts, was mich an mein Dorf erinnert. Der Kirchthurm dort hat einige entfernte Aehnlichkeit mit dem unſrigen, aber er iſt viel höher in die Luft aufgeſchoſſen, der unſrige iſt ein Kind dagegen.

Ah, da blasen sie vom Thurm den Choral, es ist Mitternacht. Jetzt schlummert Alles bei mir im Dorfe; selbst der Pfarrer hat eben sein Licht ausgelöscht. (Bemerkt Gisella.) Da regt sich etwas im Dunkeln; ich glaube, es sitzt Jemand auf den Treppenstufen. Soll ich ihn anreden? Nein, ich könnte schlimme Antwort bekommen. (Es gehen einige Leute im Hintergrunde über die Bühne.) Ach du lieber Gott, jetzt fällt mir erst ein, daß ich ja gar nicht den Herrn kenne, meinen Herrn, er kann an mir vorübergehn und keiner nimmt von dem Andern Notiz, das ist eine schöne Geschichte. Was fange ich an? Ob ich einen der Herren frage, die dort gehen? Ha! da kommt ein Bursche, der in derselben Livree steckt wie ich, ohne Zweifel ein Kamerad; der muß es wissen. (Er ruft.) He! Herr Landsmann! Herr Confrater! Herr College! Musje! —

Zweite Scene.

Die Vorigen. Graf Fels, als Lakai gekleidet, will eilig vorüberschlüpfen.

Franz.

Halt, guter Freund, Du dienst dem Grafen von Fels? Antworte.

Graf (will sich von ihm losmachen, in dem Augenblick stürzt Gisella mit gezogenem Degen auf ihn zu).

Gisella.

Halt!

Graf.

Was soll das?

Gisella.

O ich wußte es wohl, daß Du Dich in die Livree Deiner eigenen Diener stecken würdest; aber auch da weiß ich Dich zu finden.

Franz.

Was hör ich?

Gisella.

Zieh den Degen. Ich kämpfe mit Dir auf Tod -

und Leben, Verräther! Du kommst nicht lebend von dieser Stelle. (Sie dringt auf ihn ein.)

Graf (entreißt Franz den Degen, kämpft mit Gisella und schlägt ihr die Waffe aus den Händen).

Da nimm! Und ein andermal greife zur Nähnadel, die paßt besser für Deine Hand. (Zu Franz.) Folge mir.

Gisella (stammelt zur Treppe zurück, hüllt sich in ihren Mantel und sinkt wie ohnmächtig auf den Treppenstufen nieder).

Franz (sie verwundert anstarrend).

Also das war ein Mädchen! Das geht wunderlich zu! (Folgt seinem Herrn.)

Dritte Scene.

Zimmer im Schlosse des Grafen Fels.

Graf. Taubmann (stellt Lichter und Wein auf den Tisch). Nachher Franz.

Graf (im Schlafrock sich in einen Sessel werfend). Umsonst hab ich nach Abenteuern nach meinem Geschmack gesucht, diese Nacht war nicht ergiebig.

Taubmann (ihn ſcheu von der Seite betrachtend).

Ich wünſche Euer Gnaden gehorſamſt einen guten Morgen.

Graf.

Dieſes Leben fängt an ſchaal zu werden. (Bemerkt Taubmann.) Es iſt gut, Du kannſt zu Bette gehn.

Taubmann (für ſich).

Andre Leute fingen zu dieſer Zeit den Morgenſegen, ich den Abendſegen. Immerhin, wenn's nur ein Segen iſt.

Graf.

Was murmelſt Du da? Was hat's in meiner Abweſenheit gegeben?

Taubmann.

Der Herr Kanzlarius und geheime Sekretarius waren hier und beliebten nach Dero Gnaden zu fragen.

Graf.

Schon gut, er wird wiederkommen.

Taubmann.

Nein, er ist dageblieben. Ich habe ihm das grüne Zimmer aufschließen müssen und dort liegt er und schlummert einstweilen auf dem Kanapee, bis es dem gnädigen Herrn gefällt, ihn vor sich zu lassen.

Graf.

So geh hin und sage, daß ich mir die Ehre ausbitten ließe. Noch eins. Was ist's für ein junger Bursche, der mich heute Nacht geleiten sollte?

Taubmann.

Hat er seine Sache schlecht gemacht? Ich glaub's. Es ist ein etwas dummer Bursche, aber die Ehrlichkeit sieht ihm aus den Augen.

Graf.

Laß ihn hereinkommen.

Taubmann.

Er wartet im Vorgemach. (Hinausrufend.) Franz!

Franz (eintretend mit einer tiefen Verbeugung).

Graf.

(Bei Seite.) Er ſieht nicht dumm aus. Ich kann ihn zu meinem Plane brauchen. (Laut.) Du biſt mein Diener?

Franz.

Seit heute Morgen, oder vielmehr ſeit geſtern Morgen, gnäd'ger Herr.

Graf.

Was fiel Dir ein, mich heute anzurufen?

Franz.

Ach, gnäd'ger Herr, ich hielt Sie für meines Gleichen. Ich bitte tauſendmal um Entſchuldigung.

Graf.

Es iſt Dir verziehn. (Zu Taubmann.) Ein hübſcher Burſche.

Taubmann.

So wie das Land ſie giebt, Euer Gnaden. Sie wachſen wie die Pilze auf und die friſche Landluft malt ihnen die Wangen.

Graf.

Wo kommſt Du her?

Franz.

Von Taubendorf; es liegt im Gebirge und gehört zu Schloß Windeck.

Graf.

So bist Du mein Unterthan.

Franz (macht einen Scharrfuß).

Graf.

Wie alt bist Du?

Franz.

Achtzehn Jahr.

Graf.

Wo standest Du früher in Dienst?

Franz.

Nirgends, Herr. Wenn ich offen reden darf —

Graf.

Das darfst Du.

Franz.

Ich bin den Meinigen entlaufen.

Taubmann.

Ei, Du Spitzbube! —

Franz.

Der Vater war Leineweber und wollte mich zu derselben Profession zwingen und das wollte ich nicht. Die Welt, dachte ich, ist groß, es wird sich überall bequemer sitzen lassen als hinter dem Webestuhl. Und da entlief ich.

Graf.

Das war bald gethan.

Franz.

Doch nicht so bald. Als ich durch den kleinen Garten ging, hinterm Hause am Fluß, es war Abends spät, und ich im Dunkeln den alten Birnbaum rauschen hörte, auf dessen Aesten ich manchen guten Schmaus gehalten und oftmals mich sicher versteckt hatte, wenn ich hätte zur Schule gehen sollen, da war es mir, als hielte mich Jemand am Rocke fest und meine Seele wurde traurig bis in den Tod. Sollst du nicht lieber bleiben? rief eine Stimme; nein du mußt gehen, rief die andere, und — ich ging.

Graf.

Geradeswegs hierher.

Franz.

Nein. Unterwegs traf ich auf eine herumziehende Schauspielerbande, die auf den kleinen Märkten ihr Wesen trieb. Bei der engagirte ich mich. Aber es wollte mir nicht gefallen, denn obgleich ich oftmals Könige und hohe Herren spielte, so hatte ich dennoch keinen Bissen Brod für meinen Hunger. Ich entlief abermals und wollte nun unter die Soldaten gehen, und das war auch meine Absicht, als ich in die Stadt hier einwanderte. Aber der Herr Hausbofmeister brachte mich auf gescheidtere Gedanken. Als ich grade an diesem Pallaste vorüberging, sah er am Fenster und hielt Maulaffen feil.

Taubmann.

Maulaffen ich? Dumme Redensart.

Graf.

Nur weiter.

Franz.

Er fragte mich, was ich wollte, und ich

erwiderte, ich ſuche einen ehrlichen Erwerb. Da nahm er mich und ſteckte mich in dieſe koſtbare Livree, gelb mit Silber, ein wahres Wunderwerk. So, gnäd'ger Herr, hat's ſich zugetragen.

Graf (zu Taubmann).

Laß uns allein.

(Taubmann ab.)

Graf.

Komm näher. Du haſt Dich alſo in der Welt ſchon etwas umgeſehen, und biſt nicht ſo einfältig, als man Dich mir geſchildert hat. Nun faſſe Muth. Ich kann Dich brauchen. Haſt Du zu Hauſe ein Liebchen?

Franz.

Ich? Nein.

Graf.

Wie kommt das?

Franz.

Ich weiß wirklich nicht.

Graf.

Deſto beſſer, ſo biſt Du glücklich und kennſt die

erwünschten Weiber nicht, die uns eben so durch
hre Treue wie durch ihre Untreue quälen. Du hast
eut Nacht gesehen, wie mich Eine verfolgte.

Franz.

Ja gnäd'ger Herr, ich hab's gesehn.

Graf.

Das ist so ein kleiner Teufel, der mit aller
Gewalt nicht von mir lassen will. Du sollst mich
on ihr befreien.

Franz.

Ich soll —

Graf.

Sei nicht bange. Ich gebe Dir nicht den Auf-
rag, ihr Gift beizubringen, oder sie sonst wie bei
Seite zu schaffen. So grausam bin ich nicht. Du
ollst diesem Mädchen den einzigen Fehler, den sie
at, abgewöhnen.

Franz.

Und der ist?

Graf.

Ihre Treue.

Franz.

Wenn ich nur verstände —

Graf.

Mit einem Worte, Du sollst sie zu Deinem Liebchen machen; auf diese Weise bin ich sie los.

Franz.

Zu meinem Liebchen?

Graf.

Ich schenke sie Dir. (Er gähnt.) Du mußt es nur klug anfangen; sag' ihr, daß ich heirathe. Anfangs wird sie in den Plan nicht einstimmen; aber Du mußt nicht ablassen, nicht müde werden. Es kann nicht fehlen, zuletzt wenn sie sieht, daß es mit mir nichts ist, wird sie froh sein, Dich zu haben; und ich werde froh sein, daß ich endlich von ihr befreit bin, denn auf keine andere Weise hat es mir bis jetzt gelingen wollen. Du bist ein gewandter, schlauer Bursche, vielleicht geht's so.

Franz.

Aber gnäd'ger Herr —

Graf.

Schweig. Mach' Dich gleich an's Geſchäft. Gelingt's, ſo kannſt Du auf gute Belohnung rechnen; fängſt Du's aber dumm an, oder widerſetzeſt Du Dich, ſo nimm Dich in Acht. Ich laſſe Dich als Landläufer beſtrafen und Dich Deinen Eltern wieder zuſtellen. (ab.)

Franz.

Das iſt eine ſchöne Commiſſion! Das arme Mädchen! Alſo das iſt die Geſchichte des elenden Dinges, das auf den Treppenſtufen in Nacht und Nebel zuſammengekauert ſaß? Ach, meine Seele iſt voll Mitleid für ſie; ich glaube, ich liebe ſie jetzt ſchon. — (Sich vorſichtig umſehend.) Die großen Herren machen auch ſchöne Streiche! Da iſt ſo Einer, der ſchenkt junge Mädchen weg, als wenn es faule Birnen wären. Mir nichts, dir nichts krieg ich eine an den Kopf. Vorſichtig Franz! Mit großen Herren iſt nicht gut Kirſchen eſſen. Ich will thun, was er gebietet. Ich will hingehen und meine Perſon, ſo ausſtaffirt, wie ſie da iſt, ihr antragen.

Taubmann (aus dem Kabinet kommend).

Hier ist ein Kästchen, der Herr befiehlt, Du sollst damit zu der Frau Martha gehen. Komm, ich will Dir den Weg zeigen.

Franz.

Schon gut. (Beide ab.)

Vierte Scene.

Zimmer bei Frau Martha. Früher Morgen. Die Lampe brennt. Frau Martha und Carl beim Frühstück. Gisella im Hintergrunde auf einem Ruhebett liegend.

Carl.

Es wird schon Tag, Muhme, soll ich die Lampe nicht auslöschen?

Martha.

Thu das, mein Sohn. Stelle sie oben auf den Ofensims. Der Klempner muß eine neue Handhabe dran machen.

Carl.

Das wird Geld kosten.

Martha.

Freilich wird es das. Es ist hübsch von Dir, mein Sohn, daß Du daran denkst, Deiner alten Pflegemutter keine unnöthigen Ausgaben zu machen, und daß Du Dich frühzeitig der Sparsamkeit befleißigst, lobe ich gleichfalls.

Carl.

Muhme, bei welchem Regimente diente der Vater?

Martha.

Bei dem Regimente Herzogweiler, ich hab's Dir schon so oft gesagt.

Carl.

Und beim Türkenkriege focht er?

Martha.

Fern an der Grenze fiel er. Als die Kunde davon zu mir kam, setzte ich's bei meinem sel'gen Mann durch, daß er Euch, meine Bruderskinder, in's Haus nahm. Gisella war damals neun und Du ein Jahr alt. Seitdem hab' ich Euch wie meine eigenen Kinder gehalten, und obgleich ich Wittwe

wurde und die Penſion knapp war, theilte ich
Stück Brod redlich mit Euch.

Carl.

Aber Du hatteſt ja eine eigene Tochter, M

Martha.

Die hatte ich.

Carl.

Wo iſt die geblieben?

Martha.

Sie ſtarb.

Carl.

Die Leute ſagen, ſie hätte ſich in's Waſſ
ſtürzt, weil ihr Schatz und Liebhaber ſie ver
Das war einfältig.

Giſella (hat die letzten Worte gehört, ſprin
umarmt den Knaben und ruft):

Nicht wahr Carl, das war einfältig? S
noch einmal.

Carl.

Das war einfältig.

Wisella.

Uns Beide bringt man nicht so leicht unter die Erde. Wir halten besser Stand, und viel lieber wollen wir tödten, als daß wir uns tödten lassen. Wir sind Soldatenkinder.

Martha (das Frühstückgeschirr abnehmend).

Laß ihn, Wisella, er muß jetzt in die Schule.

Wisella.

O nur einen Augenblick noch. Meine Freude und mein Trost ist der Junge. (Sie hebt ihn auf den Tisch.) Gelt, wenn Du einmal so groß sein wirst!

Carl.

Dann überrage ich Dich weit.

Wisella.

Dann wirst Du mein Beschützer sein. Nicht? Du wirst's nicht dulden, daß man mir Unrecht thut. (Sie herzt ihn.) Mein einziger lieber Bub!

Carl.

Dann hab' ich ein Schwert.

Gisella.

Recht so! und wenn es ein Königssohn ist, [illegible]
stößt's ihm bis an's Heft in die Brust. Hört [illegible]
bis an's Heft.

Martha.

Was soll's? Du verziehst und verdirbst [illegible]
Knaben.

Gisella.

Er gehört mein. Es ist mein Bruder, da [illegible]
Niemand sich drein zu mischen. (Sie hebt ihn [illegible]
Tisch herab, plötzlich niedergeschlagen.) Aber es w[illegible]
noch lange währen, ehe Du so groß bist; un[illegible]
dessen (sie ringt die Hände und wendet sich abwar[illegible]
brechen sie mir das Herz. (Sie wirft sich wieder a[illegible]
Ruhebett und verhüllt ihr Haupt.)

Carl (leise zu Martha).

Was ist der Schwester?

Martha.

Nichts. Sie ist die Nacht auf dem Maskent[illegible]
gewesen und da ist sie jetzt müde. Mach', daß [illegible]
in die Schule kommst.

Carl (will gehn)

Horch, es klopft, Mahme.

Martha (lacht und winkt; zu Carl).

Nur fort. (Carl ab.)

Fünfte Scene.

Franz. Martha. Gisella.

Franz (schüchtern an der Thür stehen bleibend und Gisella betrachtend, die ihn nicht bemerkt).

Kann ich die Ehre haben, die Jungfer Gisella zu sprechen?

Martha (bei Seite).

Das ist die Vivace des Grafen. Nach vier Wochen die erste Botschaft wieder. (Laut.) He! Gisella! — Sie hört nicht, sie rührt sich nicht. (Zu Franz.) Dort sitzt die Jungfer

Franz (sich ihr schüchtern nähernd).

Ich habe Befehl vom Grafen von Fels, dieses Kästchen der schönen Jungfer zu überreichen. (Setzt das Kästchen auf das Ruhebette zu den Füßen Gisella's; diese stößt es fort, so daß es zur Erde fällt.)

Martha (erschreckt).

Gisella! Es kommt vom Grafen. (Leise.) Sie
heut schlimmer wie je. Was muß nur vorgefall
sein? (Hebt das Kästchen auf, öffnet es und r
freudig) Ach, eine schöne goldene Kette! —

Franz

(ohne die Blicke von Gisella wegzuwenden, bei Seit

Sie rührt sich nicht. Wie sie in ihrem Gra
schön ist! —

Martha (noch lauter).

Eine goldene Kette, Gisella!

Franz.

Und einen schönen Gruß sollt ich noch da
überbringen.

Gisella.

Beides Gruß und Kette bringt Eurem Her
wieder zurück.

Franz.

Aber Jungfer! — (Bei Seite.) Gott sei Dan
jetzt endlich sieht sie mich an; aber ihre Augen roll
im Zorne.

Gisella.

Thut, wie ich Euch sage, und daß weder Euer Herr noch Ihr jemals wieder die Schwelle dieses Hauses überschreite! Sagt das Eurem Herrn, er soll nicht kommen; er soll's nicht wagen, wenn ihm sein Leben lieb ist.

Martha.

Das ist Unsinn, Gisella! (Zu Franz.) Herr Lakai, sagt Eurem Herrn: wir ließen recht gehorsamst danken und ließen uns die Ehre ausbitten, der Herr Graf möchte uns bald seinen Besuch schenken. Es wären nun bereits vier Wochen, daß er nicht hier gewesen.

Gisella

(das Körbchen der Alten entreißend und Franz gebend).

Muhme, wenn Ihr mich liebt, so thut diesmal mir den Willen.

Martha.

Aber die goldne Kette!

Gisella (für sich).

Ob ich ihm schreibe? Es soll das letztemal

sein. Ich will alles versucht haben, ehe ich die Hoffnung gänzlich aufgebe. Muhme, gebt Tinte und Papier.

Martha (das Schreibzeug herbeibringend).

So recht. Du willst ihm schreiben. Das leb' ich. Du kannst ihn da höflich einladen. Bringe nur einen recht gescheidten Brief zu Stande, und stehe nicht so krumm. Die Locke da tanzt auf dem Papier und wischt aus, was die Feder eben hingeschrieben. (Bringt Gisella's Haar in Ordnung, während diese eifrig schreibt.)

Franz (sie betrachtend).

Ach, wenn sie nur einmal so an mich schriebe! — Sie weint, wenn ich diese Thränen von ihren Wangen küssen dürfte! Wahrlich, es ist das schönste und liebenswertheste Mädchen, das ich je sah.

Martha.

Wollt Ihr Euch nicht setzen, Herr Vater. Der Brief wird gleich fertig sein.

Gisella (das Blatt wegschiebend).

Nehmt und siegelt, Muhme.

Martha (siegelt und giebt den Brief Franz).

Hier Herr Lakai, und nochmals unsern Gruß.

Franz

(geht zögernd ab, immer die Blicke auf Gisella gerichtet).

Sechste Scene.

Martha. Gisella. Bald darauf wieder Franz.

Martha

(umhergehend und die Maskenkleider sammelnd).

Das ist eine schlimme Welt, in der wir leben. Jedem ist sein Päckchen Sorge und Noth aufgeladen. Aber hätte man meinen Rath befolgt, es wäre nicht so weit gekommen. Junge Dirnen müssen freundlich sein, durch vermehrte Artigkeit und Gefälligkeit ihre Freunde zurückzuhalten suchen, wenn diese Lust bezeigen, wegzulaufen. Durch Vorwürfe erzwingt man bei den vornehmen Herren nichts. Die sind gewohnt, aller Welt zu gebieten und männiglich ihre Gesetze vorzuschreiben.

(Geht murrend ins Kabinet.)

Gisella.

Meine Seele läßt einmal nicht von ihm. Gott, ich habe alles versucht, wenn auch dies fehlschlägt — dann schütze du mich und bewahre mich vor grausen Thaten.

Franz (wieder eintretend).

Da bin ich wieder, Jungfer.

Gisella.

Und mein Brief?

Franz.

Ist noch hier in meiner Hand.

Gisella.

So geht, oder habt Ihr hier etwas zurückgelassen?

Franz (treuherzig herausplatzend).

Ja, ich ließ mein Herz hier zurück.

Gisella (rufend).

Mutter!

Franz.

Laßt sie. Gebt mir ein paar Worte mehr Jungfer. Wendet den Kopf nicht weg. Weiß Gott,

die Gabe, die Ihr Sonntags in den Klingelbeutel werft, kann Euch nicht so geringe Mühe kosten und kann nicht besser angewandt sein, als die kurze Minute, wo Ihr mir zuhört. (Leise.) Ich sah Euch heute Nacht, wie Ihr den Degen fübrtet.

Marfella.

Ich den Degen?

Franz.

Freilich. Und wie er Euch nachher verließ, und Ihr in dunkler Nacht einsam auf den Treppenstufen sitzen bliebt! Das Herz wandte sich mir um der Kummer und Mitleid um Euch. Nehmt diesen Brief zurück; er ist doch umsonst geschrieben.

Marfella.

Was kommt Euch an? Was kümmert Ihr Euch um mich?

Franz.

Seid nicht so strenge, ich bin Euch von Herzen gut. Vergeßt den Grafen, wenn Ihr's befehlt, so will ich Euch an ihn rächen.

Giſella.

Ihr?

Franz.

Ja ich. Warum blickt Ihr ſo höhniſch auf mich. Gilt's dieſem Treſſenrock? Doch geſtern zog ich ihn an und heute kann ich ihn wieder ablegen. Dann bin ich frei und die Welt ſteht mir offen. Meine Eltern ſind ehrlich und den Eurigen nicht ungleich.

Giſella.

Ruhme!

Franz.

Ihr ſtoßt mich von Euch; Ihr wollt mein Wort nicht hören. Bringt mich nicht in Zorn, Jungfer, ſonſt ſag' ich Alles, was ich für Euch auf dem Herzen habe.

Martha (aus dem Kabinet tretend).

Was giebt's? Schon Antwort da?

Giſella.

Befreit mich von dieſem Ueberläſtigen.

(Sie will gehn.)

Franz (ihr den Weg vertretend).

Halt Jungfer. Da Ihr's hören wollt, so hört's. Verachtung und Schimpf duld' ich nicht. Der Graf läßt Euch sagen, daß er Euch für alle Lebtage, die ihm Gott giebt, nicht mehr mag, daß Ihr ihm zuwider seid und endlich, daß er mir mit Eurer Person ein Geschenk macht. Habt Ihr's verstanden? Briefe von Euch nimmt er nicht mehr

(Legt den Brief hin und geht eilig ab.)

Siebente Scene.

Die Vorigen ohne Franz.

Martha.

O Du verwünschter Bursche! Was für Worte brauchst Du da — (sie will ihm nach).

Gisella (hält sie).

Laßt ihn.

Martha.

Wie, er soll sich in unserm Hause, in unserer Stube unterstehen dürfen, vom Herrn Grafen solche despektirliche Lügen zu sagen?

Giſella.

Es iſt nicht gelogen. Er ſprach die Wahrheit. (Sie zerreißt den Brief.) Es iſt aus, es iſt auf ewig aus zwiſchen uns.

Martha.

Was ſagſt Du Kind?

Giſella.

Er hat mich verlaſſen. Keine Bitten, kein Zorn, keine Drohungen bringen ihn zurück.

Martha.

Ich kann's nicht glauben.

Giſella.

Du hörſt es ja. Seinem Diener hat er mich geſchenkt.

Martha.

O das hat der unverſchämte Burſche eben erlogen.

Giſella.

Einſt hätte er den Degen demjenigen in die Bruſt geſtoßen, der es gewagt, meine Fingerſpitzen mit einem Kuſſe zu berühren, jetzt ſchickt

er seinen Lakaien, daß er mit mir einen Liebeshandel anspinne.

Martha.

Es wäre nichtswürdig, wenn's wahr wäre.

Gisella.

Ja wohl ist's nichtswürdig; aber was macht sich ein so vornehmer, schöner Herr daraus. Oft dacht' ich, wenn ich von dem Geschick armer Mädchen hörte, die verlassen wurden, so etwas kann mir nie geschehen. Gott hat meinen Hochmuth gestraft.

Martha.

Er wird Dein Herz lenken, daß Du die Uebelthat vergissest.

Gisella.

Nein Muhme, so wird er mein Herz nicht lenken. Er, der dem Wurme einen Stachel gab, daß er ihn gegen die Ferse seines Peinigers richte, er gab auch diesem Busen Kraft, die schändliche That zu vergelten, wie sie's verdient.

Martha.

Was kann ein schwaches Mädchen?

Giſella.

Ich will's Dir zeigen, Muhme, was es kann.

Martha.

Wie iſt Dir Giſella? Wie flammt Dein Auge?

Giſella (leiſe flüſternd).

Du meinſt Alte, ich thäte es Deiner Tochter nach, die ſich dort im Fluſſe bettete?

Martha (zuſammenſchauernd).

Mein armes Kind!

Giſella.

Nein Alte! dies feige, klägliche Ende iſt nicht Giſella's Ende.

Martha.

Was ſinnſt Du, ſo rede doch! Es wird mir ganz ängſtlich in Deiner Nähe.

Giſella.

Still! (auf einen Stuhl zugehend) Hier ſaß er, hier übergoß die Abendröthe ſein liebes Angeſicht — ich hier auf der Bank zu ſeinen Füßen. — Hinweg mit dieſem Bilde. Die Seligkeit jener Erinnerungen ſchmilzt mein Herz und macht es weich, und es

soll hart sein, hart wie der Stahl, aus dem man Dolche schmiedet.

Martha.

Du willst doch nicht —

Gisella.

Nicht so rasch! bei Leibe nicht — so rasch darf's nicht gehn. Ich will einen Plan schmieden, damit ich ihn erst beleidige, wie er mich beleidigen wollte. Dazu kann mir der junge Mensch behülflich sein. Bot er sich mir nicht selbst an, daß er mich am Grafen rächen wollte? —

Martha.

Wer?

Gisella.

Genug! Was ich will, werde ich allein vollführen. (Sie will fort.)

Martha.

Wo willst Du hin?

Gisella.

Laßt mich, in's Freie. Die Stube ist mir zu eng. Hier wo sein Geist in zärtlicher Gestalt weilt,

tödtet mich die Erinnerung. Ich muß fort; i
Kampfe mit ihm rette ich meine Seele. (Raſch ab.)

Martha.

Da geht ſie hin! Ich halte ſie nicht; es wä
vergebliche Mühe. Wie andre Mädchen ſind, ſo
ſie nicht. Alles fängt ſie anders an und führt
anders durch. Ein wildes Soldatenkind.

Achte Scene.

Zimmer im Schloß.

Graf Felß. Ehrenbaum.

Graf.

Nein, Herr Sekretair, ein Papier unterſchrei
ich nicht, meine Namensunterſchrift geb' ich nich
Seid Ihr mit meinem Worte nicht zufrieden, ſo ze
ſchlägt ſich die ganze Sache.

Ehrenbaum.

Freilich ſind wir mit dem Worte zufrieden
allein der bloßen Form wegen, die die Unterhand
lungen einmal angenommen.

Graf.

Wir gleich. Was ich thue, geschieht aus Freundschaft für den Grafen, aus Liebe für seine Schwester und — warum soll ich's verschweigen — aus Haß gegen diesen Fürsten, den ich nun einmal nicht für den meinigen anerkenne. Unsere Familie ist reich und angesehen gewesen, als sie jenem Fürstenhause diente, von dem sie jetzt losgerissen. Kann ich dafür, daß die Waffen entschieden haben gegen mein Herz? das gehörte immer dort hin, von wo Sie kommen.

Ehrenbaum.

Ganz wohl. Wir sind auch billig in unsern Forderungen.

Graf.

Forderungen?

Ehrenbaum (sich umsehend).

Werden wir hier nicht belauscht?

Graf.

Mein Haus birgt keine Lauscher.

Ehrenbaum.

Was die Forderungen betrifft, ſo fordern wir, daß was geſchehen ſoll, in der Ordnung und bald geſchehe. Noch weiß man nicht, wann der Fürſt an dieſer Grenze eintrifft?

Graf.

Ich erwarte ihn täglich.

Ehrenbaum.

So auch wir. Die Abtheilung Truppen, die hier agiren ſoll, liegt bereit, unſeres Winks gewärtig. (Bedeutſam) Wo der Fürſt auch abſteige, hier im Schloß oder im Kloſter der Bernhardiner, Sie werden ſich, Herr Graf, ſeiner Perſon zu verſichern wiſſen.

Graf.

Ich werde. Und nun iſt's abgethan, Herr Sekretarius.

Ehrenbaum.

Wie Sie befehlen. (Einen Brief abgebend.) Hier ein Schreiben vom Grafen Truchſeß.

Graf (den Brief öffnend).

Er begrüßt mich als seinen Schwager.

Ehrenbaum.

Ich wünsche Glück. Die junge Comteß ist eben so schön als wohlerzogen und dabei die reichste Parthie in meinem Vaterlande. Ich empfehle mich zu Gnaden. (ab.)

Neunte Scene.

Graf Fels. Taubmann.

Graf.

Wünsche mir Glück, Alter. Ich heirathe, eine reiche schöne Frau. Wir verlassen dieses Schloß, diese Stadt — wir richten eine neue glänzende Wirthschaft ein.

Taubmann.

Gnäd'ger Herr, ich habe etwas auf dem Herzen.

Graf.

Nun, was?

Taubmann.

Es will nicht recht über die Lippen. Aber es muß. (Er wirft ſich vor ihm auf die Kniee.) Ich bitte Euch, gnädigſter Herr, bringt nicht Unglück über Euch und dies Haus.

Graf.

Was ſoll das Alter? ſteh auf.

Taubmann.

Nicht eher, als bis Ihr mir verſprecht, unſern Landesherrn nicht zu verrathen.

Graf (auffahrend).

Wer ſpricht davon? Wahre Deine Zunge, Alter.

Taubmann.

Glaubt Ihr, ich hätte nichts gemerkt, wie ſie kommen und gehen und Boten ſenden, und Ihr ſelbſt Boten ſendet und das Alles in großer Heimlichkeit? Es nimmt ein ſchlimmes Ende. Traut einmal einem alten Manne. Ihr ſeid jung. Ihr habt wüſt in den Tag hineingelebt; ich hätte manches mal Euch warnen mögen, doch hab' ich's nicht

gethan, denn wie Ihr auch leichtsinnig verfuhret, die Ehre blieb gerettet. Dies aber wird Euch, wenn's gelingt, auf immer um Euren guten Leumund bringen, wenns nicht gelingt —

Graf.

Schweig. Schon zu lange dulde ich diese Frechheit. Geh und schicke mir Franz her.

Taubmann.

Ich gehorche. (ab.)

Zehnte Scene.

Graf Fels. Franz.

Graf.

Nun mein Liebesbote, wie weit bist Du gekommen?

Franz.

Ach, Herr Graf —

Graf.

Nun? Hat sie Dich schon zum Handkuß zugelassen, wie? oder hast Du Dich schon höher bis

zu ihrem schönen Munde, ihren frischen Wangen verstiegen?

Franz.

Gnädiger Herr, sie hat mich von ihrer Schwelle gejagt.

Graf.

So steigst Du durch's Fenster herein. Mit den Weibern muß man nicht schüchtern sein.

Franz.

Mit dieser doch.

Graf.

Thu', was ich Dir befahl.

Franz.

Ich kann nicht. Eher laß ich mein Leben, als daß ich ein Mädchen wie Gisella betrüge.

Graf.

Einfältiger Tölpel, so sei versichert, daß ich Dich zu strafen wissen werde. (ab.)

Franz (ihm nachsehend).

Ich werd's nicht abwarten, gnäd'ger Herr. Mit Ihrer Erlaubniß werde ich mich aus dem

Staube machen. Ach, es war doch beſſer in meinem Dorfe! Wenn Giſella wollte, mit ihr ginge ich in die Hölle! Aber ſie will nicht. Soll ich ſie nochmals aufſuchen? Sie um Verzeihung bitten über die böſen Worte, zu denen mich der Zorn hinriß. Soll ich? — (Er nähert ſich dem Fenſter.) Ha, da geht ſie. Ja, ſie iſt's. Unter den ſchattigen Linden, die das alte Monument umgeben, geht ſie, gebeugten Hauptes und nachdenkend. Schnell wie der Blitz bin ich bei ihr. (raſch ab.)

Ende der erſten Abtheilung

Zweite Abtheilung.

Erſte Scene.

Zimmer beim Grafen.

Der General. Der Graf.

Graf.

Willkommen, theuerſter Oheim.

General.

Willkommen Neffe. Ich bringe Dir die Nachricht, daß der König auf Deinem Gebiete iſt.

Graf.

Er hat mein Schloß verſchmäht?

General.

Drüben im Kloſter nächtigt er. Morgen in der Frühe ſetzen wir unſern Weg weiter fort. Ich empfehle Dir die Obhut über das theure Haupt des

Monarchen, denn meine Pflicht ruft mich diese Nacht fort.

Graf.

Was kann dem Fürsten Uebles begegnen?

General.

Das hab' ich auch gefragt.

Graf.

Ist er nicht in der Mitte der Seinigen?

General.

Doch giebt's Patrioten, die nicht vorsichtig und behutsam genug glauben gehen zu müssen. Während dieses Krieges ist schon einmal ein verrätherischer Versuch gemacht worden, der der Person des Fürsten galt. Die Grenze ist nah, die feindlichen Truppen stehen in geringer Entfernung, es könnte einem Nichtswürdigen einfallen —

Graf.

Mein Oheim!

General.

Genug. Er ist auf Deinem Gebiete und Du trägst den Namen der Grafen von Fels. Ich bin

völlig ruhig. Leb wohl, meine Pflicht erlaubt mir nicht, zu weilen.

Graf

Wir ſehen uns bald wieder.

General.

So hoffe ich. (ab.)

Graf (klingelt; Taubmann tritt ein).

Haſt Du den Brief beſorgt?

Taubmann.

Der Bote iſt ſchon über eine Stunde fort.

Graf.

Der Bote? Welcher? Ich ſagte Dir, daß ich dem Joſeph mißtraue.

Taubmann.

Auch ſchickte ich nicht den Joſeph. Ich wählte Einen, der zum erſtenmal dieſen Gang macht; zum erſtenmal und wahrſcheinlich auch zum letztenmal.

Graf.

Wenn er nur richtig hinkommt, beim Heimkehren mögen ſie ihn todtſchießen. Bald hab' ich keinen Boten nöthig.

Taubmann.

Auch vielleicht keinen alten Diener mehr, und da werdet Ihr auch wünschen, daß man mich recht schieße.

Graf.

Nein. Du sollst mein neues Haus mir einrichten helfen. Es wird groß hergehn. Ich bin dieser Stadt und dieses Hauses müde.

Taubmann.

Ein neues Haus, und ein neues Glück.

Graf.

So ist's. Gieb mir den Degen, den Hut und die Handschuhe. Was hast Du da?

Taubmann.

Da ist mir dies Kettlein in die Hände gefallen. Eure Gnaden wissen wohl nicht, wo die Finger ruhn, die dieses fabrizirten?

Graf.

Nun?

Taubmann.

Es waren zierliche hübsche Finger, diese Finger

bildeten gar schöne Hände, und diese Hände waren die der armen Gisella.

Graf.

Richtig Gisella.

Taubmann.

Jetzt häkelt sie keine Nettlein mehr. Es fluthet und brauſt durch diese zarten Finger. Das arme Kind hat sich ertränkt.

Graf.

Du scherzest.

Taubmann.

Wenn ich's könnte! Die alte Muhme war vor etlichen Tagen hier, um es Eure Gnaden anzuzeigen; aber weil mir befohlen worden, nichts einzulassen, was aus der Gegend kommt, so hab' ich die Alte sammt ihren Thränen abgewiesen.

Graf.

Du hast wohlgethan.

Taubmann.

So hat denn das Gelaufe ein Ende. Aus dem Flusse kommt kein vertriebenes Dirnchen

ieder, sie mag noch so sehr von der Liebe be-
ezt sein.

Graf.

Also ertränkt! Das dumme Ding. Gieb die
ette her. Geschenke der Todten sollen Glück brin-
en. Ich will sie meiner Braut um den Hals
ängen.

Taubmann.

Das Kettlein der Armen? Z. thut das nicht.
Ihr habt ja reichere und schönere Gaben!

Graf.

Gieb. Du bist ein einfältiger Schwätzer. Das
lter macht Dich kindisch. (Beide ab.)

Zweite Scene.

Zimmer des Grafen Truchseß.

Der Graf Wenzel. Arabella am Putztisch.
Ehrenbaum am Tisch mit Papieren beschäftigt.

Arabella.

Thu ganz wie Du willst. Du weißt, ich habe
ie einen Willen gehabt.

Wenzel.

Wir konnten ihn nicht anders auf unsere Seite
bringen.

Arabella.

Als durch meine Hand? Nun gut, ich gebe sie

Wenzel.

Er würde vor dem Verrath zurückgeschreckt sein
Die Liebe verbindet ihm die Augen.

Arabella.

Gut, gut, ich verbinde sie.

Wenzel.

Auch das Gold lockt.

Arabella.

Mehr oft als Liebe.

Wenzel.

Zu unserm Zwecke wirkt beides. Die Antwort
auf unsern letzten Brief könnte schon da sein. Er
soll nur vorsichtig zu Werke gehn. Wir sind nicht
mehr sicher.

Arabella.

Liebesbriefe gehen frei.

Wenzel.

Wenn Politik ihren Stempel drauf drückt, geben auch sie nicht frei.

Arabella.

Der arme Amor. An der Grenze hält man ihn an, um sein Felleisen zu visitiren; aber er ist klug, er verbirgt seine Depeschen in den Köcher.

Wenzel.

Hast Du das im Kloster gelernt?

Arabella.

Man lernt dort Vieles. (steht auf) Nun, wie gefalle ich Dir?

Wenzel.

Gut. (bei Seite) Wenn doch schon alles mit Sicherheit und Glück abgethan wäre!

Arabella.

Die Muhme in Wien sagt, daß ich noch zu jung zum Heirathen sei.

Wenzel.

Die Muhme in Wien ist eine Närrin.

Arabella.

Nein, Bruder. Sie iſt eine Frau von Stande. und weiß, was ſich ziemt.

Dritte Scene.

Giſella in männlicher Kleidung mit den Abzeichen der Livree des Grafen Fels. Die Vorigen.

Giſella.

Gott zum Gruß. Seh ich hier die Gräfin Truchſeß vor mir?

Arabella.

Unartiger Burſche. Man ſagt, habe ich die Ehre, die Gräfin Truchſeß vor mir zu ſehn? Darauf würde ich geantwortet haben: Die Ehre iſt ganz auf meiner Seite. Nein, nein, das würde ich doch nicht geantwortet haben, denn Er iſt ein Lakai. Geb Er her.

Giſella.

(Einen Brief überreichend) Vom Grafen.

Ehrenbaum.

(Aufſtehend) Der Burſche iſt neu; ſollte es nicht gerathen ſein, ihn nach der Parole zu fragen.

Wenzel.

Richtig, Herr Geheimſchreiber. (zu Giſella) Wie lautet's?

Giſella.

Die Myrthe und der Lorbeer, die Zypreſſe und die Roſe.

Arabella.

(Bei Seite) Die Myrthe bin ich, der Lorbeer iſt er; die Zypreſſe iſt er, die Roſe bin wieder ich. (Laut) Es iſt in Richtigkeit. (Sie erbricht den Brief.)

Wenzel.

(Zu Giſella) Seit wann biſt Du in des Grafen Dienſten?

Giſella.

Herrn Grafen zu dienen, ſeit fünf Tagen.

Wenzel.

Und Du fürchtet Dich nicht, den Ritt hierher zu machen?

Giſella.

Herrn Grafen zu dienen, wovor ſoll ich mich fürchten?

Wenzel.

Wovor? Kennſt Du dieſe Uniform, Burſche?

Giſella.

Da wir täglich auf ſie ſchießen, ſo kenne ich ſie wohl.

Wenzel.

Verdammt raſch geantwortet. Und wir nehmen dieſes blaue Tuch zum Ziel. — Kleide Dich in einen Bauernkittel und ſuche die Schleichwege auf, das wird beſſer gethan ſein, als in Deinem Treſſenrock Dich auf den Weg zu machen.

Giſella.

Ich ſteh und falle im Dienſt meines Herrn.

Wenzel.

Ein wackrer Liebesbote.

Arabella.

(Den Brief leſend und lachend) Ach, das ſind Thorheiten.

Wenzel.

Was giebt's?

Arabella.

Sieh nur! Verse!

Wenzel.

Das ist so gebräuchlich. Die Verse wollen wir bei Seite lassen. Steht nichts weiter da?

Arabella.

Ein kleiner Zettel. Ich glaube, das sind hebräische Buchstaben.

Wenzel.

Gieb. (zu Ehrenbaum) Das ist etwas für uns. Dechiffrirt das.

Giselle.

Bekomme ich Antwort?

Wenzel.

Sogleich. (Während er und Ehrenbaum sich am Tische mit den Papieren beschäftigen, beobachtet Giselle Arabellen genau; dann tritt sie auf sie zu und überreicht ihr verstohlen noch einen Brief.)

Giſella.

(Zu Arabella) Gnädigſte Gräfin, im T
ſtand ein Herr, der mich bat, dieſes zu überb

Arabella.

Still! Still! Um Gotteswillen!

Giſella.

(Wie oben) Soll ich's ihm wieder zurückg

Arabella.

Nicht doch. (Sie nimmt den Brief und lie
abgewendet von den beiden Männern.)

Giſella.

(Bei Seite) Ich danke dir, Himmel; mein
gelingt, ſie geht in die Falle.

Wenzel.

(Zu Ehrenbaum) Ei doch; was thut Ihr?

Ehrenbaum.

Was unſeres Amtes iſt. Meint Ihr, man
bei Hofe dieſe Summe hinwerfen, wenn man
volle Sicherheit hat? —

Wenzel.

Aber er zählt darauf, daß wir ihm die Verschreibung jetzt gleich schicken.

Ehrenbaum.

Er zählt darauf, und worauf zählen wir? Wer giebt uns Sicherheit, daß wenn er die Verschreibung hat, wir nicht die Geprellten sind? Erst schaffe er die Arbeit, dann der Lohn dafür.

Wenzel.

Vergeßt nicht, Herr Sekretair, daß Ihr es mit einem Edelmanne zu thun habt.

Ehrenbaum.

Ein Edelmann, der seinen Fürsten verräth.

Wenzel.

Er wird meiner Schwester Mann.

Ehrenbaum.

Geht mich das etwas an? Bin ich hergekommen, Ehen zu stiften? Er liefere uns heute Nacht die Person des Fürsten und morgen zahlen wir.

Wisella.

(Bei Seite) Was hör' ich?

Wenzel.

Sprech' leiser.

Ehrenbaum.

Es ist nichts mehr zu sprechen. (Er siegelt übergiebt den Brief.)

Wenzel.

(Zu Gisella) Er muß auf der Stelle fort. (
meiner Reitknechte wird Ihm einen sichern
zeigen. Die Nacht ist angebrochen, zögere Er
denn der Mond muß bald aufgehen. (zu Ehrenb
Kommt, Herr, auf mein Zimmer. (Beide a

Gisella.

(Zu Arabella) Und welche Antwort, gnä
Gräfin, bring' ich dem Herrn unten.

Arabella.

Sag ihm, daß er kommen maa; jetzt —
gleich. Ich bin allein. (Gisella a

Arabella.

Das ist zum erstenmale, daß ich einen
haber empfange. Mein Herz klopft mir.
ich es nun auch recht machen und nichts

dem verachten, was die Mut[illegible] in Wien mit einträgt.

(Christine eintretend.)

Christine.

Was höre ich, das gnädige Fräulein wollen den fremden Herrn empfangen?

Arabella.

Ja, Christine, ich werde ihm ein Rendezvous geben. Weißt Du, was das ist?

Christine.

Ach ja, aber es wird nicht angehen. Wenn der Herr Graf, Ihr Bräutigam, es erfährt. Er und es gewaltig übel nehmen, daß Sie einen Andern neben ihm begünstigen.

Arabella.

Es thut mir leid, ich kann ihm nicht helfen. Das bringt nun einmal die Mode mit sich.

Christine.

Ich will hinunter gehn und dem Herrn sagen, daß Sie sich anders besonnen haben.

Arabella.

Bist Du toll? Ich habe mich nicht anders besonnen.

Christine.

Also Sie lieben diesen Marquis — wie heißt er doch?

Arabella.

Marquis de Plombières, aus einer der ältesten Familien der Normandie entsprossen. Seine Mutter war dame d'honneur bei der hochseligen Königin.

Christine.

Sie lieben ihn also?

Arabella.

Durchaus nicht. Ist denn das auch nöthig, um Jemandem ein Rendezvous zu geben? Meine Muhme in Wien sagt: eine junge Dame von Stande muß wenigstens einmal in ihrem Leben einem jungen Herrn ein Rendezvous gegeben haben. Später, wenn ich verheirathet bin, werde ich vielleicht keine Zeit mehr dazu haben, ich will es daher jetzt abmachen.

Christine.

(Bei Seite) So viel weiß ich, wenn ich meinem Stessen solche Streiche nach der Mode machte, er jagte mich auf der Stelle fort. Da ist der Herr Marquis.

Arabella.

Gieb Stühle.

Vierte Scene.

Franz als Marquis etwas abentheuerlich aufgestutzt.

Arabella. Christine.

Franz.

(Mit tiefen Verbeugungen) Da bin ich Sonne meines Lebens!

Arabella.

(Zu Christine) Gieb Stühle. (bei Seite) Sonne? Wir haben jetzt Abend, die Sonne ist untergegangen. (zu Christine) Du kannst gehn.

Christine.

Wohin?

Arabella.

Dumme Frage, gleichviel wohin. In die Küche, in den Garten.

Christine.

In der Nacht in den Garten? Mir graut.

Arabella.

Nun so geh in den Familiensaal und besieh Dir die Bilder. (halb bei Seite) Wenn man ein Rendezvous giebt, muß man immer das Kammermädchen fortschicken, sagt die Muhme.

(Christine ab.)

Franz.

Gar zu gütig.

Arabella.

(Bei Seite) Ob ich die Thüre abschließe? Doch nein, das macht so viele Umstände. Setzen wir uns. (sie setzen sich steif einander gegenüber.)

Franz.

Es wird heute eine dunkle Nacht werden.

Arabella.

Und noch dazu stürmisch. (Sie giebt ein Zeichen, bei Franz niederknieen soll; er versteht es nicht.)

Franz.

Vor fünf Uhr Morgens wird's nicht wieder hell.

Arabella.

Dann geht die Sonne auf. (Sie wiederholt den Wink.)

Franz.

Wenn die Sonne aufgeht —

Arabella.

Hahaha! so ist's Tag. (Sie macht plötzlich eine sehr ernste Miene und wiederholt den Wink, bei Seite) Wie kann man nur so dumm sein, ich muß es ihm sagen. (laut) Herr Marquis, fällt Ihnen nicht ein, was Sie jetzt thun müssen? (Sie macht die Pantomime des Knieens.)

Franz.

Ah so. (er knieet nieder) Stern meiner Gedanken,

bewundernswürdige und unnatürlich schöne Dame, ich bete Sie an.

Arabella.

(Ihm die Hand zum Kusse hinreichend) Hier ist meine Hand.

Frank.

(Sie küssend) So wahr ich ein ehrlicher Kerl bin, dies sind fünf kleine Zauberstäbe, die mich elendes Menschenkind in einen Götterjohn umhexen. (er will aufstehen.)

Arabella.

(Hält ihn zurück) Bleiben Sie noch liegen; ich muß mich erst besinnen, was jetzt kommen muß. (Sie zählt an den Fingern) Erst das Knieen, dann das Handküssen, dann —

Frank.

(Ungeduldig) Denkt nicht so lange nach, schöne Gräfin.

Arabella.

Einstweilen könnt Ihr nochmals meine Hand küssen.

Franz.

Abgrund der Holdseligkeit, Grazie der Unsterblichkeit, blaues Wunder aller verliebten Träume, Seelenmeteor der Himmelskugel, Abschaum der Gestirne! —

Arabella.

(Zieht ihre Hand weg) Es ist genug. Mir fällt nichts ein. So ein Rendezvous ordentlich zu geben, kostet Mühe. He! helft mir doch rathen. Ihr sitzt da, wie ein Gimpel im Gesicht. Geht, Ihr ängstigt mich, wenn Ihr mich so anguckt. Herr Marquis, ich bin Ihre gehorsame Dienerin. Sie haben sich in die Spitzen meiner Schleppe mit Ihren Sporen verwickelt.

Franz.

Wir wollen diese Verwickelung wieder lösen. (Beide arbeiten daran) Ich bitte tausendmal um Vergebung schöne Comtess. (er setzt sich.)

Arabella.

(Nach einer Pause) Da sitzen wir nun wieder.

Franz.

Vielleicht könnten wir uns einander Räthsel aufgeben. Ich kenne einige.

Arabella.

Nichts, Herr Marquis. Im Kloster gab man mir auch Räthsel auf, aber ich errieth nie eines. (Sie versinkt in Nachdenken) Wenn ich nur wüßte —

Franz.

(Sich wieder auf's Knie werfend) Ich will unterdessen Ihro Gnaden wieder die Hand küssen.

Arabella.

Ihro Gnaden? Ei das klingt, als wenn Sie ein Bedienter wären, Herr Marquis.

Franz.

(Sich auf den Mund schlagend, bei Seite) Teufel, da hab' ich mich verbrannt. Ich will nur gleich zur Hauptsache kommen, die mir Gisella aufgetragen hat.

Arabella.

Was murmeln Sie da, Herr Marquis?

Franz.

Schöne Gräfin, ich möchte Sie gerne entführen.

Arabella.

(Freudig aufspringend) Das war es, was mir nicht einfallen wollte. Entführen!

Franz.

Wie, Sie sind böse?

Arabella.

Nein, Herr Marquis. Jetzt ist alles in der Ordnung. Stehen Sie auf. Sie wollen mich also entführen?

Franz.

Ja, das heißt, wenn Ihre Gnaden nichts dagegen haben.

Arabella.

Wieder schon „Ihre Gnaden."

Franz.

Wenn Du nichts dagegen hast, Stern meiner melancholischen Träumereien!

Arabella.

Wo wollen Sie mich denn hinbringen?

Franz.

(Bei Seite) Ich muß nun sehen, ob ich meine Rolle noch kann. (laut). Ich habe eine alte Tante, die auf einem meiner Güter wohnt. In deren Schutz begeben wir uns. Ich lasse Sie dort und begebe mich nach Paris, wo ich mit dem Herzog, meinem Vater, wegen unserer Vermählung, alles verabrede.

Arabella.

Schön, Sie haben also einen Herzog zum Vater?

Franz.

Ja, meine Sonne.

Arabella.

Darüber bin ich Ihnen nicht böse. Allein, Herr Marquis, was die Verheirathung betrift, daraus wird nichts. Ich lasse mich von Ihnen entführen, aber heirathen? Nein. Mein Bruder hat bereits für mich einen Gemahl ausgesucht. Meinem Bruder muß ich gehorchen.

Franz.

Aber wenn ich nun Ihr Gemahl werde?

Arabella.

Ich dürfte mich vor meinem Bruder nie wieder sehen lassen.

Christine (eilig eintretend).

Gnädigste Gräfin, Ihr Bruder kommt.

Arabella.

Was will er?

Christine.

Das weiß ich nicht. Jedenfalls will er Sie sprechen.

Arabella.

Sag' ihm, daß ich jetzt nicht zu sprechen bin, daß ich ein Rendezvous habe.

Franz.

(Rasch einfallend) Behüte! Wenn man mich hier findet, so schlägt man mich todt. (er sieht aus dem Fenster) Ach das Fenster ist verdammt hoch.

Christine.

Mit dem Herrn Grafen kommt auch Ihr Herr Bräutigam.

Franz.

Ich bin verloren.

Arabella.

Da, stellen Sie sich hinter den Schirm, und halten sich hübsch ruhig, Herr Marquis.

Christine.

(Leise) Was haben Sie mit ihm verabredet?

Arabella.

Er will mich entführen. Doch still, Du mußt Niemand etwas sagen. Ach, wie freue ich mich; jetzt werde ich eine Dame nach der Mode. Wie werden die dummen Gänschen im Kloster über mich staunen!

Fünfte Scene.

Graf Truchseß. Graf Fels. Die Vorigen.

Truchseß.

Hier, Arabella, bringe ich Dir den edlen Grafen, der da kommt, Dich als seine Braut in seine Arme zu schließen.

Arabella.

Herr Graf, ich bin erfreut, Sie zu sehen.

Truchseß.

Mit Gefahr seines Lebens hat er sich durchgeschlagen, denn da der König angelangt ist, wird die Grenze scharf bewacht.

Franz.

(Bei Seite) Wie werde ich denn herüberkommen?

Graf.

Ich komme, mein theures Fräulein, um mein Willkommen mit dem Abschied zu vereinigen. In ruhigeren Tagen will ich angelegentlichst die Bewerbung um Ihre Huld fortsetzen. Jetzt mischt Sorge und Gefährdung mancher Art sich in unser Liebesgespräch. Wir wollen Amor aus der Gesellschaft des leidenschaftlichen roben Mars entfernen, um dem zarten Knaben Raum und Stille für seine Spiele zu geben.

Arabella.

Ganz wie Sie wollen, Herr Marquis.

Graf.

Herr Marquis?

Arabella.

Ach, ich verſprach mich, Herr Graf wollte ich ſagen.

Graf.

So werden Sie nicht zürnen, wenn ich Sie jetzt wieder verlaſſe, um mit Ihrem Bruder noch ein nothwendiges Geſchäft abzuſchließen?

Arabella.

Ich zürnen, Herr Graf? Ich werde niemals auf Sie zürnen.

Graf.

Thäten Sie's, ich wüßte nicht, wie ich hart genug mich beſtrafte für die Unbill einer einzigen böſen Minute, die den Glanz ſo ſchöner Augen durch meine Schuld trübte.

Truchſeß.

So kommt, Graf, die Zeit drängt.

Graf.

Leben Sie wohl, Gräfin. Wenn Sie wüßten,

wie bitter ich bereue, dem Schicksal Macht gegönnt zu haben, mich grausam von diesem Platze zu vertreiben. Doch wenn ich gehe, wird ein Angedenker hier bleiben?

Arabella.

Herr Graf, ich werde nie vergessen —

Truchsen.

Schon gut. Kommt jetzt, Graf Fels. (Beide ab.)

Arabella.

(Bei Seite) Mein Marquis ist hübscher.

Franz.

Ist die Luft rein?

Arabella.

Ja, ja. Sie können wieder hervorkommen.

(Franz tritt hinterm Schirm hervor.)

Franz.

(Bei Seite) Das ist ein saures Stück Arbeit, ein gefährliches Stück Arbeit. Wenn ich es nicht für Amelia thäte, keine Macht der Erde zwänge mich dazu.

Arabella.

Herr Marquis!

Franz.

Was beliebt?

Arabella.

(Verschämt) Wann werden Sie mich nun entführen?

Franz.

Ach ich weiß nicht, gnädige Gräfin, ob wir es überhaupt wagen sollen. —

Arabella.

Haben Sie Furcht?

Franz.

Furcht? O nein. Ich weiß nicht, was Furcht heißt.

Arabella.

Ich will Ihnen einen Vorschlag thun. Wir nehmen zwei von meines Bruders Jägern mit, stark bewaffnet, und Christine nehme ich in den Wagen. So machen wir nur eine kleine Fahrt, einerlei

hin. Es ist ja nur, um sagen zu können, daß ich entführt worden. Das Ganze ist ein Spaß.

Franz.

Aber Ihro Gnaden Bruder, wird der es auch für einen Spaß ansehen?

Arabella.

Freilich, ich werde ihm Alles später erklären.

Franz.

Und der Herr Bräutigam?

Arabella.

Dem will ich's auch erklären.

Franz.

(Bei Seite) Sie will aller Welt Erklärungen geben! Muth, Franz; man kann dir die Sache nicht leichter machen. (laut) Schöne Gräfin, bestellen Sie denn gütigst Ihre zwei bewaffnete Jäger, wir wollen uns in einer Stunde aufmachen. Heute ist eine tumultuarische Nacht, ein Bischen mehr Tumult, darauf kommt's nicht an. Die Welt geht einmal in der Irre.

Arabella.

Herrlich, herrlich. (leise) Mein kleiner Marquis ist doch weit hübscher als der Graf. Ich gehe Christine zu rufen. Ich muß überlegen, welchen Anzug ich anlege. — Auf Wiedersehen in einer Stunde. (Schnell ab.)

Franz.

Sie geht, um ihren Anzug zu wählen! Ich weiß nicht, ob sie mehr kindisch oder — (er macht ein Zeichen auf der Stirn). Gleichviel! Ich löse mein Wort. Im schlimmsten Falle hab' ich meine Beine, und sie verstehen das Laufen vortrefflich. Nun sage mir Einer, daß man in der Stadt keine Abentheuer erlebt. Ich hätte hundert Jahre unter meinem Birnbaum leben können, ich hätte nimmermehr eine Gräfin entführt. (ab.)

Sechste Scene.

Klosterhof. Kreuzgang. Einzelne Grabsteine im Vordergrunde. Dunkle, stürmische Nacht. Im Vordergrunde gräbt Vater Urban an einem Grabe. Gisella.

Gisella

Für wen dies Grab, frommer Vater?

Vater Urban.

Für einen Bruder unsers Ordens, der gestern starb.

Gisella.

Er war so alt wie Du?

Urban.

Noch älter.

Gisella.

Und jetzt ist's aus mit ihm und er hat ein Grab. Sprich, bist Du der Welt satt, Vater?

Urban.

Was Ihr Welt nennt, junger Herr, kenne ich nicht. Noch jung kam ich in diese Mauern, die ich nicht verlassen habe.

Giſella.

So hat Gott Euch vor vielem Leid bewahrt.

Urban.

Das hat er. Vor der Weiber Tücke hat er mich bewahrt.

Giſella.

Und vor der Männer Argliſt.

Urban.

Dienſt Du einem böſen Herrn, mein Sohn?

Giſella.

Ja, mein Herr iſt böſe.

Urban.

So verlaſſe ihn und ſuche einen guten auf.

Giſella.

Ich darf nicht; Gott hat mich an ſein Geſchick gebunden.

Urban.

Alsdann harre aus. Es kommt der Tag, der auch Dich erlöſt.

Wisella.

Der Tag, Vater, der mir ein solches Bette
lenkt (auf's Grab zeigend).

Urban.

Da ist noch lange Zeit hin, Du bist noch jung.

Wisella.

Grabt ein Grab für ein Weib, Vater, für
ein Weib. Der Mann bedarf dessen nicht; er liege
im freien Felde, wie ihn das Schwerdt gefällt; offen
unter stürmischem Nachthimmel liege der, den die
Stürme des Lebens geschüttelt, doch ein tiefes, stilles
Grab für das Weib. Wie die Mutter ihres Busens
Heim wüthet, so verberge ein geheimes stilles Grab
den Leib. Wie viel Erde braucht's, um unser An-
gesicht von der Welt zu sondern?

Urban.

Drei Fuß beträgt die Decke eines Grabes.

Wisella.

Sechs Fuß für das Grab eines Weibes.

Urban.

Was iſt Dir, mein Sohn? Welche ſeltſame Reden führſt Du.

Giſella.

Es iſt kein Schmerz, in offenem Kampfe zu fallen, aber es thut grauſam wehe, an geheimer Unbill zu ſterben. Es machen Tauſende ſich aus einem Treubruch nichts, und warum ſollten ſie auch? Was liegt an einem Worte, das man nicht hält? Die Winde tragen es davon. Dann giebt es aber Seelen, die die böſe Lüge nicht verwinden können, die immer und immer wieder am Treubruch nagen und denen der bleiche Tod nicht ſo ſchrecklich iſt, als die kalte, verſagende Miene des einſt geliebten Auges.

Urban.

Die Nacht iſt ſtürmiſch. Horch, das Glöckchen, das die Brüder zuſammenladet. Um dieſe Stunde? Sollte der Prior erkrankt ſein? Allein es ſind Gäſte im Kloſter, vornehme Gäſte; ihretwillen läßt der Herr wohl beſondere Vorbereitungen treffen. Ich ſehe Lichter in den Gängen oben. Gleichviel, was

geht das mich an? Mein Geschäft ist, dieses Grab zu bereiten. (Er gräbt.)

Gisella.

(Sich niederbeugend) Gebt mir Euren Segen, Vater, zu dem Werke, das ich vorhabe.

Urban.

Ist's ein Werk der Liebe, so bedarfst Du meines Segens nicht weiter.

Gisella.

Nein, es ist ein Werk des Hasses.

Urban.

Wehe Dir! Am Rande dieser Grube stehst Du und sprichst von Haß?

Gisella.

Der Himmel giebt der verfolgten Gemse Muth, wenn sie aufs Höchste gepeinigt, sich umzuwenden und Tod zu bringen ihrem Verfolger. Er segnet des Wurmes Stachel, den er in die Ferse seines Peinigers drückt.

Urban.

Wer hat Dich ſo ſchwer gereizt, Knabe? Was that man Dir?

Giſella.

Forſche nicht. Dürfte ich Dir auch mein Leid klagen, Du würdeſt meines Herzens eigenſtes Wollen nicht verſtehen.

Urban.

Ich weiß aber, daß wir vergeben ſollen; daß Rache und Haß nicht in unſerm Buſen Wurzel faſſen darf.

Giſella.

Ein Unrecht giebt's, Vater, ein Unrecht, das wir nimmer vergeben.

Urban.

Horch, zwei Kloſterbrüder! ich kenne ſie nicht.

Siebente Scene.

Hauptmann. Befreiter, als Mönche gekleidet.

Die Vorigen.

Befreiter.

Diese Briefe hat man noch vor einer Stunde aufgefangen.

Hauptmann.

Sprich leise, wir sind nicht allein.

Befreiter.

Sechzig Mann sind in der Nähe des Klosters aufgestellt, die übrigen warten im Dorfe auf das gegebene Zeichen.

Hauptmann.

Hat's keinen Lärm gegeben?

Befreiter.

Alles blieb ruhig. Der Graf ist seit einer Viertelstunde beim Fürsten.

Hauptmann.

Hat seine Ehrwürden der Prior seine Befehle gegeben?

Gefreiter.

Er sandte nach Euch. Ihr sollt den Eingang des unterirdischen Weges besetzt halten.

Hauptmann.

Wo ist die Stelle?

Gefreiter.

(In den Hintergrund zeigend) Dort bei dem Grabmonument.

Hauptmann.

Weiter. Was gebot der Prior?

Gefreiter.

Habt Ihr nicht das Glöckchen gehört? Er läßt eine Nachtmesse lesen; angeblich wegen eines schweren Krankheitsanfalles eines Klosterbruders, in Wahrheit jedoch um sämmtliche Mönche und den Fürsten in die Kirche zu bringen, wo er sicherer zu sein glaubt.

Hauptmann.

Ist der Fürst darauf eingegangen?

Gefreiter.

In der Tracht eines fremden Prälaten wird er der Messe beiwohnen. Der Zug muß gleich kommen.

Dort durch jenen Bogengang müssen sie, um zur Kirche zu gelangen.

Hauptmann.

Der Himmel segne diesen wackeren Mann, diesen Pfaffen. Hätte ich doch nicht geglaubt, daß ein Mönchsschädel dergleichen aussinnen könne. Aber wenn wir diesen saubern Grafen fangen, ihm soll es nicht zum Besten gehen. Verlaß mich jetzt; unser Zusammensprechen erregt Verdacht. Begieb Dich oben in die Gemächer, ich gehe auf meinen Posten. Der Erste, der aus der Unterwelt auftaucht, erhält ein Willkommen von meinem Säbel.

(Beide entfernen sich.)

Urban.

(Zu Gisella) Verstandest Du, mein Sohn, was jene Beiden sprachen?

Gisella.

Es sind Brüder des Ordens.

Urban.

Nein, das sind sie nicht; es sind Fremde. Die Gegend ist so unsicher. Seit gestern giebt's so be-

unruhigende Gerüchte. Wenn nur unserm hochwürdigen Prior nichts geschieht. Er ist alt; er möchte wohl in Frieden dahingehen! Wenn diese rauhen Kriegshorden seines ergrauten Haars nicht schonten, o es wäre entsetzlich! —

(Es fällt ein Schuß.)

Urban.

Hörst Du Knabe! Was bedeutet das? in der Nähe des Klosters! —

Gisella.

Grabe Dein Grab, Alter.

Urban.

Der Grabscheit zittert in meiner Hand. Das Haus der Ruhe kann ich nicht bauen mit dieser Unruhe im Herzen. Ha! seht Ihr — die Prozession! (Lichter im Kreuzgang. Ein Zug Mönche, voran der Prior, an seiner Seite ein Geistlicher in Ordenstracht.)

Urban.

Da gehn sie in die Kirche — um die Mitternachtstunde! Wie das Spiel der Orgel seltsam klingt. Es ist als sollte etwas Außerordentliches geschehen.

Nur einmal in meinem Leben, kann ich mich besinnen, kamen die Brüder [illegible] Nachts zusammen, es war, als die Pest ausbrach. Seht, junger Mann, dort geht unser Prior. Sahst Ihr wohl jemals ein würdigeres Haupt? Er führt an seiner Hand einen fremden Geistlichen. Wer mag es sein? Der Mann tritt würdevoll daher! — Jetzt sind sie in der Kirche; die Thüren schließen sich.

(Ein Fenster oben öffnet sich, Graf Fels an demselben, ruft in den Hof hinab):

Stephan!

Gisella.

Herr Graf.

Graf.

(Leise) Führst Du die Waffen bei Dir?

Gisella.

Wie Ihr befahlt.

Graf.

Wir reiten fort. Bringe mein Pferd an den kleinen Eingang, links vom großen Thor. Verschtig, leise.

Giſella.

Ich komme. (Sie will ab, Hauptmann vortretend.)

Hauptmann.

Halt, keinen Schritt!

Graf (immer am Fenſter).

Was giebt's? Laßt meinen Diener frei.

Hauptmann.

Weder ihn noch Euch!

(Der Graf verſchwindet am Fenſter. Der Eingang des Kloſterhofes wird geöffnet, Vermummte dringen ein, die ſich im Hintergrunde aufſtellen. Es fällt ein zweiter Schuß. Die Fallthüre des unterirdiſchen Ganges öffnet ſich.)

Hauptmann.

(Zu den andern Soldaten) Still; laßt die Ratte nur vollends herauskriechen.

Urban.

Heiliger Medardus! Das Kloſter wird zur Mordhöhle! Wohin entfliehe ich. (ab.)

Giſella.

Laßt mich frei! Was that ich Euch? Wer ſeid Ihr!

Hauptmann.

Das sollst Du gleich erfahren, Bürschchen.

(Es steigen mehrere Gewaffnete aus dem unterirdischen Gange.)

Hauptmann.

Gott zum Gruß, ihr Herren. Beliebt's, Eure Pässe visiren zu lassen?

Die Gewaffneten.

He! Holla! Verrath.

(Die Vermummten und der Hauptmann werfen ihre Hüllen ab. Es beginnt ein lebhafter Kampf. Tumult außerhalb des Klosters.)

Mehrere Stimmen rufen:

Dringt in die Kirche. Macht Euch Platz!

Achte Scene.

Graf Fels durch den Kreuzgang eilend.

Graf.

Stephan! Stephan!

Gisella.

Hier.

Graf.

Gieb mir Deinen Mantel, Deinen Hut. Schnell.

Gisella (bekleidet ihn).

Graf.

Die Ausgänge vorn sind besetzt. Ein Teufelsspaß dies. Hier gilt's, das Leben zu retten.

Hauptmann.

(Lauernd hinter ihm schleichend, plötzlich zum Stoß ausholend) Ja das gilt's.

Gisella (sich zwischen Beide werfend, fängt den Stoß auf und stößt ihr Schwerdt dem Hauptmann in die Seite.)

Hauptmann.

Alle Teufel! Verwundet bin ich, und von diesem Bürschchen! (Er hält sich an einer Säule.) Fluch. Verräther, Fluch Dir!

Gisella.

Kommt, Herr, ich weiß eine verborgene Treppe.

Graf.

Bist Du verwundet?

Wisella.

Fragt nicht danach. Kommt! (Sie zieht ihn mit sich fort. Der Kampf währt fort.)

Neunte Scene.

Zwei Soldaten.

Erster Soldat.

Ich hab' alle Zimmer oben durchsucht. Das Nest ist leer, der Vogel ausgeflogen.

Zweiter Soldat.

Nein, ich sagte es gleich, er ist in der Kirche. Der Lieutenant wollte mir nicht glauben. Wir sollen in die Kirche eindringen.

Erster Soldat.

In die Kirche? Das wäre Kirchenraub.

Zweiter Soldat.

Beim Rauben sind wir nun schon einmal; ein Raub mehr, darauf kommt's nicht an.

Erster Soldat.

Das ist frech geredet. Den Ersten, der den hei-

ligen Boden der Kirche betritt, säbelt meine
nieder. Es muß doch etwas Heiliges geben
Welt.

Zweiter Soldat.

Dann weiß ich schon, wir ziehen wie die
ren unverrichteter Sache ab.

Erster Soldat.

Horch, das Glöckchen tönt. (Sie fallen
Knie und beten.)

Zehnte Scene.

Hauptmann. Gefreiter.

Hauptmann.

Da — da liegen sie auf den Knieen
beten.

Gefreiter.

Ein rechtes Volk!

Hauptmann.

Ueberfallt sie! Der Platz ist unser. Wo
der spitzbübische Graf!

Ein Soldat.

Er entfloh.

Gefreiter.

Das lügst Du. Ich sah ihn eben.

Hauptmann.

Drauf und dran!

(Gefecht im Klosterhof. Lärm und Tumult draußen.)

Ende der zweiten Abtheilung.

Dritte Abtheilung.

Erſte Scene.

Zimmer im Schloß des Grafen.

Taubmann (mit Packen beſchäftigt).

Wo bleibt Stephan? Er verſprach mir ſogleich Nachricht zu geben, wenn die Sachen ſchief gehen (Er wirft eine goldene Kette in den Koffer) Da — die Ehrenkette, ein altes Erbſtück! Auf ehrlicher Männer Bruſt hat ſie bis jetzt gehangen, den Pulsſchlag biederer Heldenherzen gefühlt, muß jetzt paradiren auf eines Schurken — Still, man kommt.

Giſella (eilig hereinſtürzend).

Der Graf folgt mir auf dem Fuße.

Taubmann.

Auf der Flucht?

Wisella.

Alles verloren! Der Fürst ist gerettet, mein Herr verloren!

Taubmann.

Gott sei Dank.

Wisella.

Was sagst Du?

Taubmann.

Nichts. Wenn sie den Grafen fangen — so hat er's der armen Wisella wegen verdient.

Wisella.

(An seinen Hals fliegend) Ich danke Dir.

Taubmann.

Was ist Dir, Bursche?

Wisella.

Nichts, Alter. Bleibt bei den Sachen, ich gehe ein frisches Pferd für den Herrn und mich satteln zu lassen. Noch in dieser Nacht müssen wir die Grenze erreichen.

Taubmann.

Du willst ihn nicht verlassen?

Gisella.

Nimmer. Wie sein Schatten bin ich an ihn gekettet.

Laubmann.

Das ist Treue.

Gisella.

(Schaudernd) Gott schütze Dich, Alter, daß Jemand Dir einst so treu sei.

Laubmann.

Wie meinst Du das?

Gisella.

Ich muß fort. (ab.)

Zweite Scene.

Graf Felix eilig, ein Diener folgt ihm, der einen Brief abgiebt.

Graf.

Wer brachte dies?

Diener.

Ein reitender Bote. Er trug die Livree des Grafen Truchseß. (Diener ab.)

Graf.

(Resend): Das Unglück verfolgt Sie, Graf. Da s mich mit Ihnen verband, trifft es jetzt auch mich. Meine Schwester, Ihre Braut, ist von einem Nichtswürdigen entführt worden. Den Tumult dieser Nacht hat er benutzt, um meiner Wachsamkeit zu entschlüpfen. Doch werde ich sie und den Elenden, der es gewagt, die Ehre meines Hauses anzutasten, s finden wissen. — (zu Taubmann) Ha, ha, meine Braut ist entflohn.

Taubmann.

Man muß ihr nachsetzen lassen.

Graf.

Ich muß an meine eigene Sicherheit denken. Wo Stephan hier?

Taubmann.

Er ging Pferde besorgen.

Graf.

Ein treuer Bursche, ohne ihn wäre ich verloren gewesen. Hast Du die Kostbarkeiten eingepackt?

Laubmann.

Gnädiger Herr, was ich in Kisten und Kasten an Pretiosen fand, liegt bereits hier im Koffer.

Graf.

So schaffe ihn sicher über die Grenze. Du haftest mir dafür. Bei der Mühle im Thale, denke ich, ist der Durchgang frei. Wenn nicht, so muß ich einen noch größeren Umweg machen. (Zieht Waffen zu sich, wobei Laubmann hilft; wirft sich in den Mantel.

Laubmann.

(Ihm den Mantel umhängend) So verlassen Sie denn, gnädiger Herr, das Haus Ihrer Väter. Ich habe nur eine Bitte, die Sie mir zum Lohn für meine treuen Dienste gewähren mögen.

Graf.

Alter Schwätzer! Ist jetzt Zeit, auf Deine Klaggesänge zu hören?

Laubmann.

Lassen Sie mich, gnädiger Herr, in Ihrem Hause zurück.

Graf.

Meinethalben. Wenn sie es Dir morgen über dem Kopfe anzünden?

Taubmann.

Anzünden! Dieses Schloß anzünden? Dies Haus des Glanzes, der Ehre, des Ruhms! Anzünden! Wie man die Hütte eines Bäckers anzündet? Doch gleichviel, lassen Sie mich hier. Ich kam über diese Schwelle als Knabe, ich habe ein langes Leben hier in Lust und Leid hingebracht; sie sollen mich nur als Leiche über die Trümmer hinwegtragen.

(Graf Jolo und Taubmann ab.)

Dritte Scene.

Eben anbrechender Morgen. Martha's Wohnung. Der Flur. Die Mühle.

Ottilie (hereinschleichend).

Folgt mir auch Niemand? Nein, ich bin allein. Ich kann ungestört Abschied nehmen von der Stätte, wo ich einst im heitern Glück, in himmelhoher Freude

dunkle und helle Tage dahinnahm. (Sie wirft sich auf die Kniee) O ich möchte den Boden küssen, der meiner Jugend flüchtige Schritte trug. Dort in der Bank — der Fliederstrauch — der Bach — und die Brücke dort — Alles still und feierlich harrend dem ersten Morgenstrahl entgegen. Die Thüre verschlossen! — Gott, Gott! Will denn Niemand kommen, mein brechend Herz zu trösten? Das Kind nimmt von seinem Vaterhause Abschied und kein Auge blickt es tröstend an, kein Arm rührt sich, es vom Boden zu erheben? Martha! — Carl! — Still, sie schlummern, ich will sie nicht wecken. Welches Recht hab ich noch an ihrem Gruße? Bin ich nicht todt? Begraben? Vergessen? — Vergessen? Nein! Mein Karl hat mich nicht vergessen! — Still, die Thür öffnet sich. — Man kommt! — O! es ist der theure Knabe. Ich seh ihn wieder.

Vierte Scene.

Wisella. Carl. Dann Martha.

Carl (über die Brücke kommend, will vorüber, Wisella fängt ihn auf und schließt ihn in ihre Arme). An mein Herz!

Carl.

(Sich aus ihren Armen reißend) Ein fremder Mann! Faßt mich. Was wollt Ihr von mir?

Wisella.

Dich sehn! Dich küssen.

Carl.

Ihr müßt mich nicht aufhalten. Die Muhme schickt mich, das Morgenbrod zu holen.

Wisella.

Wie oft theilte ich es mit Euch! Ist die Muhme schon wach?

Carl.

Freilich. Aber las mich gehen, fremder Mann.

Giſella.

Verweile nur noch einen Augenblick. Fürchteſt Du Dich vor Soldaten?

Carl.

Nein. Mein Vater war auch Soldat.

Giſella.

Haſt Du noch Brüder?

Carl.

Nein. Aber eine Schweſter hatte ich.

Giſella.

Iſt ſie todt?

Carl.

(Auf den Fluß zeigend) Sie iſt dort unten (mit Thränen in den Augen) die gute Schweſter. Aber die Muhme ſagt, ich dürfte davon zu den Leuten nicht ſprechen; es gäbe nur unnützes Gerede.

Giſella.

(Leiſe) Gott, mein armes Herz will brechen. (laut) Alſo Du liebteſt Deine Schweſter?

Carl.

Fremder Mann, Du wirst mir noch die Jacke zerreißen, wenn Du so Dich anklammerst. Laß mich gehn.

Mifella.

Sage zuerst: Du liebtest Deine Schwester?

Carl.

Ich itze Sonntags, wenn ich nicht in die Schule muß, den ganzen Tag fast dort am Fluß und blicke in die Wellen, und dann denke ich meines lieben Schwesterleins, und möchte wissen, ob der Himmel sie aufgenommen hat und ob sie ein Engel geworden. Wenn ich die Mutter frage, schüttelt sie den Kopf und antwortet nicht.

Mifella.

(Ihn stürmisch an's Herz drückend) Denke noch oft so an Deine Schwester. Dein Gebet wird ihr helfen auf dem dunklen Wege, den sie zu wandeln hat.

Carl.

Ich will für sie beten. Nun aber laß mich
Höre, die Muhme hat uns durch's Fenster gesehe
und ruft mich.

Martha.

(Aus dem Hause tretend) Ist das auch ein
Art, so zu trödeln und zu plappern. Mach, da
Du Deine Wege gehest.

Carl.

Ich bin nicht Schuld. Der fremde Soldat hä
mich aufgehalten.

Gisella.

So ist's, liebe Frau.

Martha.

Ei seht doch, bin ich Eure liebe Frau? Ih
könntet artiger sprechen. Ich bin die Wittwe eines
Stadtmusikanten und man nennt mich Madame.
(bei Seite) Das Soldatenvolk wird täglich gröber.

Gisella.

(Bittend) Verzeiht mir. (Zu sie zu) Laßt mich
Eure Hand küssen.

Martha.

Das ist etwas Anderes. Da habt Ihr sie. (bei Seite) Wie zärtlich er sie drückt. Es ist ein hübscher Junge. (ihn ansehend) Und dabei eine gewisse Aehnlichkeit —

Wilfella.

Lebt wohl, lebt ewig wohl. Der Himmel schenke Euch zufriedene, glückliche Tage für Euer Alter.

Martha.

Danke. Kommt herein. Ich reiche Euch einen frischen Trunk und etwas zum Imbiß.

Wilfella.

Ich darf nicht, ich muß fort. Mein Herr wartet auf mich. Seht, dort steht mein Pferd angebunden. Ich schwinge mich drauf und fort geht's wie der Sturmwind.

Carl.

Nimm mich mit, fremder Mann. Ich möchte auch so einmal in die Ferne fortjagen.

Gisella.

So komm.

Martha.

Halt! Welche Thorheit! Geh' Deine Wege, Junge. Und Ihr, Herr Soldat, lebt wohl.

Gisella.

(Sich an ihren Hals werfend) Gott vergelte Euch, was Ihr an mir gethan. (schnell ab.)

Martha.

(Verwundert ihm nachsehend) Was ich an ihm gethan? Ich glaube, der Bursche ist nicht recht bei Sinnen. Umarmt und drückt mich alte Frau hier auf der Straße, daß wenn es nicht so früh am Morgen wäre, die Nachbarn etwas zu reden bekämen, und zu guter letzt dankt er mir für das, was ich an ihm gethan. Sollte es vielleicht ein früherer Kamerad meines seligen Bruders sein? Doch dazu ist das Bürschchen zu jung. Seht, da hält er das Pferd noch einmal an, dreht sich auf dem Sattel um und schaut her. Wahrlich, er drückt sich eine Thräne aus dem Auge. Der erste Soldat, den ich

weinen sehe. Und jetzt jagt er davon, als wenn der Teufel hinter ihm auf der Croupe säße. Fort ist er. Noch sehe ich einen Zipfel seines Mantels! Jetzt nichts mehr. (Sie hält die Hand gegen die aufgehende Sonne vor die Augen, und schaut noch lange in die Coulisse, dann geht sie kopfschüttelnd in die Hütte zurück.)

Carl.

(Kommt gelaufen) Muhme, Muhme, der fremde Brüdermann hat mir dieses Goldstück noch zugeworfen. Es ist ein Bild darauf.

Martha.

(Das Goldstück betrachtend) Ei seht! ein solches Stück — (sie reibt sich die Augen, bringt das Stück bald hier bald dorthin, setzt endlich die Brille auf und ruft) Ja, ja, ein solches Stück, ich erkenne es an dem kleinen Sprung der dort oben gerade durch die Jahreszahl geht, gab ich der armen Gisella.

Carl.

Meiner Schwester?

Martha.

An ihrem letzten Geburtstage. Wie mag's nur in die Hände des jungen Burschen gekommen sein? Die Welt ist so schlecht; sollte er's gestohlen haben? Aber er sieht so ehrlich aus, hm, hm — ei, ei! —

Carl.

Er warf's mir zu, eben als ich aus dem Bäckerladen trat, und rief: da behalte das und trag's zu meinem Angedenken.

Martha.

Ich will's in meinen Koffer schließen. Jetzt komm in die Stube. (Beide ab.)

Fünfte Scene.

Platz im Walde.

Graf Felix. Gisella.

Graf.

(Zurückrufend) Binde die Pferde dort an, Stephan. (Sich hinwerfend) Ich kann nicht mehr, ich muß ruhen.

Misella.

(Hervorkommend) Wollt Ihr Euch nicht etwas weiter dorthin legen, wo der Felsenvorsprung Euch schützt.

Graf.

Gleichviel. Es wird uns Niemand hier suchen. O ich bin müde, daß ich den Tod anflehen möchte mich auf ewig in Schlaf zu wiegen.

Misella.

Er hat eine rauhe Stimme, Herr.

Graf.

Räuber freilich, wie die Deinige, Bursche, die ch wie die einer Dirne klingt.

Misella.

Doch glaub' ich Euch bewiesen zu haben, daß ch kein Weib bin.

Graf.

Das hast Du. Wenn ich in Sicherheit bin, oll Dir vergolten werden.

Giſella.

Ihr ſpottet meiner! Was that ich, das nicht jeder Eurer Diener gethan.

Graf.

Schon gut. Laß jetzt das Geſchwätz. Ich kann meine Augen kaum offen halten.

Giſella.

Schlummert nur zu; ich werde wachen.

(Der Graf ſchläft ein.)

Giſella.

(Den Grafen betrachtend) Er ſchlummert, in meiner Hut dünkt er ſich ſicher und gerade in mir hat er ſeinen ärgſten Feind. Wie dieſe ruhigen Züge mich an die Zeiten des Glückes erinnern! — Fort! Giſella! das iſt vorbei. Denke der Schmach, die dir widerfuhr, denke deines Schwurs!

(Tumult in der Ferne.)

Was hör' ich? Pferdegeſtampf — Stimmen? — Man hat unſere Spur entdeckt! — Da brechen ſie durch's Dickicht. Wir ſind verloren. Sie ſprengen heran. Die Pferde können nicht vorwärts durch

das verwachsene Gestrüpp, sie steigen ab. Soll ich mich verbergen? Zu spät.

Sechste Scene.

Hauptmann. Gefreiter. Soldaten.
Die Vorigen.

Hauptmann.

(Auf die Bühne stürzend) Wir haben ihn, dort schlummert er. Greift ihn, bindet ihn.

Gisella.

Zurück! Hier ist noch ein Arm, der ihn vertheidigt.

Hauptmann.

Vorwärts.

Gefreiter.

Nehmt den Burschen fest.

(Gefecht mit Gisella, die immer weiter gedrängt wird, zuletzt schützt sie mit ihrem Körper den Grafen, der vom Geräusch des Gefechts erwacht.)

Graf.

Ha! ſie ſind's. Halt Dich tapfer, Stephan!

Giſella.

(Verwundet hinſinkend) Weh, ich kann nicht mehr.

Befreiter.

Herr Graf, der Widerſtand iſt vergebens.

Graf.

Höll' und Teufel! Wer hieß mich auch am Rande des Abgrundes ſchlummern.

Hauptmann.

Euren Degen, Graf.

Graf.

Ich ergebe mich auf ein ritterliches Gericht. (giebt den Degen.)

Hauptmann.

Das ſoll Euch werden.

Graf.

Der Schein iſt gegen mich.

Hauptmann.

Nur der Schein?

Graf.

Ich werde mich zu vertheidigen wissen.

Hauptmann.

Das ist nicht unsere Sache.

Graf.

Man führe mich vor meinen Oheim.

Hauptmann.

Es soll geschehn.

Graf.

Sorgt für meinen Diener.

Befreiter.

Er bleibt hier, bis seine Wunden verbunden sind.

Gisella.

Nein, ich will nicht bleiben. Ich verlasse meinen Herrn nicht. Hört Ihr!

Befreiter.

Ihr bleibt.

Gisella.

(Bittend) O seid nicht grausam. Laßt mich ihm folgen. Er hat Niemanden wie mich. Meine

Wunden hindern mich nicht; seht, ich habe sie mir schon selbst verbunden. O laßt mich nicht zurück. Ihr dürft mich von ihm nicht trennen.

Hauptmann.

Laßt dem Burschen den Willen, Korporal, ich verantworte es.

Gisella.

Ich danke Euch. (Alle ab.)

Siebente Scene.

Zimmer im Schloß des Grafen.

Der General. Der Hauptmann.

General.

Hat man ihn in Sicherheit gebracht?

Hauptmann.

Ein Zimmer seines eigenen Schlosses dient ihm zum Gefängniß.

General.

Es ist nicht mehr sein Schloß. Er nennt auf

Erden nichts mehr sein. O daß ich das erleben mußte.

Hauptmann.

Er bittet, daß Eure Excellenz sein Fürsprecher sein möge.

General.

Ich, sein Fürsprecher? Sagen Sie ihm, daß ich den Tod durch die Kugel des Soldaten für zu ehrenvoll für ihn halte, daß nur der Tod durch Henkershand ein seiner That würdiger Lohn ist.

Hauptmann.

Ihr geht zu weit, Herr. Ich bin überzeugt, das will der Fürst nicht.

General.

Er wird es wollen. Ich erbitte es mir als eine Gnade.

Hauptmann.

Es ist Euer Neffe.

General.

Gott sei's geklagt.

Hauptmann.

Er gehört Eurer Familie an.

General.

Herr Hauptmann, wollt Ihr mich beleidigen? Höll' und Teufel! seit wann gehören Schurken in meine Familie? Sein Familienwappen zerbrach zu seinen Füßen, als er die That beging. Sein Name erloſch, als das Wort „Verräther" auf ihn paßte.

Hauptmann.

Rückſichten gebieten —

General.

Daß man ein ehrlich Geſchlecht ehrlich halte! Das gebieten ſie. Wäre ich ein Bauer, ich hielte meinen Acker rein, es ſollte kein Dieb und Schelm darin Furchen ziehn. Der Acker, auf dem wir Edelleute ſäen und erndten, iſt die Ehre, und ich ſollte dulden, daß ein Schurke ſeine Saat darauf ausſtreut?

Hauptmann.

Niemand hat an der Ehre Eures glorwürdigen Geſchlechts gezweifelt.

General.

Ich glaub's. Wüßte auch nicht, wer's sollte.

Hauptmann.

Eure Anhänglichkeit an den Fürsten ist erwiesen.

General.

Ich danke.

Hauptmann.

Eure Tapferkeit kennt Jedermann.

General.

Danke nochmals.

Hauptmann.

Drum wird man Euch des Neffen That auch nie zur Last legen.

General.

Ich bestehe darauf, daß er durch Henkers Hand falle, oder des Fürsten Majestät sind mir nie gnädig gewesen.

Hauptmann.

Ihr werdet es nicht durchsetzen.

General.

Was gilt die Wette?

Hauptmann.

Der Fürſt iſt zur Gnade geneigt.

General.

Der Fürſt? Aber ich bin es nicht, die Armee iſt es nicht, das Volk iſt es nicht. Wo blieben wir in dieſen unruhigen, von Gott preisgegebenen Zeiten, wo überall die Kriegsfeuer wüthen, wo Vater und Sohn gegeneinander kämpfen, wo Treu und Glauben ſelten werden wie der Marzipan in der Feldküche, wenn wir in unſern eigenen Reihen den Verrath duldeten? Wenn der Krieger nicht ſicher iſt, wenn er die Kugel verſendet, ob nicht ſein nächſter Nachbar den Flintenlauf auf ihn ſtatt vorwärts auf die feindlichen Linien richtet? Und nun vollends des Fürſten Perſon und Majeſtät! Mit welchem Gefühl, meint Ihr, ſollen wir ſein theures Haupt vom Pulverdampf der Batterien umhüllt ſehen, wenn wir ſogar zittern müſſen vor einer mörderiſchen Kugel aus unſerm eigenen Haufen? Nein Hauptmann, die Welt wankt, das Leben kommt aus ſeinen Fugen, wenn der Verrath frei durchgeht.

Es darf nicht sein. Es darf nicht. Auf der Stelle verfüge ich mich zum Fürsten und das Ergebniß meiner Worte soll Euch alsobald kund werden.

(ab.)

Hauptmann.

Ich habe mein Versprechen erfüllt, das ich dem Unglücklichen gab, ich habe ihn zu retten gesucht, doch vergeblich. (ab.)

Achte Scene.

Ein düsteres Gemach im Souterrain. Es ist Nacht, eine Lampe brennt von der Decke herabhängend, Der Graf in tiefen Gedanken verloren im Vorgrunde sitzend. Gisella auf einem Ruhebett im Hintergrunde. Taubmann tritt herein und bringt das Essen.

Taubmann.

naht sich seinem Herrn, da dieser ihn jedoch nicht bemerkt, giebt er durch stumme Gebehrden seine Theilnahme und Trauer zu erkennen und schleicht behutsam wieder fort.)

Graf.

(Macht einige Schritte und bleibt vor der schlafenden Giſella ſtehen) Bei Gott, wenn Giſella einen Bruder gehabt, ſo glaubte ich, der Burſche wär's. Oder noch mehr, wenn ich nicht von ihrem Tode ſichere Kunde erhalten, wenn es nicht Augen gäbe, die ſie im Strome haben hinabtreiben ſehen, ein bleiches Bild, das der Mondſchein küßte, der nächtliche kalte Buhle, ſo würde ich glauben, in dieſer Jacke ſtecke Giſella! — Einfältige Träume, als wenn nicht ein Menſchenkopf dem andern ähnlich ſähe, wie ein Apfel auf dem Baume ſeinem Nachbar, der neben ihm hängt? Beiden röthet eine Sonne die Wangen, beiden bleicht ſie wieder ein und dieſelbe kalte Nacht. — (Giſella rührt ſich im Schlafe.) Er erwacht. (tritt zurück.)

Giſella.

Wo bin ich? Es iſt ſo dunkel. Warum bin ich ſo allein? Iſt ſchon die That geſchehn und ich ſtehe einſam auf der weiten Erde, wo ich fürder

nichts mehr zu haſſen, nichts mehr zu lieben habe? Hab' ich mein blutiges Werk vollendet.

Graf.

(Bei Seite) Er phantaſirt im Fieber. (laut) Du biſt bei mir Stephan; wir ſind beide im Kerker.

Giſella.

(Auf ihn zuſtürzend und ſeine Kniee umſchlingend) Gott ſei Dank, da biſt Du noch!

Graf.

(Erſtaunt) Was iſt das?

Giſella.

(Sich ſchnell faſſend und aufſtehend) Nichts, gnädiger Herr, mir träumte, ein jäher Tod hätte Euch von mir geriſſen.

Graf.

Und das bekümmerte Dich ſo ſehr?

Giſella.

Könnt Ihr zweifeln, Herr?

Graf.

Du bewahrſt eine ſeltene Anhänglichkeit in

Deinem Buſen, Knabe. Schon zweimal haſt Du Dein Leben für mich gewagt. Es ſcheint, daß Du mich liebſt —

Giſella.

(Zurückſchaudernd) Nennt es nicht ſo.

Graf.

Ich werde Dich zu belohnen wiſſen, wenn — (ſeufzend und vor ſich hinſtarrend) mir das Schickſal dazu Zeit läßt.

Giſella.

(Sich mit dem Anordnen des Eſſens beſchäftigend) Man hat Euren Lieblingswein, den Tokaier, vergeſſen. Der alte Taubmann hätte auch daran denken können! (aus dem Korbe holend) Doch, hier iſt die Flaſche.

Graf.

Ich mag nicht trinken. Iß und trink Du. Schmerzt Dich noch Deine Wunde?

Giſella.

Nein, Herr. Seht, ich kann den Arm bewegen — ganz frei und frank.

Graf.

Nur vorsichtig, der Verband kann abspringen. Ich wünschte, ich hätte Deine Wunde und Du hättest — was hier brennt. Doch ich will Dir nichts Uebles wünschen. Horch! man kommt! (leidenschaftlich) Da bringen sie mir Leben oder — (kehrt mißmuthig zurück) Ich mag's nicht denken.

Neunte Scene.

Hauptmann. Gerichtsperson. Die Vorigen.

Hauptmann.

Ich grüß Euch, Herr Graf.

Graf.

Was bringt Ihr mir? Habt Ihr mit meinem Heim gesprochen?

Hauptmann.

Ich hab's. Erwartet nichts. Ich bitt' Euch, gnäd'ger Herr, sammelt Euren Muth und Eure Standhaftigkeit, um das zu vernehmen, was ich Euch zu sagen habe.

Graf.

Großer Gott, ich will nicht hoffen?

Hauptmann.

Es ist hier nichts zu hoffen. Ich bitt' Euch nochmals, tragt männlich, was Euch beschieden ist. Ueber alle Erwartung strenge ist das Urtel. Jetzt leset (zur Gerichtsperson).

Gerichtsperson.

(Liest) In Urtheil und Recht sprechen wir versammelte Kriegs-Obersten und Heerführer in Sachen des Herrn Amadeus, Grafen von Fels, welcher der Verrätherei bezüchtigt und eines schweren Attentats auf die geheiligte Person unsers geliebten und von Gott besonders begnadigten Fürsten und Herrn, unser „Schuldig" aus und dringen darauf, daß Inkulpat durch Henkers Hand öffentlich vom Leben zum Tode geführt werde. Sintemal der Fall ein schwerer und in diesen Kriegszeiten ein besonderliches Exempel der Menge wegen zu statuiren für nöthig erachtet worden! Gegeben im Hauptquartier und

unter Beidrückung des Insiegels des hochfürstlichen Kriegs- und peinlichen Gerichts.

Graf.

O Gott.

Hauptmann.

Der Fürst schien zur Gnade geneigt, doch die versammelten Generale, Euer Oheim an der Spitze, drangen auf diese schimpfliche Todesart. Ihr seht, daß mein Fürwort da nichts fruchten konnte, obgleich ich nicht gezögert habe, es anzuwenden, wo ich's nur immer schicklich fand. Ergebt Euch in Euer Schicksal. Das Wagestück, das Ihr unternahmt, hätte in zehn Fällen gegen einen unglücklich ablaufen müssen. Das hätte Euch Jeder sagen können. Doch wozu jetzt diese Worte. Lebt wohl. Macht Euch bereit, es könnte in wenig Stunden zur Vollstreckung des Urtheils kommen. Der Fürst verläßt, wie man sagt, schon morgen gegen Mittag die Stadt.

(ab.)

Zehnte Scene.

Graf Fels. Giſella.

Graf.

Entſetzlich! Noch vermag mein armer Kopf dieſe gräßliche Botſchaft nicht zu tragen. Eben noch auf der ſchmeichelnden, ſonnenblitzenden Oberfläche des ſchönen Lebens dahingleitend, faßt mich die dunkle Hand, die aus der Tiefe emporlangt und zerrt meine geſchmückte Gondel in den Abgrund eines ſchimpflichen Todes. Sterben! — Sterben! und ſo ſterben! — (Er fällt auf die Bank) Die Welt zittert vor meinen Blicken, die Sinne vergehen mir! Nacht wird's in meiner Seele!

Giſella

Der Augenblick iſt gekommen, wo ich gerächt werde.

Graf.

Oh! oh! ich kann's nicht faſſen? Iſt denn keine Rettung, keine Hülfe mehr? (Er ſteht auf.

will zur Thür und kehrt verzweifelnd heim) Was sagten sie? Mein Oheim selbst hätte auf meinen Untergang gedrungen? Er selbst! — Ich kenne ihn. Der stolze Mann würde sein eigenes Haupt eher auf den Henkerblock legen, als daß er das meinige rettete. Weil er mein Richter ist, muß ich sterben. — (Gisella erblickend) Stephan — Du hast mir zweimal das Leben gerettet — ist keine Möglichkeit zu entfliehen? Rüttle die Stäbe jenes Fensters.

Gisella.

Umsonst, Herr. Mein Arm ist zu schwach.

Graf.

Sprich lieber, Deine Seele ist zu schwach! Wenn Du mich wirklich liebtest, Du würdest mich retten. So bin ich ganz — ganz verlassen! Weh mir!

Gisella.

Was soll ich thun?

Graf.

(Sie näher ansehend) In Deinem Auge blickt weiches Gefühl und Mitleid. Ich kenne diesen Strahl. Du gleichst einem Mädchen, das ich einst

liebte und das ich von mir stieß. Ja, gewiß
gleichst ihm. Wenn dieses Mädchen noch
wenn Gisella noch athmete, sie würde mich rett

Gisella.

Seid Ihr dessen so gewiß?

Graf.

Ich brachte Kummer und Verrath auf ihr H
Ich zerriß ihr Herz und warf ihre Treue spo
von mir. Alles Leid, das ein Mann einem W
zufügen mag, ich fügte es ihr zu — und den
glaube ich, wäre ich in ihre Gewalt gegeben,
würde mich retten.

Gisella.

(Wendet ihr Antlitz ab und verbirgt ihre Bewegu

Graf.

In der Liebe liegt diese Kraft, die sonst
Herz besitzt. In der treuen Liebe liegt sie. Die,
mich jetzt verdammen, die mich dem Tode hinlies
sie besitzen nicht Gisella's Herz. Dieser stolze Ob
mit welchen starken Banden hing er an mir; ich
es, der als der Letzte seines Stammes, seine ur

Familie in Ruhm und Ehre auf die Nachwelt pflanzen sollte. Auf mir ruhten die Hoffnungen seines Lebens. Aber seine Ehrsucht ist stärker als seine Liebe; er könnte mich retten, er thut's nicht. Er hat noch etwas Anderes außer seiner Liebe, aber Gisella hatte Nichts als ihre Liebe; ich nahm ihr sie, und dennoch würde sie mich retten.

Gisella.

(Bei Seite) Seine Worte schnüren mir die Brust zusammen.

Graf.

Ferne davon Rache üben zu wollen, würde sie kommen, um meine Fesseln zu lösen. Alles bittere Leid, das ich ihr zugeführt, wäre im Augenblick einer Gefahr in die Tiefe versenkt. So würde Gisella handeln.

Gisella.

Haltet ein, ich bitt' Euch.

Graf.

(Stolz) Sprach ich zu Dir, Knabe? Was mischst Du Dich in das Selbstgespräch, das ich mit den

bleichen Schatten meiner schuldigen Thaten halte? —
Nicht zu Dir rede ich. —

Gisella.

Verzeiht.

Graf.

Wüßte ich, wo ich Verzeihung fände? Du
Tage des Leichtsinns sind verrauscht und Reue quäl
mein Herz! Ach, auf der Schwelle des dunklen Hau
ses, in das ich treten soll, kommt mir Gisella's
Schatten zornwinkend entgegen. An ihr habe ich
verschuldet, was ich jetzt leide. (Er bemerkt die Kette)
Sieh da, das Kettlein, noch trag' ich's auf meinem
Herzen. Unbewußt ist's da geblieben. (küßt es) Jetzt
theuer mir und werth.

Gisella.

(Im heftigsten Kampf mit sich selbst, stürzt sich
endlich zu seinen Füßen) Erkenne mich! Ich, ich bin
Gisella!

Graf.

Welche Stimme! Wie ist mir?

Gisella.

Erkenne mich!

Graf.

Gisella!

Gisella.

Ich bin's.

Graf.

Die Todtgeglaubte? Wach' ich? Haben schon die Schatten des Todes mich umfangen? Seh' ich Geister sich mir nahen?

Gisella.

Blick' in mein Auge. Siehst Du den kalten Glanz eines seligen befriedigten Geistes darin? Ist's nicht vielmehr die Flamme, die Du erwecktest und verbrennen machtest? die Flamme irdischer, peinvoller Liebe?

Graf.

Mädchen, wie kommt's, daß Du noch lebst?

Gisella.

Mein Tod war nur eine Lüge, eine Lüge, die ich selbst verbreiten half. Höre mich. In diesem

Augenblick entsagt mein Herz einer Rache, die
auf heiligem Eidschwur mir selber und meine
Elende gelobt. Ich kann nicht anders. Nicht u
würdig des Bildes, das Du eben von mir entwo
fen, will ich sein. (Sie nimmt ein Terzerol aus ihr
Busen und legt es vor des Grafen Füße.) D
nimm!

Graf.

Was soll das? (das Terzerol aufhebend.)

Gisella.

Sei vorsichtig, es ist geladen. Die Kugel w
für Dich bestimmt. Auf dem Gipfel des Glück
angelangt, beschienen vom Sonnenglanz des Ruh
und der Liebe, sollte diese Kugel Dich hinwegreiß
plötzlich, ungeahndet, von meiner Hand in De
Brust gesendet. Dies sollte Gisella's Rache s
Jetzt aber, da es anders geworden, da Du im U
glück vor mir stehst — gebe ich meinen Mor
plan auf.

Graf.

(Nach einer Pause, sie forschend ansehend) Nimm Deine Waffe zurück.

Gisella.

Ich mag nicht. Mir schaudert. Anders ist das Herz im Busen mir gewendet.

Graf.

Du glaubst, daß ich Dir zürne, ich zürne nicht.

Gisella.

Laß mich.

Graf.

Nimm die Waffe zurück, Gisella. Vollführe, was Du Dir vorgesetzt.

Gisella.

(Sich von ihm abwendend) Sprich nicht so.

Graf.

Ich will durch Deine Hand sterben. Was Du als schwere Rache Dir ausgedacht, als eine Gnade, als ein Zeichen Deiner Liebe erbitte ich es jetzt von Dir.

Gisella.

(Sich an seine Brust werfend und in Thränen ausbrechend) Was forderst Du?

Graf.

Den Tod von Deiner Hand. Sollen sie kommen, das Wappen zu meinen Füßen zerbrechen, ewige Schmach auf meinen Namen heften, soll des Henkers Hand diesen Hals, diese Schultern berühren? — (dringender) Erinnere Dich der glücklichen Stunden unserer Liebe. Wie Du im heimlichen Stübchen saßest und im Dunkel der zunehmenden Dämmerung meines Besuches hartetest. Wie Du freudig aufflogst, als meine Tritte auf der kleinen Treppe erklangen, im Vorzimmer rauschten; wie Du mir in die Arme sankst und an meinem Halse weintest.

Gisella.

(Verbirgt ihr Antlitz an seine Brust) Ach hab Du früher so gesprochen hättest?

Graf.

Das wilde Leben, der rohe Leichtsinn hielt mich

ab. Jetzt aber, wo es stille um mich her wird, jetzt sucht mein Herz ängstlich und verzagt eine Liebe wie die Deinige, und hofft von ihr Alles, was es noch hoffen kann, einen ehrenvollen Tod.

Gisella.

Du bittest vergeblich. Ich kann Dich nicht tödten! Ich kann nicht.

Graf.

So hab' ich mich in Dir geirrt und Du bist nicht Gisella. Die Gisella, die ich liebte, meine Gisella, liegt begraben. (rasch) So gieb mir das Terzerol! Ich will vor Deinen Augen —

Gisella.

Nein! nein! nein! (Sie eilt ans Fenster, das Terzerol in die Luft abzusenken.)

Graf.

(Gisella's Arm haltend) Gisella! Es ist das einzige, was mir bleibt. Horch, man kommt! Es ist zu spät! (Während des Folgenden steht Gisella gedankenvoll am Fenster, man sieht ihr den Kampf an, den

sie kämpft, zugleich lauscht sie mit gespannte
merksamkeit auf das Gespräch im Vorgrunde.)

Eilfte Scene.

Hauptmann mit Wache. Ein Ordens-
licher. Die Vorigen.

Hauptmann.

Herr Graf, mein Erscheinen wird durch
würdigen Herrn, der mich begleitet, erklärt

Graf.

Ich folge. (bei Seite, schmerzlich) [illegible]

Hauptmann.

Haben Sie nichts an Ihren Oheim [illegible]
zutragen?

Graf.

Nichts.

Hauptmann.

Sonst an Niemand in dieser Stadt?

Graf.

Ich wüßte Keinen. Lassen Sie uns ge

Hauptmann.

Durch Jenen gemordet.

Taubmann.

Wie, Stephan?

Franz.

(Herbeistürzend) Gisella, Gisella! Hältst Da
so Wort?

Hauptmann.

Gisella? Ist's ein Mädchen?

Franz.

Freilich, ein Mädchen und meine Braut.

Gisella.

Thut Eure Pflicht; ich mordete diesen M
der Tod gebührt mir. Thut Eure Pflicht.

Hauptmann.

Führt sie fort. —

Gisella wird abgeführt. Taubmann und Fr
sehen ihr verzweifelnd nach. Der Vorhang fäll

Ende.

Scenen und Gruppen

aus der Volksbühne

Das Lesepult.

(Die Baronin [illegible] in einem [illegible] und liest sehr eifrig in einem Buche, das ein sehr unscheinbares Äußere hat. Babet, das Kammermädchen tritt ein und meldet den Grafen S—.)

Die Baronin.

(Zerstreut aufsehend) Wer?

Babet.

Der Graf —

Die Baronin.

(Das Buch mit Schrecken [illegible]) Gieb mir das Lesepult neben dem Buche darauf. Vorsichtig. Auch die zwei broschirten Bücher vom Kaminsims, [illegible]

aber den Staub ab. So, nun laß den Graf[illegible] treten.

Der Graf.

Ah meine Gnädige — ich höre doch nicht!

Die Baronin.

Ich lese so eben —

Der Graf.

(Einen flüchtigen Blick ins Buch werfend) Shake-speare —

Die Baronin.

(Mit einem tiefen Seufzer) O unbeschreiblich schön! Und welch ein Humor! Eine ganze Fülle von Heiterkeit! Und dann wieder so rührend. Ich bin eben beim Lear. Lesen Sie einmal diese Stelle.

Der Graf.

(Liest) Vortrefflich!

Die Baronin.

Nicht wahr? Ich mag auch nichts anderes mehr lesen.

Der Graf.

Shakespeare wird zu einer Art Kultus [illegible]

Ihnen, theure Baronin. Haben Sie die irischen Balladen gelesen, die ich Ihnen neulich brachte?

Die Baronin.

Einige. Ich muß Ihnen jedoch bekennen, ich lese nicht gern Uebersetzungen.

Der Graf.

Wenn ich diese Poesieen hätte in ihrer Ursprache auftreiben können, ich hätte Ihnen nicht diese Nachbildungen gebracht.

Die Baronin.

Dagegen habe ich etwas von einem neuen spanischen Autor, ein kleines Werk, das mich wahrhaft entzückt. (zeigt auf die broschirten Bücher.)

Der Graf.

Das Buch ist mir neu. Ich muß doch den Professor N. fragen, ob er es schon kennt; ich weiße aber. Wenn man die Neuigkeiten in der Literatur kennen lernen will, so muß man zu Ihnen kommen, meine Gnädige.

Die Baronin.

(Lächelnd) Das ist nicht Ihr Ernst. Ich lese

im Ganzen wenig. Mit der spanischen Literat
bin ich jedoch seit längerer Zeit ziemlich befreund

Der Graf.

Das Alles paßt nicht recht in meinen Pl
Ich muß Ihnen bekennen, daß ich einen französisch
Autor für Sie in der Tasche habe.

Die Baronin.

Einen französischen Autor? (Sie nimmt das B
in Empfang, legt es bei Seite und sagt lächelnd) I
will ihn lesen, obgleich alle Welt diese politisch
Schmähschriften liest, und es fast nicht mehr au
Ton ist, ein solches Werk in seinem Boudoir a
gelegt zu haben. Sobald die Masse sich eines
wissen Zweigs der Literatur bemächtigt hat,
müssen die Exclusiven von dieser Lektüre abstehe
Sind Sie nicht auch dieser Ansicht?

Der Graf.

Wenn ich es nicht wäre, könnte ich mich m
vor Ihnen sehen lassen. Wir sind in allen Punkt
einig. Hier ist der Arnoldo de Brescia, und

in der Ursprache. Wie dürfte ich Ihnen eine holprige deutsche Uebersetzung bringen.

Die Baronin.

Sie haben es doch bei Gelegenheit der irischen Balladen gewagt.

Der Graf.

Allerdings, und ich bitte um Verzeihung. Wenn Sie aber den Dante lesen, wird Ihnen der Benoldo schwerlich zusagen?

Die Baronin.

Alsdann dürfte ich kein einziges neueres italienisches Dichterwerk in die Hand nehmen, denn den Dante lese ich Tag und Nacht. Er ist gleichsam mein täglich Brod. Ich habe mich sogar darauf ertappt, daß ich im Traume ganze Verse aus der Hölle recitirte.

Der Graf.

Das ist zum Staunen. Wollen Sie nicht, Baronin, zur Abwechselung ein deutsches Buch lesen?

Die Baronin.

Für's Erste bin ich versorgt.

Der Graf.

Einen Roman?

Die Baronin.

Wenn ich etwas Deutsches lese, so muß es etwas streng Wissenschaftliches sein, etwa eine Geschichte der Päpste, oder ein Werk über Serbien oder schlechtweg den Kosmos. Auch habe ich schon seit längerer Zeit ein kleines Werk über die Bildung der Flözgebirge bei mir. Das Alles ist interessant und zieht von der unangenehmen Gegenwart ab. Erlauben Sie mir jedoch eine Frage: wie machen Sie es, daß Sie stets das Neueste haben? Kaufen Sie die Bücher?

Der Graf.

O nein; ich kaufe nie welche. Dies wäre Thorheit, ich will lieber in einer Whistparthie an einem Abende zwanzig Louisd'or verlieren, als diese Summe für Bücher ausgeben. Mein Buchhändler sendet mir die Neuigkeiten und ich blättre sehr geschickt

ohne die Seiten aufzuschneiden, oder gleichsam ich schiele hinein. Die Fertigkeit, die ich mir in dieser Manier Bücher zu lesen, erworben habe, ist so bedeutend, daß ich mit Jedem eine Wette anstellen will, daß ich früher ein Buch durchschielen will, als der Andere es wird durchlesen haben.

Die Baronin.

Ich wünschte auch diese Gabe zu besitzen. Leider kaufe ich meine Bücher. Ich kann kein Leihbibliothek-Exemplar in die Hand nehmen; ich bekäme Krämpfe, wenn ich es thäte. Sie sehen dort den runden Tisch am Kamin, der muß immer bedeckt liegen mit der neuesten ausländischen ernsten Literatur, denn leichte frivole Bücher kommen einmal für allemal nie über meine Schwelle. Das ist bei mir Sitte, und ich würde mich bei mir selbst nicht zu Hause fühlen, wenn es anders wäre. Die Auserwählten liegen auf meinem Lesepult, und sind mir stündlich vor Augen, dazu gehören Dante, Shakespeare, Calderon, Cervantes und mein alter Freund, der Kosmos.

Der Graf.

Mir fällt dabei der Büchertisch unserer Gräfin ein, der Räthin —

Die Baronin.

O die liest, was ihr gefällt, was sie ergötzt, ihr Spaß macht. Wenn ich das wollte, so —

Der Graf.

ganz recht; ich führe sie auch nicht an als eine Dame von Bildung. Man wird sie von ihrem Urtheil im Salon Notiz nehmen, im Gegentheil; man muß es vermeiden, über Bücher mit ihr in einer gebildeten Kreise zu sprechen. Aber ich kann Sie versichern, theure Baronin, ich habe oft unter vier Augen mit ihr die amüsantesten, und, unter uns gesagt, sogar die belehrendsten Gespräche über Bücher und Literatur geführt. Sie hat Alles wirklich gelesen, wovon sie spricht, und wie originell urtheilt sie alsdann über das Buch.

Die Baronin.

Das sie immer in der Uebersetzung liest.

Der Graf.

Das ist wahr. Sie spricht hier auch offen ein, und bekennt sogar laut, daß sie Französisch nur mit Mühe lese, und auch da in einer Uebersetzung gern.

Die Baronin.

Das ist zum Lachen. Und diese Frau will über Bücher ein Urtheil haben! Ich habe sie ganz lieb, aber allemal, wenn sie über Bücher mit mir zu sprechen anfängt, lache ich darüber, denn ich dächte immer, Jemand müsse die vulgären Unternamen lesen, die sie nicht im Munde führt. Sie weiß sogar nicht, wenn jener Ton und Styl in der Literatur ist, sie wählt ihre Bücher, wie sie ihren Umgang wählt, immer die Personen, die ihr gerade lieb sind, und ihr gefallen. Sie fragt nie danach, ob es sich schickt; sie lebt ganz naiv in die Welt hinein und hat keine Ahnung davon, daß man die Bekanntschaft mit gewissen Menschen so wie Büchern nie öffentlich eingestehen muß.

Der Graf.

Mit anderen Worten, es giebt eine literarische

Heuchelei, wie es eine ſociale und religiöſe gibt. Aber ich verſichere Sie, wenn ich Schriftſteller wäre, ich würde Alles aufbieten, um mein Buch in die Hände einer Frau, wie die Räthin, zu bringen.

Die Baronin.

Das iſt ſeltſam.

Der Graf.

Aber nicht unerklärlich. Denken Sie ſich einen Autor, um ein Beiſpiel zu nehmen, als einen Fürſten, und dieſer Fürſt geriethe auf den Einfall, nicht um ſeines Ranges, ſondern um ſeiner ſelbſt willen, geachtet und geliebt zu werden. Durch welches Benehmen wird er ſich da am meiſten geſchmeichelt fühlen? Durch jene Convenienzformeln, die ihm, als herkömmlich, wie jedem andern Fürſten gebühren, oder durch das hier und da, ſelbſt durch bittern Tadel gewürzte Lob, das man ihm als einem mehr oder minder liebenswerthen Privatmann ertheilt? So wird auch mit den Autoren; ſie wollen nicht nach ihrem Fürſtenrange in der Literatur kalt bewundert und ruhig bei Seite geſtellt ſein, ſie wollen mit Aus-

merksamkeit gelesen, mit Empfindung gelebt, mit der Reizbarkeit des persönlich berührten Herzens gescholten sein.

Die Baronin.

(Ein Gähnen versteckend) Sie mögen Recht haben.

Der Graf.

Werde ich Sie heute zu Mittag beim —schen Gesandten treffen?

Die Baronin.

Ich werde kommen.

(Der Graf empfiehlt sich.)

Die Baronin.

(In Babet, die mittlerweile wieder eingetreten ist) Bringe das Bücherpult wieder auf die Seite. Diesen Morgen werde ich wahrscheinlich keine Besuche mehr annehmen. (Sie nimmt das ins Schubfach versteckte Buch wieder hervor) Du mußt später wieder in die Leihbibliothek gehn, und nochmals nach dem zweiten Bande des Kuno fragen.

Babet.

Wie war doch der Titel, gnädige Frau?

Die Baronin.

(Lesend): Kuno von Ryburg, oder der Zahn auf die Silberlocke des Enthaupteten vor dem versammelten Vehmgerichte.

Babet.

Etwas lang.

Die Baronin.

Du brauchst nur nach Kuno von Ryburg zu fragen; das Uebrige versteht der Bücherverleiher selbst.

Babet.

Ich kann ja auch sagen, es komme noch etwas von einer Silberglocke im Titel vor.

Die Baronin.

Unsinn! Silberlocke nicht Glocke. Was soll es wohl heißen, daß Jemand eine Silberglocke dem Vehmgerichte vorzeigt? Nimm den neuen Katalog und lies mir einige Buchertitel vor.

Babet.

Der Lehnbibliothekar sagte mir neulich, er hätte eine Sendung ganz neuer Räuber- und Gespenster-

geschichten erhalten; sie stehen hier im Anhang. Soll ich lesen?

Die Baronin.

(Lächelnd) Laß doch hören.

Babet

(Lesend): Der neue Blaubart, oder die Blutkammer in den Pyrenäen.

Die Baronin.

Weiter.

Babet.

Der löschpapierne Prinz, eine Gespenstergeschichte.

Die Baronin.

Löschpapieren? Bemerke Dir das.

Babet.

Die sieben tanzenden Gerippe in der Brautkammer des Fräuleins Kunigunde von Siebeneichen.

Die Baronin.

Sieben tanzende Gerippe? Ich kenne einen Roman, in dem zwei Gerippe tanzen.

Babet.

Ach, gnädige Frau, auf die Zahl kommt nicht an.

Die Baronin.

Schon gut; es könnte aber eine Nachahmung sein, und ich mag eine Geschichte nicht zweimal lesen. Weiter.

Babet.

(Lesend): Der kleine Ueberall und Nirgends, ein das Teufelchen in — Ach, gnädige Frau, es scheint einmal ein recht nichtsnutziges Buch zu sein.

Die Baronin.

(In den Katalog blickend) Hm! — eine ganz bizarre Idee! Schreibe Dir die Nummer doch auf.

Babet.

(Bei Seite) Wenn der Leihbibliothekar nur nicht meint, ich lese das Alles. Ich will ihm zu verstehen geben, daß ich's nicht bin. (Laut): Die blutbefleckte Wiege, oder —

Die Baronin.

Es ist genug. Geh und frage nur nach dem Buche.

Faber.

(Plötzlich sich besinnend) Ich weiß, wer den weißen Theil hat, und ihn schon bereits sehr lange liest.

Die Baronin.

(Rasch) Wer?

Faber.

Ich kann's nicht sagen.

Die Baronin.

Weshalb nicht? Du sollst es sagen. Wer ist der unverschämte Herr, der nun schon vierzehn Tage am weißen Theil liest?

Faber.

Es ist kein Herr.

Die Baronin.

So ist's eine Dame?

Faber.

Es ist auch keine Dame.

Die Baronin.

Was soll das heißen? Weder ein Herr noch eine Dame?

Babet.

Ja, ich weiß nicht wie ich's bezeichnen soll, es ist —

Die Baronin.

Nun heraus damit.

Babet.

Es ist Friedrich, der Portier hier im Hause. Neulich, wie ich in seine Loge kam, sah ich das Buch auf dem Tische liegen. Soll ich's heraufholen? Alsdann haben Sie's sogleich, gnädige Frau.

Die Baronin.

(Mit einiger Verlegenheit) Nein, laß es; ich will warten.

Die Jugendfreunde.

Eine Gesellschaft alter Herren und Damen. Man ist sehr heiter; das Feuer wird eben gebracht. Gläser mit Punsch werden herumgereicht. Es ist die Rede von einer Dame, die man Elisabeth nennt, und die von allen Anwesenden sehr geliebt wird.

Ein alter Herr.

Aber meine Damen, wissen Sie auch schon, daß unsere gute Freundin im Begriff steht, ihr sämmtliches Vermögen zu verlieren.

(Allgemeiner Schrecken; man fragt, wo diese Nachricht herkomme.)

Der alte Herr.

Von meinem Banquier, der mir heute sagte,

daß das Haus, an das die gute Elisabeth [illegible] len ist, fallirt habe.

Alle Damen im Chor.

Das ist ein entsetzliches Unglück! Was soll die Arme nun anfangen?

Der alte Herr.

Nichts natürlicher, als daß sie jetzt auf ihre Jugendfreunde sich verlassen wird. Es kann nicht anders kommen, als daß Eine oder Einer von uns sie in Kost nimmt.

(Allgemeine Stille.)

Eine Dame.

(Heftig) Ich nehme sie nicht! Um keinen Preis in der Welt nehme ich sie.

(Sämmtliche Damen stimmen jetzt ermuthigt ein, und Jede erklärt, daß wenn man ihr die Schätze Golkondas böte, sie die arme Elisabeth nicht zu sich in's Haus nehmen würde.)

Der alte Herr.

Aber weshalb nicht? Elisabeth ist sanften [illegible]

muthig, verträglich, nicht launenhaft. Sie müßte dem Hause Glück bringen, wo sie einzieht.

Eine Dame.

Nun, warum nehmen Sie sie nicht?

Der alte Herr.

(Mit der Miene der höchsten Ueberraschung) Ich? Ich, der ich unverheirathet bin, eine gleichfalls ledige Dame zu mir nehmen? Sie sehen ein, daß es unmöglich ist; was würde die Welt dann sagen.

Eine Dame.

(Leise zu ihrer Nachbarin) Wenn man nahe an den Achtzigern ist, so sagt die Welt nichts.

Die Nachbarin.

(Leise) Sicherlich, oder sie sagt höchstens: man findet Andern auf, was man selbst nicht leisten will. Die Männer sind Alle Egoisten. (Laut) Sie sagten eben, theurer Freund, daß Elisabeth nicht launenhaft sei; o wir wünschten, wir könnten nicht aus Erfahrung sprechen. Es giebt kein Wesen, das widriger für den täglichen Umgang wäre, als gerade Elisabeth.

Die erste Dame.

Das ist auch meine Meinung. Sie ist meine Jugendfreundin, aber ich muß gestehen, so sehr ich sie liebe, unter einem Dache mit ihr hielte ich es nicht aus. Zudem wird sie jetzt alt, sehr alt, und ich habe nicht gern alte Personen um mich.

Die zweite Dame.

Sie hat tausend unangenehme Eigenschaften und eine große Anzahl widriger Gewohnheiten; sie schnupft Tabak, sie behängt sich lächerlicher Weise mit allerlei Schmuck noch in ihrem Alter, sie — nun ich will nichts Uebles von ihr sagen, da sie meine Jugendfreundin ist; aber sie in mein Haus nehmen, hieße mir mein Grab graben.

Die dritte Dame.

Und ihren größten Fehler haben wir noch gar nicht berührt, ihre Plauderhaftigkeit, ihren Hang zur Medisance, ihren Trieb sich in Dinge zu mischen, die sie nichts angehen. Davon kann ich am besten urtheilen, da ich ihre intimste Jugendfreundin bin, und sie sich vor mir nie Zwang angethan hat. Ich

liebe sie unbeschreiblich, aber sie in mein Haus nehmen, hieße gegen mein eigenes Glück revoltiren.

Die vierte Dame.

Ich sage nur so viel, daß sie mir zuwider ist. (leise zu ihrer Nachbarin) Verarmte Jugendfreunde sind eine von den Plagen, die Moses den Egyptern aufzulegen vergessen hat, er hätte dann die übrigen Plagen sparen können.

Die Nachbarin.

(Mit einem anmuthigen Lächeln) Boshaft aber wahr. (leise) Der Punsch ist etwas zu schwach.

Der alte Herr.

Auf diese Weise, meine Damen, sehe ich schon, daß die arme Elisabeth, die wir Alle so lieben, wird vor fremden Thüren betteln müssen.

(Sämmtliche Damen lachen. Das Gespräch geht auf einen andern Gegenstand über. Ein alter gefühlvoller und frommer Herr giebt Zeichen von auffallender und anhaltender Rührung von sich. Man wird aufmerksam und fragt, was ihn so bewege.)

Der Herr.

Können Sie noch fragen, meine lieben Freunde und Freundinnen? Die heutige Ernennung des Ministers — er war mein Jugendfreund! Der Himmel schenkt mir das Glück, daß ich diesen edlen Mann nun zur höchsten Staatswürde erhoben sehe.

Ein anderer Herr.

Ihr Jugendfreund? Ei das habe ich nicht gewußt. Da wünsche ich Glück.

Der Herr.

(Sehr weich und salbungsvoll) Ich sehe darin eine kleine Vergütung des Himmels für die Widerwärtigkeiten, die mich selbst in meiner Laufbahn betreffen. Das Glück meiner Freunde ist mein eigenes.

Eine Dame.

(Neugierig) Aber auf welche Weise ist der Minister ihr Jugendfreund? Ich muß gestehen, daß ich das nicht recht begreife. Ich denke, er ist zwanzig Jahre jünger als Sie, mein verehrter Freund.

Der Herr.

Ich kann Ihnen das bald erklären, liebes Kind. Wir, nämlich der Minister, der herrliche Mann, studirten zusammen auf einer Universität; das heißt, ich ging eben ab, als er hinkam.

Die Dame.

Das ist rührend. Ja, auf den Universitäten knüpft sich immer die Freundschaft unter den Männern. Das hat mir mein seliger Mann oft gesagt.

Der Herr.

Darauf waren wir wieder beisammen, das heißt, er, der Minister, ging auf Reisen und ich trat in den Staatsdienst. Als er von seinen Reisen heimkehrte und in der Residenz eine Anstellung erhielt, verließ ich gerade die Stadt; so waren wir denn wieder beisammen.

Der alte Herr.

(Zu seinem Nachbar) Das ist eine besondere Art, beisammen zu sein. Wenn ich so rechnen wollte, könnte ich den Kaiser von China meinen Jugendfreund nennen.

Der Nachbar.

Und ich den Großtürken. Uebrigens, ich spr
vor Kurzem den neuen Minister; er weiß nichts v
diesem alten Jugendfreunde.

Der Herr.

Ich kenne kein größeres Glück, als im Gl
seiner Jugendfreunde das seinige finden.

Eine Dame.

(Ihm die Hand unter dem Tische drückend) S
edler, sie wahrhaft edler Mann!

Der Herr.

Sie liebes Kind!

Der Nachbar.

Inzwischen haben Sie an einem andern Jugend
freunde Unglück erlebt. Der Amtsrath ist sein
Stelle entsetzt worden, weil er, wie es heißt,
freisinnig und kühn gewisse Interessen seiner M
bürger vertheidigt hat.

Der Herr.

(Mit einiger Aufregung) Dieser Mann ist

mein Jugendfreund gewesen. Ich habe ihn nur ein paarmal in meinem Leben gesehen.

Der Nachbar.

(Leise) Ein paarmal? Vier Jahre auf der Universität, und später zwölf Jahre in einem Kollegium mit ihm zusammen gedient! —

Die Dame.

(Betrachtet den grübelnden alten Herrn mit immer zärtlicher werdenden Blicken und ruft wieder) Edler Mann!

Der Herr.

Liebes Kind!

Zwei Damen.

(Zu einem zerstreut vor sich hinstarrenden Herrn) Woran denken Sie? Sie sind nicht in der Gesellschaft, Sie sind nicht bei Ihren Freunden! Aber dergleichen muß man einem Gelehrten nicht übel nehmen.

Der Gelehrte.

Um Verzeihung! Ich habe allerdings einen Plan im Kopfe. Ich schreibe so eben an einem

Aufsatze über den berühmten, kürzlich verstor
Philosophen und Dichter Simpleton.

Die Damen.

Ah, Sie schreiben über Simpleton? S
wird wieder göttlich werden, man kennt Ihre Fe

Der Gelehrte.

(Mit scharfem Tone) Die Arbeit wird nur mi
mäßig werden, denn man hat mir nicht genug
terialien geliefert. Ich muß über meinen Ge
stand noch allerlei in Erfahrung bringen. (zu se
Nachbar) Wissen Sie vielleicht etwas Näheres
Herrn Simpleton?

Der Herr.

Hm! — nein! Ich will Ihnen jedoch ei
Rath ertheilen: gehen Sie zu dem Criminalr
Hauling, der erzählt Ihnen mit Bereitwilligkeit
Menge Besonderheiten von jenem berühmten M
Er wird Ihnen gewisse kleine ärgerliche Vorfälle
Hauswesen des Verstorbenen, skandalöse Anekd
der belustigendsten Art, sein Verhältniß mit Fra
betreffend, kurz eine Menge pikanten Stoffe

theilen. Niemand kann dies besser, als Hauling, denn er war der intime Jugendfreund des Verstorbenen.

Der Gelehrte.

Ah! dann sollte man vielleicht meinen, daß er —

Der Herr.

(Ihm in die Rede fallend) Etwas verschweigen über Jemanden — nicht doch! Wie erführen wir denn etwas Nachtheiliges über die berühmten Leute, wenn diese keine Jugendfreunde hätten? Und das ist ganz in der Natur der Sache. Zwei Männer, die zusammen ihre Laufbahn antreten, und wo der Eine den Andern überholt, hat den Ueberholten stets zu seinem scharfen Kritiker und Beobachter. Denn der Ueberholte sagt sich immer: warum bin ich nicht der Berühmte? und er sieht die wahren Verdienste des Berühmten nur als Zufälligkeiten an, seine Fehler jedoch und Schwächen als etwas Wirkliches, Wichtiges, das man der Welt mittheilen ja nicht unterlassen darf. Daher werden Sie auch finden, daß in den Biographieen berühmter

Männer, die von Jugendfreunden geschrieben wor-
den, die Heroen immer am übelsten wegkommen.
Um wieder auf den Herrn Simpleton zu kommen,
so weiß ich gerade durch den Herrn Hauling, den
Herr Simpleton, der doch bekanntlich ein Werk
über die Heiligkeit des Eides geschrieben hat, in
seiner Jugend selbst einen falschen Eid geschworen
hat, um sich von der Verpflichtung der Rückzahlung
einer geliehenen Summe loszusagen.

Der Gelehrte.

Das ist sehr merkwürdig. (Er notirt sich auch
Mittheilung in seine Schreibtafel.)

Der alte Herr.

(Erhebt sich, sinkt aber sogleich wieder in seinen
Stuhl zurück, und ruft, sein Punschglas ergreifend:)
Ich weiß nicht, ob ich Recht habe, aber ich halte
fest an der alten Treue und Redlichkeit, so wie ich
auch die alten guten Lieder gern höre. In der
That, man muß lächeln, wenn man solch ein altes
Stück Inventarium von guter, handfester, ehrlicher
Gesinnung sieht, wie ich bin. Aber ein altes Mo-

meine Freunde, ist darum noch kein unbrauchbares. (Die Damen winken mit den Tüchern, die Herren nicken dem Greis lächelnd zu.) Doch was wollte ich sagen? Ja, ich bin kühn genug, ein altes Lied vorzuschlagen, das Lied: „Hier sind wir so fröhlich beisammen — wir haben einander so lieb!" —

(Allgemeiner Beifallsruf. Man stößt mit den Gläsern an. Der alte Herr singt laut; einige Damen fallen in die Melodie des Liedes ein, andere pressen sich die Tücher vor die Augen.)

Eine Dame.

(Zu ihrer Nachbarin) Ich bleibe dabei, der Punsch ist zu schwach.

—•—

Der Krankenbesuch.

(Der Baron sitzt im Schlafrock mit verbundenem [illegible] am Kamin. Der Kammerdiener ordnet einige Kleidungsstücke und schürt das Feuer.)

Eine Stimme von Außen.

Lieber Baron, ich kann nicht hinein; man läßt mich nicht zu Ihnen.

Der Baron.

(Zum Kammerdiener.) Dummkopf. Daß Fräulein Laura unangemeldet. Hab' ich's nicht schon [illegible] gesagt.

Der Kammerdiener.

Gnädiger Herr, der [illegible] ist erst seit gestern in Dienst.

Der Baron.

(Die Lücher ablesend) Aber ich bitte, aus der Entfernung. Es würde mir unmöglich fallen, den Sinn zu heben. Können Sie nun sehen?

Die Dame.

Nicht deutlich.

Der Baron.

So nehmen Sie Ihr Glas; ich werde das wenige nehmen. Wir wollen heute unsere Beobachtungen anstellen. (Er streckt den Arm aus.)

Die Dame.

(Mit der vorgehaltenen Hand) Ich sehe nichts als einen kleinen roten Fleck.

Der Baron.

Wo?

Die Dame.

Dort.

Der Baron.

Halt! Kommen Sie mir nicht mit dem Finger zu nahe. Wo? Sie sehen nicht dort an der grünen Lehne den ungeheuren Brandfleck? Sie sehen nicht?

Zeigen Sie mir einmal Ihr Glas. O dieses Glas ist zu schwach! Ihre Augen haben sich verschlimmert; Sie müssen ein schärferes Glas wählen.

Die Dame.

Es ist scharf genug; meine Augen sind sehr gut. Geben Sie mir Ihre Lorgnette. Ach — mit dieser seh' ich gar nichts.

Der Baron.

Das macht keinen Unterschied. Sie haben schon vorher nichts gesehen.

Die Dame.

Ihre Augen, mein theurer Charles, nehmen in bedauerlicher Weise an Sehkraft ab.

Der Baron.

Meine Augen sind die besten auf der Welt. (Sie tauschen wieder die Lorgnetten und starren Beide unverwandt auf den Fuß.)

Die Dame.

Ich bleibe dabei, ich sehe nichts.

Der Baron.

He! aber jetzt? — wenn ich den Fuß so wende

Nun? Wir wollen das Licht dorthin auf den Teppich setzen; rücken Sie etwas weiter hinter mich, damit Sie keinen Schatten werfen. Was sehen Sie jetzt?

Die Dame.

Wenn dies ein Brandfleck ist, so ist er sicherlich der kleinste, der je existirt hat.

Der Baron.

Also endlich haben Sie ihn gefunden. Sie wünschen wohl, er solle über den ganzen Körper sich verbreiten! O und wie das schmerzt! Welche Qualen dulde ich!

Die Dame.

Guter, lieber Charles, das menschliche Dasein ist nie ganz frei von Fährlichkeiten und Bekümmernissen.

Der Baron.

Ich weiß, das ist Ihr alter Trost. Inzwischen giebt's Menschen, die ohne Brandflecke wegkommen, es giebt Menschen, die stets im Glücke leben und immer gesund sind. Warum muß ich mir den Fuß mit siedendem Kaffee beschütten? Ich, der ich bereits

zwanzig Jahre alle Morgen meinen Kaffee selbst mir zubereite, muß gerade jetzt, zu guterletzt mir mit dem teuflischen Erlaß den [illegible] verleiden!

Die Dame.

Wiederholt „zu guterletzt“! Das ist ein schrecklicher Gedanke, lieber Baron. Wir werden uns Beide noch lange des Lebens freuen.

Der Baron.

Wie, theure Freundin? Sie beziehen das „zu guterletzt“ auf meinen nahen Tod? Das ist entsetzlich! Ich habe es auf den Kaffee gedeutet, denn ich werde von nun an Morgens Thee trinken.

Die Dame.

Auf den Kaffee! Ja, nun begreife ich.

Der Baron.

Ich aber begreife nicht, wie Jemand so mich verstehen kann! In der That, das geht über mein Fassungsvermögen. Mein Tod! mein Tod! — Das fehlte noch, daß man mir von meinem Tode vorspricht. Ich lasse anspannen!

Die Dame.

Aber Charles, wie können Sie Ihre liebevollste Freundin so kränken!

Der Baron.

Wahrlich, ich weiß nicht, ob Sie das noch sind, Victoire. Constance hätte so etwas nie geäußert und Melanie hätte sich eher selbst den Tod gegeben, als daß sie sich entschlossen, zu einer so unpassenden Stunde von dem meinigen zu sprechen.

Die Dame (bricht in Thränen aus).

Der Baron.

(Nach einer Pause, während welcher er seinen Fuß mit der Lorgnette betrachtet hat) Einen Brandfleck nicht zu sehen — einen Brandfleck fast von der Größe, daß er den ganzen Fuß bedeckt. Ich möchte meinem ärgsten Feinde keinen solchen Brandfleck wünschen.

Die Dame.

(Schluchzend) O hören Sie auf, Charles!

Der Baron.

(Seufzend) Ich habe Unglück mit den Frauen;

die, welche ich für gefühlvoll hielt, sind es nicht. Dagegen bekenne ich, daß ich Freundinnen besitze, denen ich Unrecht gethan, und die mehr Herz zeigen, als ich ihnen zugetraut. Da ist Henriette zum Beispiel. — Heut Morgen empfing ich ein Briefchen von ihr. Sie hat von meinem Fuße geträumt, und bittet mich, ihr nicht zu verschweigen, wenn Gefahr da ist.

Die Dame.

Lieber Charles, Billete schreiben, und selbst kommen, da ist doch noch ein Unterschied. Ich bin selbst gekommen.

Der Baron.

(Das Briefchen betrachtend) Ein reizendes Billetchen. Wie schön fand ich einst die Hand, die dieses schrieb.

Die Dame.

(Schnell) Jetzt ist diese Hand häßlich.

Der Baron.

Und wenn ich an ihr Auge denke! Dieser sanfte und doch feurige Blick!

Die Dame.

Sie ist mit dem schwarzen Staar behaftet.

Der Baron.

Die gute Henriette! Arme junge Frau!

Die Dame.

Junge Frau? Sie ist todt.

Der Baron.

Vielleicht wäre ich jetzt glücklich, wenn die Ehe mit uns damals zu Stande gekommen wäre. Gewiß war sie doch meine einzige Liebe.

Die Dame.

(Aufspringend) Nein, das ist zu viel! Sie brechen nicht allein mein Herz, Sie vernehmen es, Charles! (Sie will fort.)

Der Baron.

Victoire! Welch eine Scene! Bleiben Sie.

Die Dame.

Ich ersticke an meinen Thränen.

Der Baron.

(Zärtlich) Auch wir liebten uns einst.

Die Dame.

Nur ich liebte, nur ich! Sie haben mich nie geliebt. Und ich heirathete nicht, lediglich, um mich ganz dem Freunde zu weihen. Ich Thörin.

Der Baron.

Weinen Sie nicht, theure, liebe Victoire. Denken Sie an meinen Fuß, die Aufregung — der verschlimmerte Zustand.

Die Dame.

(Sich wieder setzend) Gut, da Sie Abbitte thun, bleibe ich. Aber kein Wort mehr von Henrietten. Ich will Ihnen vorlesen. Was haben Sie da?

Der Baron.

Ein Werk über Alterthümer.

Die Dame.

(Weg vom Triumphbogen des Trajan.)

Der Baron.

(Halb laut) Einen Brandfleck von der Größe eines Thalers nicht zu sehen! Und dann auf meinen Tod anzuspielen! Ach, die Frauen haben sich verschlimmert; die ganze Gattung ist geringer geworden. Wir werden nicht mehr so treu, so ausdauernd, mit so feiner Aufmerksamkeit geliebt, wie unsere Väter.

Der Professor.

Eine Dame. Der Professor. Ein Diener im Vorzimmer.

(Der Diener, die gestern Abend eingelassenen Trinkgelder zählend, begrüßt den Professor, der eben eintritt, mit einem tiefen Kratzfuß.)

Professor.

Ist die gnädige Frau zu Hause?

Diener.

Aufzuwarten. (Öffnet die Thür, der Professor tritt ins Kabinet.) Dieser Mensch gibt nie ein Trinkgeld.

Die Dame

liegt beim Geräusch im Vorzimmer schnell den Roman, den sie eben liest, in's Schubfach und zieht dagegen Hegels „Logik" hervor.

Professor.

Guten Morgen.

Dame.

Ah — bon jour, lieber Professor. Sie sehen mich eben, wie ich Kant abfertige.

Professor.

Recht so, gnädige Frau, es existiert nichts Besseres. Also so früh schon ist das Publikum — Man sagte mir, Sie hätten gestern bis an den Morgen Gesellschaft gehabt.

Dame.

Ja, aber was will das sagen. Die Gesellschaften heutzutage ziehen weder den Geist an, noch beschäftigen sie das Herz. Man nimmt sie zu sich, wie man ein Glas Wasser leer trinkt. Aber wollen Sie nicht einen Stuhl nehmen?

Professor (setzt sich).

Dame.

Es ist nicht auszusprechen, wie interessant Ihr Buch ist. Ich bin fortwährend in einer Aufregung gewesen, die mir kaum zu athmen erlaubte. Besen-

dere die Schilderung, wie der Held der Geschichte fast dem Unglücke ausgesetzt ist, von Ratten gefressen zu werden. Besinnen Sie sich, in dem feuchten Keller?

Professor.

Ich wußte in der That nicht, daß eine solche Stelle in Hegels Logik —

Dame.

(Sich schnell verbessernd.) Nicht geradezu, aber man kann sich's dabei denken. Es fallen Einem auch beim abstraktesten Buche immer allerlei Dinge ein, die man sich unwillkürlich ausmalt, wenn man eine nur irgend thätige Phantasie hat.

Professor.

Wenn Sie Philosophie studiren wollen, meine Gnädige, so müssen Sie die Phantasie ganz bei Seite lassen.

Dame.

Das wird schwer halten, ich habe eine so sehr lebhafte. Doch lassen Sie uns anfangen.

Professor.

(Im docirenden Tone) Als wir in voriger Stunde einen Blick auf Schellings älteres System wurfen, zeigten wir zu gleicher Zeit, daß Fichte Deutschland für einen Moment unter das Joch seines Willens gebeugt hatte; jedoch war sein System zu [illegible] schließlich und paradox, als daß es sich hätte halten können. Er hat dem Idealismus eine [illegible] Größe, eine strenge Majestät verliehen, und indem er die Sinne verschmähte, zerstörte seine Dialektik die glänzende Illusion, die man Natur nennt, und ließ im verödeten Weltall nur einen kühnen Denker, einen einsamen König der Leere, sein eigenes Ich übrig. Aber im Gebiete des Gedankens ist das Gleichgewicht so unentbehrlich, wie im Reiche der Natur. Schelling rechtfertigte auf's Neue unsern Glauben an die Außenwelt.

Dame.

Das war auch sehr nöthig.

Professor.

Das Ich blieb die einzige Substanz im Idea

lismus, aber dieses substanzielle Ich ist nicht, wie Fichte es wollte, das subjektive Ich, dieses oder jenes bestimmte Ich; es muß Alles in Allem enthalten, es kann nur das absolute Ich sein, das alle mögliche Existenzen einschließt. So geht der Idealismus, auf die äußerste Grenze geführt, über sich selbst hinaus, und führt in den Pantheismus hinein. Natur und Geist hören auf, eines dem andern fremd und Gegensatz zu sein.

Dame.

Das ist auch sehr gut, das wollte ich mir auch ausgebeten haben. Ich liebe beide schwärmerisch, Natur sowohl als Geist; wie könnte ich da beide mir als unvereinbar denken?

Professor.

In der Natur erscheint das absolute Sein nicht mit Bewußtsein verbunden, es bleibt aber nichts desto weniger die ewige Vernunft.

Dame.

Versteht sich.

Diener.

(Den Kopf zur Thüre hereinsteckend) Der [illegible] Lieutenant wünschen aufzuwarten.

Dame.

(Aufgebracht) Hab' ich Ihnen nicht gesagt, daß ich für Niemand zu Hause bin?

Diener.

Der Herr Lieutenant bringen die neuen Verse zu dem Albumdeckel.

Dame.

Ich bin nicht zu sprechen. (Diener verschwindet) Wie war es nun mit dem absoluten Sein und der ewigen Vernunft? Bitte, noch einmal.

Professor.

In der Natur erscheint das absolute Sein nur mit dem Bewußtsein verbunden, es bleibt aber nichtsdesto weniger die ewige Vernunft.

Dame.

So, jetzt hab' ich's. Wir können weiter gehen.

Professor.

Aber wahrhafte Vernunft ist die Vernunft des

nur, wenn sie das Bewußtsein ihrer selbst hat. So liegt denn in ihrem Wesen eine Nöthigung, aus dem Zustande der Verdunkelung, in welchem sie sich in der Gestalt der Natur befindet, herauszutreten. So erhebt sie sich von Reich zu Reich, sich immer mehr vergeistigend, bis sie mit ihrer edlen Klarheit aus dem Menschen widerleuchtet, und in ihm zum Selbstbewußtsein kommt.

Dame.

(Klingelt heftig. Der Diener steckt wieder den Kopf herein.) Was ist das für ein Lärm im Vorzimmer?

Diener.

Der Herr Lieutenant sagten, er könne die Albumdeckel unmöglich hier lassen.

Dame.

So mag er sie wieder mitnehmen. François, sagen Sie zugleich den Leuten im Hofe, daß sie sogleich aufhören sollen, Holz zu hacken. Das Geräusch stört mich. Was läßt sich oben über uns für ein Pochen hören?

Diener.

Der Tapezier schlägt die Leisten an die neue Tapete an.

Dame.

Jagen Sie ihn fort, er kann Morgen wieder kommen. (Diener fort.) Daß man doch keine Minute Ruhe hat! Also wir blieben bei —?

Professor.

Wir blieben bei dem durch Schelling verbesserten System Fichte's. Jetzt haben wir also die sogenannte Naturphilosophie.

Dame.

O die war von jeher mein Entzücken.

Professor.

Die Begeisterung für das neue System, das die entgegengesetzten Bedürfnisse, den gesunden Menschenverstand und die Vernunft zugleich zu befriedigen versprach, ging bald in Trunkenheit über. Man wurde die Analogie mehr befragt als die Vernunftwahrheit. Ein abentheuerlicher Mystizismus schob

nd der Wissenschaft unter, man verfiel in ein seltsames Chaos.

Dame.

Aus dem man sich doch hoffentlich wieder herausgefunden?

Professor.

Allerdings, und zwar mit Hegels Hülfe, der jetzt auftrat und das Bedürfniß der Menschen, zu einer strengeren Methode zurückzukehren, befriedigte. Anfangs war er durchaus nicht Willens, ein neues System zu gründen, er wollte nur den Lehren des Meisters eine festere Form geben.

Dame.

Ah — nachher reizte ihn die Eitelkeit doch, ein eigenes System zu gründen. Man kennt das. Die Männer sind gerade so eitel wie wir Frauen. Das ist eine Bemerkung, die man machen kann auch ohne Philosophie zu studiren.

Professor.

Und die eigentlich nicht hierher gehört.

Dame.

(Empfindlich; bei Seite) Das ist nicht fein. Wenn es nicht gerade Mode wäre, bei Diesem zu hören, so würde ich mir den jungen Blondkopf wählen, der mir gegenüber wohnt, und der auch ein berühmter Philosoph sein soll. (laut) Also weiter.

Professor.

(Begeistert) Hegels Logik begründete den Adam seinen Ruhm. Sie ist gleich bewundernswürdig durch Eigenthümlichkeit wie durch Tiefe. Es ist ein gewaltiger starkwüchsiger Geist, der zuerst ohne Schwindel von Abstraktion zu Abstraktion den schmalen Gipfel zu ersteigen vermochte, von welchem der Blick sich hinabsenkt in die öde Leere. Es bedurfte einer andauernden Kraft, um in dieser Entäußerung aller sinnlichen Anschauungen leben zu können. Sein Thun erschreckt, wie bei einem Asceten eine unbarmherzige Kasteiung uns erschrecken würde.

Dame.

Schade, daß ich den Mann nicht gesehen habe. Man zeigte mir einst auf der Promenade einen

kleinen verwachsenen, übel aussehenden Mann, der fortwährend Grimassen schnitt, und sagte mir, dies sei der berühmte Philosoph Hegel; später erfuhr ich aber, daß es ein wahnsinniger Zuckerbäcker gewesen.

Professor.

Hegel wußte wohl, daß es nicht genügte, die nothwendigen Ideen aufzuzählen, wie Kant gethan; er wollte in der Wissenschaft nicht diesen empirischen Prozeß verfolgen. Aber womit nun beginnen?

Dame.

(Gähnend) Ja, womit? das ist die Frage.

Professor.

(Lebhaft) Offenbar mit dem abstrakten Begriffe, mit dem, den alle andern voraussetzen, den man nicht willkührlich setzen kann, und ohne den jeder Gedanke unmöglich wäre. Diese letzte Abstraktion aber, der allgemeinste Gedanke, der unvermeidliche Begriff ist der — des Seins.

Dame.

Ah, das habe ich gleich kommen sehen, das Sein also.

Professor.

Richtig, gnädige Frau. Ueber alle bestimmte Existenzen kann sich der Zweifel erstrecken, das Sein an sich kann es nicht leugnen, wenn es sich nicht selbst leugnen will. Aber dieser Urbegriff, der nach allen möglichen Negationen übrig bleibt, ist das absolut unbestimmte Sein. Nun giebt's aber nichts absolut Unbestimmtes: folglich ist das reine Sein ein Nichts.

Dame.

(Sinkt zurück in die Sophakissen und giebt deutliche Zeichen der äußersten Erschöpfung.)

Stimme aus dem Kabinet.

Mama, soll ich das gelbe oder das hellblaue Kleid heute zum Balle anlegen?

Dame.

(Wie aus dem Traume erwachend.) Liebe das absolute Nichts an.

(Gelächter im Kabinet.)

Professor.

In diesem System findet sich eine Entdeckung, was eine Seltenheit in einem System ist.

Dame.

(Wieder Aufmerksamkeit gewinnend) Eine Entdeckung? Geschwind, welche?

Professor.

Zuvörderst eine Bemerkung. Man isolire das Unendliche vom Endlichen, so bleibt alsdann das Unendliche das endliche nicht mehr in sich; das endliche bleibt ausserhalb desselben.

Dame.

(Steht wieder in der Loge gerade) Meinetwegen.

Professor.

Nahm es das Unendliche nicht mehr Alles, es wird beschränkt, es wird endlich. Umgekehrt isolire man das Endliche vom Unendlichen, so muß sich das endliche aus sich selbst begreifen lassen, es muß sich alle genügen, was es aber genügt, ist unbedingt vollkommen wird das Endliche zum Unendlichen.

Dame.

(Giebt keine Antwort mehr, sondern starrt vor sich hin.)

Professor.

Wenn ich wählen dürfte, so würde ich bei allem dem das Grundgesetz wählen, wo das Gegentheil aus dem Gegentheil abgeleitet wird —

Dame.

Ich wähle den grünen Deckel. Offenbar sieht Grün und Gold besser aus, als Roth und Gold.

Professor.

Doch erhebt sich dann eine doppelte Schwierigkeit —

Dame.

In Betreff des Schlosses? Man könnte ein Miniaturschloß von ciselirtem Stahl nehmen.

Professor.

(Erstaunt die Dame ansehend) Ciselirtem Stahl?

Dame.

(Ihn ebenso befremdet ansehend) Was sagen Sie?

Professor.

Was sagten Sie?

Dame.

Ich? Nichts.

Professor.

Es war mir, als hätten Sie etwas gesagt.

Dame.

Nicht das mindeste. Aber ich bitte, erklären Sie mir nur ganz kurz: Ist Schelling oder Hegel der Vorzüglichere?

Professor.

Wir sind eben dabei, dies zu untersuchen.

Dame.

Es geht so langsam vorwärts, es ist mir nur um Ja oder Nein zu thun.

Professor.

Das wollen wir gleich entscheiden.

Dame.

(Bei Seite) Ich komme um vor Langeweile.

Professor.

Die absolute Erkenntniß offenbart sich in der

dreifachen Gestalt der Kunst, der Religion und der Philosophie. Das sind nach Hegel die drei großen Epochen in der Geschichte Gottes —

Diener.

(Den Kopf einnickend) Der Herr Lieutenant sind wieder da, und lassen nochmals fragen, ob er die Albumdeckel vielleicht in einer Stunde vorzeigen darf.

Dame.

(Sehr lebhaft) Nein, jetzt gleich. Sagen Sie ihm, es werde mir sehr angenehm sein, ihn zu empfangen. (Diener ab.) Der gute gefällige Mensch! Er sorgt so sehr für mein Vergnügen. (Zum Professor mit kalter Höflichkeit) Können wir die Stunde nicht schließen? Ein dringendes Geschäft nöthigt mich diesen interessanten Studien mich diesmal früher als gewöhnlich zu entziehen.

Professor.

Ich war eben daran, Ihnen die Hauptsätze Hegels vorzutragen.

Dame.

Die Hauptsätze! O wie verdrießlich, daß ich

gerade jetzt gestört werde! Ich brenne vor Verlangen, diese Hauptsätze zu hören. Wenn Sie mir nur ganz geschwind sagten, ob Hegel oder Schelling der Vortrefflichere ist? Ich muß es wissen, denn heute Abend werde ich darüber sprechen.

Protektor.

Es läßt sich absolut nicht so schnell sagen, gnädige Frau.

Dame.

(Sich abwendend, bei Seite) Ich werde den Blondkopf zu mir kommen lassen. (Laut) Nun denn, auf Wiedersehen, Herr Protektor.

Diener.

(Ansagend) Der Herr Lieutenant.

Protektor (sehr eilig ab)

Stimme aus dem Kabinet

Ich nehme das gelbe Kleid, Mama.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Berlin, Papier und Druck der Deckerschen Geh. Ober-Hofbuchdruckerei

Die Nachtlampe.

IV.

Die Nachtlampe.

IV.

von

A. von Sternberg.

Berlin, 1855.

Verlag der Deckerschen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei

Inhalt.

	Seite
Alfieri (eine dramatische Skizze)	1
Die Fürstin Lapuchin und Diderot	119
Die sieben Nächte in der Haideschenke (Erzählungen aus dem Volksglauben)	201

Personen.

Lord Sommerville.
Lady Sommerville.
Mildred Primrose.
Clarence.
Hereford.
Lord Arminster.
Fanny, Kammerfrau } im Dienste des Lord Sommerville.
Haushofmeister } im Dienste des Lord Sommerville.
John, Gärtner } im Dienste des Lord Sommerville.
Dr. Blunt, Rechtsgelehrter.
Ein Arzt.
Offizier.
Samuel.
[illegible]
Gäste. Dienerschaft. Volk.

Erster Akt.

Erste Scene.

Alterthümlicher Gartensaal. Lady **Seymourville** und Mistreß Primrose beim Frühstück. **Clarence** unter dem Stuhl der Lady.

Mistreß Primrose.

Wir frühstücken täglich fünf Minuten später. Wann soll das enden?

Lady Seymourville.

Mit dem Tode! Damit endet Alles. Oder wie Hamlet sagt: Das Uebr' ist Schweigen.

Mistreß Primrose.

Wer ist Hamlet?

Lady Seymourville.

Ein Prinz von Dänemark.

Mistreß Primrose.

Das ist etwas anderes, ein Prinz hat immer Recht.

Lady Seymourville.

Versteht sich, liebe Mistreß. Ich bitte mir noch ein Stück von der Pastete aus.

Mistreß Primrose.

Mit vielem Vergnügen. Wo lebte dieser Prinz von Dänemark, Mylady?

Lady Seymourville.

Ich fürchte nirgends. Im Kopfe eines Dichters.

Mistreß Primrose.

Da möchte ich doch lieber in eines Dichters Herzen wohnen.

Lady Seymourville.

Zu unruhig, liebe Mistreß, zu lärmend! Alle Stunden ziehen neue Gäste ein, und räumen alte aus. Und dann lieb' ich auch nicht verbrauchte Gasthofzimmer. Noch etwas Pastete.

Mistreß Primrose.

Mylady haben einen vortrefflichen Appetit aus Frankreich mitgebracht.

Lady Zeymontville.

In Paris aß ich wenig, man hat dort an andere Dinge zu denken, man vergißt das materielle Bedürfniß, der Geist lebt in einer fortgesetzten Aufregung. Aber hier — in dem düstern Lande der Nebel und der Fuchsjagden — faßt Einen der Hunger. Man muß essen und — schlafen. (Sie gähnt.)

Mistreß Primrose.

Ihre Herrlichkeit verleumden sich. Alt-England ist das schönste Land der Erde, ein Juwel der Schöpfung.

Lady Zeymontville.

Arme Schöpfung. (Sich umsehend) Wo ist der Mohr, den ich aus Frankreich mitgebracht?

Clarence.

(Mit einer Champagnerflasche) Hier Mylady. (Er öffnet die Flasche und gießt ein.)

Mistreß Primrose.

Wie das knallt! gleich einem Pistol. Man muß Muth haben, um von diesem Wein zu trinken.

Lady Seymourville.

Kosten Sie ihn nur.

Mistreß Primrose.

Ich werd' mich hüten. Es ist der Wein des Antichrists, den die Ketzer trinken.

Lady Seymourville.

Es wird kein anderer in Paris jetzt getrunken. Die Schöngeister haben ihn in Mode gebracht; man serviert ihn bei den kleinen Soupers, und ich kenne Damen, die sich darin berauschen.

Mistreß Primrose.

Da bleibe ich bei meinem Mädchen Claret. Das ist so hergebrachte Sitte. Bei Ale und Claret sind unsere Voreltern alt geworden. Ehrbarkeit ist eine schöne Tugend, Lady, und Ehrbarkeit findet man nicht am Ufer der Seine. Alles, was Alt-England an bösen Sitten aufzuweisen hat, ist ihm von drüber gekommen. Wenn keine Schiffe zwischen Calais

und Leben zwingen, wären unsere Männer keine Helden und unsere Frauen — (sich plötzlich besinnend und zu Clarence gewendet) Bringen Sie mir meinen Arbeitsbeutel, Sir; er muß auf dem Marmortische im Saale liegen.

(Clarence ab.)

Lady Seymourville.

Warum schicken Sie ihn fort?

Henry Primrose.

Es will sich nicht schicken, Mylady, daß der junge Mensch anhöre, was wir so eben besprachen.

Lady Seymourville.

Er ist ja ein Kind.

Henry Primrose.

Kein Kind mehr. Seit den drei Jahren, daß unser Gesellschaft entfernt waren, ist er mächtig emporgeschossen. Sehen Sie ihn nur an.

(Clarence tritt ein und übergibt den Beutel.)

Lady Seymourville.

(Ihn betrachtet) Es ist wahr; Du bist stark gewachsen, Clarence.

Clarence.

(Sich verbeugend) Wenn ich nur in Eure Gunst wachse, gnädige Frau.

Lady Seymourville.

Das wirst Du. Ich wüßte nicht, weshalb ich Dir meine Gunst entziehen sollte. Hast Du etwa in meiner Abwesenheit Dich nicht so geführt, wie Du solltest?

Mistreß Primrose.

Er hat sich brav und ehrenwerth betragen. Dies Zeugniß kann ich geben.

Lady Seymourville.

Das ist mir lieb zu hören. Mistreß Primrose läßt sich durch nichts täuschen, nicht durch Jugend, nicht durch Wohlgestalt.

Mistreß Primrose.

Durch nichts, Mylady, denn ich weiß, daß Alles eitel ist. Es steht geschrieben, daß unser Leib vergehen soll wie Heu, daß unsere Wohlgestalt verwandelt wird in Staub.

Lady Seymourville.

Das ist erbaulich.

Mistreß Primrose.

Apropos erbaulich. Trägt man noch Poschen in Paris? Ich trug in meiner Posche stets ein kleines Andachtsbuch, das mir Mylord, Ihr Vater seliger, Mylady, schenkten. Nun, trägt man noch Poschen?

Lady Seymourville.

Nein, doch statt ihrer Capuchons.

Mistreß Primrose.

Was ist das?

Lady Seymourville.

Das sind Mäntelchen von Seide, in die man Liebesbriefchen steckt.

Mistreß Primrose.

(Zu Clarence) Es ist mir, als hörte ich meinen Mops im Saale lärmen; sehen Sie doch nach, Sir.

(Clarence ab.)

Lady Seymourville.

Schon wieder wird er weggeschickt.

Mistreß Primrose.

Aber Mylady, wie können Eure Herrlichkeit nur in dieses jungen Menschen Gegenwart von Liebesbriefen sprechen. Das thut nicht gut. Ein solcher weiß von der Verderbniß dieser Welt noch nichts; ich will wetten, daß er nicht einmal eine Ahnung hat von dem Dasein der kleinen sündigen Blätter, die man Liebesbriefe nennt.

Lady Seymourville.

Wer weiß.

Mistreß Primrose.

Ich weiß es. Mylord Seymourville haben ihn streng gehalten. Er hat ihn absichtlich nie nach London kommen lassen, wenn die übrige Dienerschaft dorthin übersiedelte. Er ist hier auf dem Lande geblieben. Alles, um des Knaben Unschuld zu bewahren. Dann hab' ich ihn fleißig angehalten zum Kirchgang und zum Bibellesen. So ist er denn, Gottlob, achtzehn Jahr geworden, ohne daß es dem bösen Feind gelungen ist, ihn auch nur mit einem Finger zu berühren.

Lady Seymourville.

Schon achtzehn Jahr!

Minnie Primrose.

Er wird es Morgen, und Morgen soll er auch an dem ersten großen Pferderennen Theil nehmen, und soll Mylords Lieblingsstute reiten. So ist's bestimmt. —

Lady Seymourville.

Er wird Euch Eure Mühe gewiß danken.

Minnie Primrose.

Wir verlangen keinen Dank. Der selige Master Markert war ein Jugendfreund Mylord Seymourville's, des Vaters. Als der Master auf dem Todtenbette lag, übergab er ihm diesen, außer der Ehe gezeugten Sohn, und bat ihn ausdrücklich, ihn im niederen Stande, als einen Diener, erziehen zu lassen. Erst mit dem achtzehnten Jahre sollte er den Knaben frei geben, und ihm das Geheimniß seiner Geburt sagen, auch ihm zugleich sein Vermögen auszahlen. Das ist und das wird geschehen. Der Sohn hat gehalten, was der Vater versprochen.

(Clarence tritt wieder ein.)

Lady Seymourville.

(Aus einem Behälter etwas nehmend) Damit Du siehst, Clarence, daß ich auch in der Fremde Deiner gedacht, so nimm hier diesen Degen. Er ist kostbar und schön verziert und Du kannst ihn zugleich brauchen, denn seine Klinge ist gut.

Clarence.

(Der Lady die Hand küssend) Eure Herrlichkeit sind die Güte selbst. Wie glücklich macht mich dies Geschenk.

Lady Seymourville.

Wie ich höre, erreichst Du Morgen Dein achtzehntes Jahr, und wirst somit aus unserm Dienste austreten; da kannst Du dann gleich die Waffe umthun. —

Clarence.

Ich werde nie aus Eurer Herrlichkeit Dienste ausscheiden — bei Gott, nein!

Minrod Primrose.

Man fragt Sie nicht, Sir, was Sie thun

werden. Welche Unbescheidenheit, Dienste anzubieten, ehe sie gefordert werden. Jetzt nehmen Sie das Geräthe weg, Sir, und warten Sie im Vorzimmer. Mylord und die andern Herren werden sogleich von der Jagd heimkehren. (Clarence ab.)

Jetzt, Mylady, noch ein Wort im Vertrauen, ehe wir gestört werden. Von wem war der Brief, den Sie gestern unter so geheimnißvollen Umständen empfingen? Er kam aus Paris, aber der Bote versicherte, daß er aus Regent-Street käme. Ist Paris plötzlich nach Regent-Street versetzt? —

Lady Somerville.

Ich fürchte fast.

Mistreß Primrose.

Was soll das heißen, Lady?

Lady Somerville.

Es soll heißen, daß ein Theil der Verführungen und des Glanzes, den Paris für mich ausgeübt, nach Regent-Street versetzt worden ist.

Mistreß Primrose.

Einer Ihrer Pariser Verehrer also? —

Lady Seymourville.

Der liebenswertheste. Er hat Paris verlassen, und ist mir nach England gefolgt.

Mistreß Primrose.

Grand Dieu! Wenn es ihm nur nicht einfällt, hierher zu kommen?

Lady Seymourville.

Es wird ihm einfallen.

Mistreß Primrose.

Entsetzlich! Eure Herrlichkeit können dabei noch scherzen! Seit Menschengedenken ist kein Liebhaber auf Schloß Seymourville eingebrochen. Man hat seit einem Jahrhundert von keinem amourcusen Abentheuer in diesen Mauern gehört. Und jetzt! Dabei sind Mylord eifersüchtig.

Lady Seymourville.

Er wird nichts erfahren; der Graf wird eine Verkleidung wählen.

Mistreß Primrose.

Eine Verkleidung! Als was denn? Ich werde keine ruhige Minute mehr haben, Mylady. Mylord

ist zum Glück nicht scharfsichtig, aber Andere sind es desto mehr. Es wird herauskommen! Geben Eure Herrlichkeit Acht, es kommt heraus.

Lady Seymourville.

Nun und wenn auch! Ich mache die neue Pariser Sitte mit, ich bringe mir in diese Einöde einen Gesellschafter.

Mistreß Primrose.

Eine verwünschte Sitte, Mylady; eine Sitte, die uns Allen den Kopf kosten kann. Ach, und dieses Haus war so fromm, so züchtig. Nun erzählen Sie mir aber auch, wie heißt der Mann, weß Standes ist er, wo lernten Sie ihn kennen.

Lady Seymourville.

Sie sind sehr neugierig, Mistreß.

Mistreß Primrose.

Du lieber Himmel, und muß man es nicht sein, wenn plötzlich so viel unerhörte Dinge um Einen vorgehen! Still — auf einen Augenblick! Es hört uns doch Niemand? — Nein es ist Alles noch ruhig im Schloß. Nun, Mylady —

Lady Seymourville.

Was ich zu sagen habe, läßt sich in ein paar Worten fassen. In den Gesellschaften zu Paris, die ich vorzugsweise gern besuchte, in denen der heiterste Ton, die lebendigste Laune, der feinste Witz und die graziöseste Ausgelassenheit herrschten, sah ich öfters einen jungen italienischen Grafen, der mir angelegentlichst den Hof machte.

Mistreß Primrose.

Einen Grafen? —

Lady Seymourville.

Aus einer sehr edlen, alten toskanischen Familie. Er war Herr großer Schätze und verschwendete mit dem liebenswürdigsten Uebermuth seine Reichthümer. Man sah ihn überall, wo es Gefahr gab. Er ritt die wildesten Rosse, die Niemand anders zu bändigen wußte, er focht gut, tanzte und machte Verse. Seine Landsleute versicherten, schon jetzt sei sein Vaterland stolz auf diesen jungen Mann, und man weissagte ihm eine große Zukunft, wenn er sich nur entschließen könnte, etwas geregelter zu leben und seine Zeit

angestrengter den Studien und seinem Talente zu widmen. Der letztere Vorwurf war gegründet; denn außer einem kleinen Verschen, das er hier und da auf ein paar schöne Augen, oder auf eine zierliche Hand machte, hat er, glaub' ich, während des ganzen Winters, daß ich ihn sah, keine Zeile geschrieben, und um in Büchern zu studiren, dazu hätte es der Zeit bedurft, die er unausgesetzt auf dem Pferde zubrachte, oder auf dem Fechtboden, oder in den Clubs. So oft versicherte er mich, er verachte England, das Volk, das Land seien ihm im gleichen Grade verhaßt, er habe ein Gelübde gethan, alle Länder der Erde zu bereisen — nur England nicht. Jetzt ist er da, und zwar folgt er meiner Einladung.

Mistreß Primrose.

Wie, Mylady, Sie haben ihn eingeladen?

Lady Seymourville.

Ich that's, um ihn von seinem Hasse gegen mein Vaterland zu bekehren, und nun, da er da ist, muß ich mir auch Mühe geben, mein Wort zu lösen;

das heißt, ich werde die Honneurs meines Landes machen.

Mistreß Primrose.

Wie heißt er?

Lady Seymourville.

Graf Altern.

(Clarence eintretend.)

Clarence.

Mylady, draußen wartet ein Mann, und wünscht vorgelassen zu werden.

Mistreß Primrose.

(Leise zur Lady) Alle gute Geister! — Das ist er! Lady! — Ach, welch ein Schreck durchfährt mein Gebein. Wohin soll ich mich flüchten? (zu Clarence) Wer ist es, Sir?

Clarence.

Es scheint mir ein Handelsmann zu sein, der Stoffe zur Auswahl bringt.

Mistreß Primrose.

(Bei Seite) Der unschuldige Junge! Ein

Handelsmann scheint er ihm zu sein. Und ich zittere und bebe.

Lady Seymourville.

(Zu Giacomo) Laß ihn herein.

(Giacomo ab.)

Zweite Scene.

Alfieri. Salucci. (Beide verkleidet, der letztere mit einem Paket, in Tücher geschlagen.) Die Vorigen.

Mistreß Primrose.

(Leise zu Lady Seymourville) Ist er's?

Lady Seymourville.

(Ebenso) Er ist's.

Mistreß Primrose.

Ich vergehe. Welch einen krausen, schwarzen Bart er hat, sicherlich falsch! Und sein Gefährte einen noch längeren Bart! Aber bei allem dem, es scheinen artige Männer zu sein.

Alfieri.

(Vortretend) Gnädige Damen, entschuldigen. Wir sind armenische Kaufleute, die nach London gekommen sind, um ihre Waare im Lande des Reichthums mit gutem Vortheil abzusetzen. Wir machen einen Streifzug auf die Landstipe; dieses hier hat man uns geschildert als von schönen Damen und reichen, großmüthigen Herren bewohnt.

Mistreß Primrose.

(Zur Lady) So sprechen Sie doch ein Wort, Mylady. —

Lady Seymourville.

(Bei Seite) Ich muß mir das Lachen verbeißen —

Mistreß Primrose.

(Bei Seite) Man kann die Leute aber doch nicht so stehen lassen. So muß ich — (laut) Was führen Sie denn für Waare, Sir? —

Alfieri.

(Sieht der Lady Zeichen, die sie jedoch nicht verstehen will. Zu Mistreß Primrose:) Shawls und

Tücher, den kostbaren indischen Gewebe. (Saucei breitet einige Tücher aus.)

Mistreß Primrose.

Wahrhaftig wundersam! Mylady, Betrachten Sie sich dieses Tuch.

Alfieri.

(Leise zu Lady Seymourville) Entfernen Sie Ihre Begleiterin. Ich muß die ersten Minuten des Wiedersehens mit Ihnen ungestört zubringen dürfen.

Lady Seymourville.

(Nach einigem Zögern) Liebste Mistreß, bringen Sie doch zuvor aus meiner Garderobe meinen Shawl herbei, wir wollen vergleichen.

Mistreß Primrose.

Eure Herrlichkeit zu Befehl! (Von Abgehen) Das sind französische Sitten!

Alfieri.

(Zu Saucei) Folge dieser Dame.

(Saucei ab.)

Dritte Scene.

Alfieri. Lady Seymourville.

Alfieri.

(Zu der Lady Außen) Hier bin ich Pamela! Keinen Moment hat's mir Ruhe gegönnt ohne Dich. Und ich schwör's, ich werde Dich nie wieder verlassen!

Lady Seymourville.

Unbesonnener! Graf, wir sind auf englischem Boden.

Alfieri.

Einst verachtete ich diesen Boden! Seit Du ihn betrittst, ist's auch meine Heimath.

Lady Seymourville.

Wir sind nicht mehr in Paris.

Alfieri.

Im Paradiese sind wir, und wollen darin bleiben. Sechs lange, traurige Wochen habe ich Deinen Anblick entbehrt, und Du, Pamela, wie hast Du gelebt ohne Deinen Bitterer? Sage mir, daß Du

während dessen Dich mit mir beschäftigtest, daß Deine Träume mein Bild aufsuchten. —

Lady Seymourville.

Wenn Sie mich schonen wollen, lieber Graf, wenn Sie der Stimme der Klugheit Gehör geben wollen —

Alfieri.

Nun? — .

Lady Seymourville.

So lassen Sie uns nicht hier beisammen sein. Sie kennen die Verhältnisse nicht, nicht das Landleben! Noch mals, wir sind nicht in Paris. Wir wollen in London zusammentreffen! — Mein Gott, man kommt! — Fassen Sie sich. —

Clarence.

(Eintretend) Es sind Gäste angelangt, Mylady.

Lady Seymourville.

Führe sie in den Saal. (Clarence ab.) Wenn Ihnen meine Ruhe lieb ist, Graf, so verlassen Sie dieses Landhaus; noch in dieser Stunde.

Alfieri.

Nimmermehr.

Mistreß Primrose.

(Eilig) Mylady, man sieht auf der Höhe schon die Jagdgesellschaft; sie wird sogleich hier sein. Wir müssen diese Leute entfernen. (zu Salucci, der ihr gefolgt ist) Wenn's beliebt, Sir, so warten Sie unten in der Halle, bis auf Weiteres.

(ab mit Lady Seymourville.)

Vierte Scene.

Alfieri. Salucci.

Alfieri.

Nun Antonio, Du hast sie gesehen; billigst Du meine Wahl?

Salucci.

Sie ist schön.

Alfieri.

Und das sagst Du so kalt, als wenn Du von einem todten Bildwerk sprächest? Dieses Weib,

Antonio, kann Einen um seine gesunden Sinne bringen.

Salucci.

Ich habe Dich auch längst als einen Kranken betrachtet.

Alfieri.

Wie, noch immer dieser Ton! Du hast nie gesehen und entschuldigst mich nicht?

Salucci.

Wenn ich's thäte, würden Du Dich selbst entschuldigen? Es giebt Thaten, für die nur die Jugend, der augenblickliche Taumel einen Entschuldigungsgrund darbietet.

Alfieri.

Nun denn, ich bin jung und handle wie ein Entzückter.

Salucci.

Bis hierher; allein wenn Du weiter gingest, würden Du wie ein Rasender handeln.

Alfieri.

Antonio!

Salucci.

Bis hierher bin ich Dir gefolgt; jetzt erwarte ich von Dir, daß Du umkehrst. Wir haben den Becher der Thorheit bis auf die Hefe geleert, diese auch noch zu kosten, davor soll uns ein gütiger Gott bewahren.

Alfieri.

Was meinst Du damit?

Salucci.

Daß wir wohl wie die Kinder muthwillig sein konnten, aber nicht wie Bösewichter lasterhaft.

Alfieri.

Sittenprediger!

Salucci.

Hier ist die Grenze, Vittorio; ein Schritt weiter und Dein Leichtsinn findet keine Entschuldigung mehr.

Alfieri.

Als wenn eine schöne Frau lieben, ein Verbrechen wäre!

Salucci.

Es giebt der schönen Frauen genug, die frei sind; diese ist's nicht. Du erscheinst, um Bande zu lockern, die bis jetzt fest schlossen. Das Werk, das der Leichtsinn begann, wird das Verbrechen vollenden. Vittorio! höre zum letztenmale die Stimme der Freundschaft, kehre mit mir um. Laß uns in die Heimath zurück. Fliehe diesen Boden, der Dir keinen Segen bringt.

Alfieri.

Das hat mir schon jener Wahrsager in Brescia gesagt. Ich würde in England ein großes Leid und eine empfindliche Schmach erfahren. —

Salucci.

Diese Liebe ist schon eine Schmach. Es ist eines edlen Mannes unwerth, Frauentugend anzugreifen.

Alfieri.

Du sprichst wie ein alter Römer.

Salucci.

Ich nenne mit Stolz das Vaterland des Virginius das meine.

Alfieri.

Wir leben im achtzehnten Jahrhundert. Da
Leben blüht in bunteren Farben, in wechselnderen
Gestalten. Wer denkt noch an jene strenge ascetisch
Tugend?

Salucci.

Ich denke daran, und Du dachtest daran
Vittorio, damals als wir, zwei Schüler im Lycä
in gemeinsamer Freundschaftsglut und begeistert v
den Vorbildern der alten Heroen, gelobten ihn
einst gleich zu sein, Italien, dieses goldene Lan
der Helden und der Sänger, zu seinem alten Ruhm
zu verhelfen, so weit es in unsern Kräften steh
würde. —

Alfieri.

Woran mahnst Du mich?

Salucci.

Du ein Sänger, ich ein Schüler, dann e
Meister der Weisheit! —

Alfieri.

Träume.

Salucci.

Sie werden nur Wahrheit, wenn wir es wollen. Komm, diese Maske sei die letzte unwürdige Verkummmung, die wir anlegten; hinfort soll kein Spiel mehr uns vom Pfade des Ernstes hinweglocken.

Alfieri.

Es ist wahr, geändert, verändert hab' ich genug. Ganz Europa hab' ich durchwandert, den Stab des Komus in der Hand, überall hab' ich Ermüdung, Langeweile gefunden.

Salucci.

Ein Wink nur Umkehr —

Alfieri.

Bis denn diese Welt — Horch! ich höre ihre Stimme. Wir können hier nicht länger weilen. Nimm Deine Sachen zusammen, laß uns eilen. —

Salucci.

Wir verlassen also diese Schlen, wir gehen nach Venedig zurück.

Alfieri.

Es sei; nur noch einmal will ich sie sehen, vo
ihr Abschied nehmen.

Salucci.

Besinne Dich, Vittorio! Mich behält D
nicht länger bei Dir. Ich verlasse Dich; der Him
mel gebe, daß Dein guter Genius nicht mit m
scheide. (Beide ab.)

Fünfte Scene.

Clarence. Bald darauf der Handhofmeister
Dienerschaft. Leonore.

Clarence.

(Den Degen in der Hand) Wie will ich prunk
mit diesem Degen! Prunken? nein, nicht prunke
ich will ihn durch edle, kühne Thaten, wie sie eine
Manne geziemen, einweihen, und der Welt dan
zeigen, daß ich würdig bin, ihn zu führen, daß
keinem Elenden ihn gegeben. Die Edelsteine b
am Griff, sie blitzen Feuer in meine Seele, ab

das heftigste Feuer blitzt ihr Auge in mein Herz. Clarence, wenn du die Welt durchziehst, und sie mit deinem Ruhme füllest, es geschähe noch viel zu wenig, um sie zu feiern. Alle Helden aller Geschlechter und Zeiten sollten auftreten, um aus ihren Händen um den Kampfpreis zu ringen, o! und dann müßte ich kommen und alle diese bewunderten Heroen besiegen. Clarence! wer war so glücklich wie du, das erste Schwert aus den Händen der schönsten Frau! In Paris, mitten im Gewühle und im Strudel der Genüsse hat sie meiner gedacht, des armen Knaben, den sie hier in der Einsamkeit und unter dem Troß ihrer Dienerschaft zurückließ, und der keine Nacht verschwinden ließ, ohne von ihr zu träumen. Die Kraft meiner Jugend ist gereift — gleichsam an dem Sonnenstrahl ihrer Schönheit! Wenn ich nun froh und glücklich bin, sie ist's, die diese schöne Welt mir schenkt. (Er tritt den Degen) Komm! laß dich an meine Lippen, an meine Brust drücken! Sei mein Vertrauter, mein Freund. Mit dir kann ich von ihr sprechen! ich habe Muth, dir

Alles zu sagen. Wenn sie selbst vor mir steht,
versagt mir die Sprache!

Wer nur der fremde Mann war, den ich a
melden mußte? Er sprach vertraut mit ihr, a
als ich eintrat, war es so, als seien Beide befa
gen. — Ich muß herauszubringen suchen, wer er i
ein simpler Kaufmann — nimmermehr!

Da kommen Leute; ich will mein kostbar
Kleinod verbergen, mich ärgern die vielen Frag
(Er stellt den Degen bei Seite.)

Haushofmeister.

(Zu den Dienern) Nun rasch aufgeräumt! D
Herren und Damen werden gleich hier sein. Nu
die Stühle heran, den Tisch in die Mitte, die Bl
menvase darauf! — Ihr seid ein faules Volk. (
Clarence) Guten Morgen, Sir.

Clarence (zerstreut auf und abgehend, ohne z
antworten).

Haushofmeister.

Er hört nicht. Mit dem Burschen ist nic
anzufangen.

Erster Diener.

Er hat wieder seine Lord-Gedanken; dünkt sich hocherhaben über uns. Morgen hofft er wenigstens Baronet zu werden, und eine halbe Million im Vermögen zu haben.

Zweiter Diener.

Doch ich will verdammt sein, John, wenn das Bürschchen sein Lebelang etwas anderes wird, als Tellerabputzer. Wenn der Vater ihn hätte zu etwas machen wollen, hätte er ihn den Livreerock anziehen lassen? Gieb Acht, er bleibt was er ist, und erhält höchstens ein Stück Geld in die Hand.

Erster Diener.

Und den Wanderstab, denn wir wollen den hochmüthigen Narren nicht länger hier haben.

Zweiter Diener.

Bis jetzt gehört er noch zu uns. (Zu Clarence) Wollen Euer Gnaden nicht den Besen in Dero Hand nehmen, um dort die Ecke zu reinigen?

Erster Diener.

Und hier das Wischtuch, Eure Herrlichkeit —

Zweiter Diener.

Und hier die Bürste, Eure Lordschaft! hahaha!

Clarence (stampft mit dem Fuße und wendet sich ab).

Haushofmeister.

Laßt ihn; er ist Liebling des Hauses. Wenn er uns bei Mylady verklagte, könnte es uns noch schlimm gehn.

Erster Diener.

Ja, ja, sie wird ihn zum Ritter vom Besenstiel machen.

Zweiter Diener.

Oder zum Lord von der Milchkanne — (gehen lachend ab).

Clarence.

Ich kann es hier nicht länger aushalten, nicht länger mit diesem Gesindel zusammen leben. Es brennt mir der Boden unter den Füßen — und dieser Rock der Knechtschaft, wie schnürt er, gleich brennend Eisen, mir die Brust zusammen. Wie glücklich, wie beneidenswerth sind sie, die Hochgebornen

wundern, uns beisammen zu sehen? Ich weiß es, ich weiß. Seine Herrlichkeit Mylord haben schon ein Wort fallen lassen, wie mir die Köchin sagt, daß Miß Lenore und Master Clarence ein — ein Paar werden können. Und Mylady —

Clarence.

(Mit Heftigkeit) Das ist eine Lüge, Miß, eine schändliche Lüge! eine ganz erbärmliche, elende Lüge —

Lenore.

Was?

Clarence.

Daß auch die Lady gesagt haben soll, wir könnten ein Paar werden. Die Lady hat es nicht gesagt —

Lenore.

Mein Gott, wie eifrig! Nun denn, so hat sie's nicht gesagt. (Ihm den Rücken kehrend) Ihr seid ein recht widerwärtiger Mensch.

Clarence.

(Sie begütigend) Liebste Lenore! die Zeiten sind

werden. Ich kann Ihnen das nicht so genau erklären, aber Sie müssen das selbst einsehen, daß die Zeiten vorbei sind.

Lenore.

(Weinend) Ich armes Mädchen!

Clarence.

Mein Gott, was ist denn da arm zu sein! Ich werde mich immer Ihrer erinnern, liebe Miß, wenn ich einmal in der großen Welt leben werde, und bin ich erst im Norden, so werde ich Ihnen einen kostbaren Halsschmuck senden.

Lenore.

(Von dem Boden aufstehend, und ihre Thränen trocknend) Ich will Ihren kostbaren Halsschmuck nicht, Master. Ein solch undankbares Herz hätte ich Ihnen nicht zugetraut. Aber das ist Alles gekommen, seitdem der Bruder zurück ist.

Clarence.

Ja, seitdem der Bruder zurück ist. (Den Degen hervorbringend) Sehen Sie, Miß Lenore, das hat er mir heute geschenkt!

Honore.

(Den Degen betrachtend) Ah! — (mit bitteren Verdemungen) Sir! Entschuldigen Sie, Sir! Wenn Sie Ritter sind — o dann versteht es sich von selbst, daß Sie einem einfachen, albernen Kammermädchen nicht mehr gut sein dürfen! — Meine Ahnung hat gesagt: es wird Alles anders werden auf Schloß Seymeurville, und zwar in recht kurzer Zeit! (In Thränen ausbrechend) Sie hat Recht — es ist Alles, Alles anders geworden.

Clarence.

(Ihr nachsehend) Arme Honore! Freilich mit Dir im Herbst unter der großen Linde tanzen und Dich auf den Erntewagen hinaufheben — das kann ich jetzt nicht mehr! —

Sechste Scene.

Lord Zermourville. Lady Zermourville. Mildred Primrose. Lord Axminster. Hereford. Clarence. Herren und Damen.

Lord Zermourville eine fremde Dame führend; Lady Zermourville von einem Herrn geführt; Mildred Primrose am Arme Lord Axminsters. Man setzt sich. Clarence unter dem Stuhle der Lady. Diener bringen Erfrischungen.

Lord Zermourville.

Ein schönes Herbstwetter, meine Herren und Damen, unserer Jagd sehr günstig.

Lord Axminster.

Und günstig auch für das Pferderennen. Es ist, glaub' ich, das siebente große Rennen in der Grafschaft.

Hereford.

Mit Verlaub, Mylord. Unter dem verstorbenen Vorfahren wurde auf Schloß Zermourville ein glänzendes Rennen gehalten — es war Anno —

Lord Arminster.

Ganz recht, Sir, ich besinne mich, es war

dem Jahre, als die schöne Jeane Ebden auf d

Continent ging, wo alle jungen Cavaliere am G

Trauer anlegten.

Lord Seymourville.

Auch Eure Lordschaft, Arminster?

Lord Arminster.

Um Vergebung, ich hatte noch nicht das Gl

geboren worden zu sein. Dagegen habe ich

Trauer angelegt, als Mylady Seymourville Engla

verließ. (Er verbeugt sich gegen Lady Seymourville.)

Lady Seymourville.

Sehr höflich, Mylord.

Mistreß Primrose.

Ich habe immer gesagt, daß Mylord ein Mu

von Artigkeit und feiner Lebensart ist.

Lord Arminster.

Und ich, Mistreß, habe immer zu sagen m

die Freiheit genommen, daß in ganz Alt-Engla

keine Frau so viel Würde mit Anmuth und Ehrb

keit verbindet, als Madame Primrole. (Verbeugungen gegen einander.)

Paul Zymenrville.

Meine Damen, Sie sehen hier einen alten Anbeghaer, der als Muster unseren jungen Herren von der neuesten Mode im Fache der Galanterie kann aufgestellt werden. Nun machen Sie Ihre [illegible] Madame.

[illegible]

Vor einer halben Stunde, wenn ich mich auf die Sprache der Augen recht verstehe, und Madame Primrole's [illegible]

Madame Primrole.

(Mit Verwunderung.) Sie [illegible] —

[illegible]

[illegible] befehlt meine [illegible]

Paul Zymenrville.

Was muss ich hören, Madame! —

Madame Primrole.

[illegible] nichts als die Schwester

eines Witzlings, der sich erlaubt, über eine ehrbare Matrone zu spotten.

Lord Axminster.

Und den Ruf eines keuschen Junggesellen in Schatten zu stellen.

Herefort.

Wenn das ist, so bitte ich die Matrone von Ephesus um Verzeihung, und beuge meine Knie vor dem heiligen Joseph.

Lord Seymourville.

Gut gesagt, Sir! Bei Gott, gut gesagt.

Herefort.

Genug des Lobes, Mylord. Sonst werde ich gezwungen, jeden Herrn hier für einen Joseph zu erklären, und jeder Dame ein Kompliment über ihre Tugend zu sagen. (Mit Beziehung) Das hieße meiner Wahrheitsliebe zu viel zugemuthet.

Lord Axminster.

(Leise zu einem Herrn) Bemerken Sie, wohin sein Blick geht? Es ist bekannt, daß er der Gräfin den Hof gemacht, und daß sie ihn zurückgewiesen.

Nichts gefährlicher, als solche boshafte Kreaturen sich im Rücken zu wissen. Lieber möchte ich der Haue eines Wildschweins gegenüber stehen.

Lord Seymourville.

Was sagen Sie da, Axminster.

Lord Axminster.

Ich bemerke, daß Sir Herefort die Zunge einer Natter, aber auch das Herz einer Taube hat.

Herefort.

Mehr das Herz einer Taube. Mylord. —

(Ein Diener tritt ein und sagt dem Haushofmeister, der sich an der Thür aufgestellt hat, etwas ins Ohr. Herefort nähert sich dem Haushofmeister und spricht mit diesem leise.)

Lord Seymourville.

Was giebt's?

Herefort.

Nichts von Bedeutung, Mylord. Der Flurwächter hat, seinen wegen des morgenden Festes gescharften Instruktionen gemäß, zwei Vagabunden aufgegriffen, die sich in dem Park herumgetrieben.

Auf der Flucht hat der Eine einen falschen Pa
verloren. Sie verlangen vor Euer Herrlichkeit
führt zu werden, behaupten, sie seien fremde Ge
delsleute.

(Bewegung unter den Gästen. Lady Seymourville u
Miß Primrose suchen ihre Bewegung zu verberg
Clarence beobachtet Beide.)

Miß Primrose.

Mylady — ich bin einer Ohnmacht nahe.

Lady Seymourville.

Seien Sie kein Kind. Um Gotteswillen w
die Aufmerksamkeit auf uns lenkt! —

Clarence.

Beide sprechen heimlich miteinander.

Lord Arminster.

Sicherlich Wilddiebe. Lassen Sie sie vor. D
jene Damen werden sich an dem Schauspiel erge
Sie, Mylord, in Ihrem Amte als Gerichtsher
der Grafschaft zu sehen.

Lady Somerville.

Robert, ich hoffe, daß Sie Ihren Gästen den Anblick dieser rohen Verbrecher ersparen werden. Meine Damen, vereinigen Sie Ihre Vorstellungen mit meinen Bitten.

Henry Primrose.

Auch ich wage, Euer Herrlichkeit vorzustellen, daß die Gegenwart von gemeinen Sträflingen noch nie in diesen Räumen geduldet worden. —

Lord Arminster.

(Mit schelmischen Blicken auf H. Primrose) Ei, ei! Und die Damen begünstigen doch sonst so gerne den Schlimmsten, den verwegensten Wilddieb — den Amor.

Lord Somerville.

Recht getroffen, mein Herr. Und dieser hat vor Amor noch den Bart voraus.

Lord Arminster.

Den er aber auf der Flucht eingebüßt hat. (Sie lachen.)

Lord Seymourville.

(Zum Diener) Nun denn, man führe sie herein

(Bewegung im Saale. Alles steht gespannt dem Erscheinen der Angekündigten entgegen.)

Siebente Scene.

Alfieri. Salucci. Die Vorigen.

Mehrere Stimmen.

Da sind sie!

Lord Seymourville.

(In einem Lehnsessel im Vordergrunde) Nur nah

Alfieri (ohne Bart, wirft einen flüchtigen Blick auf Lady Seymourville, tritt rasch vor und übergiebt dem Lord eine Karte).

Lord Arminster.

Sie sehen meine Damen, Mylord hält meine Ueberraschung. Er setzt sich in seinem Stuhle zurecht, zieht seine Stirn in Falten —

Herefort.

Er zieht seine Stirn in Falten —

Lord Arminster.

Was sagten Sie, Sir?

Herefort.

Ich wiederholte nur die bedeutungsvollen Worte, die Mylord so eben zu sprechen die Güte hatten.

Mistreß Primrose.

(Leise zur Lady.) Mylady, ihr Riechfläschchen! um Gottes und seiner Barmherzigkeit willen, ihr Riechfläschchen! Wir werden gebrandmarkt vor ganz England.

Lady Seymourville.

(Wendet sich ab und spricht mit den Damen.)

Lord Arminster.

Wahrhaftig, für Wilddiebe haben diese Burschen ein sehr impertinentes Ansehen. Und Mylord, er studirt an der Karte, als wenn es das Evangelium wäre. Ah, jetzt endlich erhebt er sich. Nun kommt der Urtheilsspruch.

Hereford.

(Bei Seite) Der aber nicht den rechten Schuldigen trifft.

Lord Seymourville.

(Auf Alfieri zugehend) Seien Sie willkommen Sir. Mein Haus ist das Ihrige. Höchst erfreut Sie zu sehen.

Viele Stimmen.

Was ist das?

Lord Seymourville.

Diese Herren, meine geehrten Gäste, und ein paar Freunde von mir, die mir einst Dienste leisteten. Es sind achtbare Herren, und sie haben sich diesen Scherz mit der Verkleidung erlaubt, weil sie mir eine Freude bereiten wollten. Nochmals, meine Herren, sind willkommen!

Die Gäste.

(Sich um die Beiden drängend) Welch ein lustiges Abenteuer! Welch ein trefflicher Scherz! Wer hätte diese Enthüllung des Räthsels erwartet.

Lord Sommerville.

(Alfieri und Salucci der Lady vorstellend) Mylady, ich empfehle diese achtbaren Herren und Freunde Ihrer Güte.

Lord Arminster.

Ich bitte, mich den Herren vorzustellen, Mylord.

Lord Sommerville.

Mit Vergnügen. Mylord Arminster, meine Herren. (Verbeugungen.)

Mildred Primrose.

(Leise zu Lady Sommerville) Begreifen Sie etwas hiervon, Mylady?

Lady Sommerville.

(Lachend) Ich — nichts! —

Ende des ersten Akts.

Zweiter Akt.

Erste Scene.

Partie des Parks neben dem Hause. Nächtlicher Dunkel. Im Hintergrunde ein erleuchteter Pavillon, dessen Fenster verhängt sind.

Herefort.

(Langsam aus dem Hintergrund hervorkommend.) Sie spen am Spiel. Es hat erst begonnen, und wird die Nacht hindurch bis an den Morgen dauern. Die rothen Fenster dort sind die Augen der Hölle. (Er hebt einige Kartenblätter auf.) Sieh da, Könige, Damen, große und kleine Herren! Und alle von dem Stich der Nadel durchbohrt und hinausgeschleudert in die Nacht. Grade so macht es das Schicksal

mit uns. Es setzt große Summen auf unser armes Haupt, und entsprechen wir den Hoffnungen unsers Tyrannen nicht, so werden wir, von der spitzigen kalten Nadel des Todes und der Schande durchbohrt, in Nacht und Dunkel geworfen und sind — vergessen. Ich kenne Kartenblätter, die so endigten, und doch waren es Könige. Darum benutze jeder die Zeit, wo er noch in der fiebernden Hand des Spielers liegt — um Geld einzubringen; denn für Geld bewegt sich die sonst so schwerfällige Achse der Welt. Arme Kartenblätter — thörichte Kartenblätter — verfluchte Kartenblätter! — Still, man kommt! (Er zieht sich zurück.)

Zweite Scene.

Renate. Der Arzt.

Renate.

Um Gotteswillen, Sir; Ihr kommt vom Schloß, aus dem Zimmer des Kranken. Sagt mir, wie es ihm geht.

Arzt.

Besser — der Arm ist nicht zerbrochen, das geht nicht so geschwind — er wird ihn noch in der Binde tragen müssen.

Lenore.

Noch lange?

Arzt.

So lange er's duldet. Ein solch junges Blut wirft gewöhnlich bald alle Bande ab.

Lenore.

An diesen Tag will ich denken. Das verwünschte Rennen. Ihr hättet ihn sehen sollen, Sir; er der Muthigste, immer den Andern voran. Es galt, den Preis des Tages zu gewinnen, und die gnädige Frau, unsere Gebieterin, vergab die Preise. Wie an ihn die Reihe kam — Sir — wenn Sie sich den Sturmwind verkörpert denken, so ist er noch lange nicht so schnell und so gewandt wie er. Im Nu sah er dem herrlichen Thiere — dem edelsten in Mylords Stalle, auf dem Rücken, und nun ging's dahin in sausender Eile. Ich dachte gleich, wenn

ihm nur kein Unglück geschieht. Und kaum hatte ich's gedacht, so durchdrang ein Schrei die Luft. Ich konnte mich nicht so hoch auf die Barriere heben, daß ich sehen konnte, was vorfiel; allein Andere hatten's gesehen. Nicht über's Ziel hinaus — denn er war Sieger geblieben — war er gestürzt und man trug ihn blutend den Weg an den Zelten entlang.

Arzt.

Und die Bahn ab ihr Euch hin, damit er rasch verbunden würde.

Venore.

Warum war es nicht das meinige.

Arzt.

Nun seht wohl, ich habe noch einen eiligen Gang. (ab.)

Venore.

Ja, ich sah es, und dieser fremde Mann hat's auch gesehen. Er lag zu ihren Füßen, blutend, und sie selbst legte ihm den ersten Verband um, den später der schnell herbeigerufene Arzt fester knüpfte.

Und ihr Halstuch war es. Wenn er nun gestorben wäre, so wäre er in ihren Armen gestorben! Dann hätte ich aber auch nicht länger leben wollen. (ab.)

Herefort.

(Hervortretend und auf die Abgehende zeigend) Auch eine Karte, die bald abgenutzt und auf den Rebrichthaufen geworfen sein wird! — Da kommt Mylord.

Dritte Scene.

Lord Seymourville. Herefort.

Lord Seymourville.

Da sind Sie, Freund.

Herefort.

Sie verlassen das Spiel?

Lord Seymourville.

Nur auf Augenblicke. Wir rupfen eine Gans, und sie läßt goldene Federn.

Herefort.

Meinen herzlichen Glückwunsch, Mylord. Wir

viel klüger ist's, die Gans zu rupfen, als ihr im ersten Anlaufe des Zorns den Hals umzudrehen.

Lord Seymourville.

Sie haben Recht. Anfangs als ich dieses Gesicht sah —

Herefort.

Sie wissen seinen Namen nicht?

Lord Seymourville.

Er ist mir entfallen, sicherlich hab' ich ihn gewußt. Die Hauptsache ist, daß ich ihn als einen reichen Wüstling kenne. Als ich in Verona mich einige Tage aufhielt, Sie wissen, ich reiste in Italien, während meine Frau sich in Paris aufhielt — lernte ich ihn am Spieltisch kennen. Ich hatte damals ein verdrießliches Abentheuer, ein betrogenes Mädchen, deren Vormund — kurz die Sache nahm eine unangenehme Wendung. Da kam dieser Mann — Marquis, Graf, Baron — wie er sich nannte — mir mit seinem Geldbeutel und seinem Ansehen zu Hülfe. Ich gab ihm meine Karte, mit

dem Versprechen, daß ich ihm wieder zu Diensten stehe, wo es sich fände —

Hereford.

Mit Verlaub, dies Versprechen hätten Eure Herrlichkeit nicht geben sollen. Man konnte nicht wissen, auf welche freche Art ein kecker Abenteurer Eurer Lordschaft Großmuth ausbeuten würde.

Lord Seymourville.

Ich sage Ihnen, er lebte wie ein Fürst. Von einem Abenteurer gewöhnlicher Art keine Spur. Bald darauf ging er nach Paris, während ich noch den Winter in Italien blieb. Ich habe nichts von ihm weiter vernommen — bis auf heut, wo er mir meine Karte präsentirte. Konnte ich anders, als ihn für's Erste willkommen heißen.

Hereford.

Für's Erste und dann auch für's Andere. Als Eure Herrlichkeit mir die Ehre anthaten, mich um Rath zu fragen, sagte ich sogleich: Wenn er reich ist, so wollen wir ihn für seine Frechheit, hier maskirt einzudringen, dadurch strafen, daß wir bieten,

Esel um ein paar Goldsäcke weniger befrachtet, heimschicken. —

Lord Seymourville.

Ich gehe zum Spiel zurück. Ihr folgt mir doch bald, Herefort?

Herefort.

Sogleich werde ich die Ehre haben, Mylord.

(Lord Seymourville ab.)

Herefort.

Und hinter diesem allen sollte nichts als eine leere Mummerei stecken? Der Herr ohne Namen hätte sich von einem entlegenen Winkel Italiens aufgemacht, um hier einen Haufen Dorfkinder mit seinem schwarzen, falschen Barte zu erschrecken? Was will er hier? Es giebt freilich Müßiggänger, die nichts anderes im Sinne haben, als eben die Welt mit ihren schlechten Späßen zu erfüllen, um den Pöbel des Markts lachen zu machen. Dieser scheint mir aber nicht von dieser Art. Wie, wenn dies ein willkommener Fund wäre, mich an gewissen Personen zu rächen? — Man kommt! Diesmal ist es der

eben krank gesagte Page. Die Jugend ist offen, wie ein Schlafsprechender spricht sie, ohne zu wissen, was sie sagt. Wir wollen einmal diesen fragen.

Vierte Scene.

Herefort. Clarence.

Herefort.

Schon so weit geheilt, um die kühle Nachtluft zu vertragen, junger Herr?

Clarence.

Es duldet mich nicht im Zimmer, Sir. (Auf den Pavillon zeigend) Es wird wohl hier gespielt, und der Fremde befindet sich auch unter den Spielern.

Herefort.

Welcher Fremde? —

Clarence.

Nun der — der Liebhaber der Lady. —

Herefort.

Ihr fiebert wohl, junger Freund! Ihr seht so blaß aus; Ihr seid Eurem Krankenwärter entsprungen.

Um Gotteswillen begebt Euch in Euer Zimmer zurück! Wenn das Jemand hörte: der Liebhaber der Lady! —

Clarence.

(Sich fassend) Nun ja — ist denn damit gesagt, daß die Lady ihn wieder liebt? — Kann nicht Bauer und König, Ritter und Knecht — kann nicht ganz England sich der Lady Liebhaber nennen? Habt Ihr etwas dagegen, Sir?

Hereford.

Zu nennen — ja; allein es sein! das hieße doch der Lady Ruf beschimpfen.

Clarence.

Wenn sie den Erdkreis zum Bewunderer hat?

Hereford.

Ihr faselt.

Clarence.

Ja, ich bin krank. Mein Blut ist bis in seinen geheimsten Quell hinein vergiftet. Ich kann nicht leben und ich kann nicht sterben.

Hereford.

Was sagt Ihr, Sir. Wie ich höre, hat grade

der heutige Tag Euch in Besitz eines hübschen Vermögens und einer unabhängigen Stellung gebracht. Ihr tragt auch, wie ich sehe, einen Degen an der Seite, Ihr seid nicht mehr Diener. Das Testament der Väter ist doch etwas gut, und hat Einer eine hübsche Magd geküßt, am Sohne macht er's wieder gut.

Clarence.

Schweigt!

Herefort.

Um wieder auf den Fremden zu kommen.

Clarence.

Ermorden möcht' ich ihn. Er hat sich hier eingeschlichen ohne Fug und Recht.

Herefort.

Ohne Fug und Recht? Er hat sich dem Herrn des Hauses vorgestellt! —

Clarence.

Aber noch früher der Frau des Hauses.

Hereford.

Was Sie sagen, Sir! der Frau des Hauses. Noch trüber als dem Herrn? —

Clarence.

Ich sah es, und gegen meine Augen wird Niemand Jemanis einlegen.

Hereford.

Ei, so haben wir's ja, so ist er ein Liebhaber von Madame. Madame haben so viel Liebhaber als Sterne und am Himmel! —

Clarence.

(Den Degen zieht und auf Hereford eindringend) Sir! — aber Ihr seid unbewaffnet. Ein andermal steht Ihr mir Rede für dieses Wort.

Hereford.

Better, einziger Sir, und wenn Sie mich ermordeten, würden Sie einen einzigen Stern vom Himmel deshalb wegloschen?

Clarence.

Tod und Teufel!

Herefort.

Verſchlimmert Euren Zuſtand nicht, verehrter Sir! Bei einer Quetſchung kann leicht Aerger ſchaden.

Clarence.

Wer ſagt Euch, daß ich mich ärgere?

Herefort.

Es iſt nur wegen der Sterne, junger Freund. Ich würde Euch den Rath geben, geſellt Euch zu dieſen Sternen, und fragt nicht nach der Zahl der anderen. Seid zufrieden, daß Ihr auch Euer Plätzchen habt.

Clarence.

Meint Ihr?

Herefort.

Ich meine ſo. Einer ſchönen Frau Gunſt allein zu beſitzen iſt ein Ding der Unmöglichkeit; alſo theilt man ſie mit Andern, um doch ſein Stückchen zu erhaſchen.

Clarence.

Ich will aber kein Stückchen, ich will das Ganze — oder nichts.

Hereford.

Ah — Sir! dann — dann ist's was Anderes! dann habe ich mich in Euch getäuscht. (Bei Seite) Ich weiß, was ich wissen will.

Clarence.

(Bei Seite) Ich habe mich verrathen. (laut) Denken Sie darum nichts Böses, Sir, von mir nicht und von keinem Andern. Wie Sie eben richtig bemerkten, ich bin im Fieber meinem Arzt entsprungen. Für das Tollhaus reif, wie Ihr seht.

Hereford.

Armer, armer Knabe!

Clarence.

Was sagt Ihr da?

Hereford.

Ich sage, daß ich herzlich Euer Freund, Euer Diener bin, Sir.

Clarence.

So ſeid ihr der Freund eines Menſchen, de
dem Tod entgegengeht. O gebt mir meine Auge
wieder, die früher nur Frohes ſahen, gebt mir mei
Gehör wieder, das früher nur Erfreuliches hört
(leiſe) Dort ſah ich eine Geſtalt aus dem Pavill
ſchleichen, ich will ihr nach. Vielleicht iſt's er! –
(ab.)

Herefort.

Du ſiehſt ſo ſcharf, Knabe, und hörſt ſo au
daß ich nichts Beſſeres thun könnte, als mir De
Auge und Dein Ohr zu borgen. Jetzt zu meine
Freund, dem Dr. Blunt. (Nach einer Pauſe) Wied
eine durchſtochene Karte! (ab.)

Fünfte Scene.

Alfieri. Bald darauf Clarence.

Alfieri.

Endlich hab ich einen Augenblick gefunden,
ich mich von dieſen Wüthrichen frei machen kann

die nach meinem Golde lechzen, wie die Tiger von Hyrkanien nach dem Blut des armen verirrten Wanderers. Dieser edle Herr muß wenig Fliegen in seinem Gewebe fangen, daß er so unerbittlich ist gegen seinen Raub. Es naht Mitternacht und noch ehe der Tag graut, muß sie mein sein. Ich führe sie nach London und von dort zu Schiffe. Der Boden dieses Landes soll mich keine Stunde länger tragen, wenn ich das Juwel geraubt, um dessentwillen ich kam. Wozu zögern? Hast du je gezögert, Vittorio? Hast du der Hindernisse jemals geachtet, die ein neidisches Schicksal dir in den Weg warf? Der Sturmschritt bezeichnet den Sieger, den Eroberer. Er zieht seine Brieftasche hervor und schreibt einige Zeilen auf. Hier diese wenigen Worte für Salucci; er darf mich jetzt nicht verlassen. Der bedächtige, kluge, besonnene Freund mag die Zügel meines Lebenswagens ergreifen, wenn sie die bebende Hand der Leidenschaft los läßt, wenn die Glut, die Raserei der Liebe mir meine Ikarusflügel wegschmilzt, so sollen seine Arme mich auffangen und vor dem

Sturz bewahren. Armer Salucci, Du verdientest einen beſſern Freund! Du, der die Welt ſtets in Ordnung, in Ruhe, in Ebenmaaß ſehen willſt, dem jede verletzte Pflicht eine Wunde ſchlägt, jedes Unrecht einen bittern Schmerz verurſacht, Dir gab ein arger, liſtiger Gott den Ausgelaſſenen zum Freunde, der ſich nur wohl fühlt umgeben von einer Welt, die Titanenhände rings um ihn in Trümmer werfen. Dem Manne des Friedens ſteht der des lärmenden Unfriedens zur Seite, dem Tugendhaften der, der jede ſtille Tugend beleidigt! —

Gleich wird ſie hier ſein; ich bezeichnete ihr die Stunde und das Gemach, aber noch immer treibt ſich der Lärm der Gäſte durch dieſe Gänge. Um Mitternacht wird das Gitterthor geſchloſſen, es wird dann ſchwieriger ſein, zu entkommen.

Clarence tritt ein.

Alfieri.

Ha, gut, Burſche, daß Du kommſt. Warum haſt Du ſo lange gezögert? Haſt Du nicht die

Wink bemerkt, den ich Dir gab, mir zu folgen? Ich biete an Ihrem rasche Pünktlichkeit.

Clarence.

Was ist Ihr Begehr, mein Herr?

Oliver.

Eile in den Garten hinab, an die Stelle, wo wir uns trafen — dort geh' Du in den Pavillon, wo gespielt wird — aber man wird Dich nicht einlassen! — Verdammt! Dort giebst Du diesen Brief — versuche Du! wenn es Dir gelingt, dennoch eingelassen zu werden — Nein! Ich besinne mich eben — Heda! Der andere Auftrag, den ich für Dich habe, ist wichtiger. Bleib! Und will Dich hier zu Ende dieser Allee auf. Verstehst Du, Bursche? —

Clarence.

Zu Ende dieser Allee —

Oliver.

Ja. Du sollst Wache stehen, daß Niemand mich hier überrasche. Erhalt' Du Jemand sich dieser Thüre nähern sehn, so weise ihn ab, komme Meldung —

Clarence.

Mylord —

Alfieri.

So gieb ein Zeichen — Was ist Dir? Welch
Blicke, Knabe? —

Clarence.

Man hat mir eingeschärft, mein Herr, gegen
die Gäste dieses Hauses höflich zu sein, somit sag
ich — auf die höflichste Weise: ich danke für diesen
Auftrag.

Alfieri.

Was? —

Clarence.

Wächter zu sein, damit Ihr Euch vergnügt
ungestört —

Alfieri.

Ich verstehe; Du fürchtest, die Zeit wird Dir
lang. Nimm diese Börse und unterhalte Dich damit
die Goldstücke zu zählen, sie gehören Dir.

Clarence.

Nehmt Euer Gold! Ich thue es nicht.

Alfieri.

Du wirst es thun, Unverschämter! Wer fragte einen Diener jemals, ob es ihm auch gefällig sei, zu dienen.

Clarence.

Ich bin nicht Ihr Diener, Herr. —

Alfieri.

Kein Wort weiter! Du gehst auf Deinen Posten.

Clarence.

Ich gehe nicht.

Alfieri.

Willst Du mir trotzen, Elender! (Er greift nach ihm.)

Clarence.

(Zurückweichend) Mein Herr, berührt mich nur mit einem Finger, und mein Degen sitzt in Eurer Brust! —

Sechste Szene.

Lady Seymourville. Die Vorigen.

Lady Seymourville.

Wie, Graf Alfieri, in solchem Zorn? Und Clarence, bleich wie der Tod.

Alfieri.

(Mit einer Verbeugung) Vergebung, Milady. Mein alter Fehler, der Jähzorn, riß mich hin und verleitete mich zu der Schwachheit, gegen ein Geschöpf, tief unter meinem Herrn, in Leidenschaftlichkeit aufzufahren.

Lady Seymourville.

Clarence!

Clarence.

Der Herr Graf befahlen mir, hier im Vorsaal Wache zu stehen, während er mit einer Dame sich vergnügt.

Alfieri.

Still, Vermessener!

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Lady Seymourville.

Ein armer Knabe, von seinem eignen Vater verleugnet und grausam in die Welt geworfen, von fremder Liebe aufgenommen und groß gezogen. Sein großes Verdienst ist Ergebenheit und Treue.

Alfieri.

Genug von ihm, Camilla, haben Sie die Zeilen gelesen, die ich schrieb, als ich nicht wußte, welch ein Schicksal mir drohte, durch sichern Weg in Ihre Hand gelangen sollt? —

Lady Seymourville.

Genug, wir müssen uns trennen! —

Alfieri.

Camilla!

Lady Seymourville.

Nicht diese Sprache mehr, Vittorio! Zu welchem Aeußersten sind wir gelangt. Mein Himmel! An welchem Abgrund stehen wir!

Alfieri.

Darum sei der letzte Schritt muthig gethan. Zurück kannst Du nicht, Unglückliche, darum vorwärts!

Mein bist Du — sei es auch vor aller Welt! Schon in Paris schwurst Du in glücklicher Stunde mir zu gehören, diesen Mann, der Dich nicht liebt, der das Unglück Deines Lebens macht, zu verlassen. Hier bin ich, um Dich an die Erfüllung Deines Schwurs zu mahnen. Wie, oder bin ich Dir gleichgültig geworden, liebst Du mich nicht mehr?

Lady Ormonsville.

O diese Wollust, Wollust!

Alfieri.

Antworte! Reuet Dich Dein Schwur?

Lady Ormonsville.

Ich bin an ein Feuerrad geschmiedet. Ich weiß mich nicht zu retten vor Angst und Bangen! —

Alfieri.

Ein Wort nur! Du bist frei. Sage, daß Du mich nicht mehr liebst und ich gehe.

Lady Ormonsville.

Mein Himmel!

Alfieri.

Entscheide! Sprich mir selbst mein Urtheil zu

empfangen! Führe den Todesstoß gegen diese Brust
in der Dein Bild lebt.

Lady Seymourville.

Diese Martern ertrage ich nicht.

Alfieri.

Vergiß, wenn Du vergessen kannst, daß Du
ein Herz befaßest und es von Dir stießest, das in
eines edlen, hochherzigen Mannes Busen schlug.
Vergiß, Pamela, wenn Du es je vergessen kannst,
daß Alfieri Dich geliebt.

Lady Seymourville.

Vittoria — Du tödtest!

Alfieri.

Entscheide!

Lady Seymourville.

(In seine Arme sich werfend.)

Alfieri.

Wohlan! Höllenfeuer verbrenne die Zunge, die
jetzt noch von Zwiespalt, von Hemmniß spricht zwi-
schen uns. Ueber stürzende Trümmer trag ich Dich
als meine Beute. Jetzt bin ich ruhig — jetzt bin

ich gefaßt. Klar sehe ich wieder die Dinge, wie sie vor mir stehen und wie ich sie ergreifen muß. Wir verlassen noch vor Ablauf dieser Stunde das Schloß. Ich eile Salmoi aufzusuchen. Wirb Du um eine treue Dienerin, einen Diener — Leb wohl, Geliebte — mein Weib! in wenig Minuten komme ich Dich abzuholen. (rasch ab.)

Siebente Scene.

Lady Seymourville. Darauf Clarence.

Lady Seymourville.

Um einen treuen Diener soll ich mich bemühen, wo fände ich einen treueren, als ihn. (Sie eilt rasch zur Thür und ruft) Clarence!

Clarence.

(Hinterseits) Mylady!

Lady Seymourville.

(Schmeichelnd) Ich hab Dir weh gethan, Clarence! Nicht wahr, ich hab Dir weh gethan? Ich meine dadurch, daß ich Dich zwang zu thun, was

der Graf Dir auftrug. Aber der Graf — höre mich an Clarence — der Graf wird künftig weder mich — über Dich zu befehlen haben. Hast Du mich verstanden, Clarence?

Clarence.

(Mit naiver Offenheit und Blödheit.) Nein, Mylady.

Lady Seymourville.

(Nach einer verlegenen Pause.) Du kennst die Welt nicht und — leider bleibt mir nur eine kurze Zeit, Dich mit ihr bekannt zu machen, eine kurze Viertelstunde.

Clarence.

Ich bin aber ein lernbegieriger Schüler. —

Lady Seymourville.

Das wird nöthig sein, denn ich fühle, ich bin eine ungeschickte Lehrerin. Nun denn, komm näher her zu mir. Du Armer, noch immer die Wunde? Hast noch Schmerzen?

Clarence.

Wenig, Mylady!

Lady Seymourville.

Wie? aber von mir war ja nicht die Rede.

Clarence.

(Erschrocken) Vergeiht! —

Lady Seymourville.

Nein, nicht doch! Es ist mir ganz recht so! Grade einen solchen suche ich, der mir folgt bis ans Ende der Welt — treu und ergeben. Der mich so eifrig liebt, daß er mich und den, den ich liebe, um keinen Preis verläßt.

Clarence.

Ah so —

Lady Seymourville.

Was sagst Du?

Clarence.

(Kleinlich) Mylady, ich verliebe Euch nicht. Habt Mitleiden mit mir. Der Kopf ist mir so heiß. Entlaßt mich, ich bitte schicklich darum. —

Lady Seymourville.

Ich soll also einen Andern suchen, der mit mir geht!

Clarence.

Um Gottes willen, Ihr wollt fort?

Lady Seymourville.

Noch diese Nacht.

Clarence.

Und Milord?

Lady Seymourville.

Er bleibt hier. Er darf um meine Flucht nicht wissen. Ich verlasse ihn auf immer. Ich höre auf, seine Frau zu sein.

Clarence.

Ach, ich errathe! — Weh! weh!

Lady Seymourville.

Was ist Dir?

Clarence.

Mein Arm schmerzt mich. Es zuckt mir bis ins Herz hinein.

Lady Seymourville.

Nun kannst Du Dir denken, daß der Graf und ich einen treuen Diener nöthig haben.

Clarence.

(Nach einem kurzen Nachdenken, rasch entschlossen)
Der bin ich. Ich verlasse Euch nicht, ich will
der Flucht behülflich sein.

Lady Seymourville.

Du willst?

Clarence.

In welcher Stunde wollt Ihr fort? Ich sage,
weil das Gitterthor geschlossen wird, und der alte
Jehn durch kein Goldstück, noch so schwer, sich be-
stechen läßt. Ich vermag aber etwas über ihn; er
sagt, ich sähe seiner Schwester Sohn ähnlich —

Lady Seymourville.

So eile, stelle Dich am Thor auf, und warte
bis wir kommen. Aber die Nacht ist dunkel,
Freund.

Clarence.

Nacht und Gefahr! ich kenne beide nicht, denn
Ihr habt mich zu Eurem Schutz befohlen. (ab.)

Achte Scene.

Ein Gemach im Schloße.

Hereford. Dr. Blunt.

Hereford.

Auf ein Wort, gelehrter Sir! Ich suche Euch schon lange.

Dr. Blunt.

Und ich Euch! Amen!

Hereford.

Ein solcher Tag ist für Euch ein Tag der hohen Jagd, werther Doctor. Und Ihr seid der Jäger dazu. Wie viele Vierzeile kommen auf zwischen Weinglas und Hammelkeule! Und wie lustig tanzen verliebte Augen um die Reize herum, die Euer Ingenium ausbreitet. Ich könnte Millionen Vergißmeinnicht zählen, die sich als Denkblätter zwischen die Blätter des Corpus juris legen. Durch eine einzige solche Nacht werdet Ihr fett, Sir.

Dr. Blunt.

Indessen was sagt Seneca, werther Sir? Nil

tam inaestimabile est quam animi multitudinis. Was ist verächtlicher, als des Pöbels rohe, ungeschliffene Meinung. Ich habe andere Quellen, aus denen ich schöpfe.

Hereford.

Zum Beispiel — hübsche Kammermädchen!

Dr. Blunt.

O, nicht, nicht doch! —

Hereford.

Nun denn, ich will Euch nicht aufhalten, nur sollt Ihr erfahren, daß ich Euer Freund bin. Mylord hat ein paar Männer bei sich aufgenommen, die gekommen sind, um ihm ein böses Spiel zu machen. Es wird noch diese Nacht etwas geschehen, Freund — es wird ein Braten in Eure Küche geliefert werden. —

Dr. Blunt.

Sprechen Sie, Amice. Woher wissen Sie?

Hereford.

Woher ich's weiß? Ich habe an allen Thüren gelauscht — ich weiß es.

Dr. Blunt.

[illegible], Anders?

Oreford.

Violetta ist [illegible]! Ein reicher, italienischer Graf hat ein Verhältniß mit ihr —

Dr. Blunt.

Ah — allein Beweise!

Oreford.

Beweise! Wer hat denn hier Beweise?

Dr. Blunt.

[illegible] ist Violetta treu wie Gold, und mit meinem [illegible] für die [illegible].

Oreford.

So kommen Sie doch mit. Die nächste Stunde liefert uns vielleicht diese Beweise.

(Beide ab.)

Neunte Scene.

Gitterthor im Park.

John. Clarence.

John.

Was wollt Ihr? Was habt Ihr hier herumzuschleichen? Sprecht.

Clarence.

Ich schleiche nie, Alter. Ich will nur sehen, ob Du Deine Pflicht gethan hast und das Thor schon geschlossen.

John.

Keine Katze kann mehr durch.

Clarence.

Gut, was sich jetzt im Umkreis des Gartens und im Innern des Hauses befindet, bleibt heute eingeschlossen bis zum Morgen.

John.

Alsdann mögen Andere Sorge tragen. Mein Geschäft ist, daß ich Niemand entschlüpfen lasse. Es schleicht sich gar so viel Gesindel ein. Wie Mäuse

kommt und will durch's Thor.) Halt! habt Ihr einen Zettel? Gut! Ihr könnt gehen. (Schließt das Thor auf und läßt Jenen durch.)

Clarence.

Ein trauriges Geschäft das!

John.

Es ist eben nicht das lohnendste in der Grafschaft. Sagt mal, Kleiner, setzt Euch etwas zu mir auf die Bank. Wie ging's denn heute her auf dem Schloß? Nicht wahr, es gab Speisen und Getränke die Fülle?

Clarence.

Was sagt Ihr dazu, alter John, wenn ich an Euch gedacht hätte! (Er zieht eine Flasche aus der Tasche.)

John.

Goldkind! Der Junge ist die Lust und Freude meines Lebens! Ganz mein verstorbener Sam, wie er leibt und lebt. Aber sprich, Du hast die Flasche doch — nicht etwa bei Seite gebracht? Den Herrn betrügen soll man nie; auch bei den geringfügigsten

Dingen nicht. Das ist die alte Sitte auf Schl
Seymourville. — Auf Dein Wohlsein! (trinkt.)

Clarence.

(Sieht sich um) Dies ist eine Nacht, daß man
die Finsterniß ordentlich greifen kann. Recht ein
Nacht für Spitzbuben und Verliebte!

John.

Und für Trinker! (es thut einen langen Zug
Das ist ein excellentes Wässerchen. Sag mal, ha
Du keinen Fisch mitgebracht, der in diesem Bach
schwimmen könnte?

Clarence.

Hier ein Kapaun —

John.

Gieb her! (während John ist, bemächtigt sich
Clarence des Schlüsselbundes und geht von der Bü
auf) Wo willst Du hin?

Clarence.

Es war mir so, als hörte ich Tritte.

John.

Das ist das Rauschen des Windes in den alte

Bäumen, Kind. Aber Du hast ganz Recht, sei vorsichtig und wachsam! Vertritt meine Stelle, während ich hier dem Kapaun Audienz gebe. Das ist ein schmackhaftes Abendbrot. (zu Clarence, der sich nach allen Seiten umblickt, und dann leise das Thor aufschließt) Und welche Gesundheiten wurden bei Tafel ausgebracht?

Clarence.

Man ließ die Königin leben —

John.

(Die Mütze abnehmend) Ihre Majestät sollen leben! (er trinkt) Und weiter?

Clarence.

Dann ließ man den Prinzen von Wales leben.

John.

Seine Königl. Hoheit sollen leben! (trinkt) Weiter!

Clarence.

Dann brachte man die Gesundheit von der Dame des Hauses aus. (In diesem Augenblick eilen Albert und [illegible] über die Bühne und durch das Thor.)

John.

Ah — Mylady, unsere allergnädigste Gebieterin soll leben! (trinkt.)

Clarence.

(Hinzukommend) Ja, sie soll leben! (er leert das Glas) Und nun gute Nacht, und zwar auf immer! Alter! Leb wohl du Heimathhaus! Du siehst mich niemals wieder! (er sieht durchs Thor, das er hinter sich ins Schloß wirft.)

John.

(Sich umblickend) Was soll das heißen? Ha! und wie kommt er durch das Thor! Wo hat denn meine Schlüssel? Ei, Teufel, da liegen sie! Was ist denn das! He, Leute, Leute! (er eilt in den Hintergrund. Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

Erste Scene.

Zimmer im Schloß.

Lord Seymourville. Dr. Blunt.

Dr. Blunt.

Ich habe die Ehre, Eurer Herrlichkeit nochmals zu versichern, daß die Sache so und nicht anders sich gestaltet. Was sagt Horatius? In vitium ducit culpae fuga. Das heißt: Wer sich vor Fehlern fürchtet, geräth gerade recht hinein. Hätte sich Mylady nicht allzusehr vor Entführung gefürchtet, so wäre sie unzweifelhaft nicht entführt worden. In vitium ducit culpae fuga.

Lord Seymourville.

Also hätte sie dem Verbrechen dreist in's Auge sehen sollen?

Dr. Blunt.

Allerdings hätte sie das thun sollen. Denn, wie machen's wir Juristen? Wir sehen dem Vater dreist in's Auge, und zwingen es gleichsam, den Blick vor uns niederzuschlagen. Occultum quatiens animo tortore flagellum! sagt Juvenal in seiner dreizehnten Satyre.

Lord Seymourville.

Ich glaube, Sir, Sie machen eine Satyre auf mich.

Dr. Blunt.

Das sei ferne von mir. Eure Herrlichkeit sind jedem Spaß unerreichbar. Ueberdies macht die Justiz niemals Satyre. Solches ist unter der Würde dieser mehr als erhabenen Wissenschaft. Im Gegentheil, sie bestraft die Satyren als etwas die Menschheit Molestirendes.

Lord Seymourville.

Also ohne Satyre, wie gelange ich wieder zum Besitze von Mylady?

Dr. Blunt.

Wenn Eure Herrlichkeit sich herabgelassen hätten, Dero Schatz ein wenig besser zu hüten —

Lord Seymourville.

Was soll das heißen?

Dr. Blunt.

Ich meine, wenn Eure Herrlichkeit sich dazu hätten willig finden lassen, Mylady, der Gemahlin, ein wenig mehr mit amoribus aufzuwarten. Was sagt Ovid? Er sagt: Nisi tu servare puellam incipis, incipit definere esse mea. Das heißt, wenn du nicht deine Geliebte bewachst, so hört sie auf, deine Geliebte zu sein.

Lord Seymourville.

Sie werden unverschämt, Sir.

Dr. Blunt.

Halten zu Gnaden, Mylord — (mit einer tiefen Verbeugung) die Jurisprudenz ist weder verschämt,

noch unverschämt; sie hat gleichsam für alle Zeiten ein eisernes Gesicht.

Lord Seymourville.

Alles, was ich von Ihnen verlange, ist, mir zu sagen, welche Wege ich einschlagen muß, um die Lady für ihren Fehltritt zu strafen —

Dr. Blunt.

Die Lady? Nein, Mylord; die englischen Gesetze bestrafen in diesem Falle niemals Damen.

Lord Seymourville.

Wie, und an wen soll ich mich denn halten?

Dr. Blunt.

An den Verführer, Mylord, an den Verführer: an den Grafen — wie heißt er doch? — gleichviel! Es giebt da zwei Wege, diesen Bösewicht zu bestrafen. Der erste Weg ist: man züchtigt ihn durch Verachtung, der zweite: man läßt ihn bezahlen. —

Lord Seymourville.

Und wenn ich den ersten Weg wählte —

Dr. Blunt.

So erscheinen Eure Herrlichkeit alsdann in den

Pflichte eines großmüthigen, edlen Mannes, der mit Juvenal spricht: Prima est haec ultio, quod se Judice nemo nocens absolvitur! das heißt: man läßt die Katze mit ihrem Schätzchen laufen, und kümmert sich um Beide weiter nicht.

Lord Sommerville.

Und wer dankt mir das?

Dr. Blunt.

Niemand. Die Welt pflegt dergleichen edle Handlungen mit einem malitiösen Lächeln zu betrachten.

Lord Sommerville.

Und wenn ich den andern Weg einschlage?

Dr. Blunt.

So gewinnen wir ein hübsches Stück Geld. Wir lassen den Grafen bestrafen. Die Gesetze von Alt England tariren in diesem Falle das Vermögen des Entführers, und sintemal und alldieweil der Herr Graf sehr schwer in die Waage fällt, so wäre die Summe, die er Euer Herrlichkeit für Dero tief

gekränkte Ehre zu bezahlen hätte, eine recht anständige Vase.

Lord Seymourville.

Wenn aber Lady Seymourville behauptet, daß sie sich nicht habe entführen lassen —

Dr. Blunt.

Solches kann sie nicht behaupten, oder sie bekommt die Jurisprudentia und sämmtliche Doktoren sämmtlicher Fakultäten auf den Hals. Die Gesetze sagen: Wenn eine Frau ihres Mannes Haus verläßt, boslich, ohne Abschied, sei es nun bei Tage oder bei Nacht, beim Morgen oder Abend, so verfällt sie in Strafe. Und Mylady hat nicht allein die Hausschwelle, sondern auch die Parkgrenze überschritten, und dies sogar in Gesellschaft eines Mannes, der nicht der ihrige war. Erlauben Mylord, so ziehe ich hier einen Strich mit streiche —

Lord Seymourville.

Was soll das?

Dr. Blunt.

Es deutet die Linie an, die Lady Seymourville

nicht überschreiten sollte, die sie aber jedennoch überschritten hat. Der Deutlichkeit in jedem Dinge nütze, so gebt mir, Mylord, Eure Hand. Eure Herrlichkeit stellen jetzt Mylady vor, ich metamorphosire mich in die Person des schändlichen Entführers —

Lord Zermonville.

(giebt ihm die Hand, die jener ceremoniös faßt.)

Dr. Blunt.

Nun denn! In Gottes Namen vorwärts! Ich schreite zur Entführung — Aufgepaßt! Noch ist Lady eine unbescholtene Dame, wir befinden uns noch diesseits des Kreidestrichs — aber der Versucher drängt — Mylady zieht nach! — (mit einem Schritte weit ausholend) Wir überschreiten die Grenze! Jacta est alea! das heißt: Jetzt ist der Karren in den Schutt gefahren! Jetzt befinden wir uns auf dem Gebiete der Jurisprudenz.

Lord Zermonville.

Was weiter?

Dr. Blunt.

Jetzt geht's eben nicht weiter.

Lord Seymourville.

So geh' ich zurück?

Dr. Blunt.

Das geht auch nicht.

Lord Seymourville.

Wo bleib' ich denn?

Dr. Blunt.

Eure Herrlichkeit fallen unmittelbar in die Arme der Justiz (breitet die Arme aus), die sie an ihren mütterlichen Busen nimmt, und sie fest an ihr erbarmungsloses Herz drückt.

Lord Seymourville.

Zur Sache, Sir. Es ist jetzt also meine Pflicht, sogleich die Klage auf Scheidung anzubringen, und auf Schadenersatz —

Dr. Blunt.

Zu dringen. Wenn Eure Herrlichkeit Ihrem unterthänigsten Diener Vertrauen schenken, so eile ich, mich mit dieser betrübenden Angelegenheit zu belasten. Si vis me flere, dolendum est primum ipsi tibi! Ich werde die Sache gehörig in's Licht setzen.

Lord Seymourville.

Doch wünsche ich, daß so viel wie möglich unnöthiges Aufsehen vermieden werde.

Dr. Blunt.

Zählen Eure Herrlichkeit auf mich. Indessen vergönnen Mylord, daß ich zu Dero Ohren den schönen Spruch von Seneca bringe: Nil tam inaestimabile est quam animi multimodis! Wenn man auf das Geschwätz der Menge hören wollte, wäre man zu allen Zeiten übel berathen. Ich habe die Ehre, mich in tiefster Unterwürfigkeit zu empfehlen!

(Lord Seymourville ab.)

Zweite Scene.

Dr. Blunt. Hereford.

Hereford.

Nun, wie ist's gegangen, werther Sir?

Dr. Blunt.

Excellentissime, Amice! Wir lassen die Frau laufen, wir nehmen Geld!

Herefort.

Ganz, wie ich es vermuthet habe.

Dr. Blunt.

Sie kennen die Welt, werther Sir; Niemand kennt sie besser, wie Sie.

Herefort.

Hab' ich nun mein Wort gehalten? Ist der Braten für Ihre Küche angelangt?

Dr. Blunt.

Ein kostbarer Braten, ein saftreicher, herrlicher Braten, den wir gemeinsam verspeisen wollen.

Herefort.

Doch ist unser Werk noch nicht vollbracht.

Dr. Blunt.

Noch nicht? —

Herefort.

Wir müssen uns an die Fersen der Entflohenen heften. Wir müssen Lady Seymourville wie ihr Schatten folgen. O wir finden noch weitere Triumphe!

Dr. Blunt.

Sie wollen sagen: Geld! werther Sir.

Hereford.

Geld für Sie. Rache für mich.

Dr. Blunt.

Eine redliche Theilung! Ich habe nie begehrt, Rache zu nehmen an Mylord Sermourville.

Hereford.

Und weshalb auch! Er ist ein Mann für Sie, werther Sir! Ein Ehemann so recht nach Ihrem juristischen Herzen. Erst nimmt er ein Weib, unbekümmert um ihre geistigen oder körperlichen Eigenschaften, lediglich nur, weil sie Geld hat, dann giebt er sie hin, leichten Kaufs —

Dr. Blunt.

Nicht leichten Kaufs, werther Sir; da irrt Ihr! Nicht leichten Kaufs —

Hereford.

Wenn ich dieses Weib mein genannt, alle Schätze Indiens würden sie mir nicht abgekauft haben.

Dr. Blunt.

Wenn aber doch nun einmal dieſes Weib S
verläßt —

Herefort.

So — doch das gehört nicht hierher! A
nach London, theurer Herr, nach London. D
treffen wir uns wieder. (Dr. Blunt ab.

Dritte Scene.

Lord Axminſter. Miſtreß Primroſe.

Herefort.

Miſtreß Primroſe.

Auf ein Wort, Sir Herefort! Um Gotteswi
enteilt uns nicht. Kann Einer uns Nachricht ge
ſo ſeid Ihr es, werther Sir.

Herefort.

Mich rufen wichtige Geſchäfte, Miſtreß! S
zeiht! (will fort.)

Lord Axminſter.

Wir laſſen Sie nicht, Sir. Schon ſind wir

ganze Schloß durchlaufen, und Niemand ist, der uns Antwort giebt.

Mistreß Primrose.

Mylord hat sich eingeschlossen. Aus welchem Grunde?

Hereford.

Mylord, Eure Herrlichkeit sind ein so kluger Mann, sollten Sie diesen Grund nicht errathen?

Lord Arminster.

Ich will nicht meines Vaters Sohn sein, wenn ich ihn errathe.

Hereford.

Nun so will ich's sagen. Mylord haben sich eingeschlossen, um — die Glückwünsche seiner Freunde nicht anhören zu dürfen.

Lord Arminster.

Sir —

Hereford.

Mylord — Ihr ganz gehorsamer Diener! (ab.)

Lord Arminster.

(Zu Mistreß Primrose.) Wie ich diesen Menschen

verachte, werthe Mistreß, Sie haben keinen Begriff davon. —

Mistreß Primrose.

Ich gleichfalls.

Lord Axminster.

Wieder eine Sympathie zwischen uns. (er küßt ihre Hand) Ich hab' es gleich gesagt, Mylord hat Unrecht gethan, falschen Freunden Gehör zu geben, und seine wahren Freunde zu verkennen.

Mistreß Primrose.

Sehr wahr, Mylord, seine wahren Freunde!

Lord Axminster.

Und seine liebenswürdigen Freundinnen! (küßt ihre Hand.)

Mistreß Primrose.

Ich bitte Eure Herrlichkeit — in diesen mehr als betrübten Zeiten —

Lord Axminster.

Was wollen Sie sagen, theure Mistreß?

Mistreß Primrose.

(Ihre Hand der seinigen entziehend) Daß uns

Boden gezieht, einer ernsten Betrachtung Gehör zu geben. Mylady ist fort und wird wahrscheinlich nicht wiederkommen. Mylord ist verwaist, ist wiederum ein einzeln stehender Mann, wie er es vor seiner Verheirathung war. Wird es den Regeln der Schicklichkeit gemäß sein, wenn ich eine Wittwe —

Lord Arminster.

Eine junge, blühende Wittwe —

Miß Primrose.

Meinen Sohn, Mylord —

Lord Arminster.

Nie schwebte mehr Ernst auf meiner Lippe, als gerade jetzt —

Miß Primrose.

Wenn ich dieser Versicherung Glauben schenken dürfte —

Lord Arminster.

Hier meine Hand, Maurice!

Miß Primrose.

Dieser Name, Mylord —

Lord Axminster.

Einst sprach ich ihn aus — vor dreißig Jahren — damals hoffnungslos!

Mistress Primrose.

Woran erinnern Sie mich! Damals verhinderten gebieterische Umstände —

Lord Axminster.

Genug der Worte! Mistress, ich biete Ihnen eine Freistatt in meinem Herzen, in meinem Hause an. Flüchten Sie sich als eine vom Sturm verscheuchte Taube in meine Arme — sie breiten ihre Arme aus Aurore!

Mistress Primrose.

William!

(Arm in Arm ab.)

Vierte Scene.

Venore mit einem Bündel Kleider. Haushofmeister.

Haushofmeister.

(Venoren am Arme nach sich ziehend) Aber so kommen Sie doch keine Närrin! Wo will Sie denn hin?

Hier soll Sie bleiben! Ich sperre Sie ein, ungerathene Dirne! Bei Wasser und Brod soll Sie mir sitzen!

Lenore.

(In Thränen ausbrechend.) Ich will ihm nach! Durch die ganze Welt hin will ich ihn aufsuchen.

Haushofmeister.

Ist das ein Treiben hier im Schloß! Seit drei Tagen weiß ich nicht, wo mir der Kopf steht! Verwirrung an allen Ecken! Die Diener gehorchen mir nicht mehr, der Eine läuft hierhin, der Andere dorthin. Thür und Thor stehen offen. Alles kommt, Alles geht, wie's gefällt. Mylord ist für Niemand sichtbar; Master Hereford ist verreiset, und nun gar die alte Hauskatze — Gott steh mir bei, da seh ich sie eben, am Arme von dem alten Fuchsjäger unten im Hof in einen Wagen steigen! — Die macht sich auch auf die Beine, die entläuft auch! Nein, da soll Einen nur gleich der Gottseibeiuns am Schopf nehmen und durch die Lüfte führen, geradwegs zur Hölle! Da kann die Verwirrung unmöglich so

groß sein, wie hier. O ich alter Narr, daß ich hier stehe und jammere, daß ich nicht auch davonlaufen kann und die allgemeine Treibjagd mitmachen! Aber die morschen Beine sagen: nein! der graue Kopf sagt: bleib!

Lenore.

(Noch immer weinend) So geht's, wenn die vornehmen Frauen den armen Mädchen ihre Liebhaber wegkapern! Es ist sündlich und himmelschreiend.

Haushofmeister.

Ja, weiß Gott, es ist sündlich und himmelschreiend, welche Zucht jetzt herrscht. Aber auch Mistreß Primrose! Nein, das hätte ich nicht gedacht! Sie ist mit dem Hause alt und grau geworden! Ihr Haupt wackelt wie die alte Schloßuhr oben im Thurm, ihr Mund hat Zahnlücken, wie die Schießscharten in der alten Schloßmauer! Und doch — auf und davon! Hoffentlich hat sie doch ihre Bibel mitgenommen!

Lenore.

Die Gesangstunden werden jetzt ein Ende haben.

Fünfte Scene.

Zimmer in einem Gasthof in London. Spät Abends. Clarence sitzt am Tische, auf dem ein verhangenes Licht. Eine Uhr schlägt.

Clarence.

(Aufspringend) Schon wieder die Stunde vorüber, wo sie zu Hause sein wollten. Drei Tage sind wir bereits hier in London, und noch geht's nicht zu Schiffe. Sie schwärmen herum, besuchen die Theater, die Vergnügungsorte — und denken nicht daran, daß Gefahr ihnen droht. Mich haben sie als Wächter ausgestellt! In der Einsamkeit zähle ich die Stunden, die Neue und brennende Herzensqual mir zuschieben! Welch ein Leben das! Nicht sterben können und auch nicht leben! Viel tausend Meilen möcht' ich von diesem Orte entfernt sein und dennoch nicht einen Schritt vermag ich zu weichen. Aengstlich lausch' ich auf jeden Athemzug, und weiß doch, daß er mir wie Gift in's Herz trifft! Denn ihren Blicken lebe ich, und weiß doch,

daß sie mich langsam hinmorden! — (Pause) Dies ist die Stunde, wo wir unser Nachtgebet verrichteten auf Schloß Schmerzville. Jetzt blies der Wächter vom Thurm, und weit, weit hinaus auf Fluren und Felder, über Wald, Wasser und Wiese legte sich der stille Gruß! Wie lehnte ich da noch oft aus dem Fenster und sah in die nächtlichen Schatten hinaus, und hörte die Wipfel der alten Bäume im Schloßgarten brausen. Da dachte ich mir, wie geht wohl die Welt da draußen aus? Wie mag es hergehen im bunten Verkehr der Menschen! wie in den Hallälen der Großen und Reichen! Ich sehnte mich hinweg aus der Stille und dem bescheidenen Verkehr des Vorlebens. Wissen, tief in dir, wann mich die Stunde kommen, wo auch du dich der großen bewegten Menge anschließen darfst, die dort in der lauten Welt ihr Leben treibt? Die Stunde ist gekommen. Ein rascher, tückischer Moment hat über mich entschieden! Wie eine Hand aus den Wolken, so kam die Stunde und hob mich hinweg aus all der lieben Umgebung, aus dem Spiel der

Kindesträume, aus dem Mährchenzauber von Wald und Feld und setzte mich hierher in die Weltstadt und unter die Tausende von Menschen, die mich tobend umschwärmen. Jetzt hab' ich's! — (er verhüllt sein Gesicht) Aber gerade hier ist's schauerlich einsam! — (Pause) Oft schleicht der Verlacher zu mir, zischelt mir in's Ohr: Schnüre dein Bündel, wer wird nach dir fragen — wandere unangefochten durch's Thor! kehre heim in die alten, lieben Räume! — Aber Gott schütze mich! Sie verlassen? nein! nein! — Die Gemächer wieder betreten, in denen sie nicht mehr wandelt! am Morgen aufstehn und wissen, der lange, lange Tag wird vergehn, ohne daß du sie sehen wirst! das wäre Tod! tausendfacher Tod! — Aber hier bleiben!? das ist auch Tod! — Wer rettet mich? Wenn mich mein guter Engel verlassen hat, warum steht mir denn nicht mein böser bei, um mir einen rettenden Entschluß in die Seele zu hauchen, — — Horch, es klopft! Herein!

Sechste Scene.

Herefort. Clarence.

Clarence.

Ist's möglich, Master Herefort! Ihr hier, und habt uns gefunden?

Herefort.

Durch Zufall. Ich sah heute früh einen Diener des Grafen, und erfuhr, daß er beordert war, ihn hier aufzusuchen, wo er unter dem Namen des Doktors Perceval sich aufhält. Doch sei ruhig, Clarence, ich verrathe Euch nicht. Es würde auch zu nichts führen, denn die Angelegenheit befindet sich schon in den Händen der Justiz. Ich komme auch nun nicht um den Grafen, noch weniger um die Lady zu sehen, sondern nur um Dir ein Freundeswort zu sagen, ehrliche Knabe.

Clarence.

Wie danke ich Gott, der mir Euch zuführt, werther Sir. Schon Euer Anblick verkündet Freude. Wie oft waret Ihr freundlich und gut gegen mich in den Tagen des Glücks.

Hereford.

Also dessen erinnerst Du Dich noch?

Clarence.

Wie hätt' ich's je vergessen.

Hereford.

Stets war ich Dein väterlicher Freund, Dein Rathgeber, wenn's Noth that. Ich war es, der in der Hülle den künftigen Glanz entdeckte, in der Tracht des Dieners den künftigen Herrn! Wo ich nur konnte, nahm ich die Gelegenheit wahr, Violet Seymourville darauf aufmerksam zu machen, daß das Unrecht, welches Dein Vater Dir gethan, allmählig gut gemacht werde.

Clarence.

Thatet Ihr das, o mein theurer Vater?

Hereford.

Du solltest zum Baronet erhoben werden, bis Du bist.

Clarence.

Meine Mutter war in Wahrheit angetraut — der Pfarrer von Richmond hatte darauf einen Eid

Daß das Testament ich später nicht hat finden lassen — muß ich darunter leiden? —

Hereford.

Laß nur, wir leben es noch durch. Du bist der rechtmäßig erzeugte Sohn Deines Vaters und nicht der halbe Titel und das halbe Erbe, nein, beides im Ganzen und Vollen muß Dir zufallen. Laß mich nur machen.

Clarence.

Wie gütig.

Hereford.

Nun laß den Muth nicht sinken, und sieh nicht zur Erde nieder, sondern hinauf zum Himmel.

Clarence.

Zum Himmel!

Hereford.

(Unterbrechend) Was hast du, Dein Arm? Ich sehe, Du hast die Binde fortgethan!

Clarence.

Es geht gut.

Herefort.

Ich ſehe noch vor mir, wie Du blutend lagſt! — Sie ließ Dich auf das Stück Raſen legen, abwärts vom rauhen Landwege, und geſchützt durch einen Strauch Flieder und wilder Roſen! Dann hieß ſie die Leute aus der Sonne treten, damit Dich ihr letzter ſcheidender Strahl noch treffe und erwärme. Das war verſorgend! Dann beugte ſie ſich über Dich — ich ſollte meinen, ihr Athem müßte Deine Wange geſtreift haben —

Clarence.

(Verhüllt das Antlitz in den Händen.)

Herefort.

Es iſt eine ſchöne Frau! Und Alles, was ſie unternimmt und thut, übt einen eigenen Zauber. Andere Frauen mögen daſſelbe thun, es iſt doch nicht daſſelbe! lange nicht daſſelbe. Aber Dich muß ich rühmen, Clarence! Du betrugſt Dich muſterhaft bei dieſer Gelegenheit.

Clarence.

In wiefern, Sir?

Hereford.

Nun, jeder Andere hätte ob einen Blick, ein Wort erlaubt' einen ungemessenen Dank —

Clarence.

Zu —

Hereford.

Aber Du — ganz Unterwürfigkeit! wie sich's geziemt. Natürlich, Du hieltst sie für Deine Gebieterin, für eine Dame, die so nöthig war, und dabei so hochgestellt, daß jeder freche Blick eines Dieners todeswürdige Vermessenheit gewesen wäre. Hättst Du gewußt, daß diese edle Frau nicht einen Edelmut, nein ein Verbrechen sich würde zu Schulden kommen lassen, Du hättest anders keck zu ihr aufgeschaut? Denn ich sehe nicht ein, was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig. Kann ein fremder, hergelaufener Abenteurer, der sich, der Himmel weiß aus welchem Rechtsgrunde, Graf nennt, sie von ihrer Pflicht weglocken, warum, bei allen Teufeln, kannst Du's denn nicht? — Siehst Du, wie ich gerne mit Dir plaudere! Da komm' ich her in

Nacht und Dunkel, will nur eine Sekunde bleiben, und nur sehen, wie es Dir geht, und siehe da, ich bleibe eine Viertelstunde, und versäume was mir sonst obliegt.

Clarence.

(In Träume versenkt, antwortet nicht.)

Herefort.

Und ich will nicht sagen, wenn Du der Lady gleichgültig wärest —

Clarence.

(Rasch) Was sagtet Ihr, Sir? Ich hörte nicht, was Ihr eben sagtet.

Herefort.

Wenn Du ihr gleichgültig wärest — alsdann dürftest Du freilich nichts wagen. Aber — ich komme wieder auf Deinen beschädigten Arm zurück — aus der Miene, wie sie sich über Dich beugte, sah nicht ich allein — sahen auch Andere, daß —

Clarence.

Daß — mein Herz treibt mir die Brust auseinander! — daß —

Berefort.

Faß Dich! Was ist's denn weiter. Sie ist freundlich gegen Alle, warum soll sie's nicht auch gegen Dich sein. Du hieltst sie für eine Heilige! Das war eine Thorheit. Alles Andere ist sie, nur das nicht. (er lacht)

Clarence.

Wacht nicht, Ihr! Ihr habt etwas an Euch, das da sagt: alle Frauen, auch die besten, taugen nichts. Ihr würdet auf Eure eigene Mutter schmähen. Gönnen die Frauen dafür, daß sie Euch nicht lieben, Euch nicht nachlaufen? —

Berefort.

(Bei Zeus) Verdammt!

Clarence.

Wenn ich habe Ermengarde für eine Heilige halte, trotz deßen was geschehen, was habt Ihr dagegen?

Berefort.

Nichts. Thu, wie Dir's beliebt, mein Junge.

Jetzt muß ich Dich verlassen. Morgen vielleicht sehn wir uns wieder.

Clarence.

Gewiß? Hab' ich Euer Wort darauf?

Herefort.

Morgen. Unterdessen verrichte Deinen Dienst gut, Clarence. Bewach die Liebenden wohl, daß ihnen kein Ungemach zustößt. Dabei lege Dir keinen Zwang an. Wenn die Lady Deine verliebten Augen sieht, Deine schmachtenden Seufzer, mein Knabe, so ist's vielleicht — ich sage vielleicht, denn ich will nichts Böses gegen Frauen sagen — ein Herz mehr, wenn sie sich den Schmeicheleien des alten Grafen überläßt. — Nur nicht feig sein, mein Sohn! vor allen Dingen nicht feig. Was der kecke Ringer nah am Ziele erstrebt hat, ein noch keckerer kann's ihm noch Angesichts des Ziels entreißen! — (ab.)

Clarence.

(Sieht ihm nach und bleibt in Sinnen verloren stehn.)

Siebente Scene.

Officier. Lady Seymourville. Clarence.

Officier.

(Lady Seymourville fahrend.) Hierher, Geliebte! Nur Ruhe, Fassung! Es sieht überall Gespenster! Ueberall Verfolgung. Niemand achtet unser hier in dieser großen Stadt. Niemand vermuthet unter dieser Kleidung — uns zu suchen. Sieh da, Clarence! Wie redlich er seinen Dienst verrichtet! ich hab' ihm Unrecht gethan und ich habe nicht an, es ihm abzubitten.

Lady Seymourville.

Es mahnt mich sein Anblick ewig an Vergangenes.

Officier.

Um so mehr eilend ihn zu verabschieden. (zu Clarence) Da, mein ehrlicher, guter Bursche, nimm dieses Geld, und begieb Dich wieder heim, dorthin, von wo Du gekommen. Mein Diener ist angelangt, und vertritt jetzt Deine Stelle.

Clarence.

Ich danke, Mylord, für die Gabe.

Alfieri.

Keine Gabe, es iſt Dein Sold, und zwar ein reichlicher, wenn Du Dir die Mühe nehmen willſt zu zählen. Du wirſt mir nicht zürnen, daß ich Dich neulich unſanft angeredet, Dir zumuthete, was ich Dir nicht zumuthen ſollte. Ich bin raſch im Werk, zuweilen hochfahrend. Es liegt in meiner Art; doch will und mag ich Niemand kränken. Wenn Du dereinſt in Noth biſt, wende Dich getroſt an mich. Du theuer ſollſt Du mir ſein, wie irgend einer meiner liebſten Diener. Du biſt jung, Dein Leben noch lang, der Wechſelfälle giebts noch viele für Dich — daher nimm freundlich an, was ich Dir freundlich biete. Auch die Gräfin — einſt Deine Gebieterin — wird Dir wohlgewogen bleiben.

Lady Seymourville.

Sicherlich, Clarence.

Alfieri.

Und jetzt geh. Du hörſt, Du biſt nicht mehr nöthig.

Clarence (zögert).

Alfieri.

(Noch Goldstücke hervorlangend) Ist Dir die Summe noch nicht voll genug?

Lady Seymourville.

Ich bitt' Euch, Graf, kränkt ihn nicht. Er ist an Milde, an Freundlichkeit gewöhnt. Bezahlt ihn mit Güte, nicht mit Gold.

Alfieri.

Ich gehe beides, Güte und Gold.

Lady Seymourville.

So geh, Clarence. Gruß daheim Alle, die meiner gedenken.

Clarence (zögert).

Lady Seymourville.

Geh, geh, Clarence.

Clarence.

Ich gehe. — (langsam ab.)

Ende des dritten Akts.

Vierter Akt.

Erſte Scene.

Lady Seymourville. Venore.

Lady Seymourville.

Wenn Du bei mir bleiben willſt, Venore, mußt Du mir das Herz nicht ſchwer machen; mußt Du Dich hüten, mir von Schloß Seymourville zu erzählen.

Venore.

So werde ich ſchweigen, Mylady.

Lady Seymourville.

Nein, ſchweigen ſollſt Du auch nicht, das ſ wie ein ſtummer Vorwurf aus

Lenore.

So darf ich vielleicht von einigen Personen auf Schloß Seymourville sprechen?

Lady Seymourville.

Von welchen?

Lenore.

Von Mylord?

Lady Seymourville.

Ja doch, von ihm kannst Du sprechen. Mein Verlust wird ihn nicht sehr betrüben; Mylord wird sich trösten. Dann kannst Du auch noch sprechen von —

Lenore.

Von Mylord Arminster —? —

Lady Seymourville.

Warum nicht, wenn es Dir Freude macht, Dich an einen alten Gecken zu erinnern?

Lenore.

Von Mistreß Primrose?

Lady Seymourville.

Von ihr auch.

Venore.

(Mit einem Seufzer) Von Clarence!

Lady Seymourville.

Nein, nicht von ihm.

Venore.

(Aufschreiend) Da ist er selbst! —

Zweite Scene.

Clarence. Die Vorigen.

Clarence.

(Langsam vortretend) Ja da ist er selbst! Verbannt, fortgewiesen — wie ein Hund von der Schwelle getrieben, und nun, wie ein treuer Hund doch wiederkommend zu den Füßen der Gebieterin.

Lady Seymourville.

Clarence! Ist's möglich? Du hier!

Venore.

Clarence! Ach gnädige Frau! Wenn man ihn hier fände, ihn hier sähe! Und jeden Augenblick

kann der Graf kommen, um uns zur Abreise abzuholen. Das Schiff liegt bereit. —

Clarence.

(Schweigt und blickt unverwandt Lady Seymourville an.)

Lenore.

Mein Himmel! er steht wie eine Bildsäule! Er sieht nicht, er hört nicht. (faßt ihn an die Schulter) Clarence! erwachen Sie, Sir! Es ist Gefahr vorhanden, fliehen Sie! Er hört nicht. Gnädige Frau, sprechen Sie zu ihm! Treiben Sie ihn fort.

Lady Seymourville.

Clarence, was willst Du hier?

Clarence.

Ich hab's gesagt: der treue Hund kehrt wieder. Ein neuer Fußtritt wird ihn wieder in die Nacht hinausjagen.

Lenore.

Ewiges Erbarmen! Der arme Junge hat den Verstand verloren.

Clarence.

Ich bin da, um Ihr Gepäck zu Schiff zu tragen, Mylady. Niemand kann das besser, wie ich. Und wenn das Brett schwankt, auf dem Sie überschreiten, so bin ich da und trage sie auf meinen Armen.

Lenore.

Um Gotteswillen, Sie würden die Lady in's Wasser fallen lassen. —

Clarence.

Vielleicht würde ich das!

Lenore.

Nun hören Sie es, Mylady! Er ist wahnsinnig.

Lady Seymourville.

(Zu Lenore) Laß uns allein.

Lenore.

(Im Abgehen, bei Seite) Der arme Clarence! Wenn er mir treu geblieben wäre, er würde seine gesunden Sinne behalten haben! (ab.)

Dritte Scene.

Lady Seymourville. Clarence.

(Pause, während Clarence erwartet von Lady Seymourville angeredet zu werden, und diese sichtlich mit ihren Gefühlen kämpft.)

Lady Seymourville.

Nun, Sie! spricht. Ihr könnt es ohne allen Zwang, wir sind allein. Was führt Euch zu mir?

Clarence.

Ihr nennt mich Sie, nicht mehr Clarence, nicht mehr Euren Diener.

Lady Seymourville.

Ihr seid's nicht mehr.

Clarence.

Erzeigt mir die Güte, nennt mich Clarence, nennt mich Euren Diener.

Lady Seymourville.

Wenn Ihr mein Diener wäret, so müßte ich von Euch Gehorsam für meine Befehle verlangen,

und den leistet Ihr nicht. Wolltet Ihr mir gehorchen, so wäret Ihr nicht wiedergekommen, da ich Euch befahl, zu gehen.

Clarence (schweigt).

Lady Seymourville.

(Nach einer Pause) Kommt Ihr von Schloß Seymourville?

Clarence.

In Wahrheit, Mylady, ich habe Schloß Seymourville nur aus der Entfernung gesehen. Es war mir nicht möglich näher zu gehen. Auf dem ganzen Wege schon kämpfte ich mit mir selber. Als ich London verließ, wartete ich jeden Augenblick, daß die Landkutsche von Räubern angefallen würde, die uns ausplünderten und wo ich dann gezwungen gewesen wäre, nach London zurückzukehren, und wo Ihr mich dafür nicht hättet schelten dürfen. Aber es kamen keine Räuber. Obgleich alle Reisende über die Langsamkeit des Wagens klagten, fand ich, daß er unerträglich eilte; ich stieg aus, um zu Fuße so oft stehen zu bleiben, als ich wollte. Dennoch kam

des Morgens verhallte Licht, in dessen Schimmer die Thürme der alten Abtei glänzten, die nur eine kleine Stunde von Schloß Seymourville entfernt liegt, und wohin ich Euch oft geleiten durfte, als noch der alte Baronet lebte, Euer Oheim, der ja dicht an den Mauern der Abtei angekauft hatte. Einst, es war an einem Sonntagmorgen und der Flieder blühte, Ihr hattet mich schon zweimal den Weg hin und her gejagt, da fragtet Ihr mich, ob ich müde sei, und da ich es verneinte, sagtet Ihr, Mylady: wenn du immer so gute Kräfte zeigst und so treu mir ergeben bleibst, so werde ich an dir Zeit meines Lebens einen guten Diener besitzen. Das habt Ihr gesagt, Mylady. „Zeit meines Lebens!" Und jetzt — jetzt schickt Ihr mich fort!

Lady Seymourville.

Du fehltest also um, ohne das Schloß zu erreichen?

Clarence.

Ja, ich fehlte um, ohne es zu erreichen. Wie ich aus der Ferne die alten Bäume im Park rauschen

hörte, das Gitterthor sah, das ich für Euch aufschloß, damit Ihr auf immer — auf immer entflohet — da fielen Zentnergewichte vom Himmel auf mein Haupt, es schnürte mir eine grausame Hand die Brust zu, ich fiel auf den Weg nieder, den damals Euer Wagen dahinrollte, und meine Thränen benetzten die Blumen des Grases. Mylady, Ihr wißt nicht, wie Einem zu Sinn ist, der etwas Geliebtes sucht, und es nicht findet. Was sollte ich auf Schloß Seymourville? Ich hätte ewig und ewig Jemand gesucht, und ihn nicht gefunden. Da entschloß ich mich, nach London zurückzukehren.

Lady Seymourville.

Und in London?

Clarence.

Da vernahm ich, daß Ihr schon fortgeeilt, man konnte mir nicht sagen, wohin. Tausendmal verwünschte ich's jetzt, daß ich Euch gehorcht, daß ich nur auf einen Augenblick Euch aus dem Gesichte verloren. Wie böse war ich auf Mylord, daß er

mich so klösterlich erzogen, daß er mich stets in die Mauern seines Schlosses eingesperrt. Da stand ich nun, ein unwissender blöder Knabe und wußte nicht wohinaus in dieser großen, lärmenden, wildbewegten Welt. Ich war wie Einer, dem man sein Alles geraubt hat, dem man die Augen verbindet und ihm zuruft: Jetzt finde den Dieb! So verwirrt und einfältig war ich, daß ich nicht berechnete wie, wenn man nach Frankreich will, man zuvörderst an das Meer und die Küste eilen muß, und daß Dover ein solcher Ort sei, wo die Schiffe abgehn. In meiner Seelenangst meinte ich, Ihr könntet wohl nach Schottland gezogen sein, zu Euren Verwandten, und der Weg in die Hochlande war weit. Wie denn aber immer ein Thor und ein Kind Glück haben, so fiel mir die Wohnung des Mayor Overzee ein, und obgleich ich ihn nicht mehr in London fand, so sagte mir Dr. Blunt, sein Freund, daß ich am klügsten thäte, nach Dover zu gehen. Der gute Herr war voll Freundlichkeit für mich, und sagte mir zugleich, daß Eure Sache gut stände, daß Ihr frei wäret, und

weder Mylord noch sonst irgend ein Mann Ansprüche auf Euch hätte.

Lady Seymourville.

Und weiter!

Clarence.

Nun weiter? — Da bin ich eben nun gerannt wie der Sturmwind rennt, wenn er rasch um die Erde kommen will, wie das Feuer läuft, wenn es den Giebel des Hauses erreichen will; und wie ich den Hafen sah und die Schiffe, da flüsterte mir der Teufel zu, Ihr wäret auch hier schon fort. Dr. Blunt hatte mich unterrichtet, wo und wie ich zu fragen hätte, und — der Himmel war wirklich wieder einmal gütig gegen einen Armen — ich fand Euch.

Lady Seymourville.

Doch nur, um mich wieder zu verlassen, Clarence.

Clarence.

(Tief niedergeschlagen und mit bebender Stimme) Ihr befehlt —?

Lady Seymourville.

Wie, Thränen, Clarence? In das die Unterweisung, die Du auf Schloß Seymourville erhalten? Hat man Dir nicht gesagt, daß ein Mann nicht weinen muß? Erinnere Dich, wie ich Dir die alten Ahnenbilder in unserer Gallerie zuweilen erklärte und Du ausriefst: Mylady, wenn ich jemals diesen Männern nachstreben könnte! Diese Männer weinten nicht, wenn das Schicksal rauh mit ihnen verfuhr.

Clarence.

(Lebhaft) Ganz recht, Mylady. Jener Carl von Seymourville hatte sein gutes Schwert und in dieses stürzte er sich, als man ihm den Verlust einer Schlacht ankündigte. —

Lady Seymourville.

(Abwehrend) Nicht so — Clarence.

Clarence.

Ich habe auch ein Schwert — Ihr selbst habt's mir gegeben. —

Lady Seymourville.

Clarence!

Clarence.

Immer beſſer wie Thränen!

Lady Seymourville.

Du biſt nicht mehr der gutgeartete Knabe, der Du warſt.

Clarence.

Und Ihr? Was thut Ihr? Ihr thut mir weh! — Iſt das recht gehandelt? —

Lady Seymourville.

Willſt Du mich meiſtern?

Clarence.

(Ausbrechend) Ich kann nicht leben ohne Euch! Ich kann nicht! In aller Himmel Namen, ich kann es nicht! Nun habt Ihr's gehört.

Lady Seymourville.

Ich will es nicht gehört haben.

Clarence.

Aber Ihr werdet es hören müſſen. Wenn Ihr zu Schiffe ſitzt, am geſchmückten Bord, da draußen in der See! Wenn Ihr da guter Dinge ſein werdet, und der Graf, Euer Buhle, die Seele durch lieb-

liche Bilder und süßes Geständel Euch betäubt, daß Ihr vergeßt, wie Ihr Eure Schwüre gebrochen habt, und Eurem Manne entflohen, dann wird eine Stimme aus den Wellen Euch zurufen: „Clarence!"

Lady Seymourville.

(Verhüllt ihr Antlitz.)

Clarence.

(Zu ihren Füßen) Jesus! Ich Elender! Was that ich! Euch hab' ich betrübt! Vorwürfe hab' ich Euch gemacht! Mein reuig Herz, all mein bußfertig Sinnen und Trachten breite ich als Teppich zu Euren Füßen aus. Tretet auf dieses Herz und vergeßt seinen Uebermuth.

Lady Seymourville.

Nimmer, Clarence, werde ich Dir vergeben, daß Du solche Worte gegen mich gewagt.

Clarence.

(Ihre Hand an sich reißend und an seine Stirne drückend) Wenn Ihr nur fühlen wollt, wie es hier brennt und hämmert!

Lady Seymourville.

Geh! Das der Lohn für meine Sorge, meine Mühe um Dich!

Clarence.

Ich bin ein Kind des Todes.

Lady Seymourville.

Besser todt als undankbar!

Clarence.

(Aufspringend) Nein, das ist nicht wahr! Besser undankbar, aber lebend — als todt und auf ewig dahin. Noch lebe ich, und wenn ich dem rasenden Blute gehorche, wer will mich abhalten, Dir zu zeigen, daß ich lebe! — (er umfaßt sie.)

Lady Seymourville.

Clarence! Clarence! Du wagst es — mich Deine Gebieterin!

Clarence.

Ihr seid mir nicht ernstlich böse, Ihr könnt's nicht sein! Ich seh es Euren Augen an, die das

Augen noch nicht so gut verstehen, wie Eure Lippen es können!

Lady Seymourville.

Hinweg!

Vierte Scene.

Vorige. Bald darauf Hereford und ein Gerichtsbeamter.

Vorige.

Mylady, ein Mann naht sich, gefolgt von einem Gerichtsdiener. Er schreitet geradezu auf unsere Wohnung. Da ist er schon.

Hereford.

(Der Gerichtsbeamte stellt sich an die Thür.) Mylady, meinen ehrfurchtsvollen Gruß. Ich bitte, erschreckt nicht. Ich komme in bester Absicht und als Friedensbote. (Er sieht Clarence.)

Lady Seymourville.

Mauer Hereford —

Hereford.

Nochmals Ihr Diener, Lady. Verzeiht, wenn

ich Euch ein unwillkommenes Memento hin auf Dinge und Personen, die Ihr zu vergessen trachtet.

Lady Seymourville.

Euer Auftrag, Sir!

Herefort.

Besteht darin, Euch dieses Schreiben Mylords von Seymourville einzuhändigen. Es ist ein gerichtliches Dokument, und der Herr ist gegenwärtig, um Zeuge zu sein, daß das Papier in Eure Hände übergegangen. —

Lady Seymourville.

Die Scheidungsakte — (legt das Papier bei Seite)

Herefort.

Ja, die Scheidungsakte. (zu dem Gerichtsbeamten) Ihr könnt gehn, Sir. (Gerichtsbeamte ab) — Doch wenn mir recht ist, muß auch noch ein eigenhändiges Schreiben von Mylord sich dabei befinden. Ich war Zeuge, wie er diese Zeilen schrieb, Mylady! Ein edler Mann! ein hochherziger Mann! ein Mann, der verdiente glücklicher gewesen zu sein! Wie hat er

sich bei diesem außerordentlichen Fall benommen! Wie großmüthig! Wahrlich, es möchte wenige Männer in der Grafschaft geben — was sage ich, in England geben — die so den wahren, ächten Edelmann an's Licht zu stellen vermocht hätten, wie Mylord, mein edler, wohl genug zu schätzender Freund. Man ist auch seines Lobes voll, all — überall! —

Jago Lemoncelle.

Habt Ihr sonst noch etwas mir mitzutheilen, Sir?

Derfort.

Ein ähnliches Papier wird dem Grafen Alfieri zugestellt werden.

Jago Lemoncelle.

Ich frage, ob Ihr sonst noch mir etwas mitzutheilen habt?

Derfort.

Nichts, Mylady — nichts! Doch ja, noch etwas, allein nur eine vorsorgliche Bemerkung, nennt es immerhin eine lächerliche Aengstlichkeit, doch Ihr wißt, wie der geringste Umstand mir

nichtig ist, wenn er Euch betrifft. Im Hafen liegt ein Schiff, das den Namen führt „Nemesis". Ich bitt' Euch, theuerste Lady, nehmt dieses Schiff nicht, nehmt ein anderes, zum Beispiel Messalina oder sonst eines, dessen Namen keine Deutung auf sich führt, nur nicht die Nemesis.

(Lady Seymourville ab mit Lorris.)

Fünfte Scene.

Herefort. Clarence.

Herefort.

(Bei Seite) Ich sah sie erst stolz wie eine Königin, jetzt sah ich sie — wie eine Kunstreiterin! Das ist etwas. Allein — wenn ich bitten darf, Mylady — noch etwas tiefer! — (zu Clarence) Nun, wie geht's Dir, mein Junge? Das ist recht, daß Du brav — so habe ich's erwartet, Dich hier zu treffen! Wie weit bist Du?

Clarence.

Wie weit?

Herefort.

Keine Pererei! Du wirst Dir den Vogel doch nicht aus den Händen schlüpfen lassen?

Clarence.

Wie soll ich's deuten, Sir?

Herefort.

Wie Du's deuten sollst? Und in London verlust ich Dich doch verständiger? Hat das Salz der Seeluft von Dover das Salz aus Deinem Gehirne verdrängt? Bist Du nicht mehr Deiner witzigen Mutter witziger Sohn?

Clarence.

Sir!

Herefort.

Pfui, schäme Dich! und nochmals pfui, schäme Dich! Ich sollte an Deiner Stelle sein!

Clarence.

Ihr habt gut rathen.

Herefort.

Und sie ist frei! eben so Dein Eigenthum, wenn

Du's willst, wie jedes andern Mannes — hold [illegible]
ich gesagt: Lassen.

Clarence.

Sie gehört dem Grafen.

Herefort.

Ich sage Dir, sie gehört Dir, mir — Jeder
der sie haben will! Dieses Weib, das ich verach[illegible]
wie man nur ein Weib verachten kann.

Clarence.

Und das ich liebe, wie man nur ein [illegible]
lieben kann.

Herefort.

Armseliger! Du liebst und hast keinen [illegible]
Ich hasse und habe Muth, mein Opfer eines [illegible]
fachen Todes sterben zu lassen.

Clarence.

Ihr macht mir einen bösen Eindruck, Sir.

Herefort.

Einen zur That auffordernden, will ich hoffen.

Clarence.

Warum hatz Ihr diesen Engel von einem Weib[illegible]

Alfieri.

Ich danke Dir. (Die Papiere bei Seite ...
Jetzt mit diesem schmutzigen Intermezzo in der
gen Komödie meines Lebens. Es muß solche
männer geben, um es den leichtfertigen F...
möglich zu machen, unter ihrem Geschlecht Pro...
zu werben. Denn welche wollte treu sein, ...
weiß, um so und so viel Silberlinge verkauf...
ein Schwur?

Salviati.

Sei zufrieden, daß Du nicht auch nicht...
halt hergeben müssen.

Alfieri.

Beim Himmel! ein Zweikampf wäre mir
gewesen. Alsdann hätte ich den infamen
können, ich hätte mir vielleicht die Geliebte erk...
anstatt daß ich jetzt am Zahltisch durch einen ...
meines Bankiers sie mir erkauft habe.

Salviati.

Das ist wahr.

Alfieri.

Doch gleichviel, das göttliche Weib ist mein. Ich führe Englands schönste Frau, ein zweiter Paris, als Beute mit mir fort. Aber, Du Geliebter und Freund, wie soll ich Dir genugsam Deine aufopfernde Freundschaft danken! Von Stunde zu Stunde wolltest Du mich verlassen, und immer bleibst Du. Die Sorge für mein Glück läßt Dich nicht fort, und zieht Dich immer wieder zurück in den Zauberkreis meiner Geschicke.

Salucci.

Möchten diese Geschicke nur das Glück herbeiführen.

Alfieri.

Kannst Du noch zweifeln? Du siehst mich auf dem Gipfelpunkte meines Glücks.

Salucci.

Dicht daneben ist der tiefe Fall.

Alfieri.

Ich werde jetzt, wie Du es wünschest, in's Vaterland heimkehren. Am ruhigen Herd des

edelsten und schönsten Herzens weide ich wieder der Muse genießen, um auf die Stimme der Dichtkunst zu lauschen. Wir wollen wieder gemeinsam ringen und streben, Antonio, und ich als der Glücklichere, werde auf der Bahn Dich weit hinter mir zurücklassen. Du sollst sehen, welch einen Schwung meine Muse nehmen wird.

Die

Fürstin Lavaudin und Diderot.

einem langen Spitzenschleier gehüllt. Als die Kaiserin sie gewahrte, trat sie lebhaft vor, und eine rasche Bewegung des Arms ließ sich so deuten, als wolle sie die Monarchin verhindern, den verhängnißvollen Uebergang zu thun.

Was ist Ihnen, Fürstin? fragte Catharina.

Ich beweine das Schicksal eines edlen Volkes, Majestät.

Diese Worte schienen Catharinen zu frappiren. Sie richtete ihren Blick einige Sekunden aufforschend aber ohne Unwillen auf die Fürstin. In gleicher Zeit wandte die Gruppe der Diplomaten ihre Aufmerksamkeit einer jungen Frau zu, welche den Muth gehabt, in diesem Augenblicke die Stille zu unterbrechen. Die Fürstin erhielt den Wink, sich zu entfernen. Acht Tage hierauf erschien sie wieder vor der Kaiserin und diesmal, um sich zu verabschieden. Catharina empfing sie gütig.

Sie reisen ins Ausland, Fürstin?

Ja, Majestät.

Ich will Ihnen Briefe an Diderot und Voltaire mitgeben.

Ich verstehe nichts von Philosophie, Majestät.

Sie werden sie lernen, Madame. In Ihrem Alter sieht man das Nichtige der Welt ein, und — die Philosophen zeigen uns den Weg zum Tempel der Wahrheit. Mit diesen Worten wandte sich die Kaiserin von der Fürstin ab, die sie nachher nie wieder sah.

Die Fürstin versank in Nachdenken über die Bemerkung der Kaiserin. Wie, rief sie, deine achtzehn Jahre sollten schon hinreichend sein, um das Nichtige der Welt einzusehn? Aber es ist so. Ja, ich verachte diese Welt. Was hat sie mir geboten während ich in ihr lebe? War ich nicht das Opfer eines muthwilligen Streiches, dessen vergiftete Nachwirkungen ich dulden mußte? Und diese lärmende Zerstreuung, diese Versuche mich von Neuem in ein verhaßtes Joch zu zwingen! Dieses ewige Einerlei der Feste, der Neid, den meine Brillanten erregen, und der Haß, den mir meine Kaltherzigkeit zuziehn! Ist

dies nicht alles eine traurige Nichtigkeit der Welt? Ja, ich will eine Philosophin werden, ich will diese eitle und geputzte Welt belehren und bessern, und wenn ich das nicht vermag, will ich mich in erhabener Seelenruhe an den Altar der Philosophie lehnen und die ewigen Sterne betrachten.

Die junge Fürstin Terpsichore Lapuchin, die diese erhabenen Entschlüsse fasste, war mit achtzehn Jahren Wittwe geworden, nachdem sie ein halbes Jahr mit einem der determinirtesten Roués der Hauptstadt vermählt gewesen. Er hatte gewettet, trotz seiner offenkundigen moralischen und physischen Zerrüttung das unschuldigste und schönste Mädchen der Residenz heimführen zu wollen, und es war ihm gelungen, indem er Terpsichoren an den Altar führte. Allein der alte Faun bezahlte diesen unnatürlichen Bund mit Schönheit und Jugend mit dem Tode. Die Fürstin war frei, gebietend über ein großes Vermögen, und sie wollte es anwenden, die Welt zu sehn. Die Scene im Kabinet der Kaiserin machte in vielfachen Gerüchten die Runde durch die Säle

stadt, man war entzückt über das edle Herz der Göttin und viele ihrer Verehrer entschlossen sich, mit ihr die Philosophie zu studiren. Dies aber war es gerade, was Terpsichore vermeiden wollte. Sie wollte dem Schwarm ihrer Anbeter auf dem Wege gehen, und dies gelang ihr auch so gut, daß sie eines schönen Morgens fort war, Niemand wußte wohin.

Die Göttin hatte sich zum Begleiter einen entfernten Verwandten gewählt, einen alten Mann, der von den Lyrikern „der Liebling der Grazien" genannt wurde. Er hatte in seiner Jugend einen Band Gedichte geschrieben und diesen den Grazien gewidmet. Einer jener beschäftigungslosen Kritiker, an denen es in großen Residenzen nie fehlt, hatte sofort im Namen der Grazien gedankt und eine Epistel zu Lobe gefordert, welche die Stadt und den Hof unendlich amüsirte. Der kleine Prinz, wo er hinkam, mußte Bruchstücke von diesem Gedichte hören; man übelte sie sich ins Ohr, man warf sie sich auf Billetchen geschrieben einander zu, so daß der arme

Autor, unter dem Geräusch dieser Epigramme zusammenschreckend, keine ruhige Stunde mehr genoß. Er gab Diners, um die Welt zu besänftigen; er arrangirte kostspielige Feste, um seine Spötter zum Schweigen zu bringen; allein überall, aus jedem Becher, aus jedem Tafelaufsatz tauchte die unglückliche Gruppe der Grazien auf und zeigte ihm höhnend ihre Rückseite. Man muß gestehen, daß dies ein Verhältniß ist, in welches man selbst mit den Grazien nicht gerne geräth. Die mitleidige Fürstin befreite den Gepeinigten von diesen Qualen, indem sie ihn seinen Verfolgern entführte. Sie begab sich mit dem alten Lieblinge der Grazien auf Reisen.

Der Weg ging zuerst nach Ferney, um das kaiserliche Schreiben an seine Adresse gelangen zu lassen. Der Philosoph von Ferney litt gerade damals an einem hartnäckigen Unterleibsübel, das drei Pariser Aerzte und Madame Denis in Verzweiflung brachte. Alles, was nicht Katzwerge oder Affen war, wurde unerbittlich auf die Seite geschoben, und so blieb selbst das Schreiben der Kaiserin unentsiegelt

auf dem Schreibtische des Philosophen. Als Voltaire erfuhr, wie schön und jung und wie lernbegierig die Ueberbringerin sei, verwünschte er zähnefletschend sein Uebel und warf durch einen donnernden Fluch Madame Denis in Ohnmacht. Es half jedoch nichts, die Fürstin mußte sich unverrichteter Sache entfernen und nahm nun ihren Weg, um Diderot aufzusuchen. Der Verfasser der „Bijoux indiscrets“ befand sich gerade im Haag, wo er grollend mit Catharina, daß sie ihn so schnell entlassen hatte, einige bittere Artikel für die Encyclopädie ausarbeitete. Um in den Haag zu gelangen, passirte man einen Theil Deutschlands und hier war es, wo die junge Fürstin die schönen Geister, die das achtzehnte Jahrhundert Germanien schenkte, kennen lernte. In Zürich empfingen sie Lavater und Gessner. Der Erstere zeichnete ihr Profil und fand darin das Ideal einer Magdalene, welches der Fürstin ein kleines Schaamerröthen abnöthigte, der Andere veranstaltete ein Schäferfest, wo Arkadiens Bevölkerung sich aufmachte, um in schlechten Versen die junge Sarmaten-

Fürstin zu besingen. Der gute Gessner tanzte bei dieser Gelegenheit selbst ein Menuet in einem flatternden, gelbatlasnen Röckchen, geschmückt mit dem Kranze Anakreons. Die Fürstin schwebte an seiner Hand wie eine junge Nymphe des Thals, die dem Gesange der bukolischen Hirten lächelnd lauscht. Der alte Liebling der Grazien war entzückt, hier die Feste in Wirklichkeit zu finden, die er sich in dem hyperboräischen Klima Petersburgs idyllisch erträumt hatte. Er saß zwischen zwei arkadischen Schäferinnen und sie zärtlich Eine nach der Andern anblickend, öffnete er seine kleine Porzellandose und nahm eine lange, schwelgerische Prise. In Gesellschaft wurde die junge Fürstin an die Tafel des Fürst-Bischofs gezogen und disputirte mit ihm in dem elegantesten Französisch über die politischen Maximen Montesquieu's. Am Abend sang sie vor dem versammelten Hofe eine kleine Arie Piccini's, die den geistlichen Fürsten zu einigen sehr weltlichen Gedanken verführte. Ermüdet kam die Fürstin in Brüssel an, und fand dort schon einen Brief Diderot's vor, der

von ihrer Ankunft benachrichtigt worden war, und der ihr folgende Zeilen schrieb: „Seitdem ich nicht mehr an Gott glaube, habe ich alle Sonnabend das Fieber. Wie dem abhelfen? Es scheint, daß mir mein Schicksal die Wahl läßt, entweder das Fieber der Seele, den Aberglauben, oder das Fieber des Körpers zu erhalten. Diesmal möchte ich gerne meine Seele krank machen, um mir dadurch einen gesunden Körper zu erlangen, der Ihnen entgegenfliegen und Sie im Stande anbeten kann." Die Fürstin ersparte dem Philosophen die Qual, den Wunsch hegen zu müssen, wieder an Gott glauben zu können, und reiste ihm entgegen. Diderot war gerade in der Laune des Enthusiasmus für die Menschheit. Sein magerer Körper, ewig durch Nervenzuckungen erschüttert, sein blasses Gesicht, auf dem Leidenschaften und Laster sich malten, seine blauen Augen, in denen eine schwächliche Sentimentalität flimmerte, die fortwährend gegen den Spott in den Mundwinkeln kämpfte, alles bekundete die höchste Aufregung, als er die Fürstin

begrüßte und aus ihren Händen das kaiserliche Schre
ben empfing. Ach Madame! sagte der Philosoph, in
dem er mit gebrochenen Knieen und gesenktem Haupt
stehen blieb, sie hat unterschrieben! Meine gro
stolze, mächtige Fee hat eingewilligt, die Ketten de
Menschheit härter zu schmieden. Ja, sie that's
Die unselige Schrift durchfliegt Europa und wi
sanftesten Kinder der Schöpfung, wir Poeten, weine
Ach, Madame, wenn ich noch einen Gott hätte z
verschenken, ich gäbe ihn hin, um diesen Zug ihre
Hand zurückzukaufen, um Catharinens großes schöne
Herz der Welt wieder zurückzugeben. Wäre ich b
ihr geblieben, es wäre nicht geschehen. Auf meinen
Knieen hätte ich sie gebeten, dem künftigen Geschlech
seine Heldensänger nicht zu rauben, indem sie ihm
den Glauben an Größe nahm. Denn wer kann sich
rühmen, so weit die Geschichte reicht, auch so tief
da sie fiel! Ach, Madame, es giebt noch ein
größeres Leid, als den Schmerz, eine gute Tragödie
gedichtet zu haben, die Niemand würdigt, es ist kal

Leid, die Menschheit bluten zu sehen und nicht helfen zu können! —

Er öffnete roth vor Unwillen und mit zitternden Händen das Schreiben; aber kaum waren die ersten Zeilen durchlaufen, als seine Blicke leuchteten und jede seiner Mienen Entzücken und Ueberraschung ausdrückte. O sie ist ein Engel! rief er. Der Genius der Menschheit kann, wenn er auf Erden erschiene, keine würdigere Gestalt als die ihre tragen. Lesen Sie, Fürstin, lesen Sie. Die Kaiserin kauft mir meine Bibliothek ab, sie sichert mir eine Rente, wie sie kein Marquis hat, und dennoch darf ich meine geliebten Bücher behalten, sie leiht sie mir bis an mein Lebensende. Kann man großmüthiger handeln? O meine Göttin, verzeih das Wort der Schmähung, das meinen Lippen entfuhr. Wie Du auch mit dem besiegten Europa verfährst, meine Lippe ist stumm, das Siegel der Dankbarkeit hat sie geschlossen.

Wenn man die erhabenen Grundsätze der Philosophen sich aneignen will, und man erblickt einen vor

sich, der durch ein Jahrgehalt gewonnen in einer Minute vom äußersten Zorne zum ausschweifendsten Enthusiasmus übergeht, so kann dies keinen ganz günstigen Eindruck machen. Die Fürstin Terpsichore, obgleich sie erst achtzehn Jahre zählte und ihre erste Reise die Welt zu sehen machte, empfand doch eine leise Ahnung, daß Herr Diderot unmöglich das Ideal eines Philosophen sei, aber da sein Aeußeres ihr behagte, da sein großer Name sie reizte, da dieses Gemisch von Geist und Sentimentalität, diese zusammengewürfelten Epigramme und Thränen ihre Neugierde reizten, so nahm sie eine Wohnung im Haag und gehörte von nun an in die Gesellschaft des Philosophen. Diese Gesellschaft war ziemlich zahlreich und bestand aus dem vornehmen Adel fast aus allen Ländern. Die Sommermonate brachte man in Spaa zu.

Wenn Diderot das Fieber hatte und nicht ausgehen durfte, schrieb ihm die Fürstin. Hier einige dieser Briefe:

„Sie bezeugen mir Ihre Ehrfurcht für jene

Aeußerungen, die ich so kalt gewesen sein soll, der Kaiserin entgegenzutreten, als sie sich zur Unterschrift der Akte anschickte. Diese Gerücht ist falsch; ich habe kein Wort gesprochen, nur ein elektrischer Schlag, den wie ich jeder glaube jeder andere Anwesende mit mir fühlte, durchzuckte mich, als ich die in diesem Moment allmächtige Feder in der Hand der Monarchin sich bewegen sah. Nichts war wohl natürlicher, als diese Zeichen einer empfindenden Seele. Die Kaiserin, in deren großer Seele etwas Aehnliches in diesem Augenblicke wirken mochte, sah mich an, und ich glaube, ich verstand den Blick dieser Augen. Aber Sie sehen meine schüchterne Expression in ein zu glänzendes Licht, wenn Sie sie lediglich der Theilnahme für die leidende Menschheit zuschreiben. Nichts von dem! Ich will mich nicht in eine erborgte Unbefangenheit kleiden. Meine Theilnahme für die Polen rührte daher, weil ich in der Gesellschaft Petersburgs einen jungen Polen kennen lernte, für den ich Interesse faßte. Er war es, der mir in dem Moment, als meine Hand sich

abwehrend erhob und mein Auge eine kindische Thräne füllte, vor meiner erschütterten Seele schwebte. Sie sehen, Herr Diderot, wenn die Philosophie eine Maske ist, so weiß ich sie noch nicht zu brauchen. Ich zeige mich in meiner Schwäche und Hülflosigkeit."

„Sie wünschen den jungen Polen kennen zu lernen. Wozu? Er ist kein Philosoph. Seine junge Seele treibt in der Irre. Ich sah ihn unregelmäßig und ausschweifend leben und verlor ihn bald aus den Augen. Wie ich mit ihm verkehrte, war er wortkarg, und Alles, was ich von ihm erbeutete, waren ein paar wilde Romanzen, die er mit einer taumelnden Stimme und in einer Art sang, daß ich ihm mein Haus verbieten mußte. Später schrieb er mir einen Brief, den mein Mann auffing und der die Ursache war, daß er die Stadt verließ. Was in dem Briefe gestanden, weiß ich nicht, aber eine Liebeserklärung war es gewiß nicht, denn er wanderte aus den Händen meines Mannes in die Tasche des Polizeiministers. Später sah ich ihn nicht wieder.

Aber gab es je eine Flamme des Patriotismus, die in den Augen eines Mannes leuchtet, so war sie in diesen Augen sichtbar."

„Sie sagen mir, daß ich liebe, ich sage Ihnen „nein!" Wenn Sie wüßten, was ich in der Welt mit dem Namen Liebe habe benennen hören, Sie würden begreifen, wie ich zittere, wenn man mir dies Wort nennt. Ich will nicht sagen, daß ich großen Schmerz erduldete, allein ich litt unter einem kleinen, immer wiederkehrenden Ekel. Was ich an Jugendphantasien hatte, brach zusammen unter der parfümirten Hand der Vermehrin. Aber ich habe es vergessen, ich hoffe, daß es nicht wiederkommen wird — also — will davon! Sie fragen mich, ob ich an Gott geglaubt? e ja, und ich glaube noch an ihn. Als man mir zum ersten Male den schönen gestirnten Himmel zeigte und mir dabei sagte, dort wohne er, da richtete ich Hände und Augen hinauf und das erste reine Gebet entfloß meinen Lippen. Später vergaß ich Gott wieder und oft habe ich auf dem Marmorboden der Bäder gelegen, ohne an

etwas anderes zu denken, als wie sich die Falten meines Spitzenschleiers drapyiren würden. In einer kalten Nacht saß ich an der Seite meines Mannes in einem kleinen Schlitten, der pfeilschnell die Ebene durchschnitt. Man muß die tiefe Einsamkeit eines nordischen Schneefeldes kennen; ich richtete den Blick nach oben, die Sterne funkelten; es waren dieselben Sterne. Dort oben wohnt er, sagte ich leise, und eine Ruhe, wie ich sie nie gefühlt, floß in mein Herz. Dies ist bis jetzt meine Religion. Können Sie mir etwas Besseres geben, so nehme ich's gerne an."

„Ich habe den Theil des Plato erhalten und werde mich daran machen, ihn zu studiren, wenn ich werde einen ruhigen Augenblick gefunden haben."

„Das Gleichniß mit den beiden Rossen gefällt mir; eines das wilde, das uns in den Abgrund ziehen will, das andere das weise, stille, demüthige Roß, das seinen Nebengespann und selbst den Führer immerdar zurückhalten möchte. Das wilde Roß — da denke ich mir die Seele eines Mannes, dem die

Welt zu klein ist. Dieses schwarze, wilde, sich bäumende, schaumbefleckte Roß — o ich habe es gesehen, es schwebt mir deutlich vor den Augen. Es stürzt dem Abgrunde zu — wer vermag es zu halten?"

Diderot antwortete:

„Madame, es scheint, daß Sie noch viel zu jung für die Philosophie sind. Sie müssen das Leben, die Genüsse, die Zerstreuungen aufsuchen. Es hilft nichts, daß ich mich mit Ihnen einsperre; ich werde bei diesem Wetter einfältig und Sie gewinnen nichts an Geist. Wir müssen uns trennen. Wäre ich zwanzig Jahre jünger, so können Sie sich wohl denken, daß ich dies nicht vorschlagen würde, vielmehr würde ich um alles in der Welt Ihnen meine Philosophie beizubringen suchen. Allein was wollen Sie? Mein Auge ist getrübt, meine Wange hohl, meine Hand kalt, ich spiele die Rolle eines langweiligen Schwätzers. Der liebe Gott läßt mich nur noch leben, damit er immer Jemanden hat, der ihm widerspricht, denn wie jeder große Geist, liebt er's nicht, immer Recht zu behalten. Seine alten

Höflinge, die Priester aller Religionen, versehn es darin, daß sie viel zu devot sind und jeden Gedanken an Widersetzlichkeit von vorn herein gleich aufgeben. Da sind wir Philosophen ihm viel lieber. Heute streiten wir bis auf unsern letzten Blutstropfen um seine Existenz, morgen lachen wir über einen solchen Glauben, wenn wir zur Vernunft gekommen sind und die Kinderschuhe abgelegt haben. Dann wird unser Haar grau, unser Schritt wird wankend, die Vernunft sagt uns, daß wir sterben müssen, daß man uns in die Erde legt und daß die Welt ihren Gang unbekümmert weiter geht. Das gefällt uns natürlich nicht, wir fallen wieder Gott und dem Glauben anheim, aus keinem andern Grunde, weil uns unter dieser Bedingung ein ewiges Leben versprochen wird. Ein ewiges Leben! Wie drollig! Denken Sie sich, daß ich, Diderot, und Sie, die Fürstin Kapuchin, durch aller Ewigkeiten Ewigkeit immer dieselben bleiben! Welche elende Figuren müßten wir sein, wenn tausend Jahre dahingegangen sind, und um tausend mal tausend Jahre immer derselbe Diderot, immer

dieselbe Fürstin! Welch ein Ungeheuer von Langeweile birgt sich in dieser Vorstellung. Und doch ist's nicht anders. Der heilige Hubertus, die heilige Gudula sind durch Aonen von Jahren immer der heilige Hubertus und die heilige Gudula. Wenn diese heiligen Mumien wüchsen, so wären sie nicht mehr das, was sie sind; wenn sie besser oder schlechter würden, so wären es nicht mehr Hubertus und Gudula. Nein! fort mit der Ewigkeit! Zu welchen Thorheiten verleitet uns die Eitelkeit, ewig leben zu wollen. Plato hat einen andern Plan mit unserer Seele; er läßt sie tausend Jahre durch eine Unsumme von Körpern hindurchpassieren und zuletzt ihren alten Leib wiederfinden. Alle nach tausend Jahren gäbe es wieder einen Diderot und eine Fürstin Lapuchin. Auch da sehe ich keinen großen Spaß dabei. Die Platoniker sind über die Zudringlichkeit, daß man ihre heiligen Seelen, Seelen, auf die sie so stolz sind, so hübsch aufbewahret, sie von einem Gefäß in's andere gießt, ganz entrüstet, allein ich meinestheils will doch diese Wanderung nicht mitmachen, und

wenn man mir auch die hübschesten Weiber, den Ihrigen, theure Freundin, nicht ausgenommen, gleichsam zur Wahl vorlegte. Ich will nun einmal vernichtet sein, ich will dagewesen sein, um nicht wiederzukommen, weder ganz, noch theilweise, weder so noch so. Selbst in die Mythologie des Genies will ich nicht gerathen. Meinetwegen mag die Brücke gleich hinter mir abgebrochen werden, und jede historische Ueberlieferung von einem Barbarenschwarme verlöscht sein. Ich gebe auf die Geschichte nichts, denn sie hat uns nicht klüger gemacht, obgleich sie schon mehrere Jahrtausende predigt. Das Einzige, was wirklich ist, und was wir deutlich, als uns gegeben, in der Hand fühlen, ist der materielle Genuß, aber wir müssen verstehen zu genießen. Wir müssen unsere Sinne schärfen und Alles beseitigen, was im Stande ist, sie frühzeitig zu stumpfen. Eine Schnecke, die ihre Fühlhörner in ein Futteral steckte, was könnte sie viel mit ihnen ausrichten, und wir wechseln mit tausend und aber tausend Futteralen, die wir abwechselnd über unsere Sinne ziehen.

Sie glauben gar nicht, wie man den Körper und die paar Sinne, die wir haben, von jeher chikanirt hat. Die Anachoreten der Wüste Thais sahen so lange starr in den Himmel, bis sie erblindeten, dann lebten die armen Narren noch achtzig Jahre auf der Erde, ohne von ihren Erscheinungen auch nur das Mindeste zu sehen. Nicht ganz so schlimm machen es unsere Frommen; sie schielen doch hier und da nebenbei, wo sich ihnen auf der Erde etwas zeigt, das nicht so ganz ihrer Aufmerksamkeit unwürdig ist. Wir müssen von den wilden Stämmen am Mississippi lernen, welch ein köstliches Ding es um's Auge ist; wie viel man sehen kann, wenn man von Kindheit auf zum Sehen angehalten ist. Welche Schönheiten hab' ich in Gemälden, an Statuen entdeckt, lediglich weil ich mein Auge zu brauchen verstand. Und so geht's mit den andern Sinnen auch. Sie sehen, wie einfach das ist, was wir armen Philosophen unsre Weisheit nennen; und doch getraue ich mir, nach diesen Prinzipien einen Staat, dreimal so groß, als das Reich meiner schönen Freundin zu regieren.

Wenn wir nur Alles hinwegschaffen, was an altem Schutt vergangene Zeiten angehäuft haben! Aber natürlich, so lange wir nicht gut sehen, nicht gut hören, nicht gut riechen und schmecken, so wissen wir nichts Deutliches um die Natur der Dinge, die sich um uns anhäufen, und da kann's geschehen, daß wir einen Haufen Schutt für einen Altar der Venus ansehen, und an einer Venus von Bouchardon eine Venus von Praxiteles heraustasten. Also gute Sinne, liebe Freundin! Weder geistige noch leibliche Blindheit und Taubheit, und wir können Descartes und Plato verlachen."

Die Fürstin ließ einige Tage vergehen und dann antwortete sie ihm hierauf:

„Ihre Philosophie gefällt mir nicht. Ich glaube in der That, daß ich noch zu jung, um einer Lehre Geschmack abzugewinnen, die alle Ideale aus dem Leben verbannt. Was hilft es mir, wenn ich meine Sinne schärfe, wenn das, was durch sie mir zugeführt wird, mir keine Freude macht? Dagegen das, was ich nirgends sehe, was nur in meinen Träumen

lebt, mich in Entzücken versetzt? Warum soll ich so scharf sehen, als ein Wilder am Mississippi, ich würde dann inne werden, daß meine Freunde Runzeln haben, deren Gesichter mir früher glatt erschienen, ich würde den Wurm am Rosenblatte nagen sehen, den ich jetzt nicht sehe. Und nun gar Werke von Menschenhänden! Welches Gemälde, welche Bildsäule würde mich da noch befriedigen, wenn ich nicht bedächte, daß die höhere Idee der mangelhaften Form das Wort reden muß? In einer der Kirchen Petersburgs hängt das Bild eines heiligen Stephan; es ist der schönste Jünglingskörper, den man sehen kann, und dennoch meine Phantasie giebt mir diesen Heiligen noch mit ganz anderer Schönheit bekleidet."

Diderot antwortete in einem kleinen verdrießlichen Billete:

„Sie mischen die Sentimentalität in unsern Streit, Madame, und da bin ich gleich am Ende. Sie schwärmen und ich philosophire: wir kommen in Ewigkeit nicht zusammen. Sie lassen in Ihrem Boudoir die Vorhänge herab, um ungestört zu träumen,

ich ziehe sie bei meinem Schreibtische auf, um r
scharf zu sehen. Sie haben einen heiligen Steph
und ich einen Mops. Sie haben die Jugend u
die Schönheit und ich — habe die Encyclopädie.
haben die Liebe und die Zärtlichkeit und ich — h
Pedagra, Sie haben Gott und ich habe — Dider
Wir wollen uns nach zehn Jahren wieder sprech
Leben Sie wohl, ich reise."

Die Fürstin wickelte die Papierschnitzel zusa
men, die sie während dieser kurzen Correspond
von dem Philosophen erhalten hatte und steckte
in ein geheimes Fach ihres Reisekästchens. D
erste Lektion in der Philosophie war beendet, a
war weder zum Beifall des Lehrers noch der Sc
lerin ausgefallen. Das kleine französische Exempl
des Plato blieb in der Fürstin Hand. Der Phi
soph vergaß es, ihr dasselbe wieder abzufordern, u
Terpsichore einmal für den großen Repräsentan
einer idealen Weltanschauung gewonnen, las s
immer tiefer in die Poesie seiner Lehren hinein.

Eines Abends lag sie am Ufer eines Bach

der einen kleinen schattigen Hain durchfloß. Die Gegend war in Einsamkeit und Abendröthe gehüllt. Die Fürstin hatte ihren Plato in der Hand, allein das Büchelchen entsank ihr, und beide Hände in den Schooß gefaltet, sah die schöne Frau in Träume versenkt dem Tanz der kleinen Wellen zu, wie sie über die glatten Kiesel hinrollten. Sie mochte nicht lange so in Phantasieen geschwärmt haben, als eine Flöte durch den Hain erklang und eine einfache aber süße Melodie ihr Ohr erreichte. Sie blickte auf, der Niemand war zu sehen. Endlich trat aus den zusammenstehenden Hecken ein junger Mann heraus, der ohne die Fürstin zu bemerken seinen Weg fortsetzte, indem er der Flöte jene leidenden und schwermüthigen Klänge entlockte, die diesem Instrument besonders eigen zu sein pflegen. Es war eine Arie Tasso's, die der Flötenbläser nicht ungeschickt sang. Nachdem Serpentine ihm einige Zeit gelauscht hatte, wurde sie neugierig, das abgewendete Gesicht dieses melancholischen Genossen ihrer Einsamkeit zu sehen, und da er so tief mit seiner Musik

beſchäftigt war, daß er auf kein Huſten, a
Raſcheln mit den Zweigen hörte, ſtimmte ſie
in ſeinen Geſang ein und nie klang ihre
lieblicher als jetzt, da ſie dieſelbe mitten in
röthe und Walddunkel, gleichſam ungedul
rufend ſchickte. Der Wanderer blieb ſteh
kehrte ein überraſchtes freudig erſchrecktes
ihr zu, das blonde Locken umwallten. Die
ließ ſich jetzt ihrerſeits nicht ſtören, ſie ſan
Arie zu Ende, und dann erſt erwiederte
einem leichten Kopfnicken den Gruß des R
der große Luſt zu haben ſchien, den Bach zu
waten. Das klang recht hübſch! rief ſie,
O ganz allerliebſt, meine Göttin! erwiederte
ſchwenkte den Hut, der mit einem rothen Ban
einem Blumenſtrauß geziert war. Wer mu
ſchöne Fee, die Sie hier im Grafe liegen
ſchön ſingen? — Wer ich bin? die Frau des H
deſſen Haus Sie dort ſchimmern ſehen. Ab
mein Herr, wer ſind Sie, der Sie die Nymph
Hains aus dem Schlummer wecken? — O

schöne Pächterin, ich bin ein elendes Menschenkind, man nennt mich einen Dichter, aber die Muse hat mir nie sonderlich gelächelt, es müßte denn heute das erste Mal sein, wo je die Gestalt einer Pächterin geherrscht hat. — Sehr artig, mein Freund; aber ich bin keine Muse. — Das möchte ich in der Nähe untersuchen. Erlauben Sie, daß ich zu Ihnen hinüberwate? — Warum nicht, ich kann Ihnen nicht verwehren, ein kaltes Bad zu nehmen. Der Jüngling hatte sich schon dem Wasser vertraut, anfangs netzte es nur seine Knöchel, doch indem er von einem Steine abglitt, versank er bis zum halben Leib in eine ziemlich tiefe Stelle. Retten Sie meine Flöte! rief er der Fürstin zu und warf das Instrument ihr vor die Füße, in ihr ist meine Seele verborgen. Er sprang ans Ufer, warf sich ohne Umstände zu machen der Fürstin zur Seite und drückte mit einem zärtlichen Lächeln ihre Hand an seine Lippen. In der That, Sie sind schön! Jetzt seh' ich es — ja ja, Sie sind schön! Wenden Sie Ihren Kopf nicht weg! Ich bitte. Wie anmuthig ist dieses Zusammen-

treffen. Der Abend ist so still, die Nacht wird n
stiller sein. — Damit diese mich nicht überra
will ich mich nach Hause zurückbegeben, rief Ter
chore lächelnd, indem sie mit einem kleinen Zuge
Mitleiden ihren durchnäßten Ritter ansah. — N
Hause? Nein. Ich lasse Sie nicht — oder vielme
ich lasse Dich nicht. Meinst Du, wir Dichter
ständen uns so schlecht auf Abentheuer. Ich h
meinen Ariost studirt. — Aber ich, mein Herr, h
die Launen eines Mannes studirt und weiß, daß
ihre Liebe für Abentheuer nicht theilt. — Der dum
Pachter! — Was sagten Sie, mein Herr? — Nic
mein Engel. Lassen Sie uns singen. Frisch auf
noch eine Arie von Cimarosa — oder vielmehr
Duett. — Nein, ich muß nach Hause. — Ohne
ihren Widerspruch zu hören, schlang der ju
Dichter seinen Arm um ihren Leib und wollte
einen Kuß rauben, das Buch fiel in's Wasser!
O Himmel, retten Sie. — Er fischte es wie
heraus, öffnete es und rief erstaunt: Plato!
Dann wandte er sich schnell, indem eine dunkle Rö

sein Antlitz übergoß. Madame, Sie sind keine Pächterin; Sie haben mich getäuscht, das ist verrätherisch gehandelt. Die Fürstin wollte etwas erwiedern, doch er schnitt ihr rasch das Wort ab, indem er rief: Ich will Ihren wahren Namen und Stand nicht kennen. Sie sind eine jener vornehmen Damen, die ihr Wesen hier in der Nähe treiben und die ich wie die Pest fliehe. Leben Sie wohl, wir sehen uns nie wieder.

Er ging und die Fürstin blieb erstaunt und befremdet zurück. Sie glaubte noch die Wärme seiner Lippen auf ihrer Hand zu fühlen, den Druck seines Armes um ihren Leib. Jetzt verschwand er hinter den Baumstämmen, auch nicht einen Blick warf er zurück. Er schied im lebhaftesten Unwillen. So mache ich denn die erste Bekanntschaft eines Dichters, sagte Terpsichore, sich aufrichtend und träumerisch ihren Weg verfolgend. Die Dämmerung hüllte den Hain schon in tiefe Schatten. Nur hier und da spielten röthliche Lichter um die Gipfel der Bäume. Ganz in der Ferne hörte sie die Flöte

wieder, aber ihre Töne waren nicht mehr ruhig und sanft, sie klangen wild und abgerissen. So schickt er mir noch aus der Ferne seine Vorwürfe zu! rief die Zuhorchende lächelnd. Am andern Tage, zur selben Stunde fand sie sich wieder im Wäldchen ein, aber der Dichter blieb aus, ebenso am dritten Tage. Am vierten Tage kam er zwar ebenfalls nicht, allein seine Flöte ließ sich im Dunkel der Mehnsche und aus ziemlicher Entfernung hören. Die Klänge der Melodieen waren Anfangs unwillig und drohend, dann gingen sie in klagende Akkorde über und zuletzt ließen sie, wie dunkle Baumgipfel den blauen Abendhimmel, eine ferne frohe Hoffnung durchschimmern. Die Fürstin erhob dann ihre Stimme und legte in ähnlicher Weise den Melodieen eine Sprache unter. Das nächste Mal fand sie einen kleinen versiegelten Zettel am Fuße des Baumstammes, an dem sie gewöhnlich lehnte, auf's Moos hingeworfen. Er enthielt die Worte: „Wer Du auch seiest, schöne Fee des Hains, störe nicht einen armen Knaben in seiner selbst gewählten Einsamkeit, indem Du in

Sie uns einige Schritte auf dem Lebenspfade zusammen machen. Es wird mich und hoffentlich auch Sie nicht gereuen." Dieses Blatt legte sie am Fuße des Baumes nieder. Am andern Tage fand sie die Antwort, die so lautete: „Nein, nein, nein! Versucherin! Ich sage Dir — nein! Ich kann, ich darf Dir nicht folgen." —

Hiermit hatte dies hübsche Abenteuer ein Ende. Die Fürstin entfernte sich aus Spaa. Sie ging in Begleitung des alten Lieblings der Grazien und entschlossen, Paris aufzusuchen, wollte sie den Rest der angenehmen Jahreszeit noch in Deutschland zubringen und zwar auf dem Landgute der Gräfin Wallheim. Sie war die Tochter des Fürstbischofs von Cöln und als geborne Reichsgräfin von Hallenberg an den Grafen Wallheim vermählt. Ihr Landsitz, in der schönsten Gegend des Rheins gelegen, war der Sammelpunkt der vornehmen Welt, und Bälle und Feste wechselten. Die meisten Gäste, die den höheren Kreisen der Gesellschaft angehörten, und die Spaa verließen, fanden sich hier im Schloß Wallheim

Ranken, auf deren biegsamen Blättern und Zweigen sich Engel und Göttinnen schaukelten. Den Fries, der oberhalb der hohen und bis an den Fußboden reichenden Fenstern hinlief, bildete eine Jagd der Diana. Ein Trupp unbekleideter Nymphen jagte hier in stürmischer Eile einem verwundeten Hirsche nach, der sich hinter ein vergoldetes Gebüsch zu retten suchte. Auf dem angrenzenden Felde labte sich die Göttin und drapirte mit großer Zierlichkeit ein hellblaues Gewand um ihre Hüften zum Bade. Die gewirkten Tapeten waren überaus kostbar und ein Geschenk des Kardinals Fleury an den Kurfürsten. Daß dieser schöne prunkvolle Saal mit Steinpflaster versehen war, gab ihm vielleicht etwas Alterthümliches. Der Schritt erschallte seltsam auf dem Marmor und weckte ein Echo, das sich in den hohen Winkeln der Decke, an dem Haar oder der Gewand einer schönen Nymphe brach. Man konnte nicht Schöneres sehen als eine Gruppe von Damen, die in ihren rauschenden Gewändern, zierlich emporgehalten durch weiße, volle, perlmutterschimmernde Arme,

Fenster und einem Kamine. Waren die Fenster durch die schweren, langen Vorhänge geschlossen, brannte ein Feuer im Kamin, so konnte es nichts Gemüthlicheres geben, als ein behagliches Hinstrecken auf einem der kleinen Sopha's, deren immer zwei oder drei vor dem Kamin hingeschoben standen, und in dieser Stellung ein Geplauder, das durch nichts gestört wurde, als durch das Prasseln der Flamme im Kamin und das Rauschen der Bäume vor den Fenstern. Auf diese Weise sonderte sich manches Pärchen ab und ließ unbekümmert den Strom der Gesellschaft sich in dem Garten oder in die anstoßenden Zimmer vertheilen.

Der Fürstbischof besuchte seine Nichte oft, als Coadjutor des Erzstifts Münster lud er mehrere der dortigen Familien zu sich zu Gaste und die Nichte mußte immerdar bereit sein, diese Fremden zu empfangen und für sie die angenehme Wirthin zu sein. Von der andern Seite waren die französischen Bekanntschaften ihres Gemahls nicht minder zahlreich und besonders zur Zeit, wo jene [illegible]

Einfluß ihrer annahm. Beide Frauen schlossen ein zärtliches Freundschaftsbündniß, wie es in der großen Welt selten ist. Später war dieser Schutz nicht mehr nöthig, die junge Reichsgräfin ging nach Deutschland zurück und bald darauf fand ihre Vermählung statt. Ein lebhafter Briefwechsel zwischen den Freundinnen erhielt das einmal geknüpfte Band in seiner vollen Stärke. Die ersten Tage ihres Zusammenseins brachten sie, abgeschlossen von dem Schwarm der Fremden, in einer eben so vertrauten als süßen Einsamkeit hin, die durch die Erzählung der von beiden erlebten Schicksale immer neu mit Reiz geschmückt wurde. Zwei junge Frauen, in der Blüthe ihrer Jahre, in Glanz und Reichthum erzogen, beide schön, beide geistvoll, beide bewundert und geliebt, wie hätte man zwei reizendere Gestalten in dem bewegten und üppigen Leben jener Zeit finden können. Die Fürstin entdeckte jedoch, daß die Freundin freiere Ansichten über gewisse Dinge hatte, als sie selbst. Sie zählte zum Beispiel ein Verhältniß zu ihrem Geschlechte, das [illegible] der Moral

darin: „Ich sende Ihnen, meine schöne Schülerin, einen Zögling der kleinen verfolgten Gemeinde der Philosophen. Er hat es übernommen, Ihnen von dem armen Diderot zu erzählen, einem Manne, der da ausging, Gott zu suchen und eine Hand voll Staub fand, den die Winde verwehen. Der Marquis kennt d'Alembert und Helvetius, er kann Sie alle auf die Bekanntschaft dieser Männer vorbereiten, vielleicht wählen Sie ihn zu Ihrem Begleiter nach Paris, einen Posten, den zu bekleiden er nicht minder Fähigkeiten als Verlangen hat. Der Marquis ist ernsthaft und gravitätisch; wir nennen ihn in unserer Gesellschaft nur den Pedanten. Leben Sie wohl, Justine; beten Sie für mich — aber bei meinem Gleichviel. Wenn Sie an den Ufern der Neva irgend eine alte verfallene Kapelle sehen, so treten Sie hinein und flehen Sie für den Mann, der keinen Gott mehr hat, meinen Namen. Irgend ein Ort hört doch! — Diderot."

Der Marquis entsprach der Aufforderung, für der Brief von ihm machte, vollkommen. Er hatte

religiöse Ansicht war. Auch hier wurde er verfolgt. Er begab sich nun auf Reisen und weilte lange in Aegypten, wo er wieder mit den Gelehrten in Fehde gerieth, weil er mit kühnen Urtheilen, die auf eigene Forschungen gegründet waren, die Gebäude ihrer Systeme anfocht und den Grund lockerte. Man war froh, als er endlich aus den Pyramiden wieder hervorkroch und nach Frankreich zurückkam. Wenige Monate weilte er hier auf einer seiner großen Feudal-Besitzungen, dann verschwand er und man entdeckte ihn in Amerika wieder, wo er auf dem Congreß zu Washington Reden an's Volk hielt. Aber auch hier war es ihm nur darum zu thun, die Bande zu lockern, welche die Unterthanen an ihre Fürsten halten; um ein dadurch bewirktes Gutes kümmerte er sich nicht, eben so wenig ging er grade darauf aus, Böses zu Stande zu bringen, folgte es, so war es ihm grade nicht unangenehm. Zunächst lag ihm nur daran, seinen Widerwillen gegen Alles zu beweisen, zu dem die Menschen Vertrauen haben und dem sie Ansehen und Geltung zugestehen. Von Amerika

heimgeführt, faßte er den Plan, nach Rußland zu gehen, und Diderot, der ihn bewunderte und liebte, bestärkte ihn in dieser Absicht, verschaffte ihm einflußreiche Schreiben und hatte ihn zuletzt noch aufgefordert, die Bekanntschaft der Fürstin zu machen, um durch sie ein Schreiben an den Metropoliten von Moskau zu erhalten, einem Verwandten der Fürstin.

Der Marquis hatte für [illegible] kein großes Interesse. Sein Charakter hatte zu wenig Biegsamkeit, um in Intriguen glücklich zu sein, auch schätzte er diese Kämpfe zu gering, um ihnen ernstlich einen Theil seiner [illegible] Kraft zuzuwenden. Kam er einer [illegible], die ihm nicht [illegible] war, so empfand er wohl [illegible]. Er [illegible] viel Weisheit, als [illegible] zu [illegible], allein es [illegible] ihm [illegible], [illegible] auf dem [illegible] der [illegible] zu [illegible], und auf andere [illegible] [illegible] ihm ein [illegible] [illegible] [illegible] für die [illegible]. Hätte er eine Frau gefunden, die ihn ganz verstand, die das [illegible] [illegible] Theil seiner [illegible] Seele

faßte, er hätte an ihrer Besiegung wahrlich mehr Kräfte gewendet, als alle seine Zertrümmerungsversuche bis jetzt ihm gekostet hatten. Aber eine solche Frau in jenen Tagen zu finden, wäre fast einem Wunder gleich gekommen, und an Wunder glaubten die Anhänger Diderot's nicht.

Auf die Fürstin machte der Marquis einen besonderen und scharfen Eindruck, sie schrieb über ihn ihrem Freunde: „Sie haben mir in diesen Tagen einen Araber der Wüste gesendet, den irgend eine Fee zu einem Marquis zu Zeiten Ludwigs des Funfzehnten verwandelt hat. Seine braun-olivenfarbige Gesichtsfarbe ist mein Schrecken, und zugleich mein Entzücken. Ich habe die Gräfin zugleich verehrt, ihn hier festzuhalten und er scheint nicht ungeneigt, eben so lange bei uns zu verweilen, als er in der Pyramide des Sesostris verweilte, das heißt von einem Mondviertel zum andern. Der Himmel gebe, daß er nur hier eben so viel Interessantes entdeckt, als in der Pyramide; was mich betrifft, so werde ich mir Mühe geben, dem Könige Sesostris bis in

„Nachschrift. Wenn Sie die Gegend von Spaa wieder berühren, so erkundigen Sie sich doch nach einem jungen Deutschen, er heißt Heinse, und melden Sie mir, ob er noch da weilt, wenn nicht, wohin er gewandert ist.“

Wir geben hier den Inhalt einer Woche, wie er im Programm des Ceremonienmeisters des Fürsten verzeichnet ist.

Am Sonntage: Frühgottesdienst in der Hauskapelle des Schlosses, wo für die Theilnehmer Eintrittskarten vertheilt werden. Dargut kleines Leben. Gottesdienst und Messe in der großen Dorfkirche. Empfangstunde im Schloß. Promenade im Garten zwischen dem grünen Pavillon und der Fontaine mit den drei Tritonen. Die andern Gänge sind dem Publikum geöffnet. Mittagstafel in drei Sälen. In dem Dianensaal für den Fürsten und den Hof im engsten Kreise. Marschalltafel für die Hofbedienten der Stadt und Fremde von Distinction, im Saale zu ebener Erde, wozu der Eingang durch die Grotte mit den drei Sternen führt; [illegible]

den Herren frei, sich unter die Menge zu mischen, die fortfährt zu tanzen und an eigens für sie gedeckte Tafeln zu schmausen, bis das übliche Signal gegeben wird, daß die fürstliche Hoheit das Fest für beschlossen angesehen wissen wollen. Jeder Sonntag wird nach diesem Programm abgehalten, die übrigen Tage der Woche haben sich nur mit den Andachtspflichten und Vergnügungen zu beschäftigen, die für die Hausgenossenschaft im engern Sinne bestimmt und berechnet sind, und wenn die Theilnahme der Landbewohner und die Besuche aus der Stadt nicht mit aufgefordert wird. Für die Damen sowohl als Herren ist die Zeit des Tages vom Morgen bis zu zwölf Uhr Mittags ihrem eigenen Gemessen völlig freigegeben. Um zwölf Uhr versammelt man sich im grünen Saale; wenn die Gesellschaft zahlreicher wird, so werden auch die anstoßenden Gemächer geöffnet. Hier begrüßt man sich und verabredet Pläne zu Vergnügungen oder Beschäftigungen für den Tag. Für die nächste Umgebung des Fürsten ist täglich die Kapelle geöffnet, wo stille Messe gelesen wird.

Montag und Freitag, wo der Fürst nicht an der Tafel erscheint, ist jede Etikette aufgehoben. Die Damen lassen sich von ihren erwählten Kavalieren führen und nehmen Platz, wo es ihnen gefällt. An diesen Tagen findet auch eine Spazierfahrt auf dem See statt in Gondeln und in kleinen Segelkähnen. Um zehn Uhr muß jedoch die Nachtruhe im Schlosse beginnen.

Aus hierher gehören die Memoiren, welche die Fürstin in eigenen Aufzeichnungen hinterlassen und aus denen wir viele Auszüge genommen. Vielleicht ist es gestattet, noch Einiges über das Leben und die Absonderungen dieser genialen Frau mitzutheilen.

Die

sieben Nächte in der Haideschenke.

Erzählungen aus dem Volksglauben.

Wegen Hindernisse, die sich der Weiterreise entgegensetzten, fanden sich in einer Haideschenke eine Anzahl Reisender zusammen, von denen der größere Theil dem arbeitenden Stande und dem Volke angehörte. Da die Tage schwül waren, verbrachten diese Leute sie mit Schlaf und blieben dafür bis tief in die Nacht wach, wo sie vor der Thür der Schenke saßen und den Mond aufgehen sahen, wie er über die Haide dahering, wie ein Wanderer, der unermüdlich seines Weges geht. Die kleine Genossenschaft kürzte sich die Zeit mit Geschichten; sie bestand aus zwei Schiffern mit ihren Frauen, einem Hausirer, einer alten Almosenempfängerin, die von dem nahgelegenen Kloster herüber gekommen war, und einem gelehrten Herrn, der sein Stübchen im Erd-

geschoß der Schenke hatte, und da die Erzählungen ihren Anfang nahmen, sein Fenster öffnete, sich hinauslegte, und sein Wort mit dazu gab, wo es etwas zu berichtigen oder zu erklären gab. Ueberdies waren noch einige Burschen und Mädchen zugegen, die aber nur stumme Zuhörer abgaben.

Die erste Nacht.

Die Geschichte von der weißen Frau.

(Die Almosenempfängerin erzählt.)

Wenn ich der Tage gedenke, die nicht mehr sind, und der Freunde, die mir die entfliehende Zeit geraubt, so will es mich alte Frau bedünken, als sei das menschliche Leben ein Spiel, das Wind und Welle nicht flüchtiger spielen können. Wo ist das, was wir geliebt haben, wo das, was wir hassten? Beides dahin — und zwar auf Nimmerwiedersehen! Wozu da, möchte man fragen, Haß und Liebe? Etwas Anderes ist's, wenn wir die Gewißheit erlangen, daß wir auch noch über den Hügel, der unsern Leib aufnimmt, hinaus unsern Haß oder

unsere Liebe fortsetzen können. Alsdann gewinnen beide eine ganz andere Bedeutung. Ich weiß dann, daß ich nicht allein auf die paar Stunden Erdenleben, wo ich hier mit meinen Freunden beisammen bin, ihnen nützlich sein kann, sondern daß ich Schutz und Fürsorge noch lange, lange nach meinem Tode zu gewähren im Stande bin.

Deshalb haben mich die Geschichten immer so erbaut, die von dem Erscheinen Verstorbener handeln und ich weiß mehrere recht erbauliche von dieser Sorte —

Vor allen merkwürdig ist aber die Geschichte von der weißen Frau.

Ich will davon erzählen, was in meinem Kloster bekannt geworden.

Es giebt ein altes Schloß in Böhmen, Neuhaus mit Namen, an dem ein Städtchen liegt, ebenso benannt, das gehört der alten Familie der Herren von der Rose, aber von Rosenberg. Dort hat sich die weiße Frau zuerst gezeigt, und zwar hat man sie zu jener Nachtzeit auf dem Fenster eines Thurmes

hinaus schauen sehen, hinab auf den Marktplat
Neuhaus, wo gerade allerlei Volks versammelt
mit Kauf und Verkauf beschäftigt war. Nun m
man, daß zu diesem Thurme es keinen Eingang
weil die Treppen, die hinauf geführt, baufällig
worden waren, und das ganze Bauwerk, den E
sturz drohend, sorgfältig abgesperrt gehalten wur
Das Gespenst erschien als eine ehrbare Matro
vom Kopfe bis zu Fuß in einen weißen Wittwe
schleier gehüllt. In ihren Zügen war weder Kumm
noch Leid, aber auch keine Freude ausgedrückt.
die weiße Frau bemerkte, daß die Leute auf d
Markte ihrer ansichtig geworden, verschwand sie m
alsobald vom Fenster, sondern sie wurde immer
kleiner und kleiner, bis ihre Gestalt nur noch
eines Kindes war, und so versank sie. Der böhmisch
Reichskanzler, Herr Wilhelm Slavata, von dess
Nachkommenschaft noch eine Kenne in hohem Alter
sich befindet, hat in seiner Jugend, als er auf den
Jesuiten-Kollegio zu Neuhaus den Studien oblag
gar oft mit eigenem Augen die weiße Frau gesehen

und zwar erschien sie ihm zuerst, um ihm den Tod seines Oheims, des Gouverneurs von Prag, Herrn Adam Slavata, anzukündigen. Dieser gelehrte Herr in der Meinung, daß die weiße Frau kein durchaus guter Geist sei, aber auch kein böser, sondern eine abgeschiedene Seele, die im Fegefeuer ihre Leidenszeit zu bestehen habe, und so lange umgehen werde, bis das Schloß Neuhaus bis auf den letzten Stein vom Erdboden vertilgt sei. Demnach müßte sie den baldigen Untergang ihrer Herrschaft wünschen, um zur ewigen Ruhe zu gelangen, aber dies zeigt ihr Betragen nicht; denn sie legt überall Liebe und Fürsorge für die Ihrigen an den Tag. In all' den fürstlichen und gräflichen Häusern, die im Laufe der Zeiten mit der von Rosenberg'schen Familie durch Verwandtschaft verbunden waren, zeigt sie sich, und zwar in schrecklicher Gestalt und klagender Geberde, wenn ein Trauerfall bevor steht, und in heiterer, wenn eine glückliche Geburt zu erwarten ist. Eine abgeschiedene Seele jedoch, die Pein leidet, und Hoffnung hat, der Qual ledig zu sein, wenn ihr

Geschlecht geendet hat, wird dieses Geschlecht nicht schützen und wahren, sondern im Gegentheil dessen Untergang zu befördern suchen. Demnach ist die weiße Frau kein böser Geist. Es ist auch kein Verbrechen, das sie umtreibt, sondern die bis zum höchsten Grade getriebene Liebe und Fürsorge für die Ihrigen. Eine solche starke Liebe geht über das Grab hinaus, und von einer solchen Liebe sprach ich am Eingang meiner Erzählung. Freilich nicht jeder starken Liebe wird Solches gewährt, denn sonst wäre manche treue Seele, die einen Schatz von Kummer und Liebe in ihrem Busen birgt, und mit diesem in die Grube steigt, ebenfalls zu diesem Umherwandeln berechtigt. Es muß also hiermit eine besondere Bewandtniß haben, und ich denke mir, daß dies eines der Geheimnisse Gottes ist. Aber ein böser Geist ist sie nicht, und etwas zu verbüßen hat sie auch nicht.

Ich will nun weiter berichten, was ich von ihr weiß. Es war am 20. August des Jahres 1575, als ein junger Prinz, der Markgraf Erdmann

Philipp, im Schlosse zu Bayreut, mit dem Pferde auf's Steinpflaster stürzte, und wenige Stunden darauf starb. Derselbe hatte die weiße Frau gesehen, wie sie, als er der Schlosstreppe sich nahete, mitten unter den Knechten stand, die seiner harrten, doch von keinem dieser Diener erschaut. Nur der junge Prinz erblickte sie, und deutete sich auch sogleich ihre Erscheinung. Dieser Vorfall zeigte, daß die weiße Frau nunmehr in andere fürstliche Häuser übergegangen war. Und in der That, die Gemahlin Herrn Wilhelms von Rosenberg war die Tochter Sigismund's, Königs von Polen. Dieser Herr Wilhelm von Rosenberg heirathete in vier fürstliche Häuser, nehmlich in das Braunschweigische, Brandenburgische, Badische und Pernsteinische.

Von der frommen und gottesfürchtigen Gemüthsart der weißen Frau genügt auch, daß sie sich stets zornig und ungeberdig zeigte, wenn bei ihrem Erscheinen gegen Gott und seinen Dienst lästernde Reden ausgestoßen werden. Sie hat bei derlei Anlässen auch wohl gar mit Steinen nach dem Lästerer

geworfen. Ihren Wohlthätigkeitssinn beweist
Stiftung, die sie noch bei ihren Lebzeiten ge
und für deren Aufrechthaltung sie auch nach
Tode sorgt. Es ist dies der sogenannte „süße B
der an jedem Tage der Einsetzung des heiligen A
mahls den armen Insassen um Schloß Neu
herum, vorgesetzt werden muß. Als die Schw
in Böhmen eindrangen, wurde diese milde Stif
verabsäumt, und die Speisung fand an dem be
neten Tage nicht statt. Alsobald erhob sich im Sch
in welchem die schwedischen Offiziere einqua
waren, ein solches Getöse und Gepolter, daß
fürchtete der ganze Bau stürze in Trümmer.
Spuk wiederholte sich jede Nacht und hörte
eher auf, als bis der schwedische Oberst, von
Vorhandensein einer solchen Stiftung unterri
die öffentliche Armenspeisung anordnete. Da
frommen Gebräuche in ihrer Familie beoba
werden, dafür sorgt sie angelegentlich; so führt
selbst den Priester herbei, daß er die letzte Oe
ertheile, als 1604 Einer der Rosenberge von

Neuhausischen Linie im Sterben lag. Als die Gräfin von Montfort die Prinzessin Maria von Hohenzollern, die krank darniederlag, besuchte, und zufällig kein Diener sich gegenwärtig befand, die besuchende Dame zu leiten, so erschien die weiße Frau mit einer Fackel in der Hand und führte die Gräfin in das Krankengemach. Solche Dienstleistungen zum Besten Leidender und Trostbedürftiger sind nicht Werke eines unseligen Geistes. Bei eitlen und lebenslustigen Frauen tritt sie in eigenthümlicher Weise als Todesverkündigerin auf. So stand einmal die Markgräfin Sybille von Baden vor ihrem Spiegel und legte sich kostbaren Schmuck an zu einem Ballfeste. Sich umwendend, fragt sie ihre Dienerin wieviel die Glocke geschlagen; da sieht sie die weiße Frau hinter sich stehen, die ihr erwidert „Zehn Uhr. Ihr müssen!" Die Markgräfin erschrak heftig, erkrankte und starb bald darauf.

Als sie noch unter den Lebendigen weilte, hieß man sie Bertha von Rosenberg, und sie war die Tochter Ulrich's von Rosenberg, Oberburggrafen

in Böhmen, der zugleich vom Papste ernannt
Oberfeldherr gegen die Hussiten. Das Jahr 14
wird als ihr Geburtsjahr angegeben und 1443 v
mählte sie sich mit Johann von Liechtenstein, ein
Steyerischen Edlen. Diese Ehe war nicht glückl
Als der Tod sie von ihrem Joche erlöst hatte, kel
Bertha zu den Ihrigen zurück, zu ihrem Brud
Heinrich, der 1451 Chef der Familie geworden w
Sie wird als klug und sanft gerühmt. Ihrem B
der, der zum Jähzorn neigte, gab sie gute Rathschl
und ermahnte ihn zur Mäßigung und Weish
Ihre Familie wußte sie dafür auch nicht wenig
ehren. Als Meinhard von Neuhaus 1466 du
Podiebrad seiner Würde und seines Lehens ent
wurde, übernahm sie die Erziehung der Söhne u
Töchter des Verstorbenen, und der Freund, Er
Leskowiz, übergab ihr; als einer klugen und umsi
tigen Frau, die Verwaltung der weitläufigen H
schaften und Güter der Erben. Dafür wurde Fr
Bertha auch von ihren Zöglingen so zärtlich gelie
daß die Brüder Johann und Heinrich, die beide ob

Erben starben, die Mutter und Wohlthäterin bis zum Tode in Schloß Neuhaus lebenslang.

Es ist später Streit entstanden ob diese Frau Bertha oder Berchta auch in der That die spätere weiße Frau sei, und ein Gemälde, das sich auf Schloß Neuhaus noch im Jahre 1653 befand und den Fremden gezeigt wurde, schlichtet den Streit, indem es unverkennbar die Aehnlichkeit zwischen der weißen Frau und der Frau Bertha von Rosenberg, deren Bildniß es darstellt, ausweist.

Nicht lange nach ihrem Tode mußten schon ihre Wohlthaten an, die sie ihrem Geschlechte erwies; so im Jahre 1538, wo sie dem Peter Wolfe von Rosenberg einen Schatz überwachte, der im Schlosse vergraben lag. Diesen Wolfe hatte sie bereits in ihren besonderen Schutz genommen, da er auch ein Kind war. Sie erschien öfters Nachts, nahm ihn aus der Wiege, schlief ihn in ihre Arme, und als einstmals die Amme das Kind mit Gewalt ihren Armen entreißen wollte und rief: Ach weiße Du, fremde Frau, mit dem Kinde? sagte sie: ich bin keine Fremde, und

der Knabe gehört zu den Meinen! Darauf näherte sie sich der Wand, und verschwand durch dieselbe, indem sie eine bedeutsame, ausdrucksvolle Bewegung machte. Als der Knabe heranwuchs und man ihm diesen Vorfall berichtete, ließ er die Wand öffnen, und entdeckte den Schatz. Die weiße Frau erschien ihm und gab ihm gute Lehren, wie er das Geschenkte gut anwenden könne.

Was die Armenspeisung betrifft, oder den sogenannten süßen Brei, so versammelten sich dazu, als diese Stiftung in ihrem besten Flor war, an zehntausend Arme aus der Umgegend von Neuhaus. Einige kamen auch aus weiter Ferne. Die Tische wurden auf dem geräumigen Vorplatz des Schloßhofes gedeckt, und nicht gewöhnliche Knechte und Diener, sondern Grafen, Barone, adelige Herren trugen die Speisen auf und schenkten Wein. Der Statthalter selbst trug die erste Schüssel auf, und ihm spielten Spielleute vor, die Posaunen und Trompeten bliesen. Je zwölfe saßen beisammen; ihnen wurde zuerst ein dreipfündiges Brod vorgesetzt, als

dann eine Biersuppe, dann ein Gericht Karpfen, und endlich der süße Brei, ein Gemenge von Buchweizen, Erbsen und Hülsenfrüchten mit Honig angerührt. Zum Getränke diente Bier und Landwein. Bei diesem Gastmahl der Armen wurden ungeheure Gerichte verbraucht und ganze Fässer ausgeleert.

Frau Bertha, als sie das Schloß zu Neuhaus, wohin sie sich mit ihren Pflegetöchtern begab, neu ausbauete, und Thürme und Zinnen aufführen ließ, gebrauchte viele Arbeiter, und diesen gab sie, als sie manchesmal gegen die schwere Arbeit murrten, mit freundlichen Worten die Versicherung: Ihr sollt, wenn Ihr fertig seid, auch einen süßen Brei haben, und ich und die Meinen sollen ihn euch selbst kochen und auftragen. Einen süßen Brei nannte man aber damals jede gute und treffliche Mahlzeit. Dieses Versprechen hielt denn auch Frau Bertha, und sah darauf, daß ihre späteren Nachkommen es ebenfalls hielten gegen die Nachkommen jener ersten, armen Arbeiter.

Dies und die Geschichten von der weißen Frau,

Hiermit schloß die Almosenempfängerin ihre Erzählungen, und einer der Schiffer nahm das Wort.

Zweite Nacht.

Von den Todes-Vorboten.

(Der erste Schiffer erzählt.)

Was die gute Frau dort uns von der Erscheinung des Gespenstes der weißen Frau erzählt hat, mag alles die Wahrheit selbst sein. Was mich betrifft, meine Freunde, so glaube ich, daß es Todes-Vorboten giebt, und ich kann auch eine Menge Fälle anführen, die mir hierüber zu Ohren gekommen sind. Zuerst will ich erzählen, was man sich in meiner Vaterstadt Lübeck von Alters her erzählt. Es giebt mancherlei Schriften und Dokumente über das Ereigniß, und gelehrte Herren haben die Wahrheit der Erscheinung festgestellt.

Als ich noch ein Knabe war, hörte ich einmal meinen Vater heimlich zu seinen Freunden sagen: Rabundus hat sich hören lassen. Es ereignete sich,

in die Höhe schoß und zu dem Fenster im vierten Stockwerk in das Fenster schaute, und zugleich der [illegible] plötzlich sterben sollte.

In vielen Familien in Schottland ist die Gabe erblich, Todesfälle vorauszusehen, und man nennt dies „das zweite Gesicht." Auch das [illegible] erblicken, ist ein Zeichen des nahen Todes. Das Zerbrechen von Bildern oder Gläsern, die unberührt an der Wand hängen oder stehen, gilt für ein solches Zeichen, eben so das Aufgehen der Thüren ohne menschliche Berührung, und das Fallen schwerer Körper, ohne daß diese gestoßen werden.

An diese Erzählungen knüpfte der erste Schotte nun noch Betrachtungen über diesen Gegenstand und führte einzelne Fälle an, die ihm in seiner Familie und nächsten Umgebung bekannt geworden. Auch die Andern erzählten dergleichen.

fingen sie an in der Karte zu spielen. Während des Spiels entfällt Einem ein Kartenblatt. Das Mädchen, dessen Liebster er war, läuft hinzu und sucht unter dem Tische das Blatt. Dabei bemerkt sie mit Entsetzen, daß die Füße und Beine der drei hübschen Gesellen von einer sehr sonderbaren Beschaffenheit sind, nehmlich, daß es Pferdefüße sind. Sie schreit laut auf: Gott sei mir Sünderin gnädig! Im Nu springen die drei Gestalten auf und haschen nach den Mädchen. Die, welche jene Worte ausgestoßen, entschlüpft glücklich in eine nahegelegene Kammer, deren Thür sie zuwirft und mit dem Bilde des Kreuzes bezeichnet, die Andern Zwei findet man todt und die Leichname in Fetzen zerrissen, die Teufelslarven jedoch verschwunden.

Bei uns war der Gebrauch, daß die Dirnen in der Neujahrsnacht sich eine Art Orakel stellten, und war dabei der Verlauf nicht so blutiger Natur, wie es die eben erzählte Geschichte zeigt. So weiß ich, daß meine eigene Schwester eine solche Festschau veranstaltete, bei der auch Du dabei warst, Margarethe!

Vierte Nacht

Die Irrwische und die Nachtmaren.

ein Vorfall in unserm Dorfe, der sich ereignete, als ich gerade als junges herangewachsenes Mädchen zum ersten Male zum Tisch des Herrn ging. Dies liegt zur Genüge, was der alte Claus sagt. Er heirathete nämlich eine reiche Wittwe, und zwei Stunden von dem Dorfe entfernt, in einem einsamen Wäldchen, in der sogenannten rothen Waldschenke, wurde das Hochzeitmahl angerichtet. Viele Gäste, darunter Spielleute, waren mit hinaus und man blieb beisammen fast bis zu Sonnenuntergang. Daß es wüst dort herging, versteht sich von selbst; die Wittwe und Braut selbst liebte gar sehr ein Gläschen über den Durst zu trinken. Um Mitternacht war es, als die Brautleute aufbrachen und den Weg nach Hause antraten, die Braut an der Hand ihres Liebsten. Plötzlich bemerkte sie, daß die älteste Brautjungfer nicht mit dem Zuge war. Das Mädchen war bei dem Hochgelage wahrscheinlich zurückgeblieben, vielleicht hatte sie sich auch voraus auf den Weg gemacht, und war bereits im Dorfe. Die Frau ist nicht zu halten und eilt zurück; [illegible]

verhöhnen, die als Elfen [illegible] mit [illegible] und Schreckbildern, ganz ähnlich der Weise der eben besprochenen Irrwische. Ich will nur den Fall erzählen, der meinem Oheim begegnet ist. Derselbe war ein gesetzter, ordentlicher, weder dem Trunk noch sonstiger Unordnung ergebener Mann. Er war frisch und gesund, als er zu uns kam, um bei uns zu wohnen, wurde aber zusehends hinfälliger, verlor seine gesunde Farbe und seine gute Gesundheit. Als wir in ihn drangen, nannte er uns als Grund des Uebels die Plage, die ihm allnächtlich die Nachtmahr bereitete. Es war ihm, so sagte er, als wenn zur Nachtzeit ein schwerer dunkler Körper auf ihn [illegible] der nicht wankte und nicht wiche, und ihm schier das Herz aus dem Leibe zu pressen drohte. Oft sah er diesen gefährlichen, nächtlichen Gast wie ein Schattenbild in die Kammer schlüpfen, als ein Thier mit Borsten und bald wieder als verzerrte und verkehrte Menschengestalt, grausenhaft anzusehn. Diese nächtliche Erscheinung fand aber nur in Nächten statt, wo der Mond am Himmel stand, jedoch verdeckt.

dieses oder jenes Haus zu schicken, wo Jemand wohne, der ihm zuwider sei. Auf dieses Bekenntniß wurde der Knecht eingezogen und den Gerichten übergeben, mein Großohm war aber befreit von dem Uebel.

Ich selbst habe in meiner Jugend von der Nachtmär zu leiden gehabt, aber ich habe das Ungethüm durch Gebet und Anrufung einer der Heiligen glücklich bekämpft. Der Arzt hat dafür freilich eine andere Erklärung gehabt und hat gesagt, daß mein allzureichliches Blut die Plage herbeigeführt; aber ich lasse mir nicht ausreden, daß ich das Gespenst selbst gesehen. Denn wir schliefen drei Mädchen zusammen in einer Kammer, und ich pflegte, wenn ich die Plage empfand, laut um Hülfe zu rufen. In einer Nacht, es war auch solch eine bedeckte Mondnacht, wie ich sie in obiger Erzählung geschildert, erfüllte ich wieder mit meinem schmerzlichen Winseln und meinen Klagen das Schlafgemach, und die beiden Andern versicherten mich laut, daß sie nichts sähen. Aber wie wir nun alle Drei

Fünfte Nacht.

Von den Vampyren und den Wärwölfen.

(Die zweite Schifferstrau erzählt.)

Von allen den bösen und schlimmen Dingen, die mit dem Menschen geschehen, ist das das schlimmste, wenn seine Ruhe im Grabe nicht einmal unangefochten bleibt, und daß dem leider so ist, davon hat man Beispiele, indem es Todte giebt, die ihre finstere Höhle verlassen, unter den Lebenden umgehen, und Gräuel namenloser Art ausüben, so denn, um nur Eines zu sagen, das Blut saugen.

Da ich mit meinem Vater, der ein begüterter Handelsmann war, viele Reisen gemacht habe; er nahm mich immer mit, und zwar in Knabenkleidung, weil er behauptete meine Geschicklichkeit und Anstelligkeit sei ihm so besser von Nutzen, und wir durchzogen einen großen Theil der Länder, die im Süden unseres großen Heimathlandes liegen, so kamen wir denn auch in einem Sommer nach einer schönen und gebirgigen Provinz, deren Namen zu nennen, nicht eben nöthig ist. Das Land ist noch wenig von

Todten, der bereits über drei Monate im Grabe gelegen. Der Leib war geschmeidig und beweglich, die Lippen roth und der Ausdruck des Gesichts ein unheimlich verzerrter. Das Volk schrie laut: Dieser lebt noch! — Es wurde nun dem Körper das Haupt abgehauen, und durch die Brust der Pfahl gestoßen, alsdann wurde er wieder verscharrt, aber nicht in dem alten Grabe, sondern jenseits der Kirchhofmauer. — Wir blieben nicht so lange im Dorfe, um zu erfahren, ob nun das Unwesen ein Ende gehabt, doch hörten wir später, als wir heimkehrend nochmals durch diesen Ort kamen, keine neuen Berichte und Erzählungen.

Man sagt auch, daß die Todten im Grabe noch nach Nahrung verlangen, und daß sie die Tücher, in die sie gehüllt sind, zu nagen anfangen. Dies ist über alle Vorstellung hinaus entsetzlich. So hatte man eine Braut begraben oder vielmehr in einem Gewölbe beigesetzt, und es hörten in der Nacht die Leute, die sich zufällig auf dem Kirchhofe und in der Nähe jenes Grabes befanden, deutlich das Schlucken,

Leiche bringt, und der Eingang wird verschlossen. So einsam auch der Ort ist, so geschieht's doch, daß Nachts ein Reiter des Weges zieht, der hört ein klägliches Schreien, das aus der verschlossenen Höhle dringt. Er bringt eilig Hülfe herbei, man hebt den Stein hinweg, und als man hinabsteigt, findet man den Todten aus seinem Sarge hinausgewälzt am Boden aufrecht sitzend und nicht weit von ihm, jedoch in einem Winkel versteckt, den unvorsichtigen und vollkühnen Jüngling, dem die Arme bis auf den Knochen angenagt sind. Auf Befragen, berichtet der Unglückliche, daß er, wie er mit dem Todten sich allein befunden, dieser erwacht und über ihn hergefallen sei, um ihn mit mörderischen und gierigen Bissen zu zerfleischen.

Von demselben gelehrten Herrn, der mir diese Geschichte aus alter heidnischer Zeit erzählte, die aber von glaubwürdigen Zeugen unter den Zeitgenossen bestätigt wurde, hörte ich auch, daß es eine Art Zauberer gäbe, die es verstünden „Einem das Herz aus dem Leibe zu ziehen," indem sie vorgeben,

waren — sich nicht enthalten konnten, selbst die Herzen ihrer Angehörigen und Lieben zu essen. Um den Streit zu entscheiden, ob das Herz wirklich verschwinde, erzählt man, daß in einem Kloster in Portugal, und zwar in einem Augustinerkloster, von dem Abte mit einem arabischen Zauberer der Versuch gemacht worden und ihm anbefohlen worden sei, den Inhalt einer Cucumber, ohne daß sie geöffnet worde, lediglich durch den magischen Blick und durch die Zauberformel auszusaugen. Der Araber hat sogleich ans Werk gemacht, und nachdem er wohl über eine viertel Stunde die Cucumber unverwandt angeblickt, und eine Bewegung mit den Händen gemacht, als schlürfte er und verzehrte er Etwas, so habe man den betreffenden Gegenstand aufgeschnitten, und ihn wirklich seines Inhalts völlig beraubt gefunden.

Der gelehrte Herr behauptete, das Herz könne dem Menschen nicht aus der Brust hinweg genommen werden, ohne daß er eine Verletzung erhalte und sogleich todt sei, allein es sei möglich, daß der Zau-

er möge sich vor ihren Augen verwandeln. Er
gert sich und als er endlich nachgiebt, will e
Verwandlung heimlich vornehmen, entfernt sich
nach in eine Scheune deren Thüre offen bleibt.
nach Verlauf weniger Minuten läuft er als
wieder heraus. Die Hofhunde fallen den Wolf
und ehe es verhindert werden kann, wird d
verwandelten Wesen ein Auge ausgebissen.
Wolf verschwindet, und erst nach Verlauf mehr
Tage kehrt der Knecht zurück, übel zugerichtet
durch den Verlust eines Auges entstellt. Von
Weibe erzählt man in demselben Dorfe, das sich
habe in einen Wolf verwandeln können. Da
Gerichtspersonen des Orts ihr die Probe aufge
in ihrer Gegenwart sich zu verwandeln, hatte sie
ebenfalls anfangs geweigert, später jedoch nach
ben und eine Salbe verlangt, die man ihr auch
ihrer Wohnung herbei gebracht. Nachdem sie
mit dieser Salbe den Oberleib gerieben, sei sie
rasch hingefallen und habe in unterbrochenem
Schlafe wohl über zwei Stunden gelegen. Al

aufgewacht, hat sie berichtet, daß sie, als Wolf verwandelt, in dem Dorfe, das sie nannte und bezeichnete, einem Bauern ein Lamm aus der Hürde geraubt und selbiges zerrissen habe. Sogleich hat man nachgeforscht und den Thatbestand vollständig bestätigt gefunden. Ich könnte noch mehr solche Beispiele anführen.

Zu diesen Erzählungen der zweiten Schifferfrau fügte der gelehrte Herr die Bemerkung hinzu, daß schon die alten griechischen und römischen Schriftsteller von derlei Verwandlungen von Menschen in Wölfe sprachen, namentlich Virgil, so in dem Verse: „Ich habe es gesehen wie Möris ein Wolf ward und sich in dem Walde verbarg." Herodot berichtet, daß unter den Scythen Viele waren, die jährlich einmal zu Wölfen wurden, und Pausanias erzählt, daß Damarch, ein Fechter, zehn Jahre lang ein Wolf gewesen, und dann wieder zum Menschen geworden sei.

Die Almosenempfängerin, die sich die Miene gab, gelehrte Nachweisungen und Erklärungen zu verstehen und nach ihnen zu verlangen, schon weil sie in der gelehrten Welt sonst niemand zu leben

gewohnt war, fragte den Herrn noch um einige Er-läuterungen, die dieser ihr auch willig gab; die An-dern jedoch begnügten sich, einige Geschichten denen der Schiffersfrau noch zuzufügen.

Sechste Nacht.

Die Hexen.

(Der Hausirer erzählt.)

Von den vielen Händeln und dem mannigfa Verkehr, den die Hexen und die Zauberer vom An-beginn der Welt an geführt und angestiftet, will i hier nur der Liebschaften dieser Unholdinnen, ihr trügerischen Bündnisse und der argen Verlockung des Bösen, die er gegenüber unbekümmerten Weib-seelen ausführet, erwähnen. Ihr könnt euch wohl den-ken, daß ich gar weit in der Welt herumgekommen bi und daß ich manche Geschichte, die nicht gerade Jedermanns Ohren kommt, erfahren habe. Vo allen diesen will ich jedoch nur ein paar ausheben, denn es ist gegen die Sitte unsers kleinen Erzähler-kreises, mehr zu geben, als die Aufmerksamkeit er-tragen kann. Denn der menschliche Geist ermüdet

mußte denn ein Weib selbst sein, und Niemand ist Richter in eigener Sache. Ich will einen Fall erzählen, der sich ereignete, als ich auf meinen Reisen in Welschland mich befand. Eine junge Edeldame hatte sich in einen schönen und ihr ebenbürtigen Jüngling verliebt, der jedoch ihre Neigung nicht erwiederte. Hierüber untröstlich, überließ sie sich den heftigsten Klagen und Verwünschungen ihres Geschicks. Eines Abends, da sie in der Stadt spazieren geht, begegnet sie dem jungen Manne, und dieser wechselt zum erstenmale freundliche Worte mit ihr, er bittet sie sogar um eine baldige erneute Zusammenkunft. Die junge Dame gewährt ihm diese, hocherfreut über die glückliche Wandlung im Herzen dieses ihres jetzigen Geliebten. Das glückliche Verhältniß dauert einige Zeit. Es traf sich zufällig, daß die junge Dame einen kostbaren Schmuck erhielt, und unter diesem auch ein Heiligenbild, das sie immer am Halse zu tragen beschloß. Als der Geliebte dies bemerkte, bat er sie anfangs inständigst, dieses geweihte Bild abzulegen, und als seine Bitten nichts fruchteten, machte er seinen Besuchen ein Ende und blieb aus. Die Geliebte kann seine Entfernung nicht ertragen,

hübsche Tochter, die wollte er gegen ihren Willen verheirathen. Das Mädchen that einen Schwur, daß sie eher einen Erhenkten vom Galgen herabnehmen wolle, als den Mann, den ihr der Vater geben wolle. Was geschieht? Diese vermessene Rede bleibt nicht ungestraft. Es ist schon spät in der Nacht, da treten noch drei vornehme Reisende ein, und begehren Zehrung und Nachtlager. Der Eine, der der Herr zu sein scheint, während die zwei Andern seine Begleiter, bewirbt sich um die Gunst der hübschen Wirthstochter, die ihm auch nicht abgeneigt ist. Die kleine Gesellschaft wird sehr guter Dinge beim Becher Wein, da erscheint noch ein Reisender und zwar ist dies ein frommer Glaubensbruder, der sich verirrt hat und für die Nacht ein Unterkommen sucht. Als man vom Mahle aufsteht, will der fromme Mann ein Gebet sprechen, doch die drei vornehmen Herrn untersagen es ihm, und als er es dennoch ausführen will, überfallen sie ihn und wollen ihn zum Hause hinauswerfen. Da ruft Jener im Zorn: Im Namen Gottes, ihr seid nicht fromme Christen, ihr seid Höllengeschöpfe. Alsbald fallen die drei zu Boden, und es liegen drei halbverweste, vom Galgen

abgelegte Verbname da, das ganze Haus erbebt von einem donnerähnlichen Getöse. Das Mädchen fiel in eine schwere Krankheit; als sie wieder genas, fügte sie sich gehorsam dem Willen ihres Vaters.

In der Gegend von Pattich hat es sich zugetragen, daß ein junger Soldat sich von einem Zechgelage trennte, um heim zu seine Behausung zu gehen. Auf dem Wege muß er der Richtstatte vorbei, wo zugleich der Anger sich befindet, auf welchen das todte Vieh hingeworfen wird. Als er die einsame Straße geht, sieht er ein hübsches Mädchen vor sich herwandeln. Er schließt sich ihr an, geht mit ihr des Weges eine Strecke und da es nahe an Mitternacht ist, setzt er sich mit ihr auf den Rasen nieder. Rundumher sieht er einen herrlichen warten, dessen Blumen im Mondschein lieblich blühen, während ein sanfter Wind die dunkeln Gebüsche bewegt. Im Gespräch mit der Dirne ruft der Soldat plötzlich: Herr, mein Gott, wie duftet es hier so gar stark nach Veilchen! — Da geht's plötzlich wie ein dumpfes Klingen durch die Luft, das schöne Weib verschwindet oder verwandelt sich vielmehr in den stinkenden und faulenden Körper eines todten Pferdes, und rund

umher die Blumen und Gebüsche werden zu Todtenbeinen und aufgeschichteten Knochen. Der Soldat kam mehr todt als lebendig in seiner Wohnung an, wo er berichtete, was ihm geschehn.

Diese Erzählungen des Maurers fanden besonders bei dem weiblichen Theil der Zuhörerschaft großen Beifall.

Siebente Nacht.

(Der gelehrte Herr macht den Schluß.)

Als die kleine Gesellschaft sich in der letzten, noch übrigen Nacht versammelt hatte, bemerkte sie zu ihrer Freude, daß der gelehrte Herr sein Fenster verlassen und sich mitten unter die versammelten Männer und Frauen vor die Hausthüre begeben hatte.

Meine lieben Freunde, sagte er, was ihr euch da erzählt habt, fand an mir einen aufmerksamen Zuhörer; laßt euch nun sagen, wie ich den Gegenstand ansehe, den ihr von allen Seiten beleuchtet, und wie ich gerne zugestehen will, nicht mit Ungeschick behandelt habt. Seit den urältesten Zeiten, so weit die Urkunden, die wir von dem Menschengeschlecht besitzen, hinaufreichen, hat die Welt an

übernatürliche und unerklärliche Dinge geglaubt, und ich habe guten Grund anzunehmen, daß sie auch noch ferner an sie glauben wird. Es ist dies auch völlig im Wesen der Natur alles Erschaffenen begründet, denn wie ein Ding existirt und von wo es seinen Anfang genommen, das weiß kein endliches Wesen, das selbst solch ein Ding ist, zu sagen. Darum giebt es Geheimnisse und wird es stets geben. Aber hütet euch, meine Freunde, zu viel und zu willkührlich durcheinander zu glauben. Dadurch verleidet ihr euch und Andern das Leben. Mit Gott soll man nicht spaßen, mit göttlichen Dingen auch nicht, und in diesem Falle auch nicht mit geheimnißvollen, denn wir wissen nicht in wiefern diese nicht auch göttlich sind. Viele der Geschichten, die wir hier gehört haben, mögen buchstäblich wahr sein, wenigstens haben uns wahrheitsliebende und wahrheitsgetreue Menschen aller Zeiten ähnliche erzählt. Wer wollte nun auftreten und sagen, daß alles dieses nichts als Lüge sei. Doch wollen wir vorsichtig sein und gleichsam nur Schritt vor Schritt auf einem Boden dahinschreiten, der uns Beschaffenheit wir so wenig kennen. Bei dunkler Nacht geht Jeder von

euch, der es irgend haben kann, mit einer Leuchte aus, nur wer ganz arm iſt und weder eine Leuchte ſich anſchaffen noch eine geborgt erhalten kann, und nur wer leichtſinnig und ohne Ueberlegung iſt, geht ohne dieſe Hülfe in die Finſterniß. Wir gehören nicht zu den Einen und wollen nicht zu den Andern gehören. Wir ſind nicht ſo geiſtig arm und verwahrloſet, daß wir die Leuchte der Vernunft entbehren müſſen, und wir ſind nicht die Tollkühnen und Vermeſſenen, daß wir dieſe Leuchte verſchmähen und in wahnſinniger Haſt in die Nacht hinausrennen. Hiermit ſei euch nun die Lehre ans Herz gelegt, daß ihr prüfen ſollt, aber nie und nimmer hochmüthig abſprechen oder leichtfertig verſpotten.

Jetzt gehabt euch wohl und ziehe Jeder ſeine Straße in Frieden.

Berlin, Papier und Druck der Deckerſchen Geh. Ober-Hofbuchdruckerei.